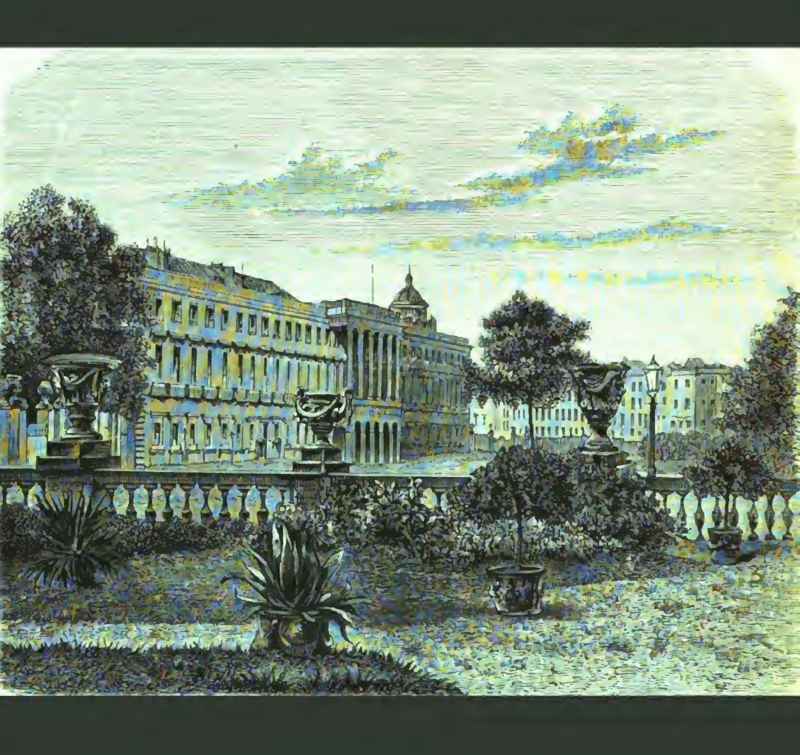
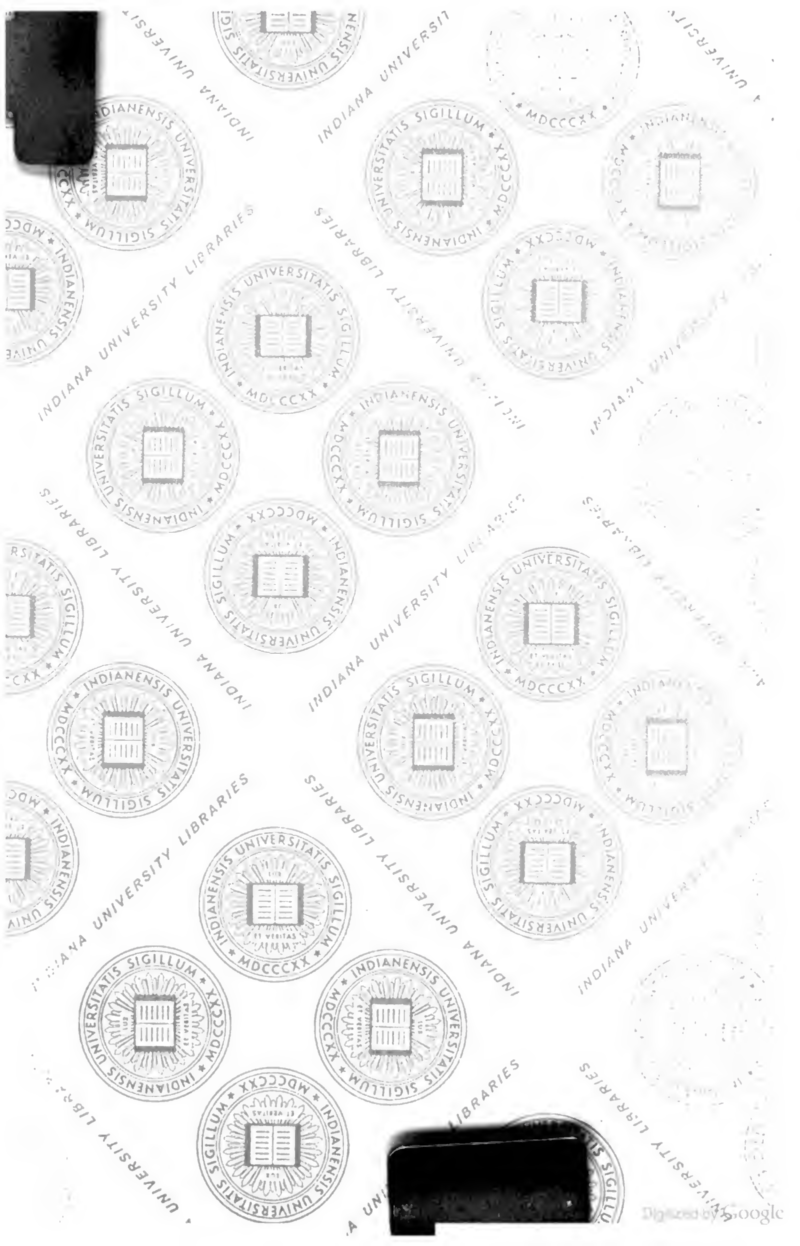
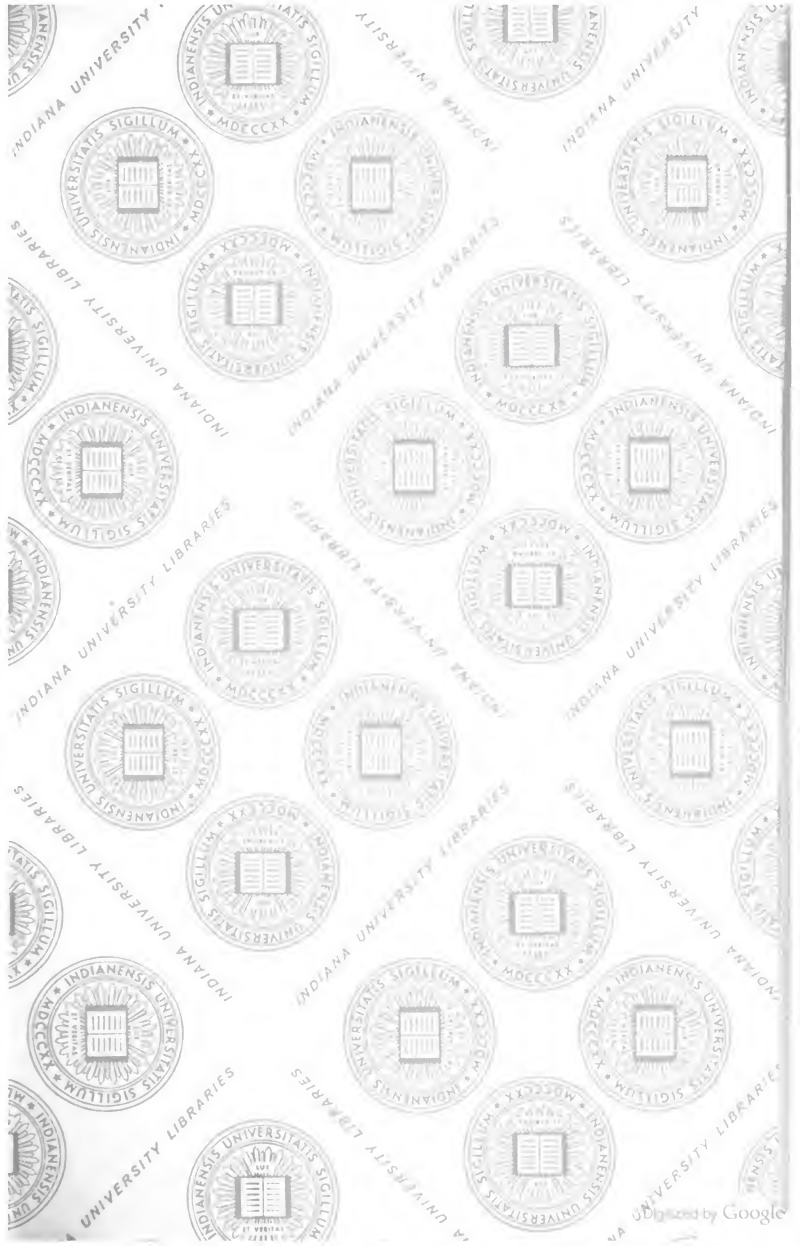


Illustrierte Weltgeschichte für das Volk

Otto von Corvin,
Friedrich Wilhelm Alexander Held







Illustrirte Weltgeschichte

für das Volk.

VIII.

Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage.

Pracht-Ausgabe.

Illustrirte

Weltgeschichte für das Volk.

Begründet

von

Otto von Corvin und Fr. Wilh. Held.

Pracht-Ausgabe.

Zweite, bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage.

Achter Band.

Geschichte der Neuesten Zeit.

Von

Berthold Volz.

II.



Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Tonbildern, kulturgeschichtlichen Tafeln, Karten rc.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1884.



Illustrirte Weltgeschichte VIII. Zeichnung von Ludwig Burger.

Staats-Oberhäupter im neunzehnten Jahrhundert.

Illustrirte Geschichte der Neuesten Zeit.

Von

Berthold Volz.

Zweiter Band.

Von der Julirevolution bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreiches.

Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage.



Mit 290 Text-Abbildungen, 10 Tontafeln und zwei Karten.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1884.

Druck: Cramersche Buchdruckerei in Leipzig.

Inhalt

der

Illustrirten Weltgeschichte.

Geschichte der Neuesten Zeit. II.

Fünfter Zeitraum.

Bewegungen in Europa seit der Julirevolution. (1830—1848.)

Sechster Zeitraum.

Die revolutionären Erhebungen des Jahres 1848, ihr Scheinerfolg und ihre Bewältigung. (1848—1858.)

Siebenter Zeitraum.

Das Zeitalter der Nationalitätsbestrebungen. (1859—1871).

Literatur und Kunst der neuesten Zeit in gedrängtem Ueberblick.

Rückblick

Druckfehler.

Band V. Seite 52 in der Unterschrift des Bildes statt Balbao lies Balboa
„ 404 in der Unterschrift des Bildes statt IV. lies V.
Band VII. „ 10 Zeile 14 von unten statt statte lies stattete
„ 146 „ 21 „ oben „ Auarcharsis lies Anacharsis
„ 257 „ 19 „ „ „ Savory lies Savary
„ 324 „ 17 „ „ „ Grenville lies Granville
„ 423 „ 6 „ „ „ wichigen lies wichtigen
„ 438 „ 18 „ „ „ das lies daß
„ 556 „ 17 „ „ „ Mallet lies Malet
Band VIII. „ 150 „ 17 „ „ „ 1330 lies 1830
„ 179 „ 9 „ „ „ Ilemsen lies Tiemsen
„ 209 in der Unterschrift des Bildes statt Jean Baptiste lies Eugen
„ 285 Zeile 18 von oben statt Görgg lies Goegg
„ 369 „ 10 „ „ „ Kenety lies Kmety.

Illustrationen-Verzeichniß.

Bildnisse.

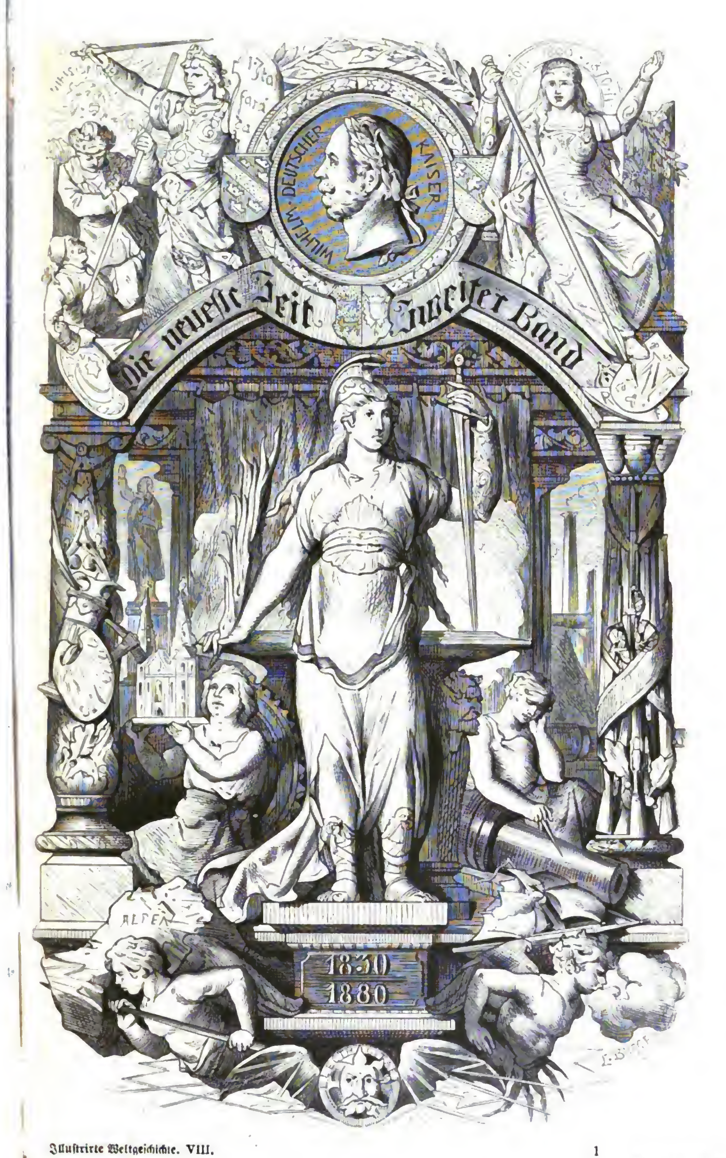
Historische Scenen.

Kriegswesen.

Denkwürdige Stätten. Verschiedenes.

Tonbilder und Karten.

Einführungsbilder, Anfangs- und Schlußvignetten, Initialen ꝛc.


WILHELM · DEUTSCHER · KAISER
Die neueste Zeit
Zweiter Band
ALPEN
1830
1880



Fünfter Zeitraum.

Bewegungen in Europa seit der Julirevolution.

(1830—1848.)



er Eindruck, welchen die Julirevolution in Europa zunächst hervorrief, war allgemeine Ueberraschung und Erstaunen. So jäh war sie hereingebrochen, so rasch ihr Verlauf gewesen, so vollständig schien ihr Triumph zu sein, daß es einiger Zeit bedurfte, bis die Völker das große Ereigniß gefaßt und praktisch begriffen hatten. Es schien, als hätte der Blitz in den alten Staatsbau eingeschlagen; doch erst nach geraumer Zeit schlugen die Flammen aus den Dachsparren empor. Ueberall dort, wo weder eine altbegründete Verfassung noch ein altangestammtes Fürstenhaus die Aufregung der Gemüther mäßigte, kam es zu einer gewaltsamen Empörung gegen das Bestehende. Denn das Beispiel Frankreichs schien auf den rechten Weg zu deuten, um alle Beschwerden mit einem Schlage zu beseitigen. Man glaubte überdies Frankreich als verpflichtet ansehen zu müssen, allen Bedrängten und Unzufriedenen zu helfen. Und wirklich ließ es Frankreich nicht an unbestimmten Versprechungen fehlen, und Straßenhelden aus Paris tauchten da und dort auf, um die gedrückten Völker zu lehren, wie man eine Revolution zu Stande bringe.

Revolutionärer Zündstoff war in Menge in den meisten Staaten Europa's aufgehäuft. Italien, zerstückelt, von Spionen überwacht, unter Fremdherrschaft seufzend, erwartete mit steigendem Ingrimm die Gelegenheit, seine Ketten abzuschütteln. Täglich, erzählte man sich, sahen die Italiener nordwärts, ob denn immer noch nicht die Franzosen über die Alpen herabsteigen würden, um von ihren Unterdrückern sie zu befreien. Polen ertrug mit verhaltenem Hasse die Herrschaft Rußlands; Belgien fühlte sich aller Orten benachtheiligt und zurückgesetzt durch die herrschenden Holländer. Preußen fand vielerlei Schwierigkeiten in seinen neuen rheinischen Provinzen; im größten Theile Deutschlands regte sich ein neuer Freiheitsgeist, welchen die Staatskünstler in Wien mit allen Mitteln niederzuhalten strebten. Spanien und Portugal standen an der Schwelle des Bürgerkrieges. Nur in Nordeuropa und Süddeutschland herrschte Ruhe.

Dazu kam noch ein besonderer Umstand. Die Julirevolution war der erfolgreiche Versuch des Bürgerstandes, sich der Regierung zu bemächtigen. Kaum aber war der Pulverdampf des Straßenkampfes in Paris verzogen, als die St. Simonisten in der Rue Taitbout ihre

geräuschvollen Predigtversammlungen eröffneten. Allen Menschen versprachen sie die freie Entwicklung ihrer Anlagen, Allen je nach ihrer Fähigkeit Antheil an den Genüssen der Welt, abgeschafft sollte jedes Vorrecht der Geburt und des Besitzes, neu gestaltet die Familie von Grund aus werden. Das Ziel des St. Simonismus war nicht blos die politische Freiheit des Bürgers, sondern die Gründung einer freien Gesellschaft auf dem Fundament der Liebe. Das waren sozialdemokratische Grundsätze, für jene Zeit unerhört; aber diese Lehren von der „unredlichen Berechtigung des Individuums" waren in Wahrheit doch nur die Konsequenzen der Revolution. Beifall fanden sie reichlich, natürlich nur in den Kreisen der Unberechtigten. So stellten sie gerade den niedrigsten Volksklassen ein lockendes Ziel vor Augen und trugen, wenn auch in Paris selbst der St. Simonismus bald dahin siechte, durch den einmal gegebenen Anstoß nicht wenig dazu bei, in den untersten Volksschichten der Revolution Anhänger zu gewinnen. Damit begann die soziale Frage mehr in den Vordergrund der allgemeinen Interessen zu treten. Ihren tieferen Grund hatte sie freilich in der fortschreitenden Vernichtung des kleinen Besitzes durch den größeren, die mehr und mehr zu einem Sichaufstauen des Kapitals in den Händen einer immer kleiner aber immer reicher werdenden Anzahl von Besitzenden führte. Der Geist der Zeit schien dahin zu führen, den Einzelnen auf sich selbst zu stellen und ihm freizugeben, welchen Weg er gehen wolle. Allein je mehr dieser Grundsatz unter dem Einflusse des zur Herrschaft gelangenden Liberalismus zur Geltung kam, um so größer wurde das Uebel. Die Wunden, welche die Freiheit schlägt, werden auch durch die Freiheit geheilt. Das war die liberale Lehre. Damit jedoch wurde der Arbeiter, in seiner Vereinzelung widerstandsunfähig, der schonungslosen Ausbeutung durch das Kapital überlassen und lediglich zur Bedeutung einer Arbeitskraft herabgedrückt. So ergeben die auf die Julirevolution folgenden Jahrzehnte das Resultat, daß die Freiheit des Einzelnen im Staate wächst, die Lage der unteren Bevölkerungsschicht aber eine immer gedrücktere wird, so daß sie ihr Verlangen darauf richtet, selbst der Staatsgewalt sich zu bemächtigen, welche die Julirevolution dem Bürgerthume in die Hand gegeben hatte. Auf völlige Umkehr der bestehenden Verhältnisse geht das Streben: der St. Simonismus aber wirkte darauf wie ein erster Luftzug auf einen anglimmenden Kohlenhaufen.

Die heilige Allianz hatte den Grundsatz von der Gemeinsamkeit der Interessen der Legitimität aufgestellt. Die Julirevolution hatte ihn durchbrochen, ohne daß Jemand die Hand zur Abwehr erhoben hatte. Und doch galten die Großmächte als die Schirmherren der Ordnung Europa's. Aber nicht blos in Frankreich, sondern auch in England hatte der Liberalismus die Regierung in die Hand bekommen. Damit war Zwiespalt unter die Großstaaten selbst gekommen. Bis zur Julirevolution hatten sie sich das Recht zugesprochen, in die Verhältnisse der übrigen Staaten nach eigenem Ermessen einzugreifen, und dies Recht der Intervention auch in Italien wie in Spanien mit Nachdruck geübt. Jetzt war das nicht mehr durchführbar, sondern sie mußten sich bescheiden, jedem Staate die Ordnung seiner Angelegenheiten selbst zu überlassen, und die vollendete Thatsache sich gefallen zu lassen, wenn auch die drei östlichen großen Monarchien bedacht waren, ihre Anerkennung von Thatsachen, welche die Festsetzungen des Wiener Kongresses oder die Grundsätze der heiligen Allianz durchbrachen, so lange wie möglich hinauszuschieben.

Daher konnte der Zustand Europa's, welchen die Uebereinstimmung der fünf Großmächte gegründet hatte, sich nicht halten, als jetzt zwei derselben eine andere Richtung des Handelns einschlugen, als Grundsätze, welche bisher zurückgedrängt oder gar bekämpft waren, bei den Vormächten des Westens anfingen, Schutz und Förderung zu gewinnen.

Das zeigte sich gleich bei der ersten Gelegenheit: ein Staat, geboren aus der Revolution, fand die Anerkennung Europa's.



Königliches Schloß in Amsterdam.

Der Abfall Belgiens.

Der Wiener Kongreß, dem Land und Volk nur Quadratmeilen und Bewohnerzahl bedeuteten, war der Meinung gewesen, durch Verstärkung der Nachbarstaaten Frankreich einzudämmen. Darum war Sardinien durch die alte Handelsrepublik Genua vergrößert worden, Holland durch die früher österreichischen, dann französischen Niederlande.

Gegensatz zwischen Holland und Belgien. Diese Vereinigung Belgiens mit Holland war vielleicht die unglücklichste Schöpfung diplomatischer Kunst. Freilich hatten vor mehr als zweihundert Jahren beide Länder zusammengehört; aber schon in den Zeiten ihres Freiheitskampfes gegen Spanien hatten sie sich der Religion halber von einander getrennt und waren dann ganz verschiedenen Bahnen der Entwicklung gefolgt. Holland hatte mit dem evangelischen Bekenntnisse seine politische Unabhängigkeit bewahrt und schaute auf eine ruhmreiche Geschichte zurück; seine Bevölkerung war rein germanisch. Belgien war katholisch und zugleich Provinz fremder Großmächte geblieben; seine Bevölkerung bestand aus Vlamändern, welche den Holländern nahe verwandt waren, und stark französirten Wallonen, unter welchen die Ideen der französischen Revolution noch immer starken Anhang hatten.

Daher kam es, daß die Holländer, obgleich noch nicht $2\frac{1}{2}$ Millionen stark, sich den 4 Millionen Belgiern doch weit überlegen däuchten, in ihnen nicht Brüder, sondern Niederländer zweiter Klasse, fast Untergebene sahen, und dadurch stets von Neuem die Belgier reizten und verbitterten. König Wilhelm zumal, durch die Leiden einer zwanzigjährigen Verbannung aus dem Lande seiner Ahnen tief verstimmt und mißtrauisch gemacht, sah in Belgien kaum etwas anderes als eine eroberte Provinz, die sich einfach zu fügen, aber nicht entfernt den Anspruch auf Gleichberechtigung mit dem Stammlande oder auf die Erfüllung irgend welcher Sonderwünsche hätte, besonders wenn diese Geldaufwand erforderten, was seinem sparsamen Wesen

doppelt widerwärtig war. Hatte er doch, sofort nach der Rückkehr aus seinem Exil in England, während noch Europa gegen Napoleon kämpfte, im März 1814 kurz entschlossen Belgien besetzt und war dann mit der vollendeten Thatsache dem Wiener Kongresse entgegengetreten.

Eine Verfassung verband die beiden verschiedenartigen Reichshälften. Dieselbe sicherte allen Staatsbürgern gleiche religiöse und politische Rechte zu, setzte aber eine zehnjährige Budgetperiode fest, gewährte überhaupt der Krone sehr ausgedehnte Rechte, bezeichnete die Minister als nur dem Könige verantwortlich und legte die sehr bedeutende holländische Staatsschuld zur Hälfte auch auf Belgien, dem überdies nur dieselbe Zahl von Vertretern (55) in den Generalstaaten zugebilligt war wie dem kleinern Holland. So enthielt sie für Belgien Demüthigung und Benachtheiligung zugleich. Es war daher begreiflich, daß von den nach Brüssel berufenen belgischen Notablen die Mehrheit sich für die Ablehnung einer solchen Verfassung entschied. Da indessen etwa der sechste Theil der Einberufenen ausgeblieben war, so wurden diese sämmtlich den 527 zustimmenden Notabeln zugezählt und dadurch gerade noch eine Mehrheit für die Annahme erzielt. Die Proklamation des Königs bezeichnete hiernach die Verfassung als von den holländischen Generalstaaten, die mit großer Mehrheit zugestimmt hatten, wie von den belgischen Notablen angenommen und achtete aller Proteste nicht, die zahlreich aus dem Süden des vereinigten Königreichs einliefen. Das verstimmte und reizte: die Verfassung, welche dazu dienen sollte, die Verschmelzung der beiden Nationalitäten herbeizuführen, wurde für die Belgier eine Rüstkammer für fortwährende Klagen und Beschwerden. Die Belgier fühlten sich eben eingeengt, ja beherrscht von einem ihnen nach Religion, Nationalität und Geschichte fremden Volke — das war der wahre Grund ihrer Unzufriedenheit, die jeden Anlaß benutzte, sich Luft zu machen. Natürlich reizten diese steten Beschwerden, die, nach dem Anlasse, nicht nach dem tiefer liegenden Grunde beurtheilt, nicht selten wenig gerechtfertigt waren, auch die Holländer wieder und riefen in diesen eine mit Geringschätzung sich mischende Abneigung gegen die neuen, stets unzufriedenen Brüder hervor.

Die Belgier beschwerten sich über die Einführung des Holländischen als der Amtssprache: aber das Französische wurde in Belgien nur in den Kreisen der Gebildeten [illegible] in den größeren Städten gesprochen, und das Vlämische war eine Sprache ohne Grammatik und Literatur. Die Steuern wurden erhöht: gerade die Instandhaltung der belgischen Grenzfestungen verschlang alljährlich ungeheure Summen. Die Belgier hatten die holländische Staatsschuld, welche größtentheils für die Erhaltung der holländischen Kolonien entstanden war, mit zu tragen: aber sie hatten jetzt auch den Mitgenuß der Kolonien. Freilich waren manche Bestimmungen der neuen Verfassung drückend; eine jede Verfassung bedarf jedoch des allmählichen Ausbaues, und berührten denn solche Bestimmungen die Holländer weniger als die Belgier?

Zutreffender waren andere Beschwerden. Die Verfassung verbürgte Unabhängigkeit der Rechtspflege. Die Schwurgerichte, welche bis zur Vereinigung in Belgien bestanden hatten, wurden aufgehoben, Unabsetzbarkeit der Richter aber wurde nicht gewährt, so daß die Richter und damit die Rechtspflege von der Regierung abhängig blieben. Die Verfassung versprach ferner Preßfreiheit; aber die sehr strenge Verordnung vom 20. April 1815 zog der Presse enge Grenzen und gab sie bei der Unfreiheit der Rechtspflege hülflos in die Willkür der Regierung; gegen freimüthige Zeitungsschreiber wurde sehr rücksichtslos eingeschritten. Die Kontrolle der Staatsfinanzen durch die Generalstaaten war endlich nur Blendwerk, da alle ordentlichen Ausgaben auf zehn Jahre bewilligt wurden und nur die außerordentlichen auf ein Jahr, diese aber nicht selten ohne Weiteres mit den ordentlichen vermischt wurden. Niemand wußte, wo die hohen Steuererträge blieben; in Brüssel erzählte man sich, der König treibe Privatspekulationen damit, und es gab Leute genug, die es glaubten.

Die belgische Opposition. Dies waren die wesentlichsten Umstände, auf welche sich die Liberalen in Belgien bei ihrer Opposition gegen die Regierung stützten. Ihr Einfluß war um so größer, als er eben von der nationalen Abneigung gegen das Holländerthum getragen wurde. Für ihre beste Feder galt Louis de Potter, geboren 1786, ein Schriftsteller von großer Beweglichkeit und gründlichen Studien; sein Reichthum gab ihm eine ganz

unabhängige Stellung. Mit sehr eindringenden Worten mahnte er das belgische Volk, seine Nationalität zu vertheidigen, seinen gerechten Forderungen Erfüllung zu verschaffen; mit größter Rücksichtslosigkeit griff er die Regierung an. Von gleichem Geiste zeigte sich fast die ganze Presse Belgiens beseelt; in Zeitungen und Flugschriften wurde unaufhörlich Krieg gegen die Regierung geführt. Dazu kam, daß in Paris eine beträchtliche Anzahl von Belgiern lebte, meist jüngere Leute, mit demokratischen Ideen erfüllt, welche nicht müde wurden, ihre Landsleute in der Heimat durch Briefe, durch Zeitungskorrespondenzen zur Erhebung gegen die Unterdrückung aufzurufen.

Ohne Zweifel mächtiger, wenn auch weniger laut trat die Opposition der katholischen Geistlichkeit in Belgien auf. Während der spanisch-österreichischen Zeit war ihr Einfluß unbegrenzt gewesen; noch immer besaß sie die größte Geltung sowol bei dem hohen Adel als auch bei den niederen, sehr bigotten Volksklassen. Sie zeigte sich durchaus ultramontan-jesuitisch gesinnt und ertrug daher nur mit größtem Widerwillen die Herrschaft eines Staates, der durch Abfall vom katholischen Bekenntniß erst zur Selbständigkeit gelangt war, ein Fürstenhaus, das zu den Hauptstützen des Calvinismus gehörte, eine Regierung, welche in Glaubenssachen Gleichberechtigung für alle Unterthanen verlangte. Es mußte das ernste Bestreben dieser Regierung sein, diese versteckte aber einflußreiche Gegnerschaft dadurch zu brechen, daß sie ihren Einfluß eindämmte und einem aufgeklärten Geiste Eingang in den Klerus verschaffte. Dieser aber hatte sich seinen Einfluß für die Zukunft dadurch gesichert, daß er die höheren Schulen des Landes in seine Hand gebracht hatte, und war auch der Gesinnungen des geistlichen Nachwuchses dadurch gewiß, daß die jungen Priester ihre Ausbildung ausschließlich in den bischöflichen Seminaren empfingen, die ganz in jesuitischem Geiste geleitet wurden.

Gegen diese beiden Bollwerke des Ultramontanismus richtete daher zunächst die Regierung ihre Maßregeln. Im Juni und Juli 1825 erschien eine Reihe von Verordnungen, durch welche in Schulen, Gymnasien und Universitäten der Volkserziehung eine gesunde Richtung gegeben wurde; alle höheren Schulen wurden für Staatsanstalten erklärt und dadurch dem klerikalen Einflusse mit einem Schlage entzogen. Im August desselben Jahres gründete die Regierung [illegible] das Philosophische Kollegium zu Löwen, auf welchem jeder junge Priester zwei Jahre studirt haben mußte, bevor er in ein bischöfliches Seminar eintreten durfte: ein wirksames Mittel, um bigottem Geisteszwang vorzubeugen.

Im innersten Herzen angegriffen, wurde die Geistlichkeit durch diese Maßregeln bis zum Fanatismus erbittert; all ihren Einfluß wandte sie auf, um das niedere Volk zum Hasse gegen die Regierung zu entflammen. Im Beichtstuhl wie von der Kanzel erhob sie Anklage gegen ihre Verfolger und Protest gegen den Glaubenszwang, obwol der Glaube nicht im Geringsten von den beschränkenden Maßregeln der Regierung betroffen war. Vielmehr hatte diese, da in Frankreich seit der Thronbesteigung Karl's X. der politische Einfluß des Klerus sichtlich gewachsen war, einem ähnlichen Anwachsen der Macht desselben in Belgien bei Zeiten vorbeugen wollen.

Die belgischen Liberalen befanden sich diesen Maßregeln der Regierung gegenüber in unbehaglicher Lage: billigen mochten sie dieselben nicht, um nicht die Regierung zu stärken, und tadeln konnten sie dieselben auch nicht, ohne die Grundsätze des Liberalismus zu verleugnen. Es mußte jetzt klar werden, ob ihnen ihr Kampf gegen die Regierung oder ihre Grundsätze theurer wären.

Der Bund der Parteien. Unbeirrt ging die Regierung ihren Weg: sie schloß die priesterlichen Erziehungsanstalten, wandte selbst Waffengewalt an, wenn fanatisirte Pöbelhaufen ihr dabei Widerstand entgegenzusetzen versuchten, verbot den Belgiern den Besuch ausländischer, von Jesuiten geleiteter Pensionate und schickte mit einem gewissen Schaugepränge ganze Wagen voll Frères ignorantins, denen sie den Aufenthalt in den Niederlanden verboten hatte, über die Grenze.

Aber ebenso verschloß sie auch nach wie vor allen Beschwerden der Liberalen ihr Ohr. Ja, sie führte die Mahlsteuer ein, welche, in Belgien höchst unpopulär, zu vielen Beschwerden noch eine neue fügte. Der König, eine starrsinnige, rechthaberische Natur, war Rathschlägen wenig zugänglich. In seiner Eigenwilligkeit wollte er persönlich regieren, allein „der Mittelpunkt von Allem, die Seele des politischen Körpers“ sein. Aber er war dabei ein Freund der Ordnung, praktisch und verständig; in diesem Sinne führte er die Regierung. Seine Maßnahmen

zur Förderung des Handels wie zur Belebung der Industrie erwiesen sich erfolgreich; sie kamen besonders dem Mittelstande in den Städten zugute und fanden hier bereite Anerkennung. In den handeltreibenden und industriellen Kreisen wurden allmählich die nationalen und religiösen Schranken durchbrochen: belgische Fabrikanten siedelten sich in holländischen Städten an, holländische Handelsherren zogen mehr und mehr auch den Süden in den Kreis ihrer Geschäfte. So begann sich im Laufe der Jahre immer merklicher ein Umschwung in der Gesinnung des belgischen Mittelstandes zu vollziehen, welcher die Befestigung der holländischen Herrschaft auch im Süden des vereinigten Königreichs förderte, gegründet auf die Fürsorge, welche die Regierung den praktischen Interessen des Lebens nachhaltig zutheil werden ließ.

Die Bedeutung dieses Umstandes, der allmählichen Befestigung der oranischen Herrschaft in den belgischen Mittelklassen, übersieht man gewöhnlich in der Geschichtschreibung: und doch knüpft sich im Grunde daran die Weiterentwicklung der Dinge. Denn nicht nur erkannten allgemach die beiden Oppositionsparteien der Liberalen wie der Klerikalen die Wirkungslosigkeit der Angriffe, die sie jede für sich gegen die Regierung richteten, sondern sie mußten auch wahrnehmen, wie die Masse ihrer Anhänger von Jahr zu Jahr mehr dadurch hinschwand, daß die Regierung die Leute der praktischen Interessen für sich zu gewinnen verstand. Zuerst kam diese Erkenntniß der Geistlichkeit. Unversöhnlich in ihrem Kampfe gegen die Regierung suchte sie dort Stärkung und Bundesgenossenschaft, wo man am wenigsten es hätte vermuthen sollen. Jahrelang hatte sie stets sich mit den Liberalen in Wort und Schrift bekämpft: jetzt machte sie gemeinsame Sache mit denselben Liberalen. Sie bot den Liberalen ihre Unterstützung für die Erringung von Redefreiheit, von Ministerverantwortlichkeit, von Aufhebung der Mahlsteuer an um den Preis, daß die Liberalen einträten für die Wiedergewinnung sowol der Lehrfreiheit der Kirche durch die Beseitigung der Verordnungen des Jahres 1825 wie der Selbständigkeit der Kirche durch die Wiedereinführung des Zehnten.

Die Lage der liberalen Opposition in Belgien war im Grunde derjenigen der Klerikalen zu ähnlich, als daß die dargebotene Hand sie nicht hätte locken sollen. Auch ihr Sonderkampf war erfolglos; auch ihrer Fahnen Gefolgschaft lichtete sich. So traten denn die Liberalen im Kulturkampfe den Klerikalen als Bundesgenossen zur Seite, natürlich mit der Absicht, sofort nach dem Siege von der unerwünschten Genossenschaft sich wieder loszusagen. Louis de Potter hatte es eben noch für nothwendig erklärt, die Regierung in ihrem Kampfe gegen die Klerikalen, so bedenklich es auch wäre, zu unterstützen: jetzt führte mit dem „Kurier der Maas", dem „Katholiken der Niederlande", den gelesensten Zeitungen der Klerikalen, der liberale „Kurier der Niederlande" die gleiche Sprache, und in den Generalstaaten erhob der Abgeordnete de Gerlache mit Nachdruck seine Stimme für den Zusammenhang der Freiheit der Presse mit der des Unterrichts und forderte alle Freiheiten zugleich mit der des Unterrichts.

Widerstand der Regierung. Mit ganz unzweideutigen Worten hatten die Liberalen dem Könige versucht ihre Bundesgenossenschaft anzutragen. „Sire", schloß der Abgeordnete Dotrenge in den Generalstaaten seine Rede, „beschützen Sie uns vor den Jesuiten, aber befreien Sie uns von der Mahlsteuer!" Indeß der König zog es vor, seinen eigenen Weg zu gehen. Er gedachte durch ein Konkordat den Klerus zu beugen: mit dem Papste meinte er sich leichter verständigen zu können als mit der aufsässigen Geistlichkeit. Papst Leo XII. nahm die Anträge des Königs, wie es schien, durchaus entgegenkommend auf; König Wilhelm beantwortete sehr achtungsvoll das Schreiben des Papstes und fügte seinem Briefe eine Gabe von 50,000 Francs für die Peterskirche bei. Wirklich kam die Vereinbarung zu Stande: der König erhielt das Zugeständniß, bei allen neuen Bischofswahlen ihm mißliebige Kandidaten von der Liste streichen zu dürfen, wofür er die Vorschrift des Zwangsbesuches des Philosophischen Kollegiums zu Löwen aufhob. Allein in der feierlichen Ansprache, in welcher der Papst den Abschluß des Konkordates (18. Juli 1827) verkündigte, erklärte er, daß die jungen Geistlichen einzig in der Weise würden erzogen werden, welche die Bischöfe vorschrieben, und überging die andere Hauptbestimmung, betreffs der Bischofswahlen, ganz. Der König aber hatte gemeint, daß der Papst das Kollegium dadurch, daß er dessen freiwilligen Besuch gestatte, stillschweigend

anerkennen solle. Jetzt hielt er seine Verordnung über den Zwangsbesuch desselben aufrecht und erklärte das Konkordat bis zur Besetzung der zur Zeit unbesetzten Bisthümer für aufgeschoben. Er war nicht der Meinung, sich überlisten zu lassen von der Kurie oder sich einschüchtern zu lassen von dem Geschrei der Klerikalen.

Das Haupt der Klerikalen war der Bischof von Gent, Prinz Moritz von Broglie. Vor mehreren Jahren schon hatte er sich mit der Regierung auf das Schärfste verfehdet, so daß er der ihm drohenden Deportation sich durch die Flucht nach Paris entzogen hatte. Das Urtheil indeß hatte die Regierung am Pranger zwischen zwei am Schandpfahl ausgestellten Dieben anschlagen lassen. Aber von Paris aus schürte er eifrig den Kampf gegen die Regierung. Hunderte von Petitionen gingen aus Belgien an die Generalstaaten ab: nicht weniger als 119 davon verlangten die Freigebung des Unterrichts und die Vollziehung des Konkordates. Die Geistlichen durchzogen die Dörfer, um Unterschriften zu sammeln, und versetzten das ganze Land in Gährung.

Neue Zeitungen wurden von der vereinigten Opposition gegründet, darunter auch mehrere in vlämischer Sprache, um auf das Landvolk einzuwirken. Man griff nicht blos die Minister an, man sprach von dem Könige selbst in wegwerfenden Ausdrücken; der „Katholik der Niederlande" nannte ihn „miserabel", der „Belgier" bezeichnete ihn als einen Starrkopf. In dem „Kurier der Niederlande" schrieb Potter flammende Aufsätze, welche die Menge hinrissen. Alles was sich mit den belgischen Angelegenheiten beschäftige, sagte er, verfolge die Regierung unter den Namen von Jesuiten: man solle dafür alle blinden Parteigänger der Regierung unter dem einen Namen der Ministeriellen in die öffentliche Acht erklären.



Wilhelm I., König der Niederlande.

Das ging vornehmlich auf den Justizminister Cornelius Felix van Maanen, der für die Seele des Kabinets galt. Er stammte aus einer bürgerlichen Familie im Haag und war durch seine tüchtigen juristischen Kenntnisse in der französischen Zeit rasch emporgekommen, bis er unter Louis Napoleon Justizminister geworden war. Obwol er damals gegen den in England weilenden Erbstatthalter die Todesstrafe wegen Felonie beantragt hatte, so machte er doch mit diesem, als er den Königsthron der vereinigten Niederlande bestieg, Frieden und wurde noch im Jahre 1815 zum Justizminister ernannt. Durch seine Geschicklichkeit die Artikel der Verfassung zu umgehen, ohne sie gerade zu verletzen, noch mehr aber durch seine Fügsamkeit in den starren Willen des Königs empfahl er sich diesem und gewann allmählich immer größeren Einfluß. Den Beamten verstattete er keine eigene Willensmeinung: wer gegen die Regierung stimmte, wurde abgesetzt, ein Richter, der gegen die Regierung entschied, ohne Weiteres aus seinem Amte entfernt.

Der oppositionellen Haltung der belgischen Presse suchte van Maanen durch die Gründung des „National" in Brüssel entgegenzuwirken. Er gab diesem Regierungsblatte einen Redakteur in der Person des Grafen Libri-Bagnano, eines Italieners, der in Lyon wegen Fälschung gebrandmarkt, nach seiner Begnadigung von den Galeeren Toulons nach Brüssel gekommen war. Wol führte er eine gewandte Feder, aber seine Vergangenheit wie seine mit boshafter Ironie gemischte Heftigkeit nahmen dem National von vornherein jeden größeren Einfluß. Vollends jetzt, in diesem Sturm der Presse, war er ganz machtlos.

Unter solchen Umständen sah sich daher van Maanen genöthigt zur Gewalt zu greifen. Er ließ de Potter und mehrere Zeitungsredakteure verhaften. Aus seinem Kerker forderte de Potter

in einem Aufrufe „die Freiheit in Allem für Alle", in seiner Vertheidigungsrede vor den Schranken des Gerichtshofes brachte er mit beredtem Nachdrucke alle Beschwerden des belgischen Volkes zur Sprache. Mit Zischen und Pfeifen nahm die zahllos versammelte Volksmenge seine Verurtheilung auf, die ihn mit anderthalbjähriger Haft und einer Geldstrafe von 1000 Francs belegte, und geleitete ihn gleichsam im Triumphe in das Gefängniß zurück, während sie im Justizministerium unter Verwünschungen die Fenster einwarf. So wurde de Potter durch seine Verurtheilung zum Haupte der Opposition erhoben und wandte nun sein ganzes Geschick darauf, alle Bedenklichen mit dem Bunde der Liberalen und Klerikalen zu versöhnen. — Die Massenpetitionen begannen von Neuem und bedeckten sich mit vielen Tausenden von Unterschriften; „konstitutionelle" Vereine bildeten sich allenthalben, um den Bürger und Bauersmann über die Forderungen Belgiens aufzuklären; das ganze Land wurde bis in die untersten Schichten der Bevölkerung aufgewühlt.

Diesem Sturme gegenüber beschloß die Regierung ein wenig einzulenken: die Preßordonanzen des Jahres 1815 wurden etwas gemildert und ein Ausschuß ernannt, um eine Revision der Gesetze über den höheren Unterricht vorzunehmen. So glaubte man beide Genossen der liberal-klerikalen Opposition zu beschwichtigen. Der König machte sich selbst auf, um die Gemüther in Belgien durch seine Gegenwart zu beruhigen. Im Sommer 1829 besuchte er die belgischen Städte und wurde allenthalben von den Bürgern mit den größten Ehren und Freuden empfangen. Diese Huldigungen des Mittelstandes täuschten ihn über die wahre Stimmung des Landes. In diesem Sinne äußerte er sich auch und zwar gereizt durch den Bund der Klerikalen und Liberalen gegen seine Regierung, auf das Schärfste. Lüttich galt für den Mittelpunkt der Opposition; aber gerade hier empfing ihn die Bürgerschaft mit den Studenten auf das Prunkvollste. Da erwiederte er dem Stadtrathe auf die Begrüßungsansprache: „Ich sehe nun, was ich von den angeblichen Beschwerden zu halten habe, die so lärmend erhoben werden. Jetzt weiß ich, daß das Ganze nichts Anderes ist, als das Werk einiger Personen, welche ihre besonderen Interessen für das allgemeine Interesse ausgeben. Dies ist ein schändliches, ein *infames* Betragen!"

Dies Wort griff die Opposition auf; man prägte Medaillen nach Art der alten Geusenmünzen mit der Umschrift: „Treu bis zur Infamie!" wie sie auf jenem in der Zeit des Freiheitskampfes gegen die verhaßte spanische Herrschaft gelautet hatte: „Treu bis zum Bettelsack". Die Männer der Opposition nannten sich selbst „Die Infamen". Geheime Pressen wurden angelegt, um das Volk in Erregung zu erhalten, und in nicht mißzuverstehender Weise auf die Nothwendigkeit der „Trennung der unglücklichen politischen Ehe" zwischen Belgien und Holland hingewiesen.

Die agitatorische Thätigkeit, welche in diesem leidenschaftlich erregten Treiben neben den Zeitungsschreibern, namentlich auch die Pfarrer, entwickelten, erfüllte allmählich doch deren geistliche Vorgesetzte mit Besorgniß. Nicht minder mißbilligte der Papst diese Wühlereien der Geistlichkeit; er nannte in einem Gespräche mit dem Prinzen von Oranien, der sich damals in Rom befand, das Bündniß des Klerus mit den Liberalen eine Irrung. Seine Sorge war, daß dadurch der König schließlich ganz auf die Seite der Liberalen gedrängt werden würde. So wird es denn auf seine Veranlassung geschehen sein, daß der päpstliche Nuntius *Capaccini* dem Könige den Beistand der Kurie zur Beschwichtigung der katholischen Opposition anbot, wenn der König in der Kirchenfrage einlenken wolle. Ihn unterstützte dabei der Bischof von Lüttich, *van Bommel*, der von früher her mit dem Könige in vertrauten Beziehungen stand. Van Maanen zwar war mit Entschiedenheit gegen jede Nachgiebigkeit, aber er drang nicht durch, und am 2. Oktober 1829 wurde das Philosophische Kollegium zu Löwen aufgehoben. Zugleich wurden die entschiedensten Gegner des Klerus mit Ausnahme van Maanen's aus dem Ministerium entlassen. Selbst de Potter gelangte auf dem Wege der Gnade wieder in Freiheit.

Von dem gleichen Geiste versöhnlicher Nachgiebigkeit zeigte sich der König erfüllt, als er vierzehn Tage später die Generalstaaten im Haag eröffnete. Er betonte in der Thronrede die unzweideutigen Beweise der Liebe und des Vertrauens, mit welchen ihm die Nation auf seiner Reise durch die Provinzen allenthalben entgegengekommen wäre. — Aber König

Wilhelm gehörte zu denjenigen Naturen, welche durch Nachgiebigkeit ihr Ansehen zu schädigen glauben und deshalb darauf bedacht sind, durch Schroffheit baldigst wieder einzubringen, was sie durch Nachgiebigkeit verloren zu haben meinen. Er hatte einen großen Eindruck von den Beweisen seines Nachgebens erwartet. Wenige Monate zuvor würde dies auch nicht ausgeblieben sein, der ganze Petitionssturm (haben die Klerikalen zugegeben) würde unterblieben sein; jetzt zeigte sich die Versöhnlichkeit zu spät, der Erfolg blieb aus, und der König hatte das bittere Gefühl, umsonst sich ein Opfer auferlegt zu haben. Nicht ohne Gereiztheit kehrte er zu der alten Starrheit zurück. Am 11. Dezember 1829 erschien die königliche Botschaft an die Generalstaaten. Mit herben Worten wies der König darin die Anmaßungen der Geistlichkeit zurück, der als gefügiges Werkzeug die Partei der Liberalen zur Seite stände. Allein er werde wissen, dieser schmählichen und gefährlichen Opposition einer kleinen Zahl von Unterthanen zuvorzukommen oder sie im Nothfall zu unterdrücken. Von den vorgebrachten Beschwerden habe er viele bereits gehoben, andere weise er als unbegründet zurück oder wolle er noch erwägen. Was sein Gewissen ihm erlaube, verspreche er zu bewilligen, aber gemäß der Festigkeit, mit welcher seine Vorfahren innere Empörer bewältigt und auswärtige Feinde abgewehrt hätten, werde er nie den Schmähungen einer ungestümen Wuth, nie unziemlichen Forderungen weichen.

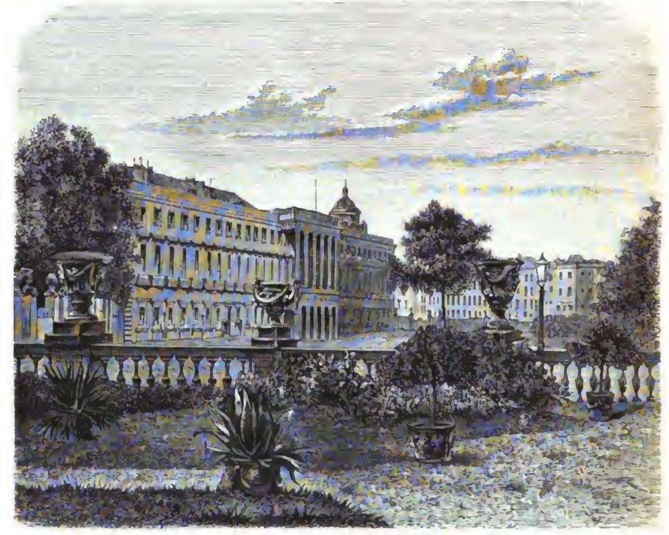
Der Eindruck, den diese Botschaft im ganzen Lande machte, war ein außerordentlicher; in Holland gab sich eine deutliche Befriedigung darüber kund, daß die Regierung endlich zu klaren und kräftigen Entschlüssen gelangt sei, in Belgien ergriff Bestürzung die Kreise der Opposition. Der Entwurf eines sehr scharfen Preßgesetzes begleitete die Botschaft; ein Rundschreiben der Minister der Justiz und des Innern folgte ihr auf dem Fuße, durch welches allen Beamten binnen achtundvierzig Stunden die Erklärung abverlangt wurde, daß sie den Grundsätzen der Botschaft zustimmten.

Allmählich jedoch erholte sich die Opposition wieder von der Einschüchterung: die leidenschaftlichsten Angriffe richteten sich jetzt gegen die Botschaft. Sie sei das Manifest des Despotismus gegen die Freiheit, schrieb der „Kurier der Maas"; das Preßgesetz nannte er die Organisation der Tyrannei. Andere Zeitungen sahen in der Botschaft eine unwürdige Drohung oder gar den Vorläufer eines Staatsstreiches. De Potter schrieb unter dem Namen „Demophilus", d. i. Volksfreund, einen offenen Brief an den König, worin er diesem vorwarf, daß er die Verfassung bis auf das letzte Blatt zerreiße, und daß daher auch die Belgier von dem nunmehr gebrochenen Vertrage sich lossagten und eine abgetrennte Verwaltung ihres Landes verlangten. Endlich forderte der „Kurier der Maas" offen zur Steuerverweigerung auf.

Mit nur einer Stimme Majorität erhielt die Regierung die Bewilligung des außerordentlichen einjährigen Budgets; um für das ordentliche zehnjährige Budget eine Majorität zu erlangen, mußte sie das Mittel der Einschüchterung bei etwa zwanzig Abgeordneten anwenden. Als trotzdem sechs Beamte für die Ablehnung stimmten, wurden sie ohne Weiteres aus ihren Aemtern entlassen. Ja Graf Libri, ein Mann gebrochenen Körpers, der nur mit Hülfe von Krücken sich bewegen konnte, aber voll ungezügelter Leidenschaft, gab im „National" der Regierung den Rath, den Unzufriedenen einen Maulkorb anzulegen und sie wie Hunde auspeitschen zu lassen.

Demophilus. Dies Verfahren der Regierung goß Oel in die Flamme der Aufregung. Siebzehn Zeitungen brachten an einem Tage den Vorschlag einer Nationalsubskription für die ihrer Stellen entsetzten Abgeordneten. Und Tags darauf (am 1. Februar 1830) trat Demophilus mit dem Antrage auf, einen großen Bund zur gegenseitigen Sicherung gegen die Schläge der Gewalt zu bilden, deren Opfer sie Alle werden könnten, und zeichnete zugleich eine Summe als jährlichen Beitrag. Diesem Bunde, führte er aus, müsse es obliegen, seine Mitglieder zu jedem gesetzlichen Widerstande zu verpflichten und alle Wahlen und Aemter nur in die Hände der Bundesmitglieder zu bringen. Er saß noch in Haft, da er seine Freilassung als Gnade nicht hatte annehmen wollen; sofort erging jetzt von dem Minister van Maanen der Befehl, ihn mit den Häuptern der Nationalsubskription als verdächtig eines Komplottes zur Veränderung der Regierung vor die Assisen zu verweisen. Vergebens vertheidigte er sich mit Kraft und Beredsamkeit, vergebens boten die Vertheidiger der Angeklagten van de Weyer und Gendebien

ihre ganze Geschicklichkeit auf, vergebens verwendete sich der Bischof van Bommel direkt beim Könige für die Angeklagten: van Maanen verlangte in einer drohenden Instruktion ihre Verurtheilung. Sie erfolgte am 30. April: de Potter wurde mit achtjähriger, die übrigen Angeklagten mit etwas kürzerer Landesverweisung bestraft. Das Obergericht in Brüssel verwarf die sofort eingelegte Berufung, und selbst die Generalstaaten, deren Vermittelung de Potter sich erbat, gingen über das Gesuch zur Tagesordnung über. Mit Entschiedenheit trat hier nur de Gerlache für den Verfolgten ein, indem er mit bitteren Worten auf die „stolzen Anmaßungen einer Legitimität von fünfzehn Jahren" hinwies. — Der König war durch diesen Ausgang der Sache zufrieden gestellt. Um sich als vollkommen versöhnt zu zeigen, hob er am Schlusse der Sitzungen der Generalstaaten einige Beschränkungen der Unterrichtsfreiheit auf und stellte die Freiheit der Sprache, worauf die Belgier so großes Gewicht legten, wieder her.

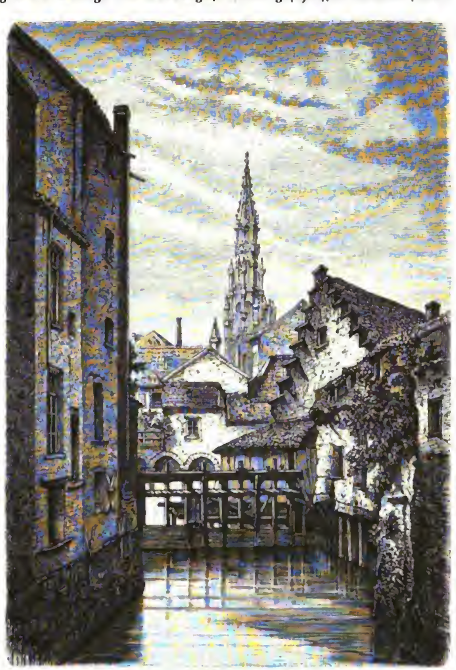


Das königliche Schloß in Brüssel.

Den guten Eindruck dieser Maßregeln aber verwischte er schon nach wenig Wochen wieder durch neue Verfolgungen liberaler Zeitungen und noch mehr durch die Verlegung des obersten Landesgerichtshofes von Brüssel nach dem Haag, durch welche die belgischen Advokaten auf das Empfindlichste geschädigt wurden. Wol gaben diese im Verein mit den stets bedrohten Zeitungsschreibern ihrem Unmuthe rückhaltslos Ausdruck; aber diese Beschwerden fanden wenig Wiederhall in der großen Masse des Volkes. Die Kreise der belgischen Industriellen hingen fest an der oranischen Herrschaft, ja dem ganzen Mittelstande lag nichts ferner als Revolutionsgedanken. Selbst die Erregung der Geistlichkeit schien sich mehr und mehr zu beruhigen. An die Möglichkeit einer Revolution glaubte kaum Jemand in Belgien; selbst de Potter nicht. Er hatte mit seinen Mitverurtheilten das Vaterland verlassen müssen; aber er war erst bis Aachen gekommen, als er die Nachricht von dem Ausbruche der Revolution in Paris erhielt. Unter dem frischen Eindruck dieser ihn auf das Tiefste erschütternden Kunde richtete er am 2. August 1830 ein Schreiben an König Wilhelm, in welchem er ihm das Schicksal Karl's X. warnend vorhielt. „Die Ministerien, die Regierung, ja

das Königthum selbst, wenn es schlecht berathen und unklug genug ist, sich in den Kampf gegen das Volk einzulassen, werden in den Abgrund gestürzt werden, den längst schon der Schwindel des Despotismus und der Habgier unter ihren Füßen gräbt. „Sire", schloß er, „retten Sie Belgien, noch ist es Zeit; aber eilen Sie, es zu retten, denn bald könnte es nicht mehr Zeit sein."

Der König mißachtete die Warnung; hatten doch selbst weitere Amtsentsetzungen und Pensionseinziehungen, mit denen mehrere Beamte, die es mit der Opposition gehalten, neuerdings bestraft worden waren, keine sonderliche Erregung der öffentlichen Meinung mehr hervorgerufen. Er befand sich in Brüssel zum Besuche der Industrieausstellung, welche durch eine glänzende Feier des Geburtstages des Königs am 24. August 1830 geschlossen werden sollte. Ein großartiges Feuerwerk und eine Erleuchtung des Parkes, welcher inmitten der Stadt dem Schlosse gegenüber liegt, des beliebtesten Spazierganges der Brüsseler, war dazu vorbereitet. Die schon allenthalben herrschende Ruhe wiegte den König in völlige Sorglosigkeit: er meinte, daß die Julirevolution in Belgien keinen Wiederhall fände.


Aus dem alten Brüssel (an der Senne).

Andere Leute indeß sahen tiefer. Graf Mercy d'Argenteau, der Hofmarschall, stellte dem Könige die unter scheinbarer Ruhe immer noch wogende Gährung der Gemüther vor. Der König, im Begriff abzureisen, hörte nur mit sichtlicher Ungeduld zu; der Kommandant der Provinz, Graf Bylandt, bat den Prinzen Friedrich, des Königs zweiten Sohn, um Befehle für den Fall einer ausbrechenden Volksbewegung: der Prinz zuckte die Achseln und wandte sich ab. Auch van Doorn, der Gouverneur von Ostflandern, verlangte wiederholt ohne Erfolg militärische Vorkehrungen.

Der Ausbruch der Revolution. Und sie hatten nur zu sehr Recht, diese patriotischen Warner. Die Julirevolution hatte unter die Führer der Opposition neue Bewegung gebracht. Sofort auf die Kunde davon hatte sich Alexander Gendebien, aus dem Hennegau gebürtig (geb. 1789), der Sachwalter de Potter's, ein Mann von entschlossener Thatkraft und ungekünstelter Beredsamkeit, voll der weitgehendsten demokratischen Ansichten, mit einigen Gesinnungsgenossen nach Paris begeben. Ihre Meinung war, Belgien von Holland dadurch zu befreien, daß sie es mit Frankreich vereinigten; war doch den Belgiern während der jahrhundertelangen Fremdherrschaft der Gedanke an Selbständigkeit ihres Vaterlandes abhanden gekommen. Bei der belgischen Kolonie in Paris fanden sie eifrige Zustimmung und wußten ihren Vorschlag bis zu den Ohren des neuen Bürgerkönigs zu bringen. Allein Louis Philipp lehnte es mit

Bestimmtheit ab, sich in die Verhältnisse Belgiens einzumischen. Auch de Potter, der sich mit den übrigen Ausgewiesenen alsbald nach Paris begeben hatte, mißbilligte den Plan Gendebien's.

Allein dieser ließ ihn darum noch nicht fallen. In einer Besprechung der Gesinnungsgenossen in Paris wurde beschlossen, in Belgien eine revolutionäre Volksbewegung hervorzurufen, welche, wie sie meinten, Louis Philipp zwingen würde, Belgien zu besetzen und dadurch von der verhaßten oranischen Herrschaft zu befreien. Gendebien kehrte deswegen nach Brüssel zurück; ihn begleiteten oder ihm folgten unruhige Köpfe aus der belgischen Kolonie; Franzosen von bedenklichem Charakter schlossen sich an, um in Brüssel als Revolutionsmacher mitzuwirken. Zu dem Kreise dieser Aufgeregten gehörte Schavye. Er hatte in Paris eben die Julikämpfe mitgemacht; er verfügte auch in Brüssel über große Arbeitermassen; er schien daher der rechte Mann zu sein: ihm wurde die Vorbereitung und Leitung des Aufstandes übertragen.

Man setzte den Ausbruch der Revolution auf die Festlichkeiten an, durch welche Brüssel sich rüstete, den Geburtstag des Königs zu feiern.

Dem aufmerksamen Beobachter entging die Unruhe nicht, welche sich nach der Mitte des August — der König war eben abgereist — in den Arbeiterkreisen Brüssels bemerklich machte; Versammlungen fanden statt, Reden wurden gehalten, hie und da hörte man Lieder revolutionären Inhaltes singen. Mit Erstaunen las man eines Morgens Plakate an den Straßenecken: „Montag: Feuerwerk, Dienstag: Illumination, Mittwoch: Revolution.“

Die Polizeibehörde hielt es nun doch für angemessen, das Feuerwerk und die Illumination zu verschieben; aber an der Bestimmung, daß am Mittwoch den 25. August die Oper „Die Stumme von Portici“, welche gerade wegen ihres aufreizenden Textes bisher verboten gewesen war, gegeben werden solle, wurde nichts geändert. — Das Theater war an diesem Abende von einer dicht gescharten Menge besetzt, welche die Stellen, in denen Masaniello seine Landsleute zur Rache und zur Abwerfung des verhaßten Joches der Fremden auffordert, mit demonstrativem Beifallslärm aufnahm. Den Münzplatz vor dem Theater erfüllten andere Hunderte, Gruppen ungewöhnlicher Gestalten, welche in dem Augenblicke, als nach dem Schlusse der Oper die Scharen der Zuschauer auf den Platz sich ergossen, das Geschrei erhoben: „Ins Bureau des National!“ Rasch pflanzte der Ruf sich fort, und sofort stürmte ein starker Volkshaufen nach dem Zeitungslokal. Thüren und Fenster wurden hier von der wilden Rotte zerschlagen, Bücher und Schriften auf die Straße geworfen und zerrissen. Dann hieß es: „Zu Libri!“ Dieser hatte sich rechtzeitig geflüchtet; aber der Haufen drang in seine Wohnung ein und ließ an Möbeln und Hausgeräth seine Wuth aus. Unterdeß waren andere Scharen in etliche Waffenhandlungen eingebrochen und zogen nun, bewaffnet wie es der Zufall gab, unter dem Geschrei: „Es lebe die Freiheit! Nieder mit van Maanen!“ nach dem Justizministerium, warfen dort die Fenster ein und demolirten dann das Haus des Polizeidirektors van Knyff.

Mitternacht war vorüber. Die Polizei ließ sich nirgends blicken; da ließ der General Bylandt Truppen zu Fuß und zu Pferde gegen die wüsten Banden ausrücken, die sich wieder auf dem kleinen Sandplatze um das Justizministerium gesammelt hatten und sich soeben anschickten, das Gebäude in Brand zu stecken. Allein die trotzigen Rotten drängten das Militär von dem Platze weg und vertrieben auch die Feuerwehr, welche erschien, um der heillosen Mordbrennerei Einhalt zu thun. Jetzt erst, als die Flammen schon aus dem Dache herausschlugen, ließ Bylandt die Truppen von Neuem vorrücken und Feuer auf die Meuterer geben. Diese antworteten mit Gewehrsalven, und als die Sonne aufging, hallten die Straßen wieder von wüthendem Geschrei und Flintenschüssen. Die Banden behaupteten den Platz; zügellos stürzten sie sich jetzt auf das Haus des Generalprokurators und das des Gouverneurs von Südbrabant, die sie ausplünderten und verwüsteten. Dann drangen sie in den Park ein und zerstörten die Zurüstungen zu dem Festfeuerwerk, erbrachen die Schenken und viele Kaufläden und zogen dann halbbetrunken, mit allerhand gestohlenem Kram beladen, lärmend und drohend durch die Straßen, deren Häuser ängstlich geschlossen gehalten wurden. Andere Pöbelhaufen begannen das Straßenpflaster aufzureißen und Barrikaden zu errichten; wieder andere zerschlugen das Wappen und den Namenszug des Königs an den öffentlichen Gebäuden, so daß Brüssel

am Morgen einer erstürmten Stadt glich, und dieselben Leute, welche am Abend vielleicht noch dem Freiheitsrufe Masaniello's zugeklatscht hatten, sich jetzt in der Gewalt führer- und zügelloser Pöbelrotten sahen. Nachmittags zogen bewaffnete Banden in die benachbarten Ortschaften hinaus und brannten drei große Fabrikanlagen und über zwanzig Landhäuser, nachdem sie diese geplündert hatten, nieder. In der Stadt aber zogen einige junge Leute auf dem Stadthause die schwarz-roth-gelbe brabantische Fahne auf.

Entrüstet über die Schlaffheit, welche die Polizei wie auch das Militär dem wilden Unwesen des Gesindels gegenüber zeigten, hatten schon am Vormittage einige Männer aus dem Mittelstande Ducpetiaux, Pletinkx, Delfosse u. A. es gewagt, sich nach dem Stadthause zu begeben, wo sie dem Gouverneur Vanderfosse die Einwilligung zur Bildung einer freiwilligen Bürgerwehr abnöthigten. Wenige Stunden danach erschienen deren erste Patrouillen auf den Straßen. Allein der großen Zahl und der trotzigen Frechheit der Pöbelhaufen gegenüber unterließen sie einen Angriff. Auch das Militär, etwa 1400 Mann stark, zog sich gegen Abend in die Nähe des Schlosses zurück, wo es während der nächsten Tage bivouakirte, ohne sich weiter in die Vorgänge in der Stadt einzumischen.

So blieb der Pöbel auch während des nächsten Tages noch Herr von Brüssel und setzte ungestört sein Zerstörungs- und Plünderungswerk an öffentlichem wie an privatem Eigenthum fort. Bis zum Abend dieses Tages, des 27. August, indeß hatten sich die Reihen der Bürgerwehr so gefüllt, daß man es nun wagen konnte, dem Pöbel gegenüber Ernst zu zeigen. Im Keller des Hotels Bellevue, unweit des Schlosses, hatte sich eine ziemlich zahlreiche Bande so berauscht, daß sie gegen das Militär mit Drohungen und Beschimpfung vorging. Da griff die Bürgerwehr ein und gab auf die freche Rotte Feuer. Die Wirkung war eine unerwartet überraschende. Die Pöbelhaufen fingen nach kurzem Besinnen an, sich zu zerstreuen, sie versteckten ihre Waffen oder verkauften sie an die Bürger und verloren sich in der Stille.

Rührigkeit der Opposition. Die Ordnung hatte gesiegt. Die Anstifter der Unruhen zogen sich enttäuscht zurück. Die Bürgerwehr, in deren Reihen Adel wie Bürger sich drängten, war zufrieden, die Ruhe zu sichern; sich selbst gegen die oranische Herrschaft aufzulehnen, lag ihr fern. Baron van der Linden d'Hoogvorst, der auf das Verlangen der Bürger den Oberbefehl übernommen hatte, war ernstlich darauf bedacht, Alles in das alte Geleise zurückzuführen. Damit war aber den Führern der Bewegung nicht gedient: die Revolution hatte versagt, so versuchten sie auf anderem Wege ihr nächstes Ziel, Abstellung der Beschwerden des Volkes, zu erreichen. Hoogvorst war Herr der Stadt; sie veranlaßten ihn, auf den Abend des 28. eine Versammlung angesehener Bürger, darunter alle Häupter der Oppositionspartei, nach dem Stadthause zu berufen, um über die Mittel zur vollen Beschwichtigung des Volkes zu berathen.

Es waren 44 Bürger, welche der Einladung folgten. Sie setzten sich ohne Weiteres an die Stelle der bisherigen Behörden des Staates wie der Stadt — d. h. die Opposition, in diesem neuen Bürgerrath in starkem Uebergewicht, übernahm die Regierung Brüssels, ja Belgiens. Ein Führer der Klerikalen, Baron Secus, wurde zum Präsidenten, ein Führer der Liberalen, van de Weyer, wurde zum geschäftsführenden Sekretär gewählt.

Sylvain van de Weyer, geboren 1802, hatte seine Laufbahn als Advokat in Brüssel begonnen; dann war er Vorsteher der Stadtbibliothek geworden. Wegen seines entschieden regierungsfeindlichen Verhaltens in den Generalstaaten indeß war er durch das Ministerium dieses Amtes entsetzt und dadurch als „Märtyrer des Absolutismus" in weiten Kreisen bekannt und populär geworden. Ein Mann von gründlichen Kenntnissen, zeichnete er sich durch seine große Gewandtheit in der Führung der Geschäfte aus, mit der er es verstand den realen Verhältnissen Rechnung zu tragen, ohne seinen freisinnigen Grundsätzen etwas zu vergeben, stets mehr geneigt, zu mildern, als zu erhitzen.

Alle kleinen Maßregeln, wie Austheilung von Brotkarten an Bedürftige, Verhaftung einer Anzahl von Haupttumultuanten, Ersatz der ausnahmlos zerschlagenen Straßenlaternen, überließ der Bürgerrath ohne Weiteres Hoogvorst; er machte sich auf Secus' Antrag sofort an den Entwurf einer Adresse an den König, um die Gunst der Umstände für die Erfüllung

der Forderungen der Opposition auszunutzen. Der König wurde darin auf das Dringendste um Aenderung des Regierungssystems, Entlassung der Volksfeinde aus dem Ministerium, und baldige Einberufung der im Juni ungnädig entlassenen Generalstaaten nach Brüssel gebeten: nur so könne die Ruhe wieder hergestellt werden. Alle Anwesenden unterzeichneten die Adresse, und schon folgenden Tags reiste die erwählte Deputation ab, um sie dem Könige zu überreichen.

In Allem war Brüssel das Vorbild für die übrigen belgischen Städte; auch in Lüttich, Löwen, Gent, Brügge, Antwerpen u. a. O. hatten Revolten stattgefunden; nach deren Unterdrückung sandten auch von ihnen die meisten Adressen an den König und trugen ihm die gleichen Beschwerden vor.

Entschließungen des Königs. Die Nachricht von dem Ausbruche der Revolution in Brüssel erschütterte den König bis zu Thränen. Sofort trat der Ministerrath zusammen und beschloß die unverzügliche Entsendung holländischer Truppen nach den Südprovinzen, während zugleich die beiden Söhne des Königs, der Prinz von Oranien und der Prinz Friedrich, sich nach Antwerpen begaben. Auf Dampfbooten und Wagen wurde eine Liniendivision mit einer Anzahl Kanonen nach Belgien geschafft.

Unterdeß langte die Brüsseler Deputation im Haag an. Gendebien, der zu ihr gehörte, hatte mit dem Minister Gobbelschroy, einem Belgier von Geburt, eine Unterredung, deren Hauptthema ein Gedanke war, welchen „Demophilus" in einem Briefe an den König zuerst angedeutet hatte, die Trennung Belgiens von Holland, d. h. selbständige Verwaltung des Landes unter dem oranischen Königshause. Gendebien verschloß sich den Vortheilen dieses Projektes seines Freundes de Potter nicht: je mehr er sich in seiner Hoffnung auf Frankreich getäuscht sah, um so mehr begann er dem Gedanken der Personalunion sich zuzuneigen, ohne ihn jedoch schon völlig sich anzueignen.

Der König empfing die Deputation mit Wohlwollen. Er sei nicht abgeneigt, erwiederte er derselben, die angeführten Beschwerden abzustellen, jedoch verbiete ihm seine Ehre, in Forderungen einzuwilligen, die ihm, gewissermaßen die Pistole auf die Brust gesetzt, vorgetragen würden. Diese Unbestimmtheit der Antwort befriedigte die Deputation ebensowenig wie ihre Absender; in Brüssel wurde der Anschlag, durch welchen der königliche Bescheid der Bürgerschaft mitgetheilt wurde, abgerissen und vor dem Stadthause verbrannt. Die Erregung darüber war um so größer, als sich zugleich die Kunde verbreitete, daß Truppen gegen Brüssel im Anmarsche wären; man war entschlossen, diesen selbst mit Gewalt den Eintritt in die Stadt zu wehren.

Der Prinz von Oranien. Die Prinzen langten am 31. August in dem königlichen Lustschlosse zu Laeken an, welches eine kleine Stunde vor Brüssel liegt. Wenn Jemand noch bei der Spannung der Gemüther vermitteln konnte, so war es der Prinz von Oranien, der Kronprinz Wilhelm. Er hatte an der Spitze belgischer Regimenter bei Belle-Alliance tapfer mitgefochten und in der Schlacht selbst eine Wunde davongetragen. Von daher datirte seine Beliebtheit bei den Belgiern, welche seine ritterliche Persönlichkeit wie seine leutselige Freundlichkeit gleichmäßig anzog; er erwiederte diese Neigung durch offenkundige Vorliebe für das belgische Volk. Er beschied als Generalkommandant sämmtlicher Bürgergarden des Königreichs Baron Hoogvorst zu sich. Dieser erschien von van de Weyer und einigen anderen Mitgliedern des Bürgerraths begleitet; alle trugen die brabantischen Farben. Der Prinz gab ihnen die Weisung, diese ungesetzlichen Farben in der Stadt zu beseitigen und dem Einzuge der Truppen kein Hinderniß in den Weg zu legen.

Dieser Befehl rief in Brüssel die größte Aufregung hervor; was es an Waffen und Munition in der Stadt gab, wurde vertheilt, durch mehr als fünfzig Barrikaden wurden alle Zugänge zur Stadt und alle Hauptstraßen gesperrt. Aus Lüttich trafen Kanonen zur Unterstützung des Volkes ein. Eine zweite Deputation begab sich daher zu dem Prinzen, an deren Spitze der Baron Secus stand, schilderte ihm die Stimmung der Stadt und bat ihn auf den Einmarsch der Truppen zu verzichten, der unfehlbar zu schrecklichem Blutvergießen führen würde. Ihren Bemühungen wie dem Rathe des Ministers Gobbelschroy gelang es, den Prinzen umzustimmen; er versprach, sich nur allein in die Stadt zu begeben.

Am folgenden Tage, dem 1. September, hielt Oranien seinen Einzug in Brüssel, nur von seinem Stabe und dem Minister Gobbelschroy begleitet.



Kampf auf den Barrikaden am 21. September 1830. Nach einem Gemälde von Wappers.

Längs der Hauptstraßen war die Bürgerwehr aufgestellt; sie empfing ihn mit Hochrufen, in welche jedoch aus den finster blickenden Volkshaufen manches Drohwort hineinklang. Auf dem Stadthause hatte er noch eine kurze Besprechung mit den Führern der Bürgerwehr;

dann ritt er unbekümmert um die trotzigen Mienen der Menge über mehrere der aufgerichteten Barrikaden hinweg nach dem Schlosse.

Auf die Nachricht von dem Ausbruche der Revolution in Brüssel waren dort französische Bürger in Menge und mit ihnen auch Scharen französischen Gesindels angelangt, welche nicht wenig dazu beitrugen, die allgemeine Gährung in der Stadt noch zu steigern. Man sprach jetzt nicht mehr von Beschwerden, nur eine Forderung war in Aller Munde, die nach Personalunion. Dies Verlangen trug dem Prinzen eine sehr zahlreiche Deputation vor, welche aus den angesehensten Bürgern der Städte Brüssel und Lüttich bestand. „Werdet ihr aber alsdann“, fragte der Prinz, „dem Fürstenhause treu bleiben?“ — „Wir schwören es!“ riefen Alle begeistert. — „Und wenn die Franzosen in Belgien einrücken, werdet ihr euch mit ihnen vereinigen?“ — „Niemals! Niemals!“ — „Werdet ihr mit mir: es lebe der König! rufen?“ „Sobald unsere Wünsche erfüllt sind. Aber jetzt rufen wir: es lebe der Prinz! Es lebe die Freiheit! Es lebe Belgien!“ In sichtlicher Rührung über die allgemeine Begeisterung, mit Thränen im Auge, stimmte der Prinz in den Ruf: es lebe die Freiheit, es lebe Belgien! ein und versprach bei seinem Vater für die Wünsche des belgischen Volkes sich zu verwenden. — Dies Versprechen wie die aller Orten bewiesene Leutseligkeit des Prinzen würde sicher nicht des Eindruckes entbehrt haben, wäre nicht gleichzeitig die ganze Heerstraße von Utrecht mit Truppen bedeckt gewesen, welche gegen Brüssel im Anmarsche waren. Am Nachmittage verließ Oranien die Stadt, und mit ihm zog die kleine Besatzung Brüssels ab.

Der König war dem Gedanken der Personalunion nicht ganz abgeneigt, jedoch wollte er die Meinung der Generalstaaten erst darüber hören, welche auf den 13. September einberufen waren. Inzwischen gab er der öffentlichen Meinung so weit nach, daß er jetzt den Minister van Maanen, der jeder Konzession entgegen war, entließ.

Die Septemberkämpfe. Während nun im Haag die Generalstaaten über die Trennung der Verwaltung von Holland und Belgien beriethen, vollzogen sich in Brüssel Dinge, welche die Sachlage völlig veränderten. Aus Lüttich, dem Hauptorte der heißblütigen, leicht erregbaren Wallonen, waren immer zahlreichere Insurgentenscharen nach Brüssel gekommen, welche im Verein mit den revolutionslustigen französischen Fremdlingen die Gährung in der Stadt immer stärker erregten und zugleich Führer und Stütze der brüsseler Pöbelrotten wurden. Nun erklang in den Straßen die Brabançonne, ein Lied voll von Haß gegen das ganze Fürstenhaus. Den Gefahren, welche der Ruhe der Stadt durch diese wilden Banden drohten, zu begegnen, errichtete der Bürgerrath einen Sicherheitsausschuß. Was man fürchtete, geschah; schon am 19. September kam es zu einem Zusammenstoß zwischen den Aufrührern und der Bürgergarde. Die Pöbelscharen, von den Lüttichern angeführt, verlangten Waffen. Der Sicherheitsausschuß schlug das Begehren rundweg ab, und die Bürgerwehr trieb die Ungestümen durch Gewehrsalven von dem Stadthause zurück. Allein folgenden Tags hatten diese sich besser vorgesehen; sie eroberten das Stadthaus mit Sturm, bemächtigten sich der dort lagernden Waffenvorräthe und zersprengten Sicherheitsausschuß und Bürgerwehr, die sich nun auflösten. Damit war die Stadt wieder in die Hand der Meuterer gegeben, welche eine provisorische Regierung einsetzten, die aus de Potter, Gendebien, van de Weyer, Jolly, Rogier, Baron Coppyn, Graf Felix Merode, van der Linden und Baron d'Hoogvorst bestand.

Die besonnenen Bürger, jetzt völlig machtlos, fürchteten eine Wiederkehr der Augustgreuel; voll Sorge für ihre Sicherheit und ihr Eigenthum sahen sie nirgends Hülfe, als bei der alten Obrigkeit, und wandten sich daher an den Prinzen Friedrich mit der Bitte, in Brüssel mit seinen Truppen einzuziehen. Aus gleicher Ursache richteten mehrere belgische Deputirte im Haag an den König die Bitte, durch militärische Besetzung der Stadt Brüssel der Anarchie entgegenzutreten. Dem entsprechend beschloß der Staatsrath die Entsendung des Prinzen Friedrich an der Spitze eines Truppencorps nach Brüssel.

Der Prinz erließ eine Proklamation an die Einwohner von Brüssel, in welcher er die unverzügliche Ablegung der brabantischen Farben forderte und die Anstifter der Umtriebe sowie die Fremden mit der Strenge des Gesetzes bedrohte, den Mißleiteten jedoch Vergessen

verhieß. Dann rückte er mit etwa 6000 Mann gegen Brüssel vor. Indeß die unbestimmte Fassung der Proklamation erzeugte kein Vertrauen: Jeder fühlte sich bedroht und überdies verletzt durch das Verbot der neuen Landesfarben.

Am 21. September ertönte um Mittag die Sturmglocke, Alarm wurde geschlagen, die aufgeregten Massen stürzten zu den Waffen. Eine große Schar von Insurgenten, von Wallonen angeführt, zog aus dem Thore, dem Prinzen entgegen, während Weiber und Greise in der Stadt Barrikaden errichteten. Indeß das Gefecht endete mit dem Rückzuge der Brüsseler. Am nächsten Morgen wurde es fortgesetzt: wieder wurden die Insurgenten geschlagen, die Truppen überstiegen die Barrikaden und nahmen den Park und das Schloß in Besitz.



Die Mitglieder der provisorischen Regierung. Nach Picqué's Gemälde im Rathhaus zu Brüssel.
Jolly. de Potter. Van de Weyer. Baron de Coppyn. Van der Linden.
A. Gendebien. Charles Rogier. Comte Felix de Merode. Baron van der Linden d'Hoogvorst.

Durch steten Zuzug aus allen Nachbarstädten wuchs die Zahl der Freischaren, und damit zugleich ihre Kampfbegierde; sie erneuerten den Kampf täglich und errangen täglich größere Vortheile. Don Juan van Halen, ein belgischer Abenteurer, der lange in spanischen Diensten gestanden hatte, übernahm, unterstützt von dem französischen General Mellinet, die militärische Oberleitung der Insurgenten: die Holländer wurden in dem Park eingeschlossen und von allen Seiten beschossen. Schon war mehr als der vierte Theil seines Corps getödtet oder verwundet, als sich endlich der Prinz zum Rückzuge entschloß und in der Nacht von 26. zum 27. September die Stadt verließ.

Vollendung der Trennung. Die siegreichen Insurgenten störten den Rückzug nicht; auch sie hatten starke Verluste erlitten. Dennoch sammelte van Halen sofort freiwillige Scharen um sich, den anderen belgischen Städten, denen ein Angriff drohte, Hülfe zu bringen. Seine Unterführer waren Niellon, ein Schauspieler, der in Gent öfter ausgepfiffen war und jetzt wegen Betrügereien steckbrieflich verfolgt wurde, und Kessels, der bisher mit einem Walfischgerippe im Lande umhergezogen, aber jetzt wegen seiner bewiesenen Tapferkeit zum Major

ernannt war. De Potter, der jetzt erst von Paris eintraf, wurde auf den Schultern seiner Verehrer über die Barrikaden getragen. Auf seine Anregung bildete sich ein Centralausschuß der provisorischen Regierung, bestehend aus ihm selber, van de Weyer, dem Grafen Felix Merode und dem Advokaten Rogier, dem Führer der „heiligen Schar" der Lütticher. Dieser Ausschuß war es, welcher die Bewegung vorwärts trieb, um eine Aussöhnung mit Holland zu verhindern. So wurde schon am 4. Oktober 1830 Belgien für einen unabhängigen Staat erklärt und am 9. Oktober die Berufung eines Nationalkongresses nach Brüssel angeordnet, welcher in möglichst kurzer Zeit eine Verfassung für Belgien entwerfen sollte.

Noch ein letzter Versuch der Versöhnung wurde von Holland unternommen. Der Rückzug des Prinzen Friedrich war auf Antwerpen gegangen. Hierher begab sich der Prinz von Oranien. Die Generalstaaten hatten sich am 28. September für die Regierungstrennung ausgesprochen, und König Wilhelm hatte am 4. Oktober die somit gutgeheißene Personalunion angenommen und seinem ältesten Sohne die Regierung Belgiens übertragen.

Daraufhin erließ nun dieser eine Proklamation an die Belgier in sehr versöhnlichem Sinne, ja erklärte sich einige Tage darauf bereit, sich an die Spitze der belgischen Truppen zu stellen. Seine Worte verklangen ungehört; die Belgier trauten den Holländern nicht; sie wußten, wie groß die Erbitterung Hollands in allen Kreisen gegen das rebellische Belgien war, wie dort zahlreiche Freiwillige in die Landwehr sich einreihen ließen, brennend vor Begierde, ihren Haß an den belgischen Rebellen auszulassen und sie unter die Herrschaft der in Holland jetzt doppelt beliebten Oranier zurückzuführen. Orange boven! war der Ruf, von dem ganz Holland wiederklang; war doch auch van Maanen in den Rath des Königs zurückgekehrt.



General Chassé.

Antwerpen war noch der Hauptsitz der holländischen Macht in Belgien; aber die Stadt hatte unverhohlen ihre Zustimmung zu der nationalen Erhebung kundgegeben. Der König erklärte die Festung daher in den Belagerungszustand. Ein brüsseler Corps unter General Mellinet und Oberstleutenant Niellon kam ihr zu Hülfe; die Holländer wurden geschlagen und bis in die Stadt hinein verfolgt. Am folgenden Tage — dem 27. Oktober — wurde der Kampf erneuert, mit dem gleichen Resultat: die Holländer mußten sich bis in die Citadelle zurückziehen. Der Kommandant, der greise General Chassé, ließ nun die Stadt sieben Stunden lang bombardiren. Die Verheerung war fürchterlich; dreißig Häuser wurden gänzlich zerstört, hunderte arg beschädigt, dazu eine große Menge Waarenmagazine in Brand geschossen. Die Belgier meinten zu sehen, was sie von dem Haß der gereizten Holländer zu erwarten hätten: selbst ruhige Leute glaubten jetzt an eine Versöhnung nicht mehr.

Stellung der Großmächte. Die Unabhängigkeitserklärung der provisorischen Regierung Belgiens erschien als eine Verletzung der Beschlüsse des Wiener Kongresses, welcher die Vereinigung Belgiens mit Holland bestätigt hatte. König Wilhelm wandte sich daher an die Großmächte und erbat deren Hülfe zur Wiedergewinnung des schon fast ganz verlorenen Belgiens.

Rußland war im ersten Augenblicke bereit, auf Grund des Vertrages von Chaumont (Artikel 7) 60,000 Mann zu senden; als es jedoch England zur Mitwirkung aufforderte, erklärte Lord Wellington sich dagegen: er fühlte deutlich, wie der Torypartei schon der Boden unter den Füßen wankte. Auch der friedliebende König von Preußen war einer bewaffneten Einmischung durchaus abgeneigt. Das Entscheidende jedoch war die Rücksicht auf Frankreich.

Louis Philipp, das war klar, konnte unmöglich einen Angriff auf Belgien ruhig geschehen lassen: er hätte darin eine Bedrohung seines eigenen Thrones sehen müssen. Ein allgemeiner Krieg also würde die Folge gewesen sein. Es traten daher noch im Oktober die Vertreter der Großmächte Aberdeen, Esterhazy, Bülow, Matuscewicz und Talleyrand in London zu einer Konferenz zusammen, um die belgischen Wirren friedlich beizulegen. Am 4. November schlug diese Konferenz Holland und Belgien einen Waffenstillstand vor; beide Theile nahmen ihn an: Protokolle traten an die Stelle der Kanonen. — Dazu kam, daß noch im November in England das Ministerium Wellington durch ein Whig-Ministerium unter Lord Grey ersetzt wurde, welches sich Belgien ziemlich freundlich gegenüber stellte, dank auch der Bemühungen van de Weyers, welcher Belgien in London mit Geschick vertrat. Rußland aber wurde durch den Ausbruch der polnischen Revolution so sehr in Anspruch genommen, daß es jetzt nicht mehr an eine thätliche Einmischung in die belgischen Verhältnisse denken konnte.



Antwerpen.

Verfassung und Thronfrage. Am 10. November trat in Brüssel der auf Anordnung der provisorischen Regierung gewählte Nationalkongreß zusammen; de Potter eröffnete ihn im Namen der provisorischen Regierung mit einer Art Thronrede, in welcher er die Aufgaben bezeichnete, welche des Kongresses harrten. Es war de Potter's letzte politische That. Er erwartete von dem Kongresse mit einer Diktatur bekleidet oder wenigstens zum Präsidenten gewählt zu werden; allein der Kongreß erwählte dazu den Baron Erasmus Surlet de Chokier, einen Gutsbesitzer aus Limburg. Gekränkt durch diese vermeintliche Zurücksetzung veröffentlichte de Potter eine Abschiedsproklamation an den Kongreß und zog sich ins Privatleben zurück; der Pöbel, durch die Klerikalen aufgehetzt, verhöhnte und beschimpfte ihn bei seiner Abreise. So wandelt sich Volksgunst!

Rasch folgten sich jetzt die wichtigsten Entschließungen des Nationalkongresses: am 18. November sprach auch er die Unabhängigkeit Belgiens aus, am 22. bestimmte er fast einstimmig die Monarchie als künftige Regierungsform Belgiens. Mitbestimmend hierbei war die Rücksicht auf die Großmächte, welche eine Republik Belgien sicher nicht geduldet haben würden; namentlich machte Frankreich sein ferneres Verhalten von der Entscheidung für die monarchische Staatsform abhängig. Denn für den Thron Louis Philipp's würde die Nachbarrepublik eine stete Bedrohung gewesen sein. Die Freundschaft Frankreichs aber erschien den Belgiern damals so wichtig, daß starke Neigung vorhanden war, den zweiten Sohn Louis Philipps, den jungen Herzog von Nemours, auf den neugegründeten Thron zu berufen. Gendebien ging

deswegen nach Paris, erreichte aber nicht viel, da Louis Philipp durch die Annahme der Kandidatur sich mit den Großmächten zu verfeinden fürchten mußte. — Am 24. November beschloß dann der Nationalkongreß die Ausschließung aller Mitglieder des Hauses Nassau-Oranien von jeder öffentlichen Gewalt in Belgien auf ewige Zeiten.

Endlich am 7. Februar 1831 war die Durchberathung der Verfassung vollendet: einstimmig wurde sie von dem Nationalkongresse angenommen. Ihrer Entstehung entsprechend war sie höchst freisinnig: sie geht von dem Grundsatze der Volkssouveränität aus; der König hat seine Gewalt von der Nation; die Minister sind verantwortlich; der Adel hat keine Vorrechte; vollkommene Religionsfreiheit, Unterrichtsfreiheit, Preßfreiheit wird gewährleistet, dazu die persönliche Freiheit des Bürgers im ausgedehntesten Sinne. Freie Gemeindeordnung, Gerichtsverfassung mit Geschwornen und unabsetzbaren Richtern bilden den Beschluß. So geht sie in manchen Bestimmungen noch über die spanische Verfassung des Jahres 1812 hinaus.

Die Gewalt der Krone war sehr eingeschränkt. Wer würde sie tragen? Das war nunmehr die wichtigste Frage. Die Neigung der Belgier ging noch immer auf den Herzog von Nemours: allein auf wiederholte Anfragen gab Louis Philipp stets dieselbe ablehnende Antwort; nicht daß er die Wahl seines Sohnes nicht gewünscht hätte, aber er wollte, daß die Belgier ihm die Krone gewissermaßen gegen seinen Willen aufzwängen, damit er vor den Großmächten, welche durchaus nicht Belgien zu einem Nebenlande Frankreichs werden lassen wollten, sich rechtfertigen könne. Als daher, diesem Intriguenspiele entgegen, ein Theil des belgischen Kongresses den Herzog von Leuchtenberg, Eugen Beauharnais' Sohn, für den Thron in Aussicht nahm, wirkte Louis Philipp mit allen Mitteln im Geheimen dieser von Rußland unterstützten Kandidatur entgegen, unter dem Vorgeben, der Napoleonide wäre seinem eigenen Throne gefährlich. Vielmehr schlug er den Belgiern den Prinzen Otto von Bayern vor, der nicht den geringsten Anklang fand. Wol aber dachten einige Mitglieder des belgischen Kongresses aus alter Tradition an einen österreichischen Erzherzog.

Das Spiel Louis Philipp's schien wirklich zu gelingen: als es zur Wahl kam, fielen auf den Erzherzog Karl 21, auf den Herzog von Leuchtenberg 74, auf den Herzog von Nemours aber 97 Stimmen, also genau die absolute Mehrheit. Allein die Londoner Konferenz erklärte, als ihr dies Wahlergebniß mitgetheilt wurde, mit größter Entschiedenheit auf Grund des geheimen Protokolls vom 1. Februar 1831, daß kein Prinz, der einer Dynastie der fünf Großmächte angehöre, von den Großmächten als König von Belgien anerkannt werden würde. Dem wagte Louis Philipp doch nicht Trotz zu bieten und lehnte endgiltig am 17. Februar für seinen Sohn die ersehnte Krone ab. Infolge dessen wählte der belgische Nationalkongreß den Baron Surlet de Chokier zum Reichsregenten, der nun auf das Eifrigste die Neuwahl betrieb. Denn die Fortdauer der Unsicherheit der belgischen Verhältnisse erwies sich als höchst gefahrvoll für das Land; denn nicht nur begünstigte sie das Fortglimmen der Anarchie im Lande, welche in mehreren Städten Tumulte veranlaßte, sondern sie brachte auch die Großmächte auf den Gedanken, Belgien unter seine Nachbarn zu theilen.

Vor Allem aber war klar, daß eine neue Königswahl ohne Verständigung mit der Londoner Konferenz erfolglos sein würde.

Leopold von Sachsen-Koburg. Schon im November 1830 hatte van de Weyer, der diplomatische Agent Belgiens bei der Londoner Konferenz, auf den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg als einen geeigneten Thronkandidaten hingewiesen; in der Sitzung des 12. Januar 1831 der Deputirte Devaux seine Wahl empfohlen. Der belgische Kongreß hielt jedoch damals noch an der Kandidatur des Herzogs von Nemours fest, und erst, als die Hoffnungen, diese zu verwirklichen, immer mehr sanken, kehrten die Gedanken zu dem Prinzen Leopold zurück. Durch eine Vermählung desselben mit einer Tochter Louis Philipp's gedachte man dann doch zu erreichen, worauf es den Belgiern in erster Linie ankam: die Freundschaft und Unterstützung Frankreichs. Gendebien übernahm es, in diesem Sinne den König Louis Philipp zu sondiren. Der König sprach sich in der Unterredung zwar sehr günstig über den Prinzen aus, schnitt aber jede Hoffnung auf Verwirklichung jenes Planes der Belgier ab; ja der Minister

Sebastiani äußerte voll Zorn: „Wenn Koburg einen Fuß nach Belgien setzt, so werden wir mit Kanonen auf ihn schießen!“ Nachdem indeß die Kandidatur des jungen Herzogs von Nemours endgiltig beseitigt war, gab Frankreich schon Ende Februar dem englischen Ministerium zu erkennen, daß es dem Prinzen von Koburg nicht abgeneigt und auch bereit sei, in die Vermählung des Prinzen mit einer Tochter Louis Philipp's etwa ein Jahr nach der Besteigung des belgischen Thrones einzuwilligen.

Auch in England war das Ministerium Wellington der Kandidatur des Prinzen Leopold mit Entschiedenheit entgegen gewesen; die Whigs indessen, seit dem November im Besitz der Regierungsgewalt, sahen sie günstig an. So gaben denn um die Mitte des April die beiden westlichen Großmächte vertraulich zu verstehen, daß der Prinz von Koburg als künftiger König Belgiens ihnen genehm wäre. Dadurch erlangte der Prinz eine hervorragende politische Wichtigkeit. Es wird daher angemessen sein, obgleich wir ihm schon sonst begegnet sind, hier etwas ausführlicher bei ihm zu verweilen.



Leopold I., König der Belgier. Nach dem Porträt von M. de Winne.

Der Prinz Leopold von Sachsen-Koburg, am 16. Dezember 1790 geboren, war der jüngste Sohn des Herzogs Franz von Koburg. Von seiner Mutter, einer Prinzessin von Reuß-Eberstein, einer Frau „von warmem Herzen und starkem Verstande“, hatte er viel geerbt. Einer der schönsten Männer seiner Zeit, hatte er auch auf seine geistige Ausbildung den größten Fleiß verwandt; Anmuth des Benehmens war ihm angeboren. Die Verbindung von Geist und Wohlwollen, von Weltverstand und harmlosem Humor machte ihn anziehend. Man hat ihn „einen menschlichen Fürsten und fürstlichen Menschen“ genannt. Sein Adjutant Baron Hardenbroek entwirft in einem vertraulichen Briefe ein vortreffliches Bild von ihm. „Je mehr man ihm kennt,“ schreibt er wörtlich, „je mehr muß man ihm schätzen; er beträgt sich ausnehmend. Immer ruhig, immer besonnen, wird er im Glück nimmer übermüthig und im Unglück niemals muthlos sein. Er betrachtet alle Sachen in ihrem wahren Lichte. Dieses schützt ihm für Fehlgriffe und Kränkung. In ein Wort, er ist vernünftig, gescheut und durchaus gut.“

Infolge der Vermählung seiner Schwester mit dem Großfürsten Konstantin von Rußland trat er kurz vor der Schlacht von Austerlitz in russische Dienste. Auf dem Erfurter Kongresse erfolgte die schon früher angebahnte Versöhnung mit Napoleon. Doch war er der erste deutsche Prinz, welcher sich 1813 dem russischen Heere zur Befreiung Deutschlands anschloß. In der Schlacht bei Kulm zeichnete er sich rühmlich aus. Im Gefolge des russischen Kaisers kam er im Juni 1814 nach London, wo die Prinzessin Charlotte, die einzige Tochter des

Prinzen von Wales, die eben erst ihre Verlobung mit dem Prinzen von Oranien aufgehoben hatte, zu Leopold eine lebhafte Zuneigung faßte. Auf einem Balle bei dem Herzoge von York erfolgte die Verständigung: im Jahre 1816 ward die Vermählung gefeiert, welche dem Prinzen eine höchst bedeutende Stellung in England gab.

Die Ehe war überaus glücklich. Die Prinzessin, lebhaften Naturells, gutherzig, aber unerzogen, war gewohnt den Regungen ihres Gefühls ohne Zurückhaltung zu folgen. Es war zum Erstaunen, wie sie durch den Einfluß ihres Gemahls an Ruhe und Selbstbeherrschung gewann. Ihr Tod zerstörte nach wenig mehr als einem Jahre das kurze Glück. Niemals wieder, schreibt Leopold in seinen Lebenserinnerungen, habe er das Gefühl des Glückes, welches sein kurzes Eheleben segnete, erlangt.

Der Prinz behielt seinen Wohnsitz in England; er bezog von der englischen Regierung ein Jahrgeld von einer Million Mark. Schon 1825 begannen die Verhandlungen mit ihm über die Uebernahme der griechischen Königskrone: am 21. Mai 1830 brach er sie endgiltig ab; sie hatten ihn gelehrt, daß eine Krone nur annehmbar sei, wenn er die Sicherung der Gestaltung des Angebotenen zur Vorbedingung der Annahme mache.

Leopold, König der Belgier. Als daher am 22. April 1831 in Marlborough-House eine Deputation des belgischen Kongresses vor Leopold erschien, welche ihm die Krone des neugeschaffenen Königreiches antrug, erklärte er mit unerschütterlicher Festigkeit, daß mit seiner Wahl die Lösung der territorialen und finanziellen Schwierigkeiten, die Anerkennung Belgiens und seines Königs von Europa verknüpft werden müsse: anders könne er nicht ihrem Antrage entsprechen. Die Verfassung Belgiens jedoch versprach er eventuell ohne Einschränkung und Vorbehalt anzunehmen. — So blieben die Belgier ungewiß, ob er ihre Krone annehmen würde. Gleichwol galt es, der Unsicherheit aller Verhältnisse Belgiens baldigst ein Ende zu machen. Am 4. Juni nahm der Kongreß zum zweiten Male die Königswahl vor: zehn Stimmen waren für Republik, vierzehn fielen auf den Reichsverweser Baron Surlet de Chokier, aber 152 auf den Herzog Leopold.

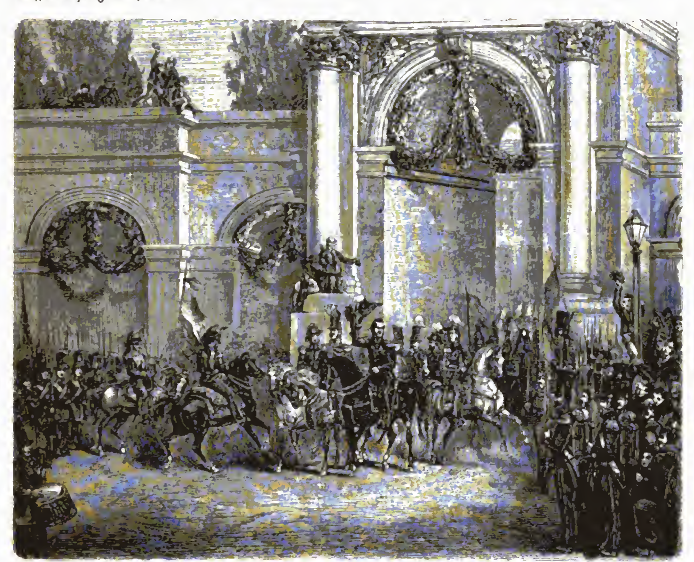
Gleichzeitig begaben sich zwei Deputationen von Brüssel nach London und stiegen in demselben Gasthause dort ab: die eine, um mit der Konferenz über die künftige Gestaltung Belgiens zu verhandeln, die andere um den neuen König nach Brüssel zu geleiten. Allein dieser weigerte sich, sie eher zu empfangen, als bis die andere Deputation ihre Verhandlungen zu befriedigendem Ende geführt haben würde. Am 26. Juni war dies geschehen: in achtzehn Artikeln konstituirte die Konferenz das neue Königreich, und noch an demselben Tage empfing Leopold die zweite Deputation und nahm aus ihren Händen die belgische Krone entgegen.

Leopold verlangte die Zustimmung des belgischen Kongresses zu den achtzehn Artikeln, welche für Belgien im Ganzen den Besitzstand von 1790 festsetzten, jedoch die Entscheidung über Luxemburg noch offen ließen und welche die Theilung der Staatsschuld zwischen Holland und Belgien in der Weise regelten, daß jedes der beiden Länder die Schulden zu tragen habe, welche es in die Gemeinschaft mitgebracht, daß aber die seitdem gemachten nach einem billigen Verhältniß getheilt werden sollten. Nach erregten Erörterungen nahm der Kongreß diese Bestimmungen an, und nun reiste Leopold über Calais in sein neues Königreich ab, nachdem er vorher auf sein englisches Jahrgeld Verzicht geleistet hatte. Am 21. Juli 1831 hielt er seinen Einzug in Brüssel.

Der Widerstand Hollands. König Wilhelm von Holland indeß, wiewol er in die Abtrennung Belgiens gewilligt hatte, war der Meinung, daß die achtzehn Artikel für Belgien zu günstig wären; er weigerte sich daher, sie anzuerkennen. Um diesem Proteste Nachdruck zu geben, kündigte der holländische Kommandant von Antwerpen, General Chassé, die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten an. Dieser Akt versetzte Belgien in große Bestürzung. Es fehlte um Widerstand leisten zu können, ebenso sehr an Führern wie an Truppen. Die Blusenmänner, durch ihre Barrikadensiege übermüthig, waren zuchtlos, die Festungen ohne Proviant und Kriegsmaterial: im ganzen Volke mehr Prahlerei als Kraft. Unverzüglich wandte sich König Leopold an Frankreich und England um Hülfe: Lord Grey begnügte sich damit, eine

Abtheilung der englischen Flotte von Plymouth nach Dover zu beordern, Louis Philipp aber ließ schon am 10. August 50,000 Mann unter Marschall Gerard über die Grenze gehen.

Es war die höchste Zeit; denn der Prinz von Oranien hatte schon am 8. August nach kurzem Gefecht bei Hasselt die belgische Maasarmee unter General Daine zersprengt und in schmählicher Flucht zurückgetrieben. Infolge dessen hatte sich auch die Scheldearmee, bei welcher Leopold selbst sich befand, auf Löwen zurückziehen müssen. Mit Muth und Kaltblütigkeit suchte der König seine Truppen zusammenzuhalten; allein am 12. wurden sie, wenn auch nach tapferer Gegenwehr, bei Tirlemont unweit Löwen vom Prinzen von Oranien wiederholt zurückgeworfen. Fast wäre dabei der König selbst in Gefangenschaft der Holländer gerathen; er war in einem Dorfe von allen Seiten umringt, als es dem englischen Gesandten Lord Adair gelang, durch Hinweis auf das Heranrücken der Franzosen die Holländer zu einer Waffenruhe zu bestimmen.



Einzug König Leopold's in Brüssel.

Folgenden Tags begannen die Holländer ihren Rückzug: am 20. standen sie wieder jenseit der Grenze. Die Wirkung dieser Niederlage Belgiens war, daß die Londoner Konferenz eine Abänderung der achtzehn Artikel zu Gunsten Hollands vornahm. Diese neuen 24 Artikel sprachen nur den wallonischen Theil von Luxemburg Belgien, Limburg rechts von der Maas aber Holland zu, legten Belgien von der Nationalschuld eine Summe von fast $8\frac{1}{2}$ Millionen holländische Gulden als jährliche Rente auf. Allein auch diese Abkunft, als immer noch dem Gegner allzu günstig, verwarf Holland Belgien nahm sie jedoch an und wurde nunmehr unverzüglich durch Frankreich und England, nach einigen Monaten auch durch die östlichen Großmächte als unabhängiges Königreich anerkannt.

Die Lösung. Der fortgesetzte Widerstand Hollands gegen die Bestimmungen der Großmächte drängte endlich zu außerordentlichen Maßregeln. Eine englisch-französische Flotte wurde gegen die Küsten Hollands entsendet, Preußen stellte ein Truppencorps zwischen Rhein und

Maas auf, und ein französisches Heer, wieder von Gerard geführt, drang in Belgien ein, um die Holländer aus der Citadelle von Antwerpen zu vertreiben. Der alte Chassé, der schon in Spanien unter Napoleon mitgefochten und durch seinen unbeugsamen Muth Lob und Ehre geerntet hatte, wollte von Ergebung nichts wissen: er wehrte sich mit einem mörderischen Feuer. Schon waren durch die französischen Kanonen die Kasernen und Magazine der Citadelle in Schutthaufen verwandelt, als König Wilhelm die Kapitulation befahl. Nun besetzten die Franzosen am 24. Dezember 1832 die rauchenden Trümmer der alten Scheldefeste.

Aber erst am 18. November 1833 kam es durch die Konvention von Zonhofen zu einer vorläufigen Verständigung zwischen Holland und Belgien. Die Reibungen zwischen den beiden Staaten waren damit noch nicht beendigt; ja 1838 erreichte die Spannung zwischen den Nachbarn eine solche Höhe, daß Leopold den polnischen General Skrzynecki nach Brüssel berief, um ihn für den Fall des Krieges an die Spitze der belgischen Armee zu stellen. Doch gelang es, dem Ausbruche der Feindseligkeiten noch durch die endliche Unterzeichnung des Friedens zwischen Holland und Belgien auf der Grundlage der 24 Artikel vorzubeugen (19. April 1839).

Diese zähe Vertheidigung seiner Interessen hatte Holland in sehr große finanzielle Schwierigkeiten gestürzt. Es wurden daher nicht nur die bestehenden Steuern erhöht, sondern auch neue eingeführt, was wiederholt zu unruhigen Auftritten im Lande führte. Allmählich erst konnte das Land zu einer gedeihlichen Entwicklung, namentlich mit Hülfe der großen Ueberschüsse seiner Kolonien (schon 1836 betrugen diese 9 Millionen holländische Gulden), zurückgeführt werden. Zumeist war dies das Verdienst des Prinzen von Oranien: denn König Wilhelm legte am 17. Oktober 1840 die Regierung in die Hände seines Sohnes nieder und zog sich, nachdem er sich mit der Gräfin d'Oultremont vermählt, nach Berlin ins Privatleben zurück.

Belgien dagegen nahm unter König Leopold eine sehr günstige Entwicklung. Seit dem 9. August 1832 mit der ältesten Tochter Louis Philipp's vermählt, wußte er, obwol Protestant, durch weise Schonung der kirchlichen Formen sich bald inmitten eines streng katholischen Volkes hohe Achtung zu gewinnen. Gefördert durch die Neutralität, welche die Großmächte Belgien zugestanden hatten, entwickelte das Land seine reichen Hülfsquellen; Industrie und Handel kamen in hohen Flor, das geistige Leben entfaltete sich ungehemmt. Der klerikalen Hochschule zu Löwen trat die freisinnige Universität zu Brüssel gegenüber; denn seine oberste Aufgabe, die Klerikalen und Liberalen gegen einander im Gleichgewichte zu erhalten, erkannte und erfüllte König Leopold mit Umsicht und sicherem Takte. —



Park in Brüssel.



Der Aufstand Polens.

Auf einer Newainsel unweit St. Petersburg liegt das kaiserliche Lustschloß Jelagin. In seinem Arbeitszimmer — es war an einem Augustabende des Jahres 1830 — ging Kaiser Nikolaus I. mit Baron Paul Bourgoing, dem stellvertretenden französischen Gesandten, auf und ab: sie sprachen über die letzten Nachrichten, die aus Frankreich gekommen waren. Der Kaiser, mit König Karl X. von Frankreich befreundet, hatte von dessen Absicht, durch Ordonnanzen in die Verfassung einzugreifen, gewußt und hatte durch Pozzo di Borgo, den russischen Gesandten in Paris, ihn warnen lassen. Das Schlimmste, hatte er wiederholt geäußert, sei zu besorgen, wenn der König seines Eides vergäße; in solchem Falle würde es nur darauf ankommen, wer im Straßenkampfe Sieger bliebe. Jetzt war Alles so eingetroffen. „Die Leute würden", sagte er, „wenn das Volk in Paris die russische Botschaft geplündert hätte, zu ihrer Verwunderung entdeckt haben, daß ich gegen den Staatsstreich gepredigt habe, und daß der autokratische Beherrscher Rußlands einem konstitutionellen Könige die Beobachtung der bestehenden und beschworenen Verfassung empfohlen hat!" — Die Frage war, wie der Kaiser sich zu dem Julikönigthume stellen würde.

Kriegsgefahr. Bourgoing bat, die Verlegenheiten Frankreichs nicht durch ein feindliches Verhalten zu vermehren; dies würde wahrscheinlich dazu führen, Frankreich in ein engeres Verhältniß zu England zu treiben. In Wahrheit seien Frankreich und Preußen Rußlands einzige wahre Freunde. Der Kaiser stellte das nicht in Abrede. „England", fügte er hinzu, „beneidet Sie wegen Ihrer Algerischen Eroberung und könnte leicht auf den Gedanken kommen, von Ihren inneren Wirren Nutzen zu ziehen und Ihnen diesen schönen Besitz streitig zu machen. Und was Oesterreich anlangt, so zittert es für Italien und ist Italiens wegen mit Ihrer abermaligen Revolution höchst unzufrieden. Im Uebrigen macht Oesterreich sich nichts daraus, wenn es Ihnen übel ergeht."

In sichtlich unmuthiger Bewegung blieb der Kaiser stehen, und mit der Hand heftig auf den Tisch schlagend, rief er aus: „Meine Meinung ist, daß ich mich nur durch das Legitimitätsprinzip werde bestimmen lassen: niemals werde ich Dem, was sich in Frankreich begeben hat, meine Anerkennung ertheilen." Dann wurde er ruhiger, setzte sich und schloß mit der Erklärung, daß er über Das, was er thun werde, noch nicht schlüssig sei, daß er nichts überstürzen und dahin zu wirken suchen werde, daß die Großmächte Frankreich gegenüber eine im voraus vereinbarte, übereinstimmende Stellung einnähmen. Diese Stellung aber sollte nach der Meinung des Kaisers eine aggressive sein. Schon vorher hatte er auf die erste Nachricht von dem Ausbruche der Revolution in Frankreich den greisen Feldmarschall Grafen Diebitsch-Sabalkanski zu sich beschieden, der in leidenschaftlichem Hasse gegen die liberalen Ideen für sofortige Kriegserklärung an Frankreich sich aussprach. Der gleichen Ansicht waren aus der nächsten Umgebung des Kaisers Fürst Orlow und der Kriegsminister Graf Tschernytschew.

Ihnen entgegen strebte der Vizekanzler Graf Nesselrode den Frieden zu erhalten. Allein die Kriegspartei befand sich durchaus im Uebergewicht. Es wurde bestimmt, daß eine Armee von 14 Infanterie- und 12 Kavalleriedivisionen in Kriegsbereitschaft gesetzt werden sollte, zu deren Anführer Feldmarschall Diebitsch ernannt wurde. Außerdem wurde Diebitsch nach Berlin, Orlow nach Wien gesandt, um die benachbarten Großmächte für den Angriffskrieg gegen Frankreich zu gewinnen, während Graf Matusczewicz, damals stellvertretender Gesandter in London, beauftragt wurde, dem Herzoge von Wellington, welcher an der Spitze des englischen Kabinets stand, für den gleichen Zweck die nöthige „Energie einzuflößen".

Allein Friedrich Wilhelm III. wies auf die unbefriedigende Finanzlage Preußens hin und stellte sich mit Besonnenheit den Plänen seines Schwiegersohnes entgegen; diesen aber hatte das Gelingen der belgischen Revolution vollends ungeduldig gemacht, „den Jakobinern aller Länder zu beweisen, man fürchte sie nicht." Auch Wellington, der sich in seiner Stellung schon bedenklich erschüttert sah, konnte zu keiner Entschließung kommen. Gleichwol drängte die Kriegspartei vorwärts zu entschiedenem Vorgehen gegen die — wie Tschernytschew sagte — zu äußerstem Cynismus herabgekommene Demagogie. Auf ihrer Seite stand jetzt ganz entschieden der Kaiser. Die Kriegsvorbereitungen wurden mit allem Eifer betrieben.

Da brach in Moskau die Cholera aus. Nikolaus begab sich dorthin, um persönlich die nöthigen Schutzmaßregeln zu treffen. Sobald jedoch die Heftigkeit der Seuche nachzulassen begann, wurden die kriegerischen Maßregeln wieder aufgenommen. Das Ministerium Wellington fiel, doch vermochte dies Ereigniß jetzt nicht mehr den Kriegseifer zu dämpfen; ein Theil der Armee, mit welcher sich Diebitsch anheischig machte, Frankreich Gesetze zu diktiren und den Knoten der belgischen Frage auf einen Streich zu durchhauen, befand sich schon auf dem Kriegsfuße; der Rest sollte bis zum Dezember marschbereit sein. — Auch die polnische Armee wurde bestimmt, an dem Kriege gegen den „Westen" Theil zu nehmen. Auf ihr aber beruhten die Hoffnungen der polnischen Revolutionspartei. Daher beantwortete diese die Mobilmachungsordre damit, daß sie, ohne den für den Ausbruch der Revolution festgesetzten Tag abzuwarten, unverzüglich die Fahne der Empörung erhob. Erst dieser Zwischenfall schlug die Kriegspläne der Russen in Scherben.

Unzufriedenheit der Polen. Der Wiener Kongreß hatte das Herzogthum Warschau dem Kaiser Alexander als Königreich Polen zugesprochen. Der Selbstherrscher von Rußland sah in der Wiederherstellung Polens sein eigenstes Werk. Alsbald richtete der Kaiser sein Bestreben darauf, die Gemüther der Rußland abgeneigten Polen für sich zu gewinnen: er überschüttete Polen mit Wohlthaten, während er weit entfernt war, Rußland die Berechtigung zu gleichen Ansprüchen einzuräumen. Polen erhielt eine freisinnige Verfassung, nach welcher in Gemeinschaft mit ihm, als dem Könige, der Senat und das Haus der Landboten die Gesetzgebung übten; die Verwaltung, ganz von derjenigen Rußlands getrennt, wurde durch einen Vizekönig und ein verantwortliches Ministerium geleitet; Unabhängigkeit des Gerichtswesens, Preßfreiheit mit Rechtsschutz gegen Mißbräuche, eine Städteordnung mit freier Wahl der Gemeindebeamten wurde gewährt.

Alsbald gewannen die Dinge in Polen ein völlig verändertes Ansehen. Bisher waren die Städte in Verfall, das Grundeigenthum überschuldet, die meisten Eigenthümer ruinirt, der Ackerbau vernachlässigt, der öffentliche Kredit vernichtet, Industrie fast unbekannt, der Handel im Stocken. Jetzt aber — so beschreibt ein Pole die Wandlung — stiegen Dörfer empor, und es konnten sich, was in Polen unerhört war, die Landstraßen und Brücken denen in Deutschland gleichstellen. Die Universität in Warschau wurde mit bedeutenden Mitteln ausgestattet, alle Zweige des öffentlichen Unterrichts wurden verbessert. Fabriken entstanden, der Kredit erwachte, die Anlegung von Banken verlieh der Industrie neues Leben, Polens Städte wetteiferten mit denen Deutschlands an industrieller Thätigkeit. Nicht mehr durfte der Richter dem besten Zahler Recht geben, nicht mehr der Edelmann als Tyrann auf seinen Gütern hausen. Die Regierung, von Einheimischen verwaltet, sorgte emsig für des Landes Wohlfahrt und das Aufblühen aller Stände der Gesellschaft.

Dennoch mochten gerade die genauesten Kenner kein Vertrauen zu der neuen Blüte Polens fassen. „Bisher", meinte Herr von Flassan, ein geistvoller Staatsmann, „hat Polen weder die Freiheit genießen, noch sich in Abhängigkeit fügen können und nur mit Widerstreben nimmt es das Glück aus den Händen Fremder an, obwol es dessen mehr unter ihnen als unter den einheimischen Herrschern genossen hat." Nur allzu bald sollte sich die in solchen Worten liegende Vorahnung erfüllen. Zwar der Bauer und Kleinbürger befand sich wohl unter den neuen Verhältnissen und ertrug willig die durch polnische Beamte geübte Herrschaft Rußlands; aber in den höheren Ständen brach die Unzufriedenheit bald offen zu Tage. Immer brennender wurde hier das Gefühl, daß, so wohlwollend immerhin auch Kaiser Alexander die Herrschaft übte, es doch eine Fremdherrschaft sei, und daß durch keine Wohlthaten der Verlust des köstlichsten politischen Gutes zu ersetzen sei, der Verlust der Freiheit, der nationalen Selbständigkeit, die Polen durch die Gewaltthat der Fremden verloren habe. Man fühlte sich in Polen geknechtet und herabgewürdigt, zu einem Spotte der Völker geworden. In diesem Grolle erstickte alle Dankbarkeit, an ihm glitt wirkungslos alle Fürsorge des milden Herrn ab.



Kaiser Nikolaus I. von Rußland. (Aus späterer Zeit.)

Das war für Alexander eine schmerzliche Wahrnehmung und zugleich eine empfindliche Kränkung. Vergebens mahnte er 1818 bei Eröffnung des Reichstages die Landboten zu besonnener Erwägung, vergebens warnte er sie, in die Fehler zurückzufallen, welche den Sturz des einst so mächtigen Polens herbeigeführt. Der Reichstag nahm mit verbitterter Voreingenommenheit die Gesetzesvorschläge der Regierung entgegen, um sie fast ohne jede Berathung zu verwerfen. Nur was man nicht hatte, erschien werthvoll.

Die Verhandlungen des zweiten Reichstages im Jahre 1820 machten die Entfremdung der Gemüther nur größer und offenbarer und verwandelten die frühere Zuneigung des Kaisers zu den Polen in mißtrauische Zurückhaltung. In immer weitere Kreise der Polen begann sich die Unzufriedenheit mit der Lage des Vaterlandes zu verbreiten: geheime Verbindungen entstanden und unterwühlten alle Schichten der Gesellschaft. Infolge dessen bestimmte der Kaiser am 1./13. Februar 1825 in einer Zusatzakte zur polnischen Verfassung, daß die Verhandlungen des Reichstages bei geschlossenen Thüren stattfinden und nur bei besonderen Gelegenheiten, wie Eröffnung oder Schluß, öffentlich sein sollten. Die Polen sahen darin einen Gewaltakt, der ihre Unzufriedenheit und ihren Groll reizte, um so eifriger an der Befreiung aus der russischen Herrschaft zu arbeiten.

Parteien in Polen. Die Wiederherstellung des alten Polenreiches war das Ziel, welches allen Parteien, allen geheimen Gesellschaften vorschwebte. Aber in den Mitteln, durch deren Anwendung sie die Erreichung dieses Zieles hofften, unterschieden sie sich weit von einander.

Die Partei der Diplomaten, aus Mitgliedern des höhern Adels bestehend, wollte die goldene Zeit, in welcher dieser in Polen fast souverän gewesen war, ohne Krieg, ohne revolutionäre Erschütterungen zurückführen. Nur durch diplomatische Benutzung der Zeitumstände, durch heimliche Verhandlungen mit dem Auslande, durch gesteigerten Nationalsinn gedachte sie

bei Gelegenheit irgend eines schweren Krieges Rußlands ihr Ziel zu erreichen. Schwach an Zahl, bedeutete sie doch viel, da sie fast nur aus vornehmen und reichen Personen bestand. Auch die Partei der Landboten glaubte nur durch gesetzliche Mittel zu dem gewünschten Ziele gelangen zu können. Dagegen wies sie Volksbewegung wie Gewaltsamkeit jeder Art entschieden zurück; nur durch den Reichstag sollte die Bewegung vorwärts gebracht werden. Der Kern dieser Partei waren die Landboten von Kalisch, ihr Haupt sah sie, wie die diplomatische Partei, in dem Fürsten Czartoryski.

Fast nur aus jungen Leuten war die akademische Partei zusammengesetzt; Literaten, Journalisten, Studenten waren ihre Anhänger. Die Wahl der Mittel galt ihr gleich, wenn sie nur zum Ziele führten. Doch schien es ihr angemessen, den ganzen Boden des ehemaligen Polens erst im Geheimen zu unterminiren, bevor sie offen die Fahne der Empörung erhöbe. Da sie fanatisch ihren Führern hingegeben war, konnte man erwarten, daß ihre Anhänger sich zu Allem würden gebrauchen lassen. Zunächst aber hielten ihre Führer, von denen keiner in größerem Ansehen stand, als der wegen Freisinnigkeit seiner Professur in Wilna entsetzte Joachim Lelewel, sich noch in Fühlung mit der diplomatischen Partei und empfingen von dieser auch ihre Instruktionen.

Die militärische Partei endlich umfaßte eine große Zahl von Fähnrichen und jungen Offizieren der polnischen Armee. Sie wollte die ganze Wehrkraft des Landes in Anspruch nehmen und mit offener Gewalt ihre Absichten durchführen. Dazu bedurfte sie vor Allem eines tüchtigen Anführers. Ihre Hoffnung setzte sie auf den General Chlopicki, den die öffentliche Meinung für besonders befähigt hielt, die polnische Armee mit Erfolg gegen die Russen zu führen. Man wußte auch, daß er den Russen gram war: hatte er doch wegen einer Zurücksetzung, die er auf einer Wachtparade erfahren, seinen Abschied genommen. Von allen Parteien war diese die rührigste; sie drängte am eifrigsten zu baldigem Losschlagen. Denn sie besorgte mit Recht, daß es bei längerem Zögern den Russen immer mehr gelingen würde, die Bauern und kleinen Bürger in den Städten mit ihrer Herrschaft zu versöhnen und damit auch die Gesinnungen der gemeinen Soldaten, welche ja zur großen Mehrzahl aus jenen Bevölkerungsklassen entstammten, für sich zu gewinnen: auf dem Heere aber beruhte in erster Linie die Hoffnung des Gelingens einer Revolution.

Vorboten des Sturmes. Unter den Mitgliedern der russischen Verschwörung, welche sich nach dem Tode Kaiser Alexander's 1825 der Thronbesteigung seines Bruders Nikolaus entgegengesetzt hatten, waren mehrere zugleich Genossen geheimer polnischer Verbindungen gewesen. Durch deren Aussagen nun kam die russische Regierung zuerst auf die Spur der geheimen Gesellschaften in Polen. Eine Untersuchungskommission, aus Russen und Polen gemischt, wurde eingesetzt und brachte mit voller Klarheit zu Tage, daß Geheimbünde in Polen beständen, deren Mitglieder durch Eidschwur sich verpflichtet hatten, Gut und Blut aufzubieten, um die Wiedergeburt ihres unglücklichen Vaterlandes herbeizuführen. Der Großfürst Konstantin, damals Vizekönig von Polen, verlangte, daß die Aburtheilung der verhafteten Verschwörer einem Kriegsgerichte übertragen würde, allein der Kaiser wollte die gesetzlichen Formen streng beobachtet wissen und übertrug den Urtheilsspruch dem Senate, als dem höchsten Gerichtshofe für Hochverrath. Die Augen des ganzen Landes waren auf diese Versammlung gerichtet, deren Mitglieder fast ohne Ausnahme den höchsten Familien Polens entstammten. Die Schuld der Angeklagten war klar, aber stärker als alle Beweise erwies sich der Druck der öffentlichen Meinung. Am 10. April 1827 fällte der Senat das Urtheil: er sprach mit allen Stimmen gegen die einzige des Generals Krasinski sämmtliche Angeklagte entweder ganz frei oder verurtheilte sie zu ganz leichten Freiheitsstrafen.

Dies Urtheil erregte in den Herzen aller Polen lauten Jubel; sie sahen darin eine Gutheißung, welche die oberste Reichsbehörde allen geheimen Umsturzplänen zutheil werden lasse. Eine revolutionäre Freudigkeit bemächtigte sich des Volkes; man hat gesagt, daß damals selbst die Luft in Polen revolutionär war. Zumal unter der Jugend entstanden immer mehr Geheimbünde, welche mit tollkühner Verwegenheit den Ausbruch der Revolution schürten.

So brachte der Unterleutnant in dem Regimente der Gardegrenadiere Peter Wysocki in kurzer Zeit über 200 Genossen aus den Fähnrichen und Offizieren seines sowie anderer Regimenter wie von der Militärschule in Warschau zusammen, welche sich verschworen, die Revolution zu baldigstem Ausbruche zu bringen. — Die Zeit schien günstig. — Während des ersten Jahres des Türkenkrieges hatte Rußland so erhebliche Verluste erlitten, daß es den Verschworenen unfähig zu sein schien, gleichzeitig den Anschlägen der Polen und den Türken zu widerstehen. Die Kunde verlautete, daß, bevor das Heer wieder ins Feld rücke, der Kaiser Nikolaus mit seiner ganzen Familie nach Warschau kommen würde, um sich zum Könige von Polen krönen zu lassen. So schien er sich selbst den Verschwörern in die Hand zu geben: sie beschlossen, bei der Krönungsfeier, die auf den Mai 1829 angesetzt war, das ganze kaiserliche Haus mit einem Schlage zu vernichten.

Der Plan war, daß bei der Krönungsparade auf dem Sächsischen Platze eine Deputation von Landboten dem Kaiser eine Bittschrift überreichen solle, in welcher er um Aufhebung des Oeffentlichkeitsverbots für die Landtagsverhandlungen gebeten würde. Würde er, wie zu vermuthen, jene Bitte ablehnen, so sollten auf ein gegebenes Zeichen Wysocki mit seinen Anhängern aus den Reihen der polnischen Regimenter hervorbrechen und den Kaiser nebst seinen Brüdern, den Großfürsten Konstantin und Michael, und dem jungen Thronfolger ermorden. Dann würde sicher die polnische Armee zu den Verschwörern übertreten und die Sache der Revolution gegen die Russen ausfechten. — Allein im entscheidenden Augenblicke entfiel den mitverschworenen Landboten der Muth; sie übergaben die Bittschrift, der Kaiser schlug, wie erwartet, die Bitte ab — aber nun wagten sie nicht den Offizieren das verabredete Zeichen zu geben: man müsse, meinten sie, eine bessere Gelegenheit abwarten. Dieser Meinung indessen waren die Offiziere nicht: es kam darüber zu Zerwürfnissen im Schoße der geheimen Gesellschaften, und ein Jahr verging in Hader und Unthätigkeit.



Großfürst Konstantin.

Da brach in Paris die Julirevolution aus. Sofort waren alle Zerwürfnisse beigelegt; neuer Eifer bemächtigte sich der Verschwörer, mit unheimlicher Geschäftigkeit wurden die Werbungen für die Sache Polens in der Armee, die bei Warschau in einem Lager versammelt war, wieder aufgenommen. Sendlinge erschienen aus Frankreich, die das Feuer schürten und Beistand versprachen. Im Oktober traten die Häupter der verschiedenen geheimen Genossenschaften zu einem engeren Ausschusse zusammen, welcher den Plan für den Revolutionsausbruch festsetzte und eine provisorische Regierung bestimmte, um die Leitung aller Angelegenheiten, sobald der Aufstand gelungen wäre, in die Hand zu nehmen. Fürst Czartoryski ward als Haupt auserkoren.

Alle Bemühungen gingen jetzt darauf, das Volk für die Revolution vorzubereiten und zugleich die Russen einzuschüchtern. An den Straßenecken fand man Zettel angeklebt, auf denen zur Erhebung aufgefordert wurde; am Belvedere, dem Lustschlosse des Vizekönigs Großfürsten Konstantin, am Südende von Warschau gelegen, war angeschlagen worden, daß das Schloß von Neujahr an anderweitig zu vermiethen sei. Da machte ein Unterfähnrich, von Gewissensbissen gequält, dem Großfürsten Konstantin Anzeige von Allem, was im Werke war. Sofort wurde Wysocki verhaftet: Alles schien verloren. Allein der Großfürst liebte in dem polnischen Heere seine eigenste Schöpfung und mochte daher dem Angeber nicht recht Glauben schenken, daß seine Offiziere mit Umsturzplänen sich trügen; Wysocki kam mit einem leichten Verhör davon. Gleichwol überfiel Bestürzung und Muthlosigkeit die Verschworenen.

Sie verloren den Glauben an das Gelingen der Sache und damit ihren Eifer. Nur Wenige der Verwegensten wagten noch vorwärts zu drängen.

Immer mehr häuften sich die Anzeichen, daß Kaiser Nikolaus einen Krieg gegen den revolutionären Westen Europa's plane, so geheim auch die Rüstungen betrieben wurden. Kam es dazu, so war es nicht möglich, auf die Unterstützung der französischen und belgischen Revolutionsmänner zu rechnen, welche die Polen mit Sicherheit glaubten erwarten zu dürfen. Es war klar, daß jede neue Kriegsmaßregel des Kaisers auch die Verschworenen vorwärts treiben mußte. Ruchbar wurde, daß der polnische Finanzminister Fürst Lubecki den Befehl erhalten habe, möglichst viel Geld in den Landeskassen anzusammeln. Das konnte nur auf einen nahen Feldzug gedeutet werden. Sofort kam wieder Leben in die Revolutionsvereine: es gelte nun keine Zeit zu verlieren, um nicht des Goldes im Schatze und vielleicht auch der Schießvorräthe in Modlin für die Insurrektion verlustig zu gehen. Boten gingen an die Regimenter ab, auf die man rechnete, an alle Geheimbünde im Lande. Auf den 10. Dezember 1830 wurde von den Führern der Ausbruch der Revolution angesetzt.

Nicht unbemerkt von der Regierung blieb dies verwegene Treiben. Ein Student legte umfassende Geständnisse ab: mehrere Verhaftungen erfolgten. Immer deutlicher sahen auch die Führer ihre Sicherheit gefährdet; da erschien der Erlaß des Kaisers, daß die polnische Armee für den geplanten Feldzug mobil gemacht werden sollte, um Ende Dezember marschbereit zu sein. Auf ihr aber beruhte alle Hoffnung der Revolutionsmänner: zog sie von dannen, so war eine Revolution nicht blos aussichtslos, sondern überhaupt unmöglich. Denn ohne die militärischen Geheimbünde, durch welche die Armee gewonnen werden sollte, für die Sache Polens Partei zu ergreifen, war nichts zu unternehmen.

Ausbruch der Revolution. Das gab selbst der vorsichtig zurückhaltende Lelewel zu. Wysocki und sein Genosse Zaliwski drängten ihn, sich mit ihnen für die sofortige Schilderhebung zu entscheiden, zumal er ihnen, wenn auch nur zögernd, die Zusicherung gegeben hatte, daß die Landboten dem Vorgange der Armee folgen würden. Man nahm den nächsten Sonntag in Aussicht, wo viel müßiges Volk die Schenken Warschau's füllte, entschied sich dann aber doch für Montag den 17. (29.) November, weil an diesem Tage sämmtliche Wachen der Hauptstadt von polnischen Truppen besetzt werden sollten.

Am Sonntag Abend versammelten sich bei dem Unterleutnant Borkiewicz die Vertreter der verschiedenen geheimen Militärvereine zur Berathung. Dreierlei schien nothwendig: die Ermordung des Großfürsten Konstantin, weil sonst vielleicht einige polnische Regimenter zögern würden, sich für die Revolution zu erklären, die Wegnahme des Arsenals, um Waffen für das Volk zu bekommen, und die Entwaffnung der russischen Truppen, welche in und bei Warschau lagen. Diese Aufgabe übernahm Wysocki, die Eroberung des Arsenals nahm Zaliwski auf sich, während Nabielak sich bereit erklärte, den Großfürsten zu ermorden, und Bronikowski, den Volksaufstand zu leiten. Ein Brauhaus in der Nähe der russischen Kavalleriekasernen auf dem Szulek sollte in Brand gesteckt und dadurch das Signal zum Losschlagen gegeben werden. Auch war man darin einig, alle russischen Offiziere, falls sie sich weigern sollten, mit den Polen gemeinsame Sache zu machen, einfach niederzuschießen.

Der Montag Abend kam. Der Großfürst hatte Warnungen erhalten, daß sich etwas gegen ihn vorbereite; allein er hatte alle Vorsichtsmaßregeln verschmäht und sich nach seiner Gewohnheit gegen Abend in sein Schlafzimmer zur Nachmittagsruhe niedergelegt. Unterdessen versammelten sich die Studenten und Fähnriche, welche seine Ermordung mit Nabielak auf sich genommen hatten, einzeln auf der Sobieskibrücke; doch fanden statt der erwarteten 37 nur 20 sich ein. Allein das Feuersignal will nicht erscheinen; denn die ersten Versuche, das Brauhaus in Brand zu stecken, sind mißlungen. Darüber ist es halb sieben geworden. Nabielak, des Wartens müde, führt seine kleine Schar nach dem Belvedere, besetzt mit einigen Leuten die Hinterseite des Schlosses, mit anderen das offene Hofthor und stürzt mit acht Begleitern in den Hof und die Treppe hinauf. Irrthümlich gelangen sie in das Vorzimmer der Fürstin von Lowicz, der Gemahlin des Großfürsten, werden aber alsbald ihres Versehens inne,

zerschlagen voll Unmuth darüber die Spiegel an den Wänden und eilen nun die Treppe zu den Gemächern des Großfürsten hinauf. Im Vorzimmer warteten der Bürgermeister Lubowiczki und der General Gendre. Diese sehen den Haufen, Lubowidzki reißt die Thür zu dem Schlafzimmer des Großfürsten auf. Da steht ihm dieser, halb angekleidet — sein Kammerdiener Friese hatte ihn soeben geweckt — gegenüber. „Schlimm, gnädigster Herr!“ ruft der Erschrockene, ein Bajonnetstich trifft ihn von hinten und er stürzt zu Boden. Der Großfürst will den Verschwörern entgegentreten, allein Friese schlägt mit Gewalt die Thür zu, verriegelt sie und führt seinen Herrn rasch über entlegene Treppen in eine sichere Dachkammer hinauf. Die Thür widersteht den Kolbenstößen und Fußtritten, so daß es die Angreifer rathsamer finden, alsbald sich selbst in Sicherheit zu bringen.



Der Ueberfall des Belvedere. Zeichnung von Ludwig Burger.

Auf der Sobieski-Brücke trafen sie Wysocki und dessen Schar, deren Ueberfall der russischen Kavalleriekasernen völlig gescheitert war. Vielmehr waren die drei Regimenter infolge des Tumultes aufgesessen und nach dem Belvedere geritten, wo sich der Großfürst, anscheinend ruhig, doch in tiefster innerer Bewegung, an ihre Spitze stellte, unschlüssig, wie er der Empörung, bevor sich die sämmtlichen russischen Truppen um ihn gesammelt, entgegentreten sollte.

Unterdessen hatte auch Zaliwski mit größter Ungeduld auf das Feuersignal gewartet. Als es auch um 7 Uhr noch nicht erschien, begab er sich auf eigene Hand nach dem Arsenale und ließ hier in der Nähe einige Häuser in Brand stecken. Die Größe des Feuers brachte alsbald alle russischen Regimenter in Bewegung; allenthalben jagten Offiziere durch die Straßen, um ihren Truppen sich anzuschließen. Hier und da begannen Volkshaufen sich zu sammeln;

Studenten stellten sich an die Spitze. „Zum Arsenal!" so lautete der allgemeine Ruf. Dorthin wälzten sich die Scharen lärmend und schreiend. Die Wache des Arsenals leistete geringen Widerstand, die Thore wurden eingeschlagen und 40,000 Flinten, Pistolen und Säbel an die tobende Menge vertheilt. „Die Russen morden unsere Brüder!" hieß es jetzt, „die Russen brennen und verheeren die Stadt!" Eine wilde Jagd auf die russischen Offiziere erhob sich. Eine Schar begegnete dem Grafen Hauke. Es war Wysocki mit seinen Genossen, die von der Sobieskibrücke nach dem Arsenale eilten. Sie fielen seinem Pferde in die Zügel. „Aus dem Wege, Rotzjungen!" ruft der alte General ihnen zu; da strecken Pistolenschüsse ihn zu Boden. Ein anderer Haufe drang in das Theater. „Zu den Waffen, Polen!" schrie sein Anführer Dobrowalski, „die Moskowiter schlachten unsere Brüder!" und forderte die Umstehenden zur Gefangennahme der russischen Offiziere auf. Allein, in dem Tumult erhob sich der polnische General Chlopicki und rief mit Nachdruck den Schreiern zu: „Zurück! Ich befehle es euch. Die hier anwesenden Offiziere stehen unter meinem Schutze!" Und die wilde Rotte gehorchte.

Unablässig waren russische wie polnische Generale bemüht, die Truppen von der Verbrüderung mit den aufständischen Volksmassen zurückzuhalten. Allein meist ohne Erfolg: fast Alle fielen als Opfer ihrer Pflicht. Der greise Graf Potocki forderte mit aller Eindringlichkeit die Grenadiere des 5. Regiments auf, ihm nach dem Belvedere zu folgen. Der Pöbel riß ihn vom Pferde und trat ihn mit Füßen, bis einige Pistolenschüsse dem Leben desselben ein Ende machten. General Blumer wurde durch eine volle Salve niedergestreckt, seine Leiche an einem Laternenpfahle aufgehängt. Von dem General Trembicki verlangte ein Haufe von bartlosen Unterfähnrichen, er solle sich an die Spitze der Revolutionstruppen stellen. „Ich werde die Treue, welche ich meinem Monarchen geschworen habe, zu halten wissen", war seine Antwort; Pistolenschüsse streckten ihn zu Boden. Nur Wenige wurden als Gefangene in das Arsenal gebracht; doch gelang es auch Einigen Leben und Freiheit zugleich zu bewahren.

Noch immer wäre es ohne große Opfer möglich gewesen, die wüsten Volkshaufen auseinanderzusprengen und dem weiteren Abfalle der polnischen Truppen zu wehren. Vor der Front der russischen Regimenter bei dem Belvedere hielt der Großfürst; seine Umgebung war getheilter Ansicht über Das, was zu geschehen hätte. Die Meisten waren für rasche und entschiedene Maßregeln, Andere glaubten, der ganze Tumult in der Stadt wäre aus Irrthum entstanden und würde sich bald von selber legen, wenn sich die Russen gar nicht hineinmischten. Ihnen trat der Großfürst bei. „Die Russen", meinte er, „haben mit einer polnischen Schlägerei nichts zu thun". Nur ungern erlaubte er dem General Kurnatowski, einen Versuch zur Beilegung der Unruhe zu machen. Ohne Mühe drang der General an der Spitze der reitenden Gardejäger durch die Krakauer Vorstadt bis zum Schlosse vor und entsandte sogar eine Schwadron bis zum Arsenal, kehrte aber dann wieder zum Belvedere zurück. — Es war spät in der Nacht; allmählich legte sich das Getümmel, und die Volkshaufen begannen sich zu verlaufen. Nur um das Arsenal blieben die insurgirenden Truppen versammelt, die Nacht über auf der Straße bivuakirend.

Die patriotische Gesellschaft. Die Hauptstadt war frei von den Russen; der Großfürst hatte sich mit den treu gebliebenen Regimentern nach Wirbza, eine halbe Meile von Warschau, zurückgezogen. Der Aufstand war gelungen, wenn auch nur durch Gunst des Zufalls. Jetzt aber galt es, der Bewegung eine feste und klare Leitung zu geben, um den Erfolg sich zu sichern. Das fühlte Jedermann; Jedermann verlangte Befehle, aber es war Niemand da, sie zu geben. Die allgemeine Stimme verlangte, daß sich der General Chlopicki an die Spitze stellen solle, da ihm Soldat und Bürger das gleiche Vertrauen entgegenbrachten; allein er war nirgends zu finden. So versuchte denn der gewandte Fürst Lubecki die Zügel in die Hand zu nehmen. Er lud eine Anzahl von Männern, welche bei dem Volke angesehen und beliebt waren, dem Verwaltungsrathe der Stadt Warschau sich zur Berathung der nöthigen Maßregeln anzuschließen. Es waren die Fürsten Adam Czartoryski und Michael Radziwill, die Grafen Pac und Kochanowski, sowie Kosciusko's früherer Waffengefährte, der alte Julian Niemcewicz, welche der Aufforderung folgten.

Bereits um 7 Uhr Morgens wurde eine Proklamation des so verstärkten Verwaltungsrathes öffentlich angeschlagen, in welcher das Volk, da die Russen sich zurückgezogen hätten, zur Ruhe ermahnt wurde. Und zwei Stunden später begab sich der Rath zu Fuße in feierlicher Prozession, den General Pac an der Spitze, während zahllose Zuschauer die Straßen füllten, nach dem Bankgebäude, um es vor der Zerstörungslust des Pöbels zu schützen. Am Abend endlich wurde zur Wiederherstellung der Ordnung der Oberbefehl über alle Truppen, welche der Bewegung sich angeschlossen hatten, dem allgemeinen Verlangen entsprechend, an den sechzigjährigen General Joseph Chlopicki, geb. 1771, übertragen.

Die erste Handlung des neuen Oberbefehlshabers, welcher nur unter der Bedingung, im Namen des Königs den Oberbefehl zu führen, ihn angenommen, war, daß er die in der Nacht aufgegriffenen russischen Offiziere zu ihrer persönlichen Sicherheit unter starker Bedeckung selber nach dem Schlosse in Gewahrsam brachte. Dies Alles deutete auf Wiederherstellung der Ordnung, ja, auf das Verlangen nach Aussöhnung mit den Russen hin. Eine solche Wendung der Dinge lag jedoch durchaus nicht in den Absichten der bisherigen Führer des Aufstandes. Sie hielten daher noch in der Nacht eine Zusammenkunft, deren Ergebniß war, daß sie mit ihren Anhängern folgenden Tages im Rathhaussaale zu der „patriotischen Gesellschaft" zusammentraten. Lelewel hatte die Anregung gegeben: er wurde zum Vorsitzenden gewählt. Das Ziel war, die Bewegung rastlos vorwärts zu treiben und die Regierung auf den Bahnen der Revolution zu halten. Von einer Aussöhnung mit den Russen wollte man nichts wissen.

Der Verwaltungsrath jedoch entsendete vier seiner Mitglieder nach Wirbza, um eine Verständigung mit dem Großfürsten anzubahnen. Fünf Stunden dauerte die Unterredung: man trennte sich, ohne zu einer Einigung gekommen zu sein. Vielmehr beschloß jetzt der Großfürst, die Polen ihrem Schicksale zu überlassen und mit den russischen Truppen nach Rußland zurückzukehren.

Die provisorische Regierung. Reißend schnell wuchs in den nächsten Tagen die Zahl der Mitglieder der patriotischen Gesellschaft; mit jedem Tage mehr wurde durch sie der Verwaltungsrath in Schatten gestellt. Seine Ohnmacht erkennend, erklärte sich dieser daher am 4. Dez. für aufgelöst. Eine provisorische Regierung trat an seine Stelle, bestehend aus Czartoryski, Pac, Kochanowski, Dembowski, Niemcewicz und den Landboten Lelewel und Ostrowski, welche, um der demokratischen Partei der „Patrioten" eine gesetzmäßige Macht entgegenzusetzen, die Einberufung des Landtages anordnete. Denn die patriotische Gesellschaft, erbittert darüber, daß sie nur durch ein Mitglied in der provisorischen Regierung vertreten war, richtete ihre Angriffe gegen die neuen Machthaber, gegen keinen derselben aber heftiger, als gegen Chlopicki, den sie für einen Verräther erklärte, weil dieser dem Kriegsgeschrei der Patrioten die Behauptung entgegengesetzt hatte, daß im Felde die polnische Armee auf die Länge den Russen nicht gewachsen sein würde und daß daher die Wiederaussöhnung mit Rußland anzustreben sei.

Chlopicki Diktator. Diese bald leidenschaftlichen, bald hämischen Angriffe auf den Oberbefehlshaber reizten ihn so, daß er schließlich im Sitzungssaale der provisorischen Regierung Beschwerde darüber erhob. Er sprach mit leidenschaftlicher Gereiztheit, seine eigenen Worte steigerten seine Heftigkeit, bis die Aufregung ihn übermannte und er mitten in seiner Rede unter konvulsivischen Zuckungen zu Boden stürzte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht davon unter der Bevölkerung: Ingrimm gegen die Patrioten ergriff das Volk, noch mehr die Soldaten, welche die Mitglieder der patriotischen Gesellschaft mit thätlichen Mißhandlungen bedrohten und unter Drohungen verlangten, daß Chlopicki den Oberbefehl behalte.

Allein das wies dieser mit Entschiedenheit von sich. Die provisorische Regierung beschloß daher, um ihn in seiner Stellung zu erhalten, auf Niemcewicz's Vorschlag, ihn zum Diktator zu ernennen. In großer Uniform, mit seinen Orden geschmückt, erschien Chlopicki im Sitzungssaale: man überreichte ihm die Ernennung zum Diktator. Er wirft das Papier auf den Tisch. „Man giebt mir hier eine Ernennung", sagte er, „ich will keine! Denn da ich die Regierung ohne Kraft und Einigkeit sehe, so erkläre ich mich selber zum Diktator, und wehe dem", setzte er hinzu, indem er dröhnend mit der Faust auf den Tisch schlug, „wehe dem, der mir nicht gehorcht!"

Unterdessen hatte sich die Revolution über ganz Polen ausgebreitet, zumeist durch die Bemühungen der patriotischen Gesellschaft, welche allerorten revolutionäre Verbindungen ins Leben rief und durch die Tagesblätter die Gemüther aufregte. Selbst alte Männer schlossen sich der Bewegung an, während die Jugend der freudigen Zuversicht lebte, Polen werde jetzt frei und sich in seinen alten Grenzen wiederherstellen lassen. Der Diktator sah in dieser Erregung das Haupthinderniß seines Gedankens, mit Rußland in Güte zu einem Austrage zu kommen: er ließ sich durch das mit jedem Tage lauter werdende Verlangen, den Kampf gegen Rußland im offenen Felde zu eröffnen, nicht irre machen, sondern sandte zwei Vertraute, den Fürsten Lubecki und den Grafen Jezierski, an den Kaiser Nikolaus nach St. Petersburg, um eine Verständigung herbeizuführen.

Am 26. Dezember, Abends um 10 Uhr, empfing sie der Kaiser; er endete die lange Unterredung mit der Erklärung, daß er als polnischer König gezwungen sei, den Aufstand zu ersticken und die Verbrecher zu bestrafen. — Dieser Mißerfolg erschütterte mehr als die unablässigen Angriffe der Patrioten die Stellung Chlopicki's. Sobald die Antwort des Kaisers in Warschau eintraf, erklärte der Diktator, daß er die Verantwortung eines offenen Bruches mit Rußland nicht auf sich nehmen könne und daher für Pflicht halte, den Reichstag zu berufen. „Meine Würde", setzte er hinzu, „lege ich sogleich nieder: ich will weder Diktator noch Anführer, weder Offizier noch Soldat sein!" „Wenn die Nation befiehlt", entgegnete ihm in Erregung Graf Ledochowski, „so müssen Sie gehorchen. Wollen Sie nicht Diktator sein, so seien Sie Soldat!" „Gut", rief Chlopicki, ihn lebhaft am Arme fassend, „ich will Soldat sein, weiter aber auch nichts." Damit verließ er den Saal der provisorischen Regierung.

Die Schlacht bei Grochow. Die patriotische Gesellschaft triumphirte: jetzt, meinte sie, solle sich Niemand mehr zwischen sie und die Freiheit stellen. Mit aller Leidenschaft drängte sie zum Kriege: rückte doch jetzt die russische Armee unter dem Feldmarschall Diebitsch heran, der durch ein drohendes Manifest Unterwerfung und Entwaffnung des Aufstandes forderte.

Der Reichstag war versammelt. Am Abend des 20. Januar 1831 brachte Graf Roman Soltyk den Antrag ein, das Haus Romanow des polnischen Thrones für verlustig zu erklären: damit wäre jede Brücke zur Verständigung abgebrochen gewesen. Die Gemäßigten zögerten deshalb voll Bestürzung, sich dafür zu erklären. Allein fünf Tage später nahm Graf Ostrowski den Antrag wieder auf. Die Menge auf den Galerien rief laut Beifall. Ledochowski sprang auf: „Erklären wir sofort", schrie er durch den Sitzungssaal, „daß Nikolaus nicht mehr unser König ist!" Da wurde die Erregung allgemein, und unter Lärm und Unruhe unterzeichneten beim trüben Scheine einiger Lichter Alle den Beschluß, daß der Thron Polens erledigt sei. Nur Graf Jezierski wagte trotz des Höhnens und Zischens der Menge dagegen zu protestiren. Jetzt hieß es Sieg oder Untergang!

Einsetzung eines Direktoriums. Zum Oberfeldherrn für den nunmehr unvermeidlichen Kampf wurde Fürst Michael Radziwill gewählt, weil man hoffte, Chlopicki, der allein das Vertrauen des Heeres besaß, würde im Stillen dem Freunde eiue Stütze sein. Zugleich trat an die Stelle der provisorischen Regierung ein Direktorium, bestehend aus dem Fürsten Czartoryski, Niemojowski, Morawski, Barzykowski und Lelewel, von denen Jeder ein anderes Staatsideal verfolgte.

Mitten in die Debatten, welche sich nun über die zu wählende beste Regierungsform erhoben, erklang die Nachricht: Diebitsch hat die polnische Grenze überschritten. Zuversichtlich hatte man für diesen Fall die Hülfe des Auslandes erwartet. Allein Lord Palmerston erklärte dem Marquis Wielopolski, dem Gesandten der Republik Polen, er begriffe die ganze Insurrektion nicht. Noch herbere Antwort gab Sebastiani in Paris dem General Kniazewicz; in Schweden wurde dem Grafen Zaluski nicht einmal eine Audienz bewilligt, und Preußen rief sogar seinen Generalkonsul aus Warschau ab. So stand denn alle Hoffnung allein auf der polnischen Armee, welche bis zum Februar auf 57,000 Mann Infanterie, 21,100 Mann Kavallerie, 3000 Mann Artillerie und 142 Geschütze sich erhoben hatte. Die russische Streitmacht unter Diebitsch betrug dagegen 86,600 Mann Infanterie, 22,800 Mann Kavallerie,

4000 Kosaken und 336 Kanonen mit der nöthigen Bedienung. Aber in der polnischen Armee zeigte sich eine Kampfesfreudigkeit, von der man wol erwarten durfte, daß sie die geringere Zahl ausgleichen würde.

In der That waren die ersten Zusammenstöße mit den russischen Truppen für die Polen günstig: General Dwernicki siegte am 14. Februar über ein russisches Corps bei Stoczek, General Skrzynecki drei Tage später bei Dobre. Und selbst in dem kurz darauf folgenden größern Treffen bei Wawre hielten sich beide Armeen völlig die Wage. In Warschau hörte man den Kanonendonner, und der Reichstag beschloß, während die Schlacht noch hin und her wogte, Belohnungen für das Heer: so sicher war die Erwartung des Sieges. — Allein die nächsten Tage schon gaben Allem eine veränderte Gestalt. Der Plan des russischen Oberfeldherrn war, die polnische Armee, welche sich auf die beiden Festungen Warschau und Modlin stützte, durch einen Hauptschlag auseinanderzusprengen, dann deren Corps einzeln zu vernichten und durch die Eroberung Warschau's den Krieg zu beendigen. Jedoch das Ungestüm des Fürsten Schachowskoj durchkreuzte diesen Plan. Er hatte sich durch einen erbitterten Kampf des Dorfes Bialolenka bemächtigt und bedrohte dadurch mit unzulänglichen Mitteln die polnische Aufstellung von der Flanke. Natürlich mußten die Polen Alles aufbieten, um ihn unverzüglich wieder zurückzutreiben. Schon am folgenden Tage — den 25. Februar 1831 — ging daher der General Krukowiecki mit weitüberlegener Macht gegen ihn vor. So mußte ihm Diebitsch, wollte er ihn nicht opfern, ohne Verzug zu Hülfe kommen. Allein die Chaussee bei Grochow, auf welcher die Hauptmacht der Russen vorzugehen hatte, wurde durch ein Erlenwäldchen beherrscht, in dessen Besitz sich die Polen befanden. Um dies Erlenwäldchen, an welchem die Entscheidung in dieser Schlacht hing, entspinnt sich alsbald der hitzigste Kampf. Gegen Mittag sind die Polen daraus vertrieben. Da setzt sich Chlopicki selber an ihre Spitze: eine kurze Pfeife in der erhobenen Rechten haltend führt er sie gegen die rechte Seite des Wäldchens vor, während Skrzynecki gegen die linke anstürmt. Der Angriff gelingt, die Russen weichen zurück. Aber Diebitsch selbst wirft sich ihnen entgegen. „Wohin, Kinder?“ ruft er ihnen zu, „dort ist der Feind! Vorwärts!“ Und mit lautem Hurrah stürzen sich die Russen von Neuem auf den Feind und treiben ihn wieder aus dem Wäldchen hinaus. Chlopicki giebt die Schlacht verloren; er will sich der anstürmenden russischen Kavallerie entgegenwerfen, als eine Granate in die Brust seines Pferdes einschlägt und zerspringend den General schwer verletzt zu Boden wirft.



Joseph Chlopicki.

In diesem Augenblicke ließ Diebitsch die ganze russische Linie zum Angriffe vorgehen. Das feindliche Geschütz riß große Lücken in die polnische Infanterie, dahinein stürzte sich die russische Reiterei, in wilder Flucht wich der rechte Flügel der Polen und suchte sich nach Praga zu retten; nur Skrzynecki gelang es, mit den Trümmern seiner Bataillone eine neue Aufstellung zu nehmen. Auch der linke Flügel unter Krukowiecki zog sich in ziemlicher Ordnung nach Praga zurück. — General Toll drängte mit Reiterei und leichtem Geschütz nach bis unter die Mauern der Vorstadt; einen nächtlichen Angriff auf Praga jedoch unterließ Diebitsch. Dadurch ließ er sich die Frucht des Sieges fast entgehen; denn während der Nacht zog sich das polnische Heer von Praga über die Weichselbrücke nach Warschau zurück und brachte den breiten schützenden Strom zwischen sich und die Sieger.

Skrzynecki. In den Straßen Warschau's bivuakirten während der Nacht die muthlosen Bataillone; Morgens um 4 Uhr traten die Generale und Regimentskommandeure zu einer Berathung zusammen: es galt die Wahl eines neuen Oberbefehlshabers, welcher der Lage gewachsen wäre. Man entschied sich für Jan Boncza Skrzynecki, geb. 1786. Die erste Handlung des neuen Obergenerals war die Anzündung von Praga und Maßregeln zum Schutze des Brückenkopfes anzuordnen, welcher die Praga mit Warschau verbindende Brücke deckte. Die Flammen Praga's leuchteten zu der Sitzung, in welcher der Reichstag die Wahl Skrzynecki's bestätigte.

Muthlosigkeit begann sich der Polen zu bemächtigen. Von den Senatoren und Landboten flüchtete sich eine große Zahl aus Warschau, und der Gemeinderath der Stadt stellte den Antrag, sich der Gnade des Kaisers wieder zu unterwerfen. Auch Skrzynecki setzte auf die Armee geringes Vertrauen und verlangte von Diebitsch die Bewilligung eines Waffenstillstandes. Allein dieser wollte ihn nur unter der Bedingung der Unterwerfung der Polen gewähren. So mußte denn der Kampf seinen Fortgang nehmen. Indeß, die frühere Kampfesfreudigkeit war dahin. Das Heer wurde durch stärkere Heranziehung von mit Sensen bewaffneten Landwehren wieder auf 80,000 Mann gebracht; allein Skrzynecki vermied sorgfältig jeden Kampf im offenen Felde, nur auf kleine Ueberfälle Bedacht nehmend, zu denen die Vertheilung des russischen Heeres auf die zerstreuten Dörfer vor Praga hinlänglich Gelegenheit bot. Nur sich der Russen zu erwehren war zunächst sein Ziel.

Der Gedanke Diebitsch's ging dahin, die Weichsel, die vom Eise frei geworden war, zu überschreiten und auf ihrem linken Ufer gegen Warschau direkt vorzugehen. Er brach daher am 29. März auf, indem er nur den General Rosen mit 18,000 Mann vor Praga zurückließ. Gegen diese einen Handstreich zu unternehmen, war die Meinung Prondzynski's, des Generalquartiermeisters, welcher Skrzynecki, wenn auch zögernd, beitrat. In der Nacht zogen die Polen über die mit Stroh bedeckte Weichselbrücke lautlos hinaus und griffen, von dichtem Nebel begünstigt, die Russen an. So unerwartet kamen sie und so geschickt führten sie den Ueberfall aus, daß die Russen mit sehr großen Verlusten in den Wald zurückgetrieben wurden und Rosen selbst fast in Gefangenschaft gerathen wäre. Die Folge war, daß Diebitsch seinen Plan aufgeben mußte.

Dagegen mißlang der Versuch vollständig, Lithauen gegen die Russen in Waffen zu bringen. Ende Mai waren alle Freicorps dort überwältigt. Noch empfindlicher jedoch war das Mißgeschick, von welchem im Süden das Corps des Generals Dwernicki betroffen wurde. Nach Volhynien gesandt, um die Erhebung dieser Provinz gegen die Russen zu bewirken, wurde es von dem General Grafen Rüdiger über die galizische Grenze gedrängt und dort, 4000 Mann stark, von den Oesterreichern entwaffnet. Chrzanowski, der, freilich zu spät, Dwernicki zu Hülfe gesandt war, rettete sich mit genauer Noth in die Festung Zamosc.

Die Schlacht bei Ostrolenka. Den äußersten rechten Flügel der russischen Aufstellung bildeten zwischen Bug und Narew die Garden unter dem Befehle des Großfürsten Michael. Wiederum war es Prondzynski, welcher den Plan entwarf, sie zu überfallen, bevor sie sich näher an die russische Hauptmacht heranzögen. Allein Skrzynecki hielt das Unternehmen für zu gefährlich, bis Czartoryski selbst ihn mahnen ließ, etwas zu unternehmen, um nach den Mißerfolgen in Volhynien und Lithauen die Gemüther wieder aufzurichten.

Mit einer Vorsicht, welche an Aengstlichkeit grenzte, wandte sich Skrzynecki nunmehr nach Norden, indem er 12,000 Mann unter Uminski Diebitsch gegenüber zurückließ, um den Abzug der Hauptarmee zu verschleiern. Allein Diebitsch, von Allem unterrichtet, ließ sofort Uminski mit großer Uebermacht angreifen. Zwar richtete er nichts aus, aber er bewirkte doch durch diesen Angriff, daß Skrzynecki 20,000 Mann unter Lubienski am Bug aufstellte, um nöthigenfalls Uminski zu Hülfe zu kommen. Zugleich entsandte er 4000 Mann unter Dembinski, welche die Straße nach Ostrolenka sichern sollten. Jetzt nur noch 32,000 Mann stark, war er doch immer noch den Garden um ein Viertel überlegen. Dennoch zögerte er, als er am 17. Mai sie erreicht hatte, mit dem Angriffe, ja, als am Abend dieses Tages Dembinski

mit ihrer Vorhut unter Sacken in ein Gefecht gerieth, schickte er 14,000 Mann unter Gielgud zur Sicherung nach Ostrolenka. Damit leistete er eigentlich schon auf den Ueberfall Verzicht. Indessen mit großem Geschicke hatten es Dembinski und Gielgud möglich gemacht, den Garden sich in den Rücken zu schieben. Prondzynski bat den Oberfeldherrn jetzt auf das Dringendste, den Angriff zu befehlen: allein Skrzynecki zögerte, bis es zu spät war; denn Großfürst Michael säumte nicht, sobald er die Gefahr seiner Lage erkannte, sich aus der Umklammerung über den Narew auf Bialystock zurückzuziehen.

Erst am folgenden Tage gelangte Skrzynecki zu dem Entschlusse, die Garden zu verfolgen. Allein schon in Tykoczyn erhielt er die Nachricht, daß Diebitsch, von der gefährlichen Lage der Garden unterrichtet, über den Bug gegangen wäre und Lubienski angegriffen hätte. Sofort trat nun Skrzynecki den Rückmarsch in solcher Hast an, daß die Reiterei fortwährend im Trabe ritt und die Infanterie alle Ermüdeten und einen Theil des Gepäckes im Stiche lassen mußte.



General Skrzynecki von polnischen Truppen begrüßt. Zeichnung von Ludwig Burger.

Mit seinem ermüdeten und entmuthigten Heere erreichte er am Abend des 25. Mai Ostrolenka, ließ noch in der Nacht den größten Theil der Truppen über die Brücken auf das Westufer des Narew hinübergehen und behielt nur ein Corps bei sich, mit dem er die Stadt und die Brücken gegen die Russen glaubte halten zu können.

Die Absicht Diebitsch's war, nachdem er Lubienski zurückgeworfen, der polnischen Hauptarmee den Uebergang über den Narew zu verlegen. Nach einem Eilmarsche von 7 Meilen erreichte er am Abend des 25. Mai Pyski, von wo er am folgenden Morgen zum Angriffe auf Ostrolenka vorrückte. Morgens um 10 Uhr begann die Schlacht. Die Stadt wird erstürmt und die Polen werden auf die Brücken zurückgeworfen. Der Versuch, sie in Brand zu stecken, mißlingt, nur die Bohlen der Pfahlbrücke brechen sie ab, um den nachsetzenden Feinden den Uebergang zu wehren, und suchen durch zwei Geschütze die Brücke rein zu fegen. Allein trotz des verheerenden Kartätschenfeuers reitet das Regiment Astrachan auf den stehen

gebliebenen Brückenbalken hinüber, erobert die beiden Kanonen am Ende der Brücke und treibt die Polen zurück. Mit der Nachhut stürzt sich General Pac ihm entgegen, aber das Regiment Suworow, welches über die weiter stromabwärts gelegene Floßbrücke gegangen ist, bringt den Bedrängten Hülfe. Zugleich gelingt es dem General Toll, eine Anzahl Geschütze über die Brücken zu schaffen, welche ein vernichtendes Feuer gegen die Polen eröffnen.

Skrzynecki will um jeden Preis die Russen über die Brücken zurückwerfen. Er sprengt an der Front seiner Armee hinab. „Malachowski vor! Rybinski vor! Alle vor!" ruft er mit lauter Stimme den einzelnen Truppencorps zu und schickt sie gegen die Brücken. Aber mit unerschütterlicher Tapferkeit werfen die Russen alle Angriffe zurück. Vergebens mahnt Prondzynski, die ganze russische Armee über die Brücken herüberzulassen und sie dann von den bewaldeten Anhöhen aus, die die Polen inne haben, mit Geschützfeuer zu empfangen; der Oberfeldherr führt immer von Neuem die Regimenter gegen die Brücken, ohne sich selbst zu schonen. Die Tapferen fallen zu seiner Seite, aber ihn verschont der Tod, den er zu suchen scheint. Neue Regimenter schickt Diebitsch über die Brücken. Die russischen Kanonen müssen jetzt schweigen, um nicht die eigenen Leute zu zerschmettern. Da rafft Prondzynski auf dem linken Flügel zusammen, was ihm in den Weg kommt, und drängt den Feind wenigstens bis an die Brücke wieder zurück. Die reitende Batterie des Obersten Bem eröffnet jetzt ein lebhaftes Feuer gegen die dicht gedrängten Russen, unter dessen Schutze die Polen ihren Rückzug bewerkstelligen, ohne daß der Feind durch eine energische Verfolgung dazu kommt, seinen Sieg auszunutzen.

Es war 10 Uhr Abends geworden, als Skrzynecki bei Mondschein den Kriegsrath versammelte: man beschloß, den Rückzug auf Warschau zu nehmen; Dembinski und Gielgud, welche zu entfernt standen, um diesem Rückzuge sich anzuschließen, wurde befohlen, nach Lithauen zur Wiederbelebung des dortigen Aufstandes vorzurücken. Ganz gebrochen, Thränen in den Augen, stieg Skrzynecki in seinen Wagen, um an Prondzynski's Seite sich nach Warschau zu begeben. Völlig zerrüttet und entmuthigt war die Armee, welche ihm folgte. Aber der Reichstag sandte ihm nach Praga eine Deputation entgegen, um ihm zu danken, daß er die Armee gerettet und nicht am Vaterlande verzweifelt sei.

Für Diebitsch hatte der Sieg von Ostrolenka, so wenig entscheidend er auch war, den Uebergang über die Weichsel frei gemacht. Er zog sich daher nach Pultusk und traf Anstalten, auf das linke Weichselufer überzugehen. Hier erreichte ihn Graf Orlow; denn Kaiser Nikolaus, beunruhigt durch mancherlei Gerüchte über die Haltung seiner Armee und in Diebitsch's Kriegsführung die rechte Energie vermissend, hatte seinen Generaladjutanten abgeschickt, um sich an Ort und Stelle über die Lage der Dinge zu unterrichten. Orlow wurde durch Das, was er sah und hörte, völlig zufriedengestellt und versprach dem verleumdeten Feldmarschall glänzende Genugthuung. Doch sollte sie ihm nicht mehr zutheil werden: am 10. Juni raffte die Cholera, welche von dem Innern Rußlands ihren Weg nach Polen gefunden hatte, den Grafen Diebitsch-Sabalkanski jählings hinweg. Graf Toll übernahm einstweilen die Führung des russischen Heeres.

Zwiespalt drinnen und draußen. Immer schroffer traten sich während dieser Zeit die Parteien in Warschau, ja in ganz Polen gegenüber. Zusehends war der Einfluß der patriotischen Gesellschaft gewachsen; die ganze Jugend Polens stand auf ihrer Seite; sie beherrschte die Tageblätter und wußte auch die ländliche Bevölkerung durch das Versprechen von Rechten, wie sie die Bauern in freien Staaten dem Adel gleich besäßen, zu sich herüberzuziehen. — Allein die Macht war in den Händen der Gemäßigten: sie bildeten die Mehrheit in der Regierung, im Reichstage und im Heere. Sie führten den Krieg mit Rußland nur, um von dem Kaiser bessere Bedingungen zu erhalten, aber sie sahen darin nicht einen Kampf auf Leben und Tod. Alles, was die gemäßigte Partei that, war im Grunde nur ein Zugeständniß an die Patrioten, welchen völlig nachzugeben sie zu stark, welchen fest entgegenzutreten sie zu schwach war. Daher die Halbheit der Maßregeln, die Lahmheit der Ausführung. Ihr Haupt war Czartoryski, dessen rechte Hand Skrzynecki.

Mit richtigem Instinkte richteten daher in diesem mit verbissenem Ingrimm geführten inneren Kriege die Patrioten ihre Angriffe gegen Skrzynecki; ihnen hinwiederum galt der Staatsstreich, welchen der Oberfeldherr im Sinne trug. Unverhohlen sprach er sich zu der Deputation, die in Praga ihn feierlich empfing, dahin aus, daß alles Unglück von der kraftlosen und uneinigen Regierung herstamme, an welcher Polen leide. Sein Gedanke war, an die Stelle des Direktoriums einen Statthalter mit ausgedehnten Befugnissen an die Spitze des Staates zu stellen. Czartoryski war dazu ausersehen. Dies vorzubereiten, entfernte er aus der Armee die zu den Patrioten haltenden Generale Uminski und Krukowiecki und ließ dann durch Ledochowski seinen Antrag dem Reichstage vorlegen. Die Patrioten geriethen in die heftigste Erregung und kämpften mit allen Mitteln gegen diesen Antrag; und wirklich wurde er nach dreitägigen Debatten, wenn auch nur mit einer geringen Stimmenmehrheit, verworfen.



Aus der Schlacht bei Ostrolenka.

Das steigerte nur den Haß der Patrioten gegen den General, sie warfen ihm völlige Unfähigkeit vor, da ein Ueberfall gegen das abgesondert stehende Corps des Generals Rüdiger völlig mißlungen war, ja Verrätherei am Vaterlande, als ein geflüchteter Podolier das Gerücht verbreitete, daß polnische Generale Verhandlungen mit den Russen angeknüpft hätten. Zwar von diesem Verdachte reinigte sich Skrzynecki in den Augen des Volkes dadurch, daß er kurzweg die bezichtigten Generale Jankowski und Hurtig mit mehreren anderen Verdächtigen verhaften ließ; aber gegen die Russen etwas Ernstes zu unternehmen, ließ er sich doch nicht bewegen, troß immer sich erneuernden Drängens.

Die Erklärung dafür lag in den politischen Verhältnissen, die freilich nur Wenigen bekannt waren. In Oesterreich sprach sich die öffentliche Meinung immer lauter für Polen aus, namentlich nahm der ungarische Reichstag offen Partei. Geld, Lebensmittel und Kriegsbedarf wurde aus Ungarn und Galizien in Menge den Polen zugesendet. Die Regierung ließ das ruhig geschehen, da die Schwächung des alten Rivalen an der unteren Donau durchaus nicht ungelegen war; selbst das Dwernickische Corps, welches über die Grenze gedrängt worden war, lieferte sie nicht, wie die bestehenden Verträge verlangten, an Rußland aus, sondern ließ

die Mannschaften unbemerkt einzeln wieder entschlüpfen. Endlich ließ Fürst Metternich sogar den Polen Unterstützung anbieten, jedoch nur in dem Fall, daß sie einen österreichischen Erzherzog zu ihrem Könige wählen würden. Erst Ende Juli 1831 zog er sich wieder von den Polen zurück, wie man wissen wollte, von Rußland bestochen.

Auch Frankreich lenkte nach der ersten, ziemlich schroffen Ablehnung der polnischen Annäherung in freundlichere Wege ein. Nicht nur, daß es die Bemühungen der Polen, die Türkei zum Angriffe auf Rußland zu drängen, im Stillen unterstützte, sondern es ermunterte auch die Polen zum Ausharren; denn die öffentliche Meinung sprach sich in Paris so entschieden für die Polen aus, daß die Regierung des Julikönigthums es nicht wagte, sich ihr schroff entgegen zu stellen. Nur noch etwa zwei Monate, meinte Sebastiani zu dem polnischen Gesandten Walewski, sollten sich die Polen gedulden. Skrzynecki verstand das in dem Sinne, daß er solange einer Entscheidungsschlacht auszuweichen hätte.

Nachdem aber der neue Oberbefehlshaber der Russen, Feldmarschall Graf Paskewitsch-Eriwanski, bei der Armee angelangt war und glücklich den Uebergang über die Weichsel bewerkstelligt hatte, verlangte in Warschau Alles eine Entscheidung mit den Waffen. Der Reichstag wie der Kriegsrath forderten nun von Skrzynecki das Versprechen, binnen drei Tagen eine Schlacht zu liefern. Da erhielt er von dem polnischen Agenten in Berlin ein Schreiben, daß sich der dortige französische Gesandte, Graf Flahout, dahin geäußert hätte, daß schon Unterhandlungen wegen Polens angeknüpft seien und demnach eine Entscheidungsschlacht zu vermeiden sei. „Und unter solchen Umständen will man mich zur Schlacht zwingen!“ rief er unmuthig aus und beschränkte sich auf einige Hin- und Hermärsche. Das erschien wie Auflehnung gegen den Reichstag; eine Deputation desselben langte im Lager an, berief einen Kriegsrath und erklärte, als Skrzynecki auf seiner Weigerung, eine Schlacht zu liefern, beharrte, ihn für abgesetzt. Folgenden Tages übertrug sie den Oberbefehl auf Dembinski.

Der Aufstand in Lithauen. Es war der Zug nach Lithauen gewesen, welcher auf Dembinski die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt hatte. Auch in Lithauen hatte es längst unter dem Adel und den Studenten gegährt; geheime Gesellschaften hatten auch hier die Erhebung vorbereitet. Sie war erfolgt, aber ohne Zusammenhang und Kraft; der Versuch der Insurrektion, sich Wilna's zu bemächtigen, war völlig mißglückt. Alle Hoffnung stand auf Polen. Wirklich sandte dies den Lithauern auch nach der Schlacht von Ostrolenka die Corps von Gielgud und Dembinski zu Hülfe. Allein die Unfähigkeit Gielgud's und die Zwietracht zwischen den einzelnen Anführern war so groß, daß es auch jetzt weder gelang, Wilna einzunehmen noch den Hafen von Polangen zur überseeischen Verbindung Polens mit Frankreich zu besetzen. Man faßte demnach in völliger Muthlosigkeit den Plan, die Lithauer ihrem Schicksale zu überlassen. Allein den Rückweg nach Polen hatten jetzt die Russen verlegt: nur die Straße nach Preußen stand noch offen. Diese wählte Gielgud; doch in dem Augenblicke, wo er die Grenze überschritt, ritt ein Offizier an ihn heran und erschoß ihn mit den Worten: „Stirb, Verräther!“ Seine Truppen wurden entwaffnet. Dembinski dagegen, dessen Corps meist aus Reiterei und leichter Artillerie bestand, fand ebenso muthig wie geschickt seinen Weg durch die Linien der Russen und traf am 3. August wohlbehalten in Warschau ein, wo man ihn mit Begeisterung empfing und die Frauen in freudiger Aufregung sogar seine Stiefeln und sein Pferd küßten. So schien er jetzt der rechte Mann zu sein, um an die Stelle des ewig zaudernden Skrzynecki zu treten.

Die Präsidentschaft Krukowiecki's. Allein die Begeisterung für Dembinski dauerte nur wenige Tage. Befreundet mit Czartoryski und Skrzynecki, mißbilligte er mit derselben Entschiedenheit wie diese die Einmischung des Reichstages in die Heerführung; Offiziere, meinte er, hätten zu gehorchen, aber nicht mit Landboten zu berathschlagen. Das Treiben der patriotischen Gesellschaft verurtheilte er durchaus und begann seinen Oberbefehl damit, daß er die Armee durch einen nächtlichen Marsch in die Verschanzungen um Warschau zurückzog. Sofort erhob sich daher laute Opposition gegen ihn; der Reichstag übertrug den Oberbefehl auf Prondzynski. Dembinski jedoch erklärte, er würde ihn nicht in andere Hände geben; denn er

allein besäße die Kraft und die Mittel, das Land zu retten. Sein Plan ging sogar dahin, den Reichstag zu zersprengen, die patriotische Gesellschaft zu vernichten und sich zum Diktator zu machen. Dem gegenüber beschloß die patriotische Gesellschaft, durch eine rasche und kühne That die Leitung der Dinge in ihre Hand zu bringen; vor Allem schien ihr ein großer Akt der Nationalgerechtigkeit nothwendig, um das Volk aufzuregen und die Aristokraten einzuschüchtern.

Es war am Feste Mariä Himmelfahrt; eine müßige Menge wogte durch die Straßen Warschau's. Unbestimmte Gerüchte verbreiten sich, Dembinski betreibe gefährliche Anschläge gegen das Volk. Die patriotische Gesellschaft versammelt sich und zieht darauf, ein zahlloser, lärmender Haufe, gegen das Regierungsgebäude. Eine Anzahl dringt in den Sitzungssaal; Barzykowski fährt sie mit rauhen Worten an, Czartoryski dagegen sucht zu begütigen, Lelewel, in den Anschlag eingeweiht, sieht schweigend zu. Endlich entleert sich der Saal wieder, aber vor dem Palaste wogen die Volkshaufen noch lange durch einander. „Tod den Verräthern!" ertönt es da, die Massen ziehen tobend von dannen nach dem Schlosse, wo die angeblichen Verräther eingekerkert waren. Es waren die Generale Jankowski, Hurtig und noch fünf andere Personen, darunter eine Frau, denen man Verbindungen mit den Russen schuld gab, ohne jedoch irgend welche Beweise gegen sie beibringen zu können. Allein eine wild erregte Volksmenge fragt nicht nach Beweisen. Das Schloß wird erstürmt, die Gefangenen werden herausgeschleppt und unter wüstem Geheul ermordet. — Von hier wälzte sich nun die Masse nach den Gefängnissen vor dem Wilnaer Thore, in denen russische Spione saßen; auch diese fallen, etwa dreißig an Zahl, Schuldige und Unschuldige durch einander, der Mordlust der wüthenden Menge zum Opfer. Alle Bande der Ordnung sind zerrissen. Die Mitglieder der Regierung verstecken sich oder flüchten sich in das Lager. Die Folge ist, daß auch am folgenden Tage, dem 16. August, die Mordscenen sich wiederholen. Nun erst erschien Dembinski; aber er begnügte sich damit, die Anstifter der Unruhen zu verhaften, ohne in der allgemeinen Verwirrung die Diktatur zu ergreifen.


Graf Paskewitsch-Eriwanski.

Viel nachdrücklicher als er griff dagegen der General Graf Johann Krukowiecki (geb. 1770) ein. Ehrgeizig wie er war, hatte er der patriotischen Gesellschaft sich angeschlossen, um sie für seine Zwecke auszunutzen; fortwährend auf Skrzynecki schimpfend, war er populär geworden. Dem Morden hatte er nirgends Einhalt gethan; denn dadurch wollte er alle Widersacher einschüchtern, ja er hatte sogar absichtlich Aechtungslisten in Umlauf gesetzt, um alle Diejenigen, welche ihm entgegen sein könnten, zur schleunigsten Flucht zu nöthigen. Jetzt griff er nach der höchsten Gewalt. Er wandte sich an das Volk und brachte es einigermaßen wieder durch seine Beliebtheit zur Ruhe. Dann in der allgemeinen Verwirrung von einigen Mitgliedern der Regierung, die sich zusammengefunden hatten, zum Gouverneur von Warschau ernannt, ließ er den Sitzungssaal des Reichstages mit Soldaten und Kanonen umstellen und verlangte, daß der Reichstag sofort in Berathung über die nothwendige Veränderung der Regierungsform träte. Das Direktorium wurde beseitigt, nachdem dessen Mitglieder ihre Würde niedergelegt hatten, und an die Spitze Polens ein Präsident mit verantwortlichen Ministern gestellt. Natürlich fiel die Präsidentschaft Krukowiecki zu. Alle Parteien suchte er jetzt für sich zu gewinnen, entfaltete nach allen Seiten eine rastlose Thätigkeit und erließ volltönende Aufrufe an das Heer. Prondzynski hatte sofort auf den Oberbefehl wieder verzichtet: so bestätigte denn der Präsident zunächst Dembinski in dieser schwierigen Stellung.

ersetzte ihn aber binnen Kurzem durch den greisen General Malachowski, welcher willig war, den Anordnungen Krukowiecki's Folge zu leisten.

Der Fall von Warschau. Langsam rückte unterdessen das russische Heer auf dem linken Weichselufer gegen Warschau heran, während das Corps des Generals Rosen auf der andern Seite gegen Praga vorging. Dies zurückzutreiben, erschien den Polen zunächst nothwendig, da es die sichere Verproviantirung der Hauptstadt in Frage stellte. Ramorino wurde daher mit 20,000 Mann und 42 Kanonen ihm entgegengesandt. Bei Miendzyrzec traf er auf Rosen; allein dieser wußte den viel stärkeren Polen um so leichter zu entrinnen, als Fürst Czartoryski, der Besitzer von Miendzyrzec, es sich nicht nehmen ließ, den ganzen Generalstab Ramorino's zu sich einzuladen und mit polnischer Freigebigkeit zu bewirthen. Vergebens suchte Ramorino den Zeitverlust wieder einzubringen, indem er den Russen in der Richtung auf Brest nachsetzte: er erreichte sie nicht mehr. Ungern und zögernd folgte er nun dem scharfen Befehle Krukowiecki's, sich auf Warschau zurückzuziehen: am 5. September war er erst wieder bis Miendzyrzec gelangt. — Paskewitsch, von diesen Vorgängen wohl unterrichtet, überdies durch das Corps des Generals Kreutz aus Lithauen verstärkt, beschloß den Sturm auf Warschau zu unternehmen, bevor Ramorino mit der Hauptarmee sich vereinige.

Die Länge der äußeren Vertheidigungslinie Warschau's betrug 16 Kilometer: 60 Schanzen lagen innerhalb derselben, zum Theil von einer Größe, daß mehrere tausend Mann zur Besetzung erforderlich waren, während Malachowski im Ganzen nur 38,000 Mann regulärer Truppen und 5000 Mann der Nationalgarde zur Verfügung hatte. Allein zum großen Theil verhinderten die morastigen Ufer der Weichsel, soweit die Stadt an den Fluß sich lehnte, jede Annäherung; wo sie aber angreifbar war, wurde sie durch eine dreifache Reihe von Befestigungswerken gedeckt.

Der russische Oberfeldherr richtete seinen Angriff am 6. September sofort gegen die stärksten Werke: zwei Stunden lang ließ er die vor Wola liegenden Schanzen mit Nachdruck beschießen, dann erstürmte er sie und behauptete sie siegreich gegen die mit größter Tapferkeit immer wieder anstürmenden Polen.

Unter dem Donner der Schlacht hielt Krukowiecki Berathung mit den Ministern: es schien unmöglich, nach dem Verluste Wola's Warschau noch lange zu behaupten. Prondzynski wurde in das russische Hauptquartier geschickt, um die Bedingungen der Uebergabe zu erkunden. Sie lauteten auf unbedingte Unterwerfung der Armee und der Nation. Am nächsten Morgen führte Krukowiecki persönlich mit Paskewitsch die Unterhandlungen: er erlangte einen Waffenstillstand bis 1 Uhr, um sich inzwischen die Zustimmung des Reichstages zur Ergebung zu verschaffen. Allein der Reichstag konnte zu keiner Entschließung kommen, so dringend auch Prondzynski die unaufhaltbare Uebergabe empfahl; erst um 2 Uhr erhielt Krukowiecki die Vollmacht, die Unterhandlungen weiterzuführen, jedoch vorbehaltlich der Bestätigung des Reichstages.

So lange indessen hatte Paskewitsch nicht gewartet: schon um ½2 Uhr hatte er das Artilleriefeuer wieder beginnen lassen und mit solchem Erfolge, daß die Polen sich hinter den Stadtwall zurückziehen mußten. Da glaubte denn Krukowiecki der Nothwendigkeit sich beugen zu müssen: auf eigene Verantwortung erklärte er sich bereit, Warschau, die Pragaer Brücke und den Brückenkopf den Russen zu übergeben und das polnische Heer von Warschau fortzuführen. Was bedeutete das anders als die Unterwerfung der Nation? Sofort erhoben sich patriotische Stimmen, welche Krukowiecki als Verräther bezeichneten. Der Reichstag trat noch am späten Abend zusammen, entsetzte Krukowiecki der Präsidentschaft und bestellte Bonaventura Niemojowski zu seinem Nachfolger. Und als der General Berg erschien, um an Stelle des verwundeten Obergenerals auf der von Krukowiecki zugestandenen Grundlage die Verhandlungen zum Abschluß zu bringen, protestirte der Landtagsmarschall Ostrowski im Namen der Nation gegen alle Verträge mit den Russen.

Allein eindruckslos verhallten die stolz drohenden Worte. Schon hatten inzwischen die Russen den Stadtwall an mehreren Stellen erstürmt und den Jerusalemer Schlag erobert: am folgenden Morgen mußte die Beschießung der Stadt und der Kampf in den Straßen

beginnen! Nur durch sofortige Ergebung ließ sich das verhindern: so wurde denn Warschau, die Weichselbrücke und Praga mit allen vorhandenen Kriegsvorräthen den Russen übergeben. Am folgenden Morgen um 7 Uhr hielt die russische Armee durch den Jerusalemer Schlag ihren Einzug in die eroberte Stadt und besetzte eine Stunde später die Brücke und den Brückenkopf von Praga.

Um dieselbe Stunde marschirte aus dem Thore Praga's die polnische Armee, noch etwa 23,000 Mann stark, besiegt wol, aber nicht gebeugt. „Noch ist Polen nicht verloren!“ stimmten die Soldaten an und zogen, von neuen Hoffnungen angeregt, gen Modlin von dannen.



Empfang der polnischen Emigranten im Auslande. Zeichnung von Ludwig Burger.

Finis Poloniae. Wenn es den militärischen Streitkräften, welche Polen noch besaß, gelang sich zu vereinigen, so waren sie, gestützt auf die starke Weichselfestung Modlin, westlich von Warschau, immer noch eine Armee, auf welche man wol Hoffnungen setzen konnte. Dazu war es aber vor Allem nothwendig, Ramorino wieder an die Hauptarmee heranzuziehen. Ihn hatte die Nachricht von der Kapitulation Warschau's in Opole erreicht; der Kriegsrath, den er daraufhin einberief, entschied sich — wie es scheint, unter dem Einflusse des Fürsten Czartoryski — dafür, nicht an das Heer in Modlin sich anzuschließen, sondern auf eigene Hand in den südlichen Provinzen Polens zu operiren. General Rosen, nicht mehr der Verfolgte, sondern zum Verfolger geworden, drängte ihn indeß immer weiter von der Hauptarmee ab und zwang ihn endlich am 16. September, auf österreichisches Gebiet seine Zuflucht zu nehmen, wo das noch 15,000 Mann starke Corps die Waffen niederlegte.

Die Nachricht davon machte auf das bei Modlin stehende Hauptheer einen wahrhaft betäubenden Eindruck. Rybinski, des greisen Malachowski Nachfolger im Oberbefehle, berief einen Kriegsrath, welcher die Fortführung des Krieges für völlig aussichtslos erklärte und die Absendung einer Deputation nach St. Petersburg empfahl, um dem Kaiser die Unterwerfung Polens anzuzeigen. Allein die Armee nahm diesen Beschluß mit dem größten Unwillen auf;

alle Bande der Disziplin lockerten sich, und das Heer verfiel völliger Auflösung. Während dessen vollendete Paskewitsch die Umstellung seines Heeres so glücklich, daß den Polen nur noch der Abzug nach Plock in der Richtung auf die preußische Grenze frei blieb. Denn kampflos über diese die Polen zu drängen, war die Absicht der Russen. Rybinski ging nach Plock. Die Mitglieder der Regierung und des Reichstages, welche sich bei der Armee befanden, verließen sie hier in völlig trostloser Lage. Zu unbedingter Unterwerfung, wie sie Paskewitsch verlangte, konnte der Kriegsrath sich nicht entschließen; so wurde denn der traurige Marsch an die preußische Grenze angetreten. Am 5. Oktober Mittags wurde sie überschritten: 21,000 Mann streckten die Waffen, worauf auch die letzten polnischen Festungen kapitulirten, das kleine Zamosk wie das starke Modlin.

Polen lag wehrlos am Boden. Am 1. November erließ Kaiser Nikolaus eine Amnestie für Polen, von der indessen als Urheber oder Hauptträger des Aufstandes gegen 800 Personen ausgenommen waren. Die polnische Verfassung wurde am 14. (26.) Februar 1832 durch das „organische Statut" aufgehoben, Polen in eine russische Provinz verwandelt und die Vernichtung der polnischen Nationalität mit allem Nachdruck begonnen. Paskewitsch, zum Fürsten von Warschau ernannt, trat an die Spitze der Regierung. Die Universitäten Warschau und Wilna wurden aufgehoben, zu Direktoren der höheren Schulen wurden meist russische Offiziere ernannt, die Kinder der Findelhäuser in russischen Militärkolonien erzogen, die polnischen Rekruten in russische Regimenter gesteckt, die Bevölkerung durch möglichst starke Aushebung (vier vom Hundert) geschwächt, selbst der Versuch zur Einführung der griechischen Konfession gemacht.

Ohnmächtige Wuth setzte sich in den Herzen der Polen fest, den Russen nicht verborgen. Als wenige Jahre nach der Revolution der Kaiser Nikolaus nach Warschau kam, und eine Deputation der Stadtbehörde ihm ihre Ergebenheit versichern wollte, wies er sie zurück: „Ich weiß, meine Herren", sagte er zu den Betretenen, „was Sie mir haben sagen wollen; ich kenne den Inhalt Ihrer Rede, und um Ihnen eine Lüge zu ersparen, wünsche ich, daß sie nicht gehalten wird."

Die polnische Emigration. Bergwerksarbeit und Zwangsansiedlung in Sibirien harrten der Verurtheilten in der Heimat; daher wandte, wer es konnte, dem Vaterlande den Rücken. Frankreich bot ihnen Allen eine neue Heimat an und versprach ihnen Arbeit und Unterhalt. Zu einem Triumphzuge gestaltete sich die Reise dorthin für die Flüchtigen: so groß war die Theilnahme, welche ihr Kampf wie ihr Untergang bei allen Völkern Europa's gefunden hatte. Man unterstützte sie durch Geldsammlungen, man bewirthete sie, wohin sie kamen, in gastfreundschaftlicher Weise. Aber ihre zwieträchtige Parteisucht, ihre Unfähigkeit einem großen Zwecke ihren Eigenwillen unterzuordnen, wodurch sie ihr Vaterland ins Verderben gestürzt, wodurch sie jetzt seine Wiederaufrichtung verhindert hatten, sie nahmen sie mit in die Fremde. Kaum sind die Flüchtlinge, bald durch zahlreichen Zuzug von Unzufriedenen aus der polnischen Heimat vermehrt, auf dem gastlichen Boden Westeuropa's angelangt, so beginnen unter ihnen gegenseitige Vorwürfe und Anfeindungen: Jeder giebt dem Andern die Schuld an dem großen Nationalunglück, das sie betroffen. Gesonderte Gruppen bilden sich um Lelewel in Brüssel, um Ostrowski in London, um Czartoryski in Paris.

Bald standen sich innerhalb dieser Gruppen wieder die alten Parteiunterschiede feindselig gegenüber; aus der Diplomaten- und Landbotenpartei sind die Weißen geworden, welche einen Ausgleich mit Rußland für möglich und erstrebenswerth halten, die früheren Mitglieder und Gesinnungsgenossen der patriotischen Gesellschaft bilden jetzt die Rothen, welche durch einen schonungslosen Rachekrieg gegen Rußland die Wiederaufrichtung eines freien Polen erreichen wollen. Zuerst müsse das polnische Volk — das ist ihre Meinung — für die Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit empfänglich gemacht und begeistert werden, bevor man auf eine allgemeine Volkserhebung zur Wiedererlangung seiner nationalen Selbständigkeit hoffen dürfe. Aus ihrer Mitte ging 1832 in Paris „der polnisch-demokratische Verein" hervor, welcher als seinen Zweck das Bestreben hinstellte „in der polnischen Nationalsache im Geiste rein philosophisch-demokratischer Grundsätze zu wirken". Er ist es gewesen, welcher Polen zu einem Herde der Insurrektion gemacht hat, aus dem von Zeit zu Zeit immer wieder die rothe Lohe emporschlägt.



Kaukasische Waffenspiele. Zeichnung von A. Beck.

Die Russen im Kaukasus.

Die Herrschaft der Welt war das Ziel, welches von seiner Thronbesteigung an dem Kaiser Nikolaus vorschwebte. Mit klarem Sinn, mit Ueberlegung und Beharrlichkeit ist er ihm nachgegangen. Auf Indien richtete er darum von jeher im Stillen seine stolzen Gedanken, wenn er auch vorsichtig Alles zu vermeiden suchte, was den Verdacht Englands, das gerade dem Besitze Indiens seine Machtstellung nicht zum Wenigsten mit verdankte, hätte rege machen können. Von daher datirt der Gegensatz zwischen Rußland und England, den alten Waffengefährten. Vorbedingung für Alles war der Besitz sicherer Heeresstraßen nach Vorderasien. Das gab den Kaukasuskriegen ihre Wichtigkeit, denn an ihrem Ausgange, meinte der Kaiser, hinge die zukünftige Entwicklung Rußlands.

Der Kaukasus. Als Grenzmarke Europa's und Asiens vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meere erstreckt sich der Kaukasus, eine mächtige, vielfach gewundene Bergkette, aus der eisbedeckt die höchsten Gipfel bis zu 5600 m aufragen. Etwa in der Mitte verflacht sich der lange Kammgrat zu einem zerrissenen Plateau, von welchem nach allen Richtungen Gebirgsstrahlen ausgehen. Einer von diesen ist der andische Kaukasus, welcher in östlicher Richtung fast bis an das Ufer des Kaspisees reicht. Niedrigere Höhenzüge begleiten im Norden und Süden die gewaltige Centralkette. Gletscher bedecken die Höhen des Kammes, der von waldreichen Thälern tief eingesägt ist, während zwischen den einzelnen Strängen die Grassteppe, von Schluchten durchrissen, weit hinaufreicht. Undurchdringlicher Wald, in dem Epheu und wilde Rebe bis in die Wipfel der Stämme emporranken, nimmt die Ausläufer des Gebirges im Westen ein, die Mitte trägt dichten Bergwald, während im Osten die kahlen, zerrissenen Felsen in flache, schilfbewachsene Uferebenen abstürzen.

Zahllos sind die Stämme der Bergvölker, welche das Gebirge bewohnen, verschieden an Sprache und Körpergestaltung, aber einander gleich in Abhärtung, Ausdauer, Muth und unbändigem Freiheitssinn. Die Hauptstämme sind der der Adighe, in Europa Tscherkessen genannt, welche vom Schwarzen Meere bis über die Mitte hinaus den Nordtheil des Gebirges bewohnen, der der Tschetschenzen in den schwer zugänglichen Wäldern des andischen Kaukasus und der der Lesghier, welcher das rauhe und hohe Bergland des östlichen Kaukasus inne hat.

Durch Landesnatur und Sinnesart zertheilt und zersplittert, hatten die Bergvölker es nirgends zu größeren Staatsgemeinschaften gebracht; nur die Bewohner eines Thales pflegten für gemeinsame Unternehmungen zu Bruderschaften sich zusammenzuschließen. Der Zweck derselben war in der Regel Raub; denn das arme Land, das weder für große Herden genügende Weide liefert, noch weniger ausreichend Getreide hervorzubringen vermag, nöthigte die Söhne der Berge in die Ebenen des Nordens oder in die reichen Gefilde des Südens hinabzusteigen, um mit Flinte und Yatagan (Dolch) zu gewinnen, was der rauhe Heimatsboden ihnen an Nahrung versagte.

Nun hatten aber die Russen schon 1802 das Königreich Georgien südlich vom Kaukasus in Besitz genommen, dann ihre Macht über früher türkische und persische Landschaften, wie Mingrelien, Imeretien, Erivan, ausgedehnt, außerdem die ganze Küste am Kaspischen Meere und diejenige des Schwarzen Meeres von Anapa bis zum Fort St. Nikolai besetzt, so daß die Bergvölker ringsum von russischem Gebiete eingefaßt waren. Damit war denn den altgewohnten Raubzügen gewehrt. Ueberdies bauten die Russen eine Militärstraße über das Gebirge nach Tiflis. Da brach allenthalben der langgenährte Groll zu Tage.

Die Murschiden. In den Thälern des andischen Kaukasus unter den Tschetschenzen traten begeisterte Propheten oder Murschiden auf und riefen, den Koran in der Hand, das Volk auf zum Kampfe gegen die „ungläubigen“ Russen. Nicht selten sammelte sich die ganze Thalbruderschaft um den Murschid und brach, von ihm geführt, in das russische Gebiet ein, um mit Beute reich beladen in die heimischen Berge zurückzukehren.

Niemand sprach begeisternder, mit mehr hinreißender Redeglut als der Murschid Kasi-Mollah. An der Spitze eines Heerhaufens von 7000 Mann drang er über die Grenze: Leichen und rauchende Schutthaufen bezeichneten seinen Weg. Plötzlich stand er vor der Stadt Tarku, unweit des Kaspischen Meeres. Der Ausbruch der polnischen Revolution hatte die Grenzstriche von Vertheidigern entblößt; in der Nacht wurde die Stadt erstürmt. Die Bewohner wurden unter gräßlichen Mißhandlungen großentheils niedergemacht, und es wurde von ihrer Habe mitgeschleppt, was den wilden Tschetschenzen und Lesghiern des Mitnehmens werth zu sein schien. Unweit der Stadt, auf steilem Felsen die ganze Umgegend beherrschend, lag die Citadelle Burnaja. Gegen sie richteten sich nun die wüthenden Angriffe der Bergbewohner. Ausfälle der belagerten Russen verliefen nutzlos; schon war der Festung die einzige Quelle, welche ihr Trinkwasser zuführte, abgeschnitten, als noch zur rechten Zeit General Kochanoff erschien und die Scharen Kasi-Mollah's, wenn auch erst nach mehrtägigem Kampfe, zurücktrieb. Rachedürstend zog der Murschid, nachdem er aus seinen Wäldern sich verstärkt, gegen die Festung Derbend. Ihre Wälle waren stark genug, dem Sturme der Lesghier zu widerstehen, bis Kochanoff, in Eilmärschen heranrückend, Hülfe brachte. Vor ihm zog sich Kasi-Mollah in sein Heimatsdorf Himry in den Wäldern von Tschunkeskan zurück, von wo er bald hier, bald dort gegen die russischen Ansiedlungen hervorbrach.

Unterdessen aber war Polen besiegt; General Rosen war zum Oberbefehlshaber im Kaukasus ernannt. Jetzt gingen die Russen selbst zum Angriffe gegen die Scharen der Murschiden über. Rosen drang in das Land der Tschetschenzen ein: sein Ziel war Himry. Das Dorf lag auf einem jäh abstürzenden Felsen am Ufer des reißenden Koißu. Ein schmaler, in den Felsen gehauener Fußpfad, entlang an schwindelnden Abgründen, bildete den Zugang. Indeß die Russen erstürmten den Paß, drangen zu der denselben beherrschenden Felshöhe hinauf und eröffneten von hier aus mit Kanonen ein mörderisches Feuer auf Himry. Tod und Verrath lichteten schnell die Reihen der Vertheidiger. Bald war es nur noch ein kleines Häuflein, das der trotzige Murschid um sich sah. An Sieg, an Rettung war nicht zu denken: sollte man sich ergeben oder kämpfend sterben? Kasi-Mollah und sein treuer Gefährte Schamyl stimmten für den Tod, und alle die Sechzig, welche noch Himry vertheidigten, stimmten in düsterer Entschlossenheit ihnen bei.

Goldig schimmerten in den Strahlen der aufgehenden Sonne am 18. Oktober 1832 die kahlen Felsen von Himry, auf Sturmleitern stiegen die Russen empor und drangen durch die Breschen in das Bergnest hinein. Da erst stürzten sich ihnen die todesmuthigen Söhne der Berge

entgegen: ein wüthendes Handgemenge entstand. Kasi-Mollah stürzte nieder, mit der Hand gen Himmel weisend, zu seinen Füßen Schamyl, von zwei Kugeln durchbohrt: auch nicht ein einziger der heldenmüthigen Vertheidiger entkam den Kugeln und Bajonneten der anstürmenden Russen.



Kaukasische Bergbewohner.

Schamyl. Die Russen glaubten den Osten des Kaukasus unterworfen; denn Hamsad Bei, der Nachfolger Kasi-Mollah's, war ihnen wenig gewachsen. Und als er 1834, ein Opfer der Blutrache, zur Sühne für den Khan der Awaren, der mächtigsten Bruderschaft der Lesghier, den er hatte tödten lassen, in der Moschee zu Chunsak ermordet wurde, sandten sie den größten

Theil ihrer Truppen westwärts zur Unterwerfung der Tscherkessen. Da trat unter den Tschetschenzen Schamyl auf, zum Häuptling des Stammes berufen.

Schamyl war, wie durch ein Wunder, obgleich schwer verwundet, dem Gemetzel von Himry entgangen. Dies lenkte zuerst die Augen seiner Landsleute auf ihn, und er ließ sie bei dem Glauben, daß Mohammed selbst von den bluttriefenden Felsen ihn hinabgetragen. Er war, eines Hirten Sohn, in eben diesem Himry am 15. Juni 1796 geboren; schwächlichen Körpers hatte er sich durch freiwillige Strapazen abgehärtet, stets bestrebt in den Waffenspielen der Jugend der Erste zu sein. Unbeugsamen Willens gestattete er Niemand als seinem Lehrer Dschelal-Eddin Einfluß auf seine Entschließungen. Durch ihn war er im Koran und den arabischen Philosophen unterrichtet, durch ihn in die Lehre von der Verzückung eingeweiht worden, vermittels deren man glaubte in unmittelbaren Verkehr mit Allah zu treten. So war er ein begeisterter Murschid geworden, der die Muriden (Jünger), die sich um ihn sammelten, mit der gleichen religiösen Glut zu erfüllen wußte. Was er that und sprach, Alles erschien ihnen, wie ihm selbst, als unmittelbare Eingebung von oben. Er war mittelgroß, blond, von sehr weißer Hautfarbe; die grauen Augen waren von dichten Brauen überschattet; die Nase war edelgeformt. Schon früh ergraute sein Bart; aber bis in das Greisenalter hatte seine Erscheinung etwas jugendlich Elastisches: eine Folge seiner Mäßigkeit, denn er trank nur Wasser und schlief nur wenige Stunden. Niemals verließ ihn die unerschütterlichste Ruhe, selbst nicht in den Augenblicken der größten Gefahr.



Schamyl.

Als ein furchtbarer Feind trat jetzt Schamyl den Russen entgegen. Im Herbste 1836 überfiel er ein russisches Corps unter General Iwelitzsch bei Aschiltach und vernichtete es großentheils. Im folgenden Jahre vertheidigte er sich gegen ein ganzes Heer unter General Fesi in dem Bergdorfe Tilitlä mit solchem Nachdrucke, daß die Russen die Belagerung aufgeben mußten. Jetzt war er der Held des ganzen Kaukasus: seine Thaten wurden allerorten von Propheten und Sängern gepriesen, viele Stämme, die den Russen sich schon unterworfen hatten, erhoben sich von Neuem und schlossen sich dem von Allah gesandten Murschid an. Von allen Seiten ertönte das Wehgeheul der überfallenen russischen Ansiedlungen.

Es war General Grabbe, der von dem Kaiser in St. Petersburg sich die Erlaubniß erbat, mit einem starken Corps Schamyl in seiner Felsenfeste Achulgo aufsuchen zu dürfen. Ende Mai 1839 brach er mit 8 Bataillonen und 17 Geschützen auf. Schritt für Schritt mußte er durch Schluchten und Engpässe sich seinen Weg erkämpfen. Nur den Kanonen wichen Schamyl's Muriden. Der audische Kaukasus wurde überschritten; dann ging es am andischen Koißu aufwärts: endlich stand Grabbe vor Achulgo. Furchtbare Abgründe sicherten die Burg: an den kahlen Felswänden war es unmöglich emporzuklimmen. Am 12. Juni begann die Blockade: immer enger zogen mit Schanzkörben und Felsmauern die Belagerer den Kreis und erprobten aus immer größerer Nähe an den Mauern und ihren Vertheidigern die Wirkung ihres Geschützes. Endlich gelang es, mit stürmender Hand ein Vorwerk von Achulgo zu nehmen, von wo durch Anlegung neuer Wege ein weiteres Vordringen möglich war. Vier Tage lang ward mit wildem Ungestüm von beiden Seiten gekämpft, immer geringer ward

für die todesmuthigen Muriden die Siegeshoffnung. Auf den Zinnen der Feste, an den steilen Felshängen standen die Weiber in flatternden Gewändern, mit wild aufgelöstem Haare, eine Schaschka (Säbel) oder ein Gewehr in der Hand, die Männer zum Kampfe anfeuernd. Wuchtige Felsblöcke stürzten sie auf die emporklimmenden Russen hinab: es war Alles vergebens; die Russen gewannen die Höhe. Da schleuderte ein Weib ihr Kind hinab in die Tiefe und stürzte dann mit wildem Aufschrei sich ihm nach von der Felshöhe hinab; und die Meisten folgten dem Beispiele. — Achulgo war genommen. Leichenhaufen deckten die Stätte. Schamyl aber war nirgends zu finden: er war entkommen. Zum zweiten Male, erzählte man sich, hatte Mohammed seinen Streiter durch ein Wunder gerettet.



Dorf der Lesghier.

Der heilige Krieg. Ringsum brandschatzten die Russen die Dörfer der Tschetschenzen und Lesghier in furchtbarer Weise, bevor sie siegestrunken in ihre Winterquartiere zurückkehrten. Der Racheschrei der mißhandelten Bergvölker folgte ihnen. Schamyl aber, der glücklich entronnene, beschloß die ganze Streitkraft des östlichen Kaukasus um sich zu sammeln, um der Russen Herr zu werden. Im weißen Gewand zog er von Dorf zu Dorf und predigte den „heiligen“ Krieg. Mit hinreißender Beredsamkeit schilderte er die Gefahren, die dem Islam durch die ungläubigen Moskoffs drohten und forderte Alle auf, zur Vertilgung der Glaubensfeinde die Waffen zu erheben. Andere Murschiden standen ihm zur Seite. Der Erfolg war außerordentlich: die Begeisterung pflanzte sich fort; alle Häuptlinge der Tschetschenzen und Lesghier ordneten sich willig dem „von Allah gesandten“ Murschid unter; es war kein Dorf, das nicht sein Kontingent von Streitern gesandt hätte. Schamyl war mächtiger, als je zuvor. In einem offenen Dorfe im uralten Buchenwalde, in Dargo, nahm er seine Residenz. Von hier aus leitete er mit Nachdruck und Erfolg den unablässigen Kampf.

Dem gegenüber beschränkten sich die Russen fast ganz auf Abwehr; allein 12 Festungen, die sie auf einer nur 20 Meilen langen Linie anlegten, waren nicht im Stande, die Ueberfälle

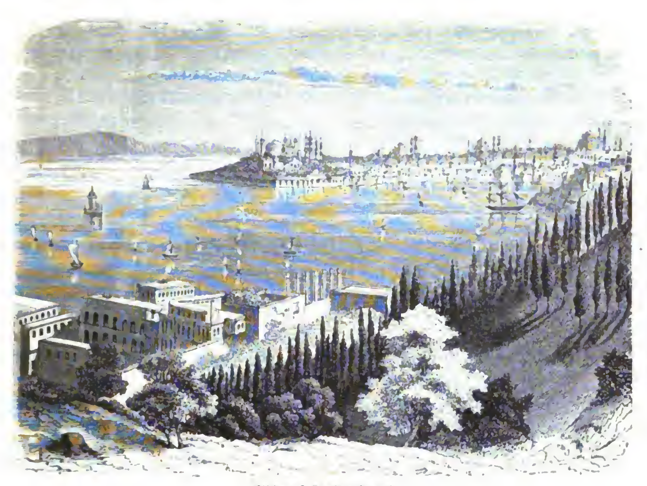
und Raubzüge der Tschetschenzen und Lesghier in Schranken zu halten. General Grabbe hielt es daher für unerläßlich, gegen Dargo selbst einen Handstreich zu unternehmen. Ende Mai 1842 brach er von der Festung Gersel-Aul auf. Die dichten Wälder, noch niemals von einer Axt gelichtet, setzten dem Zuge die größten Schwierigkeiten entgegen; oft mußten die Kanoniere sich selbst vor ihre Kanonen spannen. Vom Feinde war wenig zu sehen; nur kleine Reitergeschwader umschwärmten plänkelnd die Bataillone. Allein am Abend des dritten Tages stürzte sich Schamyl mit seiner ganzen Macht auf das russische Lager, hieb gegen 2000 Soldaten nieder und jagte den Rest in traurigster Verfassung nach Gersel-Aul zurück. Die Folge war, daß Grabbe und auch der Generalgouverneur Golowin abgesetzt wurden.

Das Generalkommando erhielt jetzt General von Neidhardt; allein auch er vermochte trotz zahlloser Kämpfe während der Jahre 1843 und 1844 — 120,000 Mann standen gegen Schamyl im Felde — nichts auszurichten. Sein Nachfolger, Graf Woronzow, kam daher auf Grabbe's Gedanken zurück, direkt gegen Dargo zu ziehen. Schamyl setzte ihm keinen Widerstand entgegen: er beschränkte sich darauf, die Russen fortwährend zu beunruhigen, ihnen die Zufuhr abzuschneiden und die Dörfer vor ihnen niederzubrennen: durch Hunger und Strapazen wollte er die Feinde verderben. Allein Woronzow ließ sich durch nichts irre machen: langsam, aber stetig, drang er vor. Erst auf der Höhe des Gebirges, dicht vor Dargo, warf sich Schamyl auf die Heranrückenden. Die Russen schlossen sich dicht aneinander und hielten stand: Verhau folgte auf Verhau. Kanonen waren völlig nutzlos; jedes mußte mit dem Bajonnete erstürmt werden. Endlich lag Dargo vor ihnen: ein öder, verlassener Haufe von Blockhäusern ohne Bewohner und ohne eine Spur von Lebensmitteln. Wol war die Eroberung gelungen, aber so wenig nutzte sie den Siegern, daß sie schon nach wenig Tagen, durch Hunger gezwungen, sie wieder aufgaben und, fortwährend von allen Seiten durch Schamyl bedrängt und angegriffen, entrinnenden Flüchtlingen ähnlich nach Gersel-Aul zurückkehrten.

Diese Expedition hatte Woronzow gelehrt, daß die besten Verbündeten der Bergbewohner ihre Wälder waren. Ihnen ward jetzt der Krieg erklärt. Pech und Schwefel wurde von Odessa herbeigeschafft, um die Wälder Schamyl's in Brand zu stecken. Allein der kräftige Laubwald mit seinem frischen Unterholze und seiner üppigen Schlingpflanzen-Vegetation widerstand allen Angriffen. So sollte er denn wenigstens mit der Axt gelichtet werden. Das erforderte aber so große Menschenkräfte und ging so langsam von statten, daß die Russen bald von selber wieder davon abstanden. Woronzow beschränkte sich daher darauf, durch Anlage immer neuer Festungen die Tschetschenzen allmählich wie mit einem eisernen Reifen zu umschließen, ohne doch Schamyl hindern zu können, die russischen Linien immer wieder zu durchbrechen und Raubzüge und Ueberfälle auf dem russischen Gebiete auszuführen.

Die Unterwerfung. Erst dem Nachfolger Woronzow's, dem Fürsten Barjätinsky, war es beschieden, die trotzigen Tschetschenzen zur Unterwerfung zu bringen. Er begann damit, breite Militärstraßen durch die Wälder aushauen zu lassen; dann erstürmte er Schamyl's Bergfeste Weden und trieb den greisen Helden nach Gunib. Auch hierher folgte er ihm: die jähen Felshöhen wurden erklommen und das Bergnest am 6. September 1859 erobert. Schamyl mit seiner ganzen Familie wurde gefangen genommen und in Kaluga im inneren Rußland internirt. Damit war dem Widerstande der Bergvölker die Seele genommen. Die Stämme, welche nicht selten über die Strenge geseufzt hatten, mit welcher Schamyl Aushebungen gehalten und Steuern eingetrieben hatte, unterwarfen sich bald dem Scepter Rußlands.

Auch den Stämmen des westlichen Kaukasus, zumal den Tscherkessen, war der Kampf Schamyl's Vorbild und Rückhalt gewesen. Mit kaum verhüllter Offenheit hatten sie zudem in ihrem Ankämpfen gegen Rußlands Uebermacht von Seiten Englands Unterstützung erhalten, das ihnen Waffen und Munition in ganzen Schiffsladungen zuführte. Zwar die Bewohner der Küste und der Hochebenen des Innern waren nicht im Stande, auf die Dauer dem Uebergewichte Rußlands zu widerstehen; jetzt aber gaben auch die Bergstämme den Kampf um ihre Unabhängigkeit auf und unterwarfen sich einer nach dem andern der russischen Herrschaft. Fünf Jahre nach Schamyl's Gefangennahme konnte der ganze Kaukasus für russisch gelten. —



Blick auf Konstantinopel.

Verwicklungen im Orient.

Von Jahr zu Jahr mußte sich der Gegensatz zwischen England und Rußland verschärfen, je deutlicher die Pläne Rußlands auf die Erwerbung der Herrschaft über Asien zu Tage traten; denn um so mehr hatte England Grund, sich in seiner Machtstellung in Indien bedroht zu fühlen. Schritt für Schritt, höchst behutsam, nicht selten auch einmal vorsichtig den Fuß wieder zurücksetzend, ging Rußland auf dies ferne Ziel los. Unerläßlich war es ihm dafür, das türkische Vorderasien in unbedingte Abhängigkeit von sich zu bringen und zu dem Ende den türkischen Sultan, so lange es noch nicht Konstantinopel selbst in Besitz nehmen könne, auf jede Weise sich völlig ergeben zu machen. Seine nächste Aufgabe sah es daher darin, in Konstantinopel als diejenige Macht sich hinzustellen, deren Willen allein bei allen Entschließungen des Sultans ausschlaggebend wäre. In diesem Sinne suchte es und verstand es, jede Gelegenheit auszunutzen.

Die Empörung Mehemed Ali's. Allerorten erhoben sich in dem türkischen Reiche nach der Julirevolution die unterdrückten Nationalitäten. Allein die Albanesen mußten erliegen; die bosnischen Freischaren unter Hussein wurden am 30. Mai 1832 bei dem Berge Wites, fünf Stunden von Serajewo, besiegt. Nur Aegypten widerstand.

Mehemed Ali, geboren 1769, hatte sein Paschalik Aegypten zu einem unabhängigen Reiche umgeschaffen. Er hatte die Herrschaft der Mamluken dort ausgerottet und eine nach europäischer Weise gebildete Armee ins Leben gerufen. Freilich mit gebundenen Händen, mit einer Kette am Halse wurden die kräftigen jungen Leute aus ganz Aegypten zusammengebracht, um den Regimentern eingereiht zu werden. Zahlreiche Werkstätten und Fabriken unter der Leitung von Europäern waren im Lande angelegt worden, aber die ganze Industrie, der ganze Handel war Monopol in der Hand des Pascha's. So verfügte er, das Land auspressend, über reichliche Kriegsmittel. In seinem Adoptivsohne Ibrahim, geboren 1789, besaß er zudem einen Feldherrn von bewährtem militärischen Talente. Es schien demnach der Gedanke keineswegs aussichtslos, auf Kosten des hinsterbenden türkischen Reiches sich eine selbstständige starke Herrschaft zu gründen oder vielleicht gar auf den Thron des Padischah Mahmud sich selbst zu schwingen.

Zur Belohnung für die Dienste, welche Mehemed Ali gegen die empörten Griechen dem Sultan geleistet, bot dieser ihm die Insel Kreta an; wie konnte das dem Ehrgeizigen genügen? Er lehnte es nicht ab, aber er sann auf Größeres. Noch widerstanden damals, von ägyptischem Gelde unterstützt, dem Sultan die Albanesen und Bosnier; Europa, durch die belgische Angelegenheit in Anspruch genommen, schien dem Orient keine Aufmerksamkeit zu schenken. Alles schien den Plänen Mehemed Ali's günstig.

Ein Vorwand zum Kriege war leicht gefunden. Von den schwer bedrückten ägyptischen Fellahs waren viele nach Syrien entflohen; Mehemed verlangte ihre Zurücklieferung von dem Pascha von Akre, und auf dessen Weigerung von dem Sultan selbst. Allein Mahmud lehnte die ägyptische Forderung ab. Mehemed's Antwort war, daß das ägyptische Heer unter Ibrahim am 29. Oktober 1831 die Grenze überschritt, im ersten Anlaufe Gaza, Jaffa und Jerusalem wegnahm und am 27. November sich zur Belagerung des festen Akre anschickte.



Ibrahim Pascha.

Sultan Mahmud sandte jetzt eine Gesandtschaft nach Alexandrien, um den rebellischen Pascha zum Gehorsam zurückzuführen. Indeß Mehemed Ali ließ die türkischen Gesandten 30 Tage lang Quarantäne halten und verstärkte unterdessen das Heer seines Sohnes mit dem bündigen Befehle, Akre, es koste was es wolle, zu nehmen. Freilich widerstand die Felsenfeste den Stürmen Ibrahim's; er begnügte sich daher, mit einem Theile seines Heeres sie blockirt zu halten, während er mit dem andern die militärisch wichtigsten Punkte Palästina's und Phönikiens in Besitz nahm, um dem drohenden Angriffe eines türkischen Heeres widerstehen zu können. Da war denn die Geduld des Sultans zu Ende: am 23. April 1832 sprach er über Mehemed Ali, den Verräther am Propheten und am Sultan, den Fluch aus und sandte ein Heer unter Hussein Pascha, dem Vertilger der Janitscharen, gegen die Aegypter.

Bevor dies indessen noch auf dem Kriegsschauplatze angelangt war, hatte Ibrahim sich schon zum Herrn von ganz Syrien gemacht. Am 25. Mai hatte er Akre erstürmt, im Juni Damaskus besetzt und die freiwillige Unterwerfung der Einwohner von Haleb entgegengenommen. Nun wandte er sich gegen den langsam heranrückenden Hussein. Am 9. Juli stürzte er sich auf Mehemed Pascha, den Unterfeldherrn Hussein's, vernichtete dessen Corps bei Homs und schlug 18 Tage später bei Beylam auch die Armee Hussein's aufs Haupt.

Diese Nachrichten versetzten den Sultan in die äußerste Bestürzung. Chosrew Pascha, der Seraskier, warf sich vor ihm auf die Kniee und bat ihn um das Oberkommando: er wolle alles Verlorene wieder gut machen. Denn einst von Mehemed Ali aus dem Paschalik Aegypten verdrängt, brannte er vor Begierde, an dem glühend Gehaßten sich jetzt zu rächen. Allein Mahmud beschwichtigte den Ungestümen und übertrug dem Ueberwinder von Mesolongion, seinem bewährtesten Kriegsmanne, dem Großvezir Reschid Mehemed, den Oberbefehl über die geschlagene Armee. Sofort that Chosrew Alles, um den neuen Befehlshaber zu hemmen und zu verderben. An Munition, an Kleidung, an Lebensmitteln ließ er es der Armee fehlen; Reschid beschränkte in weiser Vorsicht sich darauf, gegen Ibrahim mit seinen wenig disziplinirten Truppen kleinen Krieg, für den er viel Talent besaß, zu führen: Chosrew

erwirkte den Befehl des Sultans, durch eine Hauptschlacht sobald als möglich die Entscheidung herbeizuführen; Reschid sollte unterliegen, um ihm Platz zu machen.

Bei Konieh, am 21. Dezember 1832, trafen die Heere auf einander. Ibrahim war 10,000 Mann stark, die Türken ihm mehr als fünffach an Zahl überlegen. Ein dichter Nebel bedeckte das Feld. Mit einer lebhaften Kanonade, welche den Nebel etwas lichtete, begann Reschid Mehemed die Schlacht. Die Gegner erkannten sich erst, als sie einander dicht gegenüber standen; geschickt wußte Ibrahim die Fehler in der türkischen Aufstellung zu benutzen und den Kampf für sich zu entscheiden. Außer Fassung irrte der Großvezir, von seinen flüchtigen Regimentern verlassen, auf dem Schlachtfelde umher. Die siegreichen Aegypter führten ihn gefangen zu ihrem Feldherrn, der dem Erschöpften eine Erquickung darbot. Reschid wies die Schale zurück; er hielt den Trank für vergiftet. Da leerte sie Ibrahim und begrüßte mit Ehrerbietung in dem Gefangenen seinen Oberherrn, dem er, wenn auch nur zum Scheine, den Oberbefehl über die siegreiche Armee übertrug.

Es war die letzte, die einzige Armee des Sultans, die bei Konieh erlegen war. Ibrahim zog alle Reserven an sich und schickte sich an, gegen Konstantinopel zu marschiren. Der Sieg hatte ihm dahin den Weg frei gemacht.

Der Frieden von Kutajah. In dieser höchsten Bedrängniß wandte sich Sultan Mahmud an England um Hülfe. Von ihm erwartete er Rettung, wenn auch nicht um seinet-, so doch um Englands selbst willen. Hatte doch vor Langem schon Lord Chatham die Stellung Englands zur Türkei richtig dahin bestimmt, daß er sagte: „Mit einem Manne, der die Interessen Englands nicht in der Erhaltung des ottomanischen Reiches sieht, kann ich nicht sprechen." Allein der Hülferuf blieb ohne Antwort. Auch von Frankreich war nichts zu hoffen: es hatte nicht einmal einen Gesandten bei der Pforte. Dagegen erfaßte Rußland mit Entschiedenheit die Gelegenheit, um das erstrebte Protektorat über die Türkei sich zu verschaffen. Es bot dem bedrängten Sultan sofort eine Flotte und eine Armee zum Schutze Konstantinopels an: zugleich berief es den russischen Konsul aus Alexandrien ab, um offenkundig seine Parteinahme für Mahmud auszudrücken.



Mahmud II.

Noch schwankte der Sultan. Jedoch Mehemed Ali wies alle Friedensanerbietungen zurück: er verlangte hartnäckig die Abtretung ganz Syriens und des Paschaliks von Adana; ja Ibrahim ließ durch den gefangenen Großvezir Reschid Mehemed bei dem Sultan um die Erlaubniß nachsuchen, mit seinem Heere, das bei Konieh an Lebensmitteln Mangel leide, bis Brussa vorrücken zu dürfen. Da fügte sich Mahmud dem Zwange der Umstände und nahm die dargebotene Hülfe Rußlands an. Sofort erschien eine russische Flotte im Bosporus, ein russisches Heer landete in Kleinasien bei Skutari und ein anderes setzte sich von der Donau her zum Schutze der türkischen Hauptstadt in Marsch.

Dies brachte nun doch die Westmächte in Bewegung. Frankreich sandte als außerordentlichen Gesandten den Admiral Roussin nach Konstantinopel, mit der Forderung, die russische Hülfe zu beseitigen. Aber es bot keinen Ersatz dafür: konnte der Gesandte allein den Sultan gegen Ibrahim schützen? Er versprach es schriftlich in bündigster Form.

Darauf erklärte Mahmud dem russischen Gesandten Buteniew, daß nunmehr die Hülfe Rußlands entbehrlich geworden wäre. Er that dies um so bereitwilliger, als die ganze Bevölkerung von Konstantinopel in hohem Grade gegen die Russen aufgebracht war. Der General Murawiew hatte die Kasernen der Hauptstadt inspizirt und sich dabei sehr geringschätzig über das türkische Militärwesen geäußert; die Türken hatten die Demüthigung empfunden: eine solche Verachtung des Halbmondes, meinten sie, brauchten sie sicher nicht von Mehemed Ali zu befürchten, wie sie der moskowitische Hund zu zeigen wage. Der Helfer war ihnen verhaßter als der siegreiche Gegner.

Mit bereitem Entgegenkommen antwortete Buteniew dem Sultan wie dem französischen Gesandten, daß die Russen heimkehren würden, sobald durch einen allen Parteien genehmen Frieden ihre Gegenwart überflüssig geworden wäre. Einen solchen zu Stande zu bringen, mußte daher das eifrigste Bestreben Roussin's sein. Er schrieb einen Brief an Mehemed Ali, in welchem er ihn in hochfahrendem Tone aufforderte, sich mit den Paschaliks Saida, Tripolis, Jerusalem und Nablus zu begnügen. Mit ruhiger Bestimmtheit wies der Pascha dies Ansinnen ab, bestärkt in seiner Weigerung durch Mimaut, den französischen Generalkonsul in Alexandrien, welcher, für Mehemed Ali günstig gestimmt, der Meinung war, daß der Admiral Roussin mit jener Forderung seine Befugnisse überschritte und nicht im Sinne seiner Regierung handle.

Unterdessen aber mehrte sich fort und fort die Zahl der russischen Hülfstruppen, welche an der asiatischen Küste Bujukdere und Therapia gegenüber sich sammelten. Jetzt fand Roussin bei dem englischen wie bei dem österreichischen Gesandten in seinen Friedensbestrebungen Unterstützung. Vereint drangen sie in den Sultan, die Forderungen Mehemed Ali's auf Syrien und Adana zu bewilligen. Ohne langes Zögern gab Mahmud seine Zustimmung zur Wiederaufnahme der Friedensunterhandlungen. „Ordnen Sie die Sache, wie Sie können“, sagte er zu Reschid Bei, der zusammen mit Varennes, dem Sekretär der französischen Gesandtschaft, als Unterhändler in das Lager von Kutajah zu Ibrahim sich begeben sollte.

Ibrahim saß in seinem Zelte beim Frühstück, als die beiden Unterhändler im Lager anlangten. Er empfing den Boten Frankreichs mit viel Höflichkeit, ließ zur Begrüßung von seinem arabischen Musikcorps die Marseillaise aufspielen und lud als weitherziger Moslem Herrn von Varennes zu einem Glase Wein ein. Von Unterhandlungen indeß wollte er nichts wissen: er habe nur die Befehle seines Vaters auszuführen, und dieser fordere jetzt als Preis des Friedens die Abtretung ganz Syriens sowie der Paschaliks Adana und Diarbekir und der Bezirke Itschili und Alaja. Daran hielt er mit unbeugsamer Hartnäckigkeit fest. Varennes wollte daher verstimmt die Verhandlung abbrechen und Kutajah wieder verlassen; nur die Bitten Reschid Bei's hielten ihn zurück.

Endlich entschloß sich Ibrahim doch, die Forderung von Itschili und Alaja fallen zu lassen. Varennes aber wollte vor Allem von ihm den Verzicht auf Adana, welches für die Aegypter die Pforte zu Kleinasien war, und wagte sogar mit einem Zwangsprotokoll der europäischen Mächte zu drohen. Mit funkelndem Auge, mit tiefrothem Gesichte sprang Ibrahim im höchsten Zorne auf, aber er hielt an sich und wiederholte nur seinen unbeugsamen Entschluß, auf Adana nimmer zu verzichten. Da gab denn Varennes nach. So kam am 4. Mai 1833 der Friede von Kutajah zu Stande.

Der Vertrag von Unkiar-Skelessi. Die Gefahr für den Sultan war beseitigt: der Heimkehr der Russen stand nichts mehr im Wege. Wirklich verließen sie auch nach einigen Wochen das türkische Reich. Aber die ungeheueren Opfer, welche der Friedensschluß dem Sultan auferlegte, ließen ihn doch an der Zuverlässigkeit der Westmächte irre werden. Je mehr sich der Verdacht bei ihm festsetzte, daß sie eigentlich seinen Gegner begünstigt hätten, um so entschiedener wandte er sich jetzt Rußland zu. Das Ergebniß war der Vertrag von Unkiar-Skelessi (in der Nähe von Skutari), welcher am 8. Juli 1833 abgeschlossen wurde.

Allein auch bei Mehemed Ali hatten die Westmächte nicht an Ansehen gewonnen: hatte er doch ihren bündigen Weisungen zum Trotze seine Forderungen durchgesetzt. So war Rußland die einzige Macht, deren Ansehen infolge des Krieges gewachsen war. Das drückte jener Vertrag aus, ein Defensivbündniß zwischen Rußland und der Türkei, zunächst auf acht Jahre

geschlossen, das die Oberherrlichkeit Rußlands in Konstantinopel vor aller Welt bestätigte. Die beiden Mächte verbündeten sich darin zur gemeinsamen Vertheidigung ihrer Ruhe und Sicherheit; für den Fall der Noth verpflichtet sich Rußland, der Türkei soviel Streitkräfte zur Verfügung zu stellen, wie beide Mächte für nothwendig erachten. Ein geheimer Artikel fügte die Bestimmung hinzu, daß der Kaiser von Rußland auf die im Vertrage für Fälle der Noth festgesetzte Hülfe der Türkei, da es ihr beschwerlich sein würde, sie zu leisten, überhaupt verzichte, dafür aber verlange, daß seitens der Türkei keinem fremden Kriegsschiffe der Eintritt in die Dardanellen verstattet würde. Jetzt konnte Varennes das Wort wiederholen, das er bei einer andern Gelegenheit gebraucht hatte: „Ich sehe jetzt ganz klar, daß die Türkei nur eine russische Provinz ist.“

Der geheime Artikel des Vertrags, der bald genug bekannt wurde, richtete sich offenbar gegen England und Frankreich. Beide Mächte verlangten daher von der Türkei die Aufhebung des Vertrags; der Sultan jedoch wies diesen Einmischungsversuch mit dürren Worten zurück: er fühle sich nicht verpflichtet, sein Thun gegen irgend Jemand zu rechtfertigen. Es war klar, daß in den Angelegenheiten des Orients Rußland einen großen Vorsprung vor England gewonnen hatte.

David Urquhart. Die Engländer auf ihre leichtfertige und prinziplose Politik im Orient wieder und wieder hinzuweisen, die Gefahren, welche von dem Vorgehen Rußlands ihrer Stellung im Orient drohten, wieder und wieder in grellen Farben ihnen vorzuführen, ist ein Mann nicht müde geworden: David Urquhart. Ihm gebührt darum nicht zum geringsten das Verdienst, einen Umschwung der öffentlichen Meinung Englands in der Beurtheilung der orientalischen Angelegenheiten herbeigeführt und dadurch auch in maßgebender Weise auf die Auffassung der regierenden Kreise eingewirkt zu haben.

David Urquhart (geboren 1805), entstammte einer bürgerlichen Familie Schottlands. Ausgestattet mit viel natürlichem Scharfsinne und einer seltenen Beobachtungsgabe, hatte er durch wiederholte Reisen in den Orient den Geist der dortigen Völkerschaften und ihre politischen Zustände genauer kennen gelernt, als irgend einer seiner Landsleute. Im Jahre 1833 kam er zum dritten Male nach Konstantinopel, und noch in demselben Jahre ist seine Schrift über „die Türkei und ihre Hülfsquellen“ erschienen; 1834 folgten die Flugschriften „England und Rußland“ und „Sultan Mahmud und Mehemed Ali“. In diesen Schriften beleuchtete er die verkehrte Politik der Westmächte in der orientalischen Frage von neuen Gesichtspunkten und deckte die gefährliche Politik Rußlands der Türkei gegenüber rückhaltslos zum ersten Male auf. Der Erfolg war außerordentlich: alle Zeitungen beschäftigten sich mit Urquhart und seinen Ansichten. So wurde König Wilhelm IV. von England auf den Mann aufmerksam und ernannte ihn, überzeugt von der Richtigkeit seiner Anschauungen, zum ersten Sekretär der englischen Gesandtschaft in Konstantinopel. Auch Lord Palmerston, der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, war ganz für Urquhart's Ideen eingenommen, welche darauf hinausliefen, sich mit Frankreich über den Orient besser zu verständigen, die Unabhängigkeit der kaukasischen Bergvölker anzuerkennen, die Türkei mit Persien zu versöhnen und ihr das Uebergewicht über Aegypten zurückzugeben und die Türkei, Persien und Oesterreich durch Handelsverträge dem russischen Einflusse zu entziehen und mit England zu verbünden.

Zugleich begann jetzt Urquhart die Herausgabe des Portfolio, einer Zeitschrift, deren oberster Zweck die Mittheilung diplomatischer Aktenstücke zur Aufhellung der russischen Politik im Orient war. Es wurde darin gezeigt, wie das vornehmlichste Bestreben Rußlands sei, England zu schädigen, wie seine Politik stets darauf hinauslaufe, seine Nachbarstaaten zuerst zu schwächen, um sie dann zu verschlingen; aufgedeckt wurden die russischen Schliche in Griechenland, in der Türkei, in den Donaufürstenthümern, in Mittelasien, wie in China. Schonungslos sollten die russischen Anschläge enthüllt, sollte die öffentliche Meinung über sie aufgeklärt werden.

Natürlich wurde das Portfolio auf Rußlands Verlangen in vielen Staaten — zumal den meisten deutschen — verboten, aber dennoch fand es, ins Deutsche wie ins Französische übersetzt, heimliche Verbreitung und hat vornehmlich dazu beigetragen, jenes unausgesprochene Mißtrauen gegen Rußland zu erzeugen, das bis in die neuesten Zeiten fortbestanden hat.

Fortschritte der russischen Politik. Wol erkannte Rußland die Gefahr, welche ihm aus dieser Erregung der öffentlichen Meinung drohe, und war daher stets darauf bedacht, nach allen Seiten hin seine Macht sicher zu stellen. Das alte Bündniß mit Preußen wurde fester geknüpft, Oesterreich wurde für den Fall eines russisch-englischen Krieges wenigstens zu dem Versprechen der Neutralität bestimmt, ja sogar Schweden wurde umworben, um Rußlands Vorkämpfer in der Ostsee zu sein. Die Republik Krakau wurde zusammen mit den Nachbarmächten besetzt, um eine Entzündung der polnischen Revolution von diesem Sammelpunkte der Unzufriedenen aus unmöglich zu machen. Zugleich wurde durch die russische Diplomatie in London wie in Paris daran gearbeitet, Frankreich von England abzuziehen. An den Küsten des Schwarzen Meeres wurden bedeutende Truppenmassen versammelt und an den Dardanellen eine russische Flotte stationirt, vor Allem aber Alles daran gesetzt, den Sultan in unbedingter Abhängigkeit zu erhalten.

Die Erbitterung darüber war in England so groß, daß im Parlament der Antrag gestellt wurde, an Rußland den Krieg zu erklären. Allein so weit wollte die englische Regierung noch nicht gehen; selbst als Rußland ein englisches Schiff, den „Vixen", kaperte, welches den Tscherkessen Kriegsmaterial zuführte, nahm das englische Ministerium dies ruhig hin, ließ aber um so eifriger die englischen Kriegsrüstungen fortsetzen. Im Geheimen jedoch ließ es nichts unversucht, den Plänen Rußlands zu begegnen.



Dost Mohammed.

In den Donaufürstenthümern hatte Rußland seit Langem die Stellung der anerkannten Schutzmacht. Sein eifriges Bestreben war, in denselben einen solchen Einfluß sich zu verschaffen, daß bei dem erwarteten Zusammenbruche des türkischen Reiches die Moldau und Walachei ihm von selbst zufielen, ohne daß es überhaupt einer Eroberung bedürfe. Um die Bevölkerung für sich zu gewinnen, erfüllte es daher deren allgemeinen Wunsch nach einer Verfassung, welche überdies stets einen bequemen Vorwand bot, in die inneren Verhältnisse sich einzumischen. Gleichwol bildete sich gegen Rußland eine nationale Partei, welche die Vereinigung und die völlige Befreiung der beiden Fürstenthümer anstrebte. Diese Partei nun fand bei England bereite Unterstützung: das englische Konsulat in Bukarest wurde der Mittelpunkt der nationalen Opposition der Rumänen.

Ebenso sandte England den Oberst Hodges als Konsul nach Kragujewatz, um den russischen Umtrieben in Serbien entgegen zu arbeiten. Als nun Fürst Milosch, durch seine zügellose Willkürherrschaft den Serben verhaßt, an England sich anschloß, ließ Rußland ruhig die Unzufriedenen gewähren, welche sich gegen den Fürsten erhoben und ihn aus dem Lande trieben. Sein Sohn Michael aber, der durch russischen Einfluß zur Nachfolge berufen wurde, ließ sich durch das Schicksal des Vaters warnen und schloß sich ohne Wanken an Rußland an.

Die Montenegriner hatten 1832 ihre Freiheit mit großer Tapferkeit erfolgreich gegen Reschid Mehemed vertheidigt, der nach der Bewältigung Bosniens darauf sann, auch die Schwarzen Berge dem Sultan zu unterwerfen. Auch zu ihnen stellte sich Rußland als wohlwollender Freund und nahm sie bei ihren Streitigkeiten mit Oesterreich stets bereitwillig unter seinen mächtigen Schutz.

Bedeutungsvoller, wenn auch nur vorübergehend, waren die Erfolge, welche die russische Politik in Asien aufzuweisen hatte. Hier berührten sich die Interessen Rußlands mit denen Englands noch unmittelbarer als in den Schutzstaaten des türkischen Reiches. Jeder Fortschritt Rußlands in Asien konnte als eine Untergrabung der englischen Herrschaft über Ostindien erscheinen.

In Persien gelang es Rußland, den alten Schah Feth Ali zu bestimmen, daß er dem persischen Erbrechte entgegen seinen Enkel Mohammed Mirza, den Russenfreund, zu seinem Nachfolger ernannte. Nachdem dies geschehen und 1834 Mohammed Mirza Schah geworden war, drängte es ihn zum Kriege gegen Herat, um dadurch seinen Einfluß bis nach Afghanistan ausdehnen zu können. Russische Offiziere leiteten die Unternehmungen der Perser, und der russische Gesandte, Graf Simonitsch, ging dem jungen Schah mit Rath und That zur Hand, während in Herat der Engländer Sir Pottinger die Vertheidigung organisirte. So standen sich hier die beiden rivalisirenden Mächte gegenüber: England trug kein Bedenken, mit vollkommener Entschiedenheit für Herat einzutreten. Der englische Gesandte M'Neill richtete eine drohende Note an den Schah von Persien, infolge deren dieser doch für angemessen fand, die Belagerung von Herat im September 1838 aufzuheben.



Fort Ali Musdschid im Chaiberpaß.

Für diesen Mißerfolg sich zu entschädigen, unternahm Rußland nun eine Expedition nach Khiwa im Winter 1840. Diese Jahreszeit war gewählt worden, um die Armee in den Steppen zwischen Orenburg und Khiwa durch den Winterschnee vor gefährlichem Wassermangel zu bewahren. Allein der Schnee lag so tief und die Kälte war so groß, daß sehr viele Pferde und Kameele erlagen. Es kam nur zu einem Vorpostengefechte zwischen der russischen Reiterei und derjenigen des Khans von Khiwa, in welchem diese völlig geworfen wurde. Der Eindruck dieser Niederlage auf den Khan war, obwol General Perowski seinen Sieg nicht verfolgte, sondern auf die Festung Gemba sich zurückzog, doch ein so bedeutender, daß 415 in Khiwa gefangene Russen sofort in Freiheit und von dem Khan auf die Gefangennahme eines Russen Todesstrafe gesetzt wurde. Sofort knüpften nun auch die Engländer mit Khiwa Verbindungen an, um dem russischen Einflusse zu begegnen. Selbst nach Bochara sandten sie einen Agenten; doch ließ der dortige Emir diesen gefangen setzen und nach einiger Zeit hinrichten.

Wichtiger jedoch war es für die beiden rivalisirenden Mächte, in Afghanistan Einfluß zu gewinnen. Denn aus diesem Berglande, dessen Oberfläche so mannichfaltig gestaltet ist wie die Schweiz, führen zwei viel betretene Pässe, der Chaiberpaß von Kabul, der Bolanpaß von Kandahar, in das Thal des Indus zu den reichgesegneten Fluren Indiens hinab. Hier hatte durch Beseitigung der Familie der Suddosi der Baraksi Dost Mohammed sich zum Khan von Kabul und dann mit Gewalt und Arglist zum Herrn von Afghanistan gemacht. Da nun der vertriebene Suddosi, Schah Schudschah, bei den Engländern Zuflucht gefunden hatte, und durch dessen Bund mit Rundschit Singh, dem Emir der Sikhs im Pendschab, Gefahr drohte, so suchte Dost Mohammed Anlehnung an Rußland. Im Jahre 1837 erschien daher in Kabul bei ihm Herr von Witkowitsch mit eigenhändigem Schreiben des russischen Kaisers wie des Schahs von Persien, in welchem ihm Unterstützung gegen Schah Schudschah und dessen Verbündete zugesichert wurde. Sofort verlangte der Gouverneur von Indien, Lord Auckland, von Dost Mohammed Abbruch dieser Verbindung. Die Weigerung wurde mit Kriegserklärung beantwortet. Die Engländer rückten in Afghanistan ein, eroberten Kabul und setzten Schudschah auf den Thron Dost Mohammed's, der selbst im Jahre 1840 als Gefangener in ihre Hand gerieth.

Allein das Volk hielt an dem Entthronten fest; von Rußland unterstützt, stellte sich sein Sohn Akbar an die Spitze der Bewegung, Schudschah wurde ermordet und die Engländer, von denen viele in Kabul sich bereits niedergelassen hatten, im Januar 1842 zu schleuniger Flucht genöthigt. Fast Alle fanden bei diesem Rückzuge im Chaiberpasse ihren Untergang durch Erschöpfung und Kälte oder durch die Angriffe der wilden Afghanen, welche Alles, was in ihre Hände fiel, auch Frauen und Kinder, erbarmungslos niedermetzelten. Zwar unternahm noch im Herbste des Jahres Lord Ellenborough einen Rachezug gegen Akbar und ließ die Städte und Dörfer der Afghanen in Flammen aufgehen; aber dann verstattete er dem Russenfreunde, Dost Mohammed, die Rückkehr in sein Khanat und gab Afghanistan auf. Denn die Empörung der Sikhs nahm die englischen Waffen in Anspruch; erst 1849 gelang es Lord Dalhousie nach hartnäckigen, wechselvollen Kämpfen ihrem Reiche ein Ende zu machen.

Unmittelbar geriethen jedoch die beiden Gegner England und Rußland in Russisch-Amerika an einander, da die russisch-amerikanische Handelsgesellschaft der englischen Hudsonsbai-Compagnie nicht verstatten wollte, diejenigen Ströme zu befahren, deren Mündung im russischen Gebiete läge. Doch wurde der Streit 1840 dahin ausgeglichen, daß Rußland die streitige Küstenstrecke vom 54—58° nördl. Br. der Hudsonsbaigesellschaft gegen eine jährliche Abgabe von 2000 Seeotterfellen pachtweise überließ. Denn so rührig auch die beiden Rivalen im Geheimen und mittelbar sich bekriegten, so scheuten sich doch Beide in gleichem Grade, offen das Schwert gegen einander zu ziehen.

Wiederausbruch des türkisch-ägyptischen Krieges. Es gab nur eine Frage, in welcher die beiden ersten Mächte Europa's übereinstimmten: zu Aegypten war ihre Stellung die gleiche. Rußland war, als Beschützer der Türkei, Mehemed Ali abhold, England um seiner eigenen Interessen willen.

Zwei Wege giebt es, welche näher als die Umsegelung Afrika's von Europa nach Indien führen: der eine durch Armenien den Euphrat hinab in den Persischen Meerbusen, der andere über die Landenge von Suez durch das Rothe Meer. Beide versuchte England sich zu sichern. Es richtete trotz des Protestes Rußlands auf dem Euphrat eine Dampfschiffahrt ein und bemächtigte sich zu Anfange des Jahres 1839 Adens am Ausgange des Rothen Meeres. Allein hier wie dort stießen sie mit den Aegyptern zusammen.

Mehemed Ali unterschätzte die Bedeutung des Rothen Meeres für den indischen Handel keineswegs. Bald nach dem Frieden von Kutajah hatte er die Häfen an der Westküste Arabiens in seinen Besitz gebracht, endlich auch Jemen an der Südspitze erobert, so daß er die Engländer in Aden in nächster Nähe bedrohte. Von hier dehnte dann Mehemed Ali seine Macht auch über den Osten Arabiens, über Oman, aus, unterwarf sich die Bahreininseln im Eingange des Persischen Meerbusens, besetzte die Mündung des Euphrat und reizte die Bewohner der wichtigen Handelsplätze Bassora und Bagdad zur Auflehnung gegen den Sultan.

So empfindlich dies auch den Engländern, denen er überdies allen Handelsverkehr über die Landenge von Suez verboten hatte, sein mochte, so würde doch schwerlich der Sultan ihren Klagen sein Ohr geliehen haben, wenn nicht Mehemed Ali die türkische Besatzung der heiligen Stätten des Islam aus Mekka und Medina vertrieben und durch ägyptische Truppen ersetzt hätte. Was konnte diese Maßregel für einen andern Sinn haben, als daß der ägyptische Pascha sich mit dem Gedanken trüge, sich selbst zum Oberhaupte der Gläubigen, zum Khalifen, zu machen? Auch blieb es nicht verborgen, daß die Empörungen, welche während der letztvergangenen Jahre in Albanien, in Samos, in Trapezunt, in den Donaufürstenthümern ausgebrochen waren, von Aegypten mit Geld unterstützt worden waren. Zwar äußerlich zeigte der Pascha seinem Oberherrn die größte Ehrerbietung; wie gern würde er nach Konstantinopel kommen, meinte er, um vor seinem erhabenen Herrn sich niederzuwerfen und in Ehrfurcht den Saum des großherrlichen Mantels zu küssen, wenn nicht unüberwindliche Hindernisse in Aegypten ihn zurückhielten. Sultan Mahmud aber fühlte wohl das Demüthigende seiner Lage, eingeengt, wie er war, zwischen einem herrischen Beschützer und einem übermächtigen, Gefahr drohenden Vasallen.



Felsenschloß der Lady Esther Stanhope im Libanon (zu S. 62).

Willig bot er daher den Engländern die Hand, welche ihm als Gegengewicht gegen den Vertrag von Unkiar-Skelessi den Abschluß eines Handelsvertrages antrugen, durch welchen alle Monopole im türkischen Reiche, also auch diejenigen Mehemed Ali's in Aegypten und Syrien, die Quelle seines Reichthums, im Interesse des englischen Handels abgeschafft wurden. Konnte sich Mehemed Ali den Bestimmungen dieses Vertrages fügen?

Rußland sah gleichmüthig zu, wie die Türkei unaufhaltsam einem neuen Kriege entgegentrieb. Sie konnte aus diesem nur geschwächt, also lenksamer, hervorgehen, und dem Aegypter war es längst abgeneigt, zumal seit dieser 1834 und dann wieder 1838 bei den Westmächten und Oesterreich den Versuch gemacht hatte, die Unabhängigkeit seiner Herrschaft trotz Rußlands zu erlangen.

Es hätte nicht der fortwährenden Aufreizungen des englischen Gesandten, Lord Ponsonby, bedurft, um den Sultan zum Kriege zu bestimmen. Mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Wesens sehnte sich Mahmud danach, den glattzüngigen makedonischen Verräther nicht blos durch die Engländer zu ruiniren, sondern mit dem Schwerte zu vernichten. Mit Mühe nur

konnte er davon abgehalten werden, sich selbst nach Syrien zu begeben, die grüne Fahne des Propheten dort zu entrollen und alle Gläubigen zum heiligen Kampfe gegen Mehemed Ali aufzurufen.

So sammelten sich denn im Herbste 1838 an den Grenzen Syriens die türkischen Truppen; Boten durcheilten das Land; lange Züge von Kameelen trugen Kriegsmaterial an die Grenzen; geheime Sendlinge reizten die Syrer zur Empörung auf. Auch zu Lady Esther Stanhope kamen die großherrlichen Geheimboten auf das Felsenschloß, das die Lady in romantischer Laune im Libanon sich erbaut hatte, und suchten den im Lande weitreichenden Einfluß der phantastischen Frau gegen die Aegypter in Bewegung zu setzen. Aber schon stand auch Ibrahim bereit, auf das erste Wort seines Vaters das Schwert zu ziehen. Er verwandelte die Karawanserais in Haleb in Kasernen, verstärkte die Vertheidigungswerke von Akre und besetzte die Pässe des Taurus.

Die Schlacht von Nisib. Noch zögerten die Kampfbereiten, den Kampf zu beginnen: der Angreifende scheint ja gewöhnlich der Schuldige zu sein; noch bemühte sich Admiral Roussin im Namen Frankreichs den Frieden zu erhalten, als Tahir Pascha, vom Sultan zur Inspizirung der Armee entsandt, vom Euphrat zurückkehrte und zweifellosen Sieg prophezeite. Da überschritt denn am 21. April 1839 die türkische Armee den Grenzstrom.

Noch einmal bot Mehemed Ali gegen Gewährung der Erblichkeit seiner Herrschaft Frieden an: ohne Erfolg; vielmehr rückten die Türken bis Nisib vor und verwüsteten eine Anzahl von syrischen Dörfern. Den Oberbefehl führte Hafiz Pascha, im Kaukasus geboren, ein Mann von großer persönlicher Tapferkeit, aber voller Bedenklichkeit und Unentschlossenheit, dem schneidigen Ibrahim in keiner Weise gewachsen. Jedoch befanden sich im Hauptquartier mehrere europäische Offiziere; zwar der französische Oberst Foltz beschränkte sich seinem Auftrage gemäß darauf, nur die Vorgänge zu beobachten; aber die preußischen Instruktionsoffiziere, unter ihnen vom Generalstabe Helmut von Moltke, waren bestrebt, mit Rath und That dem Pascha zur Seite zu stehen, nur daß dieser den Rathschlägen der korankundigen Mollahs in seiner Umgebung leichter folgte als denen der kriegskundigen Preußen.

Ibrahim rückte jetzt den Türken entgegen. Hafiz Pascha hatte südlich vom Dorfe Nisib Stellung genommen, mit dem Rücken an ziemlich steile Höhen sich anlehnend, welche jeden Rückzug fast unmöglich machten, aber für einen Angriff in der Front ihm Rückhalt gaben. Deswegen scheute sich Ibrahim, den Gegner von vorn anzugreifen; er ging daher wieder in östlicher Richtung zurück, um den linken Flügel des Feindes zu umgehen. Hafiz blieb ruhig stehen, selbst als die Aegypter in einen langen Hohlweg eindrangen, ließ er sie unbehelligt trotz Moltke's dringender Mahnung. Damit war die Umgehung fast schon gelungen; Ibrahim warf sich, sobald er mit dem Vortrabe seiner Armee aus der engen Schlucht auftauchte, ruhig zur Erde und schlief, bis auch die übrigen Regimenter das Defilé durchzogen hatten. So sicher war man jetzt im ägyptischen Heere des Sieges, daß Soliman Pascha, der Generalstabschef, ein französischer Renegat, sich zu den Offizieren wandte: „Morgen, meine Herren, versammeln wir uns im Zelte des Hafiz.“ Die ganze Armee löste sich jetzt in dichte Biwakshaufen auf.

Hafiz war nicht zu bewegen, seine Stellung, welche die Mollahs als gut bezeichnet hatten, zu verändern; kaum daß er Moltke erlaubte, mit einer kleinen Abtheilung Artillerie in der Nacht den Feind wenigstens zu beunruhigen.

Mit dem ersten Morgengrauen des 24. Juni 1839 rückte Ibrahim in drei Kolonnen zur Schlacht vor. Auf dem linken Flügel begann der Kampf. Die Türken, durch ein Olivengehölz gedeckt, erwarteten den Feind festen Fußes; ihre Tornister hatten sie abgelegt, um besser schießen zu können. Ihr wohlgezieltes Feuer brachte die ägyptische Reiterei in Verwirrung und trieb sie in ungeordneten Haufen zurück. Augenblicklich ging jetzt Ibrahim mit dem andern Flügel und mit dem Centrum vor. So auf der ganzen Frontlinie angegriffen, durch einige in die Luft fliegende Pulverwagen überdies in Schrecken versetzt, hielten jetzt die Türken nirgends mehr stand; so groß war die Furcht vor den Feinden, daß die zurückjagenden Reiter ihre eigenen Leute niederritten. Hafiz war voller Verzweiflung; er suchte den Tod. Er gerieth in eine Kavallerieattake der Aegypter hinein. „Allah sei gepriesen!“ hörte man ihn rufen, „mein Ende ist gekommen.“ So sank er zu Boden.

Wiederum, wie vor sieben Jahren, lag der Weg nach Konstantinopel offen vor dem Sieger. Allein ein Befehl seines Vaters, den die Franzosen diesem abgerungen, gebot ihm Halt. Sie boten dafür ihre Friedensvermittelung an, deren Mehemed Ali sich nicht entschlagen wollte, obwol der Türken kühne Hoffnungen jetzt zerscheitert waren.



Mahmud's letzte Augenblicke. Zeichnung von Albert Kretschmer.

Mahmud's Ende. Zwar Sultan Mahmud blieb davor bewahrt, dies Schwerste noch zu erfahren. Während bei Nisib die Kanonen donnerten, verhallten in Konstantinopel erfolglos die Gebete der Mollahs um Genesung des sterbenden Padischah. Todesfahl, mit tief eingesunkenen Augen, kaum noch im Stande sich aufrecht zu erhalten, hatte er sich nach dem Palaste von Skutari begeben, um mit eigenen Augen anzusehen, wie die türkische Flotte von dannen führe, um den Kampf gegen den verhaßten Rebellen in Alexandrien zu beginnen.

Von hier kehrte er in den Palast von Tschamtidscha zurück, den er nicht mehr verlassen sollte. Am 1. Juli 1839 starb er, 54 Jahre alt, in den Armen seines treuen Freundes Chosrew Pascha. Er verstand nicht Maß zu halten: das brach vor der Zeit seine Kraft. Nach Tagen angespanntester geistiger Arbeit oder ermattender körperlicher Anstrengung suchte er am Abend durch unmäßigen Genuß von Wein und Rum sich wieder aufzurichten: wie hätte dem auf die Länge sein Körper widerstehen können?

Sultan Mahmud war gewiß keine gemeine Natur. Es war etwas von einem Peter dem Großen in ihm. Er besaß Willenskraft und Kühnheit. Sein Ziel war, das alternde türkische Reich durch die Einführung europäischer Einrichtungen fähig zur Entwicklung seiner natürlichen Hülfsquellen zu machen und dadurch mit neuem Leben zu erfüllen. Mit kühner Entschlossenheit hatte er seine Krone von allen einengenden Schranken befreit, den Einfluß der Janitscharen wie der Ulemas beseitigt und damit erst freie Bahn für seine Reformen sich geschaffen. Verwaltung und Heer, Lebensgewohnheiten und äußere Erscheinung sollten in der Türkei nach europäischer Weise eingerichtet werden. Aber er fand Wenige, die geneigt waren auf seine Ideen einzugehen, noch Wenigere, die geeignet waren, ihn in seinem Bestreben zu unterstützen. Daher gelang ihm wol die Zertrümmerung des Alten, aber nicht der Aufbau des Neuen. Das Volk, das er heben wollte, dessen Förderung sein ganzes ungeduldiges Streben, sein rastloses Arbeiten galt, wandte sich von ihm ab; es fürchtete wol seine Leidenschaftlichkeit und Strenge, aber es verlor, die Absichten Mahmud's mißkennend, die fromme Scheu vor dem Nachfolger des Propheten. Es schmerzte ihn tief, als einst auf der Brücke von Galata ein vom Volke für heilig gehaltener Derwisch seinem Pferde in die Zügel fiel und ihn den „Sultan der Ungläubigen" nannte, der das heilige Reich verderbe und den Fremden in ruchlosem Frevel preisgebe. Das war die Tragik seines Lebens.

Der Verrath des Kapudan Pascha. Ein sechzehnjähriger Jüngling von anmuthiger Erscheinung, sanften Gemüthes, Abdul Medschid, Mahmud's ältester Sohn, bestieg den verwaisten Thron. Zum Seraskier ernannte er seinen Schwager Halil Pascha, dessen Fähigkeiten seinem Dünkel keineswegs die Wage hielten, zum Großvezir den greisen Chosrew Pascha, den sein Vater ihm auf dem Sterbebette empfohlen. Wer Chosrew kannte, bewunderte seinen Scharfsinn und seine Arbeitskraft, fürchtete aber zugleich seine Hinterhaltigkeit und Rachsucht.

Es war daher eine Nachricht des Schreckens für den Kapudan Pascha Achmed Fewzi, der mit der türkischen Flotte in den Dardanellen kreuzte und zugleich mit der Kunde der Niederlage bei Nisib die Botschaft erhielt, daß Chosrew Pascha als Großvezir an die Spitze des Reiches gestellt wäre. Hatte er doch im Vertrauen auf die Gunst Mahmud's einmal den ruchbar gewordenen Versuch gemacht, den Alten zu stürzen. „Ne japtalym?" (was thun?) fragte er bestürzt seine Umgebung. Man kam überein, zu dem Sieger seine Zuflucht zu nehmen, aber, um eines guten Empfanges sicher zu sein, nicht allein, sondern mit der ganzen türkischen Flotte.

Acht Linienschiffe, zwölf Fregatten und zwei Briggs setzten sich südwärts unter Segel. Allein am Ausgange der Dardanellen war eine französische Flotille unter Admiral Lalande stationirt. Man mußte sie täuschen, um ungehindert davon zu kommen. Achmed Fewzi Pascha sandte daher den Contreadmiral Osman an Lalande mit der Meldung, Chosrew und Halil hätten den Sultan vergiftet, um Konstantinopel den Russen zu überliefern; deswegen begebe sich der Kapudan Pascha nach Alexandrien, um mit Mehemed Ali schleunigst den Frieden zu vermitteln. Der Franzose glaubte der plumpen Lüge und ließ, da ja Frankreich den Frieden wünsche, die Verräther passiren.

Mit unbewegter Miene, wie es der Anstand gebot, aber innerlich frohlockend, schloß der alte Mehemed Ali den Kapudan Pascha in seine Arme: hatte er nicht jetzt auch zur See die Türken geschlagen? und vereinigte sich nicht Alles, um seinen Sieg vollständig zu machen? Gewiß erschien es nicht übertrieben, wenn er jetzt die Unabhängigkeit und Erblichkeit in seinen sämmtlichen Besitzungen, in Aegypten, in Syrien und Kreta und die Vormundschaft über den jungen Padischah verlangte, worin ja auch Frankreich die beste Lösung der orientalischen Wirren sah.

Die Londoner Quadrupelallianz. Noch eine Zuflucht indeß blieb in dieser Noth dem Sultan: sich auf den Vertrag von Unkiar-Skelessi zu berufen und das bewaffnete Einschreiten Rußlands zu erbitten. Allein dies wünschten die Großmächte ebenso wenig, wie eine direkte Verständigung der kriegführenden Parteien. Denn bei der Lösung der orientalischen Frage waren die Interessen fast aller Großmächte so stark betheiligt, daß sie nur von einer gemeinsamen Lösung sich allseitige Befriedigung versprechen konnten. Die Gesandten der Großmächte in Konstantinopel traten daher auf Anregung des Admirals Roussin und des österreichischen Gesandten von Stürmer zusammen und überreichten dem Großvezir folgende Note: „Die fünf unterzeichneten Gesandten wünschen sich, den von ihren Höfen erhaltenen Instruktionen gemäß, Glück, daß sie den Ministern der hohen Pforte anzeigen können, daß die Uebereinstimmung der fünf Mächte hinsichtlich der orientalischen Frage sicher ist, und sie ersuchen die hohe Pforte, in Erwartung der Früchte ihrer friedlichen Gesinnungen durchaus nichts definitiv und ohne ihre Mitwirkung zu entscheiden."


Mehemed Ali, Vizekönig von Aegypten.

Die Türkei indessen, um alle Einsprache der Großmächte fern zu halten, und besonders auch um den Beweis zu liefern, daß sie des ägyptischen Civilisators als Vormundes des jungen Sultan durchaus nicht bedürfe, veröffentlichte am 3. November 1839 den Hattischerif von Gülhane, ein Manifest, durch welches durchgreifende Reformen der Verwaltung, der Besteuerung und Rechtspflege nach europäischem Muster versprochen und Alles, was Mehemed Ali in Aegypten geleistet hatte, weit überboten wurde. Gleichstellung der Religionen im Reich, Sicherheit des Lebens und Eigenthums der Unterthanen wurde gewährleistet, ohne daß jedoch auch nur ein ernstlicher Anfang mit der Durchführung dieser schönen Grundsätze gemacht wäre.

Es trat zudem je länger je deutlicher zu Tage, daß jene Einmüthigkeit der Großmächte, auf welche die Note vom 27. Juli 1839 hinwies, in Wahrheit nicht vorhanden war. Das frühere freundschaftliche Verhältniß zwischen England und Frankreich fing an sich in bedenklicher Weise zu lockern. Frankreich hatte nicht blos den Versuch gemacht, sich an der Mündung des La Plata, in Mexiko und auf Tahiti festzusetzen, sondern auch nach der Eroberung Konstantine's mit dem kühnen Kabylenhäuptling Abd el Kader 1837 ein Abkommen nach mehrjährigen Kämpfen getroffen, das es ihm ermöglichte, Algier fester zu organisiren.

Von hier aus waren neue Verbindungen mit Tunis und mit Tripolis, ja mit dem Imam von Maskat in Ostarabien angeknüpft worden, Beziehungen, für welche ein gutes Verhältniß zu Aegypten von der größten Bedeutung war. Es war klar, daß Frankreich danach trachtete, eine größere Bedeutung als See- und Handelsmacht zu gewinnen, und daß sein nächstes Ziel war, den Engländern das Uebergewicht im Mittelmeere streitig zu machen. Es konnte somit nicht ausbleiben, daß zwischen den beiden Westmächten Entfremdung und bald Spannung eintrat.

Niemand verstand es besser als der russische Gesandte in London, Baron von Brunnow, diese geschickt zu steigern und England mehr und mehr von Frankreich abzuziehen, während Rußland selbst dem alten Rivalen in entgegenkommender Weise sich näherte. Es erklärte den Vertrag von Unkiar-Skelessi als für England nicht vorhanden und gewährte dem englischen

Handel volle Freiheit im Schwarzen Meere. So kamen die beiden Mächte überein, in der türkisch-ägyptischen Angelegenheit gemeinsam vorzugehen. Durch den Beitritt Preußens und Oesterreichs entstand die Londoner Quadrupelallianz. Diese schloß nun am 15. Juli 1840 mit der Türkei einen Vertrag, welcher den Wünschen Englands entsprechend die Zurückweisung Mehemed Ali's, nöthigenfalls selbst mit Waffengewalt bestimmte.

Die Vereinsamung Frankreichs. Nach dem Abschlusse theilte Lord Palmerston den Vertrag dem französischen Gesandten in London Guizot mit der Bemerkung mit, daß übrigens das nachträgliche Hinzutreten Frankreich freistände. Darin lag eine Nichtachtung, welche das ganze französische Volk mit Erbitterung gegen die Mächte der Quadrupelallianz erfüllte. Allenthalben erhob sich der Ruf nach Genugthuung für den erlittenen Schimpf. Die Nationalgarden zogen Krieg fordernd an den Tuilerien vorüber, wieder ertönte die Marseillaise; wieder wurde das alte Verlangen nach der Rheingrenze laut. Aber Deutschland antwortete mit Nikolaus Becker's Liede: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!" Es schien, als sollte um Aegypten der Krieg mit Preußen entbrennen.

Thiers, damals an der Spitze des Ministeriums stehend, ordnete umfassende Rüstungen an, die französische Flotte in Toulon erhielt den Befehl, sich zum Auslaufen fertig zu machen. Man versuchte, wenn auch ohne Erfolg, Verbindungen mit deutschen Flüchtlingen anzuknüpfen, um für den Kriegsfall in Deutschland eine Revolution zu entfachen. Paris wurde befestigt.

Sehnsüchtig wartete unterdessen Mehemed Ali auf das Erscheinen der französischen Flotte: aber sie erschien nicht. Zwei Umstände waren es, welche den König Ludwig Philipp bedenklich machten. Die Macht der Aegypter hatte sich schon beim ersten Zusammenstoß mit der Quadrupelallianz doch bei Weitem nicht als so widerstandsfähig erwiesen, wie man in Frankreich annahm, und dann waren es gerade die demokratische Opposition in der Kammer und die republikanischen Gesellschaften, welche am entschiedensten den Krieg forderten. Er zog es daher vor, aus der kriegerischen Stellung, die er einnahm, zurückzuweichen; das Ministerium Thiers wurde entlassen und ein friedliebendes unter dem Marschall Soult und Guizot am 29. Oktober 1840 mit der Führung der Geschäfte betraut. Damit war denn zum Unwillen des Volkes der Rückzug Frankreichs bestätigt: es gab Mehemed Ali auf.

Der Austrag des ägyptischen Krieges. Rasch wandelte sich unter dem Eindrucke des Londoner Vertrages die günstige Stellung des Aegypters. Er weigerte sich, den Entscheidungen der Quadrupelallianz sich zu unterwerfen. Sultan Abdul Medschid erklärte ihn darauf all seiner Aemter und Besitzungen, auch Aegyptens, für verlustig. Eine österreichisch-englische Flotte erschien an den Küsten Aegyptens und Syriens; Beirut wurde bombardirt, Sir Napier eroberte Sidon (Saida) und Byblus; Tyrus und Tripolis wurden zur Unterwerfung gezwungen. Im Libanon erhoben sich gegen Ibrahim die Drusen und die christlichen Maroniten und brachten Jaffa und Jerusalem in ihre Gewalt. Akre mußte sich den Engländern ergeben. Die zusammengepreßten Soldaten des ägyptischen Heeres begannen in ganzen Haufen zu desertiren, so daß sich Ibrahim mit dem niederdrückenden Gefühle, für eine verlorene Sache zu kämpfen, nach Damaskus zurückziehen mußte.

Im November erschien Napier vor Alexandrien und erzwang durch die Drohung, die Stadt zu bombardiren, die Rückgabe der türkischen Flotte und den Abschluß eines Vertrages, durch welchen Mehemed Ali auf Syrien, Kreta und Arabien Verzicht leistete und die Zahlung eines jährlichen Tributes an die Pforte versprach, dagegen Aegypten und Nubien als erbliches Vizekönigthum unter der Oberhoheit des Sultans zugesichert erhielt. Abdul Medschid bestätigte diesen Vertrag, und auch Frankreich stimmte ihm nach einigem Zögern zu. Damit war denn gemäß den Bestimmungen des Londoner Vertrages der ägyptische Streit beigelegt.

Auch die Türkei ward von den Großmächten als ein unabhängiges europäisches Reich anerkannt, jedoch die Ausführung des Hattischerifs von Gülhane und besonders die Gewährung freier Religionsübung an alle christlichen Völkerschaften des Reiches ihr zur Pflicht gemacht. Die Schließung der Dardanellen aber und des Bosporus gegen die Kriegsschiffe aller Nationen erhielt Rußland aufrecht, das nach wie vor die eigentliche Schutzmacht der Türkei blieb.



Aufnahme in einen Geheimbund. Zeichnung von Ludwig Burger.

Unruhen in Italien.

Schirmvogt Italiens war Oesterreich. Den Besitz des lombardisch-venetianischen Königreichs hatte es sich gesichert, um Einfluß auf den Papst zu gewinnen und diesen zu verhindern, sich, wie in früheren Zeiten oft geschehen war, allzu eng an die Politik Frankreichs anzuschließen. Daher mußte es in allen Bestrebungen, welche auf die Erlösung Italiens aus der Vielherrschaft abzielten, zugleich eine Bedrohung seines eigenen Besitzes und seiner Machtstellung in Italien sehen, während die Kleinfürsten in Italien in dem doppelten Verlangen des Volkes nach Freiheit und Einheit eine Gefährdung ihrer Fürstenmacht und ihrer Fürstenstellung fürchteten und in den Oesterreichern ihre starken Beschützer verehrten, denen sie gern die Oberaufsicht über die ganze schöne Halbinsel überließen. Aber das Volk haßte in den „deutschen Kohlköpfen" die brutalen Schergen seiner Knechtung.

Der Triumph der Reaktion. Durch sein bewaffnetes Einschreiten 1820 hatte Oesterreich alle freisinnigen Regungen in Italien unterdrückt; die Sorge, einer Wiederkehr der Erhebung vorzubeugen, überließ es den Landesregierungen. In Gemeinschaft mit dem Großherzoge von Toscana gab es selbst dazu das richtige Vorbild, indem es die Mißbräuche der Verwaltung und Rechtspflege, welche mit eine Ursache der Unzufriedenheit gewesen waren, abzustellen begann. In den übrigen Staaten jedoch zogen die Regierungen es vor, zur Polizeispionage und zu den Jesuiten ihre Zuflucht zu nehmen.

Der gebildete Mittelstand hatte sich ja hauptsächlich als der Träger freisinniger Ideen gezeigt. Daher wurde er jetzt auf das Sorgsamste überwacht; der Herzog von Modena verhängte sogar über sein ganzes Land eine Art von Belagerungszustand. Ganz besonders die geheimen Gesellschaften freimaurerischen Charakters, wie die der „vollkommenen Meister", der „Brüder", der „weißen Pilger" u. a., in welchen allein noch ein freies Wort möglich war, waren Gegenstand des Mißtrauens; durch eine Bulle mahnte der Papst die Geistlichen, ihnen

nachzuspüren und verordnete gegen den „Geist des Schwindels und des Aufruhrs“ ein neuntägiges Gebet und Fasten.

Schon Papst Pius VII. hatte in den Jesuiten „die kräftigen und erfahrenen Ruderer im Schiffe Petri“ gesehen; ihnen wurde jetzt der Kampf gegen die Bildung übertragen, welche die Menschen rebellisch mache. Im Königreiche Sardinien wurde Jedem, der nicht einen Besitz von 1200 Mark nachzuweisen vermochte, verboten, lesen und schreiben zu lernen, der Besuch höherer Schulen aber nur Solchen verstattet, die ein jährliches Einkommen von 1200 Mark besaßen. Außerdem durften nur solche Bücher gedruckt oder ins Land gebracht werden, welche die Censurbehörde für unbedenklich erklärte. Auch im Königreiche Neapel wurde den Jesuiten ein bedeutender Antheil des öffentlichen Unterrichts, namentlich die Erziehung der jungen Adeligen, überwiesen. In Rom übertrug Papst Leo XII. ihnen den Unterricht im Collegium Romanum, der vornehmsten Erziehungsanstalt, besuchte ihre Hörsäle, lobte ihre Unterrichtsweise öffentlich und empfahl sie dadurch allen Staaten als geeignete Förderer der Reaktion.

Dem Papste aber kam es nicht blos auf Sicherstellung seiner weltlichen Herrschaft im Kirchenstaate und der Romagna an; sein Ziel war darüber hinaus die Wiedergewinnung der Allgewalt des Nachfolgers Petri, welche dieser zu einigen Zeiten des Mittelalters geübt hatte. Dadurch gestaltete sich ihm der Kampf gegen die Bildung in Wahrheit zu einem Kampfe gegen den Fortschritt der Jahrhunderte. Die Inquisition, welche schon Pius VII. erneuert hatte, wurde mit reichen Mitteln ausgestattet, ein großes Gefängniß für ihre Opfer gebaut. Die herrlichen Werke der Kunst in Rom wurden, wenn sie für mönchische Anschauung anstößig erschienen, überpinselt oder sonstwie verunstaltet; die Juden wurden in das Ghetto in Rom zurückgewiesen; Leute, welche die Fasten nicht streng hielten, wurden öffentlich ausgepeitscht, und mit der gleichen Strafe Frauen bedroht, welche ausgeschnittene oder eng anschließende Kleider trugen. Wunder wurden verkündet; ein spanischer Franziskaner wurde vom Papste selig gesprochen, weil er gebratene Lerchen vom Spieße gezogen und wieder lebendig gemacht hätte, also daß sie fröhlich von dannen geflogen wären.

Indeß das Volk von Rom war mit dem päpstlichen Regimente, das die Stadt hob und durch den Zusammenfluß der Gläubigen bereicherte, wohl zufrieden; um so weniger aber waren es die übrigen Städte der päpstlichen Herrschaft, zumal die der Romagna, in denen seit Alters her ein reges geistiges Leben geherrscht hatte. Sie alle seufzten schwer unter der Mißregierung geistlicher Beamten, welche das Land durch ihre Erpressungen ruinirten, unter dem Steuerdruck und der skandalösen Bestechlichkeit der Gerichtshöfe, unter der Ketzerriecherei der päpstlichen Inquisitoren. Allein die Furcht vor den österreichischen Bajonneten hielt sie Alle gefesselt.

Ciro Menotti. Da brach in Paris die Julirevolution aus, mit lautem Jubel in Italien begrüßt, das voll stillen Grimmes Jahre lang seine Kette getragen hatte. Auf Frankreichs Hülfe setzten die schwer Geknechteten ihre Hoffnung. Etliche Häupter geheimer Verbindungen wandten sich daher an Lafayette, den damals sehr mächtigen Befehlshaber der Nationalgarde, mit der Bitte, ihnen Frankreichs Hülfe gegen das drohende Oesterreich zu verschaffen. Er ermuthigte sie durch die Zusicherung, daß Frankreich unter dem neuen Königthume ebenso sehr sich selbst aller Einmischungen in die inneren Angelegenheiten fremder Staaten enthalten, wie den Interventionsgelüsten anderer Mächte entgegentreten werde. Auf die eigene Kraft also wurde die nationale Partei Italiens angewiesen.

Mit großer Rührigkeit trafen nunmehr die italienischen Volksmänner ihre Vorbereitung zu einer Erhebung. Zuerst sollte sie in den kleinen Herzogthümern und im Kirchenstaate unternommen werden, weil hier der Widerstand der schwachen Regierungen am leichtesten überwindbar schien. Zudem war Hoffnung vorhanden, daß der Herzog von Modena selbst auf die nationale Seite treten würde.

Zwar hatte Herzog Franz IV. Jahre lang mit größter Strenge jede freie Regung in seinem Ländchen niedergehalten; die Universität Ferrara war aufgehoben, das gesammte niedere Unterrichtswesen den Jesuiten übergeben worden. Allein seit drei Jahren hatte er sich auffallend den Nationalen genähert, denen gegenüber er sein Regierungssystem als durch Oesterreich

gegen seinen Willen ihm aufgezwungen zu rechtfertigen suchte. So begann die Nationalpartei in ihm einen stillen Verbündeten zu sehen, der ihre Pläne, wenn nicht unterstützen, so doch auch sicherlich nicht hindern würde. Hatte er doch im Oktober 1830 in einer Unterredung mit Mislei, einem der thätigsten Mitglieder der geheimen Verbindungen, diesen beauftragt, den Vaterlandsfreunden für das Vertrauen, das sie ihm erwiesen, in seinem Namen Dank zu sagen.

Näher noch stand dem Herzoge der Polizeidirektor von Modena, Ciro Menotti. Durch Reichthum und Familienstellung einflußreich, war er das Haupt der Nationalen in Modena. Sein Gedanke war, den Herzog durch die Aussicht, ihn vermittels der nationalen Bewegung zum Könige des einen und freien Italiens zu erheben, fest für die nationale Sache zu gewinnen. Seit Jahren gewöhnt, in offenem Vertrauen mit ihm zu verkehren, weihte er ihn in die Pläne und Maßnahmen der geheimen Gesellschaften ein. Gerade dies war es, was den Herzog zurückschreckte: vorsichtig traf er Gegenmaßregeln.



Marktplatz des Ghetto in Rom.

Durch rasche Entschiedenheit glaubte jetzt Menotti ihm zuvorkommen zu müssen; er berief am Abende des 3. Februar 1831 die angesehensten Mitwisser des Erhebungsplanes in seine Wohnung; sie kamen überein, noch in der Nacht das Schloß zu überfallen und sich der Person des Herzogs zu bemächtigen. Als sie aber, fünfzehn Mann stark, zu dem kühnen Handstreiche aufbrechen wollten, fanden sie das Haus mit Soldaten umstellt; sogar Kanonen waren aufgefahren. Ein verzweifelter Kampf entspann sich; die Eingeschlossenen wurden nach tapferster Gegenwehr gefangen genommen. Nach zwei Tagen verließ der Herzog, durch den Aufstand Bologna's erschreckt, unter starker Truppenbedeckung sein Land und flüchtete sich nach Mantua unter den Schutz der österreichischen Kanonen; den verwundeten Menotti nahm er mit sich, um ihn später dem Galgen zu überantworten. In Modena bildete sich nun eine revolutionäre Regierung; an ihrer Spitze stand der Advokat Nardi, den Oberbefehl über die noch erst zu schaffende Revolutionsarmee erhielt der General Zucchi.

Der Aufstand der Romagna. Mit Windesschnelle war die Nachricht von den Vorgängen in Modena nach Bologna, der Hauptstadt der päpstlichen Romagna, gelangt. Sofort versammelten sich dort einige Scharen junger Leute in einem Kaffeehause und proklamirten

unter weitschallenden Jubelrufen die Freiheit Italiens. Von den öffentlichen Gebäuden wurden die päpstlichen Wappen entfernt und allenthalben die Farben des freien Italien, die weißgrünrothe Fahne, aufgezogen. Der päpstliche Prolegat verließ nach einigen schwächlichen Versuchen, den Aufruhr zu beschwichtigen, die aufgeregte Stadt.

Rasch breitete sich nun die Revolution über die benachbarten Orte aus; nirgends wurde der revolutionären Bürgergarde unter Oberst Sercognani Widerstand entgegengesetzt. Nur der Kommandant der Citadelle von Ancona Sutermann, ein Deutscher, erklärte, bis auf den letzten Mann sich vertheidigen zu wollen. Aber seine Offiziere waren ihm sämmtlich entgegen, die Mauern der Citadelle halb verfallen, die Verbindung mit Rom ihm abgeschnitten, so daß er schließlich doch in Sercognani's Anerbieten eines freien Abzugs mit allen kriegerischen Ehren einwilligen mußte. Allein als er sich anschickte, die Besatzung nach Rom davon zu führen, war nur er allein noch übrig, die ganze Besatzung war zu den Insurgenten übergegangen. Ebenso schlossen sich Reggio und Parma der nationalen Erhebung an und jenseit des Apennin Perugia und Spoleto.

In Rom jedoch fand der Versuch, den Aufruhr zu entfachen, nur getheilten Beifall bei der Bürgerschaft. Rechtzeitig gewarnt, traf die päpstliche Regierung ihre Gegenmaßregeln. Freiwillige von Stadt und Land ergriffen mit den päpstlichen Soldaten die Waffen, um die Engelsburg dem Papste zu erhalten. An der Tiberbrücke Ponte felice brachen sich die Wogen der Revolution.

Die provisorische Regierung, welche sich auch in Bologna gebildet hatte, berief unterdessen Abgeordnete der so plötzlich befreiten Landschaften nach der Hauptstadt der Romagna, um über die Neugestaltung der Verhältnisse Beschluß zu fassen. Nach wenigen Tagen schon war eine Verfassung für sie entworfen, welche als Präsidenten den Advokaten Johann Vicini an die Spitze der revolutionären Regierung stellte.

Die Bewegung hatte ihr Ziel erreicht; aber jetzt trat die schwerere Aufgabe an die Führer der Insurrektion heran, das Erreichte zu behaupten. Sofort offenbarte sie jetzt ihre innere Schwäche und Haltungslosigkeit. Im ersten Rausche der Erhebung hatte sich Alles zusammengefunden, was dem päpstlichen Regimente abgeneigt war: alte Carbonari, Republikaner im Herzen, gemäßigt Liberale, welche nur eine Abstellung der Mißbräuche wollten, Nationale, die ein einiges und freies Königreich Italien anstrebten; jetzt aber empfanden die Einen Reue und Furcht, daß sie sich zu weit hatten fortreißen lassen, Andere waren noch lange nicht zufriedengestellt. Alle trachteten danach, sich der Gewalt zu bemächtigen, und schalten Jeden, der nicht völlig zu ihnen hielt, einen Verräther. Das nahm der revolutionären Regierung Entschlossenheit und Thatkraft. Sie wagte weder mit den Insurgenten von Modena und Parma sich zu verbünden, noch ihre ganze Kraft an den Kampf gegen Rom zu setzen, noch die niedere Geistlichkeit als Bundesgenossen gegen den Papst an sich durch entschiedene Parteinahme für dieselbe heranzuziehen. Sie hatte das Schwert wol gegen den Papst gezogen, aber wagte es nicht, die Scheide wegzuwerfen.

Der neue Papst. Mehr als zwei Monate waren vergangen, bevor das Kardinalskollegium nach dem Tode Pius' VIII. sich zur Wahl des neuen Papstes Gregor's XVI. hatte einigen können. Der Kardinal Capellari, bis dahin Ordensgeneral der Camaldulenser, hatte fast sein ganzes Leben in klösterlicher Abgeschiedenheit zugebracht. Er kannte weder die Welt noch die Verkehrsformen der Welt. Obgleich von aristokratischer Geburt, verkehrte er mit seiner Umgebung in einer gewissen plebejischen Vertraulichkeit. Ein satirischer Zug um den Mund verrieth seinen Hang zu Spöttereien, dicke Lippen, halb verdeckt durch eine große, von einer Fistel entstellte Nase, seine niedrigen Neigungen. Sein früherer Barbier, der schlaue Morone, wurde sein Sekretär und Vertrauter.

Durch eine milde Ansprache an seine „vielgeliebten Unterthanen“, durch das Versprechen der Verzeihung suchte Papst Gregor die rebellischen Provinzen zum Gehorsam zurückzuführen. Die Folge war eine neue Revolte in Rom, die indeß unschwer unterdrückt wurde. Durch eine dreifarbige Schabracke, mit der er spazieren ritt, hatte der Prinz Louis Napoleon Bonaparte, der spätere Kaiser der Franzosen, seine Sympathie für die Volkssache angedeutet: er wurde um

des Aufsehens willen, das er gemacht, aus Rom ausgewiesen. Die Antwort der insurgirten Provinzen auf den päpstlichen Erlaß aber gab der Oberst Bentivoglio in einer Adresse, die er an die Fürsten und Völker Italiens richtete. „Mit Ausnahme von Wenigen", heißt es darin, „sind wir, die geliebten Unterthanen Seiner Heiligkeit, zu Grunde gerichtet, wenn Landeigenthümer, bankrott, wenn Kaufleute, ausgehungert, wenn Handwerker, hülflos, wenn Fabrikanten, herabgewürdigt, wenn Bauern. Man zählte unsere Schritte, man legte unsere Worte aus, man durchsuchte unsere Häuser, man merkte auf unsere Blicke, man beargwohnte unsere Freundschaften; in allen Dingen Unsicherheit, Widerspruch, Veränderlichkeit, nichts fest und methodisch als die Auflagen und die politischen Verfolgungen!"

Staatssekretär des Papstes war der Kardinal Bernetti, ein Mann von Einsicht und Entschlossenheit. Er erließ alsbald einen Aufruf, um den Landsturm gegen die Rebellen ins Feld zu führen, und sandte den Kardinal Benvenuti mit weitgehenden Vollmachten in die Romagna. Allein die Insurgenten überfielen den Sendling und brachten ihn gefangen nach Bologna Der Papst veranstaltete jetzt öffentliche Gebete und Reliquienausstellungen zur Unterdrückung der Revolution. Als aber auch diese versagten, wandte er sich an Oesterreich um Hülfe.



Papst Gregor XVI.

Der Einmarsch der Oesterreicher. Fürst Metternich verkannte die Gefahr nicht, welche eine Intervention in Italien für Oesterreich in sich schloß. Allein er ließ Frankreich vorstellen, daß die Revolution in Italien zum großen Theile auf Wühlereien von Carbonari und Bonapartisten beruhe, und demnach Frankreich nicht weniger als Oesterreich bedrohe. Das war nicht ganz unrichtig und verfehlte darum seines Eindrucks auf Louis Philipp nicht, so daß er den Gedanken, Oesterreich entgegenzutreten, zumal auch der Papst Amnestie und gründliche Reform für die aufrührerischen Provinzen versprach, vor der Hand aufgab. So rückten denn die Oesterreicher auf die Bitte des Herzogs Franz und der Erzherzogin Marie Luise, Napoleon's Wittwe, welche vor der Revolution aus ihrem Herzogthume Parma nach dem festen Piacenza geflohen war, Anfang März in Modena und Parma ein. Zucchi wollte Modena gegen sie vertheidigen, allein seine Bürgergarden verließen ihn, bevor es zu einem Zusammenstoße kam, so daß er mit dem geringen Rest seiner Mannschaft sich nach Bologna zurückziehen mußte.

Schrecken ergriff beim Herannahen der österreichischen Truppen die Insurgenten in Bologna. Die Mitglieder des Kongresses flüchteten sich nach allen Seiten; die Bürgergarden zogen südwärts von dannen; nur die Legion der Pallas, aus Studenten zusammengesetzt, war entschlossen, den Oesterreichern entgegenzutreten. General Frimont jedoch, ihr Oberbefehlshaber, zögerte mit dem weiteren Vormarsche, so daß der Justizminister Silvani Sammlung und Zeit gewann, wenn auch gegen den Willen des Präsidenten Vicini, einige Maßregeln der Abwehr vorzubereiten. Zucchi wurde mit dem Befehle über die Streitkräfte betraut, welche ausgehoben werden sollten, und eine Steuererhebung angeordnet, um die Truppen auszurüsten. Allein Alles durchschnitt die Ankündigung Frimont's am 19. März, daß er im Begriffe stände, die Grenze des Kirchenstaats zu überschreiten. Infolge dessen verlegte die Regierung ihren

Sitz nach Ancona, und Zucchi marschirte mit den wenigen Truppen, die er bei der Fahne hatte, in der Richtung auf Forli ab, um sich in Rimini festzusetzen.

Die Avantgarde der Oesterreicher unter General Mengen holte jedoch das Zucchi'sche Corps schon vor Rimini ein; mannhaft widerstand es dem Angriffe, verschanzte sich in der Vorstadt von Rimini und hielt sich dort bis zum Einbruche der Dunkelheit, worauf es unter dem Schutze der Nacht auf Pesaro zurückging, ohne von den Oesterreichern weiter verfolgt zu werden. Von dort aus erreichte Zucchi Ancona, wo er sich mit den übrigen Häuptern des Aufstandes auf Handelsfahrzeugen nach Korfu einschiffte.

Am 29. März zogen die Oesterreicher in Ancona ein, besetzten die Citadelle und die Forts und begannen auf die entschlüpften Insurgenten Jagd zu machen. Das Schiff, auf welchem sich Zucchi befand, wurde eingeholt und nach Venedig gebracht, wo man den General in strenger Haft festhielt. Besser erging es Sercognani. Er legte bei dem Einmarsche der Oesterreicher in Spoleto die Waffen nieder, worauf ihm und seiner Schar von dem Großherzoge von Toscana freier Durchzug nach Livorno gewährt wurde, um sich von dort nach Frankreich einzuschiffen.

Prinz Bonaparte. In demselben Palaste, in welchem der österreichische Kommandant sein Quartier genommen hatte, wohnte die Herzogin von St. Leu, Hortense, die frühere Königin von Holland, welche ihren kranken Sohn im Verborgenen bei sich pflegte.

Prinz Louis Napoleon hatte nach seiner Ausweisung aus Rom mit seinem älteren Bruder Napoleon sich in das Lager der Insurgenten begeben, welche damals gegen Rom im Felde lagen. Bei verschiedenen Gelegenheiten thaten sie sich hervor, der ältere in einem Waldgefechte bei Terni, der jüngere bei der Belagerung von Civita Castellana. So erwünscht indeß Anfangs ihre Theilnahme am Kampfe der revolutionären Regierung gewesen war, so bedenklich erschien sie derselben, als der Einmarsch der Oesterreicher drohte; denn man fürchtete, daß Louis Philipp um ihretwillen seine jetzt dringend gewünschte Hülfe der Revolution versagen möchte. Die Prinzen wurden daher aufgefordert, die Nationalarmee zu verlassen; selbst ihre Bitte, nur als Gemeine in derselben weiter dienen zu dürfen, wurde ihnen abgeschlagen.

Von Florenz hatte inzwischen ihre Mutter die kühne Herzogin Hortense, sich aufgemacht, um die Söhne zu behüten und zu berathen. Allein sie fand nur einen wieder: Napoleon war auf dem Marsche zur Küste in Forli gestorben. In Pesaro traf sie mit ihrem jüngsten, jetzt letzten Sohne zusammen, voll Sorge, er möchte den nachrückenden Oesterreichern in die Hände fallen. Glücklich indeß ward Ancona erreicht, von wo sie ihn in Sicherheit nach Korfu hinüberschicken zu können hoffte. Allein im Begriffe sich einzuschiffen, wurde der Prinz von den Masern befallen. Zugleich rückten die Oesterreicher in Ancona ein. So blieb der Geängstigten nichts übrig, als den heftig fiebernden Sohn bei sich zu verbergen; ein großes Wagniß, da unter demselben Dache General Geppert sich einquartirte. Oesterreichische Soldaten gingen ein und aus; doch wurde das Geheimniß bewahrt.

Nach acht angstvollen Tagen war Louis Napoleon soweit hergestellt, daß er reisen konnte. Die Herzogin verließ beim ersten Morgengrauen Ancona; hinten auf der Kutsche stand in Bedientenlivree ihr Sohn. Ueber Loretto und Tolentino ging rastlos die Fahrt; endlich waren die letzen Posten der Oesterreicher passirt und die Grenze von Toscana nahe. Allein der Großherzog hatte nicht allen Insurgenten den Durchzug durch sein Land erlaubt: unter denen, welchen er verboten war, waren auch die Prinzen Bonaparte aufgeführt. Indeß der Grenzkommissar glaubte dem allgemeinen Gerüchte, daß Prinz Louis nach Korfu entkommen wäre, und ließ die Herzogin mit ihrer Dienerschaft unbehelligt die Grenze passiren. Unter englischem Passe gelangten die Flüchtigen nun auf wenig betretenen Wegen über Siena und Pisa an der Küste entlang nach Cannes. In Frankreich gab es für sie keine Verfolgung mehr.

Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft. Auf ihrer Flucht nach Ancona hatte die revolutionäre Regierung den gefangenen Kardinal Benvenuti dorthin mit sich genommen. Als Alles verloren schien, gab sie den Kardinal frei und übertrug ihm ihre ganze Gewalt, wogegen dieser gegen Ehrenwort sich verpflichtete, für den Erlaß einer Amnestie und die

Durchführung der nöthigen Reformen in der Landesverwaltung einzutreten. Der Papst jedoch verwarf dies Abkommen und ließ sich durch die reaktionär gesinnte Mehrheit der Kardinäle, den Kardinal Albani voran, bestimmen, Kommissionen zu ernennen, welche kurzer Hand über die Empörer ihr Urtheil fällen sollten.

Allein dem widersprachen die Gesandten der Großmächte in Rom. Der preußische Gesandte von Bunsen entwarf eine Denkschrift, in welcher die unerläßlichen Reformen dargelegt waren; gemeinschaftlich wurde diese dem Staatssekretär Kardinal Bernetti überreicht und zumal durch den französischen Gesandten, Grafen St. Aulaire, zur Annahme dringend empfohlen. Die Kurie mußte sich fügen; am 5. Juli 1831 erschien ein päpstliches Edikt, welches die Umgestaltung des ganzen Verwaltungswesens im Kirchenstaate, die einzige Stadt Rom ausgenommen, anordnete.



Sammelplatz österreichischer Truppen. Nach A. Beck.

An die Spitze der Verwaltung der Bezirke wurden weltliche Prolegaten gestellt, denen ein gewählter Provinzialrath zur Seite stehen sollte; nur „fürs Erste“ behielt sich der Papst vor, diese selbst zu ernennen; die Amnestie wurde gewährt, nur daß die Häupter der Bewegung davon ausgeschlossen wurden. Die Provinzen schienen damit zur Ordnung zurückgeführt zu sein: die Oesterreicher verließen am 15. Juli das päpstliche Gebiet.

Allein die Provinzen mißtrauten der Aufrichtigkeit der Versprechungen des heiligen Vaters: sie richteten eine Adresse an die Gesandten der Großmächte, in welcher sie die bisherige Mißwirthschaft der päpstlichen Regierung in grellen Farben schilderten und gänzliche Beseitigung der weltlichen Herrschaft des Papstes, Aufhebung der Inquisition, Freiheit des Unterrichts und gründliche Reform des Gerichtswesens verlangten. Diese Unbotmäßigkeit und Umgehung seiner Autorität schien dem Papste nachdrückliche Strafe zu verlangen: er erließ ein Studiendekret, welches alle Prüfungen in die Hände der geistlichen Behörden legte, und eine sehr

strenge, peinliche Gerichtsordnung. Als ein großes Zugeständniß dagegen betrachtete er es, daß den Richtern anbefohlen wurde, nicht vor Anhörung der Parteien das Urtheil zu sprechen, daß das Amt eines päpstlichen Uditore, welcher die Befugniß hatte, jede richterliche Entscheidung zu kassiren, nunmehr aufgehoben wurde, sowie daß der Rechnungsbehörde, welche die Ausgaben und Einnahmen der Bezirke zu prüfen hatten, jetzt drei von ihm ernannte Bürger zur besseren Kontrole hinzugefügt wurden.

Diese Maßnahmen entsprachen jedoch so wenig den geringsten Hoffnungen der Provinzen, daß die Bürgerschaft das neue Steuerdekret in Bologna öffentlich am 21. November verbrannte. Einer solchen Auflehnung glaubte der Papst nur durch bewaffnetes Einschreiten begegnen zu können. Eine Anleihe hatte seine Kasse gefüllt. So wurden denn durch den Obersten Barbieri in Rimini und Pesaro etwa 5000 Mann angeworben, und durch den Obersten Zamboni in Ferrara ein fast ebenso starkes Corps. Es war das Gesindel Roms, das sich unter den päpstlichen Fahnen sammelte, verstärkt durch Galeerensklaven und Räuberbanden aus den Abruzzen, in welche der frühere Räuberhauptmann Gasparone vor der päpstlichen Regierung auf Werbung geschickt war.

Welche Gefahr drohte den Provinzen von diesen Rotten von Räubern und Mördern! Sie hielten in Gegenwart ihrer Prolegaten am 5. Januar 1832 eine Versammlung zu Bologna, in welcher sie beschlossen, päpstliche Truppen niemals in ihr Land zuzulassen. Zugleich wurden die Bürgergarden, die sie zur Aufrechterhaltung der Ordnung gebildet hatten, verstärkt. Die Erwiderung ließ nicht auf sich warten. Fünf Tage später erhielt der Kardinal Albani, der schrofffste Gegner jeder Reform, den Auftrag, mit dem päpstlichen Militär in Bologna, Forli und Ravenna einzurücken und die Bürgergarden zu entwaffnen.

Sofort setzte sich Barbieri gegen Forli in Bewegung. Unweit Cosena verlegten ihm die Bürgergarden den Weg; er zwang sie, sich zurückzuziehen, rückte ohne Widerstand in Cosena ein und ließ seine Horden gegen die wehrlosen Einwohner los. Männer, Weiber und Kinder wurden schonungslos gemordet, die Häuser geplündert und selbst die heiligen Gefäße aus einer Kirche geraubt. In Forli wiederholten sich diese Schreckensscenen. Die Päpstlichen stachen nieder, wen sie auf der Straße fanden, verstümmelten die Verwundeten in grauenvoller Weise — und der Kardinal erklärte das Blutbad für einen „unglücklichen Zufall“, ohne an eine Untersuchung, viel weniger an eine Bestrafung zu denken. Weiter jedoch getraute er sich vor der Rache der Bewohner nicht in die Romagna hineinzurücken, sondern rief die Oesterreicher zur Hülfe herbei, die bei ihrem Einrücken in das päpstliche Gebiet am 24. Januar 1832 den mißhandelten Bewohnern wie Erretter erschienen.

Die Franzosen in Ancona. Daß das Julikönigthum nichts zur Unterstützung der Erhebung Italiens gethan, trug ihm von Seiten seiner Gegner die heftigsten Vorwürfe und Angriffe ein. Wie mußten diese sich jetzt steigern, wo Oesterreich zum zweiten Male in die päpstlichen Besitzungen einrückte! Unmöglich konnte Louis Philipp sich jetzt wieder mit dem billigen Auskunftsmittel unbestimmter Versprechungen begnügen: machte man ihn doch zumeist für das Mißlingen der italienischen Erhebung in freisinnigen Kreisen verantwortlich. Vorsichtig holte Kasimir Perier, der französische Minister, vorher unter Darlegung der inneren Lage Frankreichs die Zustimmung Oesterreichs zu einer französischen Intervention in Italien ein; Metternich gab sie, um ein Zerwürfniß mit Frankreich zu vermeiden, unter der Bedingung, daß die Autorität des Papstes gewahrt bliebe. Louis Philipp sandte daher den General Cubières nach Rom, um dem heiligen Vater darzulegen, daß die französische Intervention lediglich in seinem Interesse erfolge: die Franzosen seien ebenso gut seine Verbündeten wie die Oesterreicher.

In der Nacht vom 22. zum 23. Februar 1832 erschienen auf der Rhede von Ancona drei französische Kriegsschiffe, landeten am Morgen und verlangten Einlaß in die Stadt. Die päpstliche Besatzung weigerte sich zu öffnen; da ließ Oberst Combes die Thore einschlagen, die Päpstlichen entwaffnen und machte sich so zum Herrn der Stadt. Darauf kapitulirte die Citadelle ohne den geringsten Versuch des Widerstandes.



Ancona im Bann. Zeichnung von Ludwig Burger.

Mit unbeschreiblichem Jubel nahmen die Bewohner die französischen Truppen auf; Freiheitslieder wurden gesungen, die Häuser illuminirt, aller Orten Nationalfahnen aufgezogen und die Gefängnisse geöffnet, um die politischen Gefangenen in Freiheit zu setzen. In ihrem Freudenrausche ließen die Bewohner jetzt ihrem Hasse gegen Alles, was an die päpstliche Herrschaft erinnerte, freien Lauf: Priester wurden mißhandelt, Madonnenbilder durch Steinwürfe zertrümmert. Der Papst sandte infolge dessen eine Abtheilung Soldaten gegen die Stadt, allein die Bürger stürzten sich mit solcher Erbitterung auf die päpstlichen Carabinieri, daß diese nur durch das Dazwischentreten der Franzosen gerettet werden konnten.

Eine freudige Aufregung bemächtigte sich der ganzen Romagna, die nicht selten zu Ausschreitungen verführte; fast täglich fanden Schlägereien, auch wol kleine Scharmützel zwischen den Soldaten des Papstes und den Bürgern oder den Bürgergarden statt, so daß der Papst endlich sich genöthigt sah, seine Truppen ganz aus den aufsätzigen Landschaften zurückzuziehen. In feierlichem Zuge begaben sich jetzt die Abgeordneten der Stadt Ancona zu Cubières, der den Oberbefehl übernommen hatte, und überreichten ihm eine Bittschrift, in welcher sie die Vermittelung der Großmächte anriefen, um von den unerträglichen Mißständen der päpstlichen Herrschaft befreit zu werden. Das hieß nichts Anderes, als sich von dem Papste lossagen; der päpstliche Prolegat verließ die Stadt, und Papst Gregor schleuderte den Bannfluch auf das abtrünnige Ancona. Die Anconesen aber verlachten den Zorn des heiligen Vaters; sie banden die Bannbulle wie eine Fahne an einen Luftballon und gaben sie den Winden preis.



Karl Albert, König von Sardinien.

Allein die Ernüchterung folgte bald General Cubières erhielt den Befehl, die päpstliche Verwaltung in Ancona wieder herzustellen, so daß nicht wenige Romagnesen, die in Ancona Zuflucht gesucht hatten, es vorzogen, nach Frankreich, so lange es noch Zeit war, sich einzuschiffen. Damit schien auch dem Kardinal Albani der rechte Zeitpunkt wieder gekommen, die Gegenrevolution mit gehörigem Nachdruck wieder aufzunehmen. Das ganze Land erfüllte er mit seinen Spähern, in Bologna errichtete er einen besonderen Verschwörungsgerichtshof; eigenmächtig löste er die städtischen Behörden auf und setzte neue ein, vielfach unfähige und übelberufene Personen, die ihre päpstliche Gesinnung allein ihm empfahl, selbst Gesindel und überführte Verbrecher. Bologna wagte ihm Widerstand zu leisten: er ließ eine Rotte päpstlichen Militärs gegen die Stadt anrücken. Voll Ingrimm warfen die Bolognesen sich der Bande entgegen, so daß die Oesterreicher einschreiten mußten, um die Päpstlichen vor der Vernichtung zu bewahren.

Wüthend über die Niederlage erließ nun der Kardinal eine flammende Proklamation, in der er ankündigte, er wolle die revolutionären Rotten mit Stumpf und Stil vom Erdboden vertilgen. Da konnte denn doch der Papst, von den Großmächten gedrängt, nicht umhin, den Kardinal von seiner Mission abzuberufen. Von der Einführung aber der im vorigen Jahre angekündigten Reformen war jetzt nicht weiter die Rede. Der Papst war zufrieden damit, daß Oesterreich und Frankreich im Verein in den unruhigen Provinzen ihm die Herrschaft wahrten. Erst 1838 gaben die beiden Mächte fast gleichzeitig die Okkupation auf.

Der Kirchenstaat blieb ruhig, von Spähern und Soldaten bewacht; aber unter der Oberfläche brodelte der tiefste Haß gegen den Papst und seine Schergen.

Neapel und Sardinien. Auch in Neapel versuchte Louis Philipp zu interveniren. Hier war im Jahre 1830 Ferdinand II. auf seinen Vater Franz I. gefolgt. Der junge König berief in dem Minister Intonti einen gemäßigten Mann zu seinem Beirath und gab sich viele Mühe, das gesunkene Heer zu heben und das zerrüttete Finanzwesen zu ordnen; durch vielfache Reisen suchte er sich über die Bedürfnisse seines Volkes selbst zu unterrichten. Er erweckte daher mannichfache Hoffnungen, daß er eine bessere Zeit über sein Land heraufführen würde. An ihn schrieb daher Louis Philipp und empfahl ihm, der Zeit die nöthigen Konzessionen zu machen und die drückenden Bande des alten Regimentes zu lockern. Sofort aber mischte sich Oesterreich hinein: der Gesandte Graf von Lebzeltern erhielt von Metternich den Auftrag, den König auf der Seite Oesterreichs festzuhalten. Er setzte es durch, daß Ferdinand die Vorschläge des Bürgerkönigs ablehnte und dagegen den österreichischen Staatskanzler seiner Anhänglichkeit versicherte. Als jedoch in Bologna die Revolution ausbrach, schien Ferdinand sich wieder den Liberalen zuzuneigen: eine Bürgergarde wurde errichtet und eine Notabelnversammlung berufen. Indeß Lebzeltern wußte, mit Maßregeln von Seiten Oesterreichs drohend, es durchzusetzen, daß Intonti entlassen und der reaktionäre del Carretto zum Minister berufen wurde, womit denn alle liberalen Anläufe in Neapel beseitigt waren.



Giuseppe Mazzini. Nach einem Porträt von 1863.

Fast um dieselbe Zeit hatte in Sardinien der liberale Prinz von Carignan, Karl Albert, den Thron bestiegen und mit zahlreichen Erleichterungen des Volkes seine Regierung begonnen. Die geheimen Gesellschaften hatten infolge dessen sehr an Einfluß und Bedeutung gewonnen; es bildete sich aus ihnen heraus eine Verschwörung, zu dem Zwecke, den König zum Erlasse einer Verfassung zu zwingen. Für den Fall der Ablehnung drohte sie mit Revolution: denn Revolution sei „die Religion der mißhandelten Völker“. Oesterreich, allezeit argwöhnisch, bot dem Könige an, zu seiner Sicherung — eben war die Revolution in Bologna ausgebrochen — die Festung Alessandria zu besetzen. Allein Karl Albert widerstand beiden: er wies das Anerbieten Oesterreichs mit Entschiedenheit zurück und zerstörte die Pläne der Liberalen, indem er die Häupter der Verschwörung verhaften ließ. Nunmehr kehrte auch er in die früheren Bahnen zurück, verschärfte die Censur, gab der Geistlichkeit ihre frühere Macht zurück, verstärkte die Polizei, vergrößerte das Heer, so daß gar schnell all die Hoffnungen schwanden, mit denen man bei seiner Thronbesteigung ihn begrüßt hatte.

Das „junge Italien“. So zerrannen allenthalben die Erwartungen, mit denen die geheimen Verbindungen in Italien sich getragen hatten; aber die Jugend ließ trotz aller Enttäuschungen die Hoffnung nicht. Ein großer Geheimbund entstand, die Reste der meisten alten Geheimbünde in sich aufnehmend, der, weit verzweigt über die Halbinsel, besonders unter der Jugend Italiens seine Mitglieder suchte und fand. Das war das „junge Italien“. Die alten Carbonari waren skeptisch und liberal gewesen, das „junge Italien“ war religiös und demokratisch; sein Ziel war die Unabhängigkeit und Einheit Italiens; seine Devise lautete „jetzt und allezeit“; sein Symbol war ein Cypressenzweig; seine Mittel sollten das Schwert des Insurgenten und die Feder des Journalisten sein. In Marseille wurde die Bundeszeitschrift gedruckt, welche die Grundsätze des jungen Italiens in allen Staaten der Halbinsel verbreitete, unter allen Ständen Anhänger warb. Auch unter dem Militär schlossen sich Viele

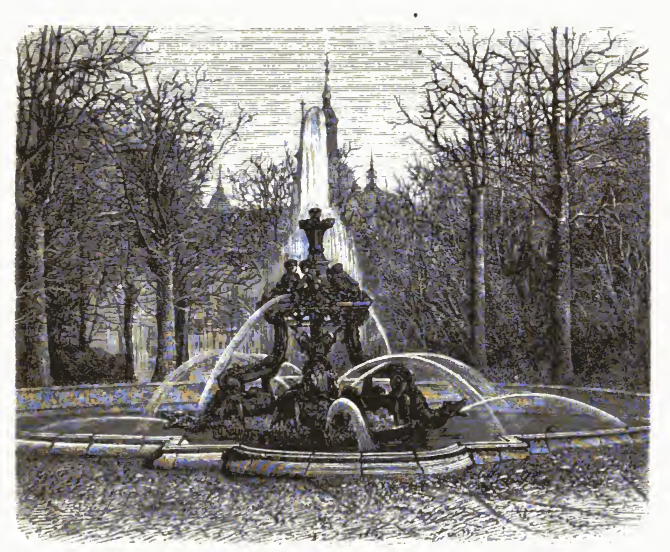
dem Bunde an, namentlich von der Artillerie. So wurde eine Erhebung des ganzen Landes vorbereitet, welche durch Unternehmungen von außen unterstützt werden sollte.

Indessen in Sardinien wurde die Verbindung entdeckt; zahlreiche Anhänger derselben wurden gefangen gesetzt, mehrere Rädelsführer hingerichtet. Gegen Sardinien sollte darum die erste Unternehmung von außen gerichtet sein, um dem Bunde dort Luft zu verschaffen. In Paris jedoch, dem Sammelplatze der Häupter des jungen Italiens, war man getheilter Ansicht darüber. Niemand genoß dort größeres Ansehen, als Buonarotti, ein Nachkomme des großen Michel Angelo. Er lebte in Paris als Musiklehrer; aber seine ärmliche Dachstube war das Hauptquartier des jungen Italiens; die Milde seines Wesens, die Idealität seiner Ansichten, die Besonnenheit seines Urtheils beherrschten die Genossen. Buonarotti bezeichnete den geplanten Einfall in Savoyen als ein zweckloses Abenteuer.

Anders sah die Sache Joseph Mazzini an. Geboren 1808 zu Genua, war er ein Mann von einnehmendem Wesen, von bedeutendem journalistischen Talente, von rastloser Thätigkeit; Verschwörungen zu betreiben war ihm Herzenssache. Er war der Stifter des jungen Italiens; das gab ihm Ansehen. Er riß die Bedenklichen zu seiner Meinung fort: der Zug gegen Sardinien wurde beschlossen. Mazzini begab sich nach Genf, um hier Alles vorzubereiten. Ihm zur Seite war der polnische General Ramorino gestellt, in welchem man den unglücklichen Streiter für Polens Freiheit verehrte. Mit größtem Eifer organisirte Mazzini die Verschwörung in Savoyen. Der Plan war, mit zwei Kolonnen von Genf aus den festen Platz St. Juliano in Savoyen zu überfallen und dort das Signal für die Erhebung der ganzen Provinz zu geben. Am 1. Februar 1834 brach man auf; allein die eine Kolonne unter dem Polen Grabski wurde mitten auf dem Genfer See von der Genfer Regierung verhaftet. Die andere, welche Mazzini und Ramorino anführten, marschirte um den See herum und gelangte bis zu dem sardinischen Dorfe Carra. Hier im Bivuak brach der scharfe Gegensatz der beiden Führer heraus: Mazzini drängte vorwärts auf St. Juliano zu, Ramorino erklärte es für thöricht, ohne Nutzen sich niedermetzeln zu lassen. Ein blinder Lärm alarmirte die müde und muthlose Schar, das Corps löste sich auf, Alle folgten Ramorino's Rath und eilten, die sichere Grenze wieder zu gewinnen. Dieser klägliche Ausgang trug viel dazu bei, die nationalen Hoffnungen zu erschüttern. Ein Gefühl zagenden Kleinmuthes begann allmählich sich über Italien zu lagern, man mißtraute der eigenen Kraft und gewöhnte sich daran, die einzige Rettung von Frankreich zu erwarten. Wol versuchten noch von Zeit zu Zeit tollkühne Köpfe eine Volkserhebung einzuleiten, aber stets nur zum eigenen Verderben. Das Volk versumpfte immer mehr in bigottem Aberglauben und stumpfer Ergebung.



Hafen von Ancona.



Im Park von San Ildefonso.

Bürgerkrieg in Spanien.

Auf der Iberischen Halbinsel hatte es England verstanden, seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts das kleine Königreich Portugal in völliger Abhängigkeit von sich zu erhalten. Diesen Einfluß auch auf Spanien auszudehnen, war sein unablässiges Bestreben. Allein die Verwandtschaft der Dynastien und die benachbarte Lage schien eher Frankreich hier den bestimmenden Einfluß anzuweisen; es übte ihn, so lange auf beiden Seiten der Pyrenäen Bourbonen herrschten. Mit Empfindlichkeit nahm Louis Philipp wahr, daß der altverbundene Nachbar seiner der Revolution entsprungenen Herrschaft sich ablehnend gegenüberstellte, und England schaute aus, wie es den Wandel der Verhältnisse für sich ausnutzen könne.

Rückkehr der Verbannten. Im Dezember 1828 waren die letzten französischen Interventionstruppen aus Spanien abgezogen. Sie verließen ein völlig zerrüttetes und erschöpftes Land, dessen Mark die Bürgerkriege zerstört hatten. Der siegreiche König hatte die Unumschränktheit seiner Herrschaft durch Verbannung der Gegner zu sichern gesucht; Andere waren freiwillig vor der Reaktion aus dem Vaterlande geflüchtet. Gegen 800 Häupter der liberalen Bewegung lebten in der Verbannung, großentheils in dem gastlichen England.

Der Ausbruch der Julirevolution versetzte sie Alle in die lebhafteste Erregung; sie glaubten, wenn sie jetzt nach Spanien zurückkehrten und die Fahne der Freiheit erhöben, so würde das ganze Volk von Spanien ihnen zufallen und der absolute Thron König Ferdinand's würde morsch in sich zusammenbrechen. Sie eilten nach Paris. Die neue Regierung in Frankreich war ihnen günstig gesinnt; sie ließ sie nicht nur ungehindert nach Süden weiterziehen, sondern sie gewährte ihnen auch Unterstützung. Lafayette war es, der den spanischen Verbannten einige Geldmittel aus der Kasse Louis Philipp's erwirkte, den ja die Madrider Regierung anzuerkennen sich weigerte.

An der spanischen Grenze sammelten sich die Scharen der Verbannten; allein so sehr trennten sie alte Streitigkeiten, daß die eine Schar von den Pyrenäen aus in Spanien eindringen wollte, die anderen unter Torrijos sich nach Gibraltar begaben. In kleinen Trupps, ohne Plan und Zusammenhang, überschritten nun Jene die Grenze; nirgends erhob sich das Volk auf ihren Ruf, vielmehr erlagen sie in ihrer Vereinzelung Alle rasch den königlichen Freiwilligen; glücklich, wem es gelang, in eiliger Flucht die rettende Grenze wieder zu erreichen.

Von Torrijos' Schar versuchte ein Theil, die Stadt Cadiz zur Erhebung zu bewegen aber die Bürger blieben ruhig, nur zwei Compagnien Marinesoldaten folgten dem Rufe, um nach einigen Tagen ziellosen Umherirrens auch dem Generalkapitän von Sevilla, Quesada, zu erliegen. Torrijos selbst wurde durch einen verrätherischen Freund nach Malaga gelockt, wo er ergriffen und erschossen wurde. So endigten in wenig Monaten diese Versuche der Verbannten, Spanien zu befreien, mit dem Untergange der Mehrzahl der Verwegenen.

Die Königin Christine. König Ferdinand VII. hatte zwar, um den Verbannten die Unterstützung Frankreichs zu entziehen, jetzt Louis Philipp anerkannt; aber er war weit entfernt davon, durch den Bürgerkönig sich etwa beeinflussen zu lassen. Vielmehr war er geneigt, gereizt durch die Einfälle der Verbannten, mit Nachdruck jeder freien Regung in seinem Lande entgegenzutreten. In diesem Sinne suchte auf den König die apostolische Junta, die Partei der Reaktionären und Klerikalen, deren Haupt der Bischof von Leon, Don Joaquin Abarca, war, einzuwirken; aber gerade dies machte den König, der es zu seinem Grundsatze gemacht hatte, keiner Partei sich hinzugeben, mißtrauisch; er folgte dem Rathe der Königin Maria Christine, die Milde und Mäßigung empfahl.

Nach dem Tode seiner dritten Gemahlin, einer sächsischen Prinzessin, hatte sich die apostolische Junta mit allen Mitteln bemüht, die Wahl des Königs auf eine Prinzessin aus den reaktionär gesinnten Fürstenhäusern von Sardinien oder Portugal zu lenken; allein die Infantin Luise de Paula, die Schwägerin des Königs, kam ihr zuvor: sie empfahl ihm ihre jüngere Schwester Maria Christine von Neapel. Die Prinzessin stand in dem Rufe, liberaler Gesinnung zu sein; sie wurde bei ihrer Ankunft in Spanien mit Jubel und aufrichtigen Freudenbezeigungen empfangen. Ihre Persönlichkeit zudem hatte viel Ansprechendes. In der vollen Blüte der Jugend machte die dreiundzwanzigjährige Königin den Eindruck der Lebensfrische und Lebenslust; die Anmuth und Munterkeit ihres Wesens machten sie schnell populär; auf ihren Gemahl, den doppelt so alten König, gewann sie bald merklichen Einfluß. Sie wandte ihn in der angemessensten Weise an: die unwürdigen Günstlinge und Hofschranzen wurden aus der Umgebung des Königs entfernt, der hohe Adel wurde zu den Hofämtern berufen und dem Hofe überhaupt ein würdigeres Ansehen gegeben. Dadurch faßte sie festen Fuß in der Neigung der Nation, zumal beim Heere wurde sie sehr beliebt; auf sie richtete sich das Vertrauen der Gemäßigten und Liberalen im Lande.

Die Apostolischen freilich redeten ihr Verschwendungssucht und Leichtfertigkeit nach; die fanatische Priesterschaft wie der bigotte Pöbel waren der jungen Königin gleich abgeneigt. Der bisher allwaltende Minister Calomarde, ein Mensch ohne Grundsätze, der sich durch Treulosigkeit und raffinirte Schlauheit zum Justizminister und Günstlinge des Königs aus niederem Stande emporgearbeitet hatte, fürchtete, durch die Königin Christine beiseite geschoben zu werden, und schloß sich daher den Apostolischen an. Das waren die Gegner der Königin; ihr Mittelpunkt aber war der Thronerbe Don Carlos, nach dem man begann diese ganze reaktionäre und pfäffische Gegnerschaft der Königin unter dem Namen „Karlisten" zusammenzufassen.

Der Infant Don Carlos, der vier Jahre jüngere Bruder des Königs Ferdinand, war ein Mann beschränkten Geistes, ohne Verständniß für seine Zeit, ebenso fanatisch wie reaktionär gesinnt, ganz in seinen Entschließungen von seinem Beichtvater und seiner ehrgeizigen Gemahlin, Maria Franziska von Portugal, abhängig. Ihm gab die Kinderlosigkeit seines Bruders das nächste Anrecht auf den spanischen Thron: so schien den Karlisten die Zukunft zu gehören.

Die Erbfolgeordnung. Es ist daher begreiflich, mit welcher Freude alle Gemäßigten und Liberalen die Nachricht begrüßten, daß die Königin Christine guter Hoffnung sei,

Wie aber, wenn es eine Prinzessin wäre? Hatte doch Philipp V. die bourbonische Erbfolgeordnung, welche die Thronfolge auf die männlichen Nachkommen beschränkte, im Jahre 1713 in Spanien eingeführt. Allein dies war eine Aenderung des altkastilischen Erbfolgegesetzes, welches näher verwandten Frauen vor entfernter verwandten Männern den Thron bestimmte und seit unvordenklichen Zeiten in Spanien bis zu den Bourbonen unangefochten gegolten hatte. Unter Zustimmung der Cortes hatte daher König Karl IV. durch die pragmatische Sanktion des Jahres 1789 jene Aenderung wieder beseitigt und die altkastilische Thronfolgeordnung uneingeschränkt wieder hergestellt.

Freilich hatte Karl es damals unterlassen aus Rücksicht auf die bourbonischen Dynastien in Frankreich und Neapel die pragmatische Sanktion bekannt zu machen. Dies nachzuholen schien jetzt dem Könige Ferdinand der geeignete Zeitpunkt; am 3. April 1830 erfolgte in der königlich spanischen Amtszeitung die Veröffentlichung der pragmatischen Sanktion König Karl's IV.

Groß war die Bestürzung der Karlisten; ihre Hoffnungen waren zertrümmert selbst für den Fall, daß die Königin von einer Prinzessin genesen sollte. Denn die Rechtsgiltigkeit der pragmatischen Sanktion war unanfechtbar, wenn auch die Infanten Don Carlos und Don Francisco und die Höfe von Paris und Neapel dagegen protestirten.



Don Carlos.

Wirklich wurde am 10. Oktober 1830 eine Prinzessin, die Infantin Donna Maria Isabel geboren, welcher nicht ganz anderthalb Jahre später die zweite Tochter, die Infantin Luise, folgte.

Die Krankheit König Ferdinand's. In dem kühlen Lustschlosse von San Ildefonso im Gebirge befand sich im Sommer 1832 der Hof. Hier war es, wo der König in eine schwere Krankheit verfiel. Die Königin pflegte ihn mit aufopfernder Sorgfalt, Tag und Nacht wich sie nicht von dem Schmerzenslager ihres Gemahls. Dennoch nahm die Krankheit eine Wendung, welche die größten Besorgnisse einflößte: furchtbare Krämpfe wechselten mit schweren Ohnmachten, zwischen denen nur kurze schmerzfreie Pausen dem halb bewußtlosen Könige aufzuathmen verstatteten. Auch Don Carlos fand sich in dem Schlosse ein.

Die Königin befand sich allein in der Mitte ihrer heftigsten Feinde. Der Minister Calomarde machte ihr begreiflich, daß die pragmatische Sanktion ohne die Zustimmung des Infanten ihrer Tochter Isabella keineswegs den Thron sichere. Christine machte daher den Versuch, sich mit ihrem Schwager zu verständigen. Er war nicht abgeneigt, auf einen Vergleich einzugehen; allein seine Gemahlin wollte von Nachgiebigkeit nichts wissen. Der österreichische Gesandte, die anwesenden Geistlichen, alle drangen in ihn, von seinem Rechte und dem seiner Kinder nichts preiszugeben. Da bat denn die Königin, von Allen verlassen, von Nachtwachen erschöpft, ihren Gemahl selbst um Aufhebung der pragmatischen Sanktion. Calomarde und Abarca, der Bischof von Leon, stellten es dem Könige als unerläßlich vor. Der todkranke Monarch gab nach und unterzeichnete ein Kodizill zu seinem letzten Willen, in welchem er die pragmatische Sanktion aufhob; dann sank er zurück, vor Erschöpfung ohnmächtig.

Die Ohnmacht war so tief und langandauernd, daß die Leibärzte den König für verschieden erklärten. Die apostolische Junta triumphirte; ihre in Ildefonso anwesenden Häupter

begrüßten Don Carlos als König: große Sorge um die Zukunft ihrer Kinder ergriff die Königin Christine.

Da erwachte der König aus seiner Erstarrung; fast gleichzeitig traf die energische Infantin Luise de Paula aus Cadix bei ihrer bedrängten Schwester in Ildefonso ein. Ein völliger Wandel der Verhältnisse trat ein. Calomarde wurde an das Krankenbett des Königs beschieden. „Geh' weit weg", rief ihm dieser mit schwacher Stimme zu, „du hast mich betrogen!" Auch die übrigen Minister wurden bis auf einen entlassen und Männer von gemäßigt freisinniger Richtung in den obersten Rath der Krone berufen. Ministerpräsident wurde Zea Bermudez. Die Regentschaft wurde mit unbeschränkter Vollmacht für die Dauer der Krankheit des Königs der Königin Christine übertragen.

Der erste Gebrauch, welchen die junge Königin von der ihr übertragenen Gewalt machte, war, daß sie am 7. Oktober 1832 alle politischen Verbrecher, welche sich in den Gefängnissen Spaniens befanden, begnadigte, und daß sie acht Tage später diese Amnestie auch auf die im Auslande lebenden spanischen Verbannten ausdehnte; nur wenige Rädelsführer blieben ausgenommen. Die wichtigsten Stellen der Verwaltung wurden liberalen Männern anvertraut, so daß jetzt alle Gemäßigten und Freisinnigen mit Entschiedenheit auf die Seite der Königin traten.

König Ferdinand endlich verfaßte, sobald es mit ihm zur Genesung ging, eigenhändig eine Proklamation, in welcher er die Aufhebung der pragmatischen Sanktion für ungiltig erklärte: durch Ueberraschung und falsche Vorspiegelungen sei sie ihm in den Aengsten seiner Krankheit entrissen worden. Die höchsten Würdenträger der Krone und die Granden von Spanien traten zu einer feierlichen Versammlung zusammen, in welcher in Gegenwart des Königs und der Königin der Justizminister Fernandez del Pino diese Erklärung des Königs verlas. Am 1. Januar 1833 wurde sie in der Amtszeitung veröffentlicht. Die altkastilische Thronfolgeordnung war wieder hergestellt, der Infantin Isabella, so schien es, der Thron gegen die Umtriebe der Karlisten gesichert.

Der Tod des Königs. Längst hatten die Karlisten zu Gunsten des Infanten Don Carlos eine Erhebung gegen die Königin-Regentin vorbereitet. Aber König Ferdinand kam ihnen zuvor; er übernahm am 4. Januar 1833 selbst wieder die Regierung. Gegen den rechtmäßigen Herrn wagte man keine Insurrektion, selbst die königlichen Freiwilligen, die Hauptstütze der apostolischen Junta, wollten gegen Ferdinand nicht fechten. Nur die Heißsporne der Partei konnten sich nicht zügeln; leicht wurden ihre Revolten unterdrückt; Don Albarca floh in Bauernkleidern über die portugiesische Grenze, Andere wurden hinter festen Gefängnißthüren verwahrt. Don Carlos begab sich selbst mit seiner Gemahlin nach Lissabon.

Am 20. Juni traten die Cortes zusammen und leisteten nach alter Gewohnheit der Infantin Donna Maria Isabel als der Erbin des Thrones den Huldigungseid. So fehlte der Wiederherstellung der altkastilischen Thronfolgeordnung auch die gesetzliche Zustimmung der Cortes nicht. Wol befanden sich unter den Abgeordneten der drei Stände, der Geistlichkeit sowol wie des Adels und der Städte, nicht Wenige, die in ihrem Herzen Karlisten waren; sie beschwichtigten ihr Gewissen damit, daß der Eid nur ein Akt des Gehorsams gegen den König wäre und nach dessen Tode sie zu nichts verpflichte. Ernster nahm ihn jedoch Don Carlos selber; denn auch an ihn war die Aufforderung ergangen, die junge Isabella als Prinzessin von Asturien (d. h. als Thronerbin) anzuerkennen und ihr Treue zu geloben. Der Infant jedoch lehnte die Aufforderung ab, der nachzukommen ihm weder sein Gewissen noch seine Ehre erlaube.

Das war der letzte große Staatsakt König Ferdinand's. Im September wiederholten sich die früheren Erstickungsanfälle; er erlag ihnen am 29. September 1833 so plötzlich, daß ihm nicht einmal Zeit blieb, die Sterbesakramente zu empfangen. Ihm folgte seine Tochter als Königin Isabella II. Wunderliche Ironie des Schicksals; der Thron wurde ihr im Namen der Grundsätze, welche ihr Vater fast sein ganzes Leben hindurch unter Arglist und Gewaltthätigkeit aufrecht erhalten hatte, streitig gemacht, während die Leute, deren Gesinnungen

Ferdinand bis vor wenig Monden auf das Erbittertste verfolgt hatte, allein willens waren, seiner Tochter den Thron zu erhalten.

Sofort nach dem Ableben des Königs versammelte Zea Bermudez, um allen Plänen der Karlisten zuvorzukommen, die höchsten Staatsbeamten und Generale um sich und begab sich mit ihnen zu der trauernden Königin-Wittwe Christine, der ihr verstorbener Gemahl die Regentschaft über die junge Königin Isabella unter Beiordnung eines Regentschaftsrathes übertragen hatte, und forderte sie in Gegenwart Christinens und der beiden kleinen Infantinnen auf, eine Erklärung zu unterzeichnen, daß sie als gute Spanier und treue Soldaten fest zu der Königin-Regentin halten wollten. Keiner weigerte sich, die Verpflichtung einzugehen; die Regentschaft schien sichergestellt.

Drei Tage später erschien ein Manifest der Regentin Christine, in welchem sie ankündigte, daß sie die Regierung in der bisherigen Weise fortführen, dabei aber auf zweckmäßige Reformen bedacht sein werde. Wirklich war es die Meinung Zea's, der längere Zeit in Deutschland gelebt hatte, eine regelmäßige unparteiische Verwaltung, wie er es in Preußen gesehen hatte, in Spanien einzuführen und dadurch die Spanier zufriedenzustellen; von einer Verfassung wollte er nichts wissen.

Ausbruch des Bürgerkrieges. Die Verleihung einer Verfassung, womöglich die Wiederherstellung der Verfassung des Jahres 1812, war aber Dasjenige, was die liberalen Anhänger der Königin-Regentin, für die jetzt der Parteiname „Christinos“ aufkam, vor Allem erwarteten. So waren sie mit Christinen nicht zufrieden, während zugleich sich offen Don Carlos, von seinen Anhängern als König Karl V. ausgerufen, gegen die Regierung erhob.

Die Lage der Regentin war sehr bedenklich. Das Land, das sie überkommen hatte, war ruinirt, der Wohlstand gebrochen, die geistige Schwungkraft der Nation gelähmt, die Regierung ohne Ansehen, das Vertrauen des Auslandes verscherzt — jetzt wurde dazu der Bürgerkrieg entfesselt; ein Krieg, in Wahrheit nicht um Personen, sondern um Prinzipien, und darum mit um so größerer Erbitterung geführt.

In bewaffneten Scharen sammelten die Karlisten sich um einzelne Häupter in Navarra, in Aragonien und Katalonien, in Altkastilien; bald schien der ganze Norden in Waffen zu stehen. Die alten Führer des Napoleonischen Krieges tauchten wieder auf, erfahren im Guerillakrieg, gefeiert als Freiheitskämpfer. Merino legte den Priesterrock ab — er war inzwischen Landpfarrer gewesen — und hängte die Kugelbüchse wieder über die Schulter; freilich paßte sie besser als das Gewand des Friedens zu den wilden Zügen des Mannes, der als Knabe Ziegen im Gebirge gehütet hatte, bis er Priester und Bandenchef in der Franzosenzeit geworden war. Aber alle diese Führer operirten jeder auf eigene Hand, ohne Plan und Zusammenhang unter einander. Daher wurde es den Truppen Christinens doch nicht so gar schwer, alle diese Aufstände in ihrer Vereinzelung bald zu unterdrücken. Auch Merino wurde gezwungen, mit einem Häuflein Getreuer die portugiesische Grenze zu überschreiten und sich zu seinem Herrn und Könige zu flüchten.

Die Basken. Neuen Aufschwung nahm die Sache der Karlisten jedoch, als die Basken in den Kampf eintraten. Diese rauhen aber tapferen Bergbewohner bildeten auf Grund ihrer uralten Fueros (Grundrechte) einen republikanischen Bundesstaat, dessen Aelteste alljährlich unter der Eiche von Guernica Tagsatzung hielten und die inneren Angelegenheiten der Gaue selbst verwalteten. In dem Könige von Kastilien sahen sie nur ihren Schirmherrn, dem sie freiwillige Geschenke darbrachten und Waffendienste leisteten. Eifersüchtig wachte das arbeitsame, aber selbstbewußte Bauernvolk über seine Fueros, die es durch die Liberalen bedroht glaubte; denn man hatte ihnen klar gemacht, daß eine Verfassung keine Sonderrechte dulden könne; nur von König Karl könnten sie daher Schutz ihrer Rechte erwarten. So thaten sie sich denn, von Priestern angefeuert, zu bewaffneten Scharen zusammen und schrieben den Kampf für König Karl auf ihre Fahnen.

An ihre Spitze stellten die baskischen Freischaren Thomas Zumalacarregui, geb. 1788,

einen rechtschaffenen Mann von wenig Worten, der schon mitgefochten hatte, um gegen Napoleon die Unabhängigkeit der baskischen Berge zu vertheidigen. Er verstand es, durch eiserne Kriegszucht aus den Freischärlern brauchbare Soldaten zu machen, sie für Glauben und Vaterland zu begeistern und durch einige glückliche Scharmützel ihnen Vertrauen zu seiner Führung einzuflößen. Die landesübliche leichte Hanfsandale an den Füßen, gegen Regen und Kälte eine wollene Decke umgehängt, in bequemster Keidung, einen Leinenbeutel mit etwas Proviant über der Schulter, so eilten die kräftigen, flinken Basken über ihre Berge, den Gegner anfallend, wo er es am wenigsten vermuthete. Jeder Hirte war ja gern ihnen Führer, in jeder Hütte fanden sie bereites Obdach, während die Soldaten der Regentin, sobald sie in die Berge eindrangen, von Noth und Tod in jeder Gestalt bedroht waren.

Jetzt kehrte auch der wilde Merino zurück und begeisterte die Landbewohner zum Kampfe für Thron und Altar, und der kühne Gomez durchstreifte mit seinen raschen Scharen den Westen und Süden des Königreichs und bedrohte sogar Madrid. Dazu kam die Unterstützung, welche die Sache des Don Carlos, sein Kampf für Legitimität und Kirche gegen Demokratie und Aufklärung, bei dem Papste wie bei den absoluten Mächten, bei der Aristokratie aller Länder wie bei allen Freunden mittelalterlicher Zustände fand; Freiwillige zogen aus der Ferne ihm zu, Geldmittel wurden ihm reichlich gewährt. Wie sollte da mit leeren Kassen, mit mittelmäßigen Heerführern die Regentin der Rebellion wol Meister werden?



Thomas Zumalacarregui.

Der Estatuto Real. Die mächtigen Generalkapitäne Quesada von Altkastilien und Llauder von Katalonien legten der Regentin die Schwierigkeit der Lage dar; sie entschloß sich, den allenthalben laut werdenden Wünschen der Liberalen in etwas entgegenzukommen. Zea Bermudez erhielt seine Entlassung; an seine Stelle trat der freisinnigere Martinez de la Rosa. —

Umsonst bemühte sich der einsichtsvolle Minister Burgos, durch wirthschaftliche Reformen die Liberalen zufrieden zu stellen. Sie verlangten nicht weniger als die Theilnahme des Volkes an der Regierung, Verantwortlichkeit der Minister, kurz die Wiederherstellung der sehr freisinnigen Verfassung des Jahres 1812. Es waren vornehmlich die aus der Fremde zurückgekehrten Verbannten, welche diesen Forderungen lauten Ausdruck gaben; sie hatten in Frankreich ihre Studien gemacht. Die Liberalen aber waren die einzige Partei, auf welche die Regentin in ihrem Kampfe gegen die Karlisten sich stützen konnte.

So erschien denn am 10. April 1834 der Estatuto Real, welcher behufs der Steuerbewilligung und der Gesetzgebung die Einberufung allgemeiner Reichsstände anordnete. Es fehlte viel, daß das königliche Statut die liberalen Wünsche befriedigt hätte, vielmehr wurde es der Gegenstand der heftigsten Angriffe von Seiten der Exaltados, der Radikalen, in den im Sommer zusammentretenden Cortes wie im Lande; aber es bezeichnete doch einen ersten Schritt, Spanien wieder in die Reihe der konstitutionellen Staaten einzuführen und es dadurch den liberalen Westmächten näher zu bringen.

Der Londoner Vertrag. Das Andere, wozu die Nothlage die Königin-Regentin drängte, war der Entschluß, die Hülfe der Westmächte gegen das Anwachsen der Karlisten anzurufen.

Sie sandte den Marquis von Miraflores an Louis Philipp, dessen Thron ja selbst durch die Karlisten, die sich als Vertreter der Legitimität gerirten, bedroht wurde. Hatte er doch schon die Königin Isabella in Uebereinstimmung mit dem englischen Whigministerium anerkannt, während die absoluten Ostmächte mit ihrer Anerkennung noch zurückhielten, dem Prätendenten Don Carlos jedoch schon mehr als einmal ihre Sympathie zu erkennen gegeben hatten. Andererseits beunruhigte den Bürgerkönig auch die liberale Richtung, welche die Königin Christine einschlug. Denn er fürchtete davon auch ein Erstarken der französischen Radikalen. Unter diesen Umständen trug der Rath des Fürsten Talleyrand den Sieg davon, nichts zu thun, ohne sich vorher mit England verständigt zu haben.

Miraflores begab sich nach London. Hier konnte Talleyrand, welcher französischer Gesandter am Hofe von St. James war, ihn noch besser berathen. In Portugal lagen die Verhältnisse ähnlich wie in Spanien, nur daß England an ihrer Regelung ein noch unmittelbareres Interesse hatte. Daher ging Lord Palmerston auf die Anträge Christinens ein, jedoch unter der Bedingung, daß sich Frankreich zunächst von der Aktion zurückhielte. Dennoch wurde durch die Gesandten der betheiligten Mächte, Palmerston, Talleyrand, Miraflores und de Moreas Sarmiento (für Portugal), am 22. April 1834 in London ein Vertrag, ergänzt durch die Zusätze vom 18. August 1834, dahin abgeschlossen, daß die Ruhe auf der Iberischen Halbinsel wiederhergestellt, die Rebellion des Don Carlos in Spanien wie die des Dom Miguel in Portugal unterdrückt werden sollte, zu welchem Zwecke England seine Flotte senden und Frankreich die Landgrenzen bewachen würde.



Martinez de la Rosa.

Der Eindruck dieses Vertrages auf die beiden Thronprätendenten war ein höchst entmuthigender. Die Regentin Christine sandte ein Heer von 10,000 Mann unter General Rodil nach Portugal; zugleich erschien die englische Flotte; so wurde Dom Miguel besiegt. Damit verlor Don Carlos seinen besten Verbündeten. Fast wäre es Rodil sogar gelungen, ihn gefangen zu nehmen. Allein der Baron de los Valles, ebenso schlau wie dem Prätendenten treu ergeben, wußte den englischen Admiral Parker zu bestimmen, dem rings umstellten Infanten eine Zuflucht auf der Flotte zu gewähren. Don Carlos ging mit seiner Familie und seinem Gefolge an Bord des Donegal, der ihn ungefährdet nach England trug.

Don Carlos unter den Karlisten. Sobald Don Carlos in England angelangt war, versuchte Lord Palmerston ihn zum Verzicht auf seine Thronansprüche zu bestimmen. Allein so wenig war der Prätendent geneigt darauf einzugehen, daß er vielmehr, mit einem französischen Passe versehen, England heimlich verließ, Frankreich, ohne erkannt zu werden, durchreiste und endlich in Begleitung von de los Valles unter seinen getreuen Basken eintraf. Von jetzt an theilte er mit ihnen alle Gefahren und Strapazen: das erfüllte seine Kämpfer mit erhöhter Kampflust. Keiner der Christinos zeigte sich den Karlisten gewachsen: nicht Sarsfield, der Irländer, nicht der altberühmte Quesada, nicht Rodil. Da entschloß sich Christine den alten Mina, den Landsmann Zumalacarragui's, der im Napoleonischen Kriege

die Basken angeführt, dann aber wegen Freisinnigkeit aus Spanien verbannt und jetzt begnadigt war, an die Spitze ihrer Truppen zu stellen. Jedoch, krank wie er war, vermochte er mit den nothleidenden und unbotmäßigen Bataillonen nichts auszurichten; schon nach wenig Monaten legte er das Kommando nieder. Sein Nachfolger wurde der liberale General Valdez, welcher die Karlistenbanden über die Pyrenäen zu jagen versprach, aber selbst sich nach vier Wochen über den Ebro zurückziehen mußte.

Immer bedrohender wurde die Stellung des Prätendenten. Der rasche Bandenchef Gomez drang bis Andalusien vor, besetzte Cordova und entzündete den Guerillakrieg im Süden. In Aragonien und Valencia gebot im Namen König Karl's der junge Ramon Cabrera, welcher erst vor wenig Jahren aus dem Priesterseminar entwichen war, um statt des Meßbuches das Schwert zu tragen.

Von beiden Seiten wurde der Krieg mit entsetzlicher Grausamkeit geführt: es war Regel, die gemachten Gefangenen sämmtlich ohne Weiteres zu erschießen; Cabrera aber übertraf alle übrigen Heerführer so sehr an Blutgier, daß nur mit Schrecken und Entsetzen sein Name unter den Christinos genannt wurde. Leichenhaufen und rauchende Trümmerstätten bezeichneten seinen Weg. Mina ließ zur Vergeltung die greise Mutter Cabrera's erschießen. „Wehe Dem", war die Antwort darauf, „der mir jetzt noch von Mitleid und Barmherzigkeit redet!" Madrid zitterte, so oft er Miene machte, den Ebro zu überschreiten. Wo sich Karlisten zeigten, schlossen ohne Weiteres, von ihren Priestern angeführt, die Bauern des Landes sich ihren Fahnen an; bei ihnen sammelte sich das Gesindel der Städte: Tausende ohne eine Ahnung, wofür sie die Waffen ergriffen. „Mir ist's egal, ob König oder Monarch", gab einer auf die Frage, wofür er kämpfe, zur Antwort; Zahllose würden durch die gleiche Antwort sich charakterisirt haben. Ganz recht hatte der Bandenchef Guergue zu Don Carlos zu sagen: „Wir, die Dummköpfe, die Finsterlinge, haben Ew. Majestät nach Madrid zu führen, und wer nicht in diese Klasse gehört, ist ein Verräther!" Wie denn auch bei einer andern Gelegenheit Don Abarca, der Bischof von Leon, meinte: „Die Leute, welche lesen und schreiben können, die Generale, welche mit Karte und Zirkel arbeiten, wollen nicht den Triumph der Religion und Ew. Majestät."

Der Ueberfall von La Granja. Unterdeß gerieth die Regentin Christine in immer größere Schwierigkeiten. Die Exaltados erhoben immer stürmischer, durch die Schlaffheit der Regierung ermuthigt, ihre Forderungen. Zögernd gab die Regentin nach: Martinez de la Rosa ward entlassen, Graf Toreno trat an seine Stelle; auch er konnte sich nicht halten; ihn ersetzte der noch liberalere Juan Alvarez y Mendizabal.

Geheime Gesellschaften hatten sich allerorten gebildet; in mehreren Städten war es zu revolutionären Auftritten gekommen; Klöster waren zerstört, Mönche ermordet worden; an vielen Orten hatte die Bürgergarde mit der aufgeregten Volksmenge gemeinsame Sache gemacht. Spanien trieb einer Revolution zu; hatten doch schon Moderados (gemäßigt Liberale) in Menge aus Furcht vor der Anarchie sich den Karlisten angeschlossen. Das allgemeine Verlangen war die Verfassung vom Jahre 1812, welche jedoch Vielen nur eine Brücke zur Republik sein sollte.

Mendizabal, voll Klugheit und Energie, gedachte durch weitgehende Zugeständnisse die aufgereizten Massen zu besänftigen. Er hob durch Dekret vom 8. März 1836 alle Klöster auf, zog ihre Güter für die Staatskasse ein und verbot selbst den wenigen Nonnenklöstern, welche verschont wurden, die Aufnahme von Novizen.

Unter dem Eindrucke dieses Klostergesetzes fanden die Wahlen zu den Cortes statt; sie ergaben für das Ministerium eine große Majorität von Exaltados. Allein nicht wenigen seiner Gesinnungsgenossen ging Mendizabal zu weit; sie traten zu den Moderados über. Zumal im Herrenhause fand der Minister, der die Regierung auf die Extremen stützen wollte, eine starke Opposition. Im Vertrauen hierauf entließ die Königin nun das nationale Ministerium und ernannte ein neues Kabinet aus den Moderados, dessen hervorragendste Mitglieder die früheren Exilirten Galiano und Isturiz waren. Zugleich wurden die Cortes aufgelöst.



Aus dem Karlistenkriege. Zeichnung von Ludwig Burger.

Die Neuwahlen ergaben eine Majorität von Moderados. Die Exaltados waren indessen nicht willens, so die Gewalt sich entschlüpfen zu lassen. Vereine wurden gebildet, Revolten veranstaltet, die Armee in das Parteigetriebe gezogen.

Das Vertrauen zu der liberalen Gesinnung der Königin Christine war längst geschwunden; jetzt schädigte sie sich sehr in der allgemeinen Achtung durch die Rückhaltslosigkeit, mit der sie sich ihrer Leidenschaft für den schönen Kammerherrn Muñoz hingab, den sie zum Herzog von Rianzares erhoben und im Oktober 1834 zu ihrem Gemahl linker Hand gemacht hatte; man vermerkte mit Unwillen, wie sie Staatsgüter ihren Kindern aus dieser zweiten Ehe zuzuwenden strebte.

Die Meinung der Exaltados war, die Gewalt durch einen verwegenen Handstreich wieder an sich zu bringen. Bald bot sich die Gelegenheit. Anfangs August verließ die Königin mit ihrem Gemahle das schwüle Madrid und ging nach dem Lustschlosse La Granja bei Ildefonso. Ein Theil der Garnison, das vierte Garderegiment, verstimmt über das Ausbleiben des Soldes, ließ sich von den Exaltados gewinnen. Das Schloß wurde in der Nacht des 12. August 1836 mit Soldaten umstellt, Kanonen sogar wurden aufgefahren; von dem Sergeanten Garcia geführt, drangen die Meuterer bis in das Schlafgemach der Königin vor und zwangen sie, durch ein Manifest die Verfassung des Jahres 1812 zu verkündigen, das Ministerium zu entlassen und ein solches aus Exaldatos zu erneunen. Fünf Tage nachher kehrte Christine nach Madrid zurück; in feierlichem Zuge folgten ihr die „Helden von La Granja", denen die Menge laut zujubelte.

Allein der Ueberfall von La Granja brachte doch die Besonneneren unter den Exaltados zur Ernüchterung. Das Volk zudem war der ewigen Unruhe müde und verlangte nach Ordnung und Frieden. Daher nahmen die Cortes selbst mit der Verfassung des Jahres 1812 eine so gründliche Umgestaltung im Sinne der Gemäßigten vor, daß eine Konstitution aus ihren Berathungen hervorging, welche die Kronrechte wesentlich erweiterte, ein absolutes Veto gewährte, das Wahlrecht beschränkte und die Einsetzung eines Oberhauses anordnete. Und die Exaltados nahmen das an.

Der Ausgang des Karlistenkrieges. Diese inneren Zerwürfnisse hatten die Stellung des Prätendenten noch mehr gehoben. Don Carlos beschloß, durch einen Zug nach Madrid den Kampf zu beendigen. Im Mai 1837 setzte sich die „königliche Expedition" in Bewegung. Auch mehrere deutsche Offiziere, wie der spätere General Göben, nahmen im Gefolge des Infanten daran Theil. Allein an völliger Planlosigkeit scheiterte das Unternehmen; nur die Geistesgegenwart Cabrera's rettete den Prätendenten nach Valencia, von wo ihn bald die Christinos in eiligem Rückzuge wieder nach dem Norden zurücktrieben.

Allein nach wenigen Wochen schon schien Don Carlos ein glückliches Gefecht von Neuem den Weg nach der Hauptstadt zu öffnen. Er drang in Kastilien ein und schaute von einer Anhöhe die Thürme von Madrid. Da erschien der christinische General Espartero und scheuchte ihn schnell wieder in die Berge der Basken zurück.

Jetzt aber wollten auch die Basken nichts mehr von Don Carlos wissen, der sich bei jeder Gelegenheit unfähig und unsicher zeigte und ganz von den Priestern seines Hofes gelenkt wurde. Sie trennten sich von dem Prätendenten und führten nur zur Sicherung ihrer Fueros die Waffen noch weiter. Ihre Sache übernahm Maroto, der Oberanführer der Karlisten, ein Mann gemäßigter Richtung, der sich selbst fortwährend von den Apostolischen, denen Don Carlos immer mehr sich hingab, ja von Don Carlos selbst bedroht wußte. Er hatte einst in Südamerika mit Espartero Seite an Seite gekämpft; mit dem alten Waffengefährten schloß er jetzt am 31. August 1839 nach langen Verhandlungen den Vertrag von Bergara, in welchem Espartero im Namen der Königin-Regentin Amnestie und Bestätigung der alten baskischen Fueros versprach.

Die Basken legten die Waffen nieder; der Krieg war zu Ende. Die meisten Offiziere der Karlisten und mehrere hundert Priester der Partei flüchteten sich, an der Sache ihres Königs verzweifelnd, nach Frankreich, worauf auch Don Carlos mit seiner Familie sich in den

Schutz Frankreichs begab. Sechs Jahre lebte er unter Bewachung in Frankreich, dann trat er seine Ansprüche an den Grafen von Montemolin, seinen ältesten Sohn, ab, und begab sich nach Italien, wo er im Jahre 1855 in Triest sein wechselvolles Leben beschlossen hat.

Noch ein Jahr lang setzte Cabrera hartnäckig den Kampf für die verlorene Sache auf eigene Hand fort; dann sah auch er sich gezwungen, mit 5000 Karlisten, dem Reste seiner Schar, zerlumpt und hungernd die Pyrenäen zu überschreiten und die Barmherzigkeit und das Mitleid Frankreichs anzurufen, flüchtend vor dem scharfen Schwerte Esparteros.

Espartero. Don Baldomero Espartero war am 27. Februar 1792 geboren. Er war der jüngste Sohn eines mit neun Kindern gesegneten armen Stellmachers in einem Dorfe der Mancha. Für den geistlichen Stand bestimmt, hatte er doch 1808 das Kloster verlassen, um an den Kämpfen gegen die Franzosen Theil zu nehmen. In diesen hatte er sich sehr merklich hervorgethan und war Anführer des „heiligen Bataillons", eines Freicorps, geworden. Mit dreißig Jahren war er Oberst. In Peru, in den Kämpfen gegen die empörten spanischen Kolonien in Südamerika, hatte er sich mehrfach ausgezeichnet und Ruhm und Reichthum von dort heimgebracht. — Beim Ausbruche des Bürgerkrieges schloß er sich sofort den Christinos an; es gelang ihm Bilbao zu entsetzen und den Karlisten eine empfindliche Niederlage beizubringen; zum Danke dafür erhob ihn die Königin-Regentin zum Grafen von Luchana. Jetzt hatte er Spanien gerettet; Christine ernannte ihn zum Granden erster Klasse mit dem Titel eines Herzogs von Vittoria.



Don Baldomero Espartero.

Der Karlisten war die Regierung Herr geworden; um so drohender erhoben sich aber jetzt die Exaltados gegen sie. Immer entschiedener hatte die Regentin sich von ihnen abgewandt und auf die Moderados sich zu stützen versucht. Durch wiederholte Auflösungen der Cortes war es gelungen, auch in den Cortes den Moderados die Majorität zu verschaffen. Jetzt wurden Gesetze angekündigt, welche den Zweck hatten, die Geistlichkeit einigermaßen wiederherzustellen, die Presse zu zügeln und den Einfluß der Radikalen in den Gemeindeverwaltungen zu brechen. Den Anfang machte ein Gesetz, welches an Stelle der bisherigen Gemeindewahlen die Ernennung der Gemeindevertreter durch die Regierung anordnete. Dies erregte einen Sturm des Unwillens durch das ganze Land; Madrid setzte eine revolutionäre Regierung ein und forderte alle Provinzen des Reiches zum Widerstande gegen die Regentin und die reaktionären Cortes sowie zur Absendung von Deputirten, um gemeinsam über die Lage zu berathen, auf.

Christine befand sich, als diese Bewegung ausbrach, auf einer Rundreise in den nordöstlichen Provinzen ihres Reiches. Alsbald eilte sie in Begleitung der jungen Königin Isabella nach Barcelona hülfesuchend zu Espartero; sie bot ihm die Präsidentschaft des Ministeriums an. Freilich war der „Siegesherzog" eine Macht; das ganze Heer stand auf seiner Seite; aber er war selbst ein Exaltado. Er erklärte sich bereit, der Regentin gegen die Revolution zu helfen, wenn sie das Gemeindegesetz zurücknehmen, die abgesetzten Exaltados wieder in ihre Aemter einsetzen und die Cortes auflösen wolle.

Allein das bedeutete einen völligen Systemwechsel, zu dem sich Christine nicht entschließen mochte; sie verließ Barcelona und begab sich nach Valencia. Nun brach die Revolution in Madrid aus; die Truppen dort fraternisirten mit den Bürgern. Die Regentin forderte jetzt Espartero auf, nach Madrid zu ziehen und die Aufstände zu unterdrücken. Allein der General antwortete, daß die Empörung der Hauptstadt gerecht und daß eine Wiederherstellung der Ordnung nur durch Erfüllung seiner früheren Bedingungen möglich sei.

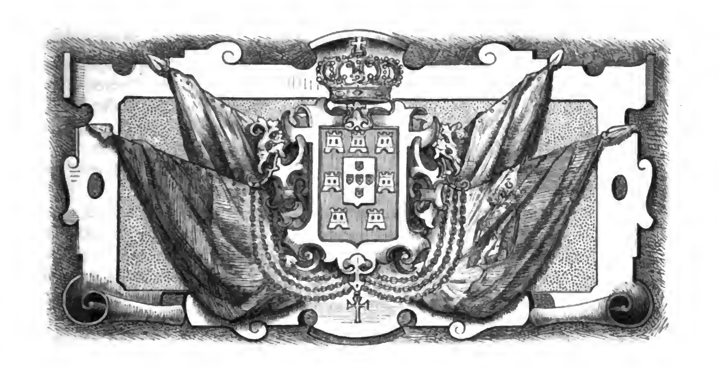
Christine, wie stets vor entschlossenem Widerstande, gab nach, bewilligte dem ruhmgekrönten Exaltado seine Bedingungen und ernannte ihn zum Ministerpräsidenten. Espartero bildete sich nun ein Kabinet aus lauter radikalen Gesinnungsgenossen und hielt unter dem Jubel der Bevölkerung am 20. September 1840 in Madrid seinen Einzug. Vierzehn Tage später erschien er in Valencia mit seinen Ministern, um sie der Regentin vorzustellen. Allein Christine, in ihrem Herrscherstolze auf das Empfindlichste gekränkt, mußte sie doch erkennen, daß ihr Wille nichts mehr bedeute, hatte ihren Entschluß schon gefaßt: am 12. Oktober 1840 dankte sie ab und reiste zwei Tage später nach Frankreich ab. Die neuen Cortes ernannten Espartero zum Regenten.

Königin Isabella II. Energisch trat der neue Regent allen revolutionären Bestrebungen entgegen, so daß er bald zu den bestgehaßten Persönlichkeiten Spaniens gehörte; konnten doch überdies seine Neider die Höhe ihm nicht verzeihen, zu welcher er über sie alle sich emporgehoben hatte. Die Intriguen und das Geld Christinens, die von Paris aus, wohin sie mit ihren reichen Schätzen gegangen war, die Rückkehr nach Spanien zu erschließen suchte, thaten das Uebrige, um seine Stellung unhaltbar zu machen. An der Geistlichkeit hatte er zudem, da er den Protest des Papstes gegen die Einziehung der Kirchengüter mit der Ausweisung des päpstlichen Nuntius aus Spanien beantwortete, still, aber erfolgreich wirkende Gegner. Der Vielgefeierte merkte wol, daß er den Boden im Volke mehr und mehr verlor.

Da landete in Valencia, von Christinen geworben und unterstützt, sein alter Gegner Don Ramon Maria Narvaez und rückte mit einer ansehnlichen Truppenmacht auf Madrid los. Espartero wich ohne Widerstand vor ihm in die Sierra Morena zurück; und als hier seine Soldaten ihm untreu wurden, ging er nach Cadix und schiffte sich im Juli 1843 nach England ein.

Der Sieger gab den Moderados die verlorene Macht zurück. Die Verfassung erfuhr demnach sehr wesentliche Aenderungen; das Prinzip der Volkssouveränetät wurde gestrichen, die Krongewalt erweitert, die Preßfreiheit beschränkt und ein Konkordat mit dem Papste eingeleitet. Narvaez, zum Herzoge von Valencia erhoben, trat an die Spitze des Ministeriums, Christine kehrte nach Spanien zurück. Frankreich gewann den größten Einfluß auf alle Angelegenheiten.

Die Regentschaftsfrage wurde nun dadurch erledigt, daß die junge Königin Isabella für mündig erklärt wurde. Schlecht erzogen und wenig unterrichtet, wurde damit Isabella in einem Alter, in welchem die jugendliche Leidenschaftlichkeit ganz besonders besonnener Leitung bedarf, mit der ganzen königlichen Machtfülle betraut, welche jedes Hemmniß der Versuchung für sie ausschloß. Dagegen giebt es nur ein wirksames Gegengewicht: Begeisterung für Ideale. Dies aber war es, was der jungen Fürstin ganz abging; an diesem verhängnißvollen Mangel ist sie zu Grunde gegangen.



Thronstreit in Portugal.

Wie Wasserwogen über die weite Fläche dahinrollen, am fernen Ufer aufschlagen und nun mit verstärkter Kraft zurückzurollen scheinen: so zog der Wellenschlag der Erregung der Geister, welchen die Julirevolution bewirkt hatte, über die ganze Iberische Halbinsel hin, überschritt den Atlantischen Ozean und traf die brasilische Küste, um von hier zurücklaufend in tosender Brandung gegen Portugal anzuschlagen. Denn bis nach Brasilien lassen sich die Wirkungen der Errichtung des Bürgerkönigthums in Frankreich verfolgen, von wo sie bei der engen Verbindung, welche auch nach der Trennung der Kronen Brasilien mit seinem Mutterlande verknüpfte, eine unverkennbare Rückwirkung auf Portugal ausübten.

Die Patrioten auf Terceira. Durch Gewaltthat und Eidbruch hatte Dom Miguel den Thron Portugals gewonnen, durch Schrecken suchte er ihn zu behaupten. Man kann nicht sagen, daß seine Mutter sein böser Dämon gewesen; denn am 6. Januar 1830 starb die Königin-Wittwe Carlotta, aber Dom Miguel blieb unverändert derselbe Wütherich wie zuvor. Ein unvorsichtiges Wort genügte, um den, der es gesprochen, aufs Schaffot zu bringen. Selbst seine Schwester, die Infantin Isabella, mißhandelte er mit Faustschlägen und bedrohte sie mit einer Pistole. Um der nichtigsten Gründe willen wurden die Leute in den Kerker geworfen. Die Times berichteten am 31. Juli 1831, daß in Portugal 26,270 Personen wegen politischer Verbrechen im Gefängnisse säßen, daß nach Afrika 1600 deportirt wären, daß 13,000 ausgewandert wären und mindestens 5000 im Lande aus Furcht sich verborgen hielten. Von dem Adel war die Hälfte ausgewandert, der Bürgerstand wurde durch geheime Spione bewacht, die Bauern lebten theilnahmlos auf ihrer Scholle dahin, nur die Geistlichkeit im Lande und der Pöbel Lissabons standen zum Könige, der sich zügellos seinen Launen und Ausschweifungen hingab.

Nur zweierlei beunruhigte den Usurpator: sein Bruder Dom Pedro von Brasilien hatte gegen den Kronenraub protestirt und seine Tochter Maria da Gloria nach Aufhebung der Verlobung mit Dom Miguel nach England gesandt, und Dom Cabreira, der Gouverneur von Terceira, weigerte sich hartnäckig, die usurpirte Krone anzuerkennen. Zwar sandte Dom Miguel alsbald eine Flotte gegen das unbotmäßige Azoreneiland, das allein von allen Kolonien Portugals ihm zu widerstehen wagte, allein ein Sturm kam der bedrohten Insel zur Hülfe und zwang die Flotte zur Umkehr. Eine zweite, die nunmehr zur Unterwerfung der Rebellen aussegelte, gelangte wol bis zu den Inseln, vermochte aber gegen die tapferen Vertheidiger nichts auszurichten.

Infolge dieses erfolgreichen Widerstandes sammelte sich nun auf Terceira eine Anzahl flüchtiger Patrioten; Graf Villaflor unterwarf auch die übrigen Inseln der Azorengruppe und Dom Pedro ernannte aus den Häuptern der treuen Flüchtlinge für seine Tochter, die noch unmündige Königin Maria da Gloria, eine Regentschaft, welche mit Recht den Anspruch erhob, die rechtmäßige Regierung Portugals zu sein, und die Fahne der Königstreue gegen den tyrannischen Kronenräuber in Lissabon hoch hielt. So wurde das kleine Eiland fern im Ozean der Ausgangspunkt einer Gegenrevolution, zunächst freilich für Dom Miguel mehr drohend als gefährlich.

Feinde drinnen und draußen. König Miguel meinte in frivolem Wortspiele, es sei sein Beruf, „den Erzengel Michael gegen die Satansbrut der Liberalen zu spielen". Und wirklich hatte er auch Ruhe in dem unglücklichen Portugal hergestellt, die der oberflächliche Beobachter für die Ruhe des Kirchhofs halten mochte; es war vielmehr die Ruhe des pausirenden Vulkans: so sehr glühte es unter der Oberfläche fort, daß der Tyrann in zuckenden Erschütterungen immer wieder den angemaßten Thron unter sich schwanken fühlte.

Wie ein Sturmwind ging die Julirevolution durch die Geister. Dom Miguel gerieth in Furcht; seine Regierung wurde milder, die willkürlichen Rechtsverletzungen hörten auf, ja das Unerhörte geschah: er begnadigte einige politische Verbrecher. Die Verfolgten begannen aufzuathmen; sie erkannten in der plötzlichen Milde des Tyrannen das, was sie war: Schwäche. Geheime Verbindungen bildeten sich, um ihn jetzt zu stürzen. Allein die Verschwörungen wurden ausspionirt: die ganze Wuth des Bedrohten entlud sich über sie. Viele der Ergriffenen endeten am Galgen, Andere erlagen den scheußlichen Mißhandlungen, denen sie in den Gefängnissen unterworfen wurden. Selbst Unterthanen fremder Mächte blieben nicht verschont. Höhnisch wies Dom Miguel deren Reklamationen zurück: er hielt in seinem unwissenden Dünkel Portugal für die erste Macht Europa's, der keine andere etwas anhaben könnte.

England, überdies gereizt durch die Wegnahme mehrerer englischer Schiffe bei Terceira, denen Einverständniß mit den dortigen Flüchtlingen schuld gegeben wurde, nahm sich zuerst seiner Angehörigen an. Es verlangte Genugthuung und Ersatz für alle Geschädigten. Dom Miguel würdigte es keiner Antwort; allein die englischen Kriegsschiffe machten ihn schnell bescheiden. Im März 1831 richtete Frankreich die gleiche Forderung an den „Prinzregenten". Entrüstet über diese Versagung der Anerkennung seiner Krone schlug er rundweg das Begehren Louis Philipp's ab. Die Antwort darauf erfolgte ohne Verzug: die französische Flotte segelte in die Mündung des Tejo hinein, nahm 10 portugiesische Schiffe weg, brachte das Feuer der beiden Forts, welche den Eingang deckten, zum Schweigen, nöthigte die portugiesischen Schiffe, die Flagge zu streichen und traf Anstalten, Lissabon zu bombardiren. Das wirkte: auf der Stelle wurden die französischen Gefangenen in Freiheit gesetzt und die für sie verlangten Entschädigungen gewährt.

Dieses entschiedene Vorgehen der Westmächte gegen Dom Miguel fand seinen Wiederhall im Lande. Die wiederholte Demüthigung, die er erfahren, hatte seine Schwäche auch seinen Gegnern in Portugal gezeigt. Von Neuem brach der Unwille gegen ihn los; schon im August kam es zu einer Erhebung gegen ihn in Lissabon, an welcher Bürger und Soldaten in gleicher Weise betheiligt waren. In Strömen von Blut erstickte Dom Miguel den Versuch der Auflehnung: über 60 Offiziere und Bürger wurden erschossen. Einen Monat später wiederholten sich die Gräuelscenen in Oporto, wo die Garnison, von ihren Offizieren angeführt, gegen den Tyrannen aufstand. Allein auch dieser Erhebungsversuch endigte mit dem Untergange der Betheiligten; den Massenhinrichtungen machte nur die Warnung eines dem Usurpator ergebenen Obersten ein Ende, daß diese schrankenlose Grausamkeit den längst grollenden Unmuth der anderen Regierungen zum Ausbruche bringen würde.

Allein das lehrten doch diese mißglückten Auflehnungsversuche, daß, so verbreitet und tief auch der allgemeine Unwille wäre, Portugal aus eigener Kraft doch nicht im Stande sein würde, aus seinen Drangsalen sich zu befreien. Hülfe von auswärts mußte ihm kommen,

über die See her. Denn seit die Franzosen die portugiesische Flotte vernichtet hatten, war Portugal an seiner langen Seeküste ein offenes Land; und das war es, was den Getreuen auf Terceira jetzt erhöhte Bedeutung gab.

Mißstimmung in Brasilien. Aus Brasilien kam die ersehnte Hülfe. Seit 1822 war Brasilien ein selbständiges Reich; mit Eifersucht bewachten die Brasilianer die Unabhängigkeit ihres Landes, stets von dem Argwohn erfüllt, daß ihr Kaiser doch noch nicht ganz dem Gedanken entsagt haben möchte, Brasilien wieder als Kolonialland an Portugal zu bringen. Nicht ohne Grund; denn seit Dom Miguel die Königin Maria da Gloria entthront hatte, erzählte man sich und glaubte man, daß der Kaiser Dom Pedro die Absicht habe, nach Portugal zu gehen, seinen Bruder zu stürzen und Portugal in Besitz zu nehmen, d. h. wieder Brasilien damit zu vereinigen. Bald langten auch Flüchtlinge in Menge aus Portugal an, die in dem Tochterlande Zuflucht suchten. Zwar gab der Kaiser seinen festen Entschluß zu erkennen, die Interessen Brasiliens durch die portugiesischen Verhältnisse nicht zu gefährden, aber doch war man tief verstimmt über die sich wiederholenden Beförderungen portugiesischer Flüchtlinge und fürchtete namentlich deren Einreihung in die Armee. Indeß die Portugiesen benahmen sich mit großer Vorsicht, und der Kaiser selbst kam dem allgemeinen Wunsche nach und ersetzte alle Portugiesen in seinem Ministerium durch Brasilianer. Allein das Mißtrauen gegen ihn, der ja selbst ein Portugiese war, schlief nicht ein.


Dom Miguel.

Da traf am 14. September 1830 die Nachricht von der Julirevolution ein. Brasilien ist in Wahrheit ein Küstenland, in welchem sich die gebildete Bevölkerung in eine Reihe durch regelmäßige Schifffahrt mit einander verbundener Städte zusammendrängt. Dahinter ziehen sich an den Flüssen aufwärts die Plantagen hin und endlich folgt ein ungeheures Gebiet, in welchem fast nur Indianer eine fluktuirende Bevölkerung bilden. Nur in der Provinz Ouro Preto giebt es eine dichtere, Ackerbau und Bergbau treibende Bevölkerung europäischer Abkunft. Infolge dessen geschah es, daß jene Nachricht sich sehr rasch unter der ganzen urtheilsfähigen Bevölkerung verbreitete und eine große Erregung der Gemüther hervorrief. Die Zahl der freisinnigen Zeitungen vermehrte sich plötzlich auf 42, denen nur 11 konservative gegenüberstanden. Alle stachelten das empfindliche Nationalgefühl durch herausfordernde Artikel an, richteten scharfe Angriffe auf die unordentliche Finanzwirthschaft der Regierung und forderten zum Widerstande gegen die absolutistischen Neigungen des Kaisers wie gegen seine portugiesischen Sympathien auf.

Alle diese Angriffe erhielten, wie es schien, eine Bestätigung schon im Oktober, als in Rio de Janeiro Waffen für 10,000 Soldaten aus Europa eintrafen, welche ohne Ermächtigung der Kammern bestellt worden waren. Lag darin nicht eine Verletzung der Verfassung? Deutete die Sendung nicht auf geheime Pläne betreffs Portugals? Dazu kam, daß der frühere Finanzminister und Freund des Kaisers, Barbacena, in Ungnade entlassen, vertrauliche Briefe veröffentlichte, welche ein sehr übles Licht auf ihren Schreiber, auf den Kaiser, warfen. Selbst bei den farbigen Klassen der Bevölkerung erlosch die frühere Volksbeliebtheit des Herrschers.

Abdankung Dom Pedro's. Die Bevölkerung wieder für sich zu gewinnen, begab sich Dom Pedro ohne Begleitung in die Provinz Ouro Preto, die stets besonders warm und treu zu ihm gehalten hatte. Aber der Empfang war jetzt kalt; die Proklamation, welche er gegen die Aufhetzer erließ, diente eher dazu, die Opposition gegen ihn zu verstärken als zu verringern. Enttäuscht, bis ins Herz gekränkt, kehrte der Kaiser zurück; ihm kam der Gedanke abzudanken: schon während der Rückreise sprach er ihn aus.

Um so mehr wünschten die Portugiesen der Hauptstadt Dom Pedro ihre Anhänglichkeit zu zeigen. Bei seiner Rückkehr nach Rio illuminirten sie ihre Häuser, durchzogen mit Musikbanden die Stadt, brachten dem Kaiser und allen „guten" Portugiesen Lebehochs und stießen gegen alle Bürger, deren Fenster nicht erleuchtet waren, laute Drohungen aus. Es kam zu einer großen Prügelei in den Straßen, in welcher die Portugiesen den Sieg davon trugen.

In alle diesem sahen die Brasilianer eine Nationalbeschimpfung. Die Aufregung in Rio gab der Stadt ein revolutionäres Ansehen. Pöbelrotten, von Zeitungsschreibern angeführt, durchzogen lärmend alle Straßen; die Truppen schlossen sich der allgemeinen Volksbewegung an; eine beschwichtigende Proklamation des Kaisers wurde mit Füßen getreten. Man verlangte liberale brasilianische Minister. Drei Friedensrichter begaben sich am Abend des 6. April zu dem Kaiser und trugen ihm die Wünsche des Volkes vor. „Ich bin bereit", erwiederte er, „Alles für das Volk zu thun, nichts aber durch das Volk."

Kaum wurde diese Antwort bekannt, so traten auch die letzten noch treuen Truppen, selbst die kaiserliche Ehrengarde, zum Volke über. Dom Francisco de Lima, der Oberbefehlshaber der Truppen, begab sich zum Kaiser, um ihn jetzt noch zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. „Laßt sie", erwiederte Dom Pedro mit Würde auf den Bericht von dem allgemeinen Abfalle der Regimenter, „ich will nicht, daß einer für mich geopfert werde." Allein die Entlassung seiner Minister verweigerte der Kaiser mit Entschiedenheit. Es wurde nach Dom Vergueiro, dem Führer der Opposition im Senate gesandt: er war nicht gleich zu finden. Es schien, als wenn der Kaiser jetzt einlenken wollte: ein Adjutant Lima's wartete auf die Entscheidung. Die Stunden vergingen; der Kaiser überlegte allein, ohne irgend Jemand zu fragen. Endlich um 2 Uhr Nachts — am 7. April 1831 — war er entschieden: er schrieb auf ein Blatt seine freiwillige Thronentsagung zu Gunsten seines siebenjährigen Sohnes Pedro nieder: „Hier ist meine Entsagung", sagte er zu dem Adjutanten, „möget ihr glücklich sein! Ich werde das Land verlassen, das ich herzlich liebte und noch immer liebe." Thränen erstickten seine Stimme; er wandte sich ab und ging in das anstoßende Zimmer.

Wenige Tage danach schiffte er sich an Bord des englischen Linienschiffes Warspite ein: seine Kinder ließ er zurück, nur seine Tochter Maria da Gloria, die aus England zu ihm gekommen war, begleitete ihn und seine Gemahlin, die Prinzessin von Leuchtenberg, mit der er erst jüngst sich vermählt hatte.

Die Besetzung von Oporto. Hochsinnig und ritterlich, wenn auch dabei eigenwillig und phantastisch, hielt es Dom Pedro jetzt für seine Pflicht, seiner Tochter zu ihrem Rechte zu verhelfen. Er setzte dabei voraus, daß die Volksstimmung in Portugal bei diesem Unternehmen so sehr ihm zur Seite stehen würde, daß es nur eines kräftigen Anstoßes bedürfte, um des unähnlichen Bruders angemaßten Thron umzustürzen.

In Paris empfing man ihn mit hoher Auszeichnung und sicherte ihm, wenn auch nicht Unterstützung, so doch jede mögliche Förderung gegen den anmaßenden Usurpator am Tejo zu. Auch in London fand er bereites Entgegenkommen. So wandte denn Dom Pedro sein bedeutendes Privatvermögen darauf, um zum Vergeltungskampfe die streitbaren Abenteurer aus allen Ländern um sich zu sammeln. Auf der Rhede der Insel Belleville an der bretagnischen Küste vereinigte er mit Genehmigung der französischen Regierung seine Streitkräfte: eine Anzahl bewaffneter Schiffe, die er unter den Befehl des Engländers Sartorius stellte, und auf denselben einige tausend geworbene Wagehälse, untermischt mit portugiesischen Flüchtlingen. —

Die Flotille ging in See; im März 1832 landete sie auf Terceira. Hier schloß von

den Patrioten sich ihm an, was die Waffen tragen konnte. So wuchs die Streitmacht auf 7500 Mann. Nun ging es von den Azoren nach Portugal zurück. Wol besaß auch nach dem Verderben, das im vergangenen Jahre die portugiesische Flotte durch die Franzosen betroffen hatte, Dom Miguel noch einige Kriegsschiffe; allein diese waren außer Stande, die lange Küstenlinie zu decken. Dom Pedro entging ihnen und warf ungefährdet in dem kleinen Hafen Villa do Conde am 7. Juli Anker. Auf die Nachricht seiner Landung flüchtete sich sofort die Besatzung des nahen Oporto, so daß schon am nächsten Tage Dom Pedro die ansehnliche Handelsstadt besetzen konnte, lebhaft als Befreier aus allen Drangsalen von den Einwohnern begrüßt. In aller Eile wurden Schanzen um die Stadt aufgeworfen, um sie vertheidigungsfähig zu machen; denn schon nahte Dom Miguel mit weit überlegenen Streitkräften.

Ein Jahr lang standen sich bei Oporto die feindlichen Brüder persönlich gegenüber; fast täglich fanden Scharmützel zwischen den beiden Heeren statt; allein Solignac, den Dom Pedro an die Spitze seiner Streitmacht gestellt hatte, war ebensowenig fähig, sich jenseits der Verschanzungslinie zu behaupten, wie Dom Miguel oder Marschall Bourmont, dem später der Oberbefehl übertragen wurde, die Verschanzungen einzunehmen. Demnach mußte allmählich Dom Pedro in Nachtheil kommen, die Reihen seiner kleinen Armee begannen sich zu lichten, seine Mittel sich zu erschöpfen. Die Flotte, welche unthätig auf der Rhede lag, wurde mißmuthig, da die Soldzahlungen stockten: Sartorius drohte, die Schiffe nach England zurückzuführen. Ein kühner Entschluß mußte gefaßt werden, um dem langsamen Untergange zu entgehen.



Dom Pedro.

Napier und Villaflor. Auf Solignac's Rath fand Dom Pedro den engherzigen Sartorius ab und betraute mit dem Kommando seiner Schiffe den englischen Kapitän Napier. Damit war der rechte Mann gefunden, um auch die Flotte nutzbar für den Kampf zu machen. Es wurde beschlossen, in Oporto sich ausschließlich auf Vertheidigung zu beschränken, um Kräfte verfügbar zu erhalten, den Feind im Rücken zu bedrohen.

Dom Miguel hatte seine sämmtlichen Streitkräfte um Oporto konzentrirt, so daß das übrige Land von Truppen ziemlich entblößt war. Daraufhin schiffte sich der tapfere Villaflor, den Dom Pedro zur Belohnung für die Unterwerfung der Azoren zum Herzog von Terceira erhoben hatte, mit 3000 Mann nach dem Süden Portugals ein. Er landete in Castro Marim in Algarbien und eroberte in wenig Tagen die ganze Provinz.

Napier wandte nunmehr seine Schiffe wieder nach Norden; sein Geschwader umfaßte drei Fregatten, eine Korvette, eine Brigg und einen Schooner. Mit dieser geringen Macht stieß er am 5. Juli auf der Höhe des Kaps St. Vincent auf die Flotte Dom Miguels, welche aus zwei Linienschiffen, drei Fregatten, drei Korvetten und zwei Briggs bestand. Unbekümmert um das große Mißverhältniß der Streitkräfte griff er den Gegner an: eine Kühnheit, welche die Feinde so erschreckte, daß sofort vier Schiffe, freilich die kleinsten, die Flucht ergriffen. Der Ausgang des ungleichen Kampfes entsprach diesem Anfange: Napier nahm fünf der feindlichen Schiffe, darunter die beiden Linienschiffe; 280 Geschütze, aus denen eine

einzige gut gezielte Salve die Flotte Dom Pedro's hätte vernichten müssen, wurden erobert; 3200 Seesoldaten und Matrosen ergaben sich dem verwegenen Engländer, um von diesem, wie sie es wünschten, größtentheils dem Heere Dom Pedro's eingereiht zu werden.

Das war ein großer Erfolg: allein Villaflor überbot ihn noch. Während der Schreck über die Niederlage bei St. Vincent noch die Migueliſten lähmte, machte sich Villaflor mit 1500 Mann regulärer Truppen und einer Anzahl Freischärler gerades Weges gegen Lissabon auf. Durch die Provinz Alemtejo kam er unangefochten; erst bei Setuval stellte sich ihm der Feind in den Weg: er schlug ihn und nahm die Stadt mit Sturm ein. Da überschritt der General Jordão, von Lissabon kommend, den Tejo und warf sich der kleinen Schar Villaflor's mit 4000 Mann entgegen: allein beim ersten Zusammenstoß zerstäubten die Migueliſten nach allen Seiten. Auf die Kunde hiervon gab der Kommandant von Lissabon jeden Gedanken an Vertheidigung auf und verließ mit den ihm noch verbliebenen Truppen in eiliger Flucht die Hauptstadt, ehe noch Villaflor Zeit gehabt hatte, den hier sehr breiten Tejo zu überschreiten. Für die Bürgerschaft Lissabons wurde dies das Signal, die Gefängnisse zu öffnen, den Tausenden darin schmachtender Gefangener die Freiheit zurückzugeben und Maria da Gloria als Königin auszurufen. Und der miguelistisch gesinnte Pöbel verhielt sich dabei ganz still. Erst folgenden Tages langte Villaflor in Lissabon an: vier Tage darauf folgte ihm Dom Pedro, um sich als Regenten im Namen seiner Tochter zu proklamiren.

Das Ende des Bruderkrieges. Doch war durch den Besitz der Hauptstadt der Krieg noch nicht entschieden: die Bewohner des Binnenlandes fuhren fort, an Dom Miguel festzuhalten. Es war vornehmlich der maßgebende Einfluß der Geistlichkeit auf die Landbewohner, welcher diese auf der Seite des Prätendenten festhielt. Fürchtete diese doch von dem freisinnigen Dom Pedro eine Beeinträchtigung ihrer großen Stellung im Lande. Ueberdies erschien Vielen Dom Pedro, der Verbündete Englands und Frankreichs, als ein Fremder und demnach als ein Feind ihres Vaterlandes. So sah denn Dom Pedro mit Enttäuschung, daß er, so freudig auch die großen Städte und die gebildeteren Klassen allerorten für ihn Partei nahmen, doch in der großen Masse des Volkes keinen Boden fand. Es ließ sich so an, als wenn an dem Kriege der Brüder der Bürgerkrieg sich entzünden sollte.

Dom Miguel eilte, die verlorene Hauptstadt wieder zu gewinnen: er ließ vor Oporto nur ein Observationscorps zurück und rückte in Eilmärschen gegen Lissabon heran. Jedoch Dom Pedro war zur Gegenwehr gerüstet: er hatte die Stadt mit einem Gürtel von Schanzwerken umgeben lassen und die Besatzung durch Heranziehung eines Theiles der Vertheidiger von Oporto bis auf 10,000 Mann gebracht. Außerdem hatten sich mehrere tausend Bürger freiwillig zum Waffendienste gestellt. Wiederum zersplitterte sich der Krieg in tägliche Scharmützel ohne Entscheidung. Monate vergingen, ohne die Lage zu ändern: erst das neue Jahr rückte die Entscheidung näher.

Mehrere Mitglieder des hohen Adels in den nördlichen Provinzen fielen von der Fahne Dom Miguel's ab: ihr Vorgang bewirkte einen Umschlag der Volksstimmung, soweit ihr Einfluß reichte. Guerillabanden bildeten sich in den Gebirgen des Nordens, vertrieben die Beamten Dom Miguel's und entzogen diesem die Hülfsmittel der Provinz Tras os Montes. Dann machte Napier die Provinz Entre Minho e Douro abwendig, bemächtigte sich mit einigen hundert Mann des Hafen Figueira und rückte gegen Coimbra vor.

Infolge dessen löste das Corps Dom Miguel's, welches noch vor Oporto stand, sich auf. Nun verließ Villaflor, den Dom Pedro als Kommandanten nach Oporto geschickt hatte, die Stadt, überschritt den Douro und vereinigte sich vor Coimbra mit Napier. Die Migueliſten gaben die Stadt ohne Widerstand auf und zogen sich südwärts zurück, während die vereinigten Befehlshaber sie unablässig bedrängten, langsam bis Thomar vorrückend, wo sie die Stellung Dom Miguel's vor Lissabon im Rücken bedrohten.

Unterdessen war der Londoner Vertrag abgeschlossen worden, in welchem die Westmächte für Isabella von Spanien so gut wie für Maria da Gloria eintraten. Die Königin-

Regentin von Spanien sandte auf Grund des Vertrages ein Truppencorps unter General Rodil über die portugiesische Grenze: bei Thomar vereinigte es sich mit Villaflor. Dadurch war Dom Miguel's Stellung bei Santarem vor Lissabon völlig unhaltbar geworden. Trotzig rückte er auf Thomar los; es kam am 15. Mai 1834 zur Schlacht: sein Heer wurde aufs Haupt geschlagen und fast ganz zersprengt. Mit dem Reste rettete er sich über den Tejo nach Evora und bot dem siegreichen Bruder jetzt den Frieden an. Allein Dom Pedro wies ihn schroff zurück. Da schloß denn Villaflor mit dem General Lemos, der allein noch bei Dom Miguel ausgehalten hatte, am 26. Mai zu Evoramonte einen Vertrag, nach welchem Dom Miguel auf die Krone verzichten, jedoch ein Jahrgeld von 375,000 Francs erhalten sollte, unter der Bedingung, daß er Portugal verließe und nie wieder in dessen Angelegenheiten sich einmische.



Lissabon im Jahre 1830.

Dom Miguel nahm das an und begab sich nach Italien, von wo aus er sofort den Vertrag als ihm abgezwungen widerrief, ohne doch damit etwas Anderes zu erreichen, als daß das Jahrgeld nunmehr wieder eingezogen wurde. Niemals hat er von der Hoffnung gelassen, den Thron wieder zu besteigen. Am 15. November 1866 ist er in Heubach bei Miltenberg am Main gestorben.

Dom Pedro und seine Familie. Die nächste Sorge des siegreichen Regenten war die Wiederherstellung des Staats, der durch die mehrjährige greuliche Mißwirthschaft Dom Miguel's tiefer zerrüttet war als durch den Bruderkrieg. Er begann damit, daß er alle Mönchsorden, Hospitien und Klöster in ganz Portugal und den dazu gehörenden Inseln aufhob und deren Güter für den Staat einzog, jedoch den Mönchen und Nonnen eine jährliche Pension zum Lebensunterhalte gewährte. Damit wurde eins der wesentlichsten Hemmnisse beseitigt, welche bisher jeder freien geistigen Entwicklung in Portugal entgegengestanden hatten.

Das Nächste war die Aufhebung der britischen Weincompagnie von Oporto, wodurch im Interesse der treuen Kaufleute von Oporto der Weinbau und Weinhandel in den Uferlandschaften des Douro den Händen der Briten entzogen wurde; ein erster Schritt, Portugal aus seiner merkantilen Abhängigkeit von England zu lösen.

Alle Verordnungen und Gesetze, die seit 1828 erlassen waren, wurden aufgehoben, alle Erkenntnisse wegen angeblicher politischer Verbrechen wurden kassirt: den Betroffenen wurden ihre Güter, Aemter und Ehrenstellen zurückgegeben und die Richter selbst zum Ersatze für alle Verluste der Verurtheilten herangezogen. Aus dem Senate wurden diejenigen Adeligen entfernt, welche für Dom Miguel irgend welche agitatorische Thätigkeit entwickelt hatten, und aus dem gleichen Grunde 37 Professoren der Universität Coimbra ihrer Stellen entsetzt.

Am 15. August 1834 traten, von Dom Pedro sofort nach dem Vertrage von Evoramonte berufen, die Cortes zusammen: der Regent legte ihnen ohne Prahlerei in ausführlicher Rede dar, was er für die Errettung Portugals gethan hatte; begeisterter Beifall lohnte ihn; mit ungeheurer Stimmenmehrheit wurde er von beiden Häusern als Regent Portugals für die Zeit der Unmündigkeit der jungen Königin Maria da Gloria bestätigt. Allein die ungeheuren Anstrengungen und Aufregungen der letzten Jahre hatten die Kraft Dom Pedro's gebrochen: Brustwassersucht stellte sich ein und warf ihn aufs Krankenlager. Er fühlte seine Auflösung nahe: am 18. September schon legte er die Regentschaft nieder, folgenden Tages ließ er die Vertreter der in Lissabon stehenden Regimenter an sein Sterbelager rufen und beauftragte sie, Alle umarmend, ihren Kameraden das letzte Lebewohl ihres sterbenden Führers zu überbringen. Fünf Tage später — am 24. September 1834 — erlag er, erst 36 Jahre alt, der Krankheit.

Maria da Gloria, seine Tochter, geboren 1819, bestieg, jetzt mündig erklärt, den Thron. Im folgenden Jahre vermählte sie sich mit dem Bruder ihrer Stiefmutter, mit dem Prinzen August von Leuchtenberg, und nach dessen bald erfolgendem Tode mit dem Prinzen Ferdinand von Koburg-Cohary. Unerfahren und launenhaft, war sie außer Stande, ihr Reich vor Parteiungen zu bewahren. Dom Pedro hatte nach seinem Einzuge in Lissabon die von ihm früher für Portugal gegebene Carta de Ley wieder hergestellt: 1836 erhob sich ein Aufstand gegen dieselbe und proklamirte die viel freisinnigere Verfassung des Jahres 1822, welche nur eine Kammer festsetzte und dem Könige nur ein aufschiebendes Veto gewährte. Im Laufe der Jahre erfuhr sie zwar mehrfache Abschwächungen, 1842 stellte jedoch der Justizminister Costa Cabral durch eine in Oporto eingeleitete Bewegung wieder Dom Pedro's Carta de Ley her. Allein 1846 brach ein Bürgerkrieg aus, welcher Cabral zur Flucht zwang und das Land von Neuem in die größte Verwirrung stürzte. Das bewaffnete Einschreiten Spaniens und der Westmächte beendigte ihn und führte Cabral zurück, der nun rastlos thätig war, Ackerbau, Handel und Gewerbfleiß im Lande zu heben. Jedoch ein Militäraufstand unter dem Marquis von Saldanha zwang ihn zum zweiten Male zur Flucht und führte einen harten Militärdespotismus über Portugal herauf; so groß war die Lösung aller Ordnung im Lande, daß selbst Dom Miguel den Gedanken der Rückkehr faßte.

Inmitten dieser Unruhen starb Maria da Gloria 1853. Für ihren erst sechzehnjährigen ältesten Sohn Dom Pedro V. übernahm ihr Gemahl die Regentschaft und führte sie mit besonnener Mäßigung; Tage der Ruhe schienen endlich für Portugal gekommen zu sein. Sie dem Lande zu erhalten, war auch das Bestreben des jungen Königs; aber er starb schon 1861. Ihm folgte sein Bruder Dom Luis I., nach mehreren rasch nach einander eintretenden Todesfällen der letzte Sohn Maria's. Dom Pedro's Familie schien dem Aussterben nahe: ein Gesetz wurde daher mit Zustimmung der Cortes erlassen, welches die Prinzessinnen für thronfähig erklärte, um Dom Miguel und seine Nachkommen für alle Zeiten vom Throne fern zu halten.

Große Aufgaben harrten der Lösung durch den jungen König. Es bedurfte der Hebung des Gewerbfleißes, der Förderung des Volksunterrichts, der Befreiung des Handels aus den Händen der Engländer, der Erleichterung des Ackerbaues, und über Alles der Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung, um das reich gesegnete Land zu einer gedeihlichen Entwicklung seiner Kräfte zu führen: Aufgaben, ebenso schwer wie dankbar, und bis zur Stunde erst zum geringsten Theile gelöst. —



Illustrirte Weltgeschichte. VIII. Nach dem Gemälde von Ed. Chalon.

Victoria, Königin von Grossbritannien und Irland.



Schloß Windsor.

Die Agitation in England.

Durch die Parlamentsreform war in England das Uebergewicht der grundbesitzenden Aristokratie zerstört worden: der politische Schwerpunkt war auf die industriellen Mittelklassen fortgerückt, wenn man auch manche ältere aristokratische Formen noch schonend beibehalten hatte. Den Vertretern der arbeitsamen Mittelklassen im Parlament aber fehlte durchaus die Neigung, für dynastische Interessen, für Legitimität, für europäisches Gleichgewicht die Kraft des Landes einzusetzen; die Rücksicht auf die materiellen Interessen galt ihnen als oberster Gesichtspunkt der Politik, die Sicherstellung der englischen Industriemacht wurde das oberste Ziel des Handelns. Das war eine Einseitigkeit, welche in manchem Betracht zu wohlthätigen Erleichterungen des wirthschaftlichen Lebens geführt hat, aber zugleich auch in naturgemäßer Folge die unterdrückten Volksschichten zu immer ungestümeren Ansprüchen aufrufen mußte.

Die Zustände in Irland. Wenn irgend eine Volksklasse des Britischen Reiches so gehörten zu den Unterdrückten die Bewohner der „grünen Insel“. Schon seit den Tagen König Heinrich's II. den englischen Königen unterthan, begann doch die grundsätzliche Unterdrückung der Insel erst mit der Königin Elisabeth. Zu der Verschiedenheit der Nationalität trat damals der Unterschied der Konfession: die keltischen Iren blieben katholisch, während die germanischen Engländer der Reformation beitraten. Den Iren wurde in rücksichtsloser Weise der Grund und Boden ihrer Insel genommen und englischen Kolonisten zu Lehen gegeben; die folgenden Jahrhunderte vollendeten die Beraubung, so daß im neunzehnten Jahrhundert von den 11 Millionen Morgen urbaren Landes in Irland nur noch $1^1/_2$ Mill. im Besitze von Iren waren. Jeder Aufstandsversuch der Iren wurde mit blutiger Strenge niedergeschlagen; durch den Rachezug Cromwell's allein fand eine halbe Million Iren im Kampfe für ihr Heimatsland den Untergang. Damit Hand in Hand ging die Unterdrückung der katholischen Kirche in Irland. Das Kirchengut wurde eingezogen und anglikanischen Geistlichen übergeben; Glocken, Wallfahrten, Prozessionen wurden verboten, die katholischen Lehrer aus dem Lande gewiesen, die irischen Kinder in protestantische Schulen geschickt, Mischehen auf das Strengste untersagt, durch Test- und Korporationsakte die Katholiken von allen Aemtern ausgeschlossen. Gegen hohen Pachtzins an die englischen Herren bebaute das zertretene und gemißhandelte

13*

Volk den Boden seiner Väter; dazu hatte es den Zehnten an die anglikanischen Geistlichen, die ihm gesetzt waren, zu entrichten und mit den kümmerlichen Beiträgen seiner Armuth seine eigenen katholischen Priester zu unterhalten. Hülfe aber gegen Druck und Aussaugung war auch bei den Gerichten nicht zu finden; denn die protestantischen Jurys wie die protestantischen Richter gaben dem klagenden „Paddy" stets Unrecht.

Das Toryregiment endlich, welches mit der Thronbesteigung Georg's III. begann, brachte das Maß zum Ueberlaufen; eine drohende Gährung ging durch die ganze Insel, und auf die Kunde von der Erhebung der amerikanischen Kolonien erhoben sich auch die Iren. England suchte sie zu beschwichtigen, das Recht, Grundbesitz zu erwerben und eigene Schulen zu errichten, wurde den irischen Katholiken zurückgegeben; aber der Ausbruch der französischen Revolution entfaltete auf der Insel den Brand von Neuem; es kam zu einer Verständigung mit dem Direktorium. Allein die Expedition, welche General Hoche nach Irland führte, mißlang; und auf sich selbst angewiesen, wurden die irischen Insurgenten leicht von den Engländern überwältigt: durch Hunderte von Hinrichtungen stellten die Sieger ihre erschütterte Herrschaft über die Insel wieder her. Es war aber Pitt ein Ernst damit, auch die Gemüther der Iren mit der englischen Herrschaft zu versöhnen, vor Allem ihnen die Vorstellung zu nehmen, daß sie Beherrschte wären. So brachte er die „Union" zu Stande, welche den Iren Vertretung im englischen Parlamente, das aktive, jedoch nicht das passive Wahlrecht gewährte. An der geplanten Katholikenemanzipation jedoch kam er selbst zu Fall.

Indeß die Union war ein völlig unzureichendes Zugeständniß; sie erleichterte den Druck, der dem unglücklichen Volke das Mark auspreßte, keineswegs: nur von der völligen Trennung Irlands von England konnten die Iren Hülfe erhoffen. Aufhebung der Union (Repeal) wurde demnach die allgemeine Losung. Freilich stellte das Katholikenemanzipations-Gesetz 1829 der Idee nach die katholischen Irländer den protestantischen Engländern gleich; aber in Wahrheit gewährte es nicht mehr, als das passive Wahlrecht zum Parlament: die alten unerträglichen Mißstände blieben ungebessert, die Verarmung des irischen Volkes wuchs zusehends. So mußte denn die Julirevolution in den erregbaren, gereizten Gemüthern der Iren mächtigen Wiederhall finden. War den Belgiern die Selbstbefreiung gelungen, warum sollte sie den Iren mißlingen? Noch lauter als vorher wurde jetzt Repeal das Feldgeschrei der Iren. Die Kartoffelernte mißrieth; Niemand unter dem leichtlebigen Volke hatte rechte Vorsorge getroffen; zahlreiche wirthschaftliche Existenzen gingen zu Grunde; in manchen Gegenden der dichtbevölkerten Insel, welche damals gegen 8 Millionen Einwohner zählte, heute kaum 5, brach Hungersnoth aus: für alle Noth machte man die Engländer verantwortlich.

Der Kampf um die irische Kirchenbill. Schon erhoben sich hier und dort Stimmen, welche eine Erhebung des irischen Volkes mit den Waffen in der Hand verlangten. Aber noch siegte die Besonnenheit. Mit hinreißender Beredsamkeit leitete Daniel O'Connell seine Landsleute zu friedlicher Agitation, den Bürgerkrieg zu vermeiden. Die „katholische Gesellschaft" war durch die Regierung unterdrückt worden; er stellte sie unter verändertem Namen wieder her, Tochtergesellschaften bildeten sich über die ganze Insel hin, Massenversammlungen wurden gehalten, Zeitschriften gegründet, Petitionen entworfen: von Allem war O'Connell die Seele. Durch seinen Einfluß waren 40 Gesinnungsgenossen von ihm 1832 nach der Parlamentsreform in das Unterhaus gewählt worden, die als sein „Schweif" ihm unbedingt folgten. Das gab ihm eine bedeutende Stellung im Hause: das Ministerium Grey erkannte, daß es die Unterstützung des mächtigen Mannes nicht wohl entbehren könne.

Besonders hart lastete auf Irland die Abgabe des Zehnten an die protestantische Geistlichkeit. Denn wenn auch in Irland auf 7 Millionen Katholiken nur eine halbe Million Protestanten kam, so hatte doch jedes Kirchspiel seinen protestantischen Pfarrer, dessen Gemeinde nicht selten kaum 50 Seelen zählte, dem aber doch die Katholiken neben den Gebühren an ihren eigenen Pfarrer den Zehnten zu erlegen hatten. O'Connell beantragte die Abschaffung dieser ungerechten Abgabe, welche durch Zehntenvögte, häufig unter drohenden Flintenschüssen, eingetrieben wurde. Das Ministerium unterstützte den Antrag, dennoch stieß er auf große

Abneigung im Parlamente. Die Folge war, daß die Aufregung in Irland außerordentlich wuchs: die irischen Pächter weigerten sich, den Zehnten zu bezahlen und widersetzten sich der Auspfändung mit Gewalt. Als nun aber doch die Engländer die Zahlung zu erzwingen suchten, bildeten sich bewaffnete Banden im Lande, Weißfüße genannt, welche durch Brandstiftungen und Mordthaten die Richter und Geschworenen einschüchterten und alle Verhaftungen und Verurtheilungen zu verhindern suchten.

Solche Zustände erforderten außerordentliche Mittel. Viscount Althorp, der Finanzminister, legte dem Parlamente die Kirchenbill vor, welche die Zahl der protestantischen Bisthümer und Pfründen bedeutend verminderte und die Zehnten durch eine Einkommensteuer ersetzte, außerdem die Zahlung der rückständigen Zehnten vorschußweise auf die Staatskasse übernahm. Dadurch sollte die Gährung in Irland beschwichtigt werden: indeß die Rückseite des Antrages war die „Koercionsbill“, welche dem Lordleutnant von Irland auf ein Jahr die Befugniß ertheilte, alle Volksversammlungen zu verbieten und das Standrecht zu verkündigen. Indessen nur die Koercionsbill wurde angenommen; die Bill Althorp's stieß auf Schwierigkeiten: den Hochkirchlichen ging sie zu weit, den Iren war sie eine ungenügende Abschlagszahlung.


Daniel O'Connell.

Im nächsten Jahre 1834 jedoch fragte es sich, ob das Koercionsgesetz verlängert werden solle oder nicht. Darüber herrschte im Schoße des Kabinets selbst Meinungsverschiedenheit: Graf Grey wurde überstimmt und trat deshalb aus; der liberale Lord Melbourne, bisher Minister des Innern, übernahm den Vorsitz. Das Koercionsgesetz wurde demnach nicht erneuert, vielmehr auch der Kirchenbill eine den Iren noch günstigere Fassung gegeben, so daß O'Connell sich einigermaßen für befriedigt erklärte. Allein das Oberhaus verwarf die Bill in dieser Gestalt ohne lange Debatte; die öffentliche Meinung in England stand dabei ganz auf seiner Seite. Der alte Ruf: „Kein Papismus!“ wurde gehört; denn viel zu günstig für die Katholiken erschien der Antrag. Besonders erregt war die anglikanische Geistlichkeit: von allen Kanzeln predigte sie gegen die Bill. Binnen Kurzem wurde die Aufregung im Lande so groß, daß König Wilhelm sich entschloß, das Whigministerium Melbourne zu entlassen, um den Tories sich zuzuwenden.

Lord Wellington, mit der Bildung des neuen Kabinets beauftragt, zog sich vorsichtig hinter Sir Robert Peel zurück; er hatte seine Unpopularität zu empfindlich erfahren. Peel übernahm als erster Lord der Schatzkammer den Vorsitz des Ministeriums, Wellington begnügte sich mit dem Portefeuille des Aeußern. Allein ein Toryministerium bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Parlaments war unmöglich. Ende Dezember 1834 wurde daher das Unterhaus aufgelöst. Allein das neugewählte war den Tories noch entschiedener entgegen: Peel's irische Kirchenbill, nicht weniger mild als diejenige Lord Melbourne's, erlag dem Gegenantrage Lord John Russell's, „die Ueberschüsse des irischen Kircheneinkommens zur allgemeinen Verbesserung des Erziehungswesens in Irland zu verwenden“. Trotz Peel's energischen Widerspruches siegte diese „Appropriationsklausel“ mit einer Mehrheit von 33 Stimmen. Damit war der Rücktritt des Torykabinets entschieden. Die Whigs unter Lord Melbourne's Führung kamen wieder ans Regiment; Lord Russell übernahm das Innere. Allein das Oberhaus

beharrte in seinem Widerstande gegen die Ablösung des Zehnten in Irland; es bedurfte der Stärkung der Whigs, welche ihnen der Thronwechsel 1837 brachte, um endlich, wenn auch ohne die Appropriationsklausel, im Mai 1838 die viel umstrittene Bill zum Gesetz zu erheben.

Reformgesetzgebung. War somit auch die irische Frage es hauptsächlich gewesen, um welche seit der Parlamentsreform das politische Interesse sich erregt hatte, so fehlte es doch daneben nicht an anderen Fragen, deren Lösung aus dem ganzen Charakter der Parlamentsreform sich gleichsam von selbst schien ergeben zu müssen. Konnte ein Parlament, welches nicht mehr der Ausdruck der Macht politischer Koterien war, den Fortbestand der Sklaverei in den englischen Pflanzlanden dulden? Alt war die Agitation dagegen; jetzt gewann sie neue Kraft und erreichte im Juli 1833 auf Stanley's Antrag die gesetzliche Verkündigung der Sklavenemanzipation: 20 Mill. Pfund Sterling (400 Mill. Mark) wurden den Sklavenbesitzern als Entschädigung zuerkannt und bestimmt, daß binnen 12 Jahren schrittweise die Sklaven der Freiheit zugeführt werden sollten.

Daneben wurde der weißen Sklaven in England selbst nicht vergessen. Das Fabrikarbeitergesetz vom 1. Januar 1834 bestellte von Staats wegen Fabrikinspektoren, um die Arbeiter gegen Härte und Willkür zu schützen, und verordnete für die Kinder, welche in den Fabriken arbeiteten, Abkürzung der Arbeitszeit und Schulunterricht.

Weiter noch als Graf Grey ging Lord Melbourne. Bisher hatten die Gemeinden die Armenlast zu tragen; für manche derselben war sie zu einer fast unerschwinglichen Höhe angewachsen, während doch den wirklich Bedürftigen vielfach gar nicht oder ganz ungenügend geholfen wurde; denn arbeitsscheue Subjekte verstanden es, häufig zu ganzen Familien, von den Gemeinden sich erhalten zu lassen. Dem gegenüber bestimmte das Armengesetz vom 14. August 1834, daß die Armenpflege unter der Aufsicht einer besonderen Behörde von Armenräthen sollte geleitet werden; öffentliche Arbeitshäuser wurden eingerichtet, in welchen alle Arbeitsfähigen mit Strenge zur Arbeit und zu geregelter Lebensweise sollten angehalten werden, damit nur den Arbeitsunfähigen die Unterstützung der Gemeinden zutheil wurde.

Mehr als diese Gesetze war die Munizipalbill von politischer Tragweite. Bisher ergänzten in den Städten die Magistrate sich selbst und führten die Verwaltung des städtischen Vermögens, ohne irgend Jemand Rechenschaft abzulegen. Dadurch waren die Städte in die Hände von Familiencliquen gekommen, die mehr auf ihr Interesse als auf dasjenige der Stadt bedacht waren. Sie hielten es meist mit den Tories und waren grundsätzlich jeder Veränderung feind. Die Munizipalbill beantragte nun, das Stadtregiment unter volksthümliche Kontrole zu stellen und die Verwaltung des städtischen Vermögens sowie die Wahl der städtischen Beamten in die Hand der Bürger zu legen. Dagegen erhoben sich nun nicht nur die Mayors und Aldermen, sondern ebenso sehr die Tories, welche wohl sahen, daß die Städte durch die Selbstverwaltung sich ihrem Einflusse völlig entziehen würden. Das aber war es gerade, was Melbourne und Russell bezweckten. Freilich erfuhr die Bill durch den Widerstand der Tories manche Abschwächung, aber doch bedeutete sie einen großen Fortschritt zu allgemeiner Rechtsgleichheit, als sie am 9. September 1835 Gesetzeskraft erhielt.

Von Neuem entbrannte der Kampf, als das Armengesetz und die Städteordnung auf Irland übertragen werden sollte. Das Oberhaus bestand jetzt auf so wesentliche Umgestaltung der Munizipalbill, daß Lord Russell sie lieber ganz zurückzog und mit der Durchbringung der Armenbill sich begnügte.

Eine Hochburg der Tories waren auch die Universitäten Oxford und Cambridge, beide ganz unter dem Einflusse der anglikanischen Kirche stehend. Im Gegensatz zu ihnen gründete daher das Ministerium Melbourne 1836 die Universität London, welche stiftungsmäßig von der Kirche unabhängig sein sollte: ein neuer Anlaß, die Tories und die Bischöfe mit Ingrimm gegen das Ministerium zu erfüllen. Vollends was hatten sie zu erwarten, wenn ein Regent, freisinniger als König Wilhelm, auf den Thron Englands gelangen sollte?!

Die Orangelogen. Wie aber konnten sie für die Zukunft sich sicher stellen? Zu den Zeiten Wilhelm's III. war zu dem Zwecke, in Irland den Protestantismus zu schützen und

die streng englischen Gesetze dort aufrecht zu erhalten, der Orangebund gestiftet worden. Allmählich indeß verfallen, war er gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, als die Gährung unter den Iren für die englische Herrschaft immer bedrohlicher wurde, wieder erneuert worden. Jetzt hatte er sich eine Verfassung nach Art der Freimaurer gegeben, in Logen über das ganze Land hin sich vertheilend. Mehr und mehr machte er es sich zur Aufgabe, den Bestrebungen der whigistischen Ministerien, Irland durch Entgegenkommen mit der englischen Herrschaft auszusöhnen, sich entgegenzustellen. In allen Kreisen der Tories, zumal in der Armee, zählte er Anhänger; die Zahl aller Mitglieder der Orangelogen schätzte man unter Wilhelm IV. auf etwa 300,000; Großmeister war der Herzog von Cumberland, des Königs jüngerer Bruder, ein höchst reaktionär gesinnter Mann, in welchem die Ultra-Tories ihr Haupt sahen. Dadurch wurden die Orangelogen ein Geheimbund zur Wahrung torystischer Interessen. Nichts aber konnte dazu förderlicher sein, als wenn es gelang, Cumberland die Thronfolge zu verschaffen und dadurch eine Gewähr zur Durchführung der kühnsten torystischen Entwürfe für die Zukunft zu gewinnen.

Indeß diese Pläne, welche auf den Umsturz der gesetzlichen Thronfolgeordnung hinarbeiteten, blieben nicht verborgen. Im Unterhause trug der radikale Abgeordnete Joseph Hume darauf an, eine Adresse an den König auf Unterdrückung der Orangelogen zu richten. Natürlich traten die Tories für die bedrohten Orangisten ein und erklärten die denselben gemachten Vorwürfe für unbegründet; allein Hume legte drei dicke Aktenstöße auf dem Tische des Hauses nieder, welche die Beweise seiner Anschuldigungen enthielten. Das wirkte: die Tories schwiegen, und das Unterhaus nahm Hume's Antrag an. Infolge dessen empfahl der Herzog von Cumberland sämmtlichen Logen sich aufzulösen: was denn auch geschah. Die Gefahr eines Bürgerkrieges, welche diese hochverrätherischen Umtriebe der Orangelogen in sich schlossen, war damit nicht nur beseitigt, sondern zugleich der ganzen Torypartei in der öffentlichen Meinung eine Niederlage bereitet, von der sie Jahre gebraucht hat, sich wieder zu erholen.

Die Königin Victoria. Am 20. Juni 1837 starb König Wilhelm: nach Erbrecht ging die englische Krone von dem Kinderlosen auf seine Nichte Victoria über.

Der frühe Tod der Prinzessin Charlotte, der einzigen Erbin Georg's IV., wurde die Veranlassung, daß sich die jüngeren Brüder des Prinzregenten, obgleich sie schon die Fünfzig überschritten hatten, doch noch vermählten: an demselben Tage, am 11. Juli 1818, heiratheten Wilhelm Herzog von Clarence und Eduard Herzog von Kent, König Georg's III. vierter Sohn. Kent war ein großer stattlicher Mann, der sich der Hoffnung hingab, alle seine Brüder zu überleben. „Der Thron wird an mich und meine Kinder kommen“, versicherte er mit aller Zuversicht. Seine Gemahlin Victoria war die Schwester des späteren Königs Leopold von Belgien; ihren ersten Gemahl, den Fürsten von Leiningen, hatte sie 1814 durch den Tod verloren; 19 Jahre jünger als Kent, übertraf sie ihn weit in natürlicher Heiterkeit und Lebensfrische. Sie erfüllte die Hoffnungen ihres Gemahls: am 24. Mai 1819 wurde ihm eine Tochter geboren, „rund wie ein gefülltes Täubchen.“ Mit Stolz pflegte der Herzog das hübsche Kind seinen Vertrauten zu zeigen. „Aber nehmt sie in Acht“, setzte er vorsorgend hinzu, „denn sie wird Königin von England.“

Noch war indeß die kleine Prinzessin Victoria kein Jahr alt, als eine Lungenentzündung den Herzog von Kent unerwartet dahinraffte, sechs Tage vor seinem greisen Vater, am 23. Januar 1820. Die Herzogin zog sich mit ihrer jungen Tochter nach Kensington zurück, wo sie ausschließlich der Erziehung der Kleinen sich widmete. Ihre Verhältnisse waren sehr eingeengt, denn die große Schuldenlast, welche Kent hinterlassen hatte, lag schwer auf seinen Hinterbliebenen. Fernab vom Getreibe der großen Welt, von der Unruhe des Hofes, erwuchs die junge Prinzessin; die liberalen Grundsätze ihres Oheims Leopold und ihrer warmherzigen, freisinnigen Mutter wurden für sie Richtschnur des Denkens Die Whigs standen damals an der Spitze der Reformbewegung: darum hatten nur die Namen der Whigs in Kensington guten Klang.

Eben erst hatte die Prinzessin Victoria das achtzehnte Lebensjahr überschritten, als der Tod König Wilhelm's aus der Idylle des Landhauses sie als die nächste Erbin auf den Thron rief. Sofort hatte sie selbst die Regierung zu führen; denn wenn auch nach englischem Gesetze der Souverän nie minderjährig ist, war es doch regelmäßiger Brauch, durch besondere Parlamentsakte eine Regentschaft, jedoch nur bis zur Vollendung des achtzehnten Jahres, erforderlichen Falles für ihn anzuordnen. So war denn Victoria jetzt Königin, ebenso uneingeschränkt wie unerfahren. Es konnte nicht ausbleiben, daß alsbald Bewerber die jugendliche Königin umdrängten: allein voll hohen Pflichteifers, ungetheilt ihrem königlichen Amte sich zu widmen, ließ sie alle dahin bescheiden, daß sie für die nächsten Jahre nicht die Absicht habe sich zu vermählen. Diese Reserve glaubte sie auch gegen ihren Vetter, den Prinzen Albert von Sachsen-Koburg, festhalten zu sollen: er war 1836 in England zum Besuche gewesen und hatte des Eindrucks auf ihr junges Herz nicht verfehlt. Als er aber im Herbste 1839 zu einem zweiten Besuche in Windsor eintraf, erfolgte schon 5 Tage nach seiner Ankunft, am 15. Oktober, die öffentliche Verlobung. Längst war es der Wunsch der Großmutter Beider, der Herzogin Auguste von Koburg, gewesen, daß ihr Enkel Albert sich mit ihrer Enkelin Victoria, der „kleinen Maiblume" in England, vermählen möchte: aber noch viel mehr war es der Wunsch des Prinzen Albert, der den Verlobungstag „einen der glücklichsten Tage seines Lebens" und die Kunde von der Verlobung „die freudigste Nachricht" nannte, die er den Freunden mittheilen könne. Am 10. Februar 1840 fand die Vermählung statt.

Albert, der Prinz-Gemahl. Allgemein war die Befriedigung in England darüber, daß die jugendliche Königin sich dem Schutze und der Leitung eines Gemahls anvertraut habe; aber ebenso allgemein hörte man die Klage, daß der Prinz Albert zu jung sei. Freilich war er noch einige Monate jünger als die Königin: aber aus dem Jünglinge entwickelte sich ein Mann, unermüdlich in angespannter geistiger Thätigkeit, von der strengsten Treue, Gewissenhaftigkeit, Festigkeit und Konsequenz in gemessener, regelrechter, mühevoller Pflichterfüllung nach jeder Seite. Welch ein Gehülfe, unermüdlich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, ist er in der Regierung des gewaltigen Reiches seiner Gemahlin geworden!

Und dabei bewahrte sich der Prinz-Gemahl auch als Mann in vertraulichem Umgange die Heiterkeit, Liebenswürdigkeit und unbefangene Freude am Scherzhaften, die dem Jünglinge eigen gewesen war. Indeß im größeren Kreise sah man ihn gemessen und zurückhaltend, umsichtig bedacht, parteilose Haltung zu zeigen.

Ueberaus schwierig war von vornherein seine Stellung. Die Tories waren sehr gereizt gegen die Königin wie gegen das Ministerium; das Whigministerium zeigte nicht selten sich sorglos und ungeschickt; gegen einander standen beide Parteien in heftiger Erbitterung, nur in der Unbekümmertheit um die Interessen des Königthums stimmten sie überein. Handel und Gewerbe stockten, die Finanznoth war empfindlich, und mit immer maßloseren Forderungen erhob sich der Radikalismus.

Das Emporkommen des Radikalismus. Wol hatten im Gegensatz zu den Tories die Whigs der Reformideen sich bemächtigt; aber hinter ihnen entstand eine Bewegung in der Menge des Volkes, welche weit über die Ziele der Whigs hinausging und darum von der Parlamentsreform noch lange nicht befriedigt war. Das Wesen dieser Bewegung war die Auflehnung des Individuums gegen die überlieferte Ordnung. Aber sie konzentrirte sich, der Natur des Engländers entsprechend, auf einzelne praktische Ziele, hielt dabei doch an gewissen nationalen Ueberlieferungen fest und bewahrte sich die Ehrfurcht vor den Grundlagen des Christenthums. Dadurch unterschied sich dieser englische Radikalismus in sehr kenntlicher Weise von dem französischen Jakobinerthum, wenn dessen Vorbild auch merklich auf die Bewegung eingewirkt hatte. Zu jakobinischen Exzessen ist es in England nicht gekommen; dafür aber fanden die Lehren des Radikalismus um so unangefochtener Verbreitung. Sein Begründer, kann man sagen, ist Adam Smith, der Nationalökonom; sein wirksamster Apostel schon im 18. Jahrhundert Jeremias Bentham. Ihm gelten die materiellen Zwecke und Interessen des Individuums als einzige Richtschnur bei jeder Frage des öffentlichen Wohles wie der Privatmoral.

Diese Anschauung, welche im Grunde eine Folgerung aus John Locke's philosophischen Gedanken ist, findet auch bald durch andere Schriftsteller ihre Vertretung. Joseph Priestley lehrt, daß Gottes Wille und der Zweck der Menschen nicht auf Vervollkommnung der Menschheit im Dienste der Ideale, sondern nur auf wachsendes Glück der Individuen hinauslaufe; der Nutzen und das Glück seiner Mitglieder sei für jeden Staat der einzige Maßstab des Handelns; darum müsse die Staatsgewalt eine möglichst geringe Ausdehnung haben. Ebenso will Richard Price alle Fragen nach der berechenbaren Nützlichkeit für das Individuum beurtheilen; und William Paley erhebt die Nützlichkeit zum ausschließlichen obersten Prinzipe aller Moral und Politik. Viel radikaler noch ist William Godwin, welcher das einzig gerechtfertigte Ziel politischer Einrichtungen in den Vortheil der Individuen setzt; Ruhm der Nation ist ihm Humbug, Vaterlandsliebe Illusion, Monarchie eine unnatürliche Einrichtung, jede Aristokratie eine Beleidigung der Vernunft und der Gerechtigkeit, Schutzzölle und Preßgesetze verwerfliche Eingriffe in die individuelle Freiheit. Sein Ideal, wie er es in der „politischen Gerechtigkeit" entwickelt, ist eine Demokratie, in welcher lauter selbständige kleine Kirchspiele neben einander bestehen, deren Ziel sei, sich in lauter selbständige Einzelmenschen aufzulösen, welche keine äußere zwingende Gewalt mehr zusammenhält. Die Einmischung des Staates in das wirthschaftliche Leben erklärt er für eine Brutalität, da durch den Appell an ihre Vernunft die Menschen zu gleichem Fleiße und zu gleicher Lebensklugheit zu bringen seien.

Thomas Payne endlich sieht in den Beamten, Adligen und Geistlichen die Feinde des Volkes. Je weiter die Civilisation vorschreitet, meint er, um so weniger bedürfen die Völker einer Regierung. Die Monarchie ist ihm gefährlich wegen ihrer Neigung zu Kriegen. Das friedliche System des Handels würde eine Verbrüderung der Menschheit anbahnen; Kriege müßten auf ewig verbannt werden. Würde dem Handel verstattet, in voller Ausdehnung wirksam zu sein, so würde er das Kriegssystem vertilgen und eine Umwälzung in dem uncivilisirten Zustande der Regierungen herbeiführen. Die Regierung aber hat nach ihm allen ihren Zwecken entsprochen, wenn sie es einem Jeden verschafft, die Früchte seiner Arbeit und den Ertrag seines Eigenthums in Frieden mit den geringsten Ausgaben zu genießen. So macht Payne den Staat zu einer Versicherungsgesellschaft mit möglichst niedrigen Prämienzahlungen.

Die Chartisten. Es war klar, daß diese Grundsätze, so einseitig und maßlos sie auch waren, indem sie unter der Menge des Volkes sich verbreiteten, eine lebhafte Gährung in den Gemüthern hervorrufen mußten. Durch Handelskrisen in Noth versetzt, mit Steuern und Lasten beschwert, von der Gesetzgebung vernachlässigt, sah die große Masse der Bevölkerung in dem Geiste jener radikalen Lehren in der Vernichtung der aristokratischen Staatsform und in der Herstellung der Demokratie die einzige Rettung aus ihrer Bedrängniß. Mit Strenge suchte die Regierung diese radikale Bewegung einzudämmen; allein die Whigs machten sich zu Vorkämpfern derselben, und das nächste Ziel, die Parlamentsreform, wurde errungen. Durch diese erhielt das Unterhaus folgende Zusammensetzung:

England:	69	Grafschaftswahlkreise	= 144	Abgeordnete,
	186	städtische Wahlkreise	= 321	„
Wales:	12	Grafschaftswahlkreise	= 15	„
	14	städtische Wahlkreise	= 14	„
Schottland:	30	Grafschaftswahlkreise	= 30	„
	21	städtische Wahlkreise	= 23	„
Irland:	32	Grafschaftswahlkreise	= 64	„
	34	städtische Wahlkreise	= 41	„
Universitäten:			= 6	„
		Summe	658	Abgeordnete.

Das war ein großer Erfolg; war doch in England und Wales durch die Abgrenzung des Wahlcensus auf 10 Pfd. St. Miethe die Zahl der Wahlberechtigten von 430,000 auf 800,000 erhöht worden. Aber doch genügte dies einem großen Theile der Radikalen noch nicht. So führte die Parlamentsreform zu einer Spaltung unter den Radikalen: die städtischen

Mittelklassen sonderten sich von den industriellen Arbeitern. Jene waren durch die Reform politisch zufriedengestellt und verfolgten nunmehr nur noch negative Zwecke, wie Beseitigung der Verkehrsschranken, Erleichterung der Zölle, diese dagegen befriedigte die Reform bei Weitem nicht, da der Census sie vom Wahlrechte ausschloß; sie verlangten gleichfalls die Gewährung politischer Rechte. Im Jahre 1838 traten zu Birmingham Tausende von Arbeitern in einem Meeting zusammen, welches den Beschluß faßte, dem Unterhause eine Petition um Verleihung einer Verfassung (Charte) zu überreichen. Fünf Punkte waren es, auf welche es ihnen besonders ankam: Aufhebung jedes Wahlcensus, Eintheilung des Landes in Wahlbezirke nach der Kopfzahl, geheime Abstimmung bei den Wahlen, einjährige Dauer der Parlamente und Diäten für die Abgeordneten. Ein Ausschuß kam im nächsten Jahre in London zusammen und entwarf hier eine Volkscharte in 39 Artikeln, welche außer jenen Punkten noch Verminderung der Abgaben u. a. forderten. Die Seele der Bewegung war der 1836 gestiftete Arbeiterbund, welcher durch Aussendung von Agitatoren für die Ziele der „Chartisten" zu wirken strebte.

Allein das Unterhaus wies jene Petition mit 235 gegen 46 Stimmen zurück; mehrere Häupter der Bewegung wurden verhaftet, die Versammlungen der Chartisten durch die Polizei gesprengt. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich infolge dessen der Arbeiterbevölkerung: in Südwales kam es 1839 zu offenem Aufstande. Ein Haufen Chartisten bemächtigte sich der Stadt Newport und konnte nur durch Anwendung von Waffengewalt wieder aus dem Besitz derselben vertrieben werden. 1841 aber begann die Bewegung von Neuem. Eine Riesenpetition, bedeckt mit 1,300,000 Unterschriften, wurde dem Parlamente überreicht; aber auch jetzt wieder lehnte dasselbe die Verleihung einer Volkscharte mit überwältigender Majorität ab. So blieb die Agitation der Chartisten erfolglos: das öffentliche Interesse begann sich mit steigender Spannung auf die Bestrebungen des anderen Zweiges der Radikalen, auf das Manchesterthum, zu richten.

Das Manchesterthum ist im Grunde die Anwendung der radikalen Grundsätze auf bestimmte Gebiete des wirthschaftlichen Lebens. Als geschlossene Partei hat es sich aus der Agitation gegen die Kornzölle entwickelt.

Die Kornzölle waren, als man in England nach dem großen Kriege gegen Napoleon einen außerordentlichen Aufschwung der englischen Industrie erwartete, zur entsprechenden Förderung des Ackerbaues eingeführt worden. Wol kamen sie den Landbesitzern zugute, aber auf der anderen Seite führten sie zu einer Vertheuerung des Lebensunterhaltes und damit zu einer Steigerung des Arbeitslohnes in den industriellen Bezirken. Dadurch aber sahen sich die englischen Fabrikanten gefährdet; denn die Fabriken auf dem Kontinent hatten bei billigerem Lebensunterhalt der Arbeiter billigere Arbeitskräfte. Um also der kontinentalen Konkurrenz gewachsen zu sein, erstrebten sie die Herabsetzung, wo möglich die Aufhebung der Kornzölle. Sobald daher durch die Reformbewegung die Mittelklassen der englischen Bevölkerung zu größerem Einflusse gelangten, traten in Manchester mehrere Fabrikanten zu einer „Liga gegen die Korngesetze" zusammen, um das Publikum über die Wichtigkeit dieser Frage aufzuklären und dadurch einen Druck auf die öffentliche Meinung auszuüben. Der bedeutendste unter diesen war Cobden.

Richard Cobden war 1804 zu Dunford in Sussex geboren. In großer Dürftigkeit, fast ohne allen Unterricht, wuchs er auf. Durch günstige Umstände unterstützt, errichtete er in Manchester eine Kattunfabrik und suchte sich nun theils durch Reisen auf dem Kontinent theils durch Lektüre geistig weiter auszubilden. Es war begreiflich, daß die radikalen Schriftsteller, wie Godwin und Payne, auf ihn den größten Eindruck machten: er schrieb selbst, voller Begeisterung für die radikalen Lehren, eine Broschüre, in welcher er mit Nachdruck den Frieden predigt, die Anmaßungen der Diplomatie lächerlich macht und es als die wahre Aufgabe Englands bezeichnet, seinen Handel und seinen Einfluß friedlich über die ganze Welt auszudehnen. Bald gelangte er in Manchester zu Ansehen und wurde zum Präsidenten der Handelskammer gewählt. Auf seinen Antrieb richtete nun 1838 die Handelskammer eine Petition um Abschaffung der Kornzölle an das Parlament; in allen Industriebezirken fand sie lebhafte

Zustimmung, so daß im folgenden Jahre zahlreiche Petitionen mit mehr als zwei Millionen Unterschriften im Ganzen das Parlament um Aufhebung der Kornzölle angingen. Allein das Parlament verwarf mit überwältigender Majorität den Antrag.

Indeß die Manchestermänner wurden nicht müde, durch Versammlungen und Zeitschriften für ihre Ideen zu wirken, welche sich zwar zunächst gegen die Korngesetze, aber weiterhin überhaupt auf Freihandel und auf Beseitigung der Staatswirksamkeit auf den Gebieten des Verkehrs und Erwerbs richteten. Das Ergebniß war, daß eine Anzahl der Hauptförderer der Bewegung, unter ihnen Cobden, 1841 in das Parlament gewählt wurden. Ein höchst erbitterter Kampf begann nun um das Monopol der Grundbesitzer: rücksichtslos und zuversichtlich waren die Angriffe der Manchestermänner, während die Angegriffenen alle Mittel anstrengten, um Cobden und seine Genossen in der öffentlichen Geltung herabzusetzen. Die Chartisten traten auf die Seite der Landbesitzer; ihnen schien das Manchesterthum nur auf eine Herabdrückung der Arbeitslöhne abzuzielen. O'Connell dagegen und die irischen Abgeordneten nahmen Partei für Cobden. Wie aber stellte sich zu der Frage das Ministerium?



Richard Cobden.

Sir Robert Peel. Freimüthig und redlich, wie die junge Königin war, hatte sie aus ihrer Vorliebe für die Whigs niemals ein Hehl gemacht. Bei Einladungen und sonstigen Aufmerksamkeiten des Hofes wurden die Tories merklich zurückgesetzt; vollends ihre Umgebung bildete Königin Victoria ausschließlich aus den ersten Familien der Whigs.

Aber die Whigs standen keineswegs fest in der politischen Geltung. Lord Melbourne war ein ehrenwerther Mann von Wohlwollen und gründlicher Bildung, aber es fehlte ihm an Festigkeit und weiser Ueberlegung; um eines augenblicklichen Vortheils für seine Partei willen ließ er nicht selten Dinge geschehen, welche für die Zukunft dem Königthum empfindlichen Schaden bringen konnten. Nicht mit Unrecht trug darum diese kurzsichtige Sorglosigkeit ihm den Spitznamen „il poco curante“ ein. Mit Mühe, ja nur durch die unmittelbare Unterstützung der Königin behauptete sich daher das Ministerium gegen die vereinigte Opposition der Tories und Radikalen. 1839 erhielt er für seinen Antrag auf Suspension der Verfassung der Insel Jamaica im Interesse der Negerkinder zwar die Majorität, aber nur mit fünf Stimmen. Mit Recht nahm er dies Ergebniß für eine Niederlage und trat am 7. November ab. Die Königin konnte demnach nicht umhin, den hervorragendsten Mann aus der Opposition, Sir Robert Peel, zur Bildung eines neuen Ministeriums zu berufen.

Robert Peel, 1788 zu Tamworth in der Grafschaft Stafford geboren, war der Sohn eines reichen Baumwollenfabrikanten, welcher sich zu den Tories hielt. Die Familie verfügte

über den Parlamentssitz für Tamworth; infolge dessen trat Robert schon mit 21 Jahren in das Parlament. Im folgenden Jahre wurde er Unterstaatssekretär für die Kolonien; von 1821 bis 1827 war er Minister des Innern. Nach dem Tode Canning's in dies Ministerium zurückgekehrt, trat er zur Enttäuschung seiner Parteigenossen mit Eifer für die Katholikenemanzipation ein, der Parlamentsreform dagegen widerstrebte er mit allem Nachdruck. Dadurch söhnte er seine Partei wieder mit sich aus, so daß er im November 1834 an die Spitze der neuberufenen Toryregierung trat. Nachdem aber diese schon nach einigen Monaten den Whigs erlegen war, sammelte er die gemäßigten Tories um sich; konservative Whigs gesellten sich dazu: so wurde er der Führer der Opposition gegen das Kabinet Melbourne. Redlich und ehrenhaft, war Peel nicht in den Interessen der Koterie befangen: er hatte ein freies Verständniß für die Bedürfnisse der Zeit. Darum scheute er sich nicht, seinen Standpunkt den nationalen Forderungen gegenüber, wenn er sie als begründet und unabweislich erkannt hatte, zu ändern und mit der nüchternen, nur das Praktische betonenden Beredsamkeit, die ihm eigen war, dafür einzutreten. Kein genialer Mann, nicht einmal ein origineller Kopf, besiegte er die Gegner durch die offene Ehrlichkeit seiner Worte.

Die Königin Victoria erklärte Peel, als sie ihn zur Bildung des neuen Kabinets berief, mit allem Freimuthe, daß sie es sehr bedaure, sich von ihren bisherigen Ministern zu trennen, mit denen sie vollkommen zufrieden gewesen wäre. Peel aber hielt es nicht für ausreichend, daß sie sich nur von den Ministern trenne, sondern er verlangte auch, daß die Königin ihre ersten Hofdamen, nahe Verwandte der Whighäupter, entlasse. Dagegen protestirte die Königin mit Entschiedenheit und ließ nach Berathung mit Lord Melbourne am folgenden Tage ein Billet an Peel richten, in dem es hieß: „Die Königin hat den von Sir Robert Peel ihr gestern gemachten Vorschlag erwogen, ihre ersten Hofdamen zu entfernen. Sie kann nicht in eine Maßregel willigen, die sie als dem Herkommen zuwiderlaufend betrachtet und die ihren Gefühlen widerstreitet." Infolge dessen gab Peel den ihm gewordenen Auftrag zurück, und das Kabinet Melbourne trat wieder ins Amt.

Dennoch war das Whigministerium auf die Länge nicht mehr zu halten. Zu den Schwierigkeiten, welche die Steigerung der Spannung mit Rußland und das Eingreifen in Afghanistan mit sich brachten, trat der Ausbruch eines Krieges mit China. Immer heftiger wurden die Angriffe sowol der Tories wie der Chartisten, deren Führung der exaltirte irische Advokat Feargus O'Connor an sich gerissen hatte. Das Schlimmste aber war, daß das Vertrauen der eignen Partei ins Wanken gekommen war. Es war klar, daß es nur eines geringen Anstoßes bedürfen würde, um den Sturz der Whigs herbeizuführen. Unter diesen Umständen verständigte sich der Prinz-Gemahl Albert unter Vorwissen und Zustimmung Lord Melbourne's im Vertrauen mit Peel, damit ohne Erschütterung der zu erwartende Regierungswechsel der Parteien sich vollzöge.

Die Krisis zum Abschlusse zu bringen, beantragte Peel im Unterhause ein Mißtrauensvotum gegen das Whigministerium. Mit wahrhaft betäubendem Beifallslärm nahm die ganze Opposition es auf: allein das Ministerium hielt Stand. Es beschloß vielmehr unter Zustimmung der Königin das Parlament aufzulösen und Neuwahlen anzuordnen. Durch die Manchesterleute, deren Forderungen es jetzt zustimmte, hoffte es doch noch zum Siege zu gelangen: es gab als Losung für die Wahlen aus: „Die Königin und wohlfeiles Brot!" und „Die Königin und das Land gegen die Korngesetze!" Indeß das Manöver verfing nicht recht; die Neuwahlen fielen doch überwiegend gegen die Minister aus; die Wiederholung des Mißtrauensvotums veranlaßte nunmehr alsbald ihren Rücktritt.

Ohne Mißton übernahm jetzt Sir Robert Peel am 1. September 1841 das Heft der Regierung. Das neue Kabinet war toryistisch, aber zugleich umfaßte es die drei früheren Whigs Stanley, Graham und Lyndhurst, so daß es mehr als eine Regierung der Versöhnung erschien. Aber mit seinem offenen Blicke und mit seiner ungemeinen Geschäftsgewandtheit war Sir Peel viel mehr die Seele der neuen Regierung, als es jemals Lord Melbourne in der abgetretenen gewesen war. Selbst das Vertrauen der Königin neigte allmählich sich ihm zu.

Der Austrag der Agitation. Allerorten erhob sich infolge des Kabinetwechsels die Agitation gegen die Regierung mit neuer Regsamkeit. Schwierigkeiten häuften sich auf Schwierigkeiten: aber Peel zeigte sich ihnen gewachsen. Freilich die konservativen Grundsätze, welche er bisher verfochten, ließen sich dem gegenüber, was die öffentliche Meinung forderte, nicht aufrecht erhalten. Und indem Peel den Fragen der Sozialreform näher trat, mußte er es erleben, daß seine alten Parteigenossen sich von ihm abwandten: aber ein Theil der gemäßigten Opposition schloß sich dafür ihm an, sodaß er dennoch an der maßgebenden Stelle sich zu halten vermochte.

Die Chartisten, bisher die Bundesgenossen der Tories, setzten auf das neue Ministerium große Hoffnungen, die dies freilich nicht entfernt gesonnen war zu erfüllen. Von Neuem erschienen sie mit einer Riesenpetition um Erlaß einer Volkscharte: am 2. Mai 1842 überreichte Duncombe dieselbe im Unterhause, Lord Brougham im Oberhause. Aber mit 287 gegen 49 Stimmen wiesen die Gemeinen, wie es die Lords gethan, die Petition zurück und bewiesen damit aufs Neue den Chartisten die Aussichtslosigkeit ihrer Anstrengungen.

Viel bedrohlicher dagegen gestaltete sich die Agitation in Irland. O'Connell, dessen Hoffnungen durch den Sturz der Whigs zertrümmert waren, durchzog die grüne Insel und versetzte die Masse des Volkes in gefährliche Gährung. Binnen Jahresfrist hielt er an verschiedenen Orten 20 Massenmeetings und 70 kleinere Versammlungen ab, eifrig unterstützt von der katholischen Geistlichkeit, welche jetzt offen für ihn Partei nahm und die Agitation bis in die entlegensten Gemeinden trug. Auf den 8. Oktober 1843 hatte er eine neue Riesenversammlung in der Ebene von Clontarf ausgeschrieben, als die Regierung gegen ihn einschritt, das Meeting mit Waffengewalt hinderte und den „großen Agitator" nebst den übrigen Häuptern des Repealbundes verhaften ließ. Den Gefangenen wurde der Prozeß gemacht: sie wurden zu einem Jahre Gefängniß und 2000 Pfund Sterling (40,000 Mark) Geldstrafe verurtheilt. Schon hatten sie mehrere Monate in der Haft zugebracht: da kassirte das Peersgericht wegen eines Formfehlers das Urtheil und ließ die Gefangenen wieder in Freiheit setzen. Indeß diese wenigen Monate hatten genügt, die Situation ganz zu verändern. Während O'Connell der Agitation entzogen war, hatte sich die Partei des „jungen Irland" der Bewegung bemächtigt. Der friedlichen Agitation müde, wollte Jungirland mit den Waffen in der Hand in offener Empörung die Befreiung von der englischen Herrschaft erkämpfen. Wol stellte sich O'Connell dem völlig aussichtslosen Beginnen entgegen; aber man hörte nicht mehr auf ihn. Durch den Papst gedachte er daher seine Heimatsinsel vor der drohenden Gefahr zu bewahren; er machte zu einer Pilgerfahrt nach Rom sich auf, allein unterwegs schon ereilte ihn am 15. Mai 1847 in Genua der Tod. Und wirklich brachte im nächsten Jahre die Pariser Februarrevolution die geplante Insurrektion der Iren zum Ausbruche.



Lord William Lamb Melbourne.

Unterdessen hatten auch die Manchestermänner die gewaltigsten Anstrengungen gemacht, die öffentliche Meinung für ihre Ziele zu gewinnen. Während der Jahre 1843—45 hielt die Liga gegen die Korngesetze über 200 große Meetings, vielfach Nachts bei Fackelschein, ab. Agitatoren wurden in alle Industriebezirke gesendet, Vorträge gehalten, Broschüren und Flugblätter verbreitet, eine eigene Zeitschrift gegründet, welche bald 15,000 Abonnenten zählte.

In dem einen Jahre 1844 betrugen die Kosten dieser Agitation 60,000 Pfd. St. (1 1/5 Mill. Mark). Die „Korngesetzreime" Ebenezer Elliot's, eines Schmiedes in Sheffield, entwarfen grelle Bilder von dem Hunger und Elende der Fabrikarbeiter; 1845 nahm auch die Times Partei für den Freihandel. Wol kam Peel den Manchestermännern halbwegs entgegen, indem er 1842 eine Bill entwarf, welche den Getreidezoll im umgekehrten Verhältnisse zu dem Steigen der Getreidepreise ermäßigte und den Ausfall durch eine dreiprozentige Einkommensteuer auf alle Einkommen über 100 Pfd. St. (2000 Mark) deckte. Ja er erklärte, daß überhaupt sein Streben dahin ginge, „die Zölle auf Artikel und Rohmateriale, welche die Elemente der Industrie bilden, zu ermäßigen und diejenigen auf Industrieerzeugnisse so zu reguliren, daß dieselben 20 Prozent nicht übersteigen", und schaffte demgemäß 1844 den Eingangszoll auf Wolle und bald danach auch den auf Baumwolle ganz ab. Allein Alles dies genügte dem Manchesterthume noch nicht: Cobden, Abgeordneter für Stockport, beantragte 1844 die gänzliche Aufhebung der Kornzölle.

Der Antrag fiel im Parlamente durch. Allein das Auftreten der Kartoffelkrankheit steigerte die Noth der Arbeiterbevölkerung ins Unerträgliche. Lord Russell, der Führer der Whigs, erneuerte daher am 22. November 1845 den Antrag Cobden's. Mit Entschiedenheit trat ihm Lord Wellington entgegen, so daß Peel nicht umhin konnte, am 6. Dezember sein Ministerium niederzulegen. Russell wurde zur Bildung des neuen Kabinets berufen; allein er wie der größte Theil der Whigs waren der Meinung, daß trotz alledem Peel der rechte Mann für die Situation wäre. So blieb denn mit geringen Veränderungen das alte Kabinet im Amte. Jetzt brachte Peel selbst am 27. Januar 1846 den Antrag, binnen drei Jahren die Kornzölle allmählich aufzuheben, vor das Parlament. Zwölf Tage dauerten vom 9. Februar an die heftigen Debatten, die Tories, D'Israeli voran, kämpften mit Leidenschaftlichkeit für die Zölle, aber sie unterlagen: am 16. Mai nahm das Unterhaus in dritter Lesung mit einer Mehrheit von 98 Stimmen die Kornbill Peel's an; und auch das Oberhaus stimmte zu, um nicht von Königin und Ministerium dazu gezwungen zu werden. Das Manchesterthum oder vielmehr die Noth der Arbeiter hatte über die Parteibedenken gesiegt.

Doch schon wenige Wochen danach erfolgte der Sturz Peel's. Die grollenden Gegner der Kornbill, die Protektionisten, im Bunde mit den O'Connelliten und den Radikalen versagten seinem Antrage, strenge Maßregeln gegen Jungirland zu ergreifen, ihre Zustimmung: Peel erlag im Parlamente und nahm am 29. Juni 1846 seine Entlassung, mit Worten ernsten Tadels über das Parteigetriebe, dem er bisher entgegengearbeitet, in gerechtem Selbstgefühle von dem Parlamente sich verabschiedend. Lord Russell bildete das neue Kabinet aus Whigs. Es führte die Regierung im Sinne Peel's auf die Stimme der Nation sich stützend weiter, redlich darin von Peel und seinen Anhängern, der etwa 120 Stimme starken Fraktion der Peeliten, unterstützt. So blieb in Wahrheit der Geist derselbe, nur die Personen hatten gewechselt. Die Abschaffung der Navigationsakte 1849 bewies es. In demselben Jahre endigten die Kornzölle; die Liga löste sich demnach auf: sie hatte erreicht, was sie erstrebte; das System des Freihandels war zu völligem Siege gebracht. Das aber hatte die Verwaltung Peel's vor Allem klar gemacht, daß die alten Koterien der Tories und Whigs als Parteigegensätze sich völlig überlebt hatten. Die Wirkung der Sozialreform zeigte sich bald in dem wachsenden Gesammtwohlstande, in der verhältnißmäßigen Verminderung der Noth und in der besseren Erziehung der unteren Klassen, in der fortschreitenden Humanität der ganzen Gesetzgebung. Alles schritt vor, nur Eins kam unmerklich mehr und mehr in England zurück: das Gefühl für den Zusammenhang des Staatsganzen, das sichere Bewußtsein eines einheitlichen Staatswillens.



Bundestagspalais zu Frankfurt a. M.

Bewegungen in Deutschland und in Preußen.

„Bei einem Konflikte des konstitutionellen Frankreich mit den beiden absolutistischen deutschen Großstaaten Oesterreich und Preußen kann ein deutscher Liberaler mit seinen Sympathien nur auf jener, nicht auf dieser Seite stehen." So verächtlich diese Worte Karl von Rotteck's, eines Führers der süddeutschen Liberalen, auch sind, so bezeichneten sie doch die Stimmung, welche gegen das Jahr 1830 einen großen Theil des deutschen Volkes beherrschte. In der Lethargie, welche die Karlsbader Beschlüsse über Deutschland ausgebreitet hatten, war den Deutschen das Vertrauen auf Preußen, ja selbst die Sehnsucht nach der deutschen Einheit verloren gegangen. Wol hat die Julirevolution sie aufgerüttelt, doch darf man ihre Wirkungen nicht überschätzen: das Verlangen nach Freiheit erwacht, aber den preußischen Einheitsbestrebungen stellt sich Besorgniß und Mißtrauen entgegen. Die Befangenheit des politischen Parteistandpunktes verdunkelt den Blick für das wahrhaft Bedeutende. Für Deutschland ist aus dem Anstoße der Julirevolution nicht mehr herausgekommen, als daß einige Mittel- und Kleinstaaten des mittleren und nördlichen Deutschland zu einer Verfassung gelangen: an sich wenig bedeutende Vorgänge, deren Werth hauptsächlich darin liegt, daß sie den Süden mehr dem Norden genähert und dadurch dem nationalen Zusammenschluß immerhin in etwas vorgearbeit haben.

Die Revolte in Braunschweig. Der wackere Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, welcher 1815 bei Quatrebras fiel, hatte die Thronfolge seinem elfjährigen Sohne Karl hinterlassen. Die Vormundschaft über den Knaben übernahm der Prinzregent von England. Allein das unstete Leben, welches Karl in seiner Kindheit geführt, die Unregelmäßigkeit des Unterrichts und die ganze Vernachlässigung seiner Erziehung hatten seinem Charakter eine sehr bedenkliche Entwicklung gegeben, so daß der Prinzregent Bedenken trug, mit dem Eintritte der Mündigkeit (1822) ihm die Regierung des Herzogthums zu übergeben. Indeß durch die Verwendung Metternich's erlangte Karl 1823 die Thronbesteigung, nur daß er versprechen mußte, während seiner ersten Regierungsjahre in dem Regierungspersonal nichts zu ändern.

Die vormundschaftliche Regierung hatte ein Geheimrathskollegium unter dem Vorsitze des Herrn von Schmidt-Phiselbeck geführt, welches 1820 dem Lande eine landständische Verfassung von sehr aristokratischer Färbung verliehen hatte. Kaum waren nun die Probejahre Herzog Karl's vorüber, als er unverhohlen erklärte, diese Verfassung nicht anzuerkennen, und zugleich Rechenschaft von der vormundschaftlichen Verwaltung verlangte. Schmidt-Phiselbeck flüchtete sich vorsorglich über die Grenze; zahlreiche andere Beamte aber wurden ohne Weiteres abgesetzt. In deren Stellen setzte der Herzog unfähige, aber fügsame Leute, welche seine willkürlichen Eingriffe in die Finanzen und in die Rechtspflege ruhig geschehen ließen. Geheime Spione hatten das Volk zu beobachten, Privatbriefe in Menge wurden erbrochen, die Steuern erhöht, Staatsdomänen veräußert, deren Verkaufsgelder in die Privatkasse des Herzogs genommen wurden. Murrend ertrug das Volk die Tyrannei; als aber der Herzog auch den Adel nicht schonte, erhob sich der Sturm gegen den Fürsten, der durch seine Willkür ebenso verhaßt, wie durch sein zügelloses Privatleben verächtlich war. Der Bundestag, von den Betroffenen angegangen, zog die Beschwerden des Landes in Betracht.


Karl, Herzog von Braunschweig.

Infolge dessen begab sich Herzog Karl nach Paris. Allein der Ausbruch der Julirevolution versetzte ihn in solchen Schrecken, daß er sich schleunigst wieder nach Braunschweig flüchtete, um die bisherige Mißwirthschaft hier wieder zu erneuern. Nun aber that sich der Adel zusammen; auch die Häupter der Bürgerschaft wurden herangezogen: man wollte den Herzog verhaften. Am Abende des 6. September 1830 sollte im Theater der Anschlag ausgeführt werden. Aber Karl, durch seine Spione rechtzeitig benachrichtigt, entsprang in seinen Wagen und flüchtete sich ins Schloß. „Nieder mit dem Herzog!" schrie die aufgeregte Menge und wälzte sich hinter ihm drein. Oft genug hatte Karl erklärt, daß er an Stelle Karl's X. ganz anders gehandelt haben würde. Jetzt ließ er die Schloßwache unter das Gewehr treten und befahl dem General Herzberg, mit Kartätschen auf die nahende Volksmenge zu feuern. Allein Herzberg weigerte sich, den Befehl auszuführen, und schließlich zerstreuten sich die Volkshaufen von selber.

Für den nächsten Abend stellte der Herzog sein Militär auf dem Schloßplatze auf und traf alle Anstalten, die etwa zurückkehrende Volksmenge mit einem furchtbaren Kartätschenfeuer zu empfangen. Indeß während er wartete, drang das Volk schon durch eine unbesetzte Pforte in das Schloß. Da entfiel dem Herzoge der Muth; durch eine Schwadron Husaren gedeckt, flüchtete er eiligst von dannen. Aus dem Schlosse schlugen die Flammen hoch zum Himmel empor; das wüthende Volk verhinderte alle Löschungsversuche: ganz und gar sollte das „Höllennest" vernichtet werden. Doch am folgenden Tage hatte die Bürgerwehr die Ordnung schon wieder hergestellt. Aus Preußen eilte Karl's Bruder, Herzog Wilhelm, herbei und übernahm auf allgemeines Verlangen die Regierung des Landes; binnen Kurzem erfolgte die Zustimmung der Landstände und der Verwandten des herzoglichen Hauses und die Bestätigung von Seiten des Deutschen Bundes.

Im November indeß erschien der Vertriebene wieder mit einem Haufen bezahlter Bauern an der Grenze, um den verlorenen Thron wiederzugewinnen. Wie der Verbannte von Elba

suchte er die Bevölkerung durch liberalste Anerbietungen aller Art zu ködern: allein Niemand glaubte ihm. Ein Jägerbataillon genügte, um ihn mit seinem tumultuarischen Haufen bis nach Osterode zurückzutreiben. Hier aber sammelten sich die Einwohner mit lauten Drohungen vor seinem Quartier, vor denen er durch einen Sprung aus dem Fenster sich rettete und in aller Stille zu Fuß nach Nordheim enteilte. Er ging nach Paris, immer von Zeit zu Zeit in hochdemokratischen Proklamationen an seine Braunschweiger sich wendend, während Herzog Wilhelm in der Neuen Landschaftsordnung 1832 dem Lande eine gemäßigt liberale Verfassung gab.

Die Bewegung in Hannover. Mehr das Beispiel von Braunschweig als dasjenige von Paris führte auch in Hannover den Ausbruch von Unruhen herbei.



Die Revolte der Braunschweiger gegen den Herzog Karl (6. Sept. 1830). Zeichnung von Ludwig Burger.

An Grund zur Unzufriedenheit fehlte es wahrlich nicht. Bei jeder Anstellung wurden die Adligen bevorzugt, welche ebenso willkürlich wie anmaßend das Land regierten. Justiz und Verwaltung waren noch ungetrennt. Die Bauern waren seit 1814 wieder in die Hörigkeit, aus der Napoleon sie erlöst hatte, zurückgestoßen. Von 1813—30 hatten die Steuern sich verdoppelt. Die allgemeine Verarmung des Bürgerstandes machte rasche Fortschritte; die Lage der untersten Volksschichten war jammervoll. Von den Landständen war Abhülfe nicht zu erwarten; sie hatten nur geringe Befugnisse und bestanden ganz überwiegend aus Adligen.

In verschiedenen Städten wurden nun Versammlungen gehalten, um über die Noth der Zeit zu berathen, Bittschriften wurden entworfen; ja hier und dort begann das Volk sich zu bewaffnen. In Göttingen erfolgte zuerst der Ausbruch. Die Privatdocenten Ahrens, Schuster und von Rauschenplatt stellten sich an die Spitze der Bewegung, die Advokaten Eggeling und Seidenstiker gesellten sich ihnen zu. Es waren Anfangs hauptsächlich Studenten, welche in unklarem Thatendrange ihnen folgten; bald aber schloß sich auch die Masse der Bürgerschaft an. Eine bewaffnete Bürgergarde bildete sich, die städtischen Behörden wurden abgesetzt, die Vorlesungen an der Universität hörten auf, die Stadt verwandelte sich in ein Heerlager. Allein die

Regierung bot Militär gegen die aufrührerische Stadt auf: da verzichtete die Bürgerschaft auf Widerstand; die Führer flüchteten sich oder wurden gefangen genommen. Die unruhigen Studenten verließen in Menge die Stadt. Am 16. Febr. 1831 war die Ruhe und alte Ordnung wiederhergestellt.

Aber diese Anwendung von Gewalt reizte die übrigen Städte nur um so mehr. In Hildesheim, Osnabrück, Lüneburg erhob sich die Bewegung: Deputationen, Adressen wurden an den König geschickt; selbst Bauern fuhren nach London hinüber, um dem Könige ihre Noth vorzustellen. Da gab König Wilhelm nach. Der bisherige Minister für Hannover, Graf Münster, wurde entlassen und der Herzog von Cambridge zum Vizekönig von Hannover ernannt. Cambridge wußte bald Hülfe zu schaffen: die drückendsten Steuern wurden erlassen, die Verwaltung der Städte geändert und auf das Verlangen der Stände eine Verfassungskommission eingesetzt, deren Ergebniß die Verfassung vom Jahre 1833 war, welche den wesentlichsten Anforderungen der Zeit entsprach.

Die Unruhen in Hessen-Kassel. Auch in Hessen-Kassel wogte die Gährung. Mit rücksichtsloser Kurzsichtigkeit war der Kurfürst Wilhelm bestrebt gewesen, alle Spuren der westfälischen Zeit in seinem Lande auszutilgen. Natürlich verletzte er dadurch zahllose Interessen, noch viel mehr aber durch den Grundsatz, daß Land und Volk der Hessen nur um seinetwillen da wäre. Von Jahr zu Jahr steigerte sich daher die Unzufriedenheit mit seinem Regimente: sie heftete sich ganz besonders an die skandalöse Finanzwirthschaft des alten Fürsten, der einen erheblichen Theil der Landessteuern, unter deren Druck das arme Volk seufzte, in seine Privatschatulle einstrich oder an seine Maitresse, die Gräfin Reichenbach, vergeudete.

Hier wirkte das Beispiel Frankreichs und Belgiens zündend: eine Deputation der Kasseler Bürgerschaft, von ihrem Bürgermeister Schomburg geführt, begab sich nach Schloß Wilhelmshöhe zu dem Kurfürsten und verlangte die Einberufung der Landstände von ihm. Die Meinung war, daß diese dann eine Verfassung zu Stande bringen sollten, um das Erpressungs- und Willkürregiment des Fürsten zu zügeln. Der Kurfürst vertröstete die Abgesandten mit seiner Antwort auf den nächsten Tag, den 15. September 1830. Schon dieses Verzögern der Zustimmung bewirkte aber eine so drohende Bewegung in der ganzen Stadt, daß der Kurfürst auf das Drängen seiner Minister die Einberufung der Stände versprach. Zugleich aber zog er größere Truppenmassen um die Hauptstadt zusammen. Dies steigerte auf der Stelle die Aufregung zu bedenklicher Höhe, während es in Hanau und Fulda schon zu offenen Gewaltthätigkeiten der Bevölkerung gegen die verhaßten Zollstätten kam. Die Kasseler begnügten sich damit, die Entfernung der Gräfin Reichenbach zu fordern: ein Verlangen, dem der Kurfürst nicht zu widerstreben wagte. Aber die Spannung der Gemüther war eine so große, daß es nur einer geringen Veranlassung bedurfte, um den offenen Ausbruch der Revolte herbeizuführen. Die Erhöhung der Brotpreise durch die Polizei gab sie: es kam zu mehrtägigen heftigen Straßenkämpfen zwischen den unruhigen Volkshaufen und dem Militär. Dadurch in Besorgniß versetzt, versprach der Kurfürst jetzt strenge Ordnung der Finanzen einzuführen und eine Verfassung zu verleihen. Allein der Entwurf einer solchen, welchen er den inzwischen zusammengetretenen Ständen vorlegen ließ, wurde von diesen zurückgewiesen: sie ernannten vielmehr aus ihrer Mitte einen Ausschuß, um selbst eine Verfassung zu entwerfen. Die Seele desselben war der liberale Professor Jordan aus Marburg; so kam denn ein höchst freisinniger Entwurf einer Verfassung zu Stande, welche nur eine Kammer festsetzte, völlige Preßfreiheit und Unabhängigkeit der Rechtspflege garantirte. Am 5. Januar 1831 nahm der Kurfürst sie an. Dann aber verließ er seine Residenz, um von der Gräfin Reichenbach, welche das Volk um keinen Preis im Lande dulden wollte, nicht getrennt zu sein. Die Verfassung jedoch verbot, den Sitz der Regierung außer Landes zu verlegen. Darum mußte der Kurfürst sich endlich nach langem Widerstreben entschließen, während er selbst mit der Gräfin Reichenbach in Frankfurt am Main seinen Wohnsitz nahm, seinen Sohn am 30. September 1831 zum Mitregenten zu ernennen und ihm die eigentliche Regierung des Kurfürstenthums zu überlassen.

Wirren in Sachsen. Zu ganz ähnlichem Ausgange führte die Bewegung in Sachsen. Der greise König Anton, welcher 1827 auf seinen vielgeprüften Bruder Friedrich August

gefolgt war, war ein wohlwollender Fürst, aber durchaus in den Anschauungen des vergangenen Jahrhunderts befangen. Mit dem Versprechen von Reformen hatte er seine Regierung begonnen, auch im Kleinen manchen Uebelstand beseitigt, aber die Grundschäden blieben ungebessert. Auf dem Mittelstande lastete die ganze Schwere des Steuerdrucks: die Rittergüter, d. h. der größte Theil des Adels, waren steuerfrei. Die verkehrte Zollpolitik der Regierung ruinirte die Landesindustrie; engherzige Censur hemmte die geistige Bewegung. Die Landstände waren ohne erhebliche Befugnisse; die Städte waren der Willkür ihrer Magistrate preisgegeben; anmaßliche Polizei regierte das Land. Dazu kam, daß das katholische Fürstenhaus durch sein Bekenntniß von der evangelischen Landesbevölkerung nicht blos getrennt, sondern geradezu in feindseligen Gegensatz zu ihr gestellt wurde: die Jesuiten, welche Graf Martignac aus Frankreich ausgewiesen, hatten in Sachsen bereite Aufnahme gefunden und einen Einfluß gewonnen, welcher für die evangelische Kirche bedrohlich erschien. Aber König Anton, mit den Zuständen seines Landes wenig bekannt, ließ seinen Minister, den Grafen Detlev Einsiedel, einen Gesinnungsgenossen Metternich's, ungehemmt walten.



Auszug der Studenten aus Göttingen 1831. Zeichnung von Ludwig Burger. (S. 114.)

Da erweckte die Julirevolution aus der Mitte der Landstände den Mahnruf: der Deputirte von Watzdorf verlangte die Umgestaltung der Stände zu einer wirklichen Volksvertretung. Indeß seine Stimme verschallte ungehört; die Mißstimmung der Bevölkerung aber wuchs zusehends, so daß es in mehreren Städten zu bedenklichen Reibungen zwischen Bürgerschaft und Polizei kam. Zuerst in Leipzig steigerten sie sich in den ersten Septembertagen 1830 zu offenem Tumulte. Nach altem Brauch warf hier am Abend des 2. eine Schar Knaben Topfscherben gegen die Thür eines Hauses, in welchem nächsten Tages eine Hochzeit gefeiert werden sollte. Die Polizei vertrieb sie, aber sie kehrten unter übermüthigen Neckereien zurück. Ergrimmt hierüber verhafteten die Polizisten einen Lehrling, der ruhig, wenn auch nicht ohne Befriedigung der Scene zuschaute; er wehrte sich im Bewußtsein seiner Unschuld; eine Anzahl Handwerksburschen und andere Leute nahmen für ihn Partei, und die Prügelei war fertig.

Immer neue Scharen kamen zu Hülfe; Militär schritt ein: aber Polizei wie Militär mußten vor der aufgeregten Volksmenge sich zurückziehen. Fenster wurden eingeworfen und die Wohnungen mißliebiger Beamten demolirt. Drei Tage lang wiederholten sich diese tumultuarischen Vorgänge, bis endlich die Bürgergarde mit Hülfe der Studenten die Ruhe wiederherstellte.

Nun aber brach der Aufruhr in Dresden los. Das Rathhaus und das Polizeipräsidium wurden erstürmt, die Möbel zerschlagen, die Akten verbrannt und das Militär, welches der Zerstörung wehren sollte, in die Flucht geschlagen. Auch hier war es die Bürgergarde, welche wieder Ruhe schaffte. Mit Blitzesschnelle aber breitete die Revolte sich in kleineren Städten, selbst bis in mehrere Industriedörfer aus, so daß das ganze Land in Aufruhr zu stehen schien. Von allenthalben her wurde drohend Abstellung der Beschwerden verlangt. Der König, über diese Vorgänge bestürzt, entließ sofort den Grafen Einsiedel und berief in dem Minister von Lindenau einen liberalen Mann an die Spitze der Geschäfte. Zugleich ernannte er seinen Neffen, den sehr populären Prinzen Friedrich, zum Mitregenten und stellte die Verleihung einer Repräsentativverfassung in Aussicht. Das beschwichtigte die Unruhen. Als aber Monate vergingen, ohne daß zur Verwirklichung der Verfassungshoffnung etwas zu geschehen schien, erneuerten sich in Dresden die Tumulte; Barrikaden wurden aufgeworfen, und am 18. April 1831 kam es zu einem erbitterten Straßenkampfe zwischen den insurgirenden Bürgerhausen und dem Militär. Die Truppen behielten die Oberhand; der König aber versprach nochmals die Erfüllung seiner Zusagen in kürzester Frist. Wirklich waren auch die Stände schon seit 7 Wochen mit der Berathung der neuen Verfassung beschäftigt. Doch brachten sie erst am 4. September 1831 das Verfassungswerk zum Abschluß. König und Mitregent beschwuren die Verfassung, welche im Wesentlichen an die Bestimmungen der süddeutschen Verfassungen sich anschloß, indem sie den beiden Kammern der Volksvertretung, Steuerbewilligung und Mitwirkung bei der Gesetzgebung zusprach und Preßfreiheit, Ministerverantwortlichkeit und Gleichheit der Besteuerung gewährleistete.

Grund und Art der deutschen Bewegung. Alle diese Bewegungen fanden in der Gewährung einer Verfassung, welche dem Volke einen bestimmten Antheil an der Staatsgewalt zugestand, ihren Abschluß. Es würde aber ein Irrthum sein, wenn man darum diese Erhebungen schließlich als Folgen der Julirevolution ansehen wollte. Es ist vielmehr nicht zu bezweifeln, daß sie auch ohne das Beispiel der Julirevolution würden erfolgt sein. Denn die Ursachen waren in Wahrheit die materielle Noth, unter welcher hauptsächlich die unteren Bevölkerungsschichten seufzten, und die markertödtende Reaktionspolitik der Heiligen Allianz unter Metternich's Führung, welche als Fessel wie als Schmach mit Erbitterung jeder frei Denkende empfand. Nur wie der Glockenschlag, der die erste Stunde der Erhebung anzeigt, wirkte da die Julirevolution, die Gemüther aufregend und antreibend. Sie konnte demnach in denjenigen Staaten nicht wirken, in welchen jene Gründe nicht bestanden. Wie wenig aber ein durch die Julirevolution erst wachgerufenes Verlangen nach einer Verfassung als Ursache der Volksbewegungen angesehen werden darf, lehrt die Thatsache, daß es zu Erhebungen auch in solchen Staaten gekommen ist, welche längst in Besitz und Uebung einer Verfassung waren, wie Hessen-Darmstadt oder Sachsen-Weimar. Immerhin aber glaubte die öffentliche Meinung, wenigstens die Gebildeten des Bürgerthums, in einer Verfassungsurkunde die beste Garantie gegen Noth und Druck sehen zu sollen; wo jedoch die Bewegung in den unteren Volksschichten sich hielt, beschränkten sich die Forderungen auf Abstellung lokaler Beschwerden, namentlich auf Steuererleichterung: und fast allenthalben zeigten sich die Fürsten zu Entgegenkommen bereit, wenngleich es Metternich streng tadelte, sich von aufgeregtem Pöbel und irre geleiteten Bürgern Gesetze vorschreiben zu lassen.

In Hessen-Darmstadt richteten sich die Unruhen hauptsächlich gegen die Zollstätten, in Sachsen-Weimar und Reuß-Gera gegen Mißverhältnisse in den Gemeinden, in Bremen gegen die Steuern, in Mecklenburg gegen die Schlacht- und Mahlsteuer, in Hamburg gegen die Juden. Der Herzog von Gotha und der Fürst von Sondershausen forderten selbst ihre Unterthanen auf, ihre Beschwerden darzulegen; der Großherzog von Oldenburg versprach

freiwillig eine Verfassung, der Herzog von Altenburg that es, als in Altenburg Unruhen ausbrachen. In München kam es zu einem Tumult gegen die Polizei.

Die Stimmung in Preußen. Nach Preußen hatten belgische Fabrikarbeiter die Aufregung über die Grenze gebracht; infolge dessen kam es in Aachen am 20. August zu Zusammenrottungen von Arbeitern, welche mehrere Fabriken demolirten und schließlich das Arrestlokal zu erstürmen versuchten. In den nächsten Tagen zeigten sich Unruhen ähnlicher Art in Elberfeld, Düsseldorf und einigen anderen rheinischen Städten. Doch wurden sie sehr bald durch Militär und Bürgerwehr unterdrückt; mit Politik indessen hatten diese Tumulte nichts zu thun; sie waren durchaus sozialer Art, ebenso wie die Judenhetze, welche der Pöbel in Breslau veranstaltete. In Berlin dagegen versuchten zwei Schneidergesellen eine politische Bewegung zu entfachen: sie zogen, revolutionäre Lieder singend, durch die Straßen, bis sie verhaftet wurden. Natürlich kam es darüber zu einem Auflauf; doch verlief er sich so rasch, wie er entstanden war. Von politischer Mißstimmung zeigte sich in Preußen keine Spur. Wol war das Versprechen Friedrich Wilhelm's vom 22. Mai 1815 nicht vergessen, aber man wollte den schlichten und redlichen Fürsten, der in der Leidenszeit seinem Volke fest ans Herz gewachsen war, nicht drängen. Von polizeilichem Druck und Beamtenwillkür war nichts zu merken, so daß in weiten Kreisen die Meinung galt, was denn durch eine Verfassung in Preußen besser werden sollte. Es machte selbst keinen erheblichen Eindruck im Lande, als 1831 die Provinzialstände von Westfalen die Einführung von Reichsständen beantragten. Denn wenn auch in der äußern Politik der König Metternich gefolgt war: der Einfluß der Heiligen Allianz endete an den Grenzen des Landes, in welchem die Gesetze Stein's und Hardenberg's galten, und dessen Interesse das preußische Beamtenthum mit Intelligenz und Pflichttreue wahrnahm.



Bernhard August von Lindenau. (S. 116.)

Der preußische Zollverein. Mit Genugthuung nahm man es daher in Preußen auf, daß der König nunmehr auch in der äußern Politik aus der Gefolgschaft Oesterreichs sich zu lösen begann: mit ruhiger Festigkeit sprach er sich gegen jede Einmischung der Heiligen Allianz in die inneren Verhältnisse Frankreichs und Belgiens aus und bestimmte auch seinen Schwiegersohn, den russischen Kaiser, zu der gleichen Politik friedlicher Neutralität. Bedeutungsvoller jedoch noch wurde die deutsche Politik Preußens, welche er ungeachtet des Mißtrauens Oesterreichs und der Abneigung der Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands in dem Zollvereine einschlug; es begann damit die Fundamentirung der deutschen Einheit.

Die überaus langgedehnte, vielfach zerrissene Grenze, welche Preußen durch die Bestimmungen des Wiener Kongresses erhalten hatte, begünstigte ausnehmend den Schmuggel; die zahlreichen Binnenzölle erschwerten den Verkehr und damit das Zusammenwachsen der neu zusammengefügten Bestandtheile des preußischen Staates. Politische Erwägung neben der finanziellen rief daher das preußische Zollgesetz vom 26. Mai 1818 ins Leben; sein Schöpfer war der Generalsteuerdirektor Maaßen. Es hob kurzweg alle Binnenzölle in Preußen auf und setzte an ihre Stelle ein Grenzzollsystem mit einem sehr einfachen und übersichtlichen Tarife, welcher den Zoll nach dem Gewichte, nicht nach dem Werthe der Waaren regelte. Den Ausfall im Ertrage ersetzten Verbrauchssteuern, welche eine gerechtere Vertheilung der Lasten als der Zoll bewirkten.

Zu voller Wirksamkeit konnte indessen dies Zollsystem nur dadurch gelangen, daß die von Preußen ganz oder theilweise umschlossenen Kleinstaaten sich ihm anschlossen. Zu diesem Anschlusse lud sie daher auch Preußen ein, so bedinglich, daß der gesammte Zollertrag nach der Kopfzahl der Theilnehmer an dem Zollvereine vertheilt werden, die Zollverwaltung aber ausschließlich in den Händen Preußens bleiben solle. Dies Zollsystem schließlich über ganz Deutschland auszudehnen, war das Endziel, welches Preußen im Auge hatte.

Für allgemeine Bundeszölle schwärmte auch Friedrich List; allein für die praktischen Pläne Preußens hatte er kein Verständniß. In Reutlingen 1789 geboren, hatte er sich vom Schreiber zum Professor der Staatswissenschaften in Tübingen emporgearbeitet. Mit Wort und Schrift trat er gegen die Theorien Adam Smith's für eine nationale Volkswirthschaft ein. Sein Werk war der Handelsverein in Frankfurt am Main, dem er sich, 1819 seine Professur niederlegend, ganz widmete, indem er als dessen Bevollmächtigter sowol bei dem Bundestage wie in Wien für die Durchführung eines einheitlichen deutschen Grenzzollsystems unter Aufhebung aller Binnenzölle mit rastlosem Eifer wirkte. Er hätte ein Gehülfe Preußens sein können, wenn er nicht auf den deutschen Bund seine Hoffnung gesetzt hätte.

K. G. Maaßen.

Indeß die deutschen Fürsten sahen in der preußischen Zollpolitik eine Gefahr für die Selbständigkeit ihrer Staaten. Nur Schwarzburg-Sondershausen schloß sich 1819 dem preußischen Zollvereine an: die anderen widerstrebten auf das Heftigste dem preußischen „Vergewaltigungsversuche“ und suchten beim Bundestage und in Wien Schutz. In der Stille nahm man hier Partei für sie und bestärkte sie in ihrem Widerstande gegen die preußischen Bestrebungen. Allein die materiellen Interessen waren stärker als diese heimliche Nackenstärkung: unfähig, den Ausschluß aus dem Verkehre mit Preußen zu ertragen, schlossen sich 1822 Schwarzburg-Rudolstadt, 1823 Sachsen-Weimar, 1826 Anhalt-Bernburg, Lippe-Detmold und Mecklenburg-Schwerin und 1828 Anhalt-Dessau, wenn auch meist nur für ihre in Preußen liegenden Exklaven, dem preußischen Zollvereine an. Anhalt-Köthen aber blieb hartnäckig; seine Einwohner trieben auf der Elbe einen sehr gewinnreichen Schmuggel zum empfindlichen Nachtheile Preußens, welches das Ländchen rings umschloß. Alle Verhandlungen Preußens waren fruchtlos: da sperrte endlich Preußen die Elbe beim Ein- und Ausflusse; das wirkte, Oesterreich, dem wegen der türkischen Verwicklungen ein freundliches Einvernehmen mit Preußen sehr wünschenswerth war, mahnte jetzt den halsstarrigen Fürsten zur Nachgiebigkeit: so trat denn 1828 auch Anhalt-Köthen dem preußischen Zollverbande bei.

Erweiterung zum deutschen Zollverein. In anderer Weise hatten andere Staaten es versucht, dem Beitritte sich zu entziehen. Im Januar 1828 schon hatten Bayern und Württemberg einen Handelsverein mit einander geschlossen, um den Verkehr zwischen den beiden einander benachbarten Ländern zu erleichtern. Auch Hohenzollern war diesem Vereine beigetreten. Andererseits sah durch die Fortschritte, welche der preußische Handelsverein, so gering sie auch waren, machte, eine Anzahl mitteldeutscher Staaten sich zum Zwecke gegenseitiger Stärkung gegen das preußische Uebergewicht zur Gründung des „mitteldeutschen Handelsvereins“ gedrängt. Am 24. September 1828 wurde er zu Kassel abgeschlossen zwischen dem Königreich Sachsen, Hannover, Kurhessen, den sächsischen Herzogthümern, Braunschweig, Nassau, Oldenburg, Hessen-Homburg, den Fürstenthümern Reuß und den freien Städten Bremen

und Frankfurt. Ohne innere Zolleinigung, selbst ohne erhebliche Verkehrserleichterungen, verfolgte dieser Handelsverein lediglich den Zweck, die Vergrößerung des preußischen Zollvereins auf dem linken Elbufer zu hemmen und den preußischen Handel zu schädigen.

Diesem kurzsichtigen, von Haß und Mißtrauen eingegebenen Verfahren gegenüber hatte aber Preußen schon den ersten bedeutenden Schritt zur Erweiterung des preußischen Zollvereins zu einem allgemeinen deutschen gethan. Es hatte Hessen-Darmstadt unter Zugeständniß einer selbständigen Zollverwaltung den Eintritt in den preußischen Zollverein am 14. Februar 1828 gewährt. Das war das Verdienst des vorausschauenden preußischen Finanzministers von Motz; denn dadurch wurde dem Mißtrauen der deutschen Staaten der wesentlichste Vorwand genommen. Hieran schloß sich alsbald der wichtigste Schritt zur Erweiterung des preußisch-hessischen Zollvereins. So heftig auch die süddeutschen Liberalen gegen jede Vereinigung mit Preußen eiferten: die richtige wirthschaftliche Einsicht siegte in Bayern und Württemberg dank zumal der Bemühungen des Stuttgarter Buchhändlers von Cotta. Am 27. Mai 1829 wurde zwischen dem preußisch-hessischen und dem bayerisch-württembergischen Zollvereine ein Vertrag abgeschlossen, welcher die Zölle für alle Erzeugnisse der Natur, Kunst und des Gewerbfleißes aufhob, für Fabrikate wesentlich herabsetzte und jährliche Zollkonferenzen zu weiterer Annäherung der beiderseitigen Zollsysteme anordnete. Die sächsischen Herzogthümer wurden genöthigt, eine zollfreie Verbindungsstraße von Langensalza nach Würzburg und Bamberg zwischen den verbündeten Zollvereinen zu gewähren.



F. Ch. A. von Motz.

Damit war der mitteldeutsche Handelsverein ins Herz getroffen; dennoch traten innerhalb desselben Hannover, Braunschweig, Kurhessen und Oldenburg in dem Einbecker Vertrage vom 27. März 1830 zu einem Sonderbunde zur Aufrechterhaltung der früheren Bestrebungen zusammen. Aber die traurige wirthschaftliche Lage Kurhessens wirkte unwiderstehlich: sobald daher die Kasseler Revolution den alten, hartnäckig widerstrebenden Kurfürsten aus dem Lande getrieben hatte, bewirkte der neue kurhessische Finanzminister von Motz am 25. August 1831 den Anschluß Kurhessens an den preußisch-hessischen Zollverein. Freilich verklagten die Einbecker Verbündeten Kurhessen wegen Vertragsbruches beim Bundestage, jedoch ohne dadurch Kurhessen zu sich zurückzwingen zu können.

In Preußen war inzwischen der Finanzminister von Motz am 30. Juni 1830 gestorben; allein Maaßen, sein Nachfolger, verfolgte mit Nachdruck die gleiche Handelspolitik. Nach längeren Verhandlungen vereinigten sich am 22. März 1833 der preußisch-hessische und der bayerisch-württembergische Verein zu einem wirklich einheitlichen Zoll- und Handelssystem. Schon am 30. März trat diesem das Königreich Sachsen bei, und nicht lange danach die thüringisch-sächsischen Länder.

Mit dem 1. Januar 1834 sollten die Bestimmungen dieses Deutschen Zollvereins in Kraft treten. In langen Zügen hielten hochbeladen die Frachtwagen in der Neujahrsnacht vor den alten Zollhäusern Mitteldeutschlands. Sobald die Mitternachtsstunde ausgeschlagen, gingen die Schlagbäume in die Höhe, und unter dem fröhlichen Zuruf der zuschauenden Volksmenge fuhren die Wagen hindurch; die Straße war frei. Ein Jahr genügte, um selbst den widerstrebenden Liberalen Süddeutschlands den Segen des Zollvereins begreiflich zu machen; 1835 traten auch Baden und Nassau bei und am 3. Januar 1836 die freie Stadt Frankfurt, nachdem sie, wie Nassau durch Anlehnung an Frankreich, so durch Anschluß an England vergeblich vor dem Aufgehen in die preußische Zollpolitik sich zu wahren versucht hatte.

Die Einbecker Verbündeten, Hannover, Oldenburg und Braunschweig, denen sich auch Schaumburg-Lippe anschloß, einten sich während der Jahre 1834 bis 1837 zu dem zwei Millionen Einwohner umfassenden „Niedersächsischen Steuerverein", der erst nach siebzehnjährigem Widerstreben in seine Verschmelzung mit dem deutschen Zollverein einzuwilligen sich entschließen konnte. Die Hansestädte aber und Mecklenburg beharrten auch dann noch in ihrer Sonderexistenz. Aber 25 Millionen Deutsche waren 1836 durch den deutschen Zollverein geeint: der Anfang eines — wie Motz es vorausverkündigt — von „innen und von außen festen und freien Deutschlands unter dem Schutz und Schirm von Preußen."

Aufkommen des Radikalismus. Freilich in Süddeutschland gab es nicht Viele, welche die hohe nationale Bedeutung der wirthschaftlichen Bestrebungen Preußens erkennen wollten. Wie ein Prediger in der Wüste erhob Paul Pfizer in Tübingen 1831 seine Stimme in dem „Briefwechsel zweier Deutschen" mit der Mahnung, daß für die deutsche Nation das Heil nur in dem engen Anschlusse an Preußen läge. Den süddeutschen Liberalen war Preußen, der absolut regierte Staat, ein Schreckgespenst, noch mehr natürlich den republikanischen Hitzköpfen, denen auch eine konstitutionelle Monarchie nicht mehr genügte. Für die Verbreitung solcher radikalen Ideen waren in Deutschland nicht zum wenigsten die polnischen Emigranten thätig, welche, nach dem Falle von Warschau aus Polen flüchtig, von den biederen Deutschen wie Helden aufgenommen und verehrt wurden. Französische Emissäre gesellten sich dazu, denen die friedliche Regierung des Bürgerkönigs die Hoffnungen knickte. Die Einen, auf die allgemeine Unkenntniß der polnischen Verhältnisse spekulirend, suchten für eine demokratische Republik Polen zu begeistern, die Anderen spiegelten französische Hülfe vor, so daß es bald an deutschen Freiheitsphantasten nicht fehlte, denen die Errichtung einer deutschen Föderativrepublik als hohes Ziel vor der Seele gaukelte. Waren doch in den links-rheinischen Gebieten die Erinnerungen an die frühere Zugehörigkeit zur französischen Republik noch nicht erstorben. Flugblätter und Zeitschriften in Menge nährten diese Gesinnungen.

Die Bestimmungen der Karlsbader Beschlüsse waren mehr und mehr in Vergessenheit gerathen, die Strenge der Censur hatte in Bayern und Württemberg sehr nachgelassen, seit 1830 war sie in Baden fast ganz aufgehoben. Infolge dessen waren eine Menge liberaler Zeitungen entstanden, mehrere darunter von ganz radikaler Richtung, welche zur Abstellung aller Beschwerden des Volkes offen die Revolution, die Beseitigung der Fürsten, die Einführung der Republik empfahlen. Noch weiter als sie drangen die populär geschriebenen Flugblätter in die Massen des Volkes ein, die Gährung der Gemüther anzuregen und zu zeitigen. Die radikalste Presse hatte ihren Sitz in der Rheinpfalz, wo die beibehaltenen Formen des französischen Gerichtsverfahrens eine Gewähr größerer Freiheit und Sicherheit zu sein schienen. Hier erschien in Oggersheim der „Westbote" von Siebenpfeifer, hierher übersiedelte von München die „Deutsche Tribüne" von Wirth.

Johann Wirth aus Hof, 1798 geb., hatte seine Advokatur aufgegeben und sich der Journalistik zugewandt. In München gab er das halbamtliche „Inland" heraus, dann seit dem 1. Juli 1831 die ganz radikale „Deutsche Tribüne". Ununterbrochen lag er jetzt mit der Censur in Fehde: die gestrichenen Artikel der Zeitschrift ließ er in Flugblättern verbreiten, welche der Censur nicht unterlagen, später in der Zeitung selber abdrucken. Die Strafen dafür häuften sich so, daß er die letzte Zeit gar nicht mehr aus dem Gefängnisse herauskam. Infolge dessen siedelte er gegen Ende 1831 nach Homburg in der Rheinpfalz über, wo er mit großem Jubel aufgenommen wurde. Denn die Gährung ging hier schon hoch, nicht wenig durch Ludwig Börne's Briefe aus Paris, die unlängst erschienen waren, angeregt. Zu Anfang des Februar 1832 erließ Wirth nun in der Tribüne einen Aufruf zur Bildung eines Preßvereins, dessen Aufgabe sein sollte liberale Schriften zu verbreiten, die Geldstrafen verurtheilter Redakteure zu bezahlen und für die Familien verhafteter Schriftsteller zu sorgen. Dieser Aufruf fand den größten Beifall: man sah in dem Preßvereine eine schneidige Waffe gegen die Reaktion. Aus fast allen Gegenden Deutschlands liefen zahlreiche Beitrittserklärungen ein, auch die Kolonie der polnischen und italienischen Flüchtlinge in Paris trat bei.



Das Hambacher Fest. Zeichnung von Ludwig Burger. (Zu S. 122.)

Nun glaubte indeß der Bundestag einschreiten zu müssen: er befahl am 2. März 1832 die Unterdrückung der „Tribüne", des „Westboten" und der in Hanau erscheinenden „Neuen Zeitschwingen" von Stein. Indeß schon Tags vorher hatte die bayerische Regierung das Erscheinen der Tribüne und des Westboten sistirt und den Preßverein verboten. Daran kehrten sich aber weder Wirth noch Siebenpfeiffer: die Zeitungen erscheinen weiter, bis die Regierung die Pressen versiegeln ließ. Daraufhin fügte sich Siebenpfeiffer, Wirth jedoch nicht. Er wurde verhaftet, aber von dem Appellationsgerichte in Zweibrücken freigesprochen und der Preßverein in dem Urtheil für gesetzlich erlaubt erklärt. Im Triumph wurde der Freigesprochene nach Hause geführt und nahm nun die Agitation mit doppeltem Eifer wieder auf: hatte doch der Versuch, die Freiheitsbestrebungen zu unterdrücken, sich als ohnmächtig erwiesen. Freiheitsbäume wurden unter großem Lärmen aufgerichtet und die Beamten, welche dagegen einschreiten wollten, in dreistester Weise verhöhnt.

Das Hambacher Fest. In Weinheim an der Bergstraße war am 1. April 1832, angeregt von den Liberalen Badens, ein Fest gefeiert worden, zu welchem auch aus den benachbarten Ländern, was sich liberal nannte, zahlreich zusammengeströmt war: man wollte sich gegenseitig ermuntern in dem Kampfe für die Grundsätze der Freiheit.

Dies regte in Siebenpfeiffer den Gedanken eines großen Festes aller Liberalen Deutschlands und der Nachbarländer an; am 20. April erließ er einen Aufruf, durch welchen er alle deutschen Stämme auf den 27. Mai 1832 nach der Burghalde von Hambach oberhalb Neustadt an der Hardt zu „der Deutschen Mai" einlud. Es sollte ein Verbrüderungsfest aller Liberalen sein unter dem Vorwande, den Jahrestag der Verleihung der bayerischen Verfassung festlich zu begehen. Die Regierung, voller Mißtrauen, verbot das Fest: allein so erbitterte Protestationen erfolgten gegen das Verbot, daß sie es nach einigen Tagen zurücknahm. So strömten denn aus allen deutschen Ländern in zahlloser Menge die Festgenossen zusammen; auch die polnischen Emigranten erschienen zahlreich, mit ihnen französische Republikaner und Vertreter des jungen Italien. Auch Börne kam aus Paris herbei, mit endlosen Vivats, mit Fackelzug und Ständchen begrüßt. Nur die Häupter der badischen Liberalen fehlten infolge eines Mißverständnisses.

An die 30,000 Menschen setzten sich am Morgen des 27. Mai in endlosen Zügen von Neustadt aus nach der Hambacher Schloßruine in Bewegung. Schwarzrothgoldene Banner wehten im Zuge, zwischen ihnen die französische Tricolore und die Farben Polens. Die weitaus größte Mehrzahl bildeten Bürgersleute, Handwerker aus Neustadt und der Umgegend; ganz harmlos sangen sie, mit dem Texte der angestimmten politischen Lieder unbekannt, während des Marsches „Schier dreißig Jahre bist du alt" oder den polnischen Gästen zu Gefallen „Noch ist Polen nicht verloren".

Siebenpfeiffer hielt auf der Höhe bei der Ruine die Eröffnungsrede im Tone seiner Flugblätter und Leitartikel; weit übertraf ihn Wirth mit seiner Schilderung der „düsteren Nacht, welche durch die Tyrannei und den schwarzen Verrath der Fürsten und der Aristokraten noch über dem Vaterlande lagere". Mit einem Hoch auf „die vereinigten Freistaaten Deutschlands" und einem dreifachen Fluche auf Deutschlands Fürsten schloß er. „Nieder mit den Fürsten! Waffen! Waffen!" riefen die Zunächststehenden, die ihn verstanden hatten, ihm als Antwort zu, und eine Deputation der Frankfurter überreichte ihm zur Anerkennung ein kostbares Schwert. Am andern Tage traten die Führer zur Berathung zusammen, wie die Erhebung Deutschlands zu bewirken sei; sie verlangten namentlich von den Theilnehmern aus Norddeutschland die Stellung von Vertrauensmännern, welche die Bewegung in der Heimat hervorrufen und leiten könnten; aber mit verlegenem Schweigen bekannten die Gefragten, daß sie solche Vertrauensmänner in ihrer Heimat nicht zu nennen wüßten. Zu bestimmten Beschlüssen kam es daher nicht.

Indessen das Fest hatte im Süden und Westen Deutschlands den größten Anklang gefunden: kaum eine Gegend gab es hier, die nun nicht auch ihr Freiheitsfest haben wollte.

Unter verschiedenen Vorwänden wurden Festversammlungen der Liberalen und Radikalen in Gaibach bei Würzburg abgehalten, in Bach bei Erlangen, in Regensburg, Augsburg, Dünkelsbühl, in der Münchener Vorstadt Au, in Badenweiler, in St. Wendel, auf dem Sandhofe bei Frankfurt, in Bergen, auf dem Niederwalde bei Rüdesheim, im Wilhelmsbade bei Hanau, von Ende Mai bis über die Mitte des Juni hinaus. Sie dienten durch die aufreizenden Reden, in welchen die Redner, nicht selten junge Studenten, sich gegenseitig zu überbieten suchten, sehr dazu, die Gährung der Gemüther in immer weitere Kreise zu tragen; was aber praktisch dadurch erreicht werden sollte, wußte kaum Einer. Es war ein unklares Wogen und Drängen nach ganz allgemein gehaltenen Idealen, wie es nun einmal für die deutsche Jugend so viel Verführerisches hat. Die darin standen, hatten das Gefühl, erhabenen Zwecken zu dienen; sie waren Alle entschlossen; sie wußten nur nicht, wozu.

Beginn der Reaktion. Von dem grellen Mißtone, der das Hambacher Fest entstellt hatte, war in diesen Versammlungen nicht die Rede; sie hielten durchaus daran fest, auf dem Wege des Gesetzes zu bleiben. Dennoch hielt es der Bundestag für nothwendig, dagegen einzuschreiten; Bayern ging voran. Der Fürst Wrede wurde nach der Rheinpfalz mit Truppen gesandt, um dort die Ruhe wieder herzustellen. Wirth, Siebenpfeiffer und andere Häupter der Bewegung wurden verhaftet, eine Menge Zeitschriften unterdrückt, das Appellationsgericht in Zweibrücken aufgehoben und auf die schwarzrothgoldenen Abzeichen, wo sie sich zeigten, Jagd gemacht. Man nannte diese Farben der früheren Burschenschaft jetzt die deutschen, da man sie in dem alten deutschen Reichswappen, dem schwarzen Adler in dem goldenen Felde, wiederzufinden glaubte: wenn nur nicht des Wappenthiers rothe Zunge unheraldische Zuthat ungeschickter Maler gewesen wäre.

Am 28. Juni 1832 erfolgte der Beschluß des Bundestages, durch welchen derselbe die Unterordnung der inneren Gesetzgebung der Einzelstaaten unter diejenige des Bundes anbefahl und die Ueberwachung der Thätigkeit der Ständeversammlungen sich selbst zusprach. Durch den Bundesbeschluß vom 5. Juli wurden dann alle politischen Vereine und alle politischen Reden auf Volksversammlungen verboten, die deutschen Farben verpönt und das Errichten von Freiheitsbäumen strafbar gemacht. Auch die frühere polizeiliche Ueberwachung der Universitäten wurde erneuert. Kein Beschluß aber erregte so viel gerechten Unwillen, wie der ebenfalls am 5. Juli gefaßte, das liberale Preßgesetz in Baden zu unterdrücken. Dies Gesetz, am 24. Dezember 1831 von dem freisinnigen Großherzog Leopold bestätigt, sprach in inneren Angelegenheiten volle Preßfreiheit aus. Wol protestirte der Großherzog gegen den Bundesbeschluß, ja er fragte bei Louis Philipp an, ob er auf die Hülfe Frankreichs bei weiterem Beharren in seinem Widerstande rechnen könne. Die Antwort des Bürgerkönigs fiel ablehnend aus: da gab denn Baden sein Widerstreben gegen den Bundestag auf; die Censur wurde wieder eingeführt, die Freiburger Professoren von Rotteck und Welcker, die Führer der badischen Liberalen, auf Befehl des Bundestages in den Ruhestand versetzt und die Universität Freiburg einstweilen geschlossen. Denn hier wie auf fast allen Universitäten des südlichen und mittleren Deutschlands trat die Burschenschaft wieder hervor, nachdem sie unter verschiedenen Namen (Germania, Teutonia, Arminia) das Jahrzehnt seit den Karlsbader und Wiener Beschlüssen in der Stille überdauert hatte.

Das Frankfurter Attentat. Die Burschenschaft war es, welche sich durch das Hereinbrechen der Reaktion in jugendlicher Hast zu ebenso unbesonnenen wie unheilvollen Beschlüssen drängen ließ. Zu Weihnachten 1832 traten Abgesandte verschiedener Universitäten zu Stuttgart zusammen und beschlossen, „den Zweck der allgemeinen deutschen Burschenschaft, die Einheit und Freiheit Deutschlands, auf dem Wege der Revolution zu erstreben". Sie trat daher mit dem Vaterlandsvereine, wie der von Wirth gestiftete Preßverein sich seit Kurzem nannte, in Verbindung. Dieser hatte seinen Sitz jetzt in Frankfurt und betrieb unter der Leitung von Gärth, Bunsen u. A. schon längst in der Stille den Plan gewaltsamen Umsturzes, indem er nach allen Seiten hin mit radikalen Gesinnungsgenossen Verbindungen anzuknüpfen und geheime Gesellschaften

ins Leben zu rufen suchte. Hauptsächlich suchte er die bekannten Führer der Liberalen, einen Jordan, Welcker, Rotteck für sich zu gewinnen; allein der Erfolg hierbei war ein ebenso dürftiger, wie jetzt die Propaganda unter der Masse der Bevölkerung. Denn die freudige Bewegung der Frühlingsmonate war verflogen, und der wuchtig auftretenden Reaktion gegenüber faßten nur Wenige Vertrauen zu dem Gelingen der geheimen Umsturzpläne. Es gehörte die ganze Hitzköpfigkeit unerfahrener Studenten dazu, um an Erfolg zu glauben. Freilich hielten die Frankfurter die Prätension aufrecht, daß das ganze Volk Westdeutschlands sich mit ihnen erheben würde, obwol sie kaum auf mehr als auf einige hundert Bauern aus der Umgegend und auf ein Dutzend homburgischer Soldaten rechnen konnten.

Ein drittes Element gesellte sich zu dieser Verbindung der Burschenschafter und Frankfurter Vaterlandsvereinler. Der Stuttgarter Buchhändler Franckh hatte 1831 in Paris die Bekanntschaft einer Anzahl revolutionärer Führer aus verschiedenen Ländern Europa's gemacht; das gab ihm ein gewisses Ansehen bei den deutschen Radikalen, und seine Eitelkeit drängte ihn, eine Rolle zu spielen. Ihm theilte der württembergische Leutnant Koseriz mit, daß er die beiden Regimenter der Ludwigsburger Garnison für die Revolutionirung Deutschlands gewonnen habe. So reiste denn nun Franckh zwischen Württemberg und Frankfurt hin und her, um den Ausbruch der Revolution zu betreiben. Indeß sein Treiben blieb nicht verborgen: im Februar 1833 wurde er verhaftet. Daraufhin hatte Gärth mit Koseriz am 1. März in Schlüchtern an der württembergischen Grenze eine Zusammenkunft, in welcher sie sich gegenseitig durch die übertriebensten Vorspiegelungen zu berücken suchten: Koseriz wollte der ganzen württembergischen Armee sicher sein, Gärth wollte die Frankfurter Artillerie mit 16 Kanonen, zwei preußische Regimenter in Mainz und das ganze nassauische Militär zur Verfügung haben; außerdem würde ein polnisches Hülfscorps von Besançon her, ein anderes aus der Schweiz herbeieilen und gleichzeitig der Aufstand in Lyon, Savoyen und Polen wieder emporlodern. Dem gemäß wurde beschlossen, daß binnen vier Wochen die Revolution zu gleicher Zeit in Ludwigsburg und Frankfurt losbrechen sollte; der Bundesgesandten und der Bundeskasse sich zu bemächtigen, galt als das nächste Ziel. Den Burschenschaften wurde entboten, ihre Streitkräfte vor Anfang April nach Frankfurt zu senden. Vertrauensvoll folgten wirklich ein paar Dutzend Studenten dem Rufe, worauf Knöbel, ein pfälzischer Lehrer, an die Pariser Revolutionäre mit der Meldung gesandt wurde, daß die deutsche Revolution fertig sei. Daß keinem der Revolutionsschwindler bei dem Gedanken an das Elend, das ihr sinnlos-frevles Unterfangen über die verführte Jugend bringen mußte, das Gewissen schlug!

Der März ging zu Ende. Die Frankfurter, in der Erkenntniß der Geringfügigkeit ihrer Streitkräfte, sandten an Koseriz die Weisung, mit seinen Regimentern zu ihnen nach Frankfurt zu kommen. Aber der Württemberger lehnte dies mit der Erklärung ab, die Sache sei bei ihm doch noch nicht hinlänglich vorbereitet. Die Frankfurter, denen sich auch der von Göttingen flüchtige Rauschenplatt zugesellt hatte, waren also auf sich selbst angewiesen: ihre Streitkräfte betrugen im Ganzen 51 Mann. Da waren denn die Studenten bereit, die Sache aufzugeben, aber Gärth und die Frankfurter Führer erklärten es für Ehrensache loszuschlagen; sie hofften auf Zuzug von Hanau und auf das Frankfurter Volk. Zum Unsegen drangen sie durch. Am Abend des 3. April 1833, gegen halb 10 Uhr, setzten sich die Verschworenen in Marsch: die eine Kolonne, 33 Mann stark, führte Rauschenplatt gegen die Frankfurter Hauptwache, die andere, 18 Mann stark, Gärth und der Pole Michalowski gegen die Konstablerwache. Leicht wurden die ahnungslosen Wachmannschaften überwältigt, worauf Rauschenplatt, den einzigen Studenten Rubner zur Vertheidigung der Hauptwache zurücklassend, mit seiner Schar sich wieder an Gärth anschloß. Einige Leute wurden jetzt abgesendet, um vom Pfarrthurme Sturm zu läuten. Allein bevor noch die Glocke anschlug, war schon Alles vorüber.

Auf die Meldung von dem Angriffe rückte das Frankfurter Bataillon aus der Kaserne gegen die Hauptwache vor; Rubner vertheidigte seinen Posten mit äußerster Zähigkeit, bis ihn die Soldaten mit den Kolben niederschlugen. Nun marschirte das Bataillon gegen die

Konstablerwache. Hier hatte Gärth vergeblich versucht, die zahlreich sich sammelnden Neugierigen für sein Unternehmen zu begeistern; Niemand schloß sich ihm an. Ein Gefecht entspann sich mit den anrückenden Soldaten, bei dem es Verluste auf beiden Seiten gab. Es endigte damit, daß sich die Verschworenen in ziemlicher Ordnung aus der Wache zurückzogen und dann in den Straßen rasch zerstreuten. In einer Stunde war das ganze Attentat vorüber. Allein nur der Hälfte der Betheiligten gelang es, zu entkommen; die Anderen fielen in den nächsten Tagen der Polizei in die Hände. Ein Hülfscorps von Bauern aus Bonames, 60 Mann stark, langte, als schon Alles vorüber war, am Friedberger Thore an: enttäuscht zogen sie wieder ab, an dem Zollhause ihren Unwillen auslassend. Auch ein kleines Polencorps langte von Besançon in der Schweiz an; indeß die Berner Regierung erlaubte ihm nicht, die deutsche Grenze zu überschreiten. Der Revolutionsversuch war damit abgethan: wenn er nur nicht für ganz Deutschland so unheilvolle Konsequenzen gehabt hätte!



Sturm auf die Konstablerwache in Frankfurt a. M. Nach Ludwig Burger.

Die verschärfte Reaktion. Die nächsten Folgen trafen freilich die Urheber des Attentats und diejenigen, welche der Theilnahme verdächtig erschienen, wenngleich es den eigentlichen Führern fast sämmtlich gelang, zu entkommen. Gegen 1800 Verhaftungen wurden vorgenommen; allein wo Geschworenengerichte bestanden, wie in der Pfalz, wurden die Angeklagten freigesprochen; auch diejenigen Prozesse, welche in zweiter Instanz vor die Juristenfakultäten von Tübingen, Göttingen, Leipzig und Berlin kamen, endigten fast sämmtlich mit Freisprechung: selbst viele Untergerichte fällten unerwartet milde Urtheile. Infolge dessen griffen auf Betreiben des Bundestages die Regierungen, wie in Bayern und Hessen, in die Rechtspflege ein: durch zahlreiche Versetzungen von Richtern wurde denjenigen Gerichtshöfen, welche die politischen Prozesse zu führen hatten, eine Zusammensetzung gegeben, die Verurtheilung gewährleistete, und überdies von Bundeswegen eine Centralbehörde in Frankfurt eingesetzt, ohne deren Bestätigung kein freisprechendes Urtheil eines Gerichtshofes Rechtskraft haben sollte. Nunmehr wurde der von der Jury in Landau freigesprochene Wirth vom Kassationshofe in München zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt; Konrektor Weidig, jetzt Pfarrer in Obergleen in Hessen, welcher verhaftet, aber als schuldlos nach einigen Wochen wieder entlassen war, wurde von

Neuem ins Gefängniß gesetzt und durch die brutale Behandlung des Untersuchungsrichters zu gräßlichem Selbstmorde getrieben: mit Glasscherben zerschnitt er sich die Pulsadern; auch Professor Jordan in Marburg wurde einige Jahre später zu Amtsentsetzung und fünfjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Mit Macht begannen jetzt wieder die „Demagogenverfolgungen"; zahlreiche junge Leute, zumal Burschenschafter, wurden auf elende Angebereien hin zum Tode verurtheilt, um dann zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe begnadigt zu werden: in ihrer Lebenskraft gebrochen, als sie, nach langjähriger Haft amnestirt, in das Leben zurücktraten. Manche retteten sich durch die Flucht ins Ausland; ihre frische Kraft ging dem Vaterlande verloren.

Zugleich wurde eine scharfe Censur in allen Bundesstaaten eingeführt, alle politischen Vereine verboten, eine Anzahl freisinniger Zeitungen unterdrückt, die Universitäten unter die Aufsicht von Regierungskommissaren gestellt, eine strenge Fremdenpolizei eingeführt und den Handwerksburschen das Wandern in Ländern verboten, in denen revolutionäre Verbindungen beständen; verfehmt vor allen waren Frankreich, Belgien und die Schweiz. Ueberhaupt eine jede freie Regung wurde unterbunden.


Georg Gottfried Gervinus.

Dies war das Ziel, welches Metternich vorschwebte. Ihm nahe zu kommen, mußte das Frankfurter Attentat den Vorwand bieten. Denn aus den Anzeigen Louis Philipp's war Metternich und der Bundestag genau über das unterrichtet, was im Werke war; es wäre demnach ein Leichtes gewesen, den Aufstandsversuch zu verhindern. Aber die Maßregeln, welche getroffen wurden — das Schließen der Thore, das Konsiguiren des Frankfurter Bataillons in seine Kaserne — sollten nicht den Ausbruch, sondern nur das Gelingen des Attentates verhindern. Denn wie Metternich schon das Hambacher Fest, wenn man es recht benutze, ein „Fest der Guten" genannt hatte, so bot ihm die Frankfurter Revolte noch eine viel geeignetere Handhabe, das Gespenst der Heiligen Allianz wieder heraufzubeschwören.

Schon im August 1833 traten die Minister Oesterreichs, Preußens und Rußlands in Teplitz zur Besprechung gemeinsamer Maßregeln gegen die Revolution zusammen; im nächsten Monate hielten die drei Monarchen selbst auf dem Schlosse von Münchengrätz eine Zusammenkunft, in der sie als ihre gemeinsame Aufgabe den Kampf für die Befestigung der durch die revolutionären Bewegungen der letzten Jahre erschütterten monarchischen Gewalt betrachteten. Dem entsprechend ergingen noch im Herbste Einladungen an alle deutschen Regierungen zu einer Ministerkonferenz in Wien. Seit dem Hambacher Feste war Preußen wieder in die Gefolgschaft Oesterreichs zurückgekehrt und ließ sich jetzt bei der Beantragung reaktionärer Maßregeln geduldig von Metternich vorschieben, so daß das Gehässige derselben viel mehr auf Preußen als auf Oesterreich fallen mußte. Am 13. Januar 1834 eröffnete Metternich die Ministerkonferenz in Wien; am 12. Juni wurde das Schlußprotokoll unterzeichnet. Es waren Beschlüsse gefaßt worden, welche ein förmliches System zur Erdrückung jeder freien Regung in Deutschland aufstellten. Jede Spur liberaler Gesinnung war als revolutionär geächtet, aller Konstitutionalismus zu einem schattenhaften Possenspiele gemacht.

Dadurch wurde ein tiefer Abgrund zwischen den Bevölkerungen und ihren Regierungen aufgethan; das Mißtrauen, welches die letzten Erfahrungen gezeitigt hatten, steigerte sich zur

Erbitterung; auch der maßvollste Liberale sah sich mit Mißbehagen den Radikalen zugedrängt; die Gährung, der stille Ingrimm fraß weiter; in immer größeren Kreisen begann man in den Regierungen die Feinde des Volkes zu sehen. Das war ein nationales Unglück, welches die Entwicklung Deutschlands in traurigster Weise gehemmt hat: in dieser Retorte bildeten sich die Gase, welche, je stärker der Druck war, um so unausweichlicher zu einer gewaltsamen Explosion führen mußten.

Der Staatsstreich in Hannover. Von einer den Regierungen zugeneigten Partei im deutschen Volke, die es doch selbst nach den Karlsbader Beschlüssen noch gegeben hatte, war nicht die Rede. Die Regierungen standen allein mit ihren Beamten, Soldaten und Polizisten; selbst der von Natur konservative Mittelstand begünstigte mit einer gewissen Schadenfreude alle Bestrebungen, welche darauf ausgingen, den Regierungen Schwierigkeiten zu bereiten. Regierungsfreundliche Zeitungen fanden keine Abonnenten; sie wurden kurzweg als servil und käuflich verurtheilt; wogegen Blätter, die wenn auch nur leise Opposition machten, bald emporkamen. Mittelmäßige Schriftsteller, wie die des „Jungen Deutschland" fast durchweg waren, gewannen schnellen Ruhm, wenn sie nur gegen das Bestehende opponirten. Das gab der ganzen Literatur der dreißiger Jahre ihren ätzenden und zersetzenden Charakter, weil dahin der Geschmack des lesenden Publikums ging. Und Niemand traf diesen Ton virtuoser als Heinrich Heine: daher sein Ruhm über Alle.



Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. (Zu S. 128).

Auf der andern Seite wurde dem deutschen Volke nichts erspart, was peinigend und entwürdigend war. Für gewaltthätige Reaktionäre, wie es die Minister von Abel in Bayern, Hassenpflug in Kurhessen waren, bildeten auch die Verfassungen keine Schranken der Willkür. Fortwährend wurden die Verfassungsparagraphen umgangen oder zu genehmem Sinne umgedeutet; denn direkt sie anzutasten schien doch zu gefährlich. Dies zu wagen blieb dem neuen Könige von Hannover vorbehalten.

Mit dem Tode König Wilhelm's IV. löste sich die mehr als hundertjährige Personalunion zwischen England und Hannover. Denn in dem deutschen Lande galt salische Erbfolge; es folgte daher nicht die junge Königin Victoria, sondern Wilhelm's nächst jüngerer Bruder, Ernst August, Herzog von Cumberland. Das alte Haupt der Hochtories nahm gern die Krone von Hannover an, denn bei der ungeheuren Schuldenlast, die ihn drückte, erschienen die reichen hannöverschen Domänen als ein sehr lockender Gewinn. Indeß die Verfassung vom Jahre 1833 erklärte diese Domänen für Staatseigenthum und bestimmte dem Könige nur eine feste Civilliste. Daher erklärte Ernst August schon 14 Tage nach seiner Thronbesteigung, daß er die Verfassung nicht anerkenne, und durch das Patent vom 1. November 1837 hob er sie in aller Form auf, entband die Beamten ihres auf die Verfassung geleisteten Eides und ordnete Neuwahlen der Stände auf Grund der Verfassung des Jahres 1819 an. Er glaubte

das Recht zu diesem Staatsstreiche zu haben, da die Verfassung von 1833 die Zustimmung auch des Thronfolgers vorschrieb, er aber damals nicht gefragt worden war. Zugleich schrieb er, um die unteren Volksklassen für sich zu gewinnen, einen Steuererlaß von 100,000 Thalern aus.

Zu jenen Ständen des Jahres 1819 hatte auch die Universität Göttingen einen Abgeordneten zu wählen. Sieben Professoren aber überreichten am 18. November 1837 dem Universitätskuratorium eine Protestation, in welcher sie erklärten, daß sie von der rechtlichen Unmöglichkeit einer Aufhebung der Verfassung durch königliches Patent überzeugt wären; sie müßten sich deshalb fortwährend durch ihren auf die Verfassung geschworenen Eid verpflichtet achten und könnten mit ihren Eiden nicht spielen, was ihnen als Lehrern der Jugend am wenigsten anstehen würde; deshalb wären sie entschlossen, an den Wahlen zu der neuen Ständeversammlung nach dem Wahlgesetze von 1819 als Mitglieder der Universität nicht Theil zu nehmen. Es waren Dahlmann, Albrecht, Gervinus, Ewald, Weber und die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, Männer, die zu den berühmtesten je in ihrer Wissenschaft gehörten.

Dieser mannhafte Protest erregte den höchsten Zorn des Königs; schon am 14. Dezember entsetzte er alle sieben ihrer Aemter und befahl, daß Jakob Grimm, Dahlmann und Gervinus, welche ihren Protest zugleich veröffentlicht hatten, binnen drei Tagen Hannover verlassen sollten. Die Universität aber versicherte den König ihrer Loyalität; nur sechs Professoren stimmten der Erklärung der Sieben zu, aber in so vorsichtig gewählten Ausdrücken, daß man dem Könige rieth, es einfach zu übersehen. In Deutschland indeß machte es bei der allgemeinen Gereiztheit der Gemüther außerordentliches Aufsehen, daß Beamte zum Theil von konservativer Gesinnung gegen den Gewaltakt des Königs Verwahrung eingelegt hatten; allerorten gab sich die Sympathie für die Vertriebenen kund, Sammlungen wurden veranstaltet, Vereine zu ihrer Unterstützung gebildet. Sie fanden indeß bald in anderen Staaten wieder Anstellung. Denn so schroff sich auch die Reaktion in Deutschland geberdete, so stimmten doch nicht wenige Regierungen dem Faustschlage, welchen der König von Hannover gegen das allgemeine Rechtsgefühl geführt hatte, nicht zu. Das zeigte sich selbst im Bundestage. Denn als 28 Abgeordnete der hannöverschen Stände auf Anregung des Osnabrücker Bürgermeisters Stüve sich an den Bundestag wandten, gab dieser nur mit neun gegen sieben Stimmen dem Könige von Hannover recht. Es begann doch in manchen Regierungen leise die Ahnung zu tagen, daß in der bisherigen reaktionären Weise, in schroffstem Gegensatze zu der öffentlichen Meinung sich auf die Länge nicht fortregieren lasse.

Die evangelische Union in Preußen. Auch die preußische Stadt Elbing hatte eine Zustimmungsadresse an die Göttinger Sieben gerichtet, worin sie sagte, daß ein solcher Gewaltstreich in Preußen unmöglich wäre, wo der König stets das Beispiel der Ehrfurcht vor den Gesetzen gebe. Zwar hatte dies den Unterzeichnern der Adresse von dem Minister des Innern von Rochow den Verweis zugezogen, daß es „dem Unterthanen nicht gezieme, an die Handlungen des Staatsoberhauptes den Maßstab seiner beschränkten Einsicht zu setzen" — eine Antwort, aus welcher das bekannte Wort von dem „beschränkten Unterthanenverstande" entstanden ist — aber doch hatten die Elbinger den Kardinalpunkt richtig getroffen, durch den sich Preußen in der Hochflut der Reaktion unversehrt erhielt: das unerschütterte Vertrauen des Volkes zu der patriarchalischen Regierung seines greisen Königs. Denn die Ueberzeugung hatte sich bis zu dem letzten Preußen herab die langen Jahrzehnte hindurch, die nun schon Friedrich Wilhelm III. regierte, festgestellt, daß er aufrichtig und redlich erstrebe, was er als das Beste für sein Volk erkenne.

Von Anfang an bedrängte es den König in seinem Herzen, daß er durch die Verschiedenheit des Bekenntnisses von seinem Volke getrennt war. Denn seit Johann Sigismund hingen die Hohenzollern dem reformirten Bekenntnisse an, während die große Mehrheit der Bewohner des Landes lutherisch war. Er hatte daher seinem Verlangen nach Union der beiden Konfessionen der protestantischen Kirche schon am 18. Juli 1798 durch eine Kabinetsordre Ausdruck gegeben, welche durch eine gemeinschaftliche Agende die beiden Konfessionen näher bringen sollte.

Zu diesen Bestrebungen kehrte er nach dem Eintritte des Friedens um so entschiedener zurück, als Noth und Krieg sichtlich dazu beigetragen hatten, das religiöse Empfinden im Volke zu beleben und zu erwärmen. Die gleiche Amtstracht wurde für die Geistlichen beider Konfessionen vorgeschrieben und 1816 eine gemeinsame Liturgie in den Militärkirchen von Berlin und Potsdam eingeführt. Die Mahnung des Königs war, das 300jährige Jubelfest der Reformation dadurch zu feiern, daß die beiden Bekenntnisse zu einer wirklichen Konsensusunion sich zusammenthäten. Wol erklärten zahlreiche Gemeinden ihren Beitritt zu derselben, aber sie faßten sie doch sehr verschieden auf. Unter sehr reger persönlicher Mitwirkung des Königs wurde daher die Liturgie neu bearbeitet und eine gemeinsame Agende entworfen; allein sie stieß in weiten Kreisen, da eben der Geist der beiden Konfessionen ein verschiedener ist, auf lebhaften Widerstand. Der neu ernannte Kultusminister von Altenstein gedachte die Einführung der Agende zu erzwingen; der König jedoch verwarf alle Gewaltthätigkeit. Er ließ vielmehr 1828 neue liturgische Kommissionen zusammentreten und die Formulare der Agende mannichfaltiger gestalten. Jetzt schloß sich die große Mehrzahl der Gemeinden der landeskirchlichen Union an; nur in Pommern und Schlesien beharrte eine Anzahl hartnäckig in ihrem Widerspruch. Darin sah der König jetzt unbegründeten Eigensinn: die Kirchen wurden geschlossen, die Geistlichen verhaftet, und der hie und da thätlich sich erhebende Widerstand durch Waffengewalt gebrochen. Doch aber ließ der König jetzt den Gedanken einer Konsensusunion fallen, den er seit 1817 verfolgte: die Kabinetsordre vom 28. Februar 1834 begnügte sich mit einer **Kultusunion**, indem sie die Autorität der Bekenntnißschriften beider Konfessionen neben einander anerkannte und nur die Einführung der Agende für alle noch nicht unirten Kirchen anordnete.



Erzbischof Freiherr von Spiegel.

Emporkommen des Ultramontanismus. Das gleiche Jahr schien auch die Lösung des Konfliktes zu bringen, welcher zwischen der Staatsgewalt und der **katholischen** Kirche in Preußen entstanden war. Seit dem Frieden waren häufig in die katholischen Rheinlande Beamte aus den altpreußischen Provinzen versetzt worden, von welchen gar manche sich mit den Töchtern des Landes verheirathet hatten. Für gemischte Ehen aber verordnete das preußische Landrecht, daß die Kinder in dem Glauben des Vaters zu erziehen wären, wenn nicht der einmüthige Wille beider Eltern es anders verfügte: eine Verordnung, welche 1825 auch auf die neupreußischen Rheinlande ausgedehnt worden war. Dem gegenüber setzte Papst Pius VIII. durch das Breve vom 25. März 1830 fest, daß gemischte Ehen zwar unerlaubt, doch gesetzlich giltig, die kirchliche Einsegnung derselben jedoch nur unter der Bedingung statthaft wäre, daß die Eltern gelobten, sämmtliche Kinder katholisch erziehen zu lassen.

Indeß die preußische Regierung verwarf dies Breve, schloß vielmehr nach längeren Verhandlungen am 19. Juni 1834 mit dem Erzbischof von Köln, Freiherrn von Spiegel, eine Uebereinkunft, in welcher dieser, das Breve im mildesten Sinne auslegend, den Pfarrern die kirchliche Einsegnung gemischter Ehen überall da anbefahl, wo die Braut nicht ausdrücklich wisse, daß die Kinder protestantisch sollten erzogen werden. In dem gleichen Sinne gelobten auch die übrigen preußischen Bischöfe das Breve auszulegen, worauf nunmehr der König demselben nachträglich seine Bestätigung ertheilte. Allein schon im nächsten Jahre starb der

Erzbischof Spiegel, ein gebildeter Weltmann, erfüllt von ächter Frömmigkeit, aber ohne eine fanatische Ader; zu seinem Nachfolger ernannte der König den Weihbischof von Münster, den Freiherrn Clemens Droste zu Vischering: der Ultramontanismus nahm mit ihm den ersten Bischofssitz der preußischen Rheinlande in Besitz.

Kaum in seine Hauptstadt zurückgekehrt, hatte Papst Pius VII. den Jesuitenorden 1814 wieder hergestellt. Der alte Geist der Herrschsucht, der Unduldsamkeit, der Bildungsfeindlichkeit kehrte damit in die katholische Kirche zurück. Verbündet mit der politischen Reaktion, suchte er sich Deutschland wieder zu unterwerfen, dessen Geistliche im Umgange mit Protestanten Duldung gelernt und auf den Universitäten zu einer freieren Auffassung der kirchlichen Verhältnisse herangebildet waren. Mit mannhafter Entschiedenheit wirkte dagegen in Konstanz der Generalvikar Freiherr von Wessenberg durch Wort und Schrift für die Gestaltung einer deutschen Nationalkirche, für Vertiefung der Seelsorge, für freisinnige Bildung der Geistlichen. Sein Einfluß auf das südwestliche Deutschland war außerordentlich. Nicht minder erfolgreich war die Wirksamkeit des Professors Georg Hermes in Bonn. Sein Streben war, „alle Gewißheit des Glaubens auf die nothwendigen Forderungen der menschlichen Vernunft zu gründen“; von allen Angriffen auf die katholische Kirche und ihre Lehren war er indeß weit entfernt. Dennoch galten er wie seine zahlreichen Anhänger ihr als Gegner.



Erzbischof Clemens Aug. Droste zu Vischering.

Es war daher begreiflich, daß die Bewegungen der Jahre 1830 und 1831 in den katholischen Ländern zugleich einen antikirchlichen Charakter trugen. Infolge dessen änderte seit der Julirevolution der Ultramontanismus seine Taktik: er machte gemeinsame Sache mit den Liberalen. In Belgien gelangte er dadurch zum Siege, in Frankreich versuchte er das Julikönigthum zu sich herüber zu zwingen, in den preußischen Rheinlanden unterstützte er die politische Opposition; denn hier unter einer protestantischen Staatsgewalt zu stehen, erschien vor Allem ihm unerträglich. Sein Wortführer war, wie in Frankreich Lamennais, dessen „Worte eines Gläubigen“ den Abfall von dem göttlichen Rechte der Volkssouveränetät als die erste Sünde der Welt verkündeten, so in Deutschland Joseph Görres, einst in seinem „Rheinischen Merkur“ ein beredter Anwalt des Deutschthums, jetzt ein radikaler Kämpe für Papstthum und Kirche. Denn „die Fürsten“, sagte er, „können nur durch die Hierarchie überwunden werden; man muß daher diese um jeden Preis unterstützen.“ Was Wunder, daß unter solchen Einwirkungen in Deutschland eine neue Generation katholischer Geistlicher heranwuchs, welche ihr Vaterland allein in Rom sah.

„Ist Ihre Regierung toll?“ fragte daher in gerechtem Erstaunen der Kardinalsekretär Capaccini den preußischen Gesandten Bunsen in Rom, als er hörte, daß der König den Weihbischof von Münster auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln berufen habe. Denn dort kannte man den Bischof Droste längst als eine Hauptstütze des Ultramontanismus in Westphalen. Zwar hatte er sich vor seiner Wahl schriftlich verpflichtet, die Uebereinkunft vom 19. Juni 1834 aufrecht zu halten. Aber kaum hatte er sein erzbischöfliches Amt angetreten, so begann die rücksichtsloseste Verfolgung aller Anhänger der 1835 von dem Papste verbotenen Hermes'schen Lehren, und im September 1837 sagte er sich ohne Weiteres von jener Uebereinkunft und

seinem Versprechen los und stellte sich ganz auf den Boden des päpstlichen Breve, indem er die Bevölkerung in den Streit hineinzuziehen versuchte. Die Aufforderung der Regierung, die Verfolgung der Hermesianer einzustellen und die Konvention von 1834 wieder anzuerkennen oder sich einstweilen aller Amtshandlungen zu enthalten, beantwortete er dahin, daß er mit Entschiedenheit das Eine wie das Andere ablehnte. Da wurde der halsstarrige und wortbrüchige Kirchenfürst denn auf Befehl des Königs in seinem Palaste am 20. November 1837 verhaftet und durch Gensdarmen auf die Festung Minden abgeführt.

Ein Sturm erhob sich über dies nachdrückliche Einschreiten der preußischen Regierung. Papst Gregor XVI. hielt eine Ansprache an das Kardinalskollegium, in welcher er erklärte, durch die Gewaltthat Preußens sei die bischöfliche Würde verhöhnt und die Rechte des heiligen Stuhles mit Füßen getreten. Görres pries in seinem „Athanasius" unter zügellosen Schmähungen gegen die ungläubige Regierung und die Beamtendespotie in Preußen den verhafteten Bischof als Märtyrer und gründete zugleich die „Historisch-politischen Blätter" als Geisteswaffe für die Hierarchie. Nicht anders urtheilten auch, Rotteck voran, die süddeutschen Liberalen; aber im Norden sah man in dem Streit „den Kampf deutscher Freiheit gegen römische Herrschaft." In Köln und Koblenz kam es zu Pöbelaufläufen, angeschürt meist durch geistliche Seminaristen, die des Erzbischofs Sekretär, Kaplan Michelis, aufgereizt hatte.



Erzbischof von Dunin.

Das Märtyrerthum des gefangenen Erzbischofs fand Nachahmung: 1838 verbot auch der Erzbischof von Posen und Gnesen, Martin von Dunin, der Konvention von 1834 entgegen, den Geistlichen die unbedingte Einsegnung gemischter Ehen. Daraufhin verurtheilte ihn das Kammergericht in Berlin zur Amtsentsetzung; er kam jedoch nach Berlin und erlangte Aufschub der Urtheilsvollstreckung unter dem Vorbehalt, daß er Berlin nicht ohne die Erlaubniß des Königs verlassen dürfe. Trotzdem versuchte er heimlich in seine Diöcese zurückzukehren. Allein kaum in Posen wieder angelangt, wurde er verhaftet und nach der Festung Kolberg gebracht. Die polnische Geistlichkeit ordnete deswegen eine allgemeine Kirchentrauer an; auf die Androhung der Beschlagnahme ihrer Einkünfte erklärte sie jedoch die Trauer für beendet: freilich eine Erregung blieb in den Gemüthern zurück, geschärft zugleich durch den nationalen Gegensatz gegen das Deutschthum, während in Köln durch die Ernennung des gemäßigten Kapitulars Hüsgen zum Verweser des Erzbisthums die Bewegung sich schnell beruhigte.

Der Tod Friedrich Wilhelm's III. Durchdrungen von der Vollberechtigung des Staates, wollte der greise König von Nachgiebigkeit gegen die Kirche nichts wissen. Aber doch war er ein Mann von einer tiefen schlichten Frömmigkeit, der es auch der katholischen Kirche gegenüber in Errichtung von Schulen und Kirchen, in Ausstattung ihrer Geistlichkeit nicht an Beweisen seines Wohlwollens hatte fehlen lassen. Denn was den König vor Allem auszeichnete, war seine Gewissenhaftigkeit, mit der er seinen katholischen Unterthanen nicht weniger als seinen evangelischen fürsorglicher Regent zu sein bestrebt war.

Es ist wahr, in der äußeren Politik hielt sich der König in den Geleisen der Heiligen Allianz, wiewol er das Bedenkliche der Interventionen sich nicht verhehlte und auch durch seine Entschiedenheit die Intervention in Belgien verhinderte. Um so unbedingter aber folgte

er in der deutschen Politik den Bestrebungen Metternich's, oder ließ sich vielmehr von Metternich in der Bekämpfung aller freien Regungen vorschieben, so daß auf Preußen, wie es der österreichische Kanzler wollte, in erster Linie der Haß der Verfolgten und Bedrohten fiel. Aber in der inneren Regierung ging Friedrich Wilhelm durchaus seine eigenen Wege. In wohlgeordnetem, sorgsam überwachtem Gange bewegte sich, während die Person des Regenten durchaus zurücktrat, die Regierungsmaschine streng nach der Vorschrift des Gesetzes: eine gute Verwaltung galt ihm für die beste Verfassung. Und wirklich kann man sagen, daß in einer solchen Regierungsart etwas Konstitutionelles liegt. Freilich gehörte dazu die ganze Selbstlosigkeit und Aufrichtigkeit des Königs, aber auch sein richtiger Blick, mit dem er auf allen Gebieten die rechten Männer für den rechten Platz herauszufinden wußte. Denn es ist wirklich erstaunlich, eine wie große Zahl hervorragend tüchtiger Beamter die lange friedliche Regierungszeit Friedrich Wilhelm's aufzuweisen hat. Es waren eben persönliche Eigenschaften, durch welche dieser wahrhafte Bürgerkönig den Absolutismus in Preußen aufrecht erhielt.

Allmählich war es einsam um den alternden König geworden. Die Töchter waren verheirathet, die Söhne hatten einen eigenen Hausstand sich gegründet. Die zweite Ehe des Königs, am 9. November 1824 in aller Stille morganatisch mit der Gräfin Auguste von Harrach, späteren Fürstin von Liegnitz, geschlossen, war kinderlos geblieben. Aber die schwere Erkrankung des Königs sammelte die Kinder alle wieder um ihn; am Morgen des 7. Juni 1840 langte auch sein Schwiegersohn, der Kaiser Nikolaus, an. Es war der erste Pfingsttag. Mit vollem Bewußtsein, Mittag war vorüber, dankte der Sterbende der Fürstin Liegnitz, nahm Abschied von seinen Kindern, segnete die sein Lager Umknieenden und that dann sanft, ohne Todeskampf den letzten Athemzug. Eine dichte Volksmenge von Tausenden umstand das schlichte Haus Unter den Linden, in welchem der König wohnte. Fürst Wittgenstein trat heraus, sofort dicht umringt von theilnehmend Fragenden. Vor innerer Bewegung wortlos, wies er mit der Hand zum Himmel empor.

Die letzte Ruhestätte fand Friedrich Wilhelm, wie er es längst bestimmt, an Luisens Seite im Mausoleum zu Charlottenburg, in aufrichtigem Schmerze betrauert von seinem Preußenvolke: ein König, dem man nur gerecht wird, wenn man ihn nicht mit dem Verstande blos beurtheilt, sondern auch mit dem Herzen.

Das Jahr 1840. Es war ein erregtes Jahr, dies Jahr 1840. Die Liberalen schickten sich an, das 400jährige Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst als ein Fest geistiger Befreiung zu feiern. Es war dabei auf eine großartige Demonstration für die Preßfreiheit abgesehen. Aber gerade darum verboten die Regierungen die Feier, jedoch dem stillen Wogen der Geister vermochten sie nicht Einhalt zu thun.

Von anderer Art indeß war die Bewegung, welche das Waffengetöse, das von Westen her über den Rhein herüberschallte, in Deutschland hervorrief. Das Ministerium Thiers in Frankreich führte sich damit ein, daß es den Antrag an die Kammern richtete, die Asche Napoleon's von St. Helena nach Frankreich zu holen und im Invalidendome feierlich beizusetzen. Hatte nun schon Thiers durch die Errichtung des Standbildes Napoleon's auf der Vendômesäule wie durch andere Maßregeln mehr als irgend Jemand dazu beigetragen, den Napoleonkultus bei der jüngeren Generation zu entwickeln, so erweckte jetzt sein Antrag, der natürlich die bereitwillige Zustimmung der Kammern fand, in lebhaftester Weise die Erinnerung an den strahlenden Kriegsruhm und die gewaltige Machtstellung Frankreichs in den napoleonischen Zeiten.

Um so empfindlicher mußte daher Frankreich gerade jetzt davon berührt werden, daß die Quadrupelallianz der Großmächte ohne seine Zuziehung zu Stande kam, um Mehemed Ali, seinen Schützling, wieder unter die Oberherrschaft der Pforte zu beugen (S. 66). Frankreich sah darin die offenbarste Beschimpfung seiner Nationalehre; eine ungeheuere Aufregung bemächtigte sich der Gemüther. Die Zeitungen gossen Oel ins Feuer; in den stärksten Ausdrücken hielten sie den Franzosen die Schmach vor, die ihnen widerfahren, und die nur mit dem Schwerte wieder zu tilgen wäre: der Ruf nach Rache und Krieg wurde allgemein.

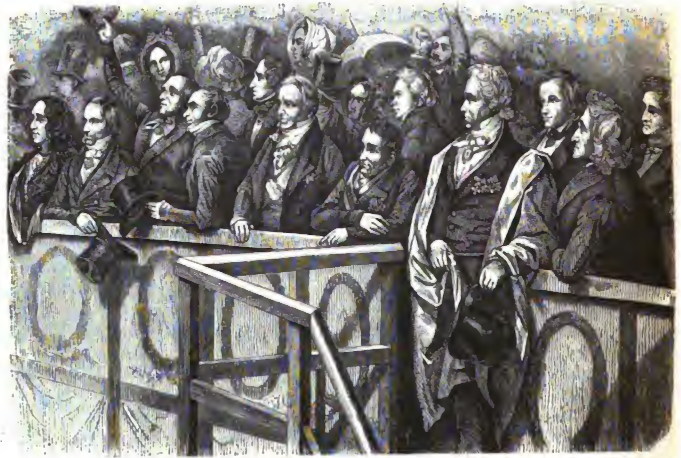
Ein fürchterlicher Sturm schien im Anzuge: rapide sanken die Kurse an der Börse. Die Regierung gab dem lauten Kriegsrufe nach; die Flotte wurde in Stand gesetzt und die disponiblen Mannschaften der Jahre 1836—39 zu den Fahnen einberufen. „An den Rhein!“ war die Losung, die Eroberung des linken Rheinufers das nächste Ziel. Die offenbare Zwietracht der Deutschen schien ja den Angriff zu begünstigen, und der Anschluß der unzufriedenen Katholiken am Rhein galt als ziemlich sicher.

Aber die drohende Kriegsgefahr fand die Deutschen zur Abwehr entschlossen. Eine schwungvolle Begeisterung, die an die Stimmung der Befreiungskriege gemahnte, gab sich kund. Max Schneckenburger gab ihr Ausdruck durch sein kräftiges Lied von der festen und treuen „Wacht am Rhein“, und in Köln sang man unter lautem Jubel im Theater: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“, Nikolaus Beckers „Rheinlied“, das bald in ganz Deutschland auf allen Straßen ertönte. Und im Lichte einer solchen Begeisterung erschien in ihrer ganzen Kläglichkeit die Bundeskriegsverfassung, die in einem Vierteljahrhundert es nicht einmal dazu gebracht hatte, daß die einzelnen Bundescorps gleiches Kommando, gleiche Signale und gleiches Kaliber ihrer Waffen hatten. Auch dem Blödsichtigen wurde es klar, daß Deutschland einer festen Führung bedürfe, um vor der geringsten Drohung von außen nicht jämmerlich zusammenschrecken zu müssen. Die Kriegsgefahr ging vorüber, aber der grollende Unmuth über die elenden Bundesverhältnisse hielt an und gab sich in manchem herben Wort zumal auch auf den Versammlungen der Aerzte, der Naturforscher, der Philologen kund, die damals unlängst angefangen hatten, mit idealem Bande wenigstens die Jünger gleicher Studien in dem großen Vaterlande zu verknüpfen.

König Friedrich Wilhelm IV. Und nun fiel hinein in diese Erregung der Gemüther der Thronwechsel in Preußen. Würde der neue König Wandel der deutschen Dinge bringen? Das war die erwartungsvolle Frage, mit der man in Deutschland die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. begrüßte. Aber nicht minder setzten die Preußen die größten Hoffnungen auf ihn: 1640 hatte ihnen die Thronbesteigung des Großen Kurfürsten, 1740 diejenige Friedrich's des Großen gebracht; es war begreiflich, daß Viele von dem Könige des Jahres 1840 ebenfalls Außerordentliches erwarteten. Und wirklich schien eine solche Erwartung nicht unberechtigt.

Friedrich Wilhelm, 1795 geboren, war offenbar ein Mann ganz ungewöhnlicher Art, von dem knappen, schlichten, soldatischen Vater so verschieden wie möglich. Bequem in Gang und Haltung, hastig in den Bewegungen, freundlich blickenden Auges, erinnerte er durch die weichen Züge des Gesichts lebhaft an die Mutter. Dazu war er mittheilsam, von glücklich zuströmender Fülle des Wortes, von erstaunlicher Schlagfertigkeit der Rede. Aufgewachsen inmitten des glücklichsten Familienlebens, ausgestattet mit umfassender und gründlicher Bildung, voll geistiger Regsamkeit, leicht erregbaren Gefühles, war er jeder Pedanterie, jedem Zwange abgeneigt; an dem Dienste der Waffen fand der Erbe des kriegerischsten Fürstenhauses in Europa keinen Gefallen. Er war durchaus eine Künstlerseele voll hohen Fluges der Phantasie und fein geläuterten Geschmackes. Aber zugleich besaß er auch die Unruhe einer solchen und ihre Eigenwilligkeit; niemals fehlte es ihm an Gewissenhaftigkeit, wol aber an Stetigkeit, und der Entschluß des Unternehmens war rascher gefaßt als derjenige des Durchführens. Schnell wechselten die Ansichten bei ihm; niemals war man seiner Entscheidung ganz sicher. Das Königthum rückte er in seinen Gedanken hinaus in eine unnahbare Höhe, und liebte es doch mit rascher Entschließung in den Gang der Geschäfte sich einzumischen, denn seine reiche überströmende Natur riß ihn leicht hinweg über die festen Schranken des Dienstes: die Genialität seines Wesens ertrug nur mit Widerstreben die Entsagung und Selbstlosigkeit, welche ein Regent mehr als ein anderer Mensch zu üben hat, und vor Allem ein konstitutioneller Regent. Durfte man daher erwarten, daß er Neigung haben würde, die Beschränkungen einer Verfassung sich freiwillig aufzuerlegen? Das aber war die Hauptfrage, wie die Regierungsform in Preußen mit dem Zeitbewußtsein in Einklang gebracht werden könnte.

Die Huldigung in Königsberg und Berlin. Wirklich ließen die ersten Regierungshandlungen des Königs auch für diese Haupt- und Grundfrage das Beste hoffen: ein Geist der Versöhnung wehte in ihnen, als gelte es früher begangenes Unrecht gut zu machen. Der liberale General von Boyen, einst der Genosse Scharnhorst's und Gneisenau's, 1820 entlassen, wurde als Mitglied des Staatsrathes in den Staatsdienst zurückgerufen. Ernst Moritz Arndt wurde in seine Bonner Professur wieder eingesetzt, weil, wie der König ihm schrieb, er „ihn kenne, ihm vertraue", und nahm nach 20jähriger Pause seine Vorlesungen wieder auf. Ludwig Jahn, wiewol nach mehrjähriger Festungshaft schon 1825 freigesprochen, wurde von dem Banne, der ihn in Freiburg an der Unstrut festhielt, gelöst und nachträglich mit dem eisernen Kreuze geschmückt. Am 10. August wurde Amnestie für alle politischen Vergehen und Verbrechen ertheilt, und gleich darauf die Kommission zur Untersuchung der demagogischen Umtriebe aufgelöst.



Die Erbhuldigung in Berlin. Nach dem Gemälde von Franz Krüger.
Frau v. Paalzow. Dieffenbach. Meyerbeer. L. Tieck. Rauch. Die Brüder Grimm.
P. v. Cornelius. Schönlein. A. v. Humboldt. Schinkel.

Mit erkennbarer Absichtlichkeit suchte man die jetzt aus Festungshaft und Verbannung Befreiten durch Anstellung und Beförderung zu entschädigen, so daß die Meinung aufkam, um vorwärts zu kommen, müsse man Burschenschafter gewesen sein.

Auch den Verhältnissen des Deutschen Bundes wandte der König seine Aufmerksamkeit zu. Im August hatte er mit Metternich eine Zusammenkunft in Dresden und sandte die Generale von Grolman und von Radowitz an die süddeutschen Höfe und nach Wien, um Verbesserungen der Bundeskriegsverfassung anzubahnen. Das Ergebniß war, daß regelmäßige Inspektionen der Bundeskontingente eingerichtet, und die Befestigung von Ulm und Rastatt als Bundesfestungen beschlossen wurde. Einen geistigen Mittelpunkt aber suchte der König den Deutschen in Berlin zu geben. Dorthin wurden je die Ersten in ihrem Fache berufen, die Gebrüder Grimm, die Dichter Tieck und Rückert, Schelling, der Philosoph, der Maler Cornelius und Felix Mendelssohn, der Komponist. Die schönsten Hoffnungen, so schien es, fingen an sich zu erfüllen.

Mit den aufrichtigsten Freudenbezeigungen begleitete daher das preußische Volk die Reise seines Königs nach Königsberg, wo er nach altem Brauche die Huldigung der nicht zum

Deutschen Reiche gehörenden Provinzen Preußen und Posen entgegennehmen wollte. Noch war es unvergessen, daß die Provinz Preußen sich zuerst zum Kampfe für die Befreiung des Vaterlandes erhoben hatte: jetzt erhob sie sich zuerst zum Kampfe für die Verfassung. Am 5. September 1840 wurde der Landtag der Provinz eröffnet, um zu berathen, ob und für welche Privilegien der Provinz die Bestätigung des Königs zu erbitten sei. Da erhob sich der Landtagsabgeordnete Heinrich, der Bürgermeister von Königsberg, mit dem Antrage, von dem Könige zu erbitten, „der Verordnung vom 22. Mai 1815 gemäß der zu Berlin zu ernennenden Kommission mit Zuziehung der Provinzialstände die Ausarbeitung einer schriftlichen Urkunde als Verfassung des preußischen Reiches aufzutragen und der preußischen Nation diese Verfassung zu verleihen." Mit 89 gegen 5 Stimmen nahm der Landtag diesen Antrag an; seine angesehensten Mitglieder, Vertreter der ersten Familien der Provinz, die Auerswald, Bardeleben, Saucken, stimmten einmüthig mit ja; auch der königliche Kommissar, der Oberpräsident von Schön, war dafür. Schon am 9. September gab ihnen in dem Landtagsabschiede der König Antwort: er erklärte, in ihrem Antrage den Ausdruck der angestammten Treue und reinsten Gesinnung zu sehen. „Unsere getreuen Stände", schloß der Abschied, „können in vollstem Maße unseren Absichten über die Institution der Landtage vertrauen."


König Friedrich Wilhelm IV.

Unter dem Eindrucke dieses hoffnungerweckenden Bescheides fand am folgenden Tage auf dem innern Hofe des Schlosses zu Königsberg die Huldigung der Stände statt. Der König nahm das Gelöbniß der Treue entgegen; dann erhob er sich vom Throne, und bis an den Rand der Tribüne vortretend, legte er mit klangvoller Stimme, die Worte mit beredten Bewegungen der Hand begleitend, auch seinerseits das Gelöbniß ab, „ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König" zu sein. „Bei uns", fuhr er fort, „ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im Großen und Ganzen herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziele, nach dem allgemeinen Wohl in heiliger Treue und wahrer Ehre. Aus diesem Geiste entspringt unsere Wehrhaftigkeit, die ohnegleichen ist. So wolle Gott unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten, mannichfach und doch eins. Wie das edle Erz, das aus vielen Metallen zusammengeschmolzen, nur ein einziges, edles ist, keinem anderen Roste unterworfen, als allein dem verschönernden der Jahrhunderte!"

Der König hatte zu sprechen aufgehört; noch lag einen Moment feierliche Stille über den Tausenden der Versammelten. Dann aber brach mit einem Male brausend, lautschallend der Jubel aus; mit Thränen in den Augen fielen Viele einander in die Arme, durch das Bekenntniß und die Verheißung des Königs in tiefster Seele bewegt.

Aber die Hochflut der Begeisterung legte sich, als der König in der Kabinetsordre vom 4. Oktober es für eine irrige Ansicht erklärte, daß er seine Zustimmung zu dem Antrage der preußischen Stände im Sinne der Verordnung vom 22. Mai 1815 ausgesprochen habe. Die Huldigungsfeier in Berlin, am 15. Oktober, dem Geburtstage des Königs, gehalten, erweckte daher eine weit geringere Bewegung. Es verstimmte, daß der König die Standesherren und

die Deputirten des Adels der sechs zum Deutschen Bunde gehörenden Provinzen im großen Rittersaale des Schlosses empfing, während die Vertreter des Bürger- und Bauernstandes draußen im Lustgarten in Regen und Herbstwind auszuharren hatten. Doch hob sich die Stimmung, als der König auf die Tribüne, die vor dem Schlosse nach dem Lustgarten zu errichtet war, heraustrat und an die Stände, denen jetzt sich auch die Ritterschaft zugesellt hatte, des Regens nicht achtend, mit feierlichem Worte sich wandte. Er rief sie zu der Erklärung auf, ob sie in der heiligen Treue der Deutschen, in der heiligeren Liebe der Christen ihm helfen und beistehen wollten, „Preußen zu erhalten, wie es ist, wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen soll." „Wollen Sie mir", schloß er, „helfen und beistehen, die Eigenschaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit seinen nur vierzehn Millionen den Großmächten der Erde beigesellt ist? Nämlich Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmüthiger Tugendkraft? Wollen Sie in diesem Streben mich nicht lassen und versäumen, sondern treu mit mir ausharren durch gute wie durch böse Tage? O dann antworten Sie mir mit dem schönsten, klarsten Laute der Muttersprache, antworten Sie mir ein ehrenhaftes Ja!"

Eine freudige Bewegung ging durch die dichten Scharen der Umstehenden, die ihn verstanden hatten; vielstimmig rollte ein lautes Ja dem Könige entgegen. Aber die Fernerstehenden — denn an die 60,000 Menschen füllten den weiten Raum — sahen den König nur sprechen, ohne etwas zu hören: auch sie ergriff die Bewegung; sie antworteten mit immer sich erneuernden Hochrufen und Vivats. So faßte der König Muth zu dem großen Unternehmen, mit dem er umging: schon im Februar 1841 begann er Hand an die weitere Ausbildung der ständischen Institutionen zu legen. Auch für die ständischen Verhältnisse sollte, wie er sagte, „eine lebendigere Zeit" kommen.

Die vereinigten ständischen Ausschüsse. Die Frage war indeß, ob, was der König wollte, auch dasjenige war, was das Volk wollte. In Königsberg erschien zu Anfang 1841 eine Flugschrift, betitelt „Woher und Wohin?" Mit Wärme führte sie aus, daß die Einführung von Generalständen, wie sie die preußischen Stände vom Könige erbeten hatten, eine unabweisliche Forderung der Zeit sei, welche eines günstigen Einflusses auf den Gang der Gesetzgebung und Verwaltung, auf die Haltung der Beamten und den Geist des Volkes nicht entbehren würde. Die Zeit der patriarchalischen Regierung sei vorüber, und das preußische Volk mündig geworden. Das fand weiteste Zustimmung, denn das waren eben die Gedanken der Gebildeten im Volke. Aber gar sehr erhöhte es die Wirkung der kleinen Schrift, als bekannt wurde, daß ihr Verfasser einer der ersten Beamten des Königreichs, der Oberpräsident von Schön, wäre, welcher dem Könige selbst die Schrift überreicht hatte.

Ihr folgte sehr bald, den Eindruck zu verstärken, eine anonyme Schrift ähnlicher Art, welche, wenn auch schärfer im Tone, doch in demselben Gedankenkreise sich bewegte: „Vier Fragen eines Ostpreußen." Diese vier Fragen waren, anknüpfend an den Antrag der Provinzialstände von Preußen: Was wünschten die Stände? Was berechtigte sie? Welcher Bescheid ward ihnen? Was bleibt ihnen zu thun übrig? Bündig beantwortete der Verfasser die letzte Frage dahin: „Sie müssen das, was sie bisher als Gunst erbaten, nunmehr als erwiesenes Recht in Anspruch nehmen." Auch diese Schrift entstammte dem Schön'schen Kreise: ihr Verfasser war der Hausarzt Schön's, Johann Jacoby, ein junger Jude.

Der König indeß stimmte den Forderungen dieser Schriften nicht zu; ja durch den anmaßlichen Ton der vier Fragen fühlte er sich persönlich verletzt. Von einer Volksvertretung nach französischem Muster wollte er nichts wissen; er knüpfte mit seinen Gedanken an das Bestehende an und wollte von diesem aus Schritt für Schritt zu weiteren Entwicklungen gelangen: am 21. Juni 1842 unterzeichnete er den Erlaß wegen Bildung ständischer Ausschüsse; am 30. August wurde derselbe veröffentlicht. Es wurden darin zwei Hauptforderungen der Zeit bewilligt: Periodizität der Landtage und Oeffentlichkeit der Verhandlungen derselben, wenn auch unter mancherlei Beschränkungen. Der größte Fortschritt aber war, daß die

Landtage zur Bildung von Ausschüssen ermächtigt wurden, besonders um die Regierung da mit Rath und Mitwirkung zu unterstützen, wo es sich um die Interessen mehrerer oder aller Provinzen handelte. So gedachte der König unter gleichmäßigen Wahlen eine Repräsentation der Gesammtheit des Landes zu schaffen.

Am 18. Oktober 1842 wurde die Versammlung der vereinigten ständischen Ausschüsse in Berlin durch den neuen Minister des Innern, Grafen Arnim-Boytzenburg, eröffnet. Sie bestand aus Abgeordneten aller Provinzen und aller Stände, vom Fürsten bis zum Bauern herab. Wol war der König mit ihren Verhandlungen zufrieden, allein in ihrer Unselbständigkeit der Regierung gegenüber genügten die vereinigten Ausschüsse weder den Wünschen des Volkes noch auch in Wahrheit den Bedürfnissen der Regierung. Die langgestreckte Lage des Staates und die gesteigerten Forderungen des Verkehrs ließen die Frage nach dem Baue von Eisenbahnen nicht länger abweisen: zur Garantie einer Eisenbahnanleihe aber genügte nicht die Zustimmung der Ausschüsse; die Verordnung vom 17. Januar 1820 verlangte zu jeder Anleihe die Genehmigung einer Volksvertretung. Auf die Schaffung einer solchen drängte Alles hin. Es war daher nur ein Nothbehelf, daß die Regierung, von der Unzulänglichkeit der vereinigten Ausschüsse überzeugt, im März und Mai 1843 die Provinziallandtage wieder eröffnete. Allein auch auf diese machte sich der Druck der öffentlichen Meinung geltend: die Regierungsanträge fanden vielfach ganz unerwartete Opposition, Beschwerden wurden eingebracht und erregten, rasch unter dem Volke verbreitet, die Gemüther. Allerorten trat zu Tage, daß die alte Zeit des Beamtenstaates, des bureaukratischen Regimentes vorüber war. Wie wollte der König den klaffenden Zwiespalt versöhnen? Wie dem Verlangen nach einer Volksvertretung, das sich auf die von ihm rückhaltslos anerkannten Erlasse vom 22. Mai 1815 und vom 17. Januar 1820 stützte, wirklich gerecht werden?

Der Sieg der Ultramontanen. Zwar für den Augenblick traten Bewegungen auf dem religiösen Gebiete in den Vordergrund des öffentlichen Interesses. Denn das war die Meinung des Königs, daß in den religiösen Angelegenheiten die vollste Freiheit herrschen solle. Die Freiheit einer christlichen Kirche, meinte er, könne einem christlichen Staate nur Segen bringen. In dem Streite des preußischen Staates mit den verhafteten Erzbischöfen hatte der Sache nach jener ohne Zweifel Recht; denn kein Staat der Welt kann es dulden, daß ein Unterthan den bestehenden Gesetzen plötzlich den Gehorsam aufkündigt. Aber die Verhaftung machte den Eindruck willkürlicher Kabinetsjustiz: weder war ihr der Erlaß eines klaren Gesetzes vorangegangen, noch ein richterliches Verfahren nachgefolgt. Ohne Weiteres gab daher Friedrich Wilhelm IV. nach seiner Thronbesteigung die gefangenen Erzbischöfe frei, durchaus zufrieden gestellt, daß der Papst an Stelle des Erzbischofs Droste den Bischof von Speier, von Geissel, setzte, verzichtete auf das königliche Placet, die Genehmigung päpstlicher Erlasse, erlaubte den Bischöfen unbehindert mit Rom zu verkehren, gab die Erziehung des Klerus und der katholischen Jugend vollständig in die Hände der Geistlichkeit und ließ durch die Staatszeitung am 10. Januar 1852 die Beendigung des kirchlichen Konfliktes anzeigen. Ein Menschenalter später traten die Folgen zu Tage; denn der Schule, welche diese kirchliche Politik des Königs ins Leben gerufen hatte, entstammt die Generation, welche sich seit 1873 in geschlossenen Reihen von ihren Kaplänen zur Wahlurne führen läßt.

Der neue Oberhirt der Kölner Erzdiözese, bis zum Tode Droste's 1845 dessen Koadjutor, verstand es sehr wohl, geistliche Würde mit weltlicher Artigkeit zu vereinen. Er gewann seinen Sprengel sofort durch seine rührigen Bemühungen, den Bau des Kölner Doms zu vollenden, der, unter dem Staufer Friedrich II. begonnen, seit drei Jahrhunderten geruht hatte. Der König erfaßte den Gedanken Geissel's mit der vollen Wärme seiner romantischen, hochfliegenden Seele: ihm sollte der vollendete Bau ein Denkmal des kirchlichen Friedens und zugleich der deutschen Einigkeit und Kraft werden. So gestaltete er die Feier der Grundsteinlegung am 4. September 1842 zu einem großen Fest, zu dem die Fürsten ganz Deutschlands geladen waren. „Das große Werk", sprach er bei der Feier zu der zahllos versammelten

Volksmenge, „verkünde den spätesten Geschlechtern von einem durch die Einigkeit seiner Fürsten und Völker großen, mächtigen, ja den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutschland!"

Der große Gedanke, so schien es, fand Zustimmung bis zu den Fürsten hinauf. Beim Festmahl erhob sich der Erzherzog Johann von Oesterreich, des Kaisers Oheim. „So lange", lautete sein Trinkspruch, „Preußen und Oesterreich, so lange das ganze übrige Deutschland, so weit die deutsche Zunge reicht, einig sind, so lange werden wir unerschütterlich dastehen, wie die Felsen unserer Berge." Die Zeitungen freilich machten daraus: „Kein Preußen, kein Oesterreich! Ein einiges großes Deutschland, fest wie seine Berge!" Und in dieser Fassung erregten die Worte weithin den lautesten Jubel und blieben unvergessen.

Der Deutschkatholizismus. Der Ultramontanismus hatte über das Königreich Preußen gesiegt: wer wollte es bezweifeln? Papst Gregor XVI. (S. 70), wenn auch ein vergnüglicher und leutseliger Mann und bei einem Glase Wein gern zu gemüthlichen Späßen aufgelegt, so doch fest entschlossen, die päpstliche Machtvollkommenheit trotz aller Tücken der argen Welt zu allseitiger Geltung zu bringen, erkannte mit Befriedigung, daß, was weder in Bayern noch in Oesterreich ihm hatte gelingen wollen, in Preußen, dem protestantischen Staate, seine Autorität zur unbedingten Anerkennung gebracht war. Die schönen Zeiten des Mittelalters schienen dort wiederzukehren. Die Bonner Professoren Braun und Achterfeldt, Schüler von Hermes, wurden auf das Betreiben Geissel's abgesetzt, Wallfahrten fanden den größten Zulauf, und den Reliquien der Kirche wurde mit mehr Ehrfurcht als je begegnet.

Im Jahre 1844 beging die Universität in Königsberg die Feier ihres 300jährigen Bestehens unter großem Gepränge und der lebhaftesten Theilnahme der ganzen Provinz. Den Eindruck, den dies Fest in der Stadt „der reinen Vernunft", an der Wirkungsstätte Kant's, in dem ganzen evangelischen Deutschland gemacht hatte, galt es den Ultramontanen wett zu machen: sie veranstalteten eine Jubelfeier des heiligen Rockes zu Trier. Unter Glas und Rahmen ließ am 18. August 1844 der Bischof Arnoldi das unscheinbare Gewand ausstellen, das, einstmals aus dem Oriente herübergebracht, in dem Rufe stand, der ungenähte Rock Christi zu sein. Siehe da den Wandel der Zeiten! Zuletzt war der Rock im Jahre 1810 in dem damals französischen Trier ausgestellt gewesen, ohne daß von einem besonderen Eindrucke viel wäre zu verspüren gewesen; jetzt wallfahrteten zahllose Gläubige zu der Reliquie; bis Ende September zählte man eine halbe Million, und als am 6. Oktober die Ausstellung geschlossen wurde, sollte die Million an Gottesfahrern überschritten und zahlreiche wunderbare Heilungen durch den Rock bewirkt sein.

Freilich die aufgeklärteren Katholiken schüttelten zu solchem ultramontanen Spuk bedenklich die Köpfe; die Bonner Professoren von Sybel und Gildemeister erwiesen in der Schrift, „der heilige Rock zu Trier und die zwanzig andern heiligen ungenähten Röcke", die Unechtheit der Reliquie, aber sie drangen nicht durch. Da erschien am 1. Oktober eine kleine Schrift in Oberschlesien, pathetisch-populär, die Schlagwörter der Liberalen geschickt verwerthend, das Sendschreiben „gegen das Götzenfest zu Trier an den dasigen Bischof als den Tetzel des neunzehnten Jahrhunderts." Der Verfasser war Johannes Ronge, ein junger Priester, der wegen Ungehorsams vom Amte suspendirt war. Die Schrift machte ungeheures Aufsehen, da sie von einem Priester kam, der seine Amtsgenossen aufforderte, ihre Stimme mit der seinigen zu vereinigen. Binnen wenig Tagen sah man Ronge's Bild an allen Schaufenstern, in allen Wirthsstuben. Eine Anzahl freisinniger Katholiken sammelte sich zu einer Gemeinde um ihn, welche von Papst und Bischof nichts wissen wollte. Das war der Anfang des Deutschkatholizismus. Auch in anderen Städten, zumal Preußens und Sachsens, bildeten sich ähnliche freisinnige Gemeinden, welche das von Ronge entworfene sehr nüchterne Glaubensbekenntniß annahmen.

Ein neues Element brachte in diese Bewegung Johann Czerski, Vikar in Schneidemühl. Die Absicht, mit einer jungen Polin sich zu verheirathen, bestimmte diesen, ohne daß er darum sein Amt niederlegte, mit einem Theile seiner Gemeinde aus der katholischen Kirche

auszutreten. Aber Czerski war viel positiver gesinnt als der ganz rationalistische Ronge, der auf seiner Apostelreise sich sehr naiv als Dritten neben Christus und Luther hinstellte. Es mißlang daher die auf dem Leipziger Konzil zu Ostern 1845 versuchte Verständigung der beiden Richtungen des Deutschkatholizismus. Zwar wuchs die Zahl der Anhänger bald auf etwa 60,000 an, aber zu einer bleibenden Gestaltung führte die deutschkatholische Bewegung, so berechtigt auch die in ihr liegende Reaktion gegen den Ultramontanismus war, nicht: sie verflachte mehr und mehr und ging in den Wogen des Jahres 1848 bis auf geringe Reste unter.

Die Lichtfreunde und die freien Gemeinden. Sehr günstig für das Emporwachsen des Deutschkatholizismus, war die Erregung, welche damals die evangelische Kirche durchzitterte. Denn auch in dieser begannen die Gegensätze auf einander zu treffen. Die Mehrzahl, zumal der älteren Geistlichen der evangelischen Kirche Preußens hing einem durch Kant's Autorität auf das Moralische gerichteten gemäßigten Rationalismus an. Von strenger Rechtgläubigkeit waren sie meist weit entfernt; denn die Unionsbestrebungen König Friedrich Wilhelms III. nöthigten die Regierung, es mit der Verpflichtung auf die Bekenntnißschriften sehr milde zu nehmen. Der Philosophie des Begriffes, wie Hegel in Berlin sie lehrte, brachten sie eine gewisse Sympathie entgegen. Deutlich sonderten sich von ihnen die Anhänger Schleiermacher's, welche die Religion in das Gefühl setzten, noch viel mehr aber diejenigen Geistlichen, welche von dem in der Zeit der Franzosennoth und der Befreiungskriege neu erwachten religiösen Leben mit ergriffen waren und, wie der Kreis des greisen Baron von Kottwitz in Berlin, mehr die gläubige Andacht als die Rechtgläubigkeit betonten.



Der heilige Rock zu Trier.

Aus der Reaktion gegen alle diese Richtungen, zumeist natürlich gegen die moralisch-rationalistische, war der Orthodoxismus hervorgegangen, dessen Organ die „evangelische Kirchenzeitung“ war, seit 1827 von dem Professor Hengstenberg in Berlin herausgegeben. Ihre schärfsten Angriffe richtete diese auf die Tübinger Schule, welche die Grundsätze der historischen Kritik auf die Schriften des Neuen Testaments anwandte und dadurch die Grundlagen des christlichen Glaubens zu bedrohen schien. Führer der Tübinger war Christian Baur, welcher die Geschichte des Vorchristenthums auf ganz neue Geundlagen stellte. Auf den Schultern Baur's aber stand David Strauß, der in seinem „Leben Jesu“ die heilige Geschichte in Mythen auflöste, durch seine kalte Kritik aber selbst unter den rationalistisch Gesinnten viele Gemüther verletzte.

So lange nun Altenstein Kultusminister war, konnten sich in Preußen alle diese Richtungen und Gegensätze ungehemmt bewegen und entwickeln. Aber Altenstein starb 1840.

Sein Nachfolger wurde Eichhorn, welcher der positiv kirchlichen Richtung angehörte und damit begann, daß er die Verpflichtung der Geistlichen auf die Bekenntnißschriften wieder schärfer faßte. Er fand damit durchaus die Zustimmung des Königs Friedrich Wilhelm IV., dem es Herzenssache war, dem kirchlichen Sinn, der ihn selbst erfüllte, auch nach außen Geltung zu verschaffen. Darin lag aber eine offenbare Bedrohung der altgewohnten Lehr- und Gewissensfreiheit. Auf Anregung des Predigers Uhlich in Pömmelte bei Magdeburg vereinigte sich daher eine Anzahl von Geistlichen, um die Lage der evangelischen Kirche in Preußen zu besprechen, zu einem geselligen Mahle. Bald folgte die Versammlung eines größeren Kreises in Leipzig, auf welcher regelmäßige Zusammenkünfte in Köthen zu halten beschlossen wurde. Den Geistlichen, deren Führer Uhlich und Baltzer waren, schlossen sich auch Laien, wie der Buchhändler Schwetschke aus Halle an. „Lichtfreunde" nannte man die Vereinigten: denn ihr gemeinsames Bekenntniß lautete: „wir stehen auf dem Boden der Heiligen Schrift, aber wir legen dieselbe aus im Lichte der Zeit, mit allen Mitteln der Wissenschaft." Der rührigste blieb Uhlich; er reiste in der ganzen Provinz umher, in Ansprachen an Bürger und Bauern zum Anschluß an die Bewegung auffordernd. So fanden sich denn schon einige tausend Anhänger und Neugierige in Köthen zusammen, vor denen Wislicenus aus Halle, weit über Uhlich hinausgehend, es aussprach, daß nicht in der Heiligen Schrift, sondern in dem Geiste des Menschen und in den Fortschritten der Bildung die wahre göttliche Offenbarung enthalten sei. Und eine Anzahl Geistliche und Laien sprach durch Namensunterschrift ihre Uebereinstimmung mit dieser Erklärung aus. Auch in Berlin bemühte sich der Stadtrath Benda, obwol Jude, Unterschriften für diese Erklärung zu sammeln.

Da griff Eichhorn in die Bewegung ein: Wislicenus, der Privatdocent in Halle war, wurde die Erlaubniß Vorlesungen zu halten entzogen. Indeß gegen dies Einschreiten der weltlichen Macht legten 90 Männer theils geistlichen theils weltlichen Standes, keineswegs Lichtfreunde, sondern meist Anhänger Schleiermacher's, die evangelischen Bischöfe Dräseke und Eylert voran, Verwahrung ein: nur der Kirche komme es zu, über die Verpflichtung ihrer Geistlichen und Lehrer zu entscheiden. Wie aber sollte die Kirche entscheiden?

Schon Friedrich Wilhelm III. war 1816 der Meinung gewesen, der Kirche eine Synodalverfassung zu geben. Diesen Gedanken hatte Eichhorn aufgenommen, indem er 1841 und 1843 Kreissynoden und 1844 Provinzialsynoden in den östlichen Provinzen Preußens — Rheinland und Westfalen besaßen deren schon — einführte; freilich bestanden sie nur aus Geistlichen. Den Abschluß dieser Verfassung bildete die Generalsynode, welche 1846 in Berlin zusammentrat, aus Geistlichen und Laien zusammengesetzt. Diese nun bestimmte, daß zwar einerseits den gelehrten Theologen die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung nicht zu beschränken sei, andererseits aber auch der Streit der Lehrmeinungen nicht in das kirchliche Leben der Gemeinden hineingetragen werden dürfe. Dem entsprechend wurde ein Glaubensbekenntniß von so allgemeiner Fassung entworfen, daß sich darin die verschiedensten Richtungen der Kirche zusammenfinden konnten.

Diesen Beschlüssen indeß stimmte der König nicht zu; er wollte durchaus die verpflichtende Kraft der Bekenntnißschriften festhalten. Er löste daher zwar die Generalsynode auf, gab aber zugleich am 30. März 1847 das „Religionspatent", welches denen, die zur Anerkennung der Bekenntnißschriften sich nicht entschließen könnten, den Austritt aus der preußischen Landeskirche freistellte. Allein die Zahl der freien Gemeinden, welche auf Grund dieses Patentes sich bildeten, war nur eine geringe; sie umfaßte außer denjenigen Gemeinden, welche den Führern der Lichtfreunde folgten, nur einige altlutherische, die auch jetzt noch mit der Union nicht ausgesöhnt waren. Nur diese behaupteten sich auf die Dauer in ihrer Sonderstellung, während jene ausnahmslos, unterwühlt von politischem Radikalismus, wie sie waren, der Sturm des Jahres 1848 verweht hat.

Das Projekt preußischer Reichsstände. Unterdessen hatte der König die Fortbildung der Verfassungsfrage in Preußen nicht aus den Augen verloren. Sein Gedanke war, eine

ständische Centralversammlung zu schaffen, von der er erwartete, sie werde ihn der vorliegenden Schwierigkeiten überheben und dem allgemeinen Begehren, das auf die Edikte von 1815 und 1820 sich stützte, Genüge thun. An eine Verfassung nach dem Muster der französischen Charte mit periodischen Sitzungen und allgemeinen Wahlen dachte er dabei nicht; durch eine solche Verfassung, nahm er an, würde Preußen von seinen alten Verbündeten, Oesterreich und Rußland, getrennt und den Westmächten zugedrängt werden. Ihn bestimmte die Ehrenpflicht, die von seinem Vorgänger auf dem Throne gegebenen Versprechungen zu erfüllen, aber darüber hinauszugehen gedachte er nicht. Die Befugniß der Steuerbewilligung sollte nach dem Edikte von 1815, die der Zustimmung zu Staatsanleihen nach demjenigen von 1820 jener Centralversammlung beigelegt werden, im Uebrigen aber sollte sie wesentlich berathender Art sein. Gebildet sollte sie werden durch die Vereinigung der Provinzialstände der acht Provinzen des Staates, jedoch ohne die Befugniß regelmäßigen periodischen Zusammentretens, in der Art daß für die Zwischenzeiten ein ständischer Ausschuß die allgemeine Versammlung vertrete.

Zur Durchberathung dieser Grundzüge des Verfassungsentwurfes, welche den eigensten Gedanken des Königs entstammten, wurde nun eine Kommission eingesetzt, bestehend aus den Ministern Bodelschwingh, Savigny, Uhden, Canitz und dem Hofmarschall Rochow, denen später noch die Minister Thile und Rother und der Fürst Solms-Lichtenstein beigesellt wurden. Vom 11. bis zum 21. Juli und wieder vom 24. September bis zum 6. Oktober 1845 hielt die Kommission ihre Sitzungen, deren Ergebniß war, daß sie den König eindringlich von der beabsichtigten Vereinigung der acht provinzialständischen Versammlungen zu einer einzigen abmahnte; denn es sei vorauszusehen, daß dieselbe ein größeres Maß von Rechten, als ihr jetzt zugestanden werden könne, zu erstreben suchen werde. Sie bat den König vielmehr, bei der bewährten Verfassung der Provinzialstände stehen zu bleiben. Allein der König war entschlossen, auf dem Wege, den er sich vorgezeichnet hatte, zu beharren.



Joh. Alb. Fr. Eichhorn.

Zur Rechtsgiltigkeit einer so tief einschneidenden Maßregel indeß, wie die Umgestaltung der Provinzialstände in Reichsstände war, gehörte nach der Verfassung Preußens ein förmlicher Beschluß des Staatsministeriums. So fand denn am 11. März 1846 eine gemeinschaftliche Sitzung des Ministeriums und der Verfassungskommission statt, um zunächst die große Frage zu entscheiden, ob überhaupt eine centralständische Verfassung eingeführt werden solle oder nicht. An der Spitze des Ministeriums stand damals Prinz Wilhelm, der nächstjüngere Bruder des Königs und als „Prinz von Preußen“ daher bei der Kinderlosigkeit desselben der präsumtive Thronfolger. Er eröffnete die Verhandlungen, indem er die Bedeutung des Moments, in welchem es sich um die ganze Zukunft, ja um die Existenz von Thron und Vaterland handele, betonte, doch aber von der Nothwendigkeit der Bildung einer ständischen Centralversammlung noch nicht überzeugt zu sein erklärte.

Wol förderte die Discussion manche Bedenken gegen die projektirten Reichsstände zu Tage: dem Minister Flottwell war die Verfassung zu verwickelt, den Ministern Rother und Uhden machte das Steuerbewilligungsrecht der Stände Sorge; aber doch wurde schließlich

mit 14 gegen 2 Stimmen die Nothwendigkeit der Einrichtung von Reichsständen anerkannt, vorausgesetzt, daß dieselben nur berathende Stimmen haben sollten. Auch der Prinz von Preußen trat schließlich der Majorität bei; nur der Minister Rochow beharrte bei seinem ablehnenden Votum, und der Hofmarschall Rochow rieth, die ganze Schwierigkeit durch förmliche Zurücknahme der alten Verheißungen Friedrich Wilhelms III. zu lösen. Der Prinz schloß die Diskussion. „Ein neues Preußen", sagte er, „wird sich bilden. Das alte geht mit Publizirung dieses Gesetzes zu Grabe! Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist."

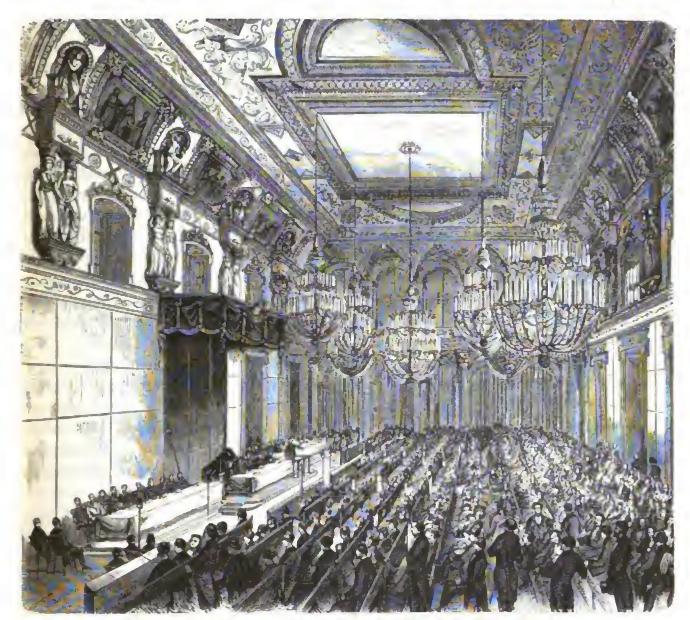
Das Patent vom 3. Februar 1847. Am 3. Februar 1847, dem Jahrestage des Aufrufs zur Bildung freiwilliger Jägercorps, erschien das Patent des Königs, welches den vereinigten Landtag mit reichsständischen Befugnissen schuf. Friedrich Wilhelm hatte den Tag mit Bedacht gewählt: wie jener Aufruf, so sollte auch dies Patent der Ausgangspunkt einer neuen glänzenden Epoche werden.

Es machte in Deutschland, ja in ganz Europa den größten Eindruck, daß nun auch Preußen, dieser altmonarchische Staat, zu dem ständischen Prinzip, das doch bald in ein konstitutionelles sich wandeln würde überging. Den größten Eindruck machte das Patent naturgemäß in Preußen; allein von der freudigen Dankbarkeit, die der König erwartet hatte, zeigte sich nicht viel. Es waren eben dem Patente drei Verordnungen beigefügt, deren Zweck war, die Autorität der Krone dem Landtage gegenüber nach allen Seiten hin sicher zu stellen. Daß ihm, ausgenommen in Anleihe- und Steuersachen, nur berathende Geltung eingeräumt war, daß neben den Kurien der Bauern, Bürger und Ritter noch eine besondere Herrenkurie der Standesherren, Mediatisirten und Prinzen eingerichtet war, daß Periodizität ihm versagt war, so daß leicht die wichtigsten Angelegenheiten dem in der Zwischenzeit tagenden ständischen Ausschusse zufallen konnten, daß für das Staatsschuldenwesen nur eine ständische Deputation gebildet werden sollte: das Alles erregte vielfach Unzufriedenheit und Unmuth. Es lag eben in dem Inhalte, auch in der Fassung der neuen Gesetze Vieles, was dem Geiste der Zeit widersprach. Im Jahre 1842 hatte ein pommerscher Edelmann, von Bülow-Cummerow, eine Schrift veröffentlicht: „Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland", die rasch in mehreren Auflagen sich verbreitet hatte. Die Forderungen des greisen, durchaus konservativen Patrioten: größere Oeffentlichkeit der Verwaltung, besonders des Staatshaushaltes, Entfesselung der Presse, Entwickelung der Provinzialstände zu einer einheitlichen Vertretung des Volkes, diese maßvollen Forderungen schienen denn doch das Mindeste zu bezeichnen, was die öffentliche Meinung glaubte ansprechen zu dürfen, und doch blieben dahinter noch die Zugeständnisse des 3. Februar zurück. Kein Wunder, daß man sie im Allgemeinen sehr kühl aufnahm. Ja es fehlte nicht an Stimmen, wie H. Simon in der Schrift: „Annehmen oder Ablehnen?", welche sich geradezu für Ablehnung des Patentes aussprachen, eine Ansicht, die selbst in mehreren Provinziallandtagen, wenn sie auch nicht durchdrang, ziemlich unverhüllt laut wurde. Indeß behielt allenthalben die Erwägung, dem Gesammtinteresse des Staates Rechnung zu tragen, die Oberhand.

Verhandlungen des vereinigten Landtags. Sonntag den 11. April 1847 trat der vereinigte Landtag im Weißen Saale des Berliner Schlosses zusammen; der König eröffnete ihn mit einer ebenso glänzenden wie inhaltschweren Rede, wie wol noch niemals ein König zu seinem Volke gesprochen. „Ich strebe allein danach", sagte er, „meine Pflicht nach bestem Wissen und nach meinem Gewissen zu erfüllen und den Dank meines Volkes zu verdienen, sollte er mir auch nimmer zu Theil werden." Aber zugleich gab er die feierliche Erklärung ab, „daß es keiner Macht der Erde gelingen soll, mich zu bewegen, das natürliche, gerade, bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln, und daß ich es nun und nimmermehr zugeben werde, daß sich zwischen unsern Herr Gott im Himmel und dieses Land ein geschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung, eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu

regieren und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen." Und so mahnte er die Stände, jetzt das Wort einzulösen, das sie bei der Huldigung ihm gegeben.

Allein die Meinung der Stände war, nicht bei den Bewilligungen des 3. Februar stehen zu bleiben. Schon bei der Berathung der Adresse, mit welcher die Thronrede beantwortet werden sollte, trat dies zu Tage. Zwar der Entwurf Beckerrath's, welcher alle Rechte, die der Landtag sich wahren müsse, aufzählte, ging nicht durch, wol aber mit 487 gegen 107 Stimmen die gemilderte Fassung Auerswald's, welcher eine allgemeine Wahrung der Rechte aussprach, wie sie aus den Edikten von 1815 und 1820 sich ergaben.



Sitzung des vereinigten Landtags im Weißen Saale des Schlosses zu Berlin.

Damit war ein Anspruch erhoben, den der König bisher nicht ernstlich ins Auge gefaßt hatte, dem er jedoch eine gewisse Berechtigung nicht versagen mochte. Er mißbilligte daher zwar in der Botschaft, mit welcher er am 22. April die Adresse beantwortete, den Ausdruck „Wahrung", aber er fügte doch die Erklärung hinzu, daß er die Verfassung, die in ihren Grundlagen feststehe, übrigens doch als fortbildungsfähig betrachte: er werde die Anträge prüfen und soweit gewähren, als es mit den unveräußerlichen Rechten der Krone und der Wohlfahrt des Landes vereinbar sei. Namentlich sei er bereit, dem besonders lebhaft ausgesprochenen Verlangen nach Periodizität zu entsprechen: er werde binnen vier Jahren den Landtag von Neuem berufen.

Indeß dies Zugeständniß genügte nicht. Die Stimmführer der Opposition, die Ostpreußen von Auerswald und von Saucken, die Rheinländer Beckerrath, Camphausen und Hansemann,

der Pommer Graf Schwerin und der Westfale Georg von Vincke, beredt und schlagfertig, sprachen sich dagegen aus, während Graf Arnim-Boytzenburg und der Deichhauptmann Otto von Bismarck-Schönhausen mit Nachdruck für die Regierung eintraten. Vincke beantragte alljährliche Einberufung des Landtags, und als dies nicht durchging, Hansemann allzweijährige Einberufung, ein Antrag, der die erforderliche Zweidrittelmajorität erhielt. Aber die Linke wollte noch viel mehr erreichen. Auf die nur halb entgegenkommende königliche Botschaft hin hatten, durch Hansemann angeregt, 138 Abgeordnete eine Erklärung unterzeichnet, in welcher sie nicht blos eine bestimmt festgesetzte Periodizität, sondern auch Mitwirkung bei der Gesetzgebung und einen wirksamen Antheil an der Finanzverwaltung in Anspruch nahmen.

Wenn nun dem Landtage eine bestimmte Periodizität bewilligt wurde, so mußten die vom Könige angeordneten Ausschüsse, welche eine Beschränkung der Rechte des Landtags darstellten, in Wegfall kommen. Daher beantragte von der Heydt, den König um den Wegfall dieser Ausschüsse zu bitten. Auch dieser Antrag erhielt die erforderliche Majorität. Beiden Anträgen stimmte auch im Wesentlichen die Herrenkurie bei. Aber der König lehnte es ab, die schon angeordneten Wahlen zu den Ausschüssen auszusetzen; jedoch in Erwägung ziehen wolle er die Anträge. Damit war der Bruch zwischen der Regierung und der Landtagsmajorität vollzogen; sofort trat er zu Tage. Die Regierung beantragte bei dem Landtage die Uebernahme einer Zinsgarantie des Staates für Rentenbanken, welche den Bauern die Ablösung von Frohnden und Lasten erleichtern sollten, und die Genehmigung einer Anleihe von 30 Millionen Thalern zum Bau einer Eisenbahn von Berlin nach Königsberg: Beides Anträge, welche sachlich ebenso segensreich waren, wie sie den allgemeinen Wünschen auch der oppositionellen Abgeordneten entsprachen; allein Vincke sprach die Ueberzeugung aus, daß der Landtag, da er der nothwendigsten Rechte einer ständischen Vertretung entbehre, weder im Stande sei, eine Zinsgarantie zu übernehmen, noch ein Anlehen zu genehmigen. Die Folge war, daß jener Antrag mit 448 gegen 101, dieser mit 360 gegen 179 Stimmen abgelehnt wurde.

Die Wahl der Ausschüsse, welche der König angeordnet hatte, lag den einzelnen Provinzialständen ob. Sie waren der Ansicht, daß, wenn sie sich hierzu versagten, dies sowol der Würde des Staates Eintrag thun als auch den Verpflichtungen des Gehorsams, die sie in ihrer Adresse übernommen hatten, zuwiderlaufen würde. Daher hielten sich nur 58 Abgeordnete von der Wahl ganz zurück, 204 dagegen vollzogen sie ohne Weiteres; die übrigen Abgeordneten betheiligten sich zwar an der Wahl, aber nur unter der ausdrücklichen Verwahrung, daß die Ausschüsse keinerlei Handlungen vornehmen dürften, die dem Landtage allein zuständen. Dieser theils offene theils versteckte Ungehorsam der Mehrheit der Landtagsabgeordneten verstimmte den König auf das Tiefste; er verließ Berlin und ließ durch den Minister von Bodelschwingh am 26. Juni 1847 den vereinigten Landtag schließen.

Friedrich Wilhelm und der deutsche Liberalismus. So klang der Versuch des Königs, die ständische Vertretung in Preußen weiter auszubilden, in einen schrillen Mißton aus. Aber doch muß es ihm als ein unsterbliches Verdienst angerechnet werden, daß er die Veränderung angebahnt hat: nur eine große Seele war dazu fähig.

Die Meinung des Königs war gewesen, erst wenn die Verfassung vom 3. Februar vollständig zur Durchführung gebracht wäre, an Veränderungen derselben zu denken. Er ließ sich auch jetzt durch den Verlauf des vereinigten Landtages darin nicht irre machen; er hielt daran fest, in der Vereinigung der Provinzialstände zu dem vereinigten Landtage die Grundlage zu einer weiteren politischen Entwicklung zu sehen, die er nicht aus dem Auge verlor. Er ließ daher, nachdem eine vorbereitende Versammlung vorausgegangen war, am 17. Januar 1848 die vereinigten Ausschüsse, deren Wahl er befohlen hatte, in Berlin zusammentreten. Was er gab, sollte nicht als abgezwungen, sondern stets als Ausfluß freiwilliger Entschließung erscheinen. Das „Königthum von Gottes Gnaden“, die durch Erbrecht ihm zugefallenen Rechte der preußischen Krone, wollte er nicht anders als durch die Entsagung eigenen Entschlusses beschränken.

Von einem unversöhnlichen Gegensatze zwischen den Ansprüchen der preußischen Krone und der Stände war somit in Wahrheit nicht die Rede. Freilich von außen betrachtet mochte der Gegensatz nach dem Verlaufe des vereinigten Landtages leicht als unüberbrückbar erscheinen. Der König hatte die völlige Oeffentlichkeit der Verhandlungen des Landtages genehmigt. Die Redner sprachen also vor ganz Preußen, ja vor ganz Deutschland, und naturgemäß fanden die Redner der Opposition den größeren Beifall. Denn Muth imponirt, und es erscheint stets kühner anzugreifen, als zu vertheidigen. Der Wiederhall war um so mächtiger, als hier zum ersten Male in Deutschland auf einer wahrhaft bedeutenden Bühne die Geister auf einander platzten, auf der die Kämpfe um Grundsätze einen ganz andern Eindruck machten, als in den Kammern der kleinen süddeutschen Staaten, und als die ersten Regierungshandlungen Friedrich Wilhelm's IV. die gesammten deutschen Liberalen mit neuen Hoffnungen erfüllt hatten.

Damals entstand in Deutschland eine politische Lyrik, sehr verschieden von den ätzenden zügellosen Dichtungen des „jungen Deutschland", voll freudiger Hoffnung, warmherzigen Schwunges, in welcher die erregte Stimmung der Zeit sich aussprach. Zwar wie die politische Bewegung der Zeit sich zum größten Theil um Schlagwörter drehte, die den Wenigsten recht klar verständlich waren, so bewegte sich auch die junge politische Lyrik vorzugsweise auf dem Gebiete der Phrase. Man hielt ihr willig ihre Inhaltslosigkeit, ihren Mangel an Objektivität und plastischer Gestaltung zugute; die bloßen Wörter Freiheit, Volk, Vaterland genügten, den Hörer gefangen zu nehmen. Durch freien Sang drangen die Lieder eines Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Prutz, Dingelstedt in die weitesten Kreise.

Den Eindruck aller indeß überboten weitaus die „Gedichte eines Lebendigen", welche 1841 in der Schweiz erschienen. Mehr Rhetorik als Poesie rissen die schwungvollen Verse die Jugend völlig hin, aber auch mancher besonnenere Alte fand sie unwiderstehlich; denn die brausenden Rhythmen, wiewol ohne rechte Klarheit und Sicherheit des Standpunktes und ohne politische Konsequenz, hatten etwas Berauschendes. Auch König Friedrich Wilhelm las sie und gewährte dem Dichter Georg Herwegh, einem jungen Württemberger, die gegen ihn selbst gerichteten Angriffe übersehend, am 19. November 1842 in Berlin eine Audienz. Das bereitete den Verehrern des Dichters hohe Befriedigung und erregte zugleich die Hoffnungen der deutschen Liberalen, welche schon in der unlängst erfolgten Berufung Dahlmann's nach Bonn ein bedeutungsvolles Symptom gesehen hatten, zu hohen Erwartungen. Indeß das kurze Gespräch sollte sehr unerwartete Folgen haben. Der König hatte dem Dichter einen „Tag von Damaskus" prophezeit und ihn mit den Worten entlassen: „Inzwischen wollen wir ehrliche Feinde bleiben!" Unbehelligt setzte auch Herwegh seine Reise, die in manchen Städten sich zu einer förmlichen Triumphfahrt gestaltete, nach Ostpreußen fort. Aber von Königsberg aus richtete er an den König ein „letztes ehrliches Wort, ein Wort unter vier Augen", in dem er ihn ermahnte, nicht zu erwarten, daß er „nach der Nothwendigkeit seiner Natur Republikaner" von ihm etwas erbitten oder verlangen würde. Was sollte, fragte man billig, eine solche ebenso zwecklose wie unschickliche Demonstration? Der König schwieg darauf; als aber dies „Wort unter vier Augen" am 24. Dezember in der Leipziger Allgemeinen Zeitung gedruckt erschien, wurde Herwegh, mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen, aus Preußen ausgewiesen und die Leipziger Allgemeine Zeitung in Preußen verboten.

Die folgenden Jahre machten es klar, daß der König Friedrich Wilhelm nicht gesonnen war, in den Bahnen des deutschen Liberalismus zu wandeln. Man war geneigt, dies dem Einflusse Bunsen's und von Radowitz' zuzuschreiben, die Beide schon dem Könige seit vielen Jahren sehr nahe standen, jener eine weiche, leicht begeisterte Natur voll romantischer Ideen, Radowitz, eine stolze Gestalt, marmorblaß mit dunklen glühenden Augen, die einen fast dämonischen Eindruck machte. Allein es war nicht so sehr ihr Einfluß, als eine gewisse Uebereinstimmung der Ansichten, welche den phantasievollen, frommen, romantisch angeregten König mit ihnen verband. In allen Hauptfragen folgte er seinen eigenen Gedanken.

Für Deutschland war es ein Unglück, daß der König Friedrich Wilhelm dem Liberalismus jede Ermuthigung entzog. Der fröhliche Liederborn versiegte allmählich; der zweite Theil der Gedichte eines Lebendigen machte nur noch geringen Eindruck. Die Reaktion in den Kleinstaaten verstärkte sich an der Haltung Preußens: selbst in dem früher so freisinnigen Baden trieb es der Minister Blittersdorf fast bis zum offenen Konflikte zwischen Thron und Volk. Der Einfluß der Gemäßigten wurde dadurch lahm gelegt und den grundstürzenden Wühlereien der Radikalen der größte Vorschub geleistet. Durch die Ablehnung jeder Verständigung mit den Forderungen der Zeit beraubten sich die Regierungen ihrer zuverlässigsten Freunde, erfüllten sie mit Unlust an den öffentlichen Dingen oder drängten sie dem Radikalismus in die Arme. Das Vertrauen des Volkes ging verloren, das festeste Fundament der Throne; blödsichtige Fürstendiener setzten die Zukunft von Thron und Volk aufs Spiel um den Preis der bequemen Allmächtigkeit des Regierens.

Dennoch behauptete sich in der öffentlichen Tagesmeinung eine Richtung, welche sich nicht beirren ließ, von der politischen Führerschaft Preußens die Erhebung des ganzen deutschen Vaterlandes zu erwarten. Wie würde die mächtig erstarkt sein, wenn Friedrich Wilhelm den maßvollen Wünschen des vereinigten Landtages, der besonnenen und patriotischen Führer des mündig gewordenen Preußenvolkes, nachgegeben hätte! Schwerlich hätte dann der Radikalismus so zügellos hervortreten, das alte System so haltlos zusammenbrechen können. Wol that der König wieder einen Schritt entgegen. Als er am 7. März 1848 die Versammlung der ständischen Ausschüsse schloß, kündigte er mündlich an und sprach es dann in einer besonderen Botschaft aus, daß er entsprechend den Petitionen des vereinigten Landtages diesem Periodizität verleihe und die ständischen Ausschüsse aufhebe: höchst wichtige Zugeständnisse fürwahr, die einen großen Schritt weiter in der politischen Entwicklung Preußens bedeuteten; aber genügten sie noch der Aufregung der Zeit?

Bei der Eröffnung des vereinigten Landtages hatte der König gesagt: „Von allen Unwürdigkeiten, denen ich und mein Regiment seit sieben Jahren ausgesetzt gewesen, appellire ich an mein Volk; von allen schnöden Erfahrungen, die mir vielleicht noch vorbehalten sind, appellire ich im voraus an mein Volk!" Aber König Friedrich Wilhelm lebte in einer Welt romantischer Ideen, welche von den treibenden Ideen der Zeit sehr verschieden waren: so verstand er sein Volk nicht und wurde von ihm nicht verstanden. Das gab, darf man sagen, seinem ganzen Leben einen tragischen Ton. —



Rauch's Grabdenkmal des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise.



Königliches Schloß zu Ofen.

Die Nationalitätserregungen in den österreichischen Ländern und der Aufstand der Polen.

Lag schon für Preußen eine große Schwierigkeit in der Verschiedenheit seiner durch den Wiener Kongreß neu gewonnenen Landestheile von den alten Provinzen, so daß die Regierung darin einen Antrieb, um dem Zerfallen des Staates in die „acht Königreiche der Provinzen" vorzubeugen, zu der Zusammenfassung des Staates in einer einheitlichen Verfassung, aber nicht ein Hemmniß für eine solche erkennen mußte, so waren diese Schwierigkeiten bei der Verschiedenheit der beherrschten Nationalitäten in Oesterreich sicher noch viel größer. Hier waren die Träger der Ideen des Einheitsstaates in Wahrheit nur die Deutschen, welche, wenn sie auch das Erzherzogthum Oesterreich und Salzburg fast ausschließlich inne hatten, doch von der Gesammtbevölkerung des Staates nicht mehr als ein Viertel ausmachten. In Steiermark und Kärnten bildeten sie $^2/_3$ der Bewohnerzahl, in Tirol $^3/_5$; in allen übrigen Landtheilen aber waren sie in der Minorität, bald in geschlossenen Kolonien angesiedelt, bald ganz zersplittert und zerstreut. In Ungarn stellten die Magyaren nicht ganz die Hälfte der Bewohner dar, die Deutschen aber nur $^1/_{10}$; die übrigen Bewohner waren Slowaken. In Siebenbürgen bildeten Rumänen mehr als die Hälfte, Magyaren $^1/_3$; auf die Deutschen kamen noch nicht 200,000. In Böhmen hatten Tschechen die Mehrheit ($^3/_5$), die Deutschen repräsentirten nur $^2/_5$ der Bevölkerung. In Galizien bildeten Ruthenen die Hälfte, etwas schwächer waren die Ljächen vertreten; dazwischen verschwanden die zerstreuten Deutschen fast. Nicht anders waren die Verhältnisse in den slawischen Königreichen Kroatien und Slavonien und jenseit der Alpen in den italienischen Landtheilen, Venedig und der Lombardei.

Oesterreich unter Franz I. Aber dennoch hatten die Deutschen das Heft in Händen: sie galten als die Herren; und die beherrschten Majoritäten sahen in dem Gegensatze zu ihnen die Sache der Freiheit und nationalen Selbstständigkeit, so daß der politische mit dem nationalen Gegensatze völlig zusammenfloß. Freilich Kaiser Franz I. war es gelungen, den Widerstreit

nieder zu halten, indem er durch die enge Verbindung mit Rußland und Preußen, ja durch die Führerschaft in der Heiligen Allianz den Anschein ungeheurer Ueberlegenheit erweckte und zugleich sein Land, soweit es irgend möglich war, gegen außen absperrte, um alle freisinnigen Ideen, die Saat der Unzufriedenheit und revolutionärer Gelüste, von seinen Völkern fern zu halten. Infolge dessen wurde das Volk in Oesterreich höheren Interessen entfremdet, dem öffentlichen Leben entwöhnt, genügsam in seinem leiblichen Wohlbefinden. Die Leichtlebigkeit des Wieners gab sich damit zufrieden und gewöhnte sich, die Dinge in und außer Oesterreich so anzusehen, wie Kaiser Franz und Metternich es für gut hielten. Geschickte Federn wurden deshalb in den Dienst der Hofkanzlei genommen; die besten darunter waren Norddeutsche, die ihre Ueberzeugung, ja ihren Glauben an Oesterreich verkauften, wie Joseph Pilat, welcher das Leiborgan Metternich's, den „Oesterreichischen Beobachter", redigirte, Adam Müller, Jarcke, eine Zeit lang auch der Romantiker Friedrich v. Schlegel, und bedeutender als Alle Friedrich Gentz, ein sehr biegsamer Charakter, ebenso reich an politischen Gedanken wie arm an großen schöpferischen Staatsideen.

Durch die weiße und die schwarze Armee, sagte man, wurde damals Oesterreich regiert. Aber Kaiser Franz hielt doch auch die geistlichen Schwarzröcke streng im Zaume. Es war vielmehr die goldene Zeit der „Naderer und Spitzel", der Geheimpolizisten, an deren Spitze seit langen Jahren (1817—1848) der Graf Sedlniczki stand, der mächtigste und wichtigste Mann des Staates. In das Netz seiner geheimen Polizei faßte er das ganze öffentliche und private Leben. Armeen, die ins Feld zogen, wurden durch Geheimpolizisten überwacht, Briefe wurden erbrochen, fremde Fürsten, wenn sie durch Oesterreich reisten, sorgfältig belauscht, Spione in den polnischen und italienischen Provinzen scharenweis in der Stille angeworben und ihre Berichte nach Wien gesandt. Wo man ging und stand, hatte die Geheimpolizei ihre Augen und Ohren. Das freie Wort war verpönt, und auf Bücher aus dem Auslande wurde begierig gefahndet. Wol erhob sich hie und da eine Stimme im Unmuthe über die unwürdige Polizeiregieruug, Lenau voll Schmerz, Anastasius Grün voll Spott: aber nur im Auslande konnten ihre Lieder gedruckt werden. Immerhin bemühte sich die Regierung, Landwirthschaft, Gewerbe, Verkehr emporzubringen: aber die Verödung alles geistigen Lebens in Schule und Gesellschaft war unverkennbar.

So ging denn die Julirevolution an Oesterreich, an seinem Wohlleben und seiner Gemüthlichkeit, so gut wie spurlos vorüber. Der „Herzog von Reichstadt", Napoleon's Sohn, Kaiser Franz' Enkel, der Träger großer Erwartungen, starb am 22. Juli 1832 in Schönbrunn, ein schwärmerischer, kränklicher Jüngling: nur Wenige nahmen Notiz davon. Nur der Streit der Tiroler Stände mit den Zillerthalern erregte die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise. In manchen stillen Seitenthälern Salzburgs und Tirols hatten sich trotz der Austreibung der Salzburger noch Reste evangelischer Lehre erhalten. So war es gekommen, daß eine Anzahl eifriger Hausväter im oberen Zillerthale 1826 sich zum offenen Austritte aus der katholischen Kirche entschlossen. Zwar gewährte ihnen Artikel 16 der Bundesakte auch nach dem Austritte völlig gleiche Rechte mit den Katholiken, zwar wollte ihnen die Regierung die Uebersiedelung in eine andere Provinz gestatten: allein die bigotten Stände Tirols verlangten die gewaltsame Austreibung der Ketzer und behielten die Oberhand. Nach längeren Verhandlungen begaben sich die Zillerthaler Evangelischen, 400 Seelen stark, in den Schutz Preußens (1837) und fanden im Riesengebirge eine neue Heimat.

Ferdinand I. und die Staatskonferenz. Die Führung der Heiligen Allianz bestimmte durchaus die auswärtige Politik Metternich's. Der Vertrag von Unkiar-Skelessi 1833 hatte das Schwarze Meer in einen russischen Binnensee verwandelt; Oesterreich nahm das willig hin, und die Kaiserzusammenkunft in Münchengrätz im September 1833 hatte nur das Ergebniß, wie in Teplitz Kaiser Franz mit König Friedrich Wilhelm die alten engen Beziehungen mit Preußen erneuert hatte, so nun jetzt das freundliche Verhältniß mit Rußland sicher zu stellen. Noch einmal war es gelungen, die Bande der Heiligen Allianz zwischen den Herrschern

der drei östlichen Großmächte fest zu knüpfen, so daß der alte Kaiser Franz in dem Glauben heim reisen konnte, sein „System“ der Heiligen Allianz für lange Jahre gesichert zu haben.

Doch seine Tage waren gezählt: am 2. März 1835 starb Kaiser Franz I. Sein Sohn und Nachfolger **Ferdinand I.**, schon 42 Jahr alt, war ein Mann von unbegrenzter Gutmüthigkeit und unerschöpflichem Wohlwollen. Aber er litt an häufig sich wiederholenden epileptischen Anfällen, welche während ihrer Dauer seine geistige Thätigkeit vollständig hemmten und auch nachher noch längere Zeit Willenskraft und Auffassungsvermögen lahm legten. Dennoch meinte er in seiner Harmlosigkeit und gutmüthigen Einfalt, daß das Regieren gar nicht so schwer und auch gar nicht so übel wäre, wenn nur das fatale Unterschreiben nicht wäre.

Indessen fast unbesehen unterschrieb der Kaiser, was man ihm vorlegte, so daß die ärgsten Unzuträglichkeiten sich ergaben und eine förmliche Beaufsichtigung des Kaisers nothwendig wurde. Denn der Monarch war ein willenloses Werkzeug in der Hand seiner jeweiligen Umgebung: eine bestimmte Ordnung der Regierung an seiner Statt war unerläßlich. Man wandte sich an den Kaiser Nikolaus von Rußland um Rath: der Zar kam nach Wien, und unter seiner Mitwirkung wurde ein „Kompromiß“ zwischen den Ministern und den Erzherzögen zu Wege gebracht. Eine **Staatskonferenz** wurde eingerichtet: Vertreter des Kaisers wurde der Oheim, Erzherzog Ludwig, in dessen Abwesenheit Fürst Metternich als Präsident der Staatskonferenz. In diese traten als ordentliche Mitglieder der Erzherzog Franz Karl, des Kaisers Bruder, und Graf Kolowrat für die Finanzen ein. Das war eine Regentschaft, welche unbeschränkt die Souveränetätsrechte ausübte, nur daß, um den Kaiser zu schonen, der Name einer solchen vermieden war.



Friedrich Gentz.

So blieb denn in Oesterreich Alles beim Alten; denn Erzherzog Ludwig theilte mit seinem verstorbenen Bruder durchaus die mechanische, äußerliche Geschäftigkeit wie die Abneigung gegen alle Neuerungen, und Metternich, jetzt zu dem unbeschränkten Lenker der österreichischen Politik erhoben, sah in der „Stabilität“ den Inbegriff aller Regierungsweisheit. Allein nach außen wie nach innen fehlte der Konferenz das volle Gewicht: man erkannte bald, daß Oesterreich jetzt nicht mehr die Heilige Allianz anführe. Schon 1834 hatte Rußland eine Denkschrift „über Gegenwart und Zukunft Deutschlands“ an die mittleren und kleinen Höfe Deutschlands gesandt, welche diese vor den Mediatisirungsgelüsten Preußens und Oesterreichs warnte und ihnen als Schutz dagegen empfahl, den russischen Kaiser zu ihrem Protektor zu wählen: Rußland sei der echte Bürge für deutsche Freiheit und Bildung. Familienverbindungen, Gunsterweisungen, persönliche Beziehungen kamen dazu, um die Bestrebungen Rußlands zu fördern und seinen Einfluß an den deutschen Höfen zu steigern. Jetzt nun gewann der Zar auch über Oesterreich ein fühlbares Uebergewicht; jede politische Maßregel Oesterreichs, welche nicht völlig den russischen Interessen entsprach, faßte er als eine persönliche Beleidigung auf und schuf sich namentlich in den höheren Militärkreisen einen völlig ergebenen Anhang.

Aber auch Preußen ging mit seinen Zollvereinsbestrebungen, unbekümmert um Oesterreich, seinen eigenen Weg, der nicht nur zu merkantilem, sondern auch zu politischem Einflusse führte. Metternich erkannte das mit Sorge und trug sich mit dem Gedanken, die österreichische Zollsperre zu beseitigen und den Anschluß Oesterreichs an den deutschen Zollverein zu bewirken; aber die moralische Schwäche seines Wesens war unüberwindlich: aus seinen Sorgen und Willensaufflackerungen entwickelte sich kein Entschluß. — Selbst gegenüber den Ansprüchen der Geistlichkeit, die sich mit dem Anwachsen des Ultramontanismus zusehends steigerten, fand er nicht die Kraft des Widerstandes. Anfänglich in kleinen Gruppen, gedeckt durch den Namen der Redemptoristen oder Liguorianer, waren die Jesuiten in Oesterreich wieder eingedrungen; jetzt bemächtigten sie sich mehr und mehr der Schulen, die sie in eine ganz elende Verfassung herabbrachten. Die Mehrzahl der Gymnasien kam in die Hand unwissender Mönche, bei denen Lehrstoff, Methode und Lehrer gleich unbrauchbar waren; und die Volksschulen brachten es kaum zu einer mechanischen Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen. Wol sträubte sich hie und da die öffentliche Meinung gegen den geistlichen Unterricht: aber seine Billigkeit gab den Ausschlag. Denn die Finanznoth wurde in Oesterreich von Jahr zu Jahr ärger: das jährliche Defizit der Staatseinnahmen stieg von 15 auf 50 Millionen Gulden; die Staatsschuld, 1330 noch 1084 Millionen Gulden betragend, wuchs bis 1847 auf 1249 an. Und davon drang trotz aller Vorsicht doch Manches unter das Volk und erweckte Mißmuth und Mißtrauen, ja die Furcht vor einem schließlichen Staatsbankrott.

Die Ansprüche der Böhmen. In der Erkenntniß der Schwäche der Regierung lag nun für die beherrschten Nationalitäten in dem vielsprachigen Reiche die vornehmlichste Ermunterung, mit ihren Ansprüchen hervorzutreten. Es war besonders der Historiker Franz Palacky, welcher die nationale Bewegung in Böhmen anregte. Ein slavischer Mähre von Geburt, war Palacky durch seine Vielseitigkeit und sein politisches Aktionstalent das historisch-politische Orakel der Tschechen in Böhmen geworden. Er wurde zum Landeshistoriographen bestellt, er rief das böhmische Nationalmuseum ins Leben, er gründete die tschechische Gesellschaft und war in Wort und Schrift für die Förderung des Tschechenthums thätig. Zu Anfang des Jahres 1843 hielt er im Hause des Fürsten Schwarzenberg in Prag vor „einer Elite des böhmischen Herrenstandes“ Vorlesungen über die böhmische Landesverfassung und deren seit 1627 eingetretene Veränderungen. Darin gab er den tschechischen Kavalieren das Rüstzeug zur Kritik und Bekämpfung des kaiserlichen Regiments und der Anschauungen der Wiener Hofkanzlei. So scharten sich um Palacky zahlreiche Mitglieder des böhmischen Herrenstandes, als deren Führer die Grafen Thun und Deym gelten konnten. Böhmische Nationalbälle wurden veranstaltet, „böhmischer Ton“ an Vergnügungsorten eingeführt, Ankündigungen in böhmischer Sprache erlassen. Auch auf die Slowaken in Ungarn wurde die Bewegung ausgedehnt; denn auch der „Bruderstamm“ sollte gewonnen werden. „Wir bedürfen der Slowaken, so wie sie unser“, sagte Thun in seiner Flugschrift „Ueber die Stellung der Slowaken in Ungarn“. Panslawistische Ideen mischten sich mit hinein: russische Agenten waren unter den Tschechen thätig, wenn auch nur um Oesterreich in Athem zu halten. Aber noch galt den Tschechen als oberste Forderung: nationale Landesverwaltung unter österreichischer Oberhoheit.

Allein die Hofkanzlei wies diese Forderung der Böhmen zurück, und der böhmische Oberstburggraf, Altgraf Salm-Reifferscheid, rieth sich dabei zu beruhigen. Ihm trat indessen Graf Deym entgegen und bewirkte die Einsetzung einer Kommission „zur Wahrung der ständischen Rechte“. Das Ergebniß der Berathungen derselben waren die Forderungen, welche Fürst Lamberg auf dem böhmischen Landtage am 27. Mai 1847 aussprach: Beirath der Stände bei Finanzoperationen, Vorlage des jährlichen Staatsbudgets, Einschränkung der Beamtenherrschaft, Gleichheit vor Gericht, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Gerichtsverfahrens. Angriff folgte auf Angriff. Im August war die Erregung so groß, daß von Steuerverweigerung gesprochen wurde. Durch die Drohung mit der Ungnade des Kaisers wollte Altgraf Salm den Sturm beschwören: aber die Regierung blieb weit in der Minorität. Die Hofkanzlei

sprach ihre Mißbilligung über die Verhandlungen des böhmischen Landtages, namentlich über den Vortrag des Fürsten Lamberg, aus und verordnete, daß künftig der Landtag nur über die in dem gedruckten Programme stehenden Punkte verhandeln solle; aber damit geschah der Bewegung der Gemüther kein Einhalt. Der böhmische Magnat, Freiherr Andrian-Warburg, sprach aus, was Alle fühlten: „So wie es jetzt ist, kann es in Oesterreich nicht bleiben, kann es kein Menschenalter mehr bleiben."

Die Anfänge der Nationalreform in Ungarn. Höher noch und geräuschvoller gingen in Ungarn die Wogen des nationalen Lebens; denn hier galt es für das Magyarenthum ein Doppeltes: sich zur Geltung gegen Oesterreich zu bringen und andererseits die Herrschaft über die nicht magyarischen Nationalitäten in Ungarn und den Nachbarlandschaften zu behaupten.

Schon in den Tagen Kaiser Leopold's II. hatten die Ungarn den Kampf für die Geltung ihrer Sprache begonnen. Denn von Alters her war im öffentlichen Leben dort das Lateinische eingebürgert. Sie erlangten in den ersten Jahren des Kaisers Franz, daß kein Beamter ohne Kenntniß des Ungarischen in Ungarn angestellt werden sollte; 1807 wurde auch den Offizieren und Unteroffizieren in den ungarischen Regimentern das Erlernen der Landessprache zur Pflicht gemacht. Als ein Mittelpunkt der sprachlichen und literarischen Wiedergeburt des Magyarenthums wurde dann 1825 die ungarische Akademie gestiftet, 1830 das Ungarische zur Gerichtssprache gemacht, und darauf ungarische Taufregister dort eingeführt, wo ungarisch gepredigt wurde, und endlich 1840 auch die ganze politische Verwaltung Ungarns magyarisirt. So wurden in einem halben Jahrhundert die Bestrebungen der Ungarn für ihre Sprache zum Ziele geführt. Denn das Sprachgesetz des Jahres 1844 bestätigte fortan für Ungarn das Magyarische als Gesetz-, Regierungs- und Amtssprache, sowie als Sprache des öffentlichen Unterrichts.



Franz Palacky.

Aber konnte dieser Erfolg einem Volke von Selbstbewußtsein und stark ausgeprägter nationaler Eigenart genügen? Seit der Gründung der ungarischen Akademie war in aller Munde der Name des Grafen Stephan Szecsenyi; hatte doch Niemand in ganz Ungarn mehr Opfer an Geld und Mühe für die nationale Sache dargebracht. So erregte es von vornherein das größte Aufsehen, als der junge Graf 1830 mit einer Schrift über den „Kredit" an die Oeffentlichkeit trat. Mit einem Schlage wurde er ein allgefeierter Mann. Ernste Mahnungen, glänzende Gedanken rangen mit der Ungefügigkeit der ungarischen Sprache; aber die Wärme der Ueberzeugung, der begeisterte Glaube an die Zukunft des Vaterlandes riß die Gemüther hin. Rückhaltlos sagte der Verfasser seiner Nation, was ihr fehle, was sie brauche, seinen aristokratischen Standesgenossen, was sie opfern müßten, um eine wahrhaft leitende Stellung innerhalb der Nation Angesichts der Forderungen des Zeitgeistes einzunehmen. Den Eindruck steigerte noch die 1831 erscheinende Schrift Szecsenyi's „Licht", das eigentliche Evangelium der politisch-sozialen Wiedergeburt Ungarns. „Viele glauben, Ungarn war", sagte Szecsenyi, „ich liebe es zu glauben, es werde sein." Einen Kampf mit der Regierung wollte er nicht, er mied das Parteitreiben, er wollte über den Parteien stehen. Eine wirthschaftliche Reform galt ihm als das Nächste: die Kräfte Ungarns zu erschließen und das Land der Civilisation des Westens zugänglich zu machen.

Aber schon erhoben sich Stimmen, welche über Szecsenyi's patriotische und besonnene Reformbestrebungen hinauswiesen. Auf dem Landtage von 1833 sprach der Abgeordnete des Szalader Komitates Franz Deak, der hellste Kopf in den Reihen der Opposition, es aus, daß „es ohne Freiheit kein einiges und beständiges Glück geben könne.“ Und der demokratische Agitator Kossuth verkündigte Lehren, welche auf Republik hinausliefen. Ludwig Kossuth, 1804 geboren, stammte aus einer slavischen Protestantenfamilie; Jurist von Studium, bildete er sich zum Redner und Publizisten aus: er blendete und riß mit sich fort, ohne zu überzeugen, aber er kannte die Natur des Ungarnvolkes, er erfaßte die Richtung der Zeit, mit großem Geschick ihre Schlagwörter handhabend. Er wollte den Schwerpunkt des konstitutionellen Lebens in die Komitate legen und den Reichstag nur als Organ ihrer Anschauungen betrachten: ihm war Ungarn Magyarien, kein, wenn auch autonomes d. h. politisch selbständiges Glied eines größeren Staatsganzen, sondern ein republikanisches Gemeinwesen mit eigenem Schwerpunkte. Begeistert folgte ihm die Jugend; aber seine Agitation brachte ihn ins Gefängniß. Jedoch die Amnestie für politische Verbrecher, mit welcher Kaiser Ferdinand seine Regierung eröffnete, gab ihn der Freiheit und seiner mit Leidenschaft getriebenen radikalen Agitation zurück.

Mit wuchtigem Ingrimm erhob sich Szecsenyi gegen die Lehren des populären Agitators; mit schneidiger Schärfe zerfaserte sie Graf Aurel Dezsöffy, der geniale Führer der jungkonservativen Magnatenpartei, indem er aufdeckte, daß der Föderalismus Kossuth's zu einer trübseligen „Desorganisation“ führen müsse. Dennoch gewann Kossuth immer mehr an Boden, und seit dem Tode Dezsöffy's (1842) galt der „radikale Autonomist“ für das „Gewissen“ Neuungarns. Das erschwerte die Stellung des greisen Erzherzogs Joseph sehr, welcher an die fünfzig Jahre schon Palatinus von Ungarn war, ebenso hoch geachtet in dem Lande, wie allgemein beliebt; denn sein Streben war, wie er an Metternich schreibt, in seinen Verbesserungen mit der öffentlichen Meinung zusammenzutreffen.

Einen kräftigen Mittelpunkt fand die Opposition in dem Gewerbe-Schutzverein, welcher 1844 gestiftet war als das nationale Einigungsband der Oppositions- und Reformfreunde. An seiner Spitze stand der Graf Kasimir Batthianyi. Er verlangte einen liberalen Centralismus der Verfassung Ungarns und stand somit in der Mitte zwischen Kossuth's Autonomismus der Komitate und dem strengen Centralismus der Konservativen, deren Haupt der Graf Anton Szecsen war. Denn um diesen Grundgegensatz des Centralismus und Autonomismus drehte sich der Widerstreit der Parteien, wie er bei Veranlassung einzelner Fragen in den Landtagen hervortrat. Der nationale Gegensatz zwischen Ungarn und Nichtungarn hatte sich in denjenigen politischer Parteien verloren.

Da starb am 13. Januar 1847 der Erzherzog Joseph. Die von Allen willig anerkannte stets ausgleichende Autorität des greisen Palatin war von den Parteien genommen; in verschärftem Gegensatze mußten sie auf einander treffen. Auf den 7. November wurde der Reichstag nach Preßburg einberufen. Kossuth wurde vom Pester Komitat in die Deputirtentafel gewählt. Das wurde für Stephan Szecsenyi das Signal, auf seinen Sitz in der Magnatentafel zu verzichten und sich gleichfalls (im Wieselburger Komitate) in die Deputirtentafel wählen zu lassen. Denn „der Vater der ungarischen Reform“ wollte seinem beredten Gegner in gleicher Arena gegenübertreten. Am 22. November begannen die Debatten über die Adresse. Sogleich ergriff Kossuth des Wort zu einer heftigen Anklage gegen das ganze österreichische Regierungssystem; in der Magnatentafel that es mit nicht geringerer Bitterkeit Graf Batthianyi: Kossuth setzte es durch, daß der ganze Adreßentwurf zu den Todten gelegt wurde. Gehoben durch diesen Triumph richtete er nun seinen Angriff auf die nationale Strömung, welche Kroatien bewegte; das Nationalbewußtsein der Ungarn rief ihm jubelnd Beifall zu, aber der Sturmwind des Jahres 1848 verwehte die Debatte.

Magyarische Propaganda. Von Alters her stand schon das dreieinige Königreich Kroatien, Slavonien, Dalmatien unter der Hegemonie Ungarns; bildeten doch Madjaronen

d. h. Pseudomagyaren einen großen Theil der Bevölkerung in demselben. Dasselbe Recht nun der Geltendmachung ihrer Nationalität, welches die Magyaren von Deutschösterreich verlangten, nahmen diese Südslaven von den Magyaren in Anspruch; ja erst die Erfolge der Ungarn weckten das gleichartige Streben in den Kroaten, aber der Panslavismus, den Ungarn verhaßt, hatte für das schwächere Volk viel Anlockendes. Der russische Agent, der für panslavistische Ideen zu wirken nach Agram kam, fand daher bei den Kroaten ein offenes Ohr. Indeß der rührige Vorkämpfer des Kroatenthums war Ludwig Gaj in Agram: er gründete die „Illyrische Nationalzeitung"; denn als illyrisch bezeichnete sich dies erwachende südslavische Volksthum. „Sollen wir Magyaren werden?" fragte Gaj in einer Flugschrift, in welcher er ebenso wacker für die nationale Einheit und Interessengemeinschaft der Slaven stritt, wie er den Magyaren bittere Wahrheiten vorhielt. Das Agramer Casino wurde der Mittelpunkt dieser nationalen Bestrebungen. Zwar wußten die Magyaren es durchzusetzen, daß durch königl. Verordnung 1843 die Bezeichnung „illyrisch" verboten wurde, aber im Grunde sah die Hofkanzlei in Wien das Ankämpfen des Illyrerthums gegen den anspruchsvollen Magyarenstaat als den gemeinsamen Gegner nicht ungern und gewährte 1845 wirklich den Kroaten die Erhebung des Kroatischen zur Amtssprache sowie die Errichtung einer besonderen Statthalterei und eines besonderen Erzbisthums in Agram, die Uebergriffe des Magyarenthums damit endgiltig bescheidend.


Graf Stephan Szecsenyi.

Um so fester aber hielten die Ungarn die Slowaken in Nordwestungarn unter ihrer Suprematie. Umsonst kämpfte der geistvolle Schriftsteller Kollar für slowakisches Volksthum, umsonst wurden literarische und studentische Vereine für den gleichen Zweck gegründet, umsonst suchte man Anschluß an die Tschechen Böhmens: die Vereine wurden durch die ungarische Regierung aufgelöst, das Slowakische aus den Schulen verbannt und „verstockte" slowakische Bauern, welche das Magyarische nicht lernen wollten, mit Prügelstrafe bedacht: denn so fordere es die Werthschätzung der magyarischen Nationalsprache.

Den gleichen Erfolg erhofften die Magyaren in Siebenbürgen, von dessen Bevölkerung die magyarischen Szekler den dritten Theil ausmachten, und damit zwar an Zahl den rumänischen Einwohnern erheblich nachstanden, den Deutschen aber, den sogenannten Sachsen, weitaus überlegen waren. Wieder und wiederum sandten sie daher Adressen nach Wien, in welchen sie um die Herstellung einer Union zwischen Ungarn und Siebenbürgen baten; aber mit unbeugsamer Entschiedenheit leisteten die „hartköpfigen" Deutschen Widerstand. Voller Entrüstung sprach sich daher Baron Kemenyi, einer der Führer der Szekler, auf dem siebenbürgischen Landtage über diese „Handvoll Sachsen" aus, „welche jederzeit Alles zu hintertreiben verstanden hätten, was in ihren Kram nicht paßte."

Sehr erwünscht war es den Magyaren daher, daß sich das erwachende Nationalbewußtsein der Rumänen gegen die Sachsen als die eigentlichen Herren des Landes erhob. Die Ungarin Katharina Varga, welche sich für die Amme König Ferdinand's ausgab, schwindelte sich zur Sachwalterin des bedrückten Rumänenvolkes empor. Aber die Führer der rumänischen Bewegung,

der Archimandrit von Kovil, Andreas Schaguna, und besonders der heißblütige und energische Barniutiu, wollten nichts von einer Verbindung mit dem Magyarenthum wissen. An mehreren Orten, zumal in dem Bergwerksdistrikte um Karlsburg, kam es zu offenem Aufruhr der Bauern; doch war Schaguna's Ansehen groß genug, um die Ruhe wieder herzustellen und die Rumänen ebenso erfolgreich mit Unterstützung der Regierung vor der Magyarisirung zu bewahren, wie es die Sachsen aus eigener Kraft thaten.

Die Stimmung in den italienischen Provinzen. Bei aller Aufgeregtheit der Magyaren, ihr Volksthum emporzubringen und auszubreiten, traf Baron Eötvös, ein liberaler Centralist, doch die Meinung der sehr großen Mehrheit des Volkes, wenn er es als „Axiom" aussprach, daß Ungarn, so lange sein Herrscherhaus lebe, in einem unauflösbaren Verbande mit der Monarchie zu bleiben habe. Das war auch die Gesinnung der tschechischen Nationalen, aber mit nichten war es diejenige der Italiener und Polen in der österreichischen Monarchie. Diese wie jene strebten in der Stille danach, nicht blos ihre Volksart innerhalb des österreichischen Staates zur Geltung zu bringen, sondern ihnen bedeutete Freiheit nur die Wiedervereinigung mit dem großen Volksganzen, von dem sie durch die Einfügung in den österreichischen Staat abgerissen waren.

Dem österreichischen Italiener war die österreichische Herrschaft als eine fremde verhaßt. Vor Allem waren die Frauen und die Priester von der Idee nationaler Unabhängigkeit durchdrungen; aber auch unter den Männern des Bürgerstandes zählte Mazzini, das Haupt des „jungen Italiens", zahllose Anhänger. Vergebens gab sich die Regierung alle Mühe, durch materielle Fürsorge in dem reich bevölkerten und wohl angebauten Lande die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Erzherzog Rainer, der Statthalter, eine leichtlebige und wenig energische Natur, suchte den Adel durch Aufmerksamkeiten aller Art zu gewinnen und die Weisungen des Wiener Hofes in mildester Form zu erfüllen: indeß der Einfluß des Adels auf die Stimmung der Volksmenge war unbedeutend.

Der Brennpunkt des öffentlichen Lebens war Mailand. Hier herrschte Wohlhabenheit, und der Bürgerstand gedieh durch Gewerbe und Handel. Das alte trotzige Mailänder Blut war nie ganz aus der Art geschlagen, und der Mailänder „Barabba", dem Pöbel der Großstadt, fehlte es niemals an Lust zu Tumulten und Widersetzlichkeit gegen die Polizeisoldaten, ihren geschworenen Feind. In Venedig dagegen war der Adel tonangebend. Wol suchte die Regierung durch Entwicklung der industriellen Thätigkeit den von halb verwittertem Glanze mühsam verschleierten Verfall der alten Markusstadt zu heben: aber die Nobilis konnten die stolze Vergangenheit ihrer Familien nicht vergessen. Sie grollten in der Stille, doch fehlte es unter ihnen nicht an Naturen, die der Deutschenhaß zum heimlichen Konspiriren trieb, noch auch an solchen, welche zu Zeiten in leidenschaftlichen Worten ihrem Glauben an die Freiheit und Einheit Italiens begeisterten Ausdruck gaben. Trotz aller Grenzsperre und Bücherverbote fanden sie tausend Mittel und Wege, wie ihre lombardischen Gesinnungsgenossen, an den Hoffnungen Italiens Antheil zu nehmen.

Man könnte sagen, eine neue Doktrin war damals in Italien emporgekommen. Die radikalen Tendenzen der Carbonaris, welche das junge Italien aufgenommen hatte, waren überflügelt worden von der neuen Lehre, daß der italienische Einheitsstaat zu erstreben sei im Bunde mit der römischen Kirche. Das war der Gedanke des begeisterten Vincenzo Gioberti, welcher in der Schrift „Von dem Primate der Italiener" das ideale Bild eines italienischen Bundesstaates unter der Führung des Papstes entwarf, ein Bild, das zu verwirklichen vor Allem Sardinien, „dem Schwerte Italiens", obliegen würde. Diesem Gedanken hatten die früheren Märtyrer des Despotismus, wie Silvio Pellico, nicht so ganz fern gestanden; jetzt nahmen ihn hervorragende Männer auf, der Historiker Graf Cesare Balbo, der Marchese Massimo d'Azeglio, Manzoni's Schwiegersohn, der Graf Mamiani.

Und ohne Verzug schien er zur That werden zu sollen. Am 1. Juni 1846 starb Papst Gregor XVI; ihm folgte auf dem Heiligen Stuhle Graf Mastai Ferretti, Papst Pius IX, ein Mann von beweglicher Natur und empfänglicher Seele. Hingerissen von der Zeitbewegung,

stellte er sich an die Spitze der nationalen Strömung und versprach die schwer geprüften Völker zur Freiheit und zum Fortschritt zu führen. Den Worten folgte die That. Er gab den politischen Gefangenen des Kirchenstaates die Freiheit zurück, er gewährte Rom eine freisinnige Stadtverfassung. Da übersprang die Begeisterung der Italiener alle Schranken: „Pio nono" wurde die Losung aller Liberalen, aller Patrioten. Allen voran begrüßte auch Karl Albert, der König von Sardinien, von dem Rückfalle in die Reaktionspolitik (S. 77) genesen, die Reformbestrebungen des Papstes mit patriotischer Zustimmung und erklärte dem Marchese Azeglio im Vertrauen, daß er bereit sei, „Alles für die Sache Italiens zu opfern." Nur zwei Mächte standen den nationalen Hoffnungen der Italiener entgegen: die Oesterreicher und die Jesuiten. Gegen Beide richtete sich der glühendste Haß des Volkes: die österreichischen Beamten und Soldaten überkam das Gefühl, in der Lombardei und in Venetien sich in Feindesland zu befinden.



Einäscherung eines galizischen Edelhofes durch Insurgenten. Zeichnung von Ludwig Burger.

Es war klar, daß es nur eines geringen Anstoßes bedürfen würde, um die Erhebung Italiens gegen die österreichische Herrschaft in Oberitalien zu bewirken, die, den Belagerungszustand am 22. Februar 1848 über die ganze Lombardei verhängend, nur durch Maßregeln der Gewalt sich aufrecht zu erhalten wußte.

Die Lage in Galizien. Nicht anders als südlich von den Alpen war die Stimmung nördlich von den Karpaten: auch Polen strebte danach, frei zu werden von der österreichischen Herrschaft. Der polnische Priester in Galizien war zwar kein so rühriger Agitator wie der Prete in Italien, aber die Frauen in Galizien übertrafen an leidenschaftlichem Deutschenhaß noch weit die glutäugigen Italienerinnen. Indeß in Polen war es nicht der Bürgerstand, sondern in erster Linie der Adel, welcher mit Insurrektionsgelüsten sich trug. Denn in dem österreichischen Antheile Polens hatte ebenso wie in dem preußischen die Gesetzgebung den Bauern seiner schrankenlosen Willkür entzogen, und wenn auch noch Abgaben und Frohnden in Menge den Bauern drückten, doch ihm einen Rechtsstand gegen den Herrn gegeben. Wie der Adelige daher in der Regierung seine Feindin, so sah der Bauer in ihr seine Beschützerin. Drohend hörte man das Landvolk in Galizien sagen: „Gott behüte den, der seine Hand gegen den Kaiser erhebt!" Am schroffsten war dieser Gegensatz zwischen Herr und Bauer im Osten

Galiziens, zugleich sozial und national-religiös. Denn hier war die Masse der Landbevölkerung ruthenischen Stammes und griechischer Konfession, ihren Popen blind folgend, während die großen Herren dem katholischen polnischen Adel angehörten. Man hatte hier einen bezeichnenden Spruch: „So lange die Welt Welt ist, war der Pole nie des Ruthenen Bruder und wird es nie sein." Für so unversöhnlich galt der Haß, mit dem der ruthenische Bauer ingrimmiger noch als der polnische in Westgalizien den Hochmuth und die gewaltthätigen Erpressungen der polnischen Herren lohnte! Aber für diese polnischen Edelleute bedeutete die Befreiung von der Fremdherrschaft zugleich die Rückkehr zu der straflosen Tyrannei, mit der sie in den Zeiten der „Republik" Polen den Bauern schamlos geknechtet und ausgepreßt hatten. Das war die Freiheit, für welche sie die Sympathien aller Liberalen Europa's aufzurufen sich bemühten: und wie Viele zumal unter den Deutschen haben in unklarer Gefühlsgimpelei sich fangen lassen!

Agitation und Insurrektion. Indeß die polnischen Emigranten im Auslande sahen weiter als der einheimische Adel: sie erkannten für das Gelingen einer Insurrektion als erste Aufgabe, durch lockende Angebote den Bauernstand für sich zu gewinnen. „So wie Weizen und Hafer", sagte der Agitator Sikorski, „sollen sich fortan Edelmann und Bauer innig vermischen." Darum schrieb der polnisch-demokratische Verein (S. 46), die Seele der Emigration in Frankreich, die Neugestaltung Polens auf sozialistisch-demokratischer Grundlage auf seine Fahne.

An der Spitze des polnisch-demokratischen Vereins stand die „Centralisation", ein Ausschuß von fünf Mitgliedern, welcher seit 1840 seinen Sitz in Versailles hatte. Dieser nun entsandte Agitatoren, um durch die Verbreitung der Schriften des Vereins den demokratischen Ideen Verbreitung zu verschaffen und Anhänger zu werben. Hauptsächlich richtete er seine Thätigkeit auf die preußische Provinz Posen, wo auch in einigen Jahren mehrere tausend Anhänger gewonnen wurden. Indessen neben dieser organisirten Agitation ging eine andere her, welche, auf die Schrift Kaminski's „Lebenswahrheiten des polnischen Volkes" sich stützend, vornehmlich kommunistische Tendenzen verfolgte; sie zählte ihre Anhänger besonders unter den Gewerbetreibenden der Stadt Posen; ihr Haupt war der Buchhändler Valentin Stefanski. Endlich bildete sich unter Adolf Malczewski noch eine dritte Partei, welche durch schnellen Losbruch des geplanten Aufstandes die Centralisation überflügeln und die andern Parteien mit sich fortreißen wollte.

Diese Zersplitterung der revolutionären Kräfte glaubte die Centralisation nur durch möglichste Beschleunigung des Aufstandes heilen zu können. Mieroslawski entwarf einen Kriegsplan: man wollte mit den Mitteln aller ehemals polnischen Provinzen sich auf das Königreich Polen werfen und dort im Kampfe mit der russischen Heeresmacht die Sache zur Entscheidung bringen, gegen Preußen und Oesterreich aber mit den Reserven sich nur defensiv verhalten. Allein es fehlte der Centralisation so völlig an Geld, daß nichts unternommen werden konnte. Da beschloß denn Stefanski auf eigene Hand loszubrechen: indeß die preußische Regierung kam ihm zuvor und verhaftete ihn. Die Reste seiner Partei unterwarfen sich jetzt der Centralisation, welche nunmehr selbst erkannte, daß einer allgemeinen Entdeckung nur durch sofortiges Losschlagen zu begegnen wäre. Am 31. Dezember 1845 langte Mieroslawski, mit großen Vollmachten durch die Centralisation ausgestattet, in Posen an. Er fand die ganze Provinz mit Vereinen bedeckt, welche unter mannichfaltigen Vorwänden der Agitation dienten: Lesevereine, agronomische Vereine, Kasino-Gesellschaften in Posen und Bromberg, die Hetzjagdgesellschaft in Posen, Gymnasiastenvereine in Kulm und Konitz. Vorbereitet war jedoch nichts; Geldmittel nicht vorhanden.

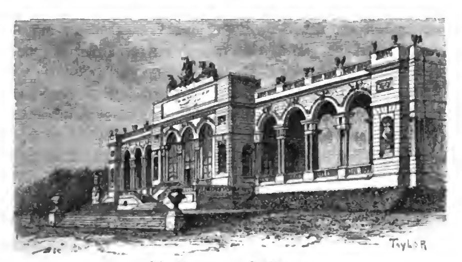
Mieroslawski begann seine Thätigkeit mit der Bestellung einer Nationalregierung, zu deren Sitz die Republik Krakau bestimmt wurde. Sie bestand aus Alcyato, dem Vertreter der Emigration, dem Redakteur Libelt für Posen, dem Grafen Wiesiolowski für Galizien und Gorzkowski für Krakau. Zum Termin der Nationalerhebung wurde der 21. Februar 1846 festgesetzt. Indeß schon vorher, am 12. Februar wurde bei einer Rundreise Mieroslawski in Swiniary durch die Preußen verhaftet, und am 18. Februar rückten österreichische Truppen in Krakau unter General Collin ein. Damit schien Alles verloren. Allein ein auswärtiger

Insurgentenhaufen unternahm in der Nacht vom 20. zum 21. Februar einen Angriff auf die Oesterreicher: Collin wies ihn zwar ab, hielt es aber doch für gerathen, am 22. sich aus Krakau auf Podgorze zurückzuziehen. Das wurde das Signal zum Ausbruche des Aufstandes. Da Alcyato vor den Oesterreichern geflohen, Libelt aber noch gar nicht in Krakau angelangt war, so warf sich der Arzt Johann Tyssowski am 24. Februar zum Diktator in Krakau auf und versuchte den Aufstand zu organisiren. Allein schon am 1. März gingen die Oesterreicher wieder gegen die Insurgenten vor, und am 4. März besetzten Oesterreicher, Preußen und Russen gemeinschaftlich Krakau und stellten die Ordnung wieder her. Tyssowski flüchtete sich auf preußisches Gebiet.

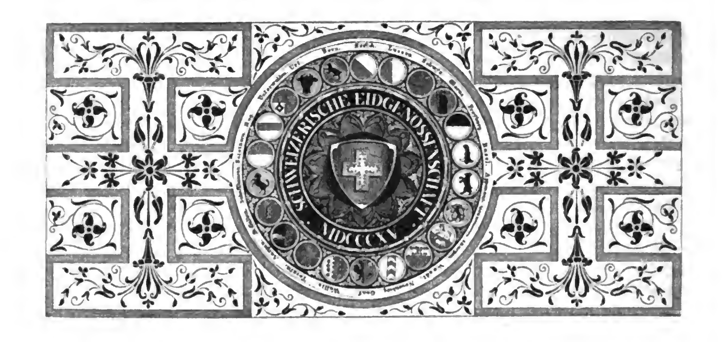
Das Ende des polnischen Aufstandes. Auf die Kunde von dem Ausbruche des Aufstandes in Krakau, entwarfen die Verschworenen in Posen den Plan, sich der Festung zu bemächtigen. Allein er scheiterte völlig an der Vorsicht des Generals von Steinäcker, des Kommandanten von Posen, und führte nur zu zahlreichen Verhaftungen der Betheiligten.

In Galizien jedoch hatte der Insurrektionsversuch der Polen ein sehr blutiges Nachspiel. Die Bauern waren weit entfernt, den Aufforderungen der Insurgenten, sich ihnen anzuschließen, Folge zu leisten: sie machten vielmehr gemeinsame Sache mit den österreichischen Soldaten und vertrieben die Krakauer Insurgentenhaufen, wo sie sie fanden. Dann aber richtete sich ihr lange verhaltener ingrimmiger Haß gegen die polnischen Edelleute und nahm furchtbare Rache für alle je erlittene Unbill. Bandenweis zogen sie in Galizien umher, stachen die Edelleute nieder und steckten die Schlösser in Brand. Peter Szela machte sich mit seiner Bande im ganzen Lande gefürchtet. Tagelang rauchten die eingeäscherten Edelhöfe und galten die Edelleute für vogelfrei, bis endlich die Regierung dem Morden und Brennen mit Gewalt Einhalt that. Langsam legte nun die Regierung die bessernde Hand an die Verhältnisse Galiziens, allein so zögernd und matt, daß nach wie vor die Lage trostlos blieb. Der Bauer war Stammgast der Branntweinschenken, in den Händen jüdischer Wucherer, vom Grundherrn mit Widerwillen angesehen; der Bürger stand auf schwachen Füßen; der Adel blieb voll Groll gegen die Regierung, aber zugleich ohne Erkenntniß seiner eigenen Fehler, ein schlechter Wirthschafter und überspannter Politiker, und die Regierung schwankend, unsicher auf dem unterwühlten Boden, ohne klare Ziele und zureichende Mittel, in der Kurzsichtigkeit des absolutistischen Systems befangen.

Die Republik Krakau wurde nach dem Willen der Ostmächte trotz des Widerspruches von England und Frankreich Oesterreich einverleibt. Sehr empfindlich schädigte dadurch der Kaiserstaat sein Ansehen in der öffentlichen Meinung; denn er zeigte, wie inhaltslos in Wahrheit sein Anspruch gewesen war, der Hort der Wiener Verträge, der Schützer der bestehenden Ordnung zu sein. Für Metternich war es das Eingeständniß des moralischen Bankrottes, den seine Bestrebungen in Wirklichkeit freilich längst gemacht hatten.



Die Gloriette in Schönbrunn.



Wirren in der Schweiz. Der Sonderbundskrieg.

Der Vertrag vom 20. November 1815 hatte der Schweiz immerwährende Neutralität in allen europäischen Konflikten zugestanden; aber der Einwirkung der großen Mächte war sie damit nicht entrückt. Die geistigen Erregungen in den Nachbarstaaten pflanzten sich natürlich bis in die Schweizer Kantone fort. So führte die burschenschaftliche Bewegung in Deutschland zu der Stiftung des Zofinger Vereins, eines liberal-patriotischen Bundes unter den Schweizer Studenten. Noch deutlicher trat die Einwirkung der Julirevolution auf die Schweiz zu Tage: Volksversammlungen wurden gehalten, politische Gleichheit von Stadt und Land und Aufhebung aller Vorrechte gefordert. Im Oktober 1830 wurden oder waren überall Ausschüsse zur Betreibung der Verfassungsreform gewählt. Denn die Bundesverfassung vom 7. August 1815 begünstigte die aristokratischen Elemente in den Kantonen und gewährte der Geistlichkeit beider Konfessionen eine in manchem Betracht bevorrechtete Stellung.

Die Badener Artikel. In den meisten Kantonen gelangten die Reformbestrebungen zum Siege. Nur in Appenzell, Uri, Unterwalden, Zug, Genf, Glarus und Graubünden erhielten sich die alten Verfassungen, und in Schwyz und Wallis gewann die Reaktion das Uebergewicht. Am 17. März 1832 schloß jedoch Zürich mit Luzern, Bern, Solothurn, St. Gallen, Aargau und Thurgau den „Siebener Bund“ zur gegenseitigen Gewährleistung ihrer neuen liberalen Verfassungen; und 1834 stellten die Liberalen auf der Konferenz zu Baden im Aargau die Badener Artikel auf, durch welche die Kirche unter die Aufsicht des Staates gestellt, freie Nationalerziehung eingeführt, die Klöster zu gemeinnützigen Zwecken herbeigezogen und die Priester verpflichtet werden sollten, bei Strafe der Absetzung den Eid auf die Verfassung ihres Kantons abzulegen. Allein Papst Gregor XVI. verdammte in dem Rundschreiben vom 17. Mai 1835 die Artikel als „falsch, verwegen und irre führend, die Rechte des heiligen Stuhles schmälernd, auf Ketzereien hinzielend und schismatisch.“ Infolge dessen bemächtigte sich die größte Aufregung der katholischen Bevölkerung: es kam zu tumultuarischen Scenen, hie und da zu offener Auflehnung gegen die Obrigkeit, welche die Anwendung von Waffengewalt nöthig machten, so daß der große Rath doch für angemessen fand, dem Volke beruhigende Erklärungen zu geben und allmählich die Badener Artikel in Vergessenheit gerathen zu lassen.

Die Unruhen in Zürich. Noch empfindlicher indessen war die Niederlage, welche die radikale Partei in dem protestantischen Zürich 1839 erlitt. Im Besitze der Regierungsgewalt berief sie den Verfasser des Lebens Jesu, David Strauß, auf einen theologischen Lehrstuhl der dortigen Universität. In zahlreichen Gemeinden des Kantons sah man darin einen Angriff auf das Christenthum und rüstete sich zur Abwehr. Eine Petition von mehr

als 40,000 Unterschriften wurde der Kantonalregierung überreicht, in welcher gegen die Berufung von Strauß und überhaupt gegen die ganze Verwaltung des Kirchen- und Schulwesens protestirt wurde. Als hierauf aber nicht mehr als die Vertagung der Anstellung von Strauß erfolgte, loderte der Brand des Unwillens über die radikale Regierung in hellen Flammen auf. Der Pfarrer Hirzel von Pfäffikon führte am 6. September 2000 bewaffnete Bauern gegen die Stadt. Allein in der Stadt traten ihnen 200 Mann Militär entgegen und gaben auf die ungestüm andringenden Haufen Feuer. Bestürzt zogen sich die Bauern zurück: aber bald ertönte in allen Dörfern die Sturmglocke, und von Neuem wälzten sich zahllose bewaffnete Scharen des ländlichen Landsturms gegen die Stadt. Da löste sich denn die Regierung auf, und die Bauern setzten eine neue konservativ gesinnte ein.

Der Sieg der Ultramontanen in Luzern. Dieser Sieg der Züricher Bauern gab auch den Konservativen in anderen radikal regierten Kantonen den Muth zur Auflehnung. Vornehmlich waren es in den katholischen Kantonen die kirchlichen Maßregeln der Radikalen, welche die Erbitterung schürten. So hatte am 23. Januar 1841 die Regierung von Aargau die Aufhebung der acht Klöster des Kantons beschlossen und deren Besitzungen im Werthe von 7½ Millionen Francs eingezogen und nur nach längeren Verhandlungen sich herbeigelassen, drei Nonnenklöster bestehen zu lassen. Solche Maßregeln für Luzern zu verhindern, bildete sich unter dem Bauern Peter Leu aus Ebersol ein Verein der Ultramontanen, dessen geistiger Führer der frühere Radikale Siegwart-Müller war. Das Wachsen des Vereins hatte eine Aenderung der Verfassung zur Folge, welche den Ultramontanen die Regierungsgewalt verschaffte. Sie beriefen nun, wie es schon vorher in Freiburg geschehen war, und wie es bald nachher die in Wallis mit Waffengewalt zur Herrschaft gelangten Ultramontanen ihnen nachthaten, die Jesuiten nach Luzern zur Leitung von Kirche und Schule. Hiergegen versuchten die Radikalen die Gewalt der Waffen. Der Advokat Ochsenbein führte am 31. März 1845 bewaffnete Heerhaufen bis vor die Thore von Luzern, die am nächsten Morgen erstürmt werden sollten: allein während der Nacht lief die ganze Schar auseinander; Viele der Flüchtigen wurden jedoch gefangen genommen, nicht Wenige von den wüthenden Bauern sogar erschlagen. Die Folge aber war, daß Luzern jetzt die Häupter der Gegenpartei aus dem Lande jagte und ihre Güter einzog.

Sonderbund und Tagsatzung. Schon 1843 hatte sich Luzern dem Bunde der Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Freiburg, dem 1844 auch Wallis beitrat, angeschlossen. Dieser „Sonderbund" verlangte nun von der Tagsatzung in Bern Bestrafung der Freischaren und Wiederherstellung der Klöster, während die Radikalen allerorten Versammlungen hielten und auf der Austreibung der Jesuiten und der Auflösung des Sonderbundes bestanden. Die ganze Schweiz theilte sich in zwei Heerlager, welche voller Erbitterung gegen einander standen: Leu wurde ermordet, wie man meinte, durch die Radikalen. Der Ingrimm wuchs: allein auf der Tagsatzung besaßen die Konservativen die Mehrheit. Da gelang es den Radikalen, die Regierung in St. Gallen und im Waadtlande zu stürzen und auch in Genf unter der Führung des gewandten Demagogen James Fazy sich in den Besitz der Gewalt zu bringen. Damit hatten sie die Majorität in der Tagsatzung gewonnen und beschlossen nun auf den Antrag Zürichs, wo die Regierung inzwischen wieder an die Radikalen gekommen war, den 20. Juli 1847 den Sonderbund aufzulösen und am 3. September die Jesuiten aus der Schweiz zu vertreiben. Der Bürgerkrieg schien unausweichlich. Denn keine der beiden Parteien wollte einen Schritt zurückweichen, kam es doch der radikalen Mehrheit der Tagsatzung vor Allem darauf an, die allgemeine Erregung gegen die Jesuiten jetzt vornehmlich dazu zu benutzen, um der Schweiz eine kräftige und straffe Bundesverfassung zu geben, welche alle Sondergelüste für die Zukunft unmöglich mache.

Die Großmächte mahnten zum Frieden, ja sie drohten, diejenige Partei, welche den Bürgerkrieg beginnen würde, als gemeinschaftlichen Feind zu behandeln. Sie gedachten, den Streit der Kantone vor ihre Entscheidung zu ziehen; selbst von einer Theilung der Schweiz war in der Stille die Rede. Dabei war aber kein Zweifel, daß Oesterreich, Frankreich und

Preußen, unter dessen Herrschaft der Kanton Neuenburg stand, im Grunde dem Sonderbunde günstig gesinnt waren, der ihre Hülfe anrief. Robert Peel aber der Jüngere, der englische Geschäftsträger, gab der Mehrheit den Rath, rasch loszubrechen, wenn sie nicht wolle, daß die anderen Großmächte zu Gunsten des Sonderbundes intervenirten.

Durch eigene Kraft war der Sonderbund sicherlich der Mehrheit nicht gewachsen: denn er umfaßte nur etwa ein Fünftel der schweizerischen Bevölkerung und sein Gebiet lag zum großen Theile zerstreut zwischen den übrigen Kantonen. Er suchte daher Zeit zu gewinnen und schlug vor, die Frage der Jesuitenausweisung und auch diejenige der Klösteraufhebung dem Papste zur Entscheidung vorzulegen. Am 29. Oktober wurde darüber in der obersten Bundesbehörde verhandelt: der Antrag wurde verworfen. Da erhob sich der Gesandte von Luzern und erklärte im Namen des Sonderbundes, daß er gegenüber dieser Nichtachtung aller Pflichten treuer Bundesgenossenschaft außer Stande sei, länger an den Berathungen der Tagsatzung Theil zu nehmen, und verließ mit den übrigen Gesandten der Sonderbundskantone den Saal und die Stadt Bern.



General Wilh. Heinr. Dufour.

Der Entscheidungskampf bei Gislikon. Damit war der Krieg erklärt. Die Tagsatzung rief das eidgenössische Aufgebot unter Waffen und übertrug den Oberbefehl über dasselbe dem General Dufour aus Genf, einem wackeren Offizier aus der napoleonischen Schule.

Dufour richtete seinen ersten Angriff gegen Freiburg. Nur durch mittelalterliche Mauern und Thürme geschützt, erkannte die Stadt den Widerstand als aussichtslos und kapitulirte schon am 14. November. Sieben Tage später wurde auch Zug, von Norden her leicht zugänglich, eingenommen. Die Hauptmacht der Sonderbündler war indeß um Luzern konzentrirt; allein sie war nicht zahlreich genug, als daß ihr Anführer, der General von Salis-Soglio, alle Pässe, die auf Luzern zuführen, in genügender Stärke hätte besetzen können. In seinen Verschanzungen an der Reußbrücke bei Gislikon auf der Straße von Luzern nach Aarau wollte er daher die Entscheidung erwarten. In der Frühe des 23. November rückte Dufour gegen Gislikon heran: drei Stunden lang vertheidigten sich die Sonderbündler in ihren Erdwällen, als eine feindliche Abtheilung von Zug her ihnen in den Rücken kam. Da warfen sie sich in eiliger Flucht nach Luzern. Muthig hielten die Schwyzer und Unterwaldener am Rotenberg die Verfolgung der Feinde auf, bis auch sie auf Luzern zurückgedrängt wurden.

In Luzern rief die Nachricht von der Niederlage die größte Bestürzung hervor. Die Regierung löste sich auf: am nächsten Morgen hielten die Sieger ihren Einzug, und die Kantone um den Vierwaldstätter See erklärten ihre Unterwerfung unter die Tagsatzung. Nun leistete auch Wallis keinen Widerstand: am 30. November war der Krieg zu Ende. Die Häupter des Sonderbundes flüchteten sich nach Italien, und die Schweiz gestaltete sich in einen Bundesstaat mit so zeitgemäß reformirter Verfassung um, daß die Stürme des Jahres 48 ihr nichts anzuhaben vermochten.



Das Bürgerkönigthum in Frankreich.

Wie eine fixe Idee beherrscht die Franzosen der Gedanke, daß das Gleichgewicht Europa's in dem Uebergewichte Frankreichs bestehe. Unbeirrbar fest stand ihnen daher der Glaube, daß Europa durch die Wiederherstellung der alten Grenzen ihnen Unrecht gethan habe und dafür Genugthuung schulde. Mit der Steigerung des Selbstgefühls, welches die natürliche Folge des Gelingens der Julirevolution war, erhoben sich daher auch wieder in aller Stärke die Eroberungsgelüste, freilich versteckt unter der gut klingenden Phrase von Völkerbefreiung. Waren doch Zeitungsschreiber wie Kammerredner gleich unermüdlich darin, die fremden Völker als unter dem Joche der Tyrannei seufzend den Franzosen zu schildern und zu versichern, daß Eroberungen Frankreichs nicht als ein Unrecht, sondern als eine Wohlthat von den unterdrückten Nationen würden empfunden werden. Man erinnerte daran, wie sehr einst die revolutionäre Propaganda die Erfolge der französischen Waffen unterstützt hätte. So erklang die Kunde von der Julirevolution den Völkern, welche unter dem Banne der Heiligen Allianz standen, wie ein Weckruf, große Erwartungen erregend; aber es blieb bei dem Ruf; die Erwartungen erfüllten sich nicht, und nicht ohne Beschämung erkannten die Urtheilsfähigen unter den Liberalen, daß sie im Momente der Erregung die Bedeutung der Julirevolution weit überschätzt hatten. Natürlich, denn nicht die Revolution hatte gesiegt, sondern schon während der „großen Woche“ war sie mit Geschick und Nachdruck gebändigt worden.

König Louis Philipp. Indessen nicht nur die Liberalen, sondern auch die reaktionär gesinnten Regierungen überschätzten die Bedeutung der Julirevolution. Aus der fast ungetheilten Begeisterung, welche sie in dem gebildeten Mittelstande ganz Europa's erregte, erwarteten sie ein Wiederaufleben der revolutionären Propaganda. Und wirklich tauchten hier und da Agitatoren auf oder ergingen aus Frankreich unbestimmte Versprechungen: und wirklich war im romanischen Süden die stürmische Erregung der Gemüther unverkennbar. Es ist daher begreiflich, daß die großen Mächte sich beeilten, jene Autorität, welche aus der Julirevolution geboren war, anzuerkennen: nicht weil sie das Bürgerkönigthum billigten, sondern nur weil sie in demselben die Fessel revolutionärer Tendenzen sahen; freilich nur um, als in Belgien wie im Süden bedrohliche Unruhen ausbrachen, die Anerkennung als eine übereilte fast zu bereuen und durch ein verletzendes Mißtrauen gegen den Bürgerkönig so ziemlich wieder wett zu machen. Es war also die Anerkennung der Großmächte mit nichten eine Stärkung des Julikönigthums; plante doch trotz der Anerkennung Kaiser Nikolaus allen Ernstes den Angriff auf Frankreich (s. S. 28). Nur Preußen war rückhaltslos entschlossen, „Frankreich sich selber zu überlassen“.

Aber an der Schwierigkeit seiner Lage war König **Louis Philipp** keineswegs unschuldig; als Vormund des jungen Heinrich von Bordeaux, des legitimen Königs, hätte er auch gegen die Heilige Allianz eine stolze und würdige Sprache führen können: jetzt mußte er darauf bedacht sein, sie durch Versicherungen seiner guten Gesinnung zu beruhigen und durch Bescheidenheit zu versöhnen. Seinem Charakter widerstrebte das nicht. Er besaß nicht den stolzen, herrschbegierigen Sinn seiner Schwester Madame Adelaide. Eine sorgfältige Erziehung und eine wechselvolle Lebenserfahrung hatten die angeborene Klugheit und Biegsamkeit seines Geistes zu ungemeiner Schmiegsamkeit ausgebildet. Von Natur vorsichtig und umsichtig, war er im Laufe seines fast schon sechzigjährigen Lebens ein genauer und gewissenhafter Haushalter geworden. An jedem Platze würde der kluge und thätigkeitsbedürftige Geschäftsmann, der seinen Werth fühlte, mit seiner Gewandtheit und Erfahrung sich und seiner Familie zu Ehren und Vortheil gewirkt haben; vor einem Gewaltstreiche oder gar vor einem Verbrechen würde er mit Entrüstung zurückgeschaudert haben: aber auf den Thron der Bourbons paßte er nicht. Seelenstärke und Selbstlosigkeit, Eigenschaften, ohne die ein König nicht gedacht werden soll, gingen dem Bürgerkönige ab.

Vorsichtig trennte er bei seiner Thronbesteigung dem Brauche ganz entgegen seine Privatgüter von den Staatsdomänen, vermachte sein großes Vermögen seinen Kindern und behielt sich bloß die Nutznießung vor: man merkte in Frankreich wol, daß er sich nicht mit dem Staate eins fühle. Voll Eifers übernahm er die Geschäfte der Regierung; immer thätig, überall selbst nachschauend, immer wortbereit, stets sichtbar theilte er den Tag zwischen den Empfang von Deputationen und die Theilnahme an den Sitzungen des Ministerrathes. Und dazwischen sah man ihn auf dem Balkon sitzen, wenn die Wachtparade die Marseillaise spielte, und mit den Fingern den Takt trommeln: es lag ihm daran, sich populär zu machen; oder er ging in einem einfachen Ueberrocke, einen hohen weißen Filzhut auf dem Kopfe, den Regenschirm unter dem Arme spazieren, grüßte rechts und links, knüpfte hier und dort gemüthliche Gespräche an oder geleitete wol auch einen ehrsamen Bürgersmann, wenn es etwa regnete, unter seinem Schirm ein Stück Weges. Bei Hofe verschwand das strenge Ceremoniell der Bourbons; der Hofstaat erhielt einen bürgerlichen Zuschnitt; die Wache am Schlosse wurde ausschließlich der Nationalgarde anvertraut. Schriftsteller, Bankiers, Advokaten, Industrielle waren seine Gäste; mit Vorliebe erzählte er von Valmy und Jemappes und seinen Erinnerungen an die Zeiten der Revolution. Denn alle Parteien wollte er gewinnen.

Das erste Kabinet. So war denn auch das Ministerium, welches der neue König berief, mit vorsichtigem Geschick zusammengesetzt: Parteihäupter, wie Talleyrand oder Lafayette, waren ausgeschlossen, aber doch eine Vertretung der mächtigsten Parteien geschaffen. Ministerpräsident war der Unterrichtsminister, Herzog von **Broglie**, ein Mann von gediegener Bildung, welcher bisher in der Opposition der Pairskammer eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Neben ihm stand sein Freund, der Minister des Innern, **Franz Guizot**, beredt und gelehrt, aber von vorgefaßten Ideen beherrscht, die hervorragendste geistige Kraft des Ministeriums. Die äußeren Angelegenheiten erhielt Graf **Molé**, ein gemäßigter, geschäftskundiger Mann, die Marine General **Sebastiani**, der Freund des Königs, ein gewandter Korse, das Kriegsministerium General **Gerard**, ein ehrlicher Soldat aus der bonapartistischen Zeit, die Finanzen Baron **Louis**, ein einsichtsvoller Geschäftsmann, der wie sein Gönner Talleyrand schon dem Kaiserreiche gedient hatte, die Justizverwaltung **Dupont von der Eure**. Ohne bestimmte Portefeuilles wurden dem Ministerium beigefügt die Mitglieder der hohen Finanz **Casimir Perier** und **Jacques Laffitte**, sowie der gelehrte **Bignon** und der Advokat **Dupin**.

Diese Vereinigung ehrenwerther Männer war aber keineswegs von dem gleichen Geiste durchweht; die mehr konservativ gesinnten wollten die Revolution abschließen, die freisinnigen die Bewegung in konstitutionellen Bahnen weiterführen. Laffitte's Aufgabe im Besondern war, die Leiter der demokratischen Stadtgemeinde Paris mit der neuen Regierung in freundlichem Verhältnisse zu erhalten. Der populäre Bankier hatte sich in der Abgeordnetenkammer zum Führer der Opposition gegen die reaktionäre Regierung Karl's X. emporgeschwungen und galt dem niederen

Volke immer noch als unverdächtiger Freund, gutmüthig, tolerant, beweglich wie er war. Für eine bestimmte organisatorische und politische Thätigkeit fehlte es dem „bürgerlichen Königsmacher" sowol an gründlicher Bildung wie an Stetigkeit. Viel ausgesprochener jedoch als Laffitte neigte der Justizminister Dupont den Republikanern zu, ein tüchtiger Jurist, aber polternd, hartnäckig und argwöhnisch: in ihm sahen die Republikaner ihre Stütze in dem Ministerium.

Die Agitation der Gegenparteien. Wol hinterließ Karl X, als er gemessenen Schrittes, mit würdevoller Langsamkeit den Leichenzug des bourbonischen Königthums von Trianon nach der Meeresküste führte, zahlreiche Anhänger in Frankreich, welche dem Bürgerkönigthume ablehnend sich gegenüberstellten. Wol war auch die Zahl der Bonapartisten groß, in deren Namen Joseph Bonaparte für seinen Neffen, den Herzog von Reichstadt, die Krone Louis Philipp's in Anspruch nahm. Aber doch war den Legitimisten sowol wie den Bonapartisten damals die republikanisch gesinnte Partei überlegen. Ja sie empfing um des gemeinsamen Gegners willen von jenen beiden mannichfache Förderung: nicht selten hörte man in sehr aristokratischen Salons republikanische Ideen vertheidigen, und unter der aristokratischen Jugend gehörte es in gewissen Kreisen fast zum guten Tone, republikanisch gesinnt zu sein oder zu scheinen.



Jacques Laffitte.

Die Republikaner waren es gewesen, welche die Julirevolution gemacht, aber den Preis derselben an das behäbige Bürgerthum, die Bourgeoisie, verloren hatten. So blieb ihnen trotz aller Verherrlichungen, welche den tapferen Julikämpfern zutheil wurden, der Groll gegen die Sieger. Die Presse, jetzt freigegeben, schürte den Zwiespalt: eine Menge republikanischer oder demokratischer Blätter tauchten auf, zahlreiche politische Broschüren wurden für wenige Sous unter den Massen abgesetzt, politische Karrikaturbilder fanden die weiteste Verbreitung. Der Arbeiter wurde mit der Hoffnung erfüllt, daß er nun die Lasten, welche auf ihm lagen, würde abschütteln können, an mehreren Orten weigerte man sich, fortan Steuern zu zahlen. In einigen lothringischen Regimentern verjagten die Soldaten ihre Offiziere und wählten sich neue aus ihrer Mitte. In einer Reitbahn der Rue Montmartre bildete sich nach dem Muster der Jakobinerklubs der Verein der „Freunde des Volkes", dem bald zahlreiche andere Klubs nachahmten. Verwegene Anschläge gegen die Regierung wurden hier frei erörtert: man dachte daran, die große Revolution von 1793 noch einmal von vorn anzufangen.

Zu dieser Agitation kam die Noth, welche gerade infolge der Julirevolution die Masse der Arbeiter drückte. Eine allgemeine Stockung des Handels und der Gewerbe trat ein: große Handlungshäuser mußten ihre Zahlungen einstellen, die meisten Fabriken ihren Betrieb aus Mangel an Absatz einschränken oder die Löhne der Arbeiter herabsetzen. Wiederholt sammelten sich große Scharen von Nothleidenden vor dem Stadthause und dem Palais Royal, um eine Linderung ihrer Lage durch Bitten zu erflehen oder durch wilde Drohungen zu ertrotzen.

Binnen wenigen Wochen verließen 150,000 Menschen aus den Kreisen der Reichen und Wohlhabenden das unruhige Paris. Und dazu zerstörten die brotlosen Arbeiter die Oktroibarrieren um die Stadt und beraubten damit die Stadtverwaltung gerade in der Zeit dringendster Noth ihrer wichtigsten Einnahmequelle, oder ließen ihren Ingrimm an den fremden Arbeitern und den Maschinen in den Fabriken aus.

Und was that die Regierung, der schreienden Nothlage zu steuern? 30 Millionen Francs wurden zur Unterstützung des Handelstandes angewiesen, 5 Millionen, um öffentliche Arbeiten zur Ernährung der Arbeiter zu veranstalten. Ganz Paris wurde mit neuem Pflaster versehen, Abzugsgräben in den elysäischen Feldern gezogen, im Marsfelde neue Terrassen aufgeschüttet. Die eine wie die andere Summe erwies sich für den Zweck als durchaus unzureichend.

Noch weniger indeß war die Regierung zu der Verleihung politischer Rechte geneigt. Unter den Bourbons war das Wahlrecht an einen Steuercensus von 300 Francs geknüpft gewesen; jetzt sollte dieser nur auf 240 Francs herabgesetzt werden. Dadurch würde zwar die Zahl der Wahlberechtigten von 94,000 auf etwa 200,000 vermehrt worden sein, aber doch auch dann würden nach wie vor die Großgrundbesitzer, die Fabrikanten und größeren Kaufleute, kurz die Wohlhabenden, ausschließlich im Besitze des wichtigsten politischen Rechtes gewesen sein. Die kleinen Bürger und Handwerker aber hatten nicht umsonst fünfzehn Jahre lang ihre liberalen Zeitungen gelesen, um nicht auf das Tiefste dadurch verstimmt zu werden, daß auch das Bürgerkönigthum sie mit den Proletariern unterschiedlos zusammenwarf. So schuf sich auch in ihnen die Julregierung eine überaus zahlreiche Gegnerschaft.

Die Beseitigung Lafayette's. Aber die Regierung ließ es ihre erste Sorge sein, ihre Gegner lahm zu legen. Eine durchgreifende Säuberung der Beamten aller Grade wurde vorgenommen: von 86 Präfekturen wurden 76, von 277 Unterpräfekturen wurden 196 neu besetzt, ebenso wie zahllose Stellen geringerer Bedeutung. Die Pariser Gensdarmerie wurde als „Munizipalgarde“ neu organisirt. 65 Regimenter erhielten neue Obersten, 31 Festungen neue Kommandanten, die Garde und die Schweizerregimenter wurden ganz aufgelöst und selbst die „Nationalgarde“ dadurch gesäubert, daß angeordnet wurde, jeder Nationalgardist habe für seine Uniformirung und Bewaffnung selbst zu sorgen, wodurch die ärmeren Klassen natürlich von dem Eintritte in das Bürgerheer ferngehalten wurden.

Niemand aber mußte der Julregierung unzuverlässiger erschienen, als der greise Lafayette, der Oberkommandeur aller französischen Nationalgarden, der nun schon in der dritten Generation seine republikanischen Grundsätze rückhaltslos bekannte. Der große Naturforscher Alexander von Humboldt fragte den alten Republikaner nach den Zielen des Julikönigthums. „Wir werden“, antwortete ihm Lafayette, der nicht zum wenigsten zur Schöpfung des neuen Thrones beigetragen hatte, „wir werden den volksthümlichen Thron mit republikanischen Staatseinrichtungen umgeben.“ Und er hatte damit begonnen, indem er seinen Gesinnungsgenossen, den Advokat Odilon Barrot, zum Seinepräfekten ernennen ließ. Denn ihm zu widerstehen, schien bei der allgemeinen Verehrung, die der „Patriarch der Revolution“ in ganz Frankreich genoß, unmöglich, vollends ihn von der überaus wichtigen Stelle, die er einnahm, kurzweg zu entfernen. Wie aber ihn bewegen, selbst seine Entlassung zu nehmen?

Die Gelegenheit bot sich bald. Im Thurm von Vincennes saßen die Minister Karl's X., unter ihnen Fürst Polignac, der Anklage gewärtig; nur dreien war es gelungen, durch die Flucht nach England zu entkommen. Die öffentliche Meinung der aufgeregten Hauptstadt verlangte den Tod der Verhafteten. Mit dem wüthenden Ruf „Tod den Ministern!“ zogen Nachts zahllose Volkshaufen hinaus nach der alten Feste. Am Thore derselben trat ihnen der alte Kommandant, General Daumesnil, allein entgegen. Tobend verlangten sie von ihm die Auslieferung der Minister. „Versucht's“, rief er ihnen drohend zur Antwort, „und ich sprenge das Pulvermagazin in die Luft!“ Das wirkte. „Es lebe der Stelzfuß!“ riefen sie und zogen nach Paris zurück, um hier jetzt die Todesstrafe für die verhaßten Gefangenen zu ertrotzen. Der König aber und das Abgeordnetenhaus waren mit gleicher Entschiedenheit gegen die Verhängung der Todesstrafe, in der sie eine Rückkehr zu den Zeiten des Terrorismus sahen.



Die Pariser Volkshaufen vor Vincennes. Zeichnung von F. Lix.

Es wurde daher ein Gesetz beantragt, welches, bevor noch der Prozeß gegen die verhafteten Minister begonnen war, die Todesstrafe für politische Verbrechen überhaupt abschaffen sollte. Davon fürchtete Barrot mit Recht neue Unruhen und erließ, um das Volk im voraus

zu beschwichtigen, eine Proklamation, in welcher er zwar die Ausschreitungen der Masse tadelte, aber zugleich auch den Gesetzesantrag als „unpassend" bezeichnete.

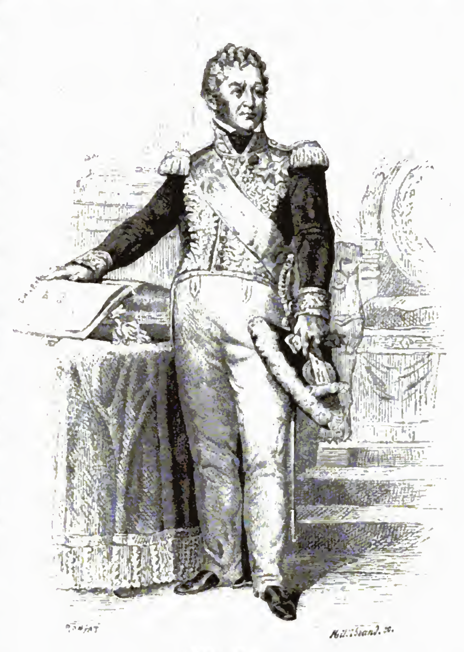
Natürlich sah Guizot, der Minister des Innern, in dieser Eigenmächtigkeit des ihm untergebenen Präfekten eine Auflehnung und verlangte die sofortige Absetzung Barrot's. Die Minister theilten diese Auffassung, nur Dupont, der Gesinnungsgenosse Barrot's, erklärte, er würde mit Barrot gehen: worauf auch Lafayette, in Allem mit Dupont und Barrot einverstanden, um seine Entlassung einkam. Dupont wollte es dem Könige nicht glauben, daß Lafayette an Demission dächte: es kam zu einer heftigen Scene im Ministerrathe. „Sire", sagte der Minister, „wenn der König ja sagt und Dupont nein, so weiß ich, welchem von Beiden Frankreich glauben wird!" Der Sohn des Königs, der Herzog von Orleans, beeilte sich, die Versöhnung herzustellen, und Louis Philipp, der die Aufregung fürchtete, welche die gleichzeitige Entlassung der drei hervorragendsten Republikaner in der reizbaren Volksmenge hervorrufen mußte, umarmte Dupont und bestimmte ihn, im Amte zu bleiben, womit denn auch das Verbleiben sowol Barrot's wie Lafayette's entschieden war.

Die Folge war nun aber, daß jetzt die Minister konservativer Richtung, Broglie und Guizot, ihre Entlassung nahmen, denen sich alsbald Perier, Molé, Louis, Dupin und Bignon anschlossen, so daß die Neubildung fast des ganzen Ministeriums nothwendig wurde. Natürlich konnte sie bei dem Uebergewichte, welches Dupont und Lafayette gewonnen zu haben schienen, nicht anders als im Wesentlichen fortschrittlich ausfallen. Laffitte wurde mit der Aufgabe betraut: am 2. November 1830 hatte er sie gelöst. Nachfolger Guizot's wurde der schmiegsame junge Graf Montalivet, welcher wie Graf Molé dem unter Napoleon emporgekommenen Gerichtsadel angehörte. Laffitte selbst übernahm dem Namen nach die Finanzen, deren eigentliche Verwaltung dem neuen Unterstaatssekretär, dem gewandten Schriftsteller Adolf Thiers, zufiel. An Stelle Gerard's aber trat binnen Kurzem der Marschall Soult als Kriegsminister.

Die Kammer wurde jetzt zunächst das Feld, auf welchem sich die Gegner maßen. Die Partei der Bewegung führte Odilon Barrot in dem Kampf; das Haupt der Konservativen, die sich Partei „des Widerstandes" nannten, wurde Guizot. Sie gewannen von vornherein das Uebergewicht und erhoben Perier und Dupin auf die Präsidentensitze des Hauses. Die Folgen zeigten sich bald. Am 15. Dezember begannen die Verhandlungen des Prozesses der gefangenen bourbonischen Minister vor der Pairskammer: sie endeten damit, daß die vier Minister zu lebenslänglicher Gefangenschaft in der Festung Ham verurtheilt wurden. Diese Milde erregte wie acht Wochen zuvor die Volksmassen auf das Heftigste: es kam zu bedrohlichen Tumulten, die sich indeß am dritten Tage, dem 22. Dezember, ziemlich von selber verliefen. Lafayette hatte sich große Mühe gegeben, die Ordnung aufrecht zu erhalten; aber daß er gegen die Verhängung der Todesstrafe über die Angeklagten auch jetzt wieder mit Nachdruck sich ausgesprochen, verstimmte die große Menge und kürzte ihm merklich die alte Popularität. Damit schien dem Könige der rechte Zeitpunkt gekommen, um den ersten Republikaner Frankreichs, der zwar nicht die Beseitigung, aber die möglichste Beschränkung der monarchischen Macht anstrebte, beiseite zu schieben. Denn wie gefährlich mußte er werden, wenn er etwa seinen Einfluß einmal gegen die neue Dynastie wandte! Auf die stille Anregung Louis Philipp's wurde in der Kammer der Antrag gestellt, die Stelle eines Oberkommandanten der sämmtlichen französischen Nationalgarden ganz aufzuheben. Der Antrag erhielt nach kurzer Debatte die Mehrheit. Unverzüglich verlangte Lafayette jetzt seine Entlassung. Der König bat ihn, doch das Kommando über die Pariser Nationalgarde beizubehalten; aber der General, tief gekränkt, beharrte auf seinem Sinne. Nun legte auch Odilon Barrot seine Präfektur nieder, und Dupont schied aus dem Ministerium. Erleichterten Herzens sah Louis Philipp sie ziehen, zumal sich nirgends eine Bewegung darüber im Volke zeigte.

Der Sturz Laffitte's. Casimir Perier. Damit hatte im Grunde für den König auch Laffitte seinen Werth verloren, der sein Bestreben darauf richtete, mit den Konservativen wie mit der Fortschrittspartei in gutem Einvernehmen zu bleiben, während doch diese jetzt offenbar unterlegen war. Der Vermittlungspolitik Laffitte's entsprangen die Entwürfe zu einem neuen

Gemeindegesetze wie zu einem neuen Wahlgesetze, welche Laffitte der Kammer vorlegte. Aber die konservative Mehrheit der Kammer veränderte sie in ihrem Sinne, so daß die Verwaltung der Gemeinden wieder ganz in die Hände der Regierung gelegt wurde, und der Wahlcensus zwar auf 240 Francs herabgesetzt, auch die Listenwahl durch die Wahl nach Bezirken ersetzt, doch aber die „Kapazitäten", die studirten Leute mit weniger als 240 Francs Jahressteuer, wieder gestrichen und dadurch die Zahl der Wähler nicht auf 188,000, sondern nur auf 166,000 erhöht wurde. Ueberdies erschütterte der ausgebrochene Bankrott seines Hauses die soziale Stellung des Bankiers auf dem Ministerpräsidentenstuhl: er mußte bald erkennen, daß seine Zeit vorüber war. Ohne seinem Minister Mittheilung zu machen, stimmte Louis Philipp der Intervention der Oesterreicher in Italien (Seite 71) zu und nöthigte ihn dadurch (am 12. März 1831), seine Entlassung zu nehmen. Das war doch selbst dem leichtlebigen Laffitte zu stark: Gott und die Menschen bat er für seine Mitschuld an der Gründung dieses neuen Königthums um Verzeihung, als er ging.



Louis Philipp.

Der Präsident der Abgeordnetenkammer, der Bankier Casimir Perier, übernahm die Erbschaft Laffitte's, ein Mann der Ordnung mehr aus Temperament als aus Grundsatz, gemäßigter Gesinnung und nicht ohne Festigkeit des Charakters. Auch dem Könige gegenüber war er entschlossen, seine Unabhängigkeit zu wahren: ihm schwebte als Politik „der rechten Mitte" ein Weg vor zwischen den Rückschrittsneigungen des Königs und den revolutionären Bestrebungen der Fortschrittspartei, doch streng auf dem Boden des Gesetzes.

Die Neuwahl der Abgeordnetenkammer auf Grund des neuen Wahlgesetzes, jedoch nach den alten Steuerrollen von 1830 verstärkte zwar die Opposition in etwas, jedoch nicht so sehr, daß das konservative Ministerium nicht immer noch auf eine Majorität hätte rechnen können: waren doch nur die besitzenden Klassen wahlberechtigt, denen vor Allem an der Aufrechterhaltung der Ordnung lag. So fanden denn sowol das Gesetz gegen Zusammenrottungen, wie die strengen Maßregeln der Regierung gegen geheime politische Gesellschaften und gegen die republikanischen Zeitungen die bereite Zustimmung der Kammer. Auch die kräftige äußere Politik Perier's, sein Einschreiten zu Gunsten Leopold's von Belgien und Dom Pedro's in Portugal wie die Besetzung Ancona's fand Beifall. Daß er dagegen den Fall Warschau's nicht

verhinderte, erregte die öffentliche Meinung auf das Heftigste. So war es denn eine Art Zugeständniß an die allgemeinen Wünsche, daß die Erblichkeit der Pairs abgeschafft und durch die Ernennung auf Lebenszeit ersetzt wurde. Trotzdem führte die Bestimmung der Civilliste des Königs wieder zu äußerst erregten Scenen in der Kammer. „Was bedarf ein Bürgerkönig eines Hofes?“ hatte Louis Philipp einst zu Dupont geäußert. „Sechs Millionen Civilliste ist übergenug.“ Jetzt aber verlangte er nicht weniger als 18 Millionen Civilliste, vier Millionen Einkünfte aus Ländereien und Forsten, 2½ Millionen Apanage und 11 Paläste. In den Zeitungen der Opposition erfuhr diese erstaunliche Forderung des Königs, der das Geld außerordentlich zu schätzen wußte, die höhnischste Kritik: das mache ja 148mal mehr, als der Präsident der Vereinigten Staaten beziehe; jedes Pferd des königlichen Marstalles fresse ein ganzes Richtergehalt! Dennoch wurden von der Kammer schließlich nur 6 Millionen an der Forderung gestrichen.

Die strengen Maßregeln Perier's gegen die Republikaner steigerten indeß zunächst nur die Aufregung, die schon unter Laffitte in den Tumulten der Studenten der Sorbonne und der polytechnischen Schüler wie in der Verwüstung der Kirche St. Germain l'Auxerrois (unweit des Louvre) sich offenbart hatte. Jetzt fand man jeden Morgen das Gitter um die Vendomesäule, auf welcher Louis Philipp das Standbild Napoleon's hatte errichten lassen — das Julikönigthum sollte den Franzosen als eine Wiederkehr des Kaiserthums erscheinen — mit Immortellenkränzen geschmückt. Die Polizei entfernte die Kränze. Ansammlungen von Volkshaufen fanden statt; skandalsüchtige Aufwiegler reizten die Menge der Neugierigen: sie nahm eine drohende Haltung an. Marschall Lobau, der Held von Wagram, ließ die Nationalgarde ausrücken, jedoch nicht mit Kanonen, sondern mit Feuerspritzen, und damit die aufgeregte Menge wacker bestreichen: die wildesten Republikaner waren abgekühlt und liefen lachend auseinander. Ernster indeß war der Tumult, welcher am Jahrestage des Bastillesturmes stattfand; doch nahmen die ruhigen Arbeiter und Kleinbürger Partei für die Nationalgarde und hieben mit dieser vereint mit Knütteln auf die Aufwiegler, das tobende Gesindel und die studienscheuen Studenten ein.



Casimir Perier.

Ganz anderer Art freilich war der Aufruhr, welcher im November 1831 in Lyon ausbrach: 40,000 Seidenarbeiter, durch Lohnherabsetzung gedrückt, erhoben sich gegen die Fabrikanten und trieben in zweitägigem Kampfe das Militär aus der Stadt hinaus. Es bedurfte einer ansehnlichen Truppenmacht, um die rebellische Stadt wieder zu unterwerfen. Verschwörungen und Aufstände folgten in anderen Städten des Südens, und die Verhaftungen und endlos daran sich anschließenden Gerichtsverhandlungen trugen das Ihrige dazu bei, die südlichen Provinzen gegen die Regierung in lebhafteste Gährung zu versetzen.

Der Erhebungsversuch der Herzogin von Berry. Diese Erregung der Gemüther vor Allem war es, welche in der muthigen Herzogin von Berry den Entschluß zur Reise brachte,

ihren jungen Sohn als Heinrich V. auf den französischen Thron zurückzuführen. Die Prinzessin Marie Karoline, eine zarte, anmuthige Erscheinung, war eine Frau von lebhafter Phantasie und elastischer Lebenskraft. Bei Allem, was sie that, handelte sie nur nach dem Gefühle; ganz im Augenblicke lebend, zog sie die Folgen nicht in Betracht. Mit bereitem Witz und gutmüthiger Heiterkeit begegnete sie den Einwendungen; durch den Zauber ihrer Persönlichkeit fesselte sie, durch das leidenschaftliche Ungestüm, mit dem sie die Dinge ergriff, riß sie auch bedächtige Männer mit sich fort.

Auf die treue Vendée und die Royalisten im Süden setzte die Herzogin ihre Hoffnung. Verbindungen mit den französischen Legitimisten wurden angeknüpft; Marschall Bourmont, der Sieger von Algier, versprach den Abfall der ganzen Armee. Der Salon der Gräfin Kergolay in Paris war der Mittelpunkt der großen Verschwörung. Auch die Königin Christine von Spanien war ganz für den Plan ihrer Schwester. Von vornherein von König Karl X. zur Regentin Frankreichs ernannt, begab sich die Herzogin unter dem Namen einer Gräfin von Sagana mit geringem Gefolge im Juni 1831 von England nach Rotterdam. Dann ging die Reise den Rhein aufwärts nach Turin, wo König Karl Albert zu dem verwegenen Plane eine Million Francs darlieh. Von Genua fuhr die Herzogin zu Schiffe nach Massa, dem Hafen Modena's, dessen Herzog immer noch Louis Philipp die Anerkennung verweigerte. In den benachbarten Bädern von Lucca verweilte die Herzogin vier Wochen; hier gesellten sich Bourmont, Kergolay und andere Häupter der legitimistischen Partei zu ihr. Jetzt galt es, ihren lauen Bruder, den König von Neapel, für ihr Unternehmen zu gewinnen: sie begab sich zu ihm, erreichte es jedoch nicht, ihn umzustimmen, und kehrte nach Massa zurück.



Marie Karoline, Herzogin von Berry.

Da brach auch schon — am 2. Februar 1832 — der legitimistische Aufstand in Paris los: rasch wurde er unterdrückt, indeß von den Tausenden, welche für die Sache Heinrich's V. angeworben waren, gelang es nur einige Hundert zu verhaften. Die Untersuchung ergab nur ein dürftiges Resultat: die Regierung kam nicht hinter den wahren Zusammenhang der Sache. Auch die Vendée war bereit, sich zu erheben; in den Süden aber wurden Agenten gesandt, welche den Steuerbeamten die Steuererhebung untersagten, die verhaßte Salz- und Getränksteuer für abgeschafft erklärten, den Armen in den Dörfern Unterstützungen im Namen des zurückgekehrten Königs verabreichten und mit freigebiger Hand Geldstücke mit dem Bilde Heinrich's V. austheilten.

In dunkler, stürmischer Nacht — am 28. April 1832 — ging der kleine Dampfer Carlo Alberto an der Küste unweit Marseille vor Anker. Die Herzogin mit ihren Getreuen, als Fischer verkleidet, landete. Die Schilderhebung der Royalisten in Marseille indessen mißlang:

es blieb der Herzogin nichts Anderes übrig, als sich nach der Vendée zu wenden. Zu Fuß machte sich die kleine Schar dorthin auf den Weg, tagelang von Hütte zu Hütte irrend, stets der Entdeckung ausgesetzt. Endlich erhielt man von Freunden Pferde; nun ging es rascher vorwärts. Doch erst am 21. Mai erreichte man den Meierhof Mesliers bei Nantes, wo die Herzogin die Kleidung eines bretagnischen Bauerjungen anlegte und sich entsprechend Petit-Pierre nannte. Allein die Mehrzahl der Bauernführer war jetzt, da Paris wie der Süden ruhig blieb, gegen den Aufstand. Anfänglich stimmte die Herzogin zu; indeß schon am folgenden Tage änderte sie ihren Entschluß und setzte den Ausbruch der Volkserhebung auf den 3. Juni fest.

Mittlerweile aber waren die Umtriebe in der Vendée der Regierung nicht verborgen geblieben: der Minister Montalivet verhängte über die unruhigen Departements den Belagerungszustand und ließ sie von einer starken Kette von Soldaten umstellen. Gegen diese begannen nun in der Nacht vom 3. zum 4. Juni die Scharen der legitimistischen Insurgenten den Kampf zugleich an mehreren Stellen, aber ohne Plan und Zusammenhang. So war denn alle Tapferkeit der treuen Bauern, aller Heldenmuth der jungen Edelleute, die sie anführten, vergebens: sie unterlagen allenthalben. Der von vornherein aussichtslose Kampf war entschieden. Als Bäuerin verkleidet, nur von einer Vertrauten begleitet, irrte die Herzogin umher, bis sie in der Stadt Nantes ein sicheres Versteck bei treu ergebenen Bürgersleuten fand.

Ihre Vertrauten, darunter Graf Chateaubriand und der Herzog von Fitzjames, geriethen alle in die Hände der Verfolger; indeß wegen mangelnder Schuldbeweise mußten sie freigesprochen und der Haft entlassen werden. Auch sonst erwiesen die Geschworenengerichte den gefangenen Legitimisten außerordentliche Milde. Um so schärfer aber fahndete der übereifrige Montalivet auf die Herzogin selber. Endlich fand sich wirklich ein Kölner Jude, der mit Gepränge zur katholischen Religion übergetreten und der Herzogin von dem Papste empfohlen war, und verrieth gegen eine große Summe dem Minister Thiers den Zufluchtsort der Verfolgten. Sie wurde verhaftet und nach der Citadelle von Blaye bei Bordeaux gebracht, bis die Kammern über ihr weiteres Schicksal entschieden haben würden. Da geschah das Unerwartete: die Herzogin wurde in Blaye von einer Tochter entbunden. Sie hatte sich während ihres Aufenthaltes in Italien in heimlicher Ehe mit dem Grafen Hektor Lucchesi-Palli in Palermo vermählt. Die Offenbarung dieses Geheimnisses vernichtete ihre politische Rolle: die Regierung gab ihr die Freiheit zurück und sie schiffte sich nach Palermo ein, nachdem sie, wie Thiers eingestand, ungesetzlich ohne Ermächtigung der Gerichtsbehörden verhaftet, ungesetzlich, ohne den Richtern ausgeliefert zu werden, in Gefangenschaft gehalten, ungesetzlich ohne Urtheilsspruch freigelassen worden war.

Organisation der Republikaner. Dieser Ausgang des verwegenen Unternehmens zertrümmerte die hochfliegenden Hoffnungen der Legitimisten völlig: sie zogen sich schmollend in die Vorstadt St. Germain zurück, oder sie unterstützten mit ihren reichen Mitteln die Umsturzbestrebungen der Republikaner, um auf den Trümmern der Julimonarchie den bourbonischen Thron wieder aufzurichten. Die Demagogenführer mit ihren Umsturzideen wurden populär in den Salons der legitimistischen Aristokraten, unter denen es gar Manche gab, wie den Herrn von Cormenin, den ebenso witzigen wie bitteren Pamphletisten, von denen man nicht wußte, ob sie mehr Legitimisten oder mehr Republikaner waren. Immerhin trug neben der ganzen Haltung der Regierung auch dieser Umstand dazu bei, daß die bisher vorwiegende Richtung unter den Republikanern, die „dynastische Opposition", welche an der Dynastie der Orleans festhalten, aber sie mit republikanischen Institutionen umgeben wollte, mehr und mehr von den radikalen Republikanern, den entschiedenen Revolutionsmännern, überflügelt wurde. Geheimbünde und Verschwörungen bildeten sich unter diesen, wie „die Gesellschaft der Menschenrechte" unter Godefroy Cavaignac's Führung. Diese verzweigten sich allmählich über das ganze Land, wurden aber von einer obersten Centralstelle aus einheitlich geleitet; die republikanische Partei begann sich eine feste Organisation zu geben. Neben ihnen standen die Kommunisten und Sozialisten, schwärmerisch der Idee nachtrachtend, die ganze Ordnung der menschlichen Gesellschaft und des Staates umzugestalten. Von den Gebildeten wenig beachtet und

darum unwiderlegt, konnten sich ihre Ideen um so ungehinderter unter den darbenden Arbeitern und Kleinhandwerkern ausbreiten; das Geheimnißvolle wie die glänzenden Ziele gaben ihnen für die Menge lockenden Reiz.

Mehr und mehr gestaltete sich die Regierung Louis Philipp's zu einem erbitterten Kampfe gegen diese gährenden und drohenden Elemente. Die furchtbaren Schrecken der Cholera, welche polnische Flüchtlinge in Frankreich eingeschleppt hatten, wirkten mit, die Aufregung der Gemüther zu steigern. Am 16. Mai 1832 war der mörderischen Seuche, welche in Paris allein 18,000 Opfer forderte, auch Casimir Perier erlegen. Der König war es überdrüssig, einen „Vizekönig" von der geistigen Selbständigkeit, wie Perier sie stets ihm gegenüber sich bewahrt hatte, neben sich zu haben. Monate vergingen daher, bevor das neue Kabinet zu Stande gebracht war. Louis Philipp kehrte zu den Doktrinärs, welche der Schule des alten royalistischen Staatsmannes und Philosophen Royer-Collard entstammten, zurück, zu dem Herzoge von Broglie und zu Franz Guizot, während Thiers das Ministerium des Innern übertragen wurde. An die Spitze trat der Marschall Soult.



Königin Amalie.

Nicht in der öffentlichen Meinung fand dieses konservative „Ministerium vom 11. Oktober 1832" seine Stütze; es suchte sie in den Kammern. Kein Mittel wurde verschmäht, um die Majorität zu gewinnen: Beamte, welche für die Regierung stimmten, wurden außer der Reihe befördert, Bankiers und Fabrikanten wurden durch öffentliche Arbeiten, Anleihen, Eisenbahnen, die großen Vortheil in Aussicht stellten, geködert, andere Mitglieder wurden durch die Versorgung ihrer Söhne und Verwandten gewonnen; das Abgeordnetenmandat wurde zu einer ebenso schimpflichen wie ergiebigen Einnahmequelle. Natürlich wirkte dies Beispiel der Höchstbesteuerten, denen man bei der Unabhängigkeit ihrer Lebensstellung vor Allem auch Unabhängigkeit des Charakters hätte zutrauen sollen, sehr bald in immer sich erweiternden Kreisen ansteckend: Alles schien käuflich zu werden, wenn der Preis nur hoch genug war. Mit Heftigkeit zog dagegen die unabhängige Presse zu Felde; Angriffe gegen die Regierung und die Kammermajorität füllten ihre Spalten. Aber auch sie ging häufig zu weit, indem sie unbewiesene Verdächtigungen ausstreute, und dadurch die Angegriffenen nicht strafte, sondern nur reizte und erbitterte. Preßduelle wurden Mode: Armand Carrel, der Redakteur des jetzt zu den Republikanern übergegangenen „National", fiel ihnen zum Opfer. Wirksamer vielleicht noch waren die zahllosen Pamphlete, welche die geheimen Gesellschaften ausstreuten: sie trieften von Invektiven gegen den König und die gesammte Staatsordnung und untergruben die Achtung vor jeder Autorität.

Zurückdrängen der Republikaner. Zur Ueberwindung eines so rücksichtslosen und unermüdlichen Gegners erwiesen sich der Regierung die bestehenden Gesetze als unzureichend. Denn die bei weitem meisten der wegen politischer oder Preßvergehen Angeklagten wurden

von den Geschworenengerichten freigesprochen. Es wurde daher, um die Presse zu zügeln, am 17. Februar 1834 das Gesetz erlassen, welches das Feilbieten von Zeitungen und Flugschriften unter die Kontrole der Polizei stellte, und am 25. März 1834 das neue Vereinsgesetz gegeben, welches alle Vereine, auch die nichtpolitischen, von der Erlaubniß der Regierung abhängig machte und die Aburtheilung der Uebertretungen dem Zuchtpolizeigerichte, nicht den Geschwornengerichten, zuwies.

Die Republikaner, Arbeiter, junge Leute in bescheidenen Stellungen, Kleinbürger, auch Studirte in engen Vermögensverhältnissen, angeführt durch Journalisten oder Advokaten, welche entweder ihre Unfähigkeit, sich auf dem gegebenen Felde mit geschulten Politikern und erfahrenen Geschäftsleuten zu messen, erkannt hatten oder von der aufrichtigen Schwärmerei erfüllt waren, mit einem Wechsel der Regierungsform glückselige Zustände der Freiheit und Brüderlichkeit herbeizuführen, fühlten auf der Stelle das Bedrohliche dieser Gesetze heraus. Wiederholt schon hatten sie es versucht — wie bei der Beerdigung des Generals Lamarque im Juni 1832 — eine Volkserhebung in Scene zu setzen: jetzt antworteten sie mit einer Revolution. Im April 1834 brach der Aufstand in Lyon aus, gleichzeitig in anderen Städten, wie Grenoble und Belfort, etwas später in Paris. Mehrere Tage dauerte in Lyon der Straßenkampf, bevor unter Aymar die ergrimmten Soldaten den Sieg errangen. Auf die fälschliche Nachricht, daß in Lyon die Revolution gesiegt hätte, erhoben sich am Abend des 13. April wie durch ein Zauberwort in Paris, meist im Marais und im Quartier latin, dem Studentenviertel, Hunderte von Barrikaden. Am nächsten Morgen ging Marschall Lobau mit 40,000 Soldaten und ebenso viel Nationalgardisten gegen die Aufständischen vor: am Nachmittage war die Straßenschlacht entschieden. Die siegreichen Soldaten aber, durch Schüsse aus dem Hinterhalt aufs Aeußerste gereizt, metzelten nieder, was ihnen in die Hände fiel, da die Geschworenen ja doch die Verhafteten freisprechen würden. Grauenhaft lagen zumal in der Rue Transnonain, wo General Bugeaud kommandirt hatte, die Leichen der Gemordeten gehäuft.

Durch den Eindruck dieses Sieges glaubte das Ministerium die ihm geneigte Majorität der Kammer vergrößern zu können. Neuwahlen wurden angeordnet, jedoch fielen sie nicht recht nach Wunsch aus. Wol blieb die Mehrheit konservativ, aber zu der „dynastischen Opposition" gesellten sich auch Legitimisten, für deren Wahl die Republikaner aufs Eifrigste agitirt hatten, und zwischen dieser Linken und der Rechten bildete sich eine Mittelspartei, etwa 100 Stimmen stark, unter Dupin, welche keine einheitliche Richtung verfolgte, aber doch, je nachdem sie sich nach rechts oder links wandte, die Entscheidung beherrschte. Nur einig in der ebenso leichten wie verführerischen Kunst des Neinsagens, war sie unfähig zu eigenem Handeln und trug den Spottnamen der „Eunuchenpartei" nicht mit Unrecht. Der König aber glaubte, mit ihr bequemer zu regieren als mit der Rechten: indeß der Versuch mißglückte, und er mußte sich entschließen, Broglie, Guizot und Thiers wieder die Hauptportefeuilles anzuvertrauen und damit „Casimir Perier in drei Personen" weiter über sich ergehen zu lassen. Doch mußte Thiers bald, wie der König sich ausdrückte, „die Decke wieder an sich zu ziehen".

Adolf Thiers, der Sohn eines Tuchhändlers in Marseille, war als ein junger Mensch von 24 Jahren 1821 mit seinem Freunde Mignet nach Paris gekommen, um in Paris sein Glück zu machen. „Wir sind die junge Garde!" äußerte er damals zu Remusat. An Stelle der advokatischen Praxis, die er in Aix getrieben hatte, wandte er sich der Literatur zu; 1823—27 erschien in zehn Bänden seine „Geschichte der französischen Revolution", durch die er die damals viel geschmähte zu Ehren zu bringen bemüht war. Auch als Kunstkritiker und Journalist gewann er bald Ansehen; er gehörte zu den hervorragendsten Mitarbeitern des Hauptblattes der Liberalen, des „Constitutionel". Entscheidend aber war, daß er unter der Aegide Talleyrand's die Redaktion des neugegründeten orleanistischen Blattes „National" übernahm und damit der Führer der Opposition gegen die Ordonnanzen wurde. Von der Stadt Aix zum Abgeordneten gewählt, erhielt er unter der Juliregierung bald eine hervorragende Stellung, in dem Kabinete vom 11. Oktober 1832 als Minister des Innern, seit dem Dezember als Handelsminister.



Attentat Fieschi's. Zeichnung von F. Lix. (Zu S. 174).

Lebhaften Temperaments, redefertig, war Thiers mehr gewandt als tief; die große Bedeutung, welche er seiner kleinen, zierlichen Persönlichkeit beilegte, hüllte sich in eine gewisse gutmüthige Heiterkeit und nahm dadurch seiner Eitelkeit das Verletzende. Seine Reden

hatten einen etwas geschäftsmäßigen Anstrich, meist farblos, ohne hohen Flug der Phantasie, aber sachlich klar und lehrreich. Seine Weltanschauung war durchaus die des modernen Franzosen. Aeußerst antirevolutionär, festhaltend am Bewährten, trug er doch aus seiner Vergangenheit eine gewisse liberale Färbung, welche ihm die Sympathien der Linken in der Kammer bewahrte. Die Strenge, mit welcher er die revolutionären Umtriebe unterdrückte, sicherte ihm andererseits das Vertrauen des Königs, dem sonst die Selbständigkeit des kleinen Provençalen nicht recht zusagte; doch bedurfte er desselben, um der Republikaner vollends Meister zu werden.

Oft genug war in den Versammlungen der geheimen Gesellschaften die Frage des Königsmordes besprochen, selbst durch Maueranschläge war zur Ermordung Louis Philipp's, dessen Klugheit und Gewandtheit hauptsächlich den Staatsorganismus zusammenzuhalten schien, aufgefordert worden. Das blieb nicht wirkungslos. Schon am 19. November 1832 war am Pont Royal ein Schuß auf den König abgefeuert worden. Jetzt brannte am 28. Juli 1835 Joseph Fieschi, ein verkommener Strolch von der Insel Korsika, der unter Murat gedient hatte, auf dem Boulevard du Temple aus einer Höllenmaschine eine ganze Salve auf den König ab. Achtzehn Personen in der Umgebung des Königs, darunter der Marschall Mortier, wurden getödtet, noch mehr schwer verwundet, aber der König blieb unverletzt und ritt ruhig weiter. Die Folge dieses Mordversuches waren die strengen Septembergesetze des Jahres 1835, welche die Preßfreiheit vernichteten und durch die Einführung geheimer Abstimmung bei den Schwurgerichten die persönliche Sicherheit bedrohten. Mit Heftigkeit erhob sich dagegen die Opposition in der Kammer, selbst der Mittelspartei schienen die Gesetze zu weit zu gehen: aber Thiers kam seinen bedrängten Kollegen Broglie und Guizot zu Hülfe und erkämpfte die Annahme der Gesetze. Er konnte es um so sicherer, als in der öffentlichen Meinung an die Stelle der Sympathie mit den Straßenhelden seit dem Attentate Fieschi's ein förmlicher Ingrimm gegen die Republikaner getreten war. Die Revolution schien endlich gebändigt zu sein. Und als aus geringfügiger Veranlassung der Herzog von Broglie und Guizot ihre Entlassung nahmen, trat Thiers am 22. Februar 1836 an die Spitze des Kabinets als Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Die Erhebung Abd el Kader's. Der Fall von Konstantine. Eine glücklichere Zeit für das Julikönigthum begann. Zwischen dem Thron und der Nation herrschte Eintracht; die zügellosen Verunglimpfungen von König und Regierung in der Presse hörten auf; die „Tribüne", das Hauptblatt der Republikaner, ging ein. Das Nationalmuseum in Versailles wurde eröffnet und zeigte den Franzosen „die Geschichte Frankreichs von den Künsten beschrieben". Der König erließ aus eigener Bewegung eine Amnestie für politische Verbrecher. Auch nach außen hin war die Stellung Frankreichs geachtet; es hatte sich mehr und mehr den deutschen Großmächten genähert. Durch Preußen unterstützt, erlangte Louis Philipp's ältester Sohn, der Herzog von Orleans, die Hand der liebenswürdigen Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin, und das Haus Orleans sah sich damit aufgenommen in den Kreis der legitimen Höfe Europa's: unter fröhlicher Betheiligung des Volkes wurde die Vermählung des sehr beliebten Thronfolgers in Paris gefeiert. Der Versuch des Prinzen Louis Napoleon, in Straßburg das bonapartistische Banner zu entfalten, mißlang so völlig, daß er die öffentliche Ruhe nicht störte: der Aufrührer wurde nach Amerika entlassen. Eine besondere Freude aber für ganz Frankreich war die Nachricht von der Eroberung Konstantine's.

Die Julireigierung hatte sich entschlossen, die Eroberung Algiers, welche den Bourbons so verhängnißvoll geworden war, nicht aufzugeben; vielmehr entwarf sie einen großartigen Eroberungs- und Kolonisationsplan. Bot doch der Krieg jenseit des Mittelmeeres die erwünschte Gelegenheit, viele Unzufriedene aus Frankreich zu entfernen und die politischen Flüchtlinge, welche aus aller Herren Länder in Frankreich Zuflucht und Existenzmittel suchten, in der afrikanischen Fremdenlegion unterzubringen. Doch erwies sich die Eroberung über Erwarten schwierig. Denn der „Sohn Mahiddin's", zum Sultan, d. h. Beherrscher aller Gläubigen ausgerufen, rief die Mauren auf zum „heiligen" Kriege.

Abd el Kader, geboren 1808, rühmte sich, ein Abkömmling Mohammed's zu sein. Sein Vater war ein weithin verehrter Marabut (Heiliger) in Maskara am Fuße des Atlas, der mit seinem jungen Sohne die heiligen Stätten in Arabien besucht hatte. Auf dieser Reise hatte Abd el Kader die machtvolle Stellung Mehemed Ali's in Aegypten kennen gelernt und den Beruf in sich erkannt, eine gleiche Herrschaft in seiner Heimat sich zu schaffen. Zurückgekehrt, gab er seinen Landsleuten bald so viel Beweise von seiner Frömmigkeit wie von seinem Muthe und Feldherrntalente, daß sie Vertrauen zu ihm faßten und den erst Vierundzwanzigjährigen sich zum Sultan erkoren. Und er rechtfertigte dies Vertrauen: nirgends waren weder die Soldaten noch die Kolonisten der Eroberer vor seinen Beduinenheeren sicher; ja er schlug ein französisches Heer am 28. Juni 1835 bei Makta in die Flucht.

Mit bedeutender Truppenmacht wurde jetzt in Begleitung des Thronfolgers der Marschall Clausel nach Afrika geschickt. Von Bona aus begann er den Feldzug, schlug die Mauren an der Habra und eroberte Maskara, so daß Abd el Kader mit seinen Getreuen ins Gebirge flüchten mußte. Maskara wurde in Brand gesteckt; allein ein strömender Regen löschte, bevor die Stadt eingeäschert war, die Flammen. Jedoch erfochten auch im folgenden Jahre 1836 wieder die Franzosen unter General Bugeaud einen vollständigen Sieg über Abd el Kader am Zusammenflusse der Sickack mit der Isser. Völlig mißlang dagegen Clausel die Eroberung Konstantine's, von wo aus der türkische Bey Achmet fast über den ganzen Osten Algiers gebot. Denn die Feste, das alte Cirta, war durch ihre Lage vortrefflich geschützt: an drei Seiten fiel der Felsen, auf dem sie lag, steil ab, auf der vierten, schmalsten Seite deckten Mauern und Wälle den Zugang. Clausel aber hatte nur leichtes Feldgeschütz bei sich; außerdem war der Boden unwegsam und die Novemberkälte sehr empfindlich. Nach zwei vergeblichen Angriffen sah sich daher der Marschall genöthigt, mit Zurücklassung seiner Schwerverwundeten den Rückzug anzutreten, den Major Changarnier mit kaltblütigem Muthe deckte.



Adolf Thiers. (Zu S. 172.)

Unter dem Eindrucke dieses Mißerfolges wurde mit Abd el Kader der Vertrag von Tafna geschlossen, in welchem die Franzosen ihn als Oberherrn des ganzen Südens von Algier anerkannten und sogar die ihnen verbündeten Stämme ihm überließen. Nun erst wandten sie sich von Neuem gegen Konstantine, um ihre geschädigte Waffenehre wieder herzustellen. General Damremont führte, begleitet von Louis Philipp's zweitem Sohne, dem Herzoge von Nemours, den Oberbefehl über die Expedition. Der Angriff richtete sich gegen die Schmalseite der Festung; es wurde eine Bresche in die Mauer geschossen und am 13. Oktober 1837 der Sturm der Stadt unternommen. Damremont war gefallen; General Vallée führte jetzt das Kommando. Die Vertheidiger wehrten sich auf das Aeußerste. Auf einem benachbarten Hügel hielt Achmed Bey, der während der Belagerung die Feinde unaufhörlich mit seinen Reiterscharen bedrängt hatte; als er sah, daß der Sturm gelang, die Festung und Citadelle in die Hand der Franzosen fielen, gab er seinem Pferde die Sporen und

verschwand in die Berge. Damit schien denn auch der Osten Algiers unterworfen und der mörderische Krieg beendigt. Indeß der erzwungene wie der geschenkte Friede sollten beide gleich zerbrechlich sein.

Die Krisis des Jahres 1840. Die Hinneigung des Königs Louis Philipp zu den östlichen Großmächten war indessen keineswegs nach dem Sinne von Thiers. Er versuchte die französische Politik wieder in liberalere Bahnen zu leiten und drang in den König, in Spanien zu Gunsten der Liberalen zu interveniren. Diese Meinungsverschiedenheit führte alsbald zu der Entlassung von Thiers im September 1836 und zu dem Wiedereintritte Guizot's in das Kabinet. Jedoch auch Guizot wich schon im April 1837 dem milderen Grafen Molé, dessen Fügsamkeit dem Könige mehr zusagte. Wol trat Molé mit Schlagfertigkeit der Opposition der Kammer entgegen — während der zwölftägigen Adressedebatte ergriff er nicht weniger als 135mal das Wort — aber doch erwies er sich auf die Länge ihr nicht gewachsen. Was für Talente umfaßte auch damals die Opposition! Dupont und Garnier Pagès führten die Radikalen, Berryer die Legitimisten, Odilon Barrot die dynastische Opposition, Thiers und Remusat die Mittelspartei, während um Guizot und Dupin sich eine eigene Gruppe konservativen Charakters scharte. Am 8. März 1839 nahm Molé seine Entlassung.



Graf Molé.

Der König, stets begierig, selbst zu regieren und gefügige Leute in seinem Kabinet um sich zu haben, versuchte nun ein Ministerium aus Leuten zweiten Ranges zu bilden. Die Folge indessen war, daß sich die Verhältnisse so sehr verwirrten, daß er doch wieder zu dem kleinen Provenzalen, der über Alles eine eigene Meinung hatte und sie auch festzuhalten wußte, zurückzukehren sich genöthigt sah: am 1. März 1840 übernahm Thiers zum zweiten Male als Minister des Aeußeren den Vorsitz im Kabinete. Remusat trat für das Innere ein.

Die Ausdehnung der Amnestie auf die in contumaciam verurtheilten politischen Verbrecher sowie die Errichtung der Julisäule auf dem Bastilleplatze zum Ehrengedächtniß der Julirevolution konnten als Maßregeln gefaßt werden, durch welche das neue Kabinet die öffentliche Meinung für sich gewinnen wollte. Seine Hauptsorge indeß mußte es der Stellung zuwenden, welche Frankreich nach außen einnahm. In Algier hatte sich Abd el Kader von Neuem erhoben: seine Beduinen brachen, den Yatagan in der einen, die Brandfackel in der andern Hand, in die französischen Ansiedelungen ein. Selbst vor den Mauern der Stadt Algier sah man ihre Waffen blitzen. Bei der gewaltigen Machtstellung nun, welche Mehemed Ali in Aegypten inne hatte, war sehr zu besorgen, daß er dem rebellischen Glaubensgenossen seine Unterstützung gegen das christliche Frankreich zuwenden möchte. Es lag also für Frankreich sehr viel daran, den kühnen und mächtigen Pascha von Aegypten von vornherein für sich zu gewinnen. Demnach nahm es in dem Widerstreit, welcher damals zwischen der Türkei und Aegypten bestand, durchaus Partei für den Pascha.

Seit der Julirevolution hatte Talleyrand, während der ersten Jahre Louis Philipp's Gesandter am Hofe von St. James, mit Zustimmung seines Königs ein freundliches Verhältniß zu England gepflegt. Das war von der größten Bedeutung für Europa gewesen; denn nunmehr hatte die Heilige Allianz einen ihr gewachsenen Gegner in der Politik der vereinigten Westmächte gefunden: wie in der belgischen und anderen großen Fragen deutlich zu Tage getreten war. Dennoch beruhte das Einvernehmen („l'entente cordiale") der Westmächte nicht auf Interessengemeinschaft: England sah die Bestrebungen Frankreichs, in Algier sich festzusetzen und das Uebergewicht im Mittelmeere zu gewinnen (s. S. 65), mit sehr mißtrauischen Augen an. Vollends die Ausdehnung der Macht Mehemed Ali's über das Rothe Meer und die Euphratmündung, die beiden kürzesten Wege nach Indien, war es gesonnen, unter keinen Umständen zu dulden. Mithin mußte jede Annäherung Frankreichs an den ägyptischen Herrscher zugleich zur Entfremdung von England führen. Freilich war Louis Philipp während der letzten Jahre darauf bedacht gewesen, vorsichtig bei den östlichen Großmächten Rückhalt zu suchen. Allein diese standen in dem orientalischen Konflikte jetzt auf Seiten des Sultan: sie vereinten sich mit England zu der Londoner Quadrupelallianz (s. S. 66), und Frankreich stand allein.



Franz Guizot.

Mit einem lauten Schrei der Entrüstung nahm das ganze französische Volk die Kunde auf, daß die orientalische Frage ohne Zuziehung Frankreichs und gegen dessen Schützling Mehemed Ali entschieden werden sollte. Das erschien als eine Beschimpfung der Nationalehre. Es kam zu höchst tumultuarischen Scenen auf den Straßen von Paris; binnen Kurzem sank die Rente von 86 auf 69. Alles verlangte den Krieg der Rache. An dem Siege zweifelte Niemand; die Erinnerung an die bonapartischen Zeiten galt als Beweis: war doch alles Erdenkliche geschehen, um in dem Volke das Andenken an Napoleon wach zu erhalten. Nach der Meinung Louis Philipp's sollte eben das Julikönigthum als die direkte Fortsetzung der Napoleonischen Kaiserzeit erscheinen. Darum wurden die Generale des Kaiserreichs bei jeder Gelegenheit bevorzugt; darum hatte eben noch Thiers bei England um die Auslieferung der Gebeine des Kaisers nachgesucht und, da England nichts dawider hatte, eine Fregatte unter dem Prinzen von Joinville, Louis Philipp's drittem Sohne, nach Helena gesandt, um aus der Schlucht von Longwood die kaiserlichen Gebeine in den Invalidendom zu übertragen.

Bereitwillig bewilligte die Kammer Geld und Mannschaft für den Krieg der Rache. Auch den lang gehegten Plan Thiers', Paris mit Befestigungen, angeblich gegen den äußeren Feind, in Wahrheit zur leichteren Bändigung der Volksaufstände, zu umgeben, hieß sie in der Erregung der Zeit gut. Allein der König, der in der ersten Aufwallung des Unmuthes über die Quadrupelallianz davon gesprochen hatte, „die Jakobinermütze aufzusetzen" und die Revolution gegen Europa zu entfesseln, sah, daß von allen Parteien gerade die Gegner der Regierung am

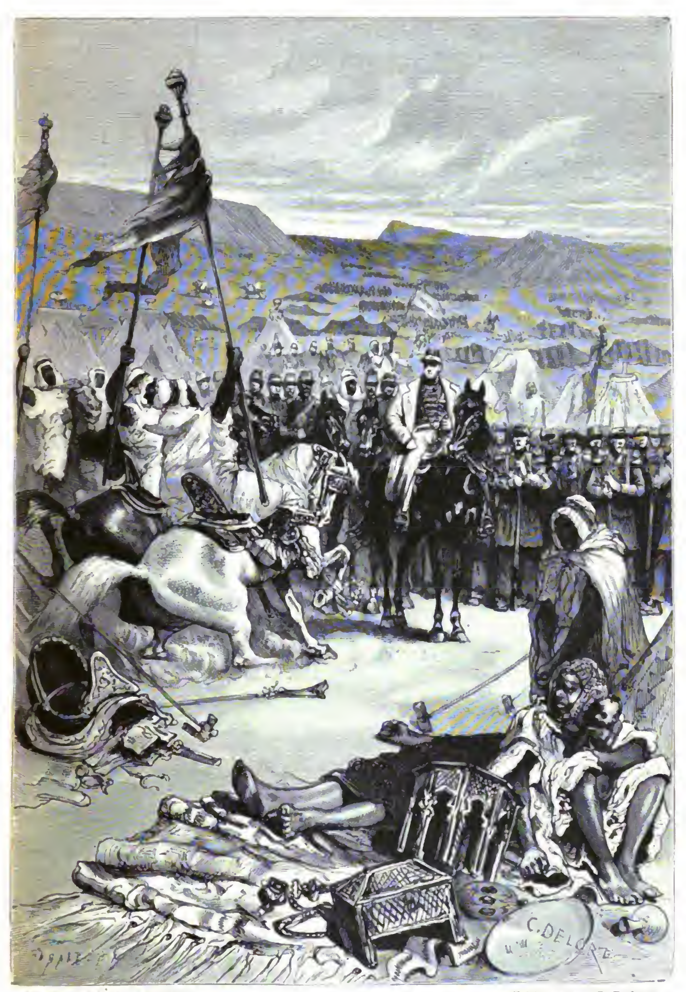
lautesten nach Krieg riefen: das machte ihn mißtrauisch; auch unterschätzte er das ungeheure Wagniß eines Krieges gegen Europa keineswegs. Er beschloß daher einzulenken; die Flotte, welche schon in See gegangen war, wurde zurückbeordert und die Kriegsrüstungen eingestellt. Thiers aber bestand darauf, um seine Popularität nicht zu verscherzen, daß den neu zusammentretenden Kammern in der Thronrede die bevorstehende Vollendung der Rüstungen angekündigt werden sollte. Louis Philipp aber wollte den Frieden. Thiers bot mit dem ganzen Kabinete seine Entlassung an und erhielt sie: der Sturm war vorüber.

Franz Guizot. Ein Ministerium des Friedens übernahm die Führung der Geschäfte. An der Spitze stand der greise Marschall Soult; allein er war außer Stande, die Geschäfte zu übersehen. So wurde denn Guizot in Wahrheit die Seele des neuen Kabinets oder, richtiger gesagt, der König selbst.

Franz Guizot war 1787 in Nimes geboren, wo sein Vater Advokat war. Nachdem dieser dem Terrorismus des Jahres 1794 zum Opfer gefallen war, flüchtete sich die Mutter mit ihrem Sohne um ihres reformirten Bekenntnisses willen nach Genf. Hier erhielt der Knabe seine geistige Ausbildung. 1805 kam Guizot nach Paris, um seine juristische Ausbildung zu vollenden. Doch lag er mehr philosophischen und historischen als juristischen Studien ob, so daß er 1812 zum Professor der neueren Geschichte an der Sorbonne ernannt wurde. Als konstitutioneller Royalist wurde er bei der Rückkehr der Bourbons Generalsekretär im Ministerium des Innern und ging während der hundert Tage zu Ludwig XVIII. nach Gent. Mit ihm nach Frankreich zurückgekehrt, wirkte er theils in verschiedenen Staatsämtern, theils in seiner Professur, nicht zum wenigsten auch durch eine umfangreiche literarische Thätigkeit. Mit seinem Lehrer Royer-Collard wurde er der Stifter der doktrinären Schule, welche alle mit der öffentlichen Ordnung verträglichen Freiheiten im Prinzip zuließ, die faktische Gewährung derselben jedoch noch zu vertagen für nothwendig hielt. Als Abgeordneter für Lisieux machte er dem Ministerium Polignac in der Deputirtenkammer scharfe Opposition.

Nach der Julirevolution trennte er sich bald von Laffitte, dessen liberale Bestrebungen ihm zu weit gingen. Nachdem er jedoch 1832 als Unterrichtsminister in das Kabinet eingetreten war, übte er sowol im Ministerrathe wie in der Kammer den größten Einfluß, die Revolution zum Stillstande zu bringen. Nach seinem Austritte ward er einer der Hauptführer der Opposition gegen das Ministerium Molé, bis er Anfang 1840 an Stelle des Generals Sebastiani als französischer Gesandter nach London gesandt wurde. Wol gewannen ihm hier die fast puritanische Würde seines Wesens, sein reformirtes Bekenntniß, seine gelehrten Schriften über Englands Geschichte und Literatur bald großes Ansehen, aber den Zusammentritt der Quadrupelallianz vermochte er nicht zu hindern.

Am 29. Oktober 1840 übernahm Guizot als Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Aufgabe, Frankreich zu einer Politik des Friedens zurückzuführen. Gewiß besaß er viele Eigenschaften eines bedeutenden Staatsmannes. Als Redner verstand er es, die Debatte in höhere Regionen zu erheben und alles Persönliche von ihr auszuschließen; seine Verachtung galt stets nur Grundsätzen, niemals Personen; nur der Seichtheit und Unwissenheit gegenüber wurde er ungeduldig. Aber doch anerkannte Kammer wie Nation nur widerwillig seine Ueberlegenheit, weil das Bewußtsein derselben zu aufdringlich aus seinen Worten herausklang. Würde der Haltung und ein volles Organ unterstützten die Wirkung seiner Reden. Seine persönliche Rechtschaffenheit und Moralität war über jeden Zweifel erhaben; aber doch duldete er es, daß unredliche Mittel angewandt wurden, um die Stimmen der Presse und die Vota der Deputirten zu gewinnen. Er hatte politische und sittliche Grundsätze; aber er kehrte sie zu sehr heraus und war doch nicht unbeugsam. Im Ganzen lag ihm mehr an dem Scheine als an der Ausübung der Macht. So erwies sich denn bald, daß der strenge Puritaner ein Minister war, wie ihn Louis Philipp, um selbst zu regieren, haben wollte. Denn das war es, wonach der König seit zehn Jahren strebte: selbst zu entscheiden und selbst zu bestimmen, während die Verantwortung doch die Minister zu tragen hatten. Die Zeit liberaler Anwandlungen war vorüber.



Illustrirte Weltgeschichte VIII. Zeichnung von C. Delort.

Marschall Bugeaud nach der Schlacht an der Isly.

Die Vollendung der Eroberung Algeriens. Die kriegerische Erregung des Sommers 1840 wurde auch für den Prinzen Louis Napoleon die Veranlassung, eine neue bonapartische Schilderhebung in Boulogne zu versuchen Er kam zu spät; die Gemüther hatten sich schon wieder beruhigt; Niemand achtete auf ihn; Louis Philipp ließ den unruhigen Abenteurer in die Festung Ham sperren.

Um so düsterer zogen sich aber die Wolken über Algerien zusammen. Abd el Kader, der „Sultan der Araber", hatte sein Reich wohl organisirt und durch die Beseitigung der türkischen Beamten ihm einen nationalen, durch die Verleihung aller Aemter an den Priesteradel der Marabuts zugleich einen religiösen Charakter gegeben. Eine Reihe von Forts von Tlemsen bis nahe an Konstantine war angelegt worden, welche ihm stets eine gesicherte Rückzugslinie gewährten. Ein stehendes Heer war errichtet, durchgehends mit französischen Gewehren bewaffnet; selbst eine Kanonengießerei und Gewehrfabrik war angelegt worden.

So vorbereitet, begann Abd el Kader, durch eine Verletzung des Vertrages von Tafna gereizt, den „heiligen Krieg" gegen die Christenfeinde von Neuem. Er warnte sie, aber die Franzosen verachteten alle Warnungen. Da ergossen sich denn seine Scharen, mordend und brennend, über das ganze Land bis vor das feste Algier. Marschall Vallée vermochte nicht viel dagegen: er wurde abberufen und an seiner Stelle zu Anfang des Jahres 1841 General Bugeaud zum Generalgouverneur von Algier ernannt. Es war ein großartiger Plan, durch den der neue Befehlshaber die Wiederunterwerfung bewirkte: er zog eine erste Linie militärischer Punkte an der Küste entlang, um die Verbindung mit Frankreich zu sichern, eine zweite auf dem Vorplateau und dem Südabhange des Gebirges, von der aus fliegende Kolonnen von 500 Mann Stärke das ganze Gebirge durchkreuzten; die dritte Linie endlich wurde durch Posten gebildet, welche in die Wüste vorgeschoben waren. Dadurch gelang die Unterwerfung des Landes; von Abd el Kader fiel ein Stamm nach dem andern ab. Den empfindlichsten Stoß aber empfing die Macht des verwegenen Emirs am 16. Mai 1843: der Herzog von Aumale, Louis Philipp's Sohn, überfiel die bewegliche Hauptstadt, die Smala, Abd el Kader's, in welcher um die Familie, den Schatz und die Leibgarde des Emirs sich alle Stämme, gegen 60,000 Menschen, zu sammeln pflegten. Sie wurden — Abd el Kader war gerade abwesend — in alle Winde zerstreut und trugen die Entmuthigung bis zu den fernsten Stämmen.

Dadurch sah sich Abd el Kader gezwungen, mit dem kleinen Reste seiner Smala, der ihm noch verblieben war, mit seiner Deira, über die Grenze nach Marokko zu entweichen. Seine Marabuts durchzogen nun nach allen Richtungen die marokkanischen Dörfer und riefen alle Gläubigen auf zum Kampfe für den bedrohten Islam. Von Woche zu Woche wuchs die Aufregung, vollends als die den Emir verfolgenden Franzosen an der heiligen Wallfahrtsstätte zu Lalla-Maghrania ein Lager aufschlugen und sie dadurch entweihten. Ein großes marokkanisches Heer, durch zahllose Freiwillige verstärkt, zog unter Sidi-Mahomet, dem Sohne des Sultan Abderrahman von Marokko, heran und lagerte sich auf einer Hochebene am rechten Ufer der Isly, eines Nebenflusses der Tafna. Am 14. August 1844 griff Bugeaud hier mit 8500 Mann die fünffache Uebermacht des Feindes an und schlug sie in leichtem Kampfe auf's Haupt, während am nächsten Tage die französische Flotte unter dem Prinzen von Joinville die Hafenstadt Mogador bombardirte und zur Ergebung zwang. Infolge dessen beeilte sich Sultan Abderrahman mit Frankreich in Tanger Frieden zu schließen, in welchem der stille Schutz Englands ihm jede Abtretung an Land oder Zahlung an Geld ersparte.

Die Unterwerfung Abd el Kader's. „Der Sieg von Isly", meinte Bugeaud, „hat die Eroberung Algiers besiegelt." Wirklich war auch damit die Hoffnung zertrümmert, welche Abd el Kader auf Marokko gesetzt hatte. Er hatte an der Schlacht von Isly nicht Theil genommen und lagerte jetzt ruhig mit seiner Deira an der marokkanischen Grenze. Der Befehl des Sultan, seine Deira einem marokkanischen Stamme zuzutheilen und sich selbst mit seiner Familie nach der Hauptstadt zu begeben, in deren Nähe er angesiedelt werden sollte, scheuchte ihn auf. Marokkaner wollte er nicht werden: lieber wagte er noch einen letzten Verzweiflungskampf in seinem Vaterlande.

Bald durchzogen seine Marabuts Algerien und breiteten eine Verschwörung über den ganzen Westen des Landes; alltäglich strömten von dorther Getreue ihrem „Sultan" zu. Im Frühjahr 1845 brach die Empörung aus: allerorten wurden die französischen Posten überfallen und vereinzelte Abtheilungen niedergemacht. Gleichzeitig erhob sich im Osten, in Großkabylien, der Aufruhr, durch den jungen Propheten Bumaza angefacht. Mühelos entwaffnete Bugeaud die Aufständischen; nur der Stamm der Uled-Rhias leistete hartnäckigen Widerstand. Endlich zog sich der Kern dieses Stammes, etwa 800 Mann, vor dem Corps des Obersten Pelissier in eine uneinnehmbare Grotte zurück und beantwortete jede Aufforderung, sich zu ergeben, mit Flintenschüssen. Pelissier ließ den Eingang der Höhle mit Reisig verstopfen und dies dann anzünden, indem er den Eingeschlossenen gegen Auslieferung der Waffen freie Entlassung in ihre Heimat versprach. Hartnäckig wiesen sie jeden Gedanken an Ergebung zurück, und als am nächsten Morgen (am 20. Juni 1845) die Franzosen über die noch glimmenden Kohlen in die Höhle eindrangen, fanden sie alle 800 Araber, vom Rauche erstickt, todt am Boden liegen. Soult ernannte Pelissier zum General, denn durch die Greuelthat war der Aufstand in Großkabylien gebrochen.

Im Herbste indeß erschien Abd el Kader selbst wieder auf algerischem Gebiete. Alsbald stand das ganze Gebirge unter Waffen. Aber doch war der Emir auf die Länge den Franzosen, die mehr als 100,000 Mann gegen ihn aufgeboten hatten, nicht gewachsen. Bugeaud ließ in den aufständischen Bezirken die Bauernhäuser in Brand stecken, die Obstbäume umhauen, zahllose Araber erschießen: durch Furcht wollte er den Aufruhr bannen. Unterdessen hetzte General Lamoricière den Emir von Stamm zu Stamm, von Berg zu Berg: Abd el Kader verlor fast alle seine Begleiter, mehrmals rettete ihn nur sein gutes Roß. Eine allgemeine Entmuthigung trat ein; die Häuptlinge fielen von ihm ab; der Aufstand war mißglückt. Wieder mußte er über die marokkanische Grenze entweichen. Mit dem Bewußtsein, die Unterwerfung Algeriens vollendet zu haben, verließ Bugeaud den afrikanischen Boden. Als Generalgouverneur Algeriens folgte ihm der Herzog von Aumale.

Dem Sultan von Marokko war indeß sein Gast nichts weniger als bequem. Immer noch war er dank des religiösen Einflusses, den er ausübte, und dank der geheimen Unterstützung Englands, die ihm zufloß, ein mächtiger Mann; zudem drohte Frankreich mit einem Einmarsche, wenn Marokko sich des Flüchtlings nicht entledige, der neue Pläne zu spinnen schien; denn eben setzten sich die Stämme der Beni-Amer und der Haschem in Bewegung, um sich Abd el Kader wieder anzuschließen. Sultan Abderrahman bot daher eine bedeutende Heeresmacht auf, ließ die dem Emir befreundeten Stämme überfallen und niedermetzeln; ja am 12. Dezember 1847 wurde Abd el Kader mit seiner Deira selbst Nachts überfallen und mußte sich von Neuem flüchten: aber wohin? Er sah keinen andern Ausweg aus seiner Bedrängniß, als sich mit den Seinen den Franzosen auszuliefern. Er sandte Abgesandte an den General Lamoricière mit dem Erbieten, sich den Franzosen zu ergeben, wenn sie seiner Deira Aufnahme in den französischen Schutz gewähren und ihn selbst nach Aegypten oder Syrien entlassen wollten. Bereitwillig gewährte der Generalgouverneur vorbehaltlich der königlichen Bestätigung beide Bedingungen. So erschien denn Abd el Kader am 21. Dezember 1847 bei dem Herzoge von Aumale; er stieg von seinem Pferde und bot es dem Prinzen zum Geschenke an. „Möge es Euch zum Glücke tragen!" sagte er und reichte dem jungen Prinzen die Zügel des treuen Rappen dar.

Allein Louis Philipp hielt es für zu gefährlich, das Abkommen seines Sohnes zu bestätigen. Abd el Kader wurde nicht entlassen, sondern in Fort Lamalgue internirt. Erst Napoleon III. gab dem kühnen Emir die Freiheit wieder.

Nun erst war Algerien wirklich gewonnen: eine Eroberung, die zu behaupten eine Armee von 100,000 Mann und einen jährlichen Aufwand von 100 Millionen Francs ohne die geringste Hoffnung eines Ertrages erforderte: eine Schule barbarischen Vertilgungskrieges für die französischen Generale, aber nicht geeignet, große Feldherrn zu bilden.

„Der unwandelbare Gedanke". Die Abkühlung der Beziehungen zu England war die nächste politische Folge der algerischen Eroberung, so sorglich auch Louis Philipp danach strebte, wenigstens den Schein der englischen Freundschaft festzuhalten. Daneben aber suchte er zugleich den östlichen Großmächten sich wieder mehr zu nähern; er beginnt einen geheimen Briefwechsel mit Metternich, der es nicht an Rathschlägen, wie der Bürgerkönig seine Regierung zu gestalten habe, fehlen läßt. In Wahrheit indessen hätte es derselben kaum bedurft; denn in Grunde seines Herzens war Louis Philipp kaum weniger absolutistisch gesinnt als der Hofkanzler in Wien. Zehn Jahre lang freilich hatte er nicht dazu gelangen können, die Regierung nach seinen persönlichen Anschauungen, die er als den „unwandelbaren Gedanken" zu bezeichnen liebte, zu gestalten. In dem Minister Guizot hatte er endlich den Mann gefunden, der sowol nachgiebig gegen den König als auch fähig und geschickt genug war zur Bewahrung konstitutionellen Scheines der Kammermehrheit sich zu versichern. Darin liegt die Erklärung, daß Louis Philipp Guizot als leitenden Minister, nach Soult's Rücktritt auch als Ministerpräsidenten, Jahr um Jahr beibehielt.



Abd el Kader nach seiner Niederwerfung.

Die Opposition der Deputirtenkammer setzte sich aus sechs Parteien zusammen, deren mittlere nicht auf einem Gegensatze der Meinungen, sondern nur auf einem Gegensatze der Personen beruhten. „Ihr seid kein Prinzip", rief der Republikaner Lamartine ihnen zu, „ihr seid nur ein Ränkespiel." Was wollten sie denn? darf man billig fragen. Jede verfolgte einzig das Ziel, das Kabinet zu stürzen, um selbst die Regierung in die Hand zu bekommen. Darum wird Thiers so gut wie Molé, wie auch Guizot es nicht anders gemacht hatte, mit einem Male liberal-oppositionell, sobald sie von dem Ministersessel auf die Abgeordnetenbank herabsteigen. Darum steigern sich bei diesen „großen Egoisten", wie sie der König nannte, Angriffswuth und Haß mit jedem Jahre mehr, das Guizot sich am Ministertische behauptet. „Ihr mögt eure Verleumdungen und Schmähungen noch so sehr häufen", entgegnete ihnen Guizot mit ätzender Kälte, „sie werden doch nicht an die Höhe meiner Verachtung heranreichen!" Freilich die große Menge nahm wenig Antheil an diesem persönlichen Ränkespiel der Kammerdebatten. „Frankreich langweilt sich", sagte Lamartine ganz richtig. Indeß trugen sie doch auch das Ihrige dazu bei, den Namen des Ministers und die „persönliche Regierung" des Königs verhaßt zu machen, der unbeirrt, durch die Meinung seiner klugen und herrschsüchtigen Schwester, Madame Adelaide, bestärkt, an Guizot festhielt. Nur das *eine* Gute mochten sie haben, daß die Wünsche der oppositionellen Minderheit immer wieder auf die Nothwendigkeit der Wahlreform zurückgelenkt wurden, um durch Herabsetzung des Census eine echtere Volksvertretung und damit eine andere Kammermajorität zu erlangen.

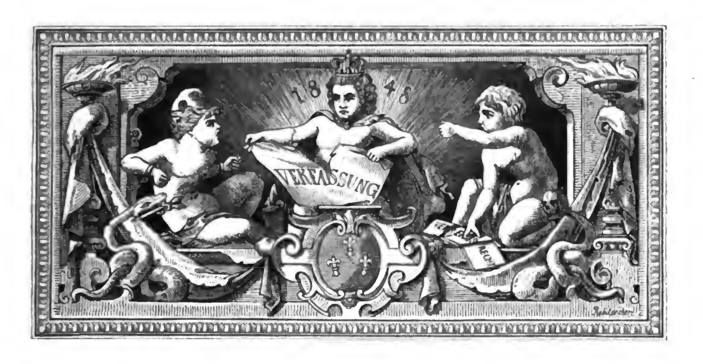
Auch in den Zeitungen wurde „Wahlreform" neben unablässigen Angriffen gegen Guizot und selbst gegen die Person des Königs das stetig wiederkehrende Thema; scharf genug behandelte es der gemäßigt liberale „National", schärfer schon die „Presse" des geistreichen Girardin, am schärfsten die „Reforme", das Blatt der radikalen Republikaner. Sie betrachtete

kurzweg jede Person als verbraucht und anrüchig, welche irgendwie zu dem Königthume in Beziehung gestanden. Ja der fortwährend geschürte Haß machte in Attentaten sich Luft, welche bei jeder Gelegenheit — stets ohne Erfolg — gegen den König unternommen wurden; selbst als er bei dem Jahresfeste der Julirevolution sich nur auf dem Balkone der Tuilerien zeigte, wurden zwei Schüsse auf ihn abgefeuert. Es war klar, das Julikönigthum, welches nur auf den besitzenden Bürgerstand sich stützen wollte, hatte bei der großen Menge des Volkes allen Boden verloren.

Ergebnisse der Juliregierung. Der greise König hatte kein Verständniß für den Geist der Zeit, welcher nach Entfesselung drängte, ja die ganze königliche Familie hatte kein rechtes Ohr für den innersten Athemzug der Nation. Und doch hätte man nach ihrer Lebensweise viel eher das Gegentheil vermuthen sollen. Die Söhne des Königs waren auf öffentlichen Gymnasien gebildet worden; die Prinzessinnen verbrachten ihre Tage nicht mit Andachtsübungen und Toilettensorgen, sondern sie trieben Literatur und Kunst, wie Töchter gebildeter Stände. Der Abend versammelte die Familie um den runden Tisch der Königin Amalie. Der König verkehrte mit Jedem in Vertraulichkeit.

Aber doch trat nach außen ein gewisses gemachtes Wesen zu Tage. Man beschützte Kunst und Wissenschaft mit einer gewissen Ostentation; nur die anerkannten Größen wurden zu Hofe eingeladen. Den erst aufstrebenden begegnete man mit Mißtrauen, vollends die Größen der Opposition hielt man geflissentlich fern. Erst die Herzogin von Orleans, eine mecklenburgische Prinzessin, fand ein freieres Verständniß und wurde darum bald populär. Daher erregte es Verstimmung, als der König nach dem unglücklichen Tode des Herzogs von Orleans — ein Sturz aus dem Wagen hatte ihn 1842 herbeigeführt — die Vormundschaft über ihre beiden Knaben nicht der Herzogin Helene, sondern dem sehr unbeliebten Herzog von Nemours übertragen ließ. Es machte eben in Allem sich geltend, daß Louis Philipp sein Königthum nicht als das eines Volkes, sondern nur als das einer Partei faßte. Das war der durchgehende Zug seiner Regierung.

Die Interessen der wohlhabenden Bourgeoisie theilte der König bis ins Kleine. Aber für die Landbevölkerung, welche zwei Drittel der Nation bildete, geschah nichts. Den Landmann drückte der Kapitalmangel; er mußte 8 bis 11 Prozent für seine Anlehen zahlen. Aber weder wurde die Hypothekenordnung gebessert noch die Anlage von Provinzialbanken gestattet. Dazu kam noch der Schutzzoll, welcher nur dem Fabrikanten zugute kam. Nicht einmal die Herabsetzung des Zolles auf Wolle und Schlachtvieh, welche die Regierung im Sinne hatte, gab die besitzende Bourgeoisie zu. An ihrem Widerstande scheiterte auch die 1847 geplante Zollreform. Die Einfuhr aller Woll- und Baumwollenwaaren wurde sogar im Interesse der Fabrikanten ganz verboten. Der Anlage von Eisenbahnen trat die Selbstsucht der großen Bankiers entgegen, welche eine so gewinnreiche Spekulation sich selbst vorbehalten wollten: nur die Vergnügungsbahn von Paris nach Versailles konnte von der Regierung gebaut werden. Der Arbeiter wurde dem Fabrikherrn ganz überantwortet: jeder Strike wurde streng verboten, jede Arbeitervereinigung an polizeiliche Erlaubniß geknüpft. Paris wuchs zu einem riesigen Fabrikplatze heran, während in mehreren Departements die ländliche Bevölkerung von Jahr zu Jahr abnahm. Unsittlichkeit und Verbrechen nahmen in den höchsten wie in den niedrigsten Gesellschaftskreisen in erschreckendem Maße zu: der frühere Minister Teste wurde wegen Betrugs zu Gefängniß verurtheilt, der Herzog von Choiseul-Praslin vergiftete seine Frau; das Treiben der Verbrecherwelt enthüllte Eugen Sue in seinen „Geheimnissen von Paris.“ Eine Welt des Elends drängte sich bittend, drohend an die Besitzenden heran. Die Begünstigung der materiellen Interessen durch das Julikönigthum führte zu einer Mißachtung der idealen Güter und unterhöhlte den ganzen Staatsbau des Parteikönigthums, so daß er bei geringem Anstoße schon zusammenbrechen mußte. —



Sechster Zeitraum.

Die revolutionären Erhebungen des Jahres 1848, ihr Scheinerfolg und ihre Bewältigung.

(1848—1858.)



Graf Gustav Schlabrendorf, der berühmte Einsiedler der Rue Richelieu in Paris, stellte einmal drei untrügliche Vorzeichen für eine jede Revolution auf: das Gefühl der Unerträglichkeit des Bestehenden, die Meinung, daß die Regierung den Mängeln nicht abhelfen wolle, noch die Macht dazu habe, das Bewußtsein der Ueberlegenheit in den nach Aenderung verlangenden Elementen. Zwar hat der scharfsichtige Beobachter der Menschen das Revolutionsjahr 1848 nicht mehr erlebt — er starb schon 1824 — aber das „Sturmjahr“ hat völlig die Richtigkeit seines Ausspruchs erwiesen. Den Grafen Schlabrendorf würde somit der Ausbruch der Revolution von 1848 kaum überrascht haben, wie er denn auch andre aufmerksame Beobachter der Zeichen der Zeit nicht überrascht hat: wurde doch bei der Schließung des vereinigten Landtages in Berlin die Vorempfindung laut, daß man einer gewaltsamen Lösung der Verfassungsfrage in Preußen entgegentreibe. Freilich bleibt jede Revolution eine Art Explosion, die selbst für den Vorahnenden mit einer gewissen Plötzlichkeit in die Erscheinung tritt.

Eigenartig dagegen ist der Revolution von 1848 ihre Ausdehnung fast über den ganzen Erdtheil. Man darf nicht annehmen, daß, wenn auch die Revolution zuerst in Frankreich zum Ausbruche kam, in der Pariser Februarrevolution die Ursache gelegen habe, daß die revolutionäre Bewegung die wichtigsten Lebensmittelpunkte fast des ganzen Kontinentes ergriff. Dazu erfolgte in diesen allen der Ausbruch viel zu rasch: vielmehr ist in der Februarrevolution nur das Signal zu sehen, das durch die ermunternde Kraft des Beispiels wirkte. Gerade die ungefähre Gleichzeitigkeit der revolutionären Bewegung von 1848 weist deutlich auf eine gewisse Gleichartigkeit der Ursachen in den verschiedenen Staaten zurück. Und da ergiebt sich denn alsbald, daß die Revolution von 1848 nicht wie diejenige von 1830 nur politischer, sondern ebenso sehr sozialer Art war.

Die lange Friedensperiode hatte eine außerordentliche Entwicklung der Industrie bewirkt; das Maschinenwesen hatte von Jahr zu Jahr eine größere Ausdehnung gewonnen. Das Kapital warf sich immer mehr auf die Industrie, weil diese die größte Aussicht auf Gewinn bot.

Dadurch entstand eine erdrückende Konkurrenz, in welcher die Fabrikanten sich nur durch möglichste Herabsetzung der Preise behaupten konnten. Die nächste Folge war, daß die Handwerker, welche bei der größeren Kostspieligkeit der Handarbeit mit den Fabriken nicht auf die Länge rivalisiren konnten, in Menge zu Grunde gingen und, um nur zu leben, als Arbeiter in die Fabriken sich gedrängt sahen. Diese Konkurrenz der Arbeiter unter sich wie das Bestreben der Fabrikanten, zu immer niedrigeren Preisen ihre Waaren auf den Markt zu bringen, drückte aber die Arbeitslöhne immer tiefer herab. Die Folgen hiervon verschlimmerten zugleich wieder die Ursache, bis der Arbeitslohn in den Fabriken so erbärmlich wurde, daß er kaum noch hinreichte, die allernothwendigsten Tagesbedürfnisse des Arbeiters zu decken. Für irgend welche Erleichterung des Lebens, für Kindererziehung, für Krankheit, für Alter blieb nichts übrig: die Lage des Arbeiters war unerträglich geworden; er sah sich, um nur zu leben, zum willenlosen Sklaven des besitzenden Fabrikanten herabgedrückt, dem allein der Ertrag der Arbeit zufiel.

Nun aber hatte der Besitz nicht blos das soziale Uebergewicht, sondern auch in allen Staaten das politische; denn die Ausübung politischer Rechte war durchweg an einen gewissen Besitz gebunden. Sah nun der Arbeiter in den Besitzenden schon seine Bedränger, so sah er auch in ihnen seine politischen Gegner, welche dem Staate diejenige Ordnung gaben, die den Arbeiter rechtlos machte. Wie konnte er da der Staatsregierung, an welcher allein sein Gegner, das Kapital, Theil hatte, den Willen zutrauen, seinen trostlosen Verhältnissen abzuhelfen? Oder wie konnte er hoffen, daß den Kammern gegenüber, deren Bänke allein die Besitzenden füllten, die Regierung durchdringen würde, selbst wenn sie es wollte, dem Arbeiter eine Erleichterung seiner Lage zu verschaffen?

Und dennoch bildeten die Arbeiter die Majorität der Bevölkerung der Staaten. Europa zählte im Jahre 1848 etwa 270 Millionen Bewohner, wovon 150 Millionen auf die Proletarier entfielen. Es war klar, kam es zu einem gewaltsamen Zusammenstoß zwischen den Besitzenden und Besitzlosen, so hatten diese das Uebergewicht der Fäuste auf ihrer Seite. Aber nicht nur dies, sie hatten auch Bundesgenossen an all jenen unruhigen Köpfen, welche, wenn auch mit höherer Bildung ausgerüstet, doch durch die Verfassung der Staaten ebenso rechtlos waren wie die Proletarier. Diese waren es, welche den Arbeiter über die Rechte, die ihm vorenthalten würden, über die Selbstsucht des Besitzes, über die Parteilichkeit der Regierungen über das Uebergewicht des Arbeiterstandes aufklärten, nicht sowol um dem Arbeiter zu helfen, als vielmehr, um aus den Proletariern sich eine Armee zu bilden, welche willig wäre, ihren Führern Macht zu geben und sie emporzutragen.

Es waren keine neuen Gedanken, mit welchen diese Agitatoren die Arbeitermasse unter ihre Fahnen lockten, indem jeder von beiden Theilen glaubte, den andern für die Erreichung seiner Sonderziele sich dienstbar zu machen. Es waren die Gedanken des Engländers Jeremias Bentham, welche, durch tausend Kanäle nach dem Kontinent hinübergeleitet, den Agitatoren des Jahres 1848, selbst noch der sogenannten Fortschrittspartei der heutigen Tage, das Rüstzeug und die Schlagwörter, vielfach unbewußt, lieferten, um die Massen des Volkes zu ködern. Nach Bentham, geb. 1748, ist das größte Glück der größten Zahl von Menschen der Maßstab für Recht und Unrecht. Dies Glück aber setzt er nur in die einfachsten Ziele des einzelnen Menschen. Er ahnt nicht, daß das wahre Glück gar nicht im Erreichen des Gewünschten, sondern nur im Streben nach Vervollkommnung, in der Unterordnung unter ein Ideal liegt. Denn von Allem, was über dem Menschen steht, sieht er durchaus ab. Der Staat hat nach ihm lediglich die Aufgabe, Sicherheit, Unterhalt, Ueberfluß und Gleichheit zu schaffen; die Pflicht der Unterthanen geht nicht weiter als ihr Interesse; sie haben nur so lange zu gehorchen, als die voraussichtlichen schlimmen Folgen des Gehorsams geringer sind als die voraussichtlichen schlimmen Folgen des Widerstandes. So führt ihn sein Nützlichkeitsgrundsatz zu einer anarchischen Demokratie: diese verlangt er als Staatsform und steht nicht an, wenn sie auf friedlichem Wege nicht zu erreichen sei, die Revolution zu empfehlen. Einen König hält er für

nutzlos; in den Regierenden sieht er die natürlichen Feinde des Volkes, durch welche die Masse des Talentes, der Tüchtigkeit, der Nützlichkeit unterdrückt wird. Das Gewissen gilt ihm nur für anerzogen, der Genuß an Musik und Poesie ist ihm nichts als ein Vorurtheil.

Mit begierigem Ohr nahm der Arbeiter solcherlei Gedanken auf, wo nur immer sie ihm nahe gebracht wurden. Die Unerträglichkeit seiner Lebenslage machte ihn zu einem willigen Jünger Derer, die ihn aufriefen für ihre eigenen politischen Zwecke, die ihm schmeichelten und nicht müde wurden, die im Arbeiterstande steckende Kraft, ja Ueberlegenheit in grellen Farben ihm vorzuführen. Wunderliche Verquickung: bei den Führern sind die Ziele politischer Art, sie wollen Antheil gewinnen an der Regierung des Staates; bei der Masse sind sie sozialer Art, sie erstrebt Befreiung aus ihrer unerträglichen Lebenslage, es sei, wodurch es sei. In dieser Verbindung nicht mit einander übereinstimmender Interessen lag aber die innere Schwäche der revolutionären Bewegung von 1848: sie mußte in sich zusammensinken, sobald den Massen zum Bewußtsein kam, daß sie für ihnen fremde Interessen gebraucht wurden. Und um so rascher erfolgte diese Erkenntniß, als es weniger das ländliche Proletariat war, auf welches die Bewegung sich stützte, als die Arbeiterbevölkerung der Städte, zumal der Großstädte, welcher eine gewisse geistige Gewecktheit und ein Verständniß für ihre eigenen Interessen inne zu wohnen pflegt.

Gleichwol gelang Anfangs die politisch-soziale Erhebung, indeß nicht so sehr durch eigene Kraft, als infolge der rathlosen Bestürzung der Bedrohten. Denn fast allenthalben wurden die Regierungen durch die Bewegung vollständig überrascht. Fürsten zumal hören und sehen selten über den Kreis ihrer Umgebung hinaus. So überschätzten sie die Kraft und Nachhaltigkeit der revolutionären Erhebung und verloren den Entschluß des Widerstandes oder besonnener Vermittlung: denn „damals“, sagte Friedrich Wilhelm IV. mit derbem Worte, „lagen wir Alle auf dem Bauche.“

Kommunismus; Sozialismus.

Die alte Zauberformel der französischen Revolution „Freiheit und Gleichheit!“ hatte längst bei dem jüngeren Geschlechte ihren Kredit verloren. Man war zu der Einsicht gelangt, daß die Freiheit in ihren Konsequenzen zur Unterdrückung der Schwachen durch die Starken führe, daß aber die Gleichheit in ihrer Konsequenz die Beschränkung der Freiheit der Starken sei. Man ahnte, daß demnach die Aufgabe des Jahrhunderts nur die sein könne, die rechte Verbindung von Freiheit und Gleichheit zu finden, die rechten Schranken herzustellen, um den Konsequenzen der einen wie der andern vorzubeugen: freilich eine Aufgabe von der allerhöchsten Bedeutung, wohl geeignet, schwärmerische Köpfe sowol wie besonnene Menschenfreunde auf das Ernstlichste zu beschäftigen.

Graf St. Simon; A. Comte. „Mein ganzes Leben“, sagte Graf St. Simon auf seinem Sterbebette, „faßt sich in einem einzigen Gedanken zusammen; dieser Gedanke ist: Jedem die freieste Entwicklung seiner Thätigkeiten zu sichern.“ Aber, muß man fragen, hatte er den Weg zu diesem Ziele gefunden? Er hatte einen „Organisationsplan“ entworfen, in welchem er den Staat anrief, um die Arbeit, die Produktion zu organisiren; dazu hielt er keineswegs eine Revolution für nothwendig; das legitime Königthum sollte das große Werk in die Hand nehmen. Drei Kammern für „Erfindung, Prüfung und Ausführung“ sollten diesem dabei zur Seite stehen. Aber er faßte diese Reform, an die großen Ideen des Christenthums anknüpfend, als eine Art neuer Religion, welche jedoch nicht die Verbesserung des Menschenloses in die andere Welt verlege, sondern schon hienieden die Glückseligkeit aller Menschen zu verwirklichen strebe. Der Weltverbesserer blieb unbeachtet und starb 1825 fast in Dunkelheit. Aber nach seinem Tode hatten seine Schriften eine ganz ungeahnte Wirkung. Unzählige junge Leute sahen jetzt in ihnen die Ankündigung einer besseren Weltphase und bemächtigten sich mit hingebendem Eifer ihrer Ideen. Denn das Ungenügende der Zeitverhältnisse galt allgemein für ausgemacht.

Die Grundgedanken St. Simon's versuchte August Comte in seiner „positiven Philosophie" zu einem System auszugestalten und zu entwickeln, in welcher er lehrte, daß alle gebildeten europäischen Völker bestimmt seien, republikanische Staatsformen anzunehmen und sich zu einem Staatenbunde zu vereinigen, welcher durch einen Kongreß von Paris aus regiert werden sollte. Er anerkennt die überlegene Kraft des Proletariats; denn ihm legt er die Regierungsgewalt in die Hände, während aus den wohlhabenden Klassen die Nationalrepräsentation genommen wird, welche das Recht der Steuerbewilligung übt. Auch ihm ist die positive Philosophie eine Art Religion, deren Kultus vielfach an die Ordnungen des Katholizismus sich anlehnt, z. B. Ohrenbeichte und Priestercölibat festhält. Allein die Anhänger Comte's bildeten stets nur eine kleine Gemeinde, während der St. Simonismus eine kurze Zeit wenigstens nach der Julirevolution die allgemeine Anschauung beherrschte, bis die St. Simonisten in ihrer großen Mehrzahl sich Enfantin zuwandten.

Die Sekte der Enfantinisten. Unmittelbar nach dem Siege der Julirevolution, am 30. Juli 1830, hatte Barthelemy Enfantin, der Sohn eines Pariser Bankiers, geb. 1796, ein Manifest veröffentlicht, in welchem er die Abschaffung des Erbrechtes und die Befreiung des Weibes forderte. Damit erst trat er eigentlich an die Oeffentlichkeit. Denn die Konferenzen, welche er seit Ende 1828, unterstützt von dem St. Simonisten Bazard, gehalten, waren wenig bemerkt worden. Jetzt begannen sich zahlreiche Gläubige um ihn zu sammeln; die alten Hörsäle in der Rue Taranne und in der Rue Monsigny wurden bald zu klein; andere Lehrsäle wurden inmitten der elegantesten Stadttheile von Paris eröffnet; bald hatte jeder der zwölf Stadtbezirke einen besonderen Lehrsaal, und in einer großen Halle in der Rue Taitbout wurde jeden Sonntag Mittag öffentlicher Gottesdienst gehalten. Denn Mitte 1831 überstieg die Zahl der Anhänger der neuen Religion schon 40,000.

Es war vor Allem die priesterliche Persönlichkeit Enfantin's, welche diese Wirkung ausübte: schön von Gestalt und Antlitz, voll verhaltener innerlicher Glut, und selbst im heftigsten Kampfe von imponirender Würde. Die Gedanken, welche er verkündete, waren in ihrem inneren Gehalte St. Simonistisch. Vom Staate sah er ganz ab: die Neugestaltung der Gesellschaft war ihm die Hauptsache. Die verschiedenen Arbeitsgattungen sollten alle unter demselben Oberbefehl auf einen gemeinsamen Zweck hinarbeiten; die Vertheilung des Erarbeiteten aber sollte durch die Regierung erfolgen. Das Erbrecht sollte allmählich ganz abgeschafft werden. Ueberhaupt müßten alle gesellschaftlichen Einrichtungen die möglichst schnelle Verbesserung der Lage der zahlreichsten und ärmsten Klasse des Volkes zum Zwecke haben.

Aber in der Frage von der Gestaltung der Familie ging Enfantin über St. Simon hinaus. Diesem war das Gesetz der Ehe heilig geblieben, nur daß er die Gleichberechtigung des Weibes verlangt hatte; Enfantin aber schlug eine doppelte Art von Ehe vor: eine dauernde Ehe für die tief angelegten Naturen, eine wechselnde für die unsteten. Denn die gesellschaftlichen Einrichtungen müßten sich der Natur des Menschen anpassen, nicht umgekehrt. Ueber diesen Grundsatz kam es zu heftigen Zerwürfnissen, infolge deren sich Bazard, Pierre Leroux und andere hervorragende Häupter aus der „Familie" Enfantin's zurückzogen. Dazu kam, daß der Versuch, durch gemeinsame Arbeit Gewinn zu erzielen, obwol 4000 Mitglieder vom Arbeiterstande in den Werkstätten für Rechnung der Gemeinde thätig waren, fehlschlug. Rasch verlief sich jetzt die eben noch nach Zehntausenden zählende Gemeinde. Enfantin zog sich mit 40 „Brüdern" auf ein Landgut bei Menilmontant zurück, wo sie in der kleidsamen Ordenstracht, mit langem Haar und Bart, in gemeinsamen ländlichen Arbeiten und regelmäßigen Andachtsübungen ihre Tage zubrachten. Eine Anklage, die öffentliche Moral verletzt zu haben, brachte 1832 die ganze Gemeinde vor die Assisen. Die Familie mußte sich auflösen; die Zeit ihrer öffentlichen Wirksamkeit war vorüber.

Kommunistische Phantasien. Dennoch war einmal die soziale Frage aufgeworfen; und sie blieb der Tummelplatz für die Jugend, der eine Betheiligung an dem politischen Leben versagt war. Daher kam es, daß die Vorträge, welche Karl Fourier über die Herstellung

der sozialen Harmonie hielt, ziemlichen Zulauf fanden. Er war ein alter Sonderling, geb. 1772, der in einem Handlungshause als Buchhalter arbeitete. Sein System ging davon aus, daß alle Leidenschaften gut seien; zwischen ihnen und den Naturgegenständen bestehe, wie denn überhaupt Erde und Menschheit sich entsprächen, eine Anziehungskraft. Es müßten also die Arten der Thätigkeit nach Maßgabe der Neigungen geregelt werden; dann werde das Uebel aus der Welt verschwinden. Dieser Zweck werde erreicht werden, wenn an die Stelle der Gemeinde und der Familienwirthschaft der Großhaushalt der Phalanx und an die Stelle der zerstreuten Wohnungen das Phalansterium als zusammenhängende Großwohnung der Phalanx trete. In der Phalanx, welche Fourier aus je 1800 Menschen verschiedenen Alters und Geschlechts zusammensetzt, müsse die Familie fortbestehen, jedoch gemildert durch Vielmännerei und Vielweiberei; eine Obrigkeit gebe es nicht, nur eine Verwaltung, welche einen Jeden nach dem Werthe seiner Arbeit, seinem Talente und dem eingebrachten Kapital belohne. Wirklich kam es zu dem Versuche, in Rambouillet ein Phalansterium ins Leben zu rufen; doch mißlang er ebenso wie andere, welche nach Fourier's Tode (1837) einige seiner Anhänger in Frankreich, in Algier, in Brasilien und Nordamerika unternahmen.



Peter Proudhon.

Einen Einfluß auf die Anschauung der Masse des Volkes hat Fourier nicht gehabt. Nur eine kleine Zahl von Anhängern hielt an ihm fest. Aber die Forderung nach sozialer Reform, Organisation der Arbeit, Schutz der Arbeit gegen das Kapital verschwindet nicht mehr. Eine festere Gestalt gewinnen diese Forderungen jedoch erst etwa seit dem Jahre 1840. In diesem Jahre erschien Stephan Cabet's „Reise nach Ikarien“. Dies kommunistische Idyll schildert das Schlaraffenland Ikarien in lockendsten Farben. Es bietet neben Ueberfluß an materiellen Gütern alle Erfordernisse sittlichen Wohlergehens, alle Bedingungen höchster Geistesbildung, kurz alle feinen und edlen Lebensgenüsse dar: und alles Dies lediglich als Wirkungen der in Ikarien herrschenden vollkommenen Gütergemeinschaft. Das vielgelesene Buch drang in die zahlreichen Schichten der Arbeiter ein und machte ihnen die Leiden und Entbehrungen, unter denen sie seufzten, erst recht empfindlich; dabei hütete es sich wol, den Lebensgewohnheiten und Vorurtheilen der Menge vor den Kopf zu stoßen. Freilich zog Cabet sich dadurch den Vorwurf der Inkonsequenz zu; aber die Wirkung seines Idylls, unterstützt durch das von ihm herausgegebene radikale Sonntagsblatt „Le Populaire“, war um so bedeutender. Manche ikarische Einrichtungen, wie allgemeines Stimmrecht und Nationalwerkstätten, blieben unvergessen, auch daß das Glück Ikariens aus einer Revolution hervorgeht.

Louis Blanc's Organisation der Arbeit. Und doch war eigentlich Cabet schon überholt. Im Jahre 1839 hatte Louis Blanc, ein noch sehr jugendlicher Schriftsteller, seine kleine Schrift über „die Organisation der Arbeit“ veröffentlicht. Zu einer Zeit, wo das

Elend die wachsende Verbitterung der Arbeiterbevölkerung immer höher steigerte, wo durch die wachsende Beweglichkeit des Kapitals und dreiste Spekulation Vermögen über Nacht entstanden und mit prahlerischem Luxus sich breit machten, mußte Louis Blanc's scharfe Kritik der gesellschaftlichen Zustände begierige Leser finden: ihm ist an der ungerechten Vertheilung der Glücksgüter lediglich die Regierung schuld; allenthalben sieht er die Anzeichen der tiefen Erkrankung der Gesellschaft, welche das Werk der Schöpfung, namentlich den Menschen, durch widernatürliche Einrichtung schände und verderbe. Dagegen bedürfe es außerordentlicher Heilmittel: er schlägt „die Errichtung von gesellschaftlichen Werkstätten für die wichtigsten Zweige der Nationalindustrie" vor. An das bestehende Eigenthumsrecht rührt er nicht.

Die Wirkung der kleinen Schrift war außerordentlich. Nicht nur bei den Arbeitern und der Jugend fand sie Anklang; auch in der Kammer gab die äußerste Linke ihm recht und bekannte als oberste Pflicht des Staates, allen arbeitsfähigen Menschen Arbeit zu verschaffen. Tausende von Arbeitern brachten dem berühmten Naturforscher Arago ihren Dank dafür dar, daß er zuerst in der Kammer die Organisation der Arbeit zur Sprache gebracht, die Sache der Armen vertheidigt hätte. Es war verhüllter Kommunismus, den Louis Blanc verkündete. Aber gerade die friedliche Lösung der sozialen Frage, die er zu bieten schien, hatte etwas Einnehmendes, nachdem eben — im Mai 1839 — der von Blanqui, Barbès und anderen Sozialisten unternommene Versuch, die gesellschaftliche Ordnung gewaltsam umzustürzen, völlig mißlungen war.

„Eigenthum ist Diebstahl". Die innere Haltlosigkeit aber aller sozialistischen und kommunistischen Systeme und Weltverbesserungsvorschläge mit handgreiflicher Klarheit nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst Peter Proudhon's. Als Sohn eines armen Böttchers 1809 in Besançon geboren, war er Buchdrucker geworden, hatte aber durch eigene Studien, später durch ein Stipendium der Akademie von Besançon unterstützt, sich eine Geistesbildung erworben, welche durch ihren Umfang ebenso sehr wie durch ihre Tiefe in Erstaunen setzt; zumal die Hegel'sche Philosophie hatte er sich gründlich zu eigen gemacht. 1840 trat er mit einer Denkschrift auf: „Was ist Eigenthum?" Eine Frage, die er selbst beantwortete: „Eigenthum ist Diebstahl." Er nannte diese Begriffsbestimmung „das bedeutungsvollste Ereigniß der Regierung Louis Philipp's"; denn er erwartete davon eine völlige Umwälzung. Jedenfalls hat sie, wenn auch äußerlich oft wenig merkbar, auf die Anschauung der ganzen folgenden Generation sehr wesentlich eingewirkt.

Aber die Stärke Proudhon's lag nur in der Kritik. In dieser seiner ersten sozialistischen Schrift wie in den folgenden führt er siegreichen Krieg gegen die Lehren eines St. Simon so gut wie gegen diejenigen eines Fourier oder Louis Blanc; die Unbrauchbarkeit aller bisherigen Systeme sozialer Reform erweist er mit Handgreiflichkeit, indeß was er selbst dagegen aufstellt, ist nicht viel weniger anfechtbar. Ihm ist der einzige Werthmesser der Arbeit die Zeit; Bescheinigung von geleisteten Arbeitsstunden ersetzt ihm das Geld: dadurch will er die ganze bisherige Ordnung der Dinge mit Ausnahme der Ehe und Familie beseitigen. Seine Lehre gipfelt darin, daß er Besitz, Gleichheit und das Aufhören jeder Staatsgewalt („Anarchie") an die Stelle des Eigenthums, der Proportionalität und der Souveränetät setzt. Für die große Menge war dies unverständlich; es ist auch keine seiner Schriften in die Kreise der Arbeiter gedrungen. Nur das eine Wort faßte die Menge mit Leichtigkeit auf und legte es sich nach Gefallen zurecht: Eigenthum ist Diebstahl. Und gerade durch dieses ist Proudhon, sehr gegen seinen Willen, ein wirksamer Beförderer der kommunistischen Ideen geworden, die er doch in seinen Schriften mit den schneidigsten Waffen bekämpft.

So haben die Lehren des Kommunismus und Sozialismus, durch Flugblätter und Winkelschriftsteller bis in die letzten Arbeiterschichten verbreitet, die Verbitterung der Proletarier geschürt und ihr eine gewisse Richtung gegeben: wie es in der Revolution zu Tage getreten ist. Denn im Wesentlichen war die revolutionäre Bewegung von 1848 sozialer Art; so weit sie politisch war, man darf es sagen, war sie künstlich gemacht.



Reformbanket. Zeichnung von F. Lix.

Die Februarrevolution.

Seit 17 Jahren hatte König Louis Philipp dem Ministerium, den Kammern, dem Lande gegenüber stets seinen Willen durchgesetzt: das gab ihm eine unerschütterliche Zuversicht zu seiner Staatskunst. Zehn Mordanschlägen war er, ohne auch nur verletzt zu werden, entgangen: das erhöhte das Gefühl seiner persönlichen Bedeutung in ihm. Und auch das Greisenalter, so schien es, machte ihn immer noch eigenwilliger und unnachgiebiger. So stand der vierundsiebzigjährige König einsam da, selbst in seiner Familie. Wer ihm zu widersprechen wagte, wurde aus seiner Nähe entfernt; wer ihm nicht bereitwillig zustimmte, wie seine sehr liberal gesinnte Schwiegertochter Helene von Orleans, wurde mit Mißtrauen betrachtet. Guizot opponirte ihm nur, um sich sofort bekehren zu lassen. Seit Jahren las der König keine französischen Zeitungen mehr: von dem Anwachsen der sozialen Bewegung in Frankreich, von dem oppositionellen Geiste, welcher auch die Nationalgarde ergriff, hatte er keine Ahnung, und die Bestrebungen der Kammeropposition behandelte er mit Nichtachtung. Selbst Guizot konnte nicht umhin, zu einem der fremden Gesandten einmal vertraulich zu äußern: „Der Grundcharakter des Königs ist äußerste Eitelkeit, ein unbegrenzter Hochmuth."

Unzufriedenheit und Mißbehagen. Jahre lang hatte die Kammeropposition dem Ministerium Guizot die Abhängigkeit der französischen Politik von England zum Vorwurfe gemacht. Am 10. Oktober 1846 vermählte sich trotz des Protestes Englands der jüngste Sohn Louis Philipp's, der Herzog von Montpensier, mit der Infantin Luisa, der Schwester Isabella's von Spanien: Louis Philipp hatte dem Widerspruche Lord Palmerston's getrotzt, um seinem Hause die Aussicht auf den spanischen Thron zu eröffnen. Jetzt richtete sich die Opposition gegen die spanische Heirath: Thiers griff in einer dreistündigen Rede das Ministerium mit Schärfe an, freilich ohne denjenigen Effekt zu erreichen, den er beabsichtigte; das Volk nahm wenig Antheil an der Frage. Viel größer wurde jedoch die allgemeine Achtsamkeit, als die Opposition das Ministerium wegen der in fast allen Verwaltungszweigen vorgekommenen Unterschleife und wegen der Korruption der Beamten angriff: Emil de Girardin, der Redakteur der „Presse", deckte auf der Tribüne wie in seiner Zeitung eine Reihe skandalöser Fälle von Bestechung und Mißbrauch der Amtsgewalt auf, ohne daß der Minister etwas darauf erwiederte. Die Aufregung darüber war außerordentlich: die Regierung erschien nicht nur schuldig, sondern auch schuldbewußt. Also hatte Louis Blanc recht, dessen „Geschichte der zehn Jahre 1830—40" eben deswegen eine so günstige Aufnahme gefunden hatte, weil sie von Haß und Verachtung gegen die Regierung Louis Philipp's überfloß.

Was war diese erbärmliche Gegenwart gegen die große Vergangenheit, gegen die Zeit des Konsulats, welche damals mit breiter Ruhmredigkeit **Thiers** zu schildern begonnen hatte, gegen die Zeit der Revolution, welche **Lamartine** in seiner Geschichte der Girondisten wie ein glorreiches Epos, großartig in Haß wie in Hingebung, den Franzosen vorführte! Mit Begeisterung für ihre Helden, mit dem stürmischen Drange, es ihnen gleich zu thun erfüllte das Buch, in zahllosen billigen Ausgaben bis in die untersten Schichten des Volkes verbreitet, die Herzen des französischen Volkes.

Und die Zeit ließ sich an, als sollte die große Revolution wiederkehren. Die Mißernte des Jahres 1846 brachte über die Landbevölkerung furchtbare Entbehrungen, zu deren Linderung die Regierung nicht das Geringste that. Das hungernde Volk plünderte die Kornlager und Bäckerläden; mehrere Gutsbesitzer wurden ermordet; scharenweis zog die aufgeregte Menge von Dorf zu Dorf. Ueberschwemmungen kamen dazu und zahlreiche Bankrotte, um die Noth zu steigern. Das ganze mittlere Frankreich stand in Aufruhr. Ein Gefühl des Mißbehagens drang bis in die höchsten Stände hinauf wie eine Ahnung kommenden Sturmes. „Frankreich bedarf einer Aufrüttelung“, schrieb die Herzogin von Orleans einer vertrauten Freundin, und auch ihr Schwager Joinville fand die Lage „sehr ernst“ und fing an, „ernstlich besorgt zu werden“.

Die Steigerung der Spannung. Das Ziel der Kammeropposition war der Sturz des Ministeriums Guizot; das Mittel dazu sollte sein, die Majorität in der Kammer zu erlangen. Zu dem Zwecke richtete sie ihr Bestreben in erster Linie auf Wahlreform: sie verlangte die Ausdehnung des Wahlrechts auf die Studirten und die Herabsetzung des Wahlcensus. Dafür galt es die Stimmung des Landes zu gewinnen. Es blieb daher, als 1847 die Kammer auseinanderging, in Paris ein „Wahlausschuß“ zusammen, welcher aus den Mitgliedern aller Schattirungen der Opposition gebildet war. Auf die Veranlassung desselben wurden nun Reformbankete sowol in Paris wie in den Provinzialstädten veranstaltet, bei welchen durch Reden die allgemeine Stimmung bearbeitet wurde. Im Ganzen waren es etwa 70 Bankete, welche während des Jahres 1847 abgehalten wurden. Dadurch wurde die Erregung der Gemüther wach gehalten und geschürt. Indeß gerade die Häupter der Parteien, auch Lamartine, hielten sich von dieser Agitation zurück: sie erschien ihnen als ein gefährliches Spiel, während gerade die Regierung sie für so unbedeutend hielt, daß es den Provinzialbehörden überlassen blieb, sie zu erlauben oder zu verbieten.

Es erwies sich auch bald die Unfruchtbarkeit der ganzen Banketbewegung: gegen Ende des Jahres trat die neugewählte Kammer zusammen, in welcher die Majorität doch wieder auf Seiten der Ministeriellen war. Dennoch hielt es der König für nothwendig, die Reformagitation mit scharfem Worte zu verurtheilen. Er sprach in der Thronrede, mit welcher er am 28. Dezember 1847 die neue Kammer eröffnete, von „der Aufregung, welche durch feindselige und blinde Leidenschaften unterhalten würde.“ Das war eine beleidigende Anklage der ganzen Reformpartei: einen Moment dachte sie daran, ihre Mandate niederzulegen; doch war schließlich Girardin der Einzige, welcher wirklich deswegen aus der Kammer austrat. Um so heftiger aber mußte der Kampf werden, welcher sich bei der Berathung über die Antwortsadresse zwischen der Opposition und dem Ministerium erhob.

„Ich werde nie die Hand zu einer Reform bieten“, hatte der König schon vor dem Zusammentritt der Kammer gesagt. Man drang jetzt in ihn, zur Beschwichtigung der aufgeregten Gemüther einzulenken. Aber die Deputation des Pariser Gemeinderathes, welcher ihm die Nothwendigkeit der Reform darlegen wollte, ließ er gar nicht vor sich. Dem Seine-Präfekten antwortete er: „Mein lieber Präfekt, davon verstehen Sie nichts!“ Und als der General Sebastiani ihm die Besorgnisse, welche die Prinzessin Adelaide auf ihrem Sterbelager — sie war am 1. Januar 1848 gestorben — ihm ausgesprochen hatte, mittheilen wollte, erwiederte der König seinem langjährigen Vertrauten kurz: „Man sieht es wohl, Sie werden alt, Marschall!“ Freilich dem Scheine nach behielt er recht: die Majorität der Kammer nahm am 12. Februar 1848 mit 222 Stimmen — die Opposition enthielt sich der Abstimmung — die Adresse in der Form an, welche Guizot wünschte.

Die Aufregung der Hauptstadt war unverkennbar. Mehreren Professoren des College de France, wie Michelet und Quinet, wurde die Fortsetzung ihrer Vorlesungen verboten. Die Studenten unterzeichneten Proteste und brachten den Redaktionen des republikanischen „National" und der sozialdemokratischen „Reforme" Huldigungen dar. Die Nationalgarde machte aus ihrer Verstimmung kein Hehl. Die geheimen Gesellschaften begannen sich wieder zu regen. Allabendlich sah man Arbeiterhaufen unter dem Gesange des Girondistenliedes: „Laßt uns sterben für das Vaterland!" über die Boulevards ziehen. Den Fremden wurde es unheimlich in der großen Stadt; wer konnte, reiste ab. Es war klar, daß bei dieser Spannung der Gemüther der geringste Tumult zu einem allgemeinen Ausbruche führen konnte.

Die Revolutionsarmee. Dennoch glaubte die Regierung Alles für die Ruhe und Ordnung gethan zu haben, als sie einige Regimenter nach Paris beorderte. Denn der König dachte höchstens an eine Erhebung der Republikaner, von denen er schon so viele hatte scheitern sehen. Und wirklich war die Zahl der Republikaner in Paris nichts weniger als furchterweckend: man konnte ihrer nicht mehr als 4000 rechnen. Das waren die etwa 1000 Pariser Abonnenten des „National" und der „Reforme", ebenso viel Mitglieder der beiden Geheimbünde, Gesellschaft der Jahreszeiten und Dissidentische Gesellschaft, ungefähr 1500 polnische, italienische und spanische Flüchtlinge, von denen zu erwarten war, daß sie auf den ersten Flintenschuß sich um das Banner der Insurrektion scharen würden, und etwa 500 bis 600 alte Verschwörer, welche bereit waren, an jedem Tumult sich ohne Weiteres zu betheiligen. Allein diese 4000 bildeten gewissermaßen nur den Generalstab der Insurrektion und das erste Treffen. Hinter ihnen stand die ungeheure Masse Derjenigen, welche ohne alle politischen Ziele aus Noth, wilder Zerstörungssucht oder Haß gegen die Besitzenden bereit standen, sich in den Kampf, wenn er einmal begonnen war, mit Leidenschaft zu stürzen.

Paris zählte damals 1,050,000 Einwohner. Es war die Folge der Revolution, welche die Bande der Religion und Moral zerrissen hatte, daß das Verhältniß der ehelichen zu den außerehelichen Geburten auf 158 : 100 sich gestellt hatte. Im Jahre 1848 gab es daher in Paris gegen 400,000 Menschen, welche, außerehelich geboren, in einem Findelhause erzogen waren. Das Findelkind wird, wenn es heranwächst, Gassenjunge, und der Pariser Gassenjunge entwickelt sich im Fortschritt der Jahre zu einem Schrecken für jede Civilisation. Er besitzt die Anfangsgründe einer Erziehung, nämlich gerade so viel, daß er die schlechteste Literatur lesen kann, d. h. so viel, daß er die Versuchung in jeder Gestalt in sich aufnehmen kann, ohne fähig gemacht zu sein, sie zu bekämpfen. Seine Eltern sind ihm unbekannt; ebenso unbekannt sind später ihm seine Kinder, denn sie werden ebenfalls ins Findelhaus gethan, wie es mit ihrem Vater geschehen war. Ihm gesellt sich ein Weib ähnlichen Ursprunges und Charakters: von Familie und Häuslichkeit ist bei ihm nicht die Rede. Er hat nichts, was er sein eigen nennt, als ein paar kräftige Arme, um Barrikaden zu bauen, und ein furchtloses Herz, das jeden Augenblick bereit ist, das Glücksspiel des Todes oder des Vergnügens zu wagen. Von der Art gab es also damals etwa 80,000 Männer in Paris, welche, ohne politische Ideen im Kopfe, unfähig waren, den in ihnen angefachten Leidenschaften zu widerstehen, ein Pöbel schlimmster Art, überdies untermischt mit dem Bodensatze der Bagnos und Kerker, jeder Hetzerei zugänglich.

Und gegen diese Armee hatte die Regierung 15,000 Mann Linie und 2800 Munizipalgardisten (Polizeisoldaten) aufgeboten! Auf die Nationalgarde, welche meist aus Krämern und Handwerkern bestand, konnte sie nicht mehr rechnen: diese hatte schon am 18. Februar, als sie die Wachen in den Tuilerien bezog, durch den Ruf: „Es lebe die Reform!" deutlich ihre Sympathie für die Opposition ausgesprochen.

Die Entlassung Guizot's. Die Mitglieder der Kammeropposition versammelten sich nach dem Schluß der Adreßdebatte, in der sie unterlegen waren, in dem Hotel Marmiton, um zu berathen, was nun zu thun sei. Man kam überein, durch eine großartige Demonstration der Regierung zu zeigen, daß das Volk auf Seiten der Opposition stände. Eine Kommission wurde bestellt, um zu diesem Zwecke ein Festbanket in den elysäischen Feldern in Scene zu setzen. An 1500 Einladungen ergingen zu demselben, und die Nationalgarde wurde aufgefordert,

Spalier für den Festzug der Geladenen von der Madeleine-Kirche nach den elysäischen Feldern zu bilden. Indessen Graf Dechamps, der Minister des Innern, sah in der Aufbietung der Nationalgarde eine Ungesetzlichkeit und verbot deswegen das auf den 22. Februar angesetzte Banket am Abend des 20. Infolge dessen faßte die Opposition den Beschluß, sich an dem Bankete nicht zu betheiligen: nur Lamartine erklärte jetzt, daß er gehen würde, und wenn er der Einzige wäre. Auch die Republikaner kamen auf den Antrag Louis Blanc's und Ledru-Rollin's dahin überein, einer Kundgebung sich zu enthalten. Die geheimen Gesellschaften jedoch beschlossen am Abend des 21. Februar, die Gelegenheit zu benutzen, um etwas gegen das Königthum zu unternehmen.

Zu Tausenden sammelte sich am Dienstagmorgen — den 22. Februar — die unruhige Menge vor der Madeleine-Kirche, dazwischen viele Bürger in ihrer Nationalgardistenuniform. Studenten stimmten die Marseillaise an. „Es lebe die Reform!" ertönte es immer wieder von Neuem. „Nieder mit Guizot!" antworteten andere Haufen und zogen vor das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, um Guizot die Fenster einzuwerfen. Die Munizipalgarde schritt ein: die Menge vertheilte sich; große Haufen zogen nach dem Palais Bourbon, wo die Kammer ihre Sitzungen hielt, andere in die elysäischen Felder. Hier und da kam es zu Raufereien mit der Polizei. Um die Tuilerien sammelten sich bedeutende Truppenmassen; auf den Boulevards wurden Kanonen aufgefahren; aber im Südosten der Stadt, in allen Nebenstraßen der Rue St. Antoine, erhob sich am Abend Barrikade um Barrikade. In unruhiger Erwartung verging die Nacht.

Trübe zog der Mittwochmorgen herauf; es war windig und kalt; vom Himmel rieselte ein feiner, durchdringender Regen herab. Ein Theil der Nationalgarde wurde jetzt aufgeboten; aber sie begnügte sich damit, einem Zusammenstoß der Truppen mit den Barrikadenbauern vorzubeugen und Petitionen zu unterzeichnen, in welchen mit ungestümen Worten die Entlassung Guizot's verlangt wurde. Die Abgeordneten der Linken, Marie und Cremieux, ein jüdischer Advokat, überbrachten die Bittschriften der Kammer, und der General Jacqueminot, der Kommandant der Nationalgarde, trug ihre Wünsche dem Könige selber vor. Louis Philipp schwankte; die Königin drang in ihn, nachzugeben und Guizot zu entlassen. Er dachte daran, selbst abzudanken; endlich fragte er Guizot um Rath. Der Minister schlug vor, zur Beschwichtigung der allgemeinen Aufregung den Grafen Molé zu berufen, und kehrte dann, als der König dem zustimmte, in die Kammer zurück, um dieser persönlich seine Entlassung anzuzeigen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht in der Stadt. Mit lauter Freude wird sie allenthalben begrüßt. Jubelnde Nationalgardisten durchziehen die Straßen mit dem Rufe: „Es lebe der König! Es lebe die Reform!" In hellem Lichterglanz erstrahlen am Abend die Fenster, und eine fröhliche Menge drängt sich auf den Boulevards.

Die Entfachung der Revolution. Da — es mochte gegen 9 Uhr sein — kommt eine Schar von Arbeitern mit Fackeln und Papierlaternen in den Händen, die Marseillaise singend, die Boulevards in militärischer Ordnung herabmarschirt. Ein Offizier der Nationalgarde führt sie an, dem ein großer, starkschultriger Kerl mit fliegenden Haaren eine rothe Fahne voranträgt. Sie wollen, sagen sie, Guizot eine Katzenmusik bringen. Aber vor dem Redaktionsbureau des National machen sie mit Hochrufen halt. „Bürger", ruft ihnen Armand Marrast, der Redakteur, zu, „wir haben einen schönen Tag gehabt; verderben wir ihn nicht!" Im Marschtakte nach Lichtern („des lampions!") rufend, wo etwa ein Haus dunkel geblieben war, ziehen sie weiter. Eine zweite wohlbewaffnete Schar, die von dem Bureau der Reforme ausgesandt war, vereinigt sich bei der Rue de la Paix mit ihnen. So etwa 1000 Mann stark, gelangen sie zu dem auswärtigen Ministerium am Boulevard des Capucines. Hier sperrt ihnen ein Bataillon Linie den Weg. Sie verlangen freien Durchzug. Der Oberst der Truppen reitet vor und erklärt ihnen, daß er seinen Befehlen nicht zuwider handeln dürfe. Unter Schimpfworten erhebt ein Kerl in der ersten Reihe seine Fackel und versucht dem Offizier den Schnurrbart anzusengen. Ruhig wehrt ihn der Oberst ab, allein ein neben ihm stehender Korporal legt auf den frechen Fackelträger das Gewehr an; jedoch der Hauptmann schlägt es

ihm sofort in die Höhe. Immer wieder versucht der Arbeiter, seine lodernde Fackel dem Obersten ins Gesicht zu stoßen; immer wieder weist ihn dieser zurück. Endlich beim vierten Male giebt er den Befehl, das Bajonnet zu fällen. In diesem Augenblicke aber drückt der heißblütige Korporal — es war ein Korse — ab, und der Fackelträger liegt in seinem Blute auf der Erde. Da giebt die ganze Compagnie der Soldaten eine Salve ab hinein in den dichten Haufen, so daß 82 Menschen aus der Menge getroffen zu Boden stürzen.

Ein Bote bringt die Nachricht sofort nach dem Bureau der Reforme, wo die Häupter der Bewegung versammelt sind, um abzuwarten, was aus dem Zusammenstoße vor dem Ministerium des Aeußern werden würde. Alles war vorbedacht. Sechzehn blutige Leichen werden auf einen großen Karren geladen, an jeder Ecke eine Fackel aufgesteckt, und langsam setzt sich der Zug über die noch hell erleuchteten Boulevards unter dem Rufe: „Man mordet unsere Brüder! Verrath! Rache!" in Bewegung nach den Arbeitervierteln, von woher er gekommen war. Hin und wieder hält der Zug an, ein Mensch, der auf dem Karren steht, hebt die blutigen Leichen empor und zeigt dem gaffenden Volke die Wunden, mit seiner Fackel sie beleuchtend. Vor dem Bureau der Reforme in der Rue Jean-Jacques-Rousseau ruft Flocon, der Redakteur, ihm zu: „Gerechtigkeit wird geübt werden!" wie schon vor dem Bureau des National Garnier-Pagès Rache versprochen hatte. Die Sturmglocken werden gezogen, die Bäume der Boulevards umgehauen, das Straßenpflaster aufgerissen, Barrikaden aufgethürmt, Waffenläden geplündert. Wilde Erbitterung bemächtigt sich der Menge: die Revolution ist da.



Marschall Bugeaud.

Erfolge der revolutionären Bewegung. Unterdessen hatte Graf Molé dem Könige berichten müssen, daß seine Versuche, ein Kabinet zu bilden, erfolglos geblieben wären; er rieth auf das Dringendste, mit dieser Aufgabe Thiers, den Hauptführer der Opposition zu betrauen, das Kommando über die Truppen aber dem alten Marschall Bugeaud zu übergeben. Der Wahl Bugeaud's stimmte der König nach einigem Zögern zu, aber von dem unbequemen Thiers wollte er nichts wissen. Endlich völlig rathlos, entschloß er sich doch dazu.

Es war 2 Uhr Nachts, als Thiers zu dem Könige gerufen wurde. Die Unterredung dauerte lange; denn nur nach hartnäckigem Widerstreben ging Louis Philipp auf die Gedanken seines neuen Premierministers ein, welcher, um das Volk zu beruhigen, die sofortige Gewährung der Wahlreform verlangte. Leicht dagegen war die Verständigung mit Bugeaud, der beim ersten Morgengrauen daran ging, die Revolution mit Nachdruck niederzuwerfen, und drei starke Kolonnen nach dem Bastilleplatz, dem Stadthause und dem Pantheon sandte. Indessen dies war nicht die Meinung der neuen liberalen Minister: sie glaubten durch die Ankündigung der Wahlreform die Revolution friedlich beschwören zu können und bestimmten den König zu dem

Befehle an Bugeaud, die Truppen zurückzuziehen und um die Tuilerien zu konzentriren. Dieser Befehl demoralisirte die Truppen vollständig; ganze Compagnien hoben die Gewehrkolben in die Luft und gingen Arm in Arm mit Blusenmännern zurück, indem sie ihre Munition den Gassenjungen überließen.

Bugeaud mußte das Kommando über die Nationalgarde wenigstens an den populären General Lamoricière abgeben; und dieser machte sich nun mit dem neuen Minister des Innern Odilon Barrot zugleich auf, um persönlich die Revolution zu beschwichtigen. Aber sie begegneten nur dem verächtlichen Lachen der Barrikadenmänner; Lamoricière wurde sogar durch einen Stich verwundet und konnte nur mit Mühe durch einige Nationalgardisten der Gefahr, erschossen zu werden, entrissen werden. Sofort drängte die Menge nach; Vormittags um 10 Uhr hatte sie das Stadthaus besetzt. Nur vor dem Chateau d'Eau, dem Palais Royal gegenüber, traf sie noch auf Widerstand: hier allein kam es zu einem ernsthafteren Gefechte, das den heranflutenden Strom eine Stunde lang aufhielt und dadurch die königliche Familie rettete.

Die Abdankung Louis Philipp's. Die ungeheure Aufregung der letzten Stunden hatte den greisen König überwältigt; seine Willenskraft war gebrochen: gestern noch hartnäckig und eigenwillig, wie immer, folgte er heute willenlos den widersprechendsten Rathschlägen. Thiers' Meinung war, und Bugeaud stimmte ihm zu, Paris aufzugeben und in St. Cloud die nöthigen Truppen zu sammeln, um es dann mit Nachdruck zurückzuerobern. Aber die Königin drängte ihren Gemahl, sich selbst an die Spitze der Truppen zu stellen. Louis Philipp erhob sich von dem Frühstückstische, an dem er mit seiner Familie saß, und stieg von seinen beiden Söhnen, den Herzögen von Nemours und Montpensier begleitet, zu Pferde. Die Truppen auf dem Tuilerienhofe begrüßten ihn mit sympathischen Zurufen; als er aber durch das Gitter ritt, welches den Schloßhof von dem Carrousselplatze trennte, empfing ihn die hier aufgestellte Nationalgarde von allen Seiten mit dem Rufe: „Es lebe die Reform!" „Sie ist zugestanden!" antwortete der König, „sie ist zugestanden!" Aber enttäuscht und entmuthigt kehrte er in die Tuilerien zurück.

Da fallen auch schon Schüsse aus den Häusern am Carrousselplatze auf die Truppen, die mit einer Salve gegen die von den Revolutionsmännern besetzten Fenster antworten, während die Nationalgarde auf dem Platze mit den andrängenden Blusenmännern zu fraternisiren beginnt. In den Volkshaufen erhebt sich ein Geschrei nach Abdankung des Königs. Unschlüssig hört Louis Philipp die Rathschläge seiner neu ernannten Minister: als Isaac Cremieux, ein Abgeordneter der Linken, in das Zimmer hereinstürzt und den König versichert, daß die Revolution noch beschwichtigt werden könne, wenn er nur Barrot an Stelle von Thiers an die Spitze des Kabinetes stellen und den Marschall Gerard an Stelle von Bugeaud mit dem Oberbefehl über die Truppen betrauen wolle. Der Monarch ist zu Allem bereit: Bugeaud, dem Volke als der „Schlächter der Rue Transnonain" seit langen Jahren verhaßt, wird des Kommandos in dem Augenblicke enthoben, wo er an der Spitze von zwei Bataillonen zum Angriff auf die herantobenden Volkshaufen vorgehen will. „Schade", antwortete er grimmig dem Adjutanten des Königs, „wir wären geschlagen und erdrückt worden; aber ich hätte doch wenigstens das Vergnügen gehabt, einige Tausend von der Canaille todtzuschießen. Das wurmt mich!"

Unterdessen berichten die Prinzen ihrem Vater von dem allgemeinen Verlangen des Volkes nach seiner Abdankung. Ohne Weiteres ist Louis Philipp dazu bereit. Seine ganze Familie drängt sich um ihn. „Danken Sie nicht ab, Sire", ruft ihm unter Thränen die Herzogin Helene von Orleans zu, „die Krone ist zu schwer für uns!" „Ihr verdient keinen so guten König", sagte die Königin Amalie, ihren Gemahl umarmend; dann wendet sie sich aufgeregt zu Thiers: „Das ist Ihr Werk, mein Herr; Sie haben es soweit gebracht!" Aber Montpensier drängt den König: „Im Namen Frankreichs, Sire, danken Sie ab!" „Nun gut", erwiederte der gebeugte Greis, „da Ihr es wollt, danke ich ab!" Dann wendet er sich zu Gerard: „Gehen Sie diesen Menschen entgegen, Marschall, und sagen Sie ihnen, daß ich abdanke."

Der Marschall besteigt das noch gesattelte Pferd des Königs und reitet, einen Cypressenzweig in der Hand, über den Carrousselplatz zur nächsten Barrikade am Eingange der Straße St. Thomas du Louvre. Jedoch die Blusenmänner wollen seiner Nachricht nicht recht Glauben schenken; die andrängende Volksmenge nöthigt ihn zur Rückkehr; hinter ihm schlagen die Soldaten das Gitter des Tuilerienhofes zu; er steigt vom Pferde und entkommt nur durch eine Seitenpforte dem drohenden Tumult.

Drinnen aber im Schlosse war der König wieder schwankend geworden, was er thun solle. Da tritt unangemeldet in das Zimmer Emil de Girardin, der Redakteur der „Presse“. Das Schluchzen und die Erregung verstummt, während er mit hastigen Worten, bleichen Antlitzes, dem Könige zuruft: „Danken Sie ab, Sire, sogleich: oder in einer Stunde wird es in Frankreich keinen Thron und kein Königthum mehr geben.“ Der König saß an seinem Schreibtische, nachsinnend; jetzt in verletzter Würde legte er die Feder nieder. Von dem Kampfe um das Chateau d'Eau tönten die Gewehrsalven knatternd herüber, während der Greis das Wort „abdanken“ vor sich hin sprach. In diesem Augenblicke trat Marschall Bugeaud ein. „Wie, Sire“, rief er aufgeregt, „Sie danken ab?! Dadurch wird Alles verdorben. Hören Sie die Schüsse? Um Gottes willen, danken Sie nicht ab!“ „Der Marschall hat recht“, stimmte die Königin lebhaft zu, „man macht Ihnen Furcht! Schreiben Sie nicht, Sire!“ Aber Montpensier, der jüngste Sohn, drückte mit rascher Bewegung dem Könige die Feder wieder in die Hand, zur Eile mahnend. „Ich kann's nicht schneller machen“, antwortete Louis Philipp unmuthig und schrieb mit großen Buchstaben langsam nieder: „Ich danke ab zu Gunsten meines Enkels, des Grafen von Paris. Ich wünsche, daß er glücklicher sei, als ich.“ Dann reichte er aufstehend das Blatt einem der anwesenden Deputirten, um es in die Kammer zu tragen; die Königin aber nahm es diesem aus der Hand, las es und warf es unwillig auf den Tisch. „Der König, meine Herren“, sagte sie mit Bitterkeit, „hat gethan, was Sie wollen: er ist doch besser, als Sie Alle!“ Der General Lamoricière indeß hob das Papier auf, faltete es zusammen und ging hinaus, um damit, wie er sicher glaubte, der Revolution ein Ende zu machen.

Die Flucht der königlichen Familie. Darüber war es 1 Uhr Mittags geworden (den 24. Februar). Ein tausendstimmiges Triumphgeschrei schallte vom Chateau d'Eau nach den Tuilerien herüber, düstere Rauchwolken erhoben sich und man hörte das Brausen der zahllos andrängenden Menge. Die Gefahr für die Tuilerien war unverkennbar. Louis Philipp durfte nicht säumen, das Schloß zu verlassen. Er ließ die Wagen vorfahren. Aber sofort wurde der Vorreiter und zwei Pferde niedergeschossen. Es wurde daher Befehl gegeben, daß zwei einfache Coupés ohne Wappen, die Kutscher ohne Livree, sich auf Umwegen nach dem Obelisken auf der Place de la Concorde begeben sollten. Dann legte Louis Philipp Uniform und Ordensband ab, zog einen schwarzen Frack an, setzte einen runden Hut auf, nahm sein Portefeuille aus einer Schublade seines Schreibtisches, grüßte die Anwesenden und reichte der Königin den Arm. Die Herzogin von Orleans erhob sich, um ihm zu folgen. „Helene, bleiben Sie, um die Krone Ihres Sohnes zu retten“, rief er ihr zu und führte die Königin die Treppe hinab in das Souterrain, von wo eine kleine Pforte auf die Terrasse hinausging, die an der Seine entlang zur Seite des Tuileriengartens bis zur Place de la Concorde sich erstreckte.

General Regnault de St. Jean d'Angely, der die Reiterei auf der Place de la Concorde befehligte, hatte, von der bevorstehenden Abreise unterrichtet, den Weg durch den Tuileriengarten freihalten lassen. So gelangte die königliche Familie, völlig einem Trauerzuge gleichend, zumal die Damen die Trauer um Madame Adelaide noch nicht abgelegt hatten, ungefährdet zu dem Obelisken. Hastig stiegen Alle — es waren fünfzehn Personen — in die Wagen, die sofort, von zwei Schwadronen Kürassiere umgeben, im Galopp die elysäischen Felder hinunter nach St. Cloud von dannen jagten. An derselben Stelle, wo das Blutgerüst Ludwig's XVI. gestanden hatte, endete die Julimonarchie Louis Philipp's. Cremieux, der die königliche Familie an den Wagen geleitet hatte, erzählte seinen Bekannten in der Volksmenge, welche den Platz umwogte, mit Genugthuung: „Ich habe soeben das Königthum in den Reisewagen gepackt!“

Prinz Wilhelm von Preußen aber faßte sein Urtheil schärfer: „Louis Philipp ist durch Barrikaden gestiegen und durch Barrikaden gefallen: das ist in der Ordnung!“

In St. Cloud wagte die flüchtende königliche Familie nur wenige Minuten zu verweilen. Die begleitende Eskorte wurde verabschiedet und dann die Flucht über Versailles, wo Louis Philipp sich 1200 Francs zur eiligen Weiterreise borgen mußte, nach Trianon fortgesetzt. Hier theilte man sich; die Kinder und Enkel begaben sich noch Schloß Eu, Louis Philipp selbst fuhr mit seiner Gemahlin nach kurzem Aufenthalte nach Dreux, wo sie über Nacht blieben. Sie hatten das Verlangen, an dem Grabe ihres hier bestatteten Sohnes zu beten, bevor sie Frankreichs Boden verließen. Am folgenden Morgen — Freitag, den 25. Februar — ging die hastige Fahrt weiter. Der König hatte die schwarze Perrücke, die er trug, abgelegt, seinen allbekannten Backenbart sich abnehmen lassen und eine grüne Brille aufgesetzt. So saß er, die seidene Reisemütze tief in das Gesicht gezogen, in sich versunken, in der Wagenecke. Endlich nach langer Fahrt, auf Nebenwegen die Städte vermeidend, erreichte er am folgenden Tage die Küste von Honfleur. Allein das Meer war zur Ueberfahrt zu stürmisch. So mußte das königliche Paar noch mehrere Tage in ländlicher Verborgenheit sich halten, bis endlich der englische Vizekonsul in Havre ihm die Ueberfahrt auf dem englischen Postdampfer anbot und auf einen falschen Namen einen englischen Paß ihm ausstellte.

Am 3. März betrat Louis Philipp den Boden des gastlichen England. Seinen Wohnsitz nahm er auf dem Schlosse Claremont, welches seinem Schwiegersohne, dem Könige der Belgier, gehörte. Hier sammelten sich allmählich die Mitglieder der Familie wieder um ihn, die sämmtlich ohne alle Gefährdung aus Frankreich entkommen waren. Jetzt war, wie man erzählt, der Gedanke des greisen Verbannten, eine Aussöhnung mit den Bourbons dadurch zu suchen, daß er seine Familie zur Anerkennung Heinrich's V., des Grafen von Chambord, bestimme; aber mit Entschiedenheit widerstrebte Helene von Orleans, die Hoffnungen ihres Sohnes, des Grafen von Paris, preiszugeben. Am 26. August 1850 ist Louis Philipp in Claremont gestorben.

Die Eroberung des Chateau d'Eau. Durch die Meldung von der Abdankung des Königs hatte General Lamoricière mit Sicherheit gehofft, die Revolution zu bannen: aber in demselben Augenblicke erfocht sie ihren entscheidenden Sieg, überwältigte sie das Chateau d'Eau, das letzte Hinderniß, welches von dem Ansturm gegen die Tuilerien sie noch zurückhielt.

Das Chateau d'Eau, dem Palais Royal gerade gegenüber liegend, war ein graues, düsteres Gebäude im Rococostil, welches von dem darin angebrachten Wasserbehälter seinen Namen „Wasserschloß“ führte. Louis Philipp hatte gerade für Straßenkämpfe die Fenster vergittern und die Thür mit Eisenplatten beschlagen lassen und dadurch das starke Gemäuer vertheidigungsfähig gemacht. Im linken Flügel war stets ein Posten der Nationalgarde stationirt. Als aber um 10 Uhr das Stadthaus in die Gewalt der Aufständischen gerieth, wurde die Polizeimannschaft im Chateau durch zwei Compagnien des 14. Regimentes unter Leutnant Peris abgelöst. Es war dasselbe Regiment, welches zwei Tage zuvor auf dem Boulevard des Capucines zuerst auf die anrückenden Blusenmänner gefeuert hatte.

Binnen Kurzem füllte sich jetzt der ganze Platz vor dem Palais Royal mit bewaffneten Barrikadenkämpfern und revolutionären Nationalgardisten. Sie richteten ihren Angriff zuerst auf das Schloß der Orleans, dessen Gitter bald gesprengt war. Da hielt es die Besatzung des Chauteau für Pflicht, dem schwachen Wachtposten des Palais Royal zu Hülfe zu kommen: eine Salve krachte aus den Fenstern des Wasserschlosses und fegte im Augenblick den weiten Platz rein. Mit Wuthgeheul aber kehrte nach dem ersten Schreck die tobende Volksmenge zurück: aus den Fenstern des eroberten Palais Royal, von den benachbarten Barrikaden wurde ein ununterbrochenes Feuer gegen das Chateau eröffnet und dreimal gegen die Thür desselben Sturm gelaufen. Aber aus den Fenstern, aus den Schießscharten der Thür sprühte die finstere Burg Tod und Verderben unter die wuthentbrannten Angreifer. Länger als eine Stunde brandete die Revolution vergeblich gegen das Schloß. Doch die Munition der Vertheidiger ging allmählich auf die Neige: zehn Mann traten aus der Thür, um mit dem Bajonnet sich einen Weg durch die dichten Scharen der Gegner zu bahnen; sofort stürzen Alle, von zahllosen

Kugeln durchbohrt, todt zu Boden. Eine andere Abtheilung sucht Perès selbst durch eine Seitenpforte hinauszuführen: eine wüthende Rotte stürzt sich auf sie und schießt und sticht Alle nieder. Immer spärlicher fallen die Schüsse aus der Feste. Die Angreifer wagen sich näher heran. „Wir wollen das Nest verbrennen!" ruft eine Stimme. Aus dem Marstall des Königs in der Rue St. Thomas du Louvre werden die königlichen Wagen herbeigeschleppt, angezündet und gegen die Thür des Chateau geschoben. Das Holzwerk faßt Feuer; die Flamme schlägt in das Innere des Gebäudes hinein. Da stürzen sich die noch übrigen Vertheidiger in einem dichten Haufen aus der Thür; Manche fallen, Andere entkommen; krachend bricht hinter ihnen das Dach des Chateau zusammen, und eine düstere Rauchsäule erhebt sich zum Himmel. Die Tausende, welche den Platz füllten, brachen in ein wildes Siegesgeschrei aus, welches bis zu den Tuilerien hinüberschallte und den greisen König zu hastiger Flucht von dannen scheuchte.

Die Plünderung der Tuilerien. Der Sieg der Revolution war entschieden: es war ein leichter Sieg gewesen. Die Revolutionäre hatten im Ganzen 289 Mann verloren, darunter 35 auf dem Boulevard des Capucines, 38 soeben vor dem Chateau d'Eau; von den Vertheidigern des Königthums waren 22 Munizipalgardisten und 40 Liniensoldaten, fast sämmtlich vor dem Wasserschloß, gefallen. Mit so wenig zahlreichen Opfern stürzte die Februarrevolution den Julithron: die Zahlen beweisen, wie völlig er unterminirt sein mußte, um durch einen solchen Anstoß schon zu fallen.

Die siegreiche Menge hatte sich, während der Kampf noch um das Chateau schwankte, zum Theil in das Palais Royal zurückgezogen, wo Viele in den Kellern an den Weinen der Orleans sich gütlich thaten, Andere sich damit belustigten, im Garten an großen Feuern die kostbaren Möbel des Schlosses zu verbrennen. Sobald aber das Chateau gefallen war, drängte Alles nach den Tuilerien.

Hier hatte der Herzog von Nemours nach der Flucht seines Vaters das Kommando über die Truppen übernommen, welche den Schloßhof füllten, immer noch in Hoffnung, den Sturm in Güte beschwören zu können. Von allen Seiten rückten gleich nach 1 Uhr die siegesfrohen Volkshaufen lärmend und singend gegen den Carrousselplatz an: die Soldaten öffneten ihnen das Gitterthor und empfingen sie mit Umarmungen und Küssen. Nur zwei Regimenter bewahrten die Haltung: Nemours führte sie, jeden Gedanken an Widerstand abweisend, nach der Place de la Concorde von dannen. Seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, welche sich in ihre Gemächer im Pavillon de Marsan, dem rechten Flügel der Tuilerien, zurückgezogen hatte, sandte er, hastig mit Bleistift auf einen Zettel geschrieben, die Aufforderung, ihm zu folgen.

Arm in Arm stiegen während dessen schon die Blusenmänner mit den abtrünnigen Soldaten die breiten Treppen des Schlosses hinauf, während von einer andern Seite noch eine Schar Polytechniker und Studenten anlangt. Bald wimmeln die Säle des Schlosses von einer wild ausgelassenen, lärmenden Menge, welche in blinder Wuth zerstört oder ihr Possenspiel mit dem treibt, was sie findet. Bilder und Büsten werden zerschossen, Vorhänge zerschnitten, Schreibtische erbrochen, Briefe und Staatsschriften aus den Fenstern geworfen. Betrunkene Dirnen und Gassenjungen tanzen singend umher. Ein Straßenheld hängt sich das große Ordensband des Königs mit dem Brillantkreuze der Ehrenlegion um und bläst, so ausstaffirt, auf einem Waldhorne zum Fenster hinaus; ein Anderer, angethan mit dem Schlafrocke Montpensier's, brüllt, von seinen Kameraden umtanzt, die Marseillaise; wieder Einer spielt in dem seidenen Morgenkleide einer Prinzessin unter dem Gejauchze der Umstehenden eine Hofdame, welche Migräne hat; ein Anderer, mit bunten Fetzen behangen, parodirt die Thronrede des Königs. Ein Offizier der Nationalgarde tritt auf die Stufen des Thrones und ruft laut in die lärmende Menge hinein, daß die Stunde für den Neffen des großen Kaisers, für den Prinzen Louis Napoleon, jetzt gekommen sei. Aber Karl Lagrange, der vor 14 Jahren den Aufstand in Lyon angeführt und auch jetzt wieder zu einem Hauptführer der Revolution sich gemacht hat, erwiedert ihm rauh, daß nur die Republik dem Volke Glück und Freiheit gewähren könne. Das Wort findet mächtigen Wiederhall: die Meisten machen sich sofort auf, um die Kammer zur Proklamirung der Republik zu zwingen.

Die Zurückbleibenden setzen den Unfug fort; Einige tanzen Cancan, Andere trinken im Keller den Wein aus Töpfen und Bratpfannen. Endlich ergreifen Weiber und Straßenjungen den Thronsessel Louis Philipp's, schleppen ihn von Barrikade zu Barrikade und verbrennen ihn zuletzt auf dem Bastilleplatz unter wildem Jubel und Händeklatschen am Fuße derselben Julisäule, die zum Gedächtniß der Errichtung des Julithrones aufgestellt war.

Die Herzogin von Orleans in der Deputirtenkammer. Im Begriffe, auf die Aufforderung Nemours' die Tuilerien zu verlassen, erhielt Helene von Orleans die Botschaft, daß der König wieder anderen Sinnes geworden wäre und sie auf der Place de la Concorde erwarte. Rasch eilte sie mit ihren beiden Knaben, begleitet von dem Generalprokurator Dupin und ihrem Leibarzte, dorthin. Die Wagen waren indessen schon abgefahren. Sie beschloß daher auf Dupin's Rath, sich in das nahe gelegene Palais Bourbon, in welchem die Deputirtenkammer ihre Sitzungen hielt, zu begeben, um durch die Volksvertretung ihren Sohn zum Könige ausrufen zu lassen. Die Nationalgarde, welche auf dem Platze stand, empfing die sehr populäre Fürstin mit freudigem Zuruf und bildete ihr eine Gasse; der kommandirende Offizier reichte ihr den Arm und geleitete sie zu dem Palais, während die Volksmenge ihr Lebehochs zurief.

Bei dem Eintritt der Prinzessin erhoben sich die Deputirten wie ein Mann von ihren Sitzen; drei Sessel wurden für sie und die beiden kleinen Prinzen vor der Rednerbühne hingestellt, während der Herzog von Nemours, der seiner Schwägerin gefolgt war, sich neben sie stellte. Er hatte sie selbst gebeten, die ihm übertragene Würde der Regentschaft für den Grafen von Paris zu übernehmen: jetzt war sie dazu entschlossen. Dupin bestieg die Tribüne und proklamirte die Thronbesteigung des Grafen von Paris und die Regentschaft der Herzogin von Orleans. Mit lautem Lärm gab die Versammlung ihre Zustimmung zu erkennen.

Da erhob sich Lamartine, der weitaus populärste Abgeordnete der Linken, und verlangte die Aufhebung der Sitzung, bis die Herzogin und der junge Fürst sich zurückgezogen haben würden. Die Herzogin steht auf und begiebt sich zu der letzten Reihe der Abgeordneten, wo sie neben Cremieux Platz nimmt. Die Stimmen wogen hin und her, während sich zugleich Volkshaufen in den Saal eindrängen und den Platz vor der Tribüne besetzen. Der Deputirte Marie erklärt die Regentschaft der Herzogin für ungesetzlich und schlägt die Ernennung einer provisorischen Regierung vor; Odilon Barrot dagegen, der Minister des Innern, spricht sich unter dem lauten Beifall vieler Deputirter für die Regentschaft aus. „Lassen Sie die Herzogin reden", ruft eine Stimme. Sie erhebt sich: „Mein Sohn und ich sind gekommen —"; aber der Marquis von Laroche-Foucauld, ein alter legitimistischer Gegner der Orleans, übertönte ihre schwache Stimme mit dem lauten Verlangen nach Berufung an das Volk.

In diesem Augenblicke drangen die von den Tuilerien kommenden Scharen der Barrikadenmänner und Studenten in den Saal mit dem Rufe: „Nieder mit dem Königthum!" Der Tumult wurde grenzenlos. Deputirte und Blusenmänner drängen sich auf der Tribüne, vor der ein schwachsinniger Greis mit einem gezückten alten Ritterschwerte sich aufgestellt hat: Alle wollen zugleich sprechen. Cremieux hat der Herzogin ein Blatt Papier gegeben, auf das er mit Bleistift eine kurze Ansprache niedergeschrieben, daß sie den Beschluß des Volkes vertrauensvoll abwarte: aber sie hat kein Vertrauen mehr. Endlich gelingt es Ledru-Rollin, dem Deputirten der äußersten Linken, sich Gehör zu verschaffen: er schlägt die Einsetzung einer provisorischen Regierung nochmals vor. Nach ihm ergreift Lamartine, der sich neben Ledru-Rollin auf der Tribüne behauptet hat, das Wort. „Die Namen, die Namen der neuen Regierung!" unterbricht ihn sofort die Menge. Er beginnt nochmals: „Diese neue Regierung soll keine andere Aufgabe haben, als das Land zu befragen." Da krachen draußen Schüsse, Gewehrkolben donnern gegen die Thür, und ein neuer Schwarm von Revolutionsmännern dringt, jubelnd von den Genossen empfangen, in den Saal. Die meisten Abgeordneten flüchten sich aus der Sitzung, und auch die Herzogin verläßt unbemerkt durch die nahe Thür den lärmerfüllten Sitzungssaal. Ihre Söhne werden im Gedränge von ihrer Seite gerissen; doch empfängt sie den einen am Abend, den andern am folgenden Tage unversehrt zurück, um unverzüglich jetzt auch Frankreich zu verlassen.

Die Einsetzung der provisorischen Regierung. Die neue Bande hatte Emanuel Arago, der Neffe des Oppositionsmannes und großen Astronomen Franz Arago, herbeigeführt. Auf der Place de la Concorde war er auf eine starke Truppenmacht von 8000 Mann mit mehreren Kavallerieregimentern und 12 Geschützen, welche General Bedeau hier versammelt hatte, gestoßen: allein der General gewährte ihm ungehinderten Durchzug. So drang er ungehemmt in den Sitzungssaal der Deputirtenkammer ein. Einer aus dem Haufen schlug sofort mordlustig das Gewehr auf den Redner der Tribüne an. „Schieß' nicht," rief ihm ein Anderer zu, „es ist Lamartine, der spricht." Der Name wirkte: er ließ das Gewehr sinken.



Die Herzogin von Orleans in der Deputirtenkammer.

Aber selbst Lamartine vermochte in dem tobenden Lärm nicht mehr, sich verständlich zu machen. Der Präsident Sauzet läutete aus Leibeskräften mit der Glocke, um Ruhe zu schaffen. Niemand achtete auf ihn. Da verließ er den Präsidentenstuhl und schloß damit die Sitzung.

Auf Lamartine's Aufforderung bestieg indeß jetzt der greise Dupont von der Eure den Sessel des Präsidenten, um die Wahl der provisorischen Regierung zu leiten. Alles drängte sich jetzt um die Tribüne; Deputirte, von denen etwa noch dreißig anwesend sein mochten, Arbeiter, Studenten gaben durcheinander ihre mit den Namen der zu Wählenden beschriebenen Stimmzettel ab: Lamartine nahm sie alle entgegen und stellte eine Liste der Gewählten mit rascher Auswahl daraus zusammen. Ledru-Rollin las die Liste vor; mit lärmendem Zuruf

begrüßte die Menge die Namen der Gewählten: Dupont von der Eure, Lamartine, Arago, Marie, Garnier-Pagès, Ledru-Rollin, Cremieux. „Nach dem Stadthaus!" rief der Schauspieler Bocage ihnen zu. Dort war von jeher das Hauptquartier der revolutionären Bewegungen gewesen. So setzte denn nach dem Stadthause die ganze aufgeregte Menge, die Gewählten voran, sich in Bewegung; nur eine kleine Schar blieb zurück, um zuvor die Verwüstung des Sitzungssaales zu vollenden.

Unterdeß hatte der alte Marschall Oudinot eine Compagnie Soldaten herbeigeholt, die er mit aufgepflanztem Bajonnet die Treppe zum Sitzungssaal hinaufführte. Er selbst schritt in Civil voran, seinen Stock wie einen Degen schwingend. „Vorwärts!" rief er ihnen zu. „Es lebe der König und die Herzogin von Orleans!" Jetzt war es zu spät!

Lamartine. Es war kein Zweifel, der bedeutendste Mann unter den neu gewählten Mitgliedern der provisorischen Regierung war Lamartine, sein Name hatte Klang bis in die niedrigste Hütte hinein.

Alfons de Lamartine, 1790 zu Macon geboren, war von seiner geistig sehr bedeutenden Mutter auf einem Landgute zu Milly erzogen worden. Eine Jugendliebe, welche mit dem Tode der Geliebten endigte, sowie eigene schwere Krankheit weckten den poetischen Genius in ihm. Seine „poetischen Gedanken" fanden durch ihren religiös-schwärmerischen und zart-sehnsüchtigen Ton beim Publikum außerordentlichen Anklang, ein schnell gewonnener Ruhm, den seine späteren Gedichte kaum noch vergrößerten, wenn sie ihm auch den Eintritt in die französische Akademie eröffneten.

Unter den Bourbons bekleidete er in Italien und England verschiedene diplomatische Stellungen; nach der Julirevolution zog er sich ins Privatleben zurück und unternahm, mit einer sehr reichen Engländerin verheirathet, auf eigenem Schiffe eine Reise in den Orient, den er in der pomphaften Weise eines regierenden Fürsten durchzog. Nach der Rückkehr wählte ihn seine Vaterstadt in die Deputirtenkammer, in welcher er sich Anfangs von politischen Fragen fern hielt, später jedoch mehr und mehr der liberalen Opposition näherte. Entscheidend für seine Stellung und Geltung wurde seine „Geschichte der Girondisten", welche 1847 in acht Bänden erschien. Er umgab darin seine Helden mit einem solchen Heiligenschein schöner Worte, umkleidete die unheimlichsten und selbstsüchtigsten Handlungen mit so glänzenden Farben, daß er das tiefste Interesse dafür erweckte und seine Leser nicht nur mit Bewunderung für die Männer der Revolution, sondern auch mit einer lebhaften Sehnsucht nach einer Wiederkehr jener Zeiten erfüllte. Die billigen Ausgaben, die zahllosen Bilder in allen Schaufenstern machten ihn und sein Werk bis zu den Gassenjungen populär.

Das war die Grundlage seines Ansehens. Dazu kam die äußere Erscheinung. Er hatte feine Züge, eine hohe, schlanke Gestalt, zugängliches, würdevolles Benehmen, verbunden mit einer ungesuchten Eleganz. Er sprach nicht die leichte, farblose Sprache der Salons, sondern mit lebhafter Phantasie in anmuthigen Bildern und ausdrucksvollen Worten, so daß selbst seine Gegner ihm gern zuhörten, mit gemessener Langsamkeit entströmten die Worte, treffend und schön, seinen Lippen: er war nicht ein Volkstribun, die Leidenschaften aufzuregen, aber stets unerschrocken und unermüdlich, die aufgeregten zu beruhigen.

Die Proklamirung der Republik. So war es begreiflich, daß alle Parteien gleichmäßig sich bestrebten, Lamartine für sich zu gewinnen. In dem Bureau der „Reforme" wie in demjenigen des „National" fanden, sobald der Sieg der Revolution entschieden war, Zusammenkünfte statt, um jetzt die Leitung der Dinge an sich zu bringen. In beiden wurden provisorische Regierungen ernannt, deren hervorragendste Mitglieder hier, neben dem Redakteur Armand Marrast, Ledru-Rollin und der in Abwesenheit gewählte Lamartine waren. Im Bureau der „Reforme" dagegen waren es der Redakteur Flocon, Louis Blanc und die Häupter der geheimen Gesellschaft Caussidière, Sobrier, Stephan Arago, Franz's jüngster Bruder, und der Schlossergeselle Albert; auch ihnen fügte man den populären Namen Lamartine's bei.

Sofort bemächtigte sich Caussidière der Polizeipräfektur, Stephan Arago des Generalpostamtes; die Uebrigen begaben sich in das Stadthaus, um sich des Hauptquartiers zu versichern.

Sie fanden alle Treppen und Zimmer von einer lärmenden Menge besetzt, aber Lagrange, der sich zum Präfekten des Stadthauses gemacht hatte, stieg auf einen Stuhl. „Ich bin der Bürger Lagrange von Lyon", rief er mit seiner dröhnenden, rauhen Stimme in die dichten Volkshaufen hinein und verlangte mit Erfolg die Räumung des Zimmers.

Das Ziel dieser aus den Zeitungsbureaux hervorgegangenen Regierungsausschüsse war: Aufrichtung der Republik. Hierfür auch Lamartine zu gewinnen, hatten sich Marrast und Flocon sofort nach ihrer Wahl in das Palais Bourbon begeben. Ihre Unterredung mit dem Gefeierten war kurz gewesen: nach einigem Besinnen hatte er ihnen zugestimmt und in der Kammer seinen Einfluß eingesetzt, um die Proklamirung der Regentschaft der Herzogin von Orleans zu verhindern.

Jetzt — gegen halb 5 Uhr — langte auch die im Palais Bourbon gewählte provisorische Regierung auf dem Grève-Platze vor dem Stadthause an: der 83jährige Dupont in einer Droschke, hinter ihm Lamartine; zwei Fahnenträger und zwei Trommler gingen vorauf. Die dichtgedrängte Menschenmasse auf dem Platze versagte ihr indeß mit finsteren Mienen den Durchzug. Durch eine kleine Seitenpforte an der Wasserseite jedoch fand sie den Eintritt; allein alle Zimmer, alle Gänge waren mit unruhigen Volkshaufen dicht besetzt, welche sich weigerten, vor den Gewählten des Volkes den Platz zu räumen. Endlich führte ein Unterbeamter sie in ein kleines Zimmer, das wegen seiner Abgelegenheit von der den Volkspalast durchwogenden Menge frei geblieben war. Hier schloß die provisorische Regierung sich ein und vertheilte die Ministerien unter sich: Dupont erhielt den Vorsitz ohne ein bestimmtes Portefeuille, Lamartine wurde Minister des Aeußern, Ledru-Rollin des Innern, Cremieux der Justiz, Marie der öffentlichen Arbeiten, Franz Arago der Marine; Garnier-Pagès wurde Maire von Paris.



Alfons von Lamartine.

Durch Ledru-Rollin wurde nun die Verständigung mit der aus den Zeitungsbureaux hervorgegangenen provisorischen Regierung gesucht: die beiden Redakteure Marrast und Flocon sowie Louis Blanc mußten sich mit der Stellung als Unterstaatssekretäre begnügen, Caussidière und Stephan Arago wurden in ihren erraffiten Aemtern anerkannt und der Schlossergeselle Albert als Minister ohne Portefeuille in die Regierung aufgenommen. Dadurch war wenigstens die Eintracht bewahrt. Sofort aber zeigte sich, daß die radikalen Elemente das Uebergewicht über die gemäßigten hatten. Louis Blanc, ein Mann von unansehnlicher Persönlichkeit, ja von fast knabenhafter Erscheinung stellte den Antrag auf Proklamirung der Republik. Ledru-Rollin, sein Gesinnungsgenosse, unterstützte ihn. Lamartine von den Gemäßigten gab zuerst nach; dann stimmten auch zögernd die Uebrigen zu. Fortwährend drängte die lärmende Menge, welche das ganze Haus füllte, in das Berathungszimmer, bis an den Tisch, an welchem die Mitglieder der Regierung saßen, und verlangte ungestüm bald diese bald jene Verfügung: rasch entwarf irgend einer der neuen Minister das geforderte Dekret und ließ es mit Bleistift von seinen nächsten Nachbarn unterzeichnen und durch irgend Jemand der Menge

mittheilen. So wurde angeordnet, daß Freiheitsbäume errichtet würden, daß Jedermann eine rothe Bandrosette im Knopfloch trüge, daß die alte republikanische Anrede „Bürger" wieder eingeführt würde. Immer wieder mußte Lamartine hinaustreten, um durch seine schlagfertige Beredsamkeit die ungeduldig Tobenden zu besänftigen. Endlich war auch die Proklamation fertig, welche über Frankreich eine neue Zeit heraufführen sollte. Sie schloß mit den Worten: „Die Regierung will die Republik, mit dem Vorbehalte der Genehmigung durch die Nation, welche sofort befragt werden soll. Die Einheit der Nation, die in Zukunft aus allen ihr angehörenden Klassen der Bürger gebildet sein wird, die Regierung der Nation durch sich selbst, die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit als Grundsätze, das Volk als Wahlspruch und Banner: das ist die demokratische Regierung, die Frankreich sich selbst schuldig ist, und die unsere Bemühungen ihm zu sichern wissen werden." Geschwind wurde sie ein Dutzend Mal abgeschrieben. Dann trat ein Mann, 10 Uhr war schon vorüber, auf den Balkon des Stadthauses, las bei Fackelschein die ganze Proklamation mit lauter Stimme in die Nacht hinein und ließ die Abschriften hinunterflattern zu der auf dem Platze auf- und abwogenden unruhigen Menge. Frankreich war Republik.

Schon begannen die Lichter in den illuminirten Fenstern zu erlöschen und endlich auch die Volkshaufen sich zu verlaufen. Stille senkte nach dem stürmischen Tage sich auf Paris herab. Nur im Stadthause saß die Regierung noch bis nach Mitternacht zusammen und erließ Verfügung um Verfügung, zwischendurch mit etwas Kommisbrot und Käse, dem Einzigen, was zu haben war, sich erfrischend.

Der Despotismus der provisorischen Regierung. Mit dem Grauen des neuen Tages — Freitag, den 25. Februar — begann der Lärm in der Stadt von Neuem. In den Tuilerien, wo sich Gesindel ärgster Art eingenistet hatte, hoben die kaum unterbrochenen wüsten Orgien wieder an; das Frauengefängniß von St. Lazare war erbrochen, und seine Bewohnerinnen durchzogen mit frechem Lärm am Arme rasch geworbener Verehrer die Straßen; das Flintenknallen nahm kein Ende; zügellose Rotten überließen sich einer wilden Zerstörungslust. Im Palais Royal wurden die Möbel und Statuen zertrümmert, das Schloß von Neuilly in Brand gesteckt. Fast alle Eisenbahnstationen der Umgegend wurden zerstört, die Brücken gesprengt, sogar die Schienen aufgerissen. In den Fabriken vernichteten die Arbeiter die verhaßten Maschinen, besonders waren die Drucker geschäftig, die Dampfpressen zu zertrümmern. Alle Erhebestellen für Accise und Brückengeld wurden zerstört, die Kasernen erbrochen, die Waffen weggeschleppt, die Soldaten mit fortgerissen. Nur mit Mühe konnten die unersetzlichen Kunstschätze im Louvre und in Versailles geschützt werden. Die Manifeste der Regierung wurden zerrissen, die Barrikaden ausgebaut; im Stadthause wogten wieder in allen Gängen und Höfen bewaffnete Blusenmänner; die Einen lärmten und zechten, die Anderen schliefen auf Tischen und Bänken. Es war unverkennbar, eine feindselige Stimmung gegen den Bürger erfüllte die siegreichen Pöbelhaufen. Seit Dienstag waren die Läden geschlossen, die Arbeit eingestellt gewesen: es war der Hunger, welcher die von Geld und Kredit entblößten Arbeiter zum Ingrimm gegen die Besitzenden aufstachelte und sie zu Tausenden vor dem Stadthause versammelte.

Ein Haufe drang in das Sitzungszimmer der Regierung; die Gewehrkolben dröhnend auf den Fußboden aufstoßend, verlangte er Einführung der Gütergemeinschaft, Errichtung einer Arbeiterregierung, Annahme der rothen Fahne als Zeichen der allgemeinen Verbrüderung. Nur die siegreiche Beredsamkeit Lamartine's rettete die Trikolore, welche „die französische Tapferkeit durch ganz Europa getragen." Und zur Beschwichtigung der Ungestümen wurde nachdem schon Dekret Nr. 19 jedem Bürger Beschäftigung verbürgt hatte, Dekret Nr. 42 erlassen, daß es Zeit sei, den unverdienten Leiden der arbeitenden Bevölkerung ein Ziel zu setzen.

Es war ein großes Glück für die von allen Seiten bedrängte Regierung, daß die Generale und Marschälle sich beeilten, sich ihr zur Verfügung zu stellen. Dadurch gelang es leicht, alle Truppen aus Paris zu entfernen und die Arbeiter dadurch von der aufstachelnden Furcht vor Gewaltthaten zu befreien. So fingen denn allmählich die Gemüther an, sich wieder zu beruhigen. Es war Caussidière, welcher ein besonders wirksames Mittel zur Wiederherstellung

der Ruhe anwandte. Aus den halbwüchsigen Burschen von 15 bis 20 Jahren, den waghalsigsten Unruhestiftern, bildete er das Polizeicorps der „Montagnards“ durch freiwillige Anwerbung; und bald erwiesen sich diese oft barfüßigen und zerlumpten Burschen, die nur durch rothe Schärpen und rothe Halsbinden uniformirt waren, so diensteifrig, daß sie der Schrecken des Pariser Pöbels wurden.

Aber überschaut man im Ganzen die hunderttägige Herrschaft der provisorischen Regierung, so bildet sie einen Despotismus fast ohnegleichen. Keine gesetzliche Schranke wurde geachtet. Durch bloße Dekrete setzte sie Richter ab, die unabsetzbar waren, erhöhte sie die direkten Steuern, löste die Deputirtenkammer auf, beschränkte die Freiheit der Presse, hob für politische Verbrechen die Todesstrafe auf, vergrößerte die Armee um 200,000 Mann, änderte durch ganz Frankreich die Arbeitsstunden, verbot den Banken die Baarzahlung und erhob von denselben eine Zwangsanleihe. Das Aergste aber waren wol die Wahlumtriebe, welche sie sich erlaubte.

Der Gegensatz der Provinzen. Es wäre ein großer Irrthum, anzunehmen, daß das französische Volk die Revolution gewollt hätte: noch weniger wollte es die Republik. Indeß infolge der straffen Centralisation Frankreichs ließ es sich die eine wie die andere gefallen, zumal die Regierung mit dem Versprechen nicht säumte, die republikanische Regierung würde so wohlfeil sein, daß sofort eine große Verminderung der Steuern und bald deren gänzliche Abschaffung eintreten könnte. Statt dessen aber erforderte die Vermehrung der Armee von 370,000 auf 580,000 Mann, von denen 530,000 unter den Fahnen gehalten wurden, und die Errichtung von Nationalwerkstätten so große Aufwendungen, daß die Regierung einen Zuschlag von 9 Sous auf jeden Franc Steuer anordnete, also die direkten Steuern mit einem Schlage um 45 Prozent erhöhte. Die direkten Steuern aber lagen hauptsächlich auf den kleinen Grundbesitzern, denen neun Zehntel des Bodens von Frankreich gehörten. Eine solche Steigerung hatte noch nie eine Regierung auf sie gelegt: und jetzt sollten sie die erdrückende Last zum Unterhalte eines Heeres von 100,000 schmarotzenden Barrikadenhelden in Paris tragen! Ihre Entrüstung gegen die republikanische Regierung kannte keine Grenzen. Nun berief aber das allgemeine Wahlrecht, welches die Republik gebracht hatte, sie Alle an die Urne zur Wahl der neuen Deputirtenkammer.

Der Gefahr antirepublikanischer Wahlen aber zu begegnen, setzte die Regierung alle Hebel in Bewegung. Von den 13,000 Beamten Frankreichs, deren Ernennung von der Regierung abhing, wurden alle diejenigen ohne Weiteres aus ihren Aemtern entlassen, welche nicht zuverlässig für die Republik waren. Die Minister des Innern und des öffentlichen Unterrichts erließen Rundschreiben an die Wähler in den Provinzen, um die Wahlen auf die richtigen Leute hinzulenken. Ja Ledru-Rollin ernannte 400 hochbesoldete Wahlagenten, welche angewiesen waren in den Provinzen umherzureisen und durch Einschüchterung der Wähler die Wahl republikanischer Deputirter durchzusetzen. Indessen die Agenten wurden allenthalben mit Abneigung aufgenommen, sogar nicht selten mit Gewalt aus den Dörfern hinausgejagt. So kam es, daß, als am 4. Mai die Deputirtenkammer in Paris zusammentrat, nur die großen Städte republikanische Abgeordnete, das übrige Land aber konservative gewählt hatte.

Dadurch steigerte sich naturgemäß der schon von Anfang an innerhalb der provisorischen Regierung vorhandene Gegensatz. Die gemäßigten Mitglieder sahen ihre Stellung gekräftigt, die radikalen dagegen, wie Ledru-Rollin und Louis Blanc, welche sich hauptsächlich auf die zahllos in Paris entstandenen Klubs stützten, sahen ihre Geltung durch die Kammer auf das Bedenklichste bedroht. Die Sprengung der Kammer und der Sturz der gemäßigten Mitglieder der Regierung wurde daher das Ziel, das sie jetzt ernstlich ins Auge faßten. Gleichsam mit gezücktem Degen standen die beiden Führer, Lamartine und Ledru-Rollin, einander jetzt gegenüber.

Die Revolte der „Rothen“ am 15. Mai. Schon am 17. März und dann wieder am 16. April hatten die „Rothen“, die rechten Revolutionsmänner und Mitglieder der sozialistischen Klubs, durch Massenaufzüge den Versuch gemacht, die gemäßigten Regierungsmitglieder zu stürzen; aber das muthvolle Auftreten Lamartine's und der rechtzeitige Zusammentritt der Nationalgarde hatten die Versuche vereitelt. Jetzt aber erkannten sie aus den Zahlen

der Wahlstimmen ihre Schwäche: keines ihrer Häupter hatte über 20,000 Stimmen erhalten; Lamartine aber, gleichzeitig in Paris und neun anderen Wahlkreisen gewählt, hatte 2¼ Millionen Stimmen auf sich vereinigt. Vollends in die Exekutivkommission, welche mit dem Zusammentreten der Kammer an die Stelle der provisorischen Regierung trat, wurde nur ein Rother, Ledru-Rollin, und auch dieser mit fast 200 Stimmen weniger als die übrigen Mitglieder der Kommission, Arago, Garnier-Pagès, Marie und Lamartine erhalten hatte, gewählt. Die Rothen sahen die Macht ihren Händen entgleiten: durch einen Gewaltstreich wollten sie dem begegnen.

Die Zeitungen der Partei, die seit der Revolution in Menge aus dem Boden geschossen waren, „Der Galgen", „Die Guillotine" und zahllose andere, brachten im Verein mit der „Reforme" Tag für Tag aufreizende Schmähartikel gegen Kammer und Regierungskommission. Die zahllosen sozialdemokratischen Klubs, die sich in den letzten Monaten gebildet hatten, wie des rastlosen Wühlers Blanqui „Centrale Republik-Gesellschaft", Cabet's „Ikarischer Bund", des Armenarztes Raspail „Centrale Bruder-Gesellschaft"; des alten Demagogen Barbès „Revolutionsklub" u. A. entfalteten eine fieberhafte Thätigkeit, allen voran aber war „der Klub der Klubs", welcher die Centralleitung der Klubs führte, geschäftig, die Massen aufzuwiegeln. Man wollte durch eine Massenerhebung die Gemäßigten beseitigen und Ledru-Rollin zum Diktator machen, um die Herrschaft der rothen Republik sicher zu stellen. Caussidière, der Polizeipräfekt, war diesem Plane nicht abhold: die Montagnards waren also nicht zu fürchten.

Die Ausführung war auf den 15. Mai angesetzt. Indeß in einer letzten Sitzung änderte der „Klub der Klubs" seine Meinung dahin, daß nicht Ledru-Rollin, sondern Louis Blanc zum Diktator gemacht werden sollte. Die Folge davon war, daß sich jetzt Ledru-Rollin auf der Stelle zu Lamartine begab und ihn von der ihm drohenden Gefahr benachrichtigte. Natürlich traf dieser unverzüglich seine Maßregeln gegen die Verschwörung.

Am Mittag zog eine ungeheure Menschenmasse, nach Klubs unter besonderen Fahnen geordnet, vom Bastilleplatze nach dem Palais Bourbon, angeblich um der Kammer eine Petition zu Gunsten Polens zu überreichen. Raspail und Huber, ein alter Verschwörer aus der Zeit Louis Philipp's, standen an der Spitze. Ohne Widerstand zu finden, drang sie in das Palais ein, dessen Höfe und Gänge sie ganz erfüllte; endlich besetzte sie auch den Saal, in welchem die Kammer Sitzung hielt. Ein fürchterlicher Lärm erhob sich, Alles umdrängte die Rednerbühne und sprach durch einander. Unablässig läutete der Präsident Buchez mit der Glocke. Da schwang sich Huber auf die Tribüne und schrie mit lauter Stimme in den Tumult hinein: „Im Namen des Volkes, des von seinen eigenen Vertretern betrogenen Volkes, erkläre ich die Nationalversammlung für aufgelöst." Buchez wurde von dem Präsidentenstuhl heruntergedrängt und suchte mit der Mehrzahl der Deputirten den Ausgang zu gewinnen. Ein Theil der Verschworenen begab sich nun unter Barbès' Führung nach dem Stadthause, während die Zurückbleibenden noch mit der Wahl einer neuen revolutionären Regierung sich beschäftigten. Da ertönte von draußen Generalmarsch, der die Mobil- und die Nationalgarde unter Waffen rief. Das wirkte: die Aufständischen räumten auf der Stelle das Palais Bourbon und zerstreuten sich eilfertig in die Seitenstraßen.

Das Stadthaus war von Montagnards bewacht; indeß sie verwehrten der heranflutenden Menge den Eintritt nicht. Allein schon war Lamartine zu Pferde gestiegen und führte selbst eine starke Abtheilung der Mobil- und der Nationalgarde heran; Ledru-Rollin ritt an seiner Seite. Die gaffende Volksmenge auf dem Grèveplatze machte bereitwillig Platz: das Stadthaus ergab sich ohne Gegenwehr; Barbès und sein Anhang wurden gefangen genommen und unter den lauten Verwünschungen der neugierig zuschauenden Volkshaufen nach Vincennes abgeführt. Andern Tages hatten Blanqui und Raspail das gleiche Schicksal. Caussidière wurde abgesetzt und die Montagnards aufgelöst.

Die Nationalwerkstätten. Was den Pariser Arbeitern Zeit zu Revolten ließ, ja ihnen geradezu Lust dazu machte, waren die Nationalwerkstätten. Durch bewaffnete Haufen,

zu deren Sprecher der Tischlergeselle Salle sich aufgeworfen, war ihre Errichtung der provisorischen Regierung auf Grund des Dekrets Nr. 19 abgetrotzt worden. Sofort drängten sich die Arbeiter in Masse hinein. Wer sich meldete, wurde angenommen. Erhielt er Beschäftigung, so empfing er einen Tagelohn von 2 Francs; waren die Werkstätten voll oder Arbeit für ihn nicht vorhanden, so empfing er ein tägliches Wartegeld von 1½ Franc. Nun war aber seit der Revolution die Pariser Industrie völlig todt; Niemand kaufte mehr als die unerläßlichen Lebensbedürfnisse; an Absatz von Luxusartikeln war gar nicht zu denken. So drängte Anfangs die Noth die Arbeiter in die von der Regierung eingerichteten Werkstätten; bald aber übten die Eingetretenen einen Zwang auf die draußen stehenden Arbeiter aus, um diese zu verhindern in Privatgewerben mehr zu verdienen, als sie selbst erhielten. Infolge der verunglückten Mairevolte wuchs vollends die Zahl der sich Meldenden so an, daß am 19. Mai schon 87,942 Arbeiter in den Nationalwerkstätten eingeschrieben waren.

In den Märztagen noch hatte es nicht an Arbeit gefehlt; nun war aber die Stadt neu gepflastert, die Barrikaden waren abgetragen, die Kehrichthaufen abgekarrt. Selbst die Laternenpfähle waren geputzt und was es von Erdarbeiten etwa in den Vorstädten gegeben, war gethan. Und doch wuchs die Zahl der Meldungen noch immer mehr an, während höchstens für 2000 Arbeiter in verschiedenen Gewerben regelmäßige Tagesarbeit vorhanden war. Die Uebrigen also lungerten für 1½ Franc in der Stadt umher, begierig nach Unterhaltung, von welcher Art sie auch sei, mit dem vollen Gefühl, daß sie die Revolution gemacht, also die siegreichen Herren des Staates seien.

Um Ordnung zu halten, hatte man den Arbeitern der Nationalwerkstätten eine Art militärischer Organisation gegeben. Je 11 Mann bildeten eine Korporalschaft unter einem selbstgewählten Korporal mit höherem Tagelohn; je 5 Korporalschaften eine Brigade unter einem Brigadier. Ueber den Brigadiers standen Hauptleute, Obersten und Generale, welche die Regierung ernannte. Diese Organisation gab den Arbeitern einen erhöhten Corpsgeist und ein Bewußtsein ihrer Stärke, was höchst gefährlich werden mußte, wenn es etwa eines Tages sich *gegen* die Regierung wandte.

Die täglichen Kosten der Nationalwerkstätten betrugen etwa 200,000 Francs. Und doch war die Finanzlage der Republik so traurig wie möglich. Noch bestand sie nicht drei Monate, und schon hatte die Regierung 206 Millionen an außerordentlichen Krediten eröffnet, hatte für 25 Millionen Staatswaldungen niedergeschlagen, für 200 Millionen Staatsländereien verkauft, 245 Millionen von der Bank von Frankreich entliehen und brauchte für den 1. Juni eine neue Anleihe von 150 Millionen Francs. Frankreich ging raschen Schrittes dem Staatsbankrott entgegen. Schon war die fünfprozentige Rente von 115 auf 55, die dreiprozentige von 75 auf 35 gefallen, ein Sinken des Kurses, das zahllose Rentner mit Erbitterung gegen die Republik und gegen die Arbeiter, denen Alles zufloß, erfüllte.

Immer breiter öffnete sich der Abgrund zwischen den Rothen und den Gemäßigten, welche es voll Ingrimm empfanden, daß die ewigen Arbeiterunruhen das Wiederaufleben des Verkehrs und der gewerblichen Thätigkeit, also ihres Erwerbes, verhinderten. Auch in den *Provinzen* widersetzten sich die Bauern mit Sensen und Heugabeln in der Hand der Erhebung des Steuerzuschlages. So kam es denn auch, daß bei den Nachwahlen, welche durch eine Anzahl von Doppelwahlen nothwendig geworden waren, die Provinzen lauter Gemäßigte, wie Thiers, Changarnier, Proudhon in die Kammer sandten; ja vier Wahlbezirke wählten gleichzeitig den Prinzen Louis Napoleon.

Es war die Noth, welche endlich die Regierung zu entscheidenden Entschlüssen drängte. Schon war das baare Geld so im Preise gestiegen, daß für einen Sovereign 34 Francs (statt 20) bezahlt wurden. Es wurde daher angeordnet, daß bei den Sparkassen alle Baarzahlungen von Summen über 100 Francs eingestellt werden sollten. Von den 355 Millionen Spareinlagen konnten demnach nur 72 herausgezogen werden, für die übrigen 283 wurden Staatskassenscheine gegeben, welche im Augenblicke der Ausgabe schon auf die Hälfte ihres Werthes sanken. Nun waren aber neun Zehntel aller Spareinzahler Arbeiter, welche sich

dadurch um einen großen Theil ihrer Ersparnisse gebracht sahen und mit ingrimmigem Hasse gegen die Regierung erfüllten.

Gefährlicher fast noch war die zweite Maßregel der Regierung, durch welche sie der Finanznoth steuern wollte. Mitte Juni war die Zahl der Arbeiter in den Nationalwerkstätten auf 120,000 gestiegen; sie umfaßte also die Hälfte der gesammten erwachsenen männlichen Bevölkerung der Hauptstadt. Und doch verlangten infolge Zuzugs aus anderen Städten noch weitere 50,000 die Aufnahme in die Listen. Die Regierung beschloß nun ihrer früheren Zusage entgegen, diese abzuweisen, jene aber, für welche sie in Paris keine Arbeit mehr hatte, in die Provinzen zu schicken, um dort die Wege zu verbessern, Sümpfe trocken zu legen und sonstige gemeinnützige Arbeiten vorzunehmen. Dann war durch Auflösung ihres Zusammenhanges die Arbeiterarmee zugleich machtlos gemacht. Und um der beschlossenen Maßregel Nachdruck zu geben, erhielt der General Cavaignac, der zum Kriegsminister aus Algier berufen war, Befehl, die Zahl der Truppen um Paris sofort bis auf 55,000 zu vermehren.

Die Junischlacht. Zu wirklicher Arbeit aber sich gebrauchen zu lassen, waren die Aufwiegler und Lungerer keineswegs gesonnen. Bei allen Gleichgesinnten trafen ihre Hetzereien auf fruchtbaren Boden; nicht minder aber auch bei den ordentlichen Arbeitern, die um einen Theil ihrer sauren Ersparnisse von der Regierung sich betrogen glaubten. Alle waren gleichmäßig entschlossen, sich nicht trennen und in die Provinzen schicken zu lassen. Selbst der wenig achtsame Beobachter konnte die düster drohende Stimmung bemerken, welche um die Mitte des Juni alle Klassen der Pariser Arbeiter durchwogte: handelte es sich doch bei dem Schlusse der Nationalwerkstätten darum, alle die Tausende ihres einzigen Existenzmittels zu berauben.

Wol hatten Manche geglaubt, auf das Arbeiterparlament, welches, zusammengesetzt aus Meistern und Gesellen verschiedenster Gewerke, unter dem Vorsitze von Louis Blanc in dem Luxembourg tagte, noch Hoffnungen setzen zu dürfen: aber all die langen Debatten seit dem 27. Februar, dem Tage seiner Einsetzung, hatten kein förderliches Resultat ergeben, und eben damals hatte es sich von selbst aufgelöst. Andererseits zeigte die Exekutivkommission den vollen Ernst ihrer Entschlossenheit dadurch, daß sie den Direktor der Nationalwerkstätten, Emil Thomas, welcher sich weigerte, jene die Auflösung der Werkstätten vorbereitenden Maßregeln zur Ausführung zu bringen, ohne Weiteres absetzte und nach Bordeaux entfernte.

Zur Entscheidung wurde die Frage am 20. Juni gebracht, als der Minister der öffentlichen Arbeiten Trelat 3 Millionen Francs von der Kammer für die Nationalwerkstätten verlangte. Die Kammermajorität, längst in Uebereinstimmung mit Lamartine entschlossen, die Pariser Revolutionäre nicht länger auf Kosten des Landes zu füttern, unterschätzte vielleicht die Tragweite einer Auflösung der Werkstätten. Nur mit äußerster Mühe ließ sie sich durch die Mehrheit der Exekutivkommission zur Bewilligung der 3 Millionen bewegen, aber sie verlangte, daß nunmehr ein Anfang gemacht würde, wenigstens die dienstfähigen Arbeiter in das Heer einzureihen.

Der Moniteur kündigte dies an. Die Aufregung der Arbeiter, zumal der jugendlichen Hitzköpfe, die sich zunächst bedroht fühlten, war grenzenlos. Sie sandten eine Deputation in den Luxembourg, in welchem die Exekutivkommission residirte, an Marie, um diesen über die angekündigte Maßregel zur Rede zu stellen. Marie ließ ihren Sprecher Pujol hart an und drohte den Arbeitern für den Fall des Ungehorsams mit Zwangsmaßregeln. Pujol berichtete das den aufgeregten Arbeiterscharen, welche dicht gedrängt den ganzen Pantheonsplatz füllten. Unter wüthendem Toben und Fluchen beschlossen sie am nächsten Tage sich mit den Waffen in der Hand auf dem Platze wieder einzufinden.

So strömten denn in der Frühe des 23. Juni die bewaffneten Haufen, von Haß und Zorn erfüllt, vor dem Pantheon zusammen. Pujol führte sie nach dem Bastillenplatze, wo er vor der Julisäule an die Geister der unter ihr beigesetzten Revolutionskämpfer eine Ansprache hielt; dann zog er weiter über die Boulevards nach der Pforte St. Denis, wo er eine Barrikade aufwerfen ließ.



Aus der Junischlacht. Zeichnung von F. Lix.

Gleichzeitig aber führten andere Haufen nach Verabredung vor dem Pantheon und in den östlichen Vorstädten Barrikaden auf, in größter Ruhe nach Korporalschaften arbeitend, und steckten die Fahnen der Nationalwerkstätten oben auf die Straßenschanzen. Niemand störte sie. Cavaignac, Angesichts der drohenden Gefahr, mit dem Oberbefehl über die Linie und die Nationalgarde betraut, sammelte seine Truppen im Tuileriengarten, auf der Place de la Concorde und in den elysäischen Feldern. Durch Massenangriffe wollte er den Aufstand niederschlagen.

Schon war es fast Mittag, als die aufständigen Arbeiter selbst durch eine Salve auf vorüberziehende Nationalgardisten den Angriff eröffneten. Dann aber breitete sich der Kampf rasch über die ganze Stadt aus. Die Truppen rückten vor, aber sie fanden so erbitterten Widerstand, daß, als die Nacht einbrach, nicht mehr als einige Barrikaden in der Nähe des Bastillenplatzes in ihrer Hand waren. Am folgenden Morgen, Donnerstag, wurde mit noch gesteigertem Ingrimm weitergekämpft. Von drei Seiten drängten die Aufständischen gegen das Stadthaus an, so daß der hier kommandirende General Duvivier auf das Dringendste um Verstärkung bitten mußte.

Auf die Nachricht hiervon erhob sich in der Kammer der Abgeordnete Pascal Duprat und beantragte, daß Paris in Belagerungszustand erklärt und die ganze vollziehende Gewalt dem General Cavaignac übertragen würde. Die Kammer genehmigte das Eine wie das Andere. Cavaignac somit zum Diktator ernannt, ging jetzt mit äußerstem Nachdruck gegen den Aufstand vor und erreichte durch rücksichtslose Anwendung der Artillerie, daß das Pantheon erobert, das Stadthaus gesichert und die Arbeiter aus dem Mittelpunkte der Stadt hinausgedrängt wurden.

Die Aufständischen benutzten die Nacht, um ihre Stellungen auf das Aeußerste zu befestigen ihre Erbitterung war bis zur Raserei gesteigert; von friedlicher Versöhnung wollten sie nichts wissen. Den General Brea, welcher Unterhandlungen anknüpfte, nahmen sie gefangen und ermordeten ihn unter entsetzlichen Martern. Auch der Erzbischof Affre fand bei einem Versöhnungsversuche seinen Tod. Allein Barrikade um Barrikade wurde erstürmt, und am Freitag Abend hatte die Revolution nur noch ihren Hauptherd, die Vorstadt St. Antoine, in Besitz. Jetzt verlangte Cavaignac unbedingte Unterwerfung, und als diese verweigert wurde, begann am Sonnabend um 10 Uhr der Sturm auf die hartnäckige Vorstadt. Schritt für Schritt drangen die durch den Widerstand auf das Aeußerste erbitterten Angreifer vor; in den Häusern, deren Zwischenwände durchbrochen waren, wie auf der Straße wurde gekämpft; nach einer Stunde war die Schlacht entschieden. Nur in den Seitenstraßen hielten sich die Aufständischen noch etwas länger.

Die fürchterlichste Straßenschlacht, die Paris je gesehen, war geschlagen; mit einer Erbitterung ohnegleichen war von beiden Seiten gekämpft. Selten hatten die Truppen, die Mobilgarde in den letzten Tagen nie Pardon bewilligt, und die Arbeiter erschossen ihre Gefangenen zu Dutzenden. Weiber gossen den Gefangenen Schwefelsäure ins Gesicht und verübten die entsetzlichsten Greuel; 3888 Barrikaden hatten erstürmt werden müssen. Die Zahl der Todten kannte Niemand; man schätzte, daß etwa 10,000 Leichen beerdigt wurden; aber ungefähr ebensoviel waren in die Seine geworfen worden und wurden ohne Weiteres begraben, wo der Fluß sie ans Land spülte. Erst nach der Niederwerfung des Aufstandes wurden durch förmliche Treibjaden noch gegen 11,000 Gefangene eingebracht.

Die Diktatur Cavaignac's. Nach dem Siege legte Cavaignac die ihm übertragene außerordentliche Gewalt nieder. Aber die Nationalversammlung — so nannte sich die Kammer — gab sie ihm zurück, indem sie ihn zum „Haupt der Vollziehungsgewalt und Kabinetspräsidenten“ ernannte.

Mit strenger Hand nahm Cavaignac jetzt die Reaktion in Angriff. Die Nationalwerkstätten wurden aufgelöst, die zügellosesten Klubs geschlossen, elf der feindseligst gesinnten Zeitungen, darunter auch Girardin's „Presse“, unterdrückt und die übrigen unter Kaution gestellt und der Belagerungszustand über Paris auf unbestimmte Zeit verlängert. Und mit diesen Maßregeln, welche die persönliche Sicherheit in Frage stellten, die ersten Rechtsgrundsätze

erschütterten, war die ungeheure Mehrheit in Frankreich, ja in Paris einverstanden; so groß war die allgemeine Furcht vor der Anarchie einer „rothen“ Republik.

Die Hauptsorge aber der neuen diktatorischen Regierung war die Bestrafung der Aufrührer. Acht Militärkommissionen wurden zur Aburtheilung eingesetzt: sie sprachen von den Gefangenen 6000 frei, 4400 wurden verbannt und 253 wegen während der Aufstandstage verübter gemeiner Verbrechen vor das Kriegsgericht verwiesen. Auch Caussidière und Louis Blanc waren der Theilnahme sehr verdächtig; doch retteten sie sich vor der Verhaftung durch schleunige Flucht über die Landesgrenze.

Nun erst wandte sich die Nationalversammlung ihrer Hauptaufgabe zu: die Abfassung einer neuen Verfassung, der elften, welche seit 50 Jahren Frankreich erhalten sollte. Am 4. September begann die Berathung; am 23. Oktober war die erste Lesung beendigt. Am 4. November wurde das Verfassungswerk mit 739 gegen 30 Stimmen angenommen und am 12. November unter Glockengeläut und Kanonendonner auf der Place de la Concorde dem Volke verkündigt.



Jean Baptiste Cavaignac.

Wol sprach die Verfassung im ersten Hauptstück die Unveräußerlichkeit und Unverjährbarkeit der Volkssouveränetät aus; aber im Grunde behielt sie, ähnlich der Verfassung des Jahres VIII, nur noch die Form der Republik bei: den Präsidenten, welchen sie durch das fünfte Hauptstück als Träger der vollziehenden Gewalt schuf, stattete sie mit den wesentlichen Befugnissen eines Monarchen aus; ja sie eröffnete den Weg zu jeder Usurpation, indem sie zur Berufung an das Volk mittels des Plebiscits ermächtigte.

Die Nachwahlen des September, welche den Grafen Molé, den Marschall Bugeaud, den Prinzen Louis Napoleon sogar durch fünffache Wahl (in Paris und vier Departements) in die Nationalversammlung sandten, zeigten deutlich, wohin die allgemeine Meinung des französischen Volkes ging. Mit nicht geringerer Klarheit bewies dies das stetige Anwachsen des Klubs der Straße Poitiers, in welchem sich die ehemaligen konstitutionellen Monarchisten zusammenfanden. Dem gegenüber konnte Cavaignac, um seinem Ministerium die Majorität der Kammer zu sichern, nicht umhin, die entschiedensten Republikaner aus demselben zu entlassen und in Dufaure und Vivien zwei frühere Minister Louis Philipp's in sein Kabinet zu berufen.

Die Präsidentenwahl. „Was ist“, hatte Odilon Barrot schon am 27. September in der Nationalversammlung gefragt, „die Ursache der allgemeinen vorwaltenden Unbehaglichkeit und Unruhe und des allgemeinen Gefühls zu Gunsten einer Diktatur?“ Und er hatte sich selbst die Frage beantwortet: „Sie rühren her von der immer mehr gäng und gebe werdenden Ueberzeugung, daß die Demokratie sich nicht selbst regeln oder mäßigen kann.“

Die Antwort war zweifellos richtig. Die demokratisch-republikanische Regierung hatte Frankreich eine Steuererhöhung von 45 Prozent und dazu noch die Aussicht auf ein jährliches Defizit von etwa 400 Mill. Francs gebracht. Die Nation war fest entschlossen, die Leitung ihrer Angelegenheiten den etlichen Tausend aus der Hand zu nehmen, welche in Paris alle

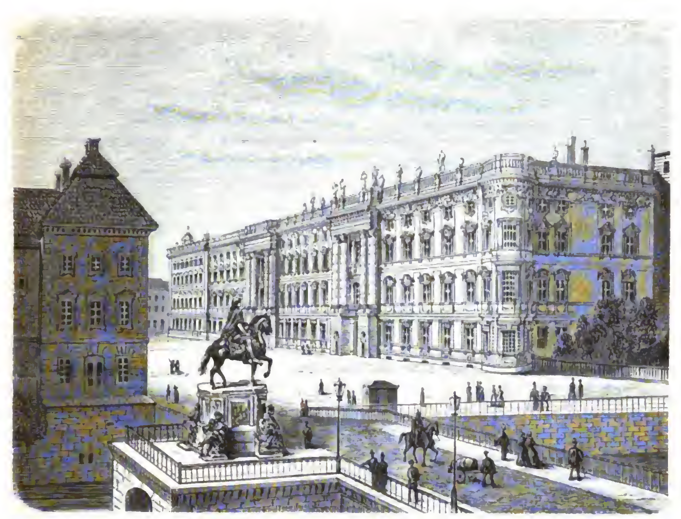
das Land belastenden Mißstände hervorgerufen hatten. Aber selbst Paris war mit der Revolution nichts weniger als zufrieden. Schon im November betrug die Zahl der Armen und Arbeitslosen, welche aus städtischen Mitteln unterstützt werden mußten, 223,000, und es war vorauszusehen, daß der Winter diese Zahl noch erheblich steigern würde.

Auf eine Neugestaltung der Verhältnisse, wie sie die Verfassung anbahnte, richtete sich daher die allgemeine Hoffnung; von dem zu erwählenden Präsidenten erwartete man die Rückkehr zu besseren Zuständen. Wo aber war der rechte Mann für die neu geschaffene machtvolle Stellung? Wol hatte sich Cavaignac große Verdienste um die Rettung des Staates erworben; dazu kam, daß die Unternehmung, welche er zur Wiederherstellung der päpstlichen Gewalt in Rom vorbereitete, die Geistlichkeit auf seine Seite brachte; aber seine strenge Diktatur hatte doch die Dinge in Frankreich nicht gebessert: ein organisatorisches Talent, das sah man wol, war er nicht.

Welche andere Hoffnungen erweckte dagegen der Name Bonaparte! Die Napoleonische Legende von dem sieggewohnten Eroberer, von dem freisinnigen Gesetzgeber des „Maifeldes“ übte ihre Wirkung. Den Bauern versprachen die Bonapartisten, daß der Prinz Louis Napoleon der nächste Erbe des „großen“ Kaisers, wenn er gewählt würde, die 45 Prozent Steuerzuschlag aus seiner Tasche zurückzahlen würde. Aus Haß gegen den Junisieger Cavaignac zogen die Arbeiter in Paris scharenweis über die Boulevards mit dem Gesange: „Nous le voulons — Napoléon!“ Girardin, dessen „Presse“ Cavaignac unterdrückt hatte, setzte das ganze Gewicht seines Geistes und seiner Gewandtheit für den Rivalen des Diktators ein.

Von besonderer Wichtigkeit aber war, daß der Prinz von allem Parteigetriebe sich fern gehalten hatte, so daß alle Parteien das Beste von ihm erwarten konnten. Zwar nach dem Ausbruche der Februarrevolution war er nach Paris gekommen, jedoch auf den Wunsch der provisorischen Regierung sofort nach England zurückgekehrt. Die mehrfache Wahl zur Nationalversammlung hatte er, um keinen Anlaß zur Beunruhigung zu geben, abgelehnt; erst im September nahm er seinen Sitz in der Kammer auf Grund nochmaliger Nachwahl ein. Vielen erschien er so unbedeutend, daß nicht wenige Legitimisten für seine Wahl in der Hoffnung waren, ihn später leicht beiseite schieben und die Krone Heinrich V. zuwenden zu können. Kein Wunder, daß er in Allem den Franzosen der rechte Mann für die Präsidentenwürde zu sein schien. Zwar die Sozialdemokraten stellten Raspail, die Radikalen Ledru-Rollin als Kandidaten ihm gegenüber und auch an dem vor wenigen Monaten noch so überaus populären Lamartine hielt eine kleine Schar Getreuer fest. Aber für den Einsichtigen bedeuteten diese Gegner wenig; die Frage konnte nur sein: ob Cavaignac oder Louis Napoleon.

Der 10. Dezember brachte die Entscheidung. Allenthalben war in Ruhe und Ordnung die Wahl vollzogen worden. Das Ergebniß war, daß von den 7,297,291 Stimmen, welche überhaupt in Frankreich abgegeben waren, 7910 auf Lamartine, 36,329 auf Raspail, 370,719 auf Ledru-Rollin, dagegen auf Cavaignac 1,448,107 fielen; der „Bürger Louis Bonaparte“ jedoch erhielt 5,434,226. In 82 Departements hatte er die Mehrheit, Cavaignac nur in 4; selbst in Paris bekam er 100,000 Stimmen mehr, als der Diktator. Louis Napoleon war bis zum zweiten Sonntage des Mai 1852 zum Präsidenten der französischen Republik gewählt. Im schwarzen Frack und weißer Kravatte, angethan mit dem Großkreuz der Ehrenlegion, leistete er am 20. Dezember den Eid, „der demokratischen Republik treu zu bleiben und die Verfassung zu vertheidigen“, und versprach in einer Ansprache, die er an die Nationalversammlung richtete, „diejenigen als Feinde des Vaterlandes zu betrachten, die auf ungesetzlichem Wege die Form der Regierung zu verändern suchen würden.“ Dann unter dem tiefen Schweigen der Versammlung ging er auf Cavaignac zu: „General“, sagte er, „ich bin stolz darauf, der Nachfolger eines Mannes zu sein wie Sie“, und reichte ihm die Hand. Der General, ohne sich zu erheben, dankte mit einer frostigen, stummen Verbeugung: mißtraute er schon damals trotz aller Gelöbnisse dem neuen Regenten, den Frankreich sich gegeben hatte? —



Das Königliche Schloß zu Berlin.

Das „Sturmjahr“ in Deutschland.

Der ersten französischen Republik hatten die deutschen Großmächte sich entgegengestellt: würden sie die zweite ruhig sich befestigen lassen? Wol standen die deutschen Regierungen alle im Banne der Metternich'schen Reaktionspolitik; aber ein Gefühl der Unhaltbarkeit der deutschen Zustände erfüllte das Volk bis in die höchsten Kreise hinauf und lähmte den Willen nach jeder Richtung. Das Vertrauen auf die Zukunft war den Deutschen abhanden gekommen.

Seit Jahren hatten die gemäßigt Liberalen mehr und mehr von dem politischen Leben sich zurückgezogen; so war die Führung der Opposition, wo es in den Staaten eine solche gab, meist den Radikalen zugefallen, denen ein Umsturz des Bestehenden zur Verwirklichung ihrer republikanischen Ideen nothwendig erschien. Sie glaubten dabei auf die Bundesgenossenschaft des städtischen wie des ländlichen Proletariats rechnen zu können, auf dem sozialer Druck mannichfaltiger Art lastete. Das waren nicht sowol Parteien, als geistige Strömungen, welche den Gegensatz zu dem Ueberlieferten in verschiedener Weise ausdrückten. Doch breiter als diese ging die nationale Strömung, welche, eine würdige Gestaltung des ganzen deutschen Vaterlandes anstrebend, den revolutionären Bewegungen in Deutschland eine wesentlich andere Färbung als denen in Frankreich gegeben hat. Sie war es, welche am ersten sich Anerkennung gewann. Schon im November 1847 ließ König Friedrich Wilhelm von Preußen durch den General Radowitz nach sehr bestimmten Instruktionen für den Fürsten Metternich eine Denkschrift ausarbeiten, um die Umgestaltung des deutschen Staatenbundes in einen fest gefügten Bundesstaat herbeizuführen. Wenn nur Hoffnung gewesen wäre, den alten Staatskanzler den Forderungen der Zeit irgendwie zugänglich zu machen.

Unruhige Stimmung in Baden und Bayern. Zugleich aber begann auch die Bewegung im Volke. In Heppenheim versammelte sich auf Anregung des badischen Abgeordneten von Itzstein eine Anzahl von Oppositionsmitgliedern der süddeutschen Kammern,

sowie des preußisch vereinigten Landtages, um über die Frage zu berathen, wie eine Verstärkung der Bundescentralgewalt zu bewirken sei. Die Meinung war, daß sie durch Berufung eines deutschen Parlamentes zu geschehen habe.

Weiter indeß war schon einige Wochen zuvor die große Volksversammlung zu Offenburg gegangen, in welcher die badischen Radikalen das große Wort führten. Sie verlangte neben dem Bundesparlamente Volksbewaffnung, Schwurgerichte, Preß- und Vereinsfreiheit. Und einer der Hauptsprecher derselben, der Buchhändler Bassermann, stellte am 5. Februar 1848 in der badischen Kammer den Antrag, daß diese auf die Berufung eines Bundesparlamentes hinwirken solle. „Denn an der Seine", prophezeite er, „und an der Donau neigen sich die Tage." Mit großer Mehrheit nahm ihn am 12. die Kammer an.

Inzwischen aber hatte die Bewegung der Gemüther auch Bayern ergriffen. Hier hatte unter dem Ministerium Abel fast zehn Jahre der Ultramontanismus unbeschränkt geherrscht. Allein damit nicht zufrieden, steigerte er seine Ansprüche. Abel erstrebte die Errichtung von Jesuitenklöstern, und der Bischof von Regensburg beantragte in der Kammer der Reichsräthe, darüber abzustimmen, ob in streitigen Fällen die Verfassung oder das mit dem Papste abgeschlossene Konkordat den Vorzug habe. Das machte es dem König Ludwig klar, wohin die ultramontane Partei ihr Streben richte: die Entlassung des klerikal gesinnten Ministeriums war ihm beschlossene Sache. Abel aber war gewandt genug, nicht ohne Anstand zu fallen. Der König wollte der spanischen Tänzerin Donna Maria Dolores Porris y Montez, welche, 1820 geboren, sich seiner unbegrenzten Gunst seit 1846 erfreute, den Grafentitel verleihen. Dem widersetzte sich, seiner Entlassung gewiß, der sonst sehr fügsame Abel, so daß es den Anschein gewann, als seien die Ultramontanen durch die „Lolamontanen" zum Fall gebracht. Indeß der Streit verpflanzte sich unter die Studenten: die Alemannia nahm für die zuchtlose Abenteuerin Partei und gerieth darüber mit der übrigen Studentenschaft in arge Mißhelligkeiten, welche Lola Montez bestimmten, bei dem Fürsten von Oettingen-Wallerstein, dem Nachfolger Abel's, die Schließung der Universität München bis zum Herbste zu erwirken. Jetzt aber trat die Bürgerschaft, durch Erhöhung der Bierpreise an sich schon aufgeregt und durch die Ultramontanen angeschürt, für die Studenten ein; es kam im Februar zu wiederholten Unruhen und Straßenaufläufen drohender Art in München, welche den Gedanken, von der Regierung sich ganz zurückzuziehen, in dem Könige erweckten und zu schneller Reife brachten.

Sieg der Liberalen. Hinein nun in diese unruhige Stimmung der Gemüther, zumal des südlichen und westlichen Deutschland fiel die Kunde von der Pariser Revolution. Unlängst war der elektrische Telegraph eingeführt: so gelangte sie fast gleichzeitig in alle Hauptorte Deutschlands. Die Wirkung war außerordentlich; nicht daß die Nachricht in Deutschland die Revolution bewirkte, aber sie entfachte, zur Nachahmung reizend, den glimmenden Brand: den Radikalen und Sozialisten schien jetzt der rechte Zeitpunkt zu sein, um die Neugestaltung der Verhältnisse in Angriff zu nehmen.

An Grund zu Beschwerden fehlte es nirgends. Auf den Bauern lasteten Frohnden, Patrimonialgerichte und Jagdgerechtigkeiten der Herrschaften; in den Städten klagte das niedere Volk, die Handarbeiter und Gesellen, die kleinen Meister und Höker, über die Grobheit der Beamten, über das Rauchverbot, über Thorsperre, Accise, Polizeistunde. Aufgeredet und angereizt von redegewandten Führern erregten sie auf dem Lande wie in der Stadt tumultuarische Aufläufe gegen die Gutsherren, gegen die städtische Obrigkeit. Aber die Besitzenden, die Bürgerschaft, welche sich zunächst bedroht fühlten, thaten sich zusammen; ihre Geschäfte litten unter den Unruhen; sie traten den Katzenmusiken, dem Fenstereinwerfen, den das Eigenthum bedrohenden Tumulten entgegen. Bürgerwehren, Schutzwachen, Nationalgarden bildeten sich, trieben die Tumultuanten aus einander und hielten die Ruhe aufrecht. Aber sie benutzten diesen Dienst, welchen sie der öffentlichen Ordnung leisteten, zugleich dazu, um ihre eigenen politischen Rechte zu erweitern.

Die Regierungen, durch die Gleichzeitigkeit und Plötzlichkeit der allenthalben auftretenden Unruhen erschreckt, fürchteten eine allgemeine Volkserhebung und wagten daher nicht, den

vergleichsweise maßvollen Forderungen der Bürgerschaften Widerstand entgegenzusetzen. Hatte doch das Ansehen der Behörden den revoltirenden Volkshaufen gegenüber sich machtlos erwiesen, und schien doch auch das Schicksal Louis Philipp's zu lehren, wohin verspätete Nachgiebigkeit führen könne. So wurden denn in Baden zahlreiche unbeliebte Beamte entfernt und die Beseitigung aller Feudallasten vorbereitet; in Braunschweig begab sich der Herzog, eine schwarzrothgoldene Fahne in der Hand, in die Mitte der Bürger; in Württemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau, Kurhessen und einigen Kleinstaaten, schließlich auch in Sachsen wurden liberale Männer, meist die bisherigen Führer der Kammeropposition, in die Ministerien berufen, und die Zügel der Regierung in ihre Hände gelegt. Allenthalben gewannen die Liberalen einen ebenso raschen wie leichten Sieg.

Unbildung und Unsicherheit. Aber der großen Menge war damit noch lange nicht klar, was gewonnen war. Das deutsche Volk, bisher von aller politischen Thätigkeit ausgeschlossen, war in diesen ihm unbekannten Dingen unwissend und leichtgläubig wie die Kinder. In Hamburg verlangte ein großer Volkshaufen die Einführung der Republik. Auf die Entgegnung, sie hätten ja schon eine Republik, erwiederten sie mit großem Geschrei: „So wollen wir noch eine!" Auch in Hessen-Darmstadt war großes Begehr nach einer Republik. „Aber unsern alten Großherzog", war die Meinung, „wollen wir doch behalten." Ueberhaupt war die weitverbreitete Ansicht, daß Republik diejenige Staatsform wäre, in der Jeder thun könne, was er wolle.

Der König von Preußen hatte am 9. September 1847 im Verein mit Sachsen beim Bundestage die Revision der Censurgesetze beantragt. Doch erst infolge der Februarrevolution entschloß sich der Bundestag am 3. März den Bundesstaaten auf Grund von Artikel 18 der Bundesakte die Gewährheit von Preßfreiheit freizugeben. Nicht vereinzelt war damals ihrem Sinne nach die Aeußerung eines liberalen Bürgers: „Natürlich bin ich für Preßfreiheit; aber die Censur lasse ich mir nicht nehmen!" Indeß der große Haufen verstand unter Preßfreiheit überwiegend die Freiheit, von den Wohlhabenden Geld und Geldeswerth erpressen zu dürfen. Ueber die Sozialisten gingen die abenteuerlichsten Vorstellungen um, und Kommunismus galt vollends für nichts Anders als für schleuniges Vertheilen des Besitzes der Wohlhabenden, wie es die Einen hofften, die Anderen fürchteten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß sehr bald auch materielle Folgen der allgemeinen Unruhen sich fühlbar machten. In Oberschlesien und Böhmen hatten die Mißernten der vergangenen Jahre in den Webebezirken schon zu wiederholten Unruhen geführt. Jetzt trat, gesteigert durch den harten Winter von 1847 zu 1848, durch die Unsicherheit der Verhältnisse, in Deutschland eine allgemeine Geschäftsstockung ein. Die Nachfrage nach Industrieerzeugnissen schwieg fast plötzlich, Mißtrauen ergriff die Verkehrsverhältnisse. Das baare Geld verschwand aus dem Verkehre; Papiergeld verlor allen Kurs außerhalb seines Heimatsstaates; zahllose Fabriken mußten ihren Betrieb einstellen, und viele Tausende von Arbeitern wurden binnen wenigen Tagen brotlos und zogen umher, aufgeregt und jeder Vorspiegelung zugänglich nach Besserung ihrer Lage verlangend, während auch der liberale Bürgerstand zu großem Theile täglich seine eigenen Verluste wachsen sah. In weiten Schichten der Bevölkerung begann mehr und mehr ein Verlangen nach den ruhigen und erwerbreichen Zuständen der Vergangenheit sich geltend zu machen. Es war aber klar, daß, wenn die niederen Volksklassen zu genügsamer Ruhe zurückkehrten, damit dem Bürgerstande die Voraussetzung entzogen war, welche ihn so rasch zu politischer Bedeutung erhoben hatte. Einsichtige ließen durch die kameradschaftliche Freundlichkeit, welche die höheren Stände dem Bürger jetzt bewiesen, sich nicht täuschen; sie erkannten wohl, daß der Sieg des Liberalismus nur durch die Stellung, welche die beiden deutschen Großmächte zu der liberalen Zeitbewegung einnehmen würden, Dauerhaftigkeit gewinnen konnte.

Gefahren des Liberalismus. Freilich, was dem Liberalismus innere Kräftigung gab, war, daß er von vornherein zu einem Vorfechter der nationalen Idee sich machte. Diese nationale Perspektive vor Allem ist es, welche in charakteristischer Weise die Bewegung von

1848 von derjenigen des Jahres 1830 vortheilhaft unterscheidet. Sie erwarb den Liberalen auch aus den Reihen der Konservativen manchen, wenn auch nicht liberalen, so doch patriotisch zustimmenden Freund. Aber zwei Klippen waren vorhanden, beide vom Meere bedeckt, welche der Liberalismus zu meiden hatte.

Der Umschlag der regierenden Kreise war so jäh erfolgt, daß er nur für gedankenlos Vertrauensselige eine Gewähr der Dauer bieten konnte. Den meisten Regierungen noch voran war der Bundestag, nachdem er ein volles Menschenalter hindurch jede freiere Bewegung in Deutschland bedroht und gehemmt hatte, jetzt mit beiden Füßen zugleich zu den Liberalen und Nationalen übergegangen: er hatte eine Revision der Bundesverfassung „auf wahrhaft zeitgemäßen nationalen Grundlagen" beschlossen; er erklärte Schwarzrothgold für die Bundesfarben und ließ vom Bundespalais in der Eschenheimer Gasse eine mächtige Flagge in diesen lange verfolgten Burschenfarben herabwehen; er ordnete die Einberufung von Männern des öffentlichen Vertrauens an, welche ihn bei der Revision der Bundesverfassung unterstützen sollten. Siebzehn Männer aufgeklärter Gesinnung wurden infolge dessen von den Regierungen nach Frankfurt gesendet. Sie hatten Alle bis dahin in der ersten Reihe der Gegner des Bundestags gestanden; jetzt gingen sie daran, die Grundlinien einer neuen Verfassung für den deutschen Bund zu entwerfen. Aber besaßen sie die Macht, den Bundestag auf dem neu eingeschlagenen Wege zu erhalten?

Von der andern Seite aber war für die Liberalen nicht minder bedrohlich die Gefahr, unter die Führung der Radikalen zu gerathen. Am 5. März waren die Theilnehmer der Heppenheimer Versammlung mit einer Anzahl von Gesinnungsgenossen in Heidelberg zusammengetreten, im Ganzen 51, um über die drängenden Fragen der Zeit sich zu besprechen. Sie kamen dahin überein, auf den 31. März nach Frankfurt am Main alle früheren oder gegenwärtigen Mitglieder deutscher gesetzgebender Versammlungen, alle Stadtverordneten preußischer Städte und außerdem noch andere durch das Vertrauen des deutschen Volkes ausgezeichnete Männer zu gemeinsamen Berathungen einzuladen, gewissermaßen zu einem deutschen **Vorparlament**. Zugleich wurde ein Ausschuß von Sieben eingesetzt, um die nöthigen Vorbereitungen dazu zu treffen. Wol war die Mehrheit sowol der 51 wie der 7 gemäßigt liberal gesinnt, aber doch hatte sie nicht verhindert, daß Frankfurt zum Versammlungsort bestimmt wurde. Es war klar, daß hier die Süddeutschen die große Mehrzahl bilden würden; in dem unruhigen Südwesten Deutschlands aber war der Hauptsitz des Radikalismus. Und um so begründeter war die Besorgniß, daß am 30. März die Radikalen in überwiegender Anzahl zu Berathung und Abstimmung anwesend sein möchten, als der radikale badische Abgeordnete von Itzstein es verstanden hatte, den Erlaß der privaten Einladungen namens der geschäftsführenden Siebener-Kommission in seine Hand zu bringen. Der Sieg der Radikalen aber bedeutete den Umsturz. Ihr Heer fanden sie in den arbeitslos gewordenen Arbeiterscharen, welche die Noth des Lebens für alle Vorspiegelungen doppelt empfänglich machte.

Noch schlummerte die eine Gefahr wie die andere, aber vorhanden waren sie darum nicht weniger. Den Versuch gemacht zu haben, ihnen zu begegnen, bleibt das Verdienst der Brüder Heinrich und Max von Gagern. König Friedrich Wilhelm von Preußen hatte sich mit der Denkschrift über die Bundesreform nicht begnügt; er hatte Radowitz nach Wien gesandt, um für die Ideen seines Königs persönlich zu wirken. 1840 und dann wieder 1845 hatte Metternich die ähnlichen Anträge des Preußenkönigs mit Entschiedenheit abgelehnt; jetzt machte ihn der Eindruck der Februarrevolution willfähriger: Preußen und Oesterreich erließen gemeinschaftlich die Einladung an die deutschen Fürsten, zum 25. März ihre Minister nach Dresden zu entsenden, um die Bundesreform in Angriff zu nehmen. Darauf gründeten die Gagern ihren Entwurf. Heinrich, Ministerpräsident in Darmstadt, Max, in hoher Vertrauensstellung in Nassau, gewannen ihre Fürsten für den Gedanken, die Einberufung eines deutschen Parlamentes, die Verhandlungen mit den deutschen Fürsten und dem Parlamente, kurz die einheitliche Anbahnung der Reform in die Hand einer einzigen deutschen Regierung, in die Hand Preußens, zu legen. Durch eine vertrauliche diplomatische Mission wurde der

Großherzog von Baden, dann der König von Württemberg für diesen Gedanken gewonnen; in München wurde die Deputation durch den eben in diesen Tagen sich vollziehenden Thronwechsel aufgehalten. Die Kunde von dem Ausbruche der Revolution in Wien langte an: unverzüglich wollte sie daher über Dresden nach Berlin reisen und die Zustimmung der Fürsten dem König von Preußen überbringen: als sie schon unterwegs die niederschlagende Nachricht erhielt, daß auch in Berlin die Revolution ausgebrochen wäre.

Die Stimmung in Oesterreich. Die Einberufung des vereinigten Landtages in Preußen hatte auch den Fürsten Metternich auf den Gedanken gebracht, in Oesterreich wenigstens einige Reformen in Aussicht zu nehmen; indeß in Kurzem ließ er ihn wieder fallen. Allein die Rückkehr zur Polizeiregierung, zu der seit einem Menschenalter geübten Unterdrückung aller geistigen Bewegung fand selbst innerhalb der kaiserlichen Familie Mißbilligung; die Erzherzogin Sophie, des Kaisers Schwägerin, sah nicht ohne Sorge in die Zukunft: wie viel mehr die, welche mit dem Denken und Fühlen des Volkes in unmittelbarer Beziehung standen.

Die Kunde von der Februarrevolution kam: sofort brach das allgemeine Mißtrauen gegen Regierung und Staat offen zu Tage. Alles drängte sich zu den Sparkassen und nahm in Eile seine Einlagen zurück; man belagerte förmlich die Staatskassen und verlangte Einlösung der Guldennoten; das Silbergeld verschwand, nur mühsam fanden Banknoten noch Abnehmer; ein Jeder glaubte bei dem Verschwinden des Staatskredits die völlige Entwerthung des Papiergeldes vorauszusehen.



Ludwig Kossuth.

In Preßburg tagte der ungarische Reichstag. Da erhob sich am 3. März der Deputirte Balogh und verlangte von der Regierung genaue Aufklärung über den Stand der Nationalbank. Aber Ludwig Kossuth, der radikale Agitator, nahm das Wort, faßte seine Beschwerden in einen leidenschaftlichen Angriff auf den „alten Mann“ Metternich und das „verpestete“ Wiener System zusammen und verlangte für die Verbrüderung der Völker Oesterreichs „statt des schlechten Bindemittels der Bajonnete und des Beamtendrucks den festen Kitt einer freien Verfassung.“ Mit lautem Beifall stimmte ihm die Ständetafel zu; freilich die Tafel der Magnaten verhielt sich kühl ablehnend: aber würde sie stark genug sein, in ihrer abweisenden Haltung sich zu behaupten?

Schon kräuselte sich auch bei den anderen Nationalitäten des vielsprachigen Reiches die Oberfläche des politischen Lebens. Jeder Tag brachte ja neue Nachrichten aus Deutschland von Volksversammlungen und liberalen Petitionen. In Prag erließ die tschechische Gesellschaft „Repeal“, welche sich in dem Wirthshaus zur Wage zu versammeln pflegte, einen Aufruf zu einer Bürgerversammlung, welche am 11. März in dem Saale des St. Wenzelbades stattfinden sollte. Der Bürgermeister schickte die Armenväter von Haus zu Haus, zur Ruhe zu mahnen: aber die Versammlung fand statt und beschloß, eine Petition nach Wien zu senden, um die Gewährung der vierzehn Wünsche der Tschechen, deren erster „volle und allseitige Gleichberechtigung der deutschen und böhmischen Nationalität“ war zu verlangen.

Adressenfieber in Wien. Vollends aber Wien befand sich in geradezu fieberhafter Erregung; jede Post brachte neue aufregende Nachrichten: Kossuth's Rede, den Aufruf des Repeal, den Liberalismus des deutschen Bundestages, die Beschlüsse der Heidelberger Versammlung. Die Censur war dem gegenüber völlig machtlos. Aber war von den „Großköpfigen", wie man in Wien die Staatskonferenz (S. 149) nannte, ein Verständniß der neuen Zeit zu erwarten? Die Buchhändler überreichten eine Petition, in der sie um Aufhebung der Censur baten: sie erhielten keine Antwort. Der niederösterreichische Gewerbeverein beschloß in Gegenwart des Erzherzogs Franz Karl, seines Protektors, eine Adresse, in welcher er zu einem festen Anschlusse der Regierung an die Stände und Bürger, Oesterreichs an das gemeinsame deutsche Vaterland mahnte: er erhielt keine Antwort.

Auf den 13. März waren die niederösterreichischen Stände in Wien einberufen, deren liberale Mitglieder sich mit Reformentwürfen trugen. Im Vertrauen hierauf regte der Shakespeareklub den Entwurf einer Adresse an. Der juridisch-politische Leseverein, welcher die besten Kräfte des Wiener Mittelstandes umfaßte, schloß sich an: die Petition, welche auf die Nothwendigkeit der Verleihung einer österreichischen Gesammtverfassung mit klaren und festen Worten hinwies, sollte den Ständen eingereicht und durch diese der Regierung übergeben werden.

Das genügte aber der hitzköpfigen studentischen Jugend Wiens bei Weitem nicht. Wo erfahrene Männer den Volkswillen lenken, wo es sich um klar bestimmte Probleme handelt, kann die milchbärtige Jugend keine Rolle spielen. Aber so unentwickelt waren die Verhältnisse, so unklar die Bewegung der Geister, daß die Studenten sich zu einer Macht in der Stadt aufwerfen konnten: sonst nur als Knaben behandelt, konnten sie es versuchen, die Helden zu spielen. In einer Kneipe der Alservorstadt entwarfen sie eine Petition, in welcher sie Preß-Rede-, Lehr-, Lern- und Glaubensfreiheit und eine allgemeine Volksvertretung verlangten. Auf die Kunde hiervon befahl Metternich den Professoren, die Absendung der Adresse zu verhindern. Die Studenten wurden versammelt; mehrere Professoren, namentlich Hye und Endlicher, welche für liberal galten, erschöpften ihre Beredsamkeit, aber sie erreichten nichts, als daß die Studenten einwilligten, daß durch Hye und Endlicher ihre Adresse überbracht und über die Aufnahme ihnen berichtet würde.

Die Märzrevolte. In gedrängten Scharen hatten am nächsten Morgen — dem 13. März — die Studenten in der Universität sich versammelt. Der Bericht, daß Kaiser Ferdinand mit allgemeinen freundlichen Worten die Adresse entgegengenommen habe, genügte ihnen nicht: sie brachten auf Metternich und Sedlniczki, den Polizeiminister, ein Pereat aus und zogen nach dem Landhause, wo eben die Stände zusammentraten.

Eine große Menschenmenge wogte schon in dem Hofe des Landhauses unruhig auf und ab und erwartete, daß etwas geschähe. Da kletterte der Doktor Fischhof, ein junger jüdischer Arzt, auf das Dach des Brunnens und hielt eine Rede, die mit einem Hoch auf die Freiheit begann und mit einem Hoch auf die Ungarn und Italiener schloß. Dadurch kam etwas Bewegung in die Menge. Der Student Goldner nahm den Platz auf dem Brunnendache ein und las Kossuth's Rede vom 3. März vor. Währenddessen aber wurde durch das unruhige Gedränge eine ganze Anzahl von Menschen in das Landhaus hineingedrängt, so daß der Marschall der Stände, Graf Montecuccoli, um der Unordnung zu wehren, mit Fischhof die Abrede traf, daß 6 Bürger und 6 Studenten an der Sitzung der Stände Theil nehmen sollten. Die unten Harrenden zu beruhigen, ließ man ein Stück Papier hinabflattern des Inhalts, daß die Stände die Einberufung ständischer Ausschüsse aus allen Provinzen und die Veröffentlichung des Staatsbudgets verlangen würden. Als ob das den von den flammenden Worten Kossuth's erregten Gemüthern noch hätte genügen können! Ein Student fing den Zettel auf, las ihn vor und riß ihn verächtlich in Fetzen. Ein K o n s t i t u t i o n, wie Kossuth verlangte, war das, was man wollte. Von Neuem erhob sich der Ruf: „Fort mit Metternich! Fort mit Sedlniczki!" Unmuthig, zugleich durch den Ruf erschreckt, daß von mehreren Seiten Militär heranmarschire, drängt sich die Menge in das Landhaus hinein und beginnt an Möbeln und Fensterscheiben ihren Grimm auszulassen. Durch das Toben in Furcht versetzt, erklärten

die ständischen Deputirten sich bereit, sich nach der Hofburg zu begeben und die Erfüllung der Wünsche des Volkes vom Kaiser zu erbitten. An der Spitze eines großen Volkshaufens machen sie sich dorthin auf.

Indeß ein nicht minder zahlreicher Volkshaufen blieb in dem Landhaus zurück und setzte das begonnene Werk heilloser Zerstörung fort. Truppen erschienen endlich; aber bald eingekeilt zwischen die dichtgedrängten Volkshaufen, waren sie unschlüssig, was sie thun sollten. In Wien ist der Soldat nicht populär: bald richtete sich Spott und Gelächter auf ihn. So vergingen über dem Stoßen, Schieben und Schreien die Stunden. Am Nachmittage drang, von Erzherzog Albrecht geführt, eine Abtheilung der Truppen in den Hof des Landhauses. Der dort zurückgebliebene Volkshaufen warf die Trümmer der zerstörten Möbel den Soldaten auf die Köpfe; auch der Erzherzog wurde getroffen. Da feuerten denn die Soldaten zwei Salven auf die Fenster des Landhauses ab: die unruhigen Haufen verlassen es jetzt unter großem Geschrei und, in die nächsten Straßen sich zerstreuend, verbreiten sie die Unruhe und Aufregung über die ganze Stadt. Einzelne Versuche, Barrikaden zu errichten, wurden gemacht; beim Stephansdome, am Hohen Markt und bei der Hofburg kam es sogar zu Kämpfen zwischen den Volkshaufen und dem nachsetzenden Militär.

Die Bürgergarde trat zusammen, aufgeregt durch das Gerücht, daß auf Wehrlose geschossen würde; sie verlangte die Entsendung einer Deputation an den Kaiser, damit das Militär aus der Stadt zurückgezogen würde. Auch die Studenten in der Universität forderten mit Ungestüm Waffen. Ein Volkshaufe zog vor die Stadt hinaus und zerstörte die Villa Metternich's bis auf die kahlen Wände; Andere demolirten die Wachthäuser und öffentlichen Gebäude in der Stadt.

Die Abdankung Metternich's. Unterdeß war die Staatskonferenz versammelt und berathschlagte über die von den Ständen überbrachte Petition, ohne den Entschluß eines Entgegenkommens finden zu können. Da erschien, von den Studenten entsendet, der 72jährige Rektor der Universität Jenull in der Hofburg, um von der Regierung Waffen für die Studenten zu erbitten. Der Erzherzog Franz Karl, des Kaisers Bruder, suchte ihn mit der Versicherung zu beruhigen, daß Zugeständnisse im Werke seien. Aber das konnte unmöglich zur Beschwichtigung der Studenten ausreichen. In höchster Aufregung warf sich der Greis vor dem Erzherzog Ludwig, dem Vorsitzenden der Staatskonferenz, auf die Kniee: „Kaiserliche Hoheit", rief er aus, „es steht Alles auf dem Spiele, wenn unsere Bitten abgeschlagen werden." Doch auch jetzt wollte der Erzherzog nicht mehr zugestehen, als daß die Sache unmittelbar „in Berathung" gezogen werden solle.

Nicht günstigeren Bescheid erhielt die Deputation der Bürgergarde. Auf dem Fuße folgte eine der Mediziner. Im Vorzimmer empfing sie der Erzherzog Albrecht und hörte in sichtlicher Ungeduld ihre Beschwerde an, daß von Soldaten aus einem Hinterhalt auf Bürgergardisten geschossen und zwei Mann getödtet wären. Mit der Zusicherung, daß der Vorfall untersucht werden solle, wollte der Erzherzog sie entlassen. Allein einer der Abgesandten der Fakultät erklärte das für ungenügend. „Halten Sie 's Maul!" herrschte der Erzherzog ihn an, um die ruhige Zurückweisung zu empfangen: „Kaiserliche Hoheit, grob sein ist keine Kunst!"

Drinnen aber im Empfangssaale des Erzherzogs Ludwig, wo die Staatskonferenz mit den Häuptern der Stände berieth, glaubte man doch den Versuch machen zu müssen, durch die Gewährung von Preßfreiheit die Gebildeten von der Bewegung abzuziehen. Fürst Metternich begab sich daher in das anstoßende Arbeitskabinet des Erzherzogs, um dort eigenhändig nach dem Muster der preußischen Preßordnung vom 8. März den Entwurf eines Preßgesetzes für Oesterreich niederzuschreiben. Da rief ein Mitglied der Grafenbank der Stände, das der Erzherzogin Sophie nahe stand, in die Versammlung hinein: „Metternich muß abdanken!" Das befreiende Wort war gesprochen: lauter Beifallsruf erhob sich von allen Seiten und rief den Fürsten in die Mitte der Versammelten zurück. Sofort begriff der alte Staatskanzler die Situation. „Es ist die Aufgabe meines Lebens gewesen", sprach er mit Würde, „für das Heil der Monarchie von meinem Standpunkte zu wirken; glaubt man, daß das Verbleiben

auf solchem dieses Heil gefährde, so kann es für mich kein Opfer sein, meinen Posten zu verlassen.“ Damit wandte er sich: Niemand machte auch nur den Versuch, ihn zu halten. Er verließ den Saal, um am nächsten Morgen über Prag nach England abzureisen.

Der Sieg der revolutionären Bewegung. Die Deputationen faßten die Bedeutung des Rücktrittes Metternich's in das Wort zusammen: „Es ist Alles bewilligt!“ und stürmten in freudiger Erregung von dannen. In Wahrheit war mit dem Rücktritte Metternich's der Staatskonferenz Lust und Kraft zum Widerstande gebrochen. Den Studenten wie der ganzen Bürgerschaft wurde das Recht, sich zu bewaffnen, gewährt und, was das Zeughaus an alten Waffen barg, noch an demselben Abend ausgehändigt.

Die Stadt illuminirte; aber auch draußen auf den Vorstädten erhellte Feuerschein den nächtlichen Himmel. Die Vorstadtarbeiter hatten während des unruhigen Tages sich der Steuerhäuser an den „Linien“ bemächtigt; jetzt steckten sie die verhaßten Mauthhäuser in Brand, um kund zu thun, daß sie etwas ganz Anderes als die Bürger und Studenten unter einer Revolution verständen!

Die Regierung aber hatte ihre Haltlosigkeit, ja ihre Ohnmacht erwiesen. Einen Moment dachte sie noch an ernstlichen Widerstand und übertrug dem Feldmarschallleutnant Fürsten Windischgrätz diktatorische Gewalt; nach wenigen Stunden jedoch nahm sie die Maßregel wieder zurück. Und am Abende des 14. März beschlossen die Staatskonferenz und die Erzherzoge in gemeinsamer Sitzung die Verleihung einer Verfassung für Gesammtösterreich: ein kaiserliches Manifest verkündete den Wienern, daß bereits für die „Konstitution des Vaterlandes das Nöthige verfügt“ sei. Mit jubelnden Hochrufen empfing das Volk den Kaiser, als er im offenen Wagen mit seinem Bruder und seinem Neffen Franz Joseph eine Umfahrt durch die Stadt machte. Die Revolution in Wien war beendigt — wenn man nicht lieber sagen wollte: sie stand im Begriff zu beginnen.

Die Dinge in Berlin. Wie aber würde sich Preußen, dieser altmonarchische Staat, zu der liberalen Zeitströmung stellen, welche darauf aus war, ihm die Führung der deutschen Angelegenheiten anzutragen? Keine der Parteirichtungen konnte sich ja verhehlen, daß die Haltung Preußens weit über seine Grenzen hinaus für die zukünftige Gestaltung ganz Deutschlands ausschlaggebend sein müßte: wie mußte da nicht eine jede darauf sinnen, in Berlin das Heft in die Hand zu bekommen! Der nur noch halb verhüllte Gegensatz der Liberalen und der Radikalen, der Konstitutionellen und der Demokraten, wie man zu sagen begann — in Berlin mußte er zum Austrag kommen. Was bedeuteten alle Siege der Liberalen in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten, wenn sie nicht auch in dem wahrhaften deutschen Großstaate das Uebergewicht gewannen? Wol wirkten diese Siege auf die allgemeine Stimmung der Gemüther in Preußen ein, und zwar in viel lebhafterer Weise, als es die Februarrevolution unmittelbar gethan: aber waren sie stark genug, auch Preußen in die gleiche Bahn fortzureißen und zugleich die stillen Anstrengungen der Radikalen lahm zu legen, deren Agitationscomité in Paris auf Preußen sein hauptsächlichstes Absehen gerichtet hielt?

Mit dem Monat März begannen auch in Preußen die unruhigen Volksversammlungen, zuerst am Rhein, dann in Sachsen, endlich in Schlesien und Ostpreußen gleichzeitig; Adressen wurden berathen und als Ausdruck der Wünsche des Volkes nach Berlin an den König gesandt.

Wol hatte Friedrich Wilhelm, als er am 7. März die Versammlung der ständischen Ausschüsse schloß, neue bedeutende Zugeständnisse (S. 146) angekündigt, so daß im Vertrauen auf die guten Absichten des Königs der Magistrat von Berlin den Entwurf einer Petition ablehnte, durch welche der schleunige Zusammentritt des vereinigten Landtags erbeten werden sollte. Und auch die Stadtverordneten, welche für die Ueberreichung einer Adresse sich entschieden, ernannten nach gewohntem Geschäftsgange zunächst nur eine Kommission zur Vorberathung derselben: so wenig drängend erschienen ihnen die Zeitläufte. Damit aber gaben die gesetzlichen Vertreter der Bürgerschaft die Leitung der allgemeinen Aufregung aus der Hand: ein Fehler, der nur den Bestrebungen der Radikalen zugute kommen konnte. Zu spät sollten sie es einsehen.

Schon am 6. März hatte sich eine Anzahl Zeitungsschreiber und Studenten in einem Kaffeehause in der Dorotheenstraße zu gemeinsamer Besprechung zusammengefunden. Das Zimmer war zu klein; sie zogen daher durch den Thiergarten nach den „Zelten", einem Vergnügungslokale an der untern Spree, in welchem sie sicher waren — es war Montag — die geringere Bevölkerung in Menge anzutreffen. Auf ein Heranziehen der Arbeiter war es vornehmlich abgesehen. In tumultuarischer Weise wurde hier nun die Absendung einer Adresse, wie deren jetzt täglich die Zeitungen brachten, beschlossen. Am folgenden Tage fanden sich noch zahlreichere Volkshaufen bei den Zelten wieder ein: die Adresse, welche eine allgemeine deutsche Volksvertretung, Volksbewaffnung, Verminderung des stehenden Heeres, Preß- und Versammlungsfreiheit verlangte, wurde einstimmig angenommen und durch die Post, da die Stadtverordneten sie zu überreichen ablehnten, an den König gesandt. Damit war aber die Aufregung nicht zu Ende; die Bewegung wuchs vielmehr: am 9. März waren es schon gegen 4000 Menschen, die bei den Zelten sich zusammengefunden hatten, um die demokratisch-sozialistischen Ergüsse der Führer anzuhören, während andere Redner dazwischen die Errichtung eines Arbeitsministeriums zur Hebung der Noth und die Erbauung einer deutschen Flotte verlangten.

Wachsen der Erregung. Sichtlich steigerte sich von Tag zu Tage die Aufregung der Menge. Die allabendlichen Volksversammlungen bei den Zelten begannen einen tumultuarischen Charakter anzunehmen; hier und da kam es zu Reibungen zwischen der Volksmenge und dem Militär; dem Grafen Raczinski und dem Maler Cornelius wurden die Fenster eingeworfen; in der Grünstraße der Bau einer Barrikade versucht. Militärische Patrouillen durchzogen die Straßen; an mehreren Stellen wurden Kanonen aufgefahren, und Schloß und Zeughaus mit Truppen besetzt. Dem Pfeifen und den Steinwürfen des Pöbels begegneten die Soldaten durch wiederholten Gebrauch ihrer Waffen. Die Erbitterung auf beiden Seiten war unverkennbar. Der Prinz von Preußen, des Königs nächstjüngerer Bruder, legte das Kommando über das Gardecorps nieder; zum Gouverneur der Rheinlande ernannt, stand er im Begriffe, nach Koblenz abzureisen.

Die Adresse der Stadtverordneten, welche dem Könige durch Deputirte der städtischen Behörden am 14. März überreicht wurde, fand die freundlichste Aufnahme. Ihre Bitte um baldige Einberufung des Landtages war schon erfüllt: der König hatte das Patent, welches den Landtag auf den 27. April einberief, schon unterzeichnet: am Abend noch wurde es veröffentlicht. Aber schon verlangte die Breslauer Adresse eine wahrhafte, vom Volke zu wählende Volksvertretung. Noch weniger schien die bedingte Gewährung der Censurfreiheit, welche der König am 8. März verfügt hatte, jetzt ausreichend. Der Gemeinderath von Köln beschloß eine Deputation an den König zu senden, um ihm die bedrohliche Stimmung der Provinz wahrheitsgetreu zu schildern.

Aber auch in Berlin war die Haltung der Volksmenge eine drohende geworden. Die städtischen Behörden beeidigten eine Anzahl von Bürgern und Studenten, erst 300, später 1100, um, als Schutzmänner durch Stäbe und Armbinden ausgezeichnet, die Ordnung, ja den Frieden aufrecht zu erhalten. Allein nur für einen Tag gelang es ihnen. Schon am Nachmittage des 16. März, als wieder sich dicht gedrängte Volksmassen auf dem Opernplatze angesammelt hatten, erwiesen sie sich machtlos. Infanterie rückte vom Zeughause heran, um den Platz frei zu machen: wirkungslos erklang der dreimalige warnende Trommelwirbel. Da gaben die Soldaten Feuer: zwei Personen stürzten todt, eine größere Anzahl verwundet zu Boden, und entsetzt unter Angst- und Rachegeschrei stob die Menge auseinander, während zugleich von der Jägerstraße her eine Kavalleriepatrouille herankam. Die ingrimmige Wuth, welche die Volkshaufen erfaßte, war grenzenlos: einen Augenblick schien es, als würde es zu einem Kampfe kommen. Aber auch in den Zügen der Soldaten spiegelte sich die Erbitterung wieder, welche die Tage lang erfahrenen Beschimpfungen, Verhöhnungen und Mißhandlungen in ihnen erzeugt hatten. Doch die Menge zog sich in die Häuser und die Seitengassen zurück, wild mit Rache drohend. „Seither hat man Straßenaufläufe gehabt", berichtete der

Polizeipräsident von Minutoli an den Minister von Bodelschwingh, „morgen wird die Revolution ihr Haupt erheben!"

Die Entschließung des Königs. Der König weilte in Potsdam, als er am Abend des 15. März die Nachricht von der Wiener Revolution und der gesteigerten Aufregung in seiner eigenen Hauptstadt erhielt. Sofort eilte er nach Berlin voll der Empfindung, wie sehr durch die doppelte Nachricht seine Stellung verändert sei: das volle Verständniß der neuen Zeit nahm er für sich in Anspruch. In derselben Stunde, wo sich draußen auf dem Opernplatze die Volkshaufen zusammenballten, fand im Schlosse unter dem Vorsitze des Königs eine Sitzung des Staatsrathes statt. Des Zwanges, auf Metternich Rücksicht zu nehmen, war man enthoben; auf einen Erfolg des Dresdener Kongresses kaum noch zu rechnen. In Deutschland griff der Liberalismus mit Riesenschritten um sich. Es war klar, daß auch in Preußen etwas Entscheidendes geschehen mußte: der König faßte den Entschluß, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen; durch Preußen sollte die Neugestaltung Deutschlands sich vollziehen. Längst erfüllte ihn die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Reform der deutschen Verhältnisse; jetzt war die Zeit, mit seinen Plänen hervorzutreten, deren Konsequenz, wie er wohl erkannte, die innere Neugestaltung Preußens auf liberaler Grundlage sein mußte. Daraus ergab sich die Nothwendigkeit einer beschleunigten Einberufung des vereinigten Landtages. Man nahm dafür statt des 27. den 2. April in Aussicht und beschloß das Einberufungspatent zugleich zur Veröffentlichung der Pläne Preußens für seine und Deutschlands Umgestaltung zu benutzen. Der Prinz von Preußen und die anwesenden Minister stimmten zu, obwol der Systemwechsel auch einen Kabinetswechsel in sich schloß. Das Einberufungspatent wurde entworfen, am Morgen des 18. März von dem Könige, dem Prinzen von Preußen und den Ministern unterzeichnet und in die Druckerei geschickt, um so bald wie möglich veröffentlicht zu werden.

Der König befand sich sichtlich nach diesen folgenreichen Entschlüssen in einer gehobenen Stimmung. Er beschied am Morgen des 18. März den Grafen Arnim-Boitzenburg zu sich und trug ihm den Vorsitz in dem neu zu bildenden Ministerium an, welches von bedeutenden Führern der Linken des vereinigten Landtages den Grafen Schwerin und Herrn von Auerswald in sich schließen sollte. Auch Georg von Vincke wurde nach Berlin berufen. „Schreiben Sie getrost nach St. Petersburg", sagte der Minister Bodelschwingh, wie man erzählt, zu dem russischen Gesandten, „in Berlin ist die Sache abgemacht!"

Revolutionäre Elemente. Allein schärfer als der Minister des Innern hatte der Polizeipräsident gesehen und geahnt. Denn Erfolge der Liberalen bedeuteten Niederlagen der Radikalen, die sicherlich nicht gesonnen waren, die Wichtigkeit, welche ihnen die Unruhen der letzten Tage zu geben schienen, leichten Kaufes sich entwinden zu lassen. Das Agitationscomité in Paris hatte überdies fünf Agenten nach Berlin geschickt, um dort die Revolution in Gang zu bringen. Aus Leipzig waren einige dreißig junge Leute, zum Theil polnische Studenten, zu gleichem Zwecke dort angelangt; auch aus Süddeutschland war mehrfacher Zuzug eingetroffen.

Als nun der 17. März friedlich vorüberging, fanden sich am Abend die Leipziger Agitatoren in Tivoli, einem Vergnügungsorte vor dem Hallischen Thore ein, um Abrede mit einander zu nehmen. Auch die fünf französischen Sendlinge waren bei der Besprechung anwesend; nicht minder aber auch mehrere Häupter der Berliner Radikalen, wie Julius, der Redakteur der „Zeitungshalle", und der Buchdrucker und Stadtverordnete Berends. Man kam dahin überein, daß am Freitag den 24. März die Revolution in Berlin ausbrechen, die Woche bis dahin aber benutzt werden solle, um Alles gehörig vorzubereiten und die Aufregung unter den Arbeitern und deren Haß gegen die Soldaten mit allen Mitteln zu schüren.

An demselben Abend fanden in fast sämmtlichen Bezirken der Hauptstadt Versammlungen von Bürgern statt, um über die Stellung der Schutzmannschaft sich zu berathen. Diese Gelegenheit wurde von den Radikalen zu dem Antrage benutzt, daß alle Anwesenden am nächsten Tage Mittags 1 Uhr nach dem Schloßplatze ziehen sollten, um von dem Könige

Bewaffnung der Bürgerschaft und Entfernung des Militärs, zumal des aus Potsdam herbeikommandirten Garde-Infanterieregiments, zu verlangen. In der Redaktion der Zeitungshalle an der Ecke der Oberwall- und Jägerstraße harrten die Führer, Berends, Stadtrath Runge, Buchdrucker Krause u. A., des Erfolges: um 9 Uhr hatten 86 Stadtbezirke den Antrag angenommen. Die Leipziger Agenten aber trafen Abrede, um die gleiche Zeit im Café de l'Europe bewaffnet sich zusammenzufinden.

Es war die Ankunft der Kölner Deputation am 17. März, welche viel dazu beitrug, auch die Liberalen dem Antrage einer Massendemonstration geneigt zu machen; sie fühlten das Verlangen, um den Kölnern nicht allein den Ruhm zu lassen, etwas zu thun: aber sie wußten nicht recht was. Auch die städtischen Behörden traten zu derselben Stunde, wo der König die Kölner Deputation anhören wollte, zu einer Berathung zusammen, womit sie, die Vertreter der Landeshauptstadt, der Abordnung der Rheinlande die Wage halten könnten.

Am Sonnabend Vormittag — den 18. März — wurde die Kölner Deputation, geführt von dem Oberpräsidenten Eichmann, vom Könige empfangen: auch der Prinz von Preußen war zugegen. In beweglicher Rede schilderte der Oberbürgermeister von Wittgenstein die drohende Stimmung der Rheinlande und beschwor den König, einen hochherzigen Entschluß zu fassen. Friedrich Wilhelm erwiederte in sichtlicher Bewegung, daß die vorgetragenen Wünsche mit seinen eigenen Absichten übereinstimmten: die Proklamationen — denn auch zur Bewilligung unbedingter Preßfreiheit hatte er sich Tags zuvor entschlossen — seien bereits im Druck. Mit dem Auftrage, daheim das Volk zu beruhigen, entließ er die rheinischen Männer. Der Prinz wiederholte in kurzen, raschen Worten die Mahnung; als Gouverneur der Rheinlande werde er ihnen bald folgen, fügte er hinzu.

Unterdessen hatten die im Rathhause versammelten städtischen Behörden ebenfalls die Entsendung einer Deputation an den König beschlossen, welche ihn um Preßfreiheit, Bürgerbewaffnung, Berufung eines liberalen Ministeriums und Verleihung einer freisinnigen Verfassung sowie beschleunigte Einberufung des vereinigten Landtages bitten sollte. Sie kehrten gegen ein Uhr aus dem Schlosse zurück; ihr Bericht, daß der König theils die sofortige Erfüllung ihrer Bitten verheißen, theils in nahe Aussicht gestellt habe, erregte bei den noch versammelten städtischen Körperschaften die freudigste Aufregung; mit lauten Beifallsrufen stimmte auch das Publikum auf den Tribünen bei. Sofort wurde der Entschluß gefaßt, nach dem Schlosse zu ziehen und dem Könige durch ein Lebehoch den Dank des Volkes darzubringen.

Auf dem Schloßplatze. Schon füllte eine dichtgescharte Menge den weiten Schloßplatz, und immer rückten noch in langen Zügen aus den Bezirken die Bürger heran. Eine frohe Stimmung beherrschte die Tausende; ein Mal über das andere ließen sie in brausendem Rufe den König hochleben. Damen hatten die dem Schlosse gegenüber liegenden Fenster besetzt; auf dem Binnenhofe des Schlosses bivuakirte die Potsdamer Garde, rauchend und plaudernd standen die Soldaten in Gruppen umher. Auf dem Balkon des Schlosses erschien der König und grüßte dankend hinunter; er wollte sprechen, aber in dem Getöse der unten wogenden Menge blieb er unverstanden. Da rief mit mächtiger Stimme der Bürgermeister Naunyn, neben den König tretend, von dem Balkon hinab: „Der König bewilligt Alles! Der König will, daß Preßfreiheit herrsche; der König will, daß der Landtag sofort berufen werde; der König will, daß eine Konstitution auf der freisinnigsten Grundlage alle deutschen Länder umfasse, daß Preußen sich an die Spitze stelle der deutschen Bewegung!" Von Neuem ertönten die jubelnden Hochrufe: der König trat zum zweiten Male vor und dankte, mit einem Tuche wehend. Gegen 2 Uhr erschienen in einem Extrablatte der „Allgemeinen Preußischen Zeitung" die beiden Patente des Königs, in welchen er eine „konstitutionelle" Verfassung, Bundesreform und Preßfreiheit versprach. Verschiedene Herren traten auf Hausstufen und Wagen und lasen sie den Umstehenden vor. Man umarmte sich in freudiger Bewegung; Manche weinten vor Rührung. Auf einem Privathause dem Schlosse gegenüber wurde eine schwarzweiße Fahne aufgezogen und von der Menge mit Jubel begrüßt.

Allmählich aber änderte sich die Scene. Von den Tausenden freudig erregter Bürger zerstreuten sich nach und nach die meisten. Arbeiter und Handwerksgesellen, die sich Anfangs vereinzelt im Hintergrunde gehalten hatten, fingen an immer zahlreicher zu erscheinen; ein unruhiges Drängen und Wogen in der dichtgescharten Menge begann.

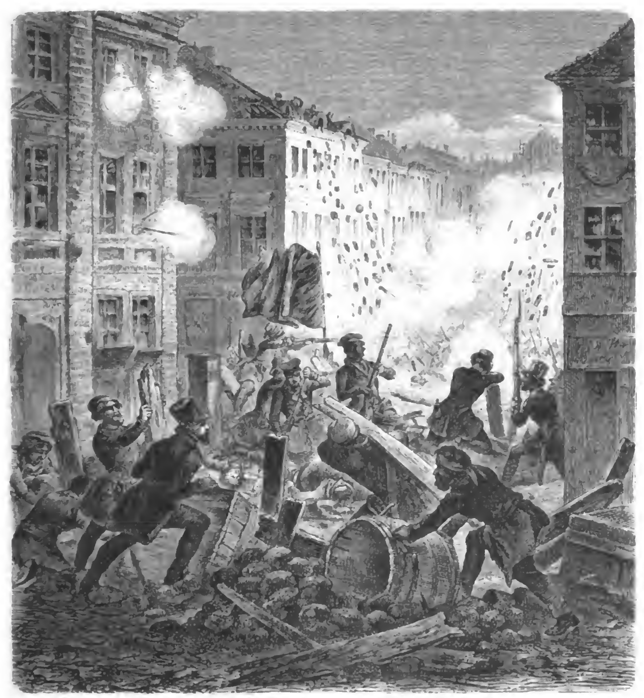
Um 2 Uhr bezog eine Abtheilung der Potsdamer Garde die Wache an dem Schloßportal Nr. 2: dasselbe Regiment, welches auf dem Opernplatze Feuer gegeben hatte. Sofort tönte ihm aus der Menge der Ruf entgegen: „Fort mit dem Militär! Das Militär zurück!" Immer lauter erscholl der Ruf, und in drohender Haltung wogte die Menge gegen das Portal heran. In langsamem Schritte rückte von der Stechbahn her ein Zug Dragoner vor, um die aufgeregten Volkshaufen von dem Schloße zurückzuhalten. Aber mit Stöcken und Regenschirmen wurde den Pferden in die Weichen gestoßen, so daß die Dragoner den Säbel zogen und mit flacher Klinge die Andrängenden abwehrten. Zugleich marschirte, mit Gewehr über, eine Compagnie Garde aus dem Schloßportale unter Trommelwirbeln vor, um den Platz zu räumen; aus Portal Nr. 1 schloß sich eine zweite an, gegen die Kurfürstenbrücke einschwenkend, und drängte das pfeifende und schreiende Volk über die Brücke nach der Königsstraße zurück. In diesem Augenblicke fiel ein Schuß: ein Mann in einem weißen Filzhute hatte von der Königsstraße her ihn abgefeuert. Fast gleichzeitig aber gingen zwei Grenadieren in dem Gedränge die Gewehre los: die Kugeln fuhren in die Luft, verletzt war Niemand. Allein ein wildes Geschrei erhob sich: „Wir sind verrathen! Sie schießen auf die Bürger! Zu den Waffen! Rache!" und in Verwirrung und Entsetzen stob die Menge nach allen Seiten aus einander, Ingrimm und Wuth durch alle Straßen tragend und zur Rache für die „Gemordeten" aufrufend. Voll Sorge über den Tumult eilte der Polizeipräsident nach dem Schlosse. Der Student Feenburg, ein nihilistischer Russe, hielt ihn auf: „Die rothe Fahne muß auf dem Schlosse aufgesteckt werden!" rief er ihm zu, der Tuilerien sich erinnernd. Und die in der Redaktion der Zeitungshalle Versammelten vertheilten sich rasch durch die angrenzenden Straßen mit dem Rufe: „Zu den Waffen! Unseren Brüdern zu Hülfe!" Auch die Leipziger verließen das Café de l'Europe und zerstreuten sich durch die Stadt.

Geängstigt schlossen die Bürger und Kaufleute ihre Läden. Kleine Trupps von Menschen liefen durch die verödeten Straßen und riefen: „Zu den Waffen!" Müßige Handwerksgesellen, Handlungsdiener, Arbeiter und Studenten begannen hier und dort sich anzusammeln. Ein junger Bursche in polnischer Kleidung, die Konfederatka auf dem Kopfe, einen krummen Säbel schwingend, führte einen Haufen von 200 Menschen, rasselnde Trommeln voran, die Königsstraße herauf gerade auf das Schloß zu. Ein Haufe erbrach das Schuldgefängniß, ein anderer das Arbeitshaus am Alexanderplatz, dessen befreite Sträflinge den drohenden Rotten sich anschlossen. Ein Jude in der Friedrichsstraße reichte Jedem 16 Groschen (2 Mark), der mitzukämpfen versprach. Berends führte einen Haufen nach der Lindenstraße, um aus dem Landwehrzeughause Waffen zu holen und die dortigen Kasernen in Brand zu stecken.

Der Barrikadenkampf am 18. März. Rasch erstanden an den Straßenzugängen Barrikaden. Es war erstaunlich, welche Geschicklichkeit und Erfahrung in dem Bau dieser in Berlin unbekannten Revolutionsschanzen an den Tag gelegt wurde. Aus zwei Droschken, einer Kutsche, einem Schilderhaus, Rinnsteinbrücken, Fässern, Pflastersteinen erhob sich schon um 3 Uhr die erste Barrikade vor dem Bureau der Zeitungshalle. Ein Haufe unter Anführung des Literaten Eichler überfiel die in der Nähe vor der Bank wachestehenden Soldaten, wobei der eine gefangen genommen, der andere meuchlings von hinten niedergestochen wurde. In weniger als 2 Stunden war die Stadt bis in die entlegensten Straßen mit Barrikaden bedeckt, von denen die schwarzrothgoldene Fahne herabwehte. Zumal in der Königsstraße drängte sich Barrikade an Barrikade, durch die schweren Granitplatten des Trottoirs stark bewehrt, manche in Stockwerkshöhe aufgethürmt. Dächer wurden abgedeckt und auf der Höhe Körbe mit Steinen kampfbereit aufgestellt.

Der Alarmruf hatte seine Wirkung gethan. Je größer die Aufregung aus den vergangenen Tagen war, um so williger wurde die Fabel von auf dem Schloßplatze begangenen

Unthaten geglaubt: die Vorgänge auf dem Opernplatze ließen eben Alles glaubhaft erscheinen. Eine wilde Erbitterung gegen die Soldaten ergriff die Volkshaufen; man fühlte sich unmittelbar bedroht, ja nicht Wenige hatten die Empfindung, etwas Gutes zu thun, wenn sie zum Schutze der Wehrlosen die Waffen ergriffen. So erklärt es sich, daß Studenten und Bürger in Menge, wie fast die ganze Schützengilde, den Kämpfenden sich anschloßen: aber die große Mehrzahl der Barrikadenkämpfer, wie nachher die Todtenlisten auswiesen, bestand aus Arbeitern und Handwerksgesellen, wozu sich denn das Gesindel der großen Stadt gesellte, das in unruhigen Zeiten aus den Schlupfwinkeln des Verbrechens und Lasters hervorzuschleichen pflegt.



Barrikadenkampf vor dem Köllnischen Rathhause in Berlin.

Man kann nicht sagen, daß eine bestimmte Idee sie beherrschte, für die sie aus erbrochenen Waffenläden und Offizierswohnungen sich Waffen holten: was die Masse allein erfüllte, war wilder Haß gegen das Militär und jene gedankenlose Raufwuth, durch welche der ungezügelte Germane seiner Erregung Luft zu machen liebt.

Kaum geringer aber war die Erbitterung auf Seiten des Militärs, und der neue Kommandeur des Gardecorps, General von Prittwitz, welchem der König den Oberbefehl über alle in Berlin anwesenden Truppen übertrug, war ganz der Mann, mit allem Nachdruck dem auflodernden Aufruhr zu begegnen. Bald nach 3 Uhr ließ er eine Compagnie

des 2. Garderegiments zum Sturm gegen die Barrikaden an der Ecke der Oberwall- und Jägerstraße und der Oberwall- und Werderstraße vorgehen. Aus allen benachbarten Häusern wurden die Soldaten beschossen: allein sie erstürmten die Barrikaden und drangen nun in die feindlichen Häuser ein, aus denen sie Alles, was sie fanden, unter Kolbenstößen in die Keller des Schlosses gefangen abführten.

Indeß noch einen Versuch machte der König, dem schon begonnenen Kampfe Einhalt zu thun. Zwei Männer trugen um 4 Uhr aus dem Schloßportale an zwei Stangen ein großes Leinwandlaken hervor, auf welches in riesengroßen Buchstaben geschrieben war: „Ein Mißverständniß!“ Ein Bürger ging, den Hut schwenkend, mit dem Rufe vorauf: „Es lebe der König!“ Allein Niemand stimmte in den Ruf ein: der Versuch der Verständigung mißlang.

Unterdeß drangen die Truppen in die Friedrichsstraße ein, welche von Ecke zu Ecke durch Barrikaden gesperrt war. Eine nach der andern wurde erstürmt bis zur Kronenstraße hin, so daß Prittwitz hier das Kommando dem General von Tümpling übertrug, um sich selbst gegen die Königsstraße zu wenden. Jedoch der größte Theil der Truppen, welche Tümpling unter seinem Befehle jetzt vereinigte, wurde sofort vor dem Oranienburger Thor in Anspruch genommen, um die aufständischen Haufen von der dort gelegenen Artilleriekaserne abzuwehren. Indeß die hier zurückgetriebene Menge warf sich auf die nahen Artilleriewerkstätten und steckte sie in Brand.

Gegen 5 Uhr ließ Prittwitz den Angriff auf die Königsstraße beginnen. Ein Kartätschenfeuer wurde gegen die Barrikaden eröffnet; dann ließ General von Möllendorf seine Leute dicht an den Häusern entlang, um sie vor den Schüssen und Steinwürfen zu sichern, zum Sturme vorgehen. Aber so erbittert war hier der Kampf, daß fast jedes Haus der Straße erstürmt werden mußte; denn aus allen Fenstern wurden die Angriffskolonnen beschossen. So wurde es fast 7 Uhr, bevor die Straße bis zu den Königskolonnaden in der Nähe des Alexanderplatzes im Besitze der Truppen war.

Deputation um Deputation hatte sich inzwischen an den König gewandt, um die Einstellung des Kampfes von ihm zu erbitten. Der Rektor mit dem Senate der Universität waren erschienen, nach diesen eine Abordnung der städtischen Behörden, zuletzt Deputirte der auf den Schloßplatz mündenden Breiten- und Brüderstraße unter der Führung des Bischofs Neander. Allen konnte der König nur erwiedern, daß er die Truppen zurückziehen wolle, sobald die Barrikaden geräumt würden. Den Bischof im Besonderen mahnte er als Friedensbote zu wirken und versprach ihm deswegen mit dem Angriffe auf die haushohe Barrikade am Köllnischen Rathhause, die man vom Schlosse aus sehen konnte, bis um 7 Uhr zu warten. Allein der Bischof erwirkte nichts: so begann denn nach 7 Uhr der Angriff auch auf diese besonders fest gebaute Barrikade. Aber obwol gleichzeitig durch Kartätschen und Pelotonfeuer beschossen, schlugen die Vertheidiger der Straßenschanze wiederholt den Angriff des 1. Garderegiments ab.

Die Nacht kam, eine milde, schöne Frühlingsnacht. Glänzend stand der Vollmond am Himmel, sein helles Licht über die kampfsdurchtobte Stadt ergießend. Von allen Kirchthürmen heulten die Sturmglocken, und von Norden her wehte die feurige Lohe von den brennenden Artilleriewerkstätten herüber, zu allen Schrecken für die Bewohner der Stadt auch noch den der drohenden Feuersbrunst gesellend. Endlich um Mitternacht wurde die Barrikade am Köllnischen Rathhause, die sich schräg von der Gertraudten- nach der Breitenstraße hinzog, erstürmt, auch in der Friedrichsstadt hörte das Schießen allmählich auf; gegen 3 Uhr wurde es still in der weiten Stadt. —

Der Rückzug der Truppen. Kaum graute der Sonntagmorgen, so wurden die Hunderte von Gefangenen aus den Schloßkellern nach Spandau transportirt, von den Soldaten mit Kolbenstößen und flachen Hieben vorwärts getrieben. Auf den Schloßhöfen lag Stroh aufgeschüttet, auf dem das Militär, Menschen und Pferde durcheinander, die Nacht zugebracht hatten. Der König war wach geblieben: er hatte während der Nacht eine Proklamation zur Beruhigung der Stadt entworfen. Sie wurde sofort gedruckt und allenthalben verbreitet;

aber, so wohlgemeint sie war, so verfehlte sie doch des Eindrucks bei den Aufrührern: man glaubte den Versicherungen des Königs nicht. Am Alexanderplatze begann das Schießen von Neuem.

Indessen der Morgen brachte den besonneneren Bürgern den Muth, welchen sie in der Ueberraschung des vergangenen Tages nicht hatten finden können: sie wagten es für die Ordnung einzutreten und begannen auf mehreren Stellen den Aufrührern zum Trotz die Barrikaden abzutragen. Das gab die Entscheidung. Eine städtische Deputation, von dem Oberbürgermeister Krausnick geführt, begab sich mit der Meldung davon zum Könige: sie bat ihn jetzt durch die Zurückziehung der Truppen den Kampf zu beendigen und das Schloß der Bewachung bewaffneter Bürger anzuvertrauen. Der König hielt Rath: die Stimmen waren getheilt. Wo die Truppen angegriffen hatten, da hatten sie auch gesiegt: die ganze Königsstraße, der Köllnische Fischmarkt, der Hausvogtei- und Dönhofsplatz, die Leipziger Straße und die Friedrichsstraße bis zur Zimmerstraße waren erobert, also aus dem Herzen der Stadt war der Aufruhr zurückgetrieben bis in die entlegenen Stadtbezirke. Aber Prittwitz war der Meinung, obwol er während der Nacht noch die Gardehusaren und die Gardeulanen aus Potsdam hatte kommen lassen, daß zu einem Angriffe auf diese entfernten Quartiere — zumal das Vogtland starrte von Barrikaden — seine Truppenmacht von 14,000 Mann und 36 Kanonen nicht ausreiche, wenn nicht die kämpfenden Abtheilungen bei den großen Entfernungen den taktischen Zusammenhang unter einander verlieren sollten. Wiewol nun von andrer Seite dies nicht gefürchtet, auch die Uebermüdung der Truppen bestritten wurde, so verlangte doch der König auf das Lebhafteste nach der Beendigung des „traurigsten Kampfes." Das Wiedererwachen des guten Geistes der Bürgerschaft bestimmte ihn auf die Bedingung der Barrikadenräumung zu verzichten: er befahl den Rückzug der Truppen. Der dienstthuende Flügeladjutant indessen verstand den Befehl nicht von einem Rückzuge ins Schloß, wie ihn der König eigentlich gemeint hatte, sondern von einem Rückzuge aus der Stadt. Und so zogen denn am Vormittag des 19. März die Regimenter aus ihren Stellungen mit klingendem Spiele zur Stadt hinaus, den König fast schutzlos inmitten seiner immer noch tief aufgeregten Hauptstadt zurücklassend. Erst um 2 Uhr Nachmittags besetzte die Bürgerwehr die Schloßwachen, nachdem der König die Volksbewaffnung genehmigt hatte.

Der Ertrag der Revolution. Ungehemmt fand deswegen ein Zug Eingang in das Schloß, der veranstaltet war, um die Menge in Aufregung zu erhalten. Auf Bahren und Möbelwagen brachten die Aufrührer ihre Todten herbei und setzten sie im inneren Schloßhofe nieder. Die Wunden der Leichen waren bloß gelegt, manche mit Blumen und Laubkränzen geschmückt. Einem der Todten war die Hand zur Faust zusammengerollt und der Arm drohend emporgestreckt. Vor Anderen wurde von Zeit zu Zeit ausgerufen: „Vater von fünf unerzogenen Kindern!" — „Auf der Barrikade am Köllnischen Rathhause niederkartätscht!" — „Ohne Pardon niedergestochen, nachdem er sich ergeben hatte!" — „Mein einziger Sohn, an meiner Seite niedergeschossen!" Ein wildes Geschrei nach dem König, der sich eben niedergelegt hatte, erhob sich. Endlich erschien er auf der Galerie vor seinen Gemächern, an seinem Arm die leidende, jetzt vor Entsetzen fast ohnmächtige Königin. „Hut ab!" tönte es wieder: auch der König entblößte sein Haupt. Es war eine Roheit sondergleichen gegen den König sowol wie gegen die Todten, mit denen ein gräßlicher Trug getrieben wurde. Denn wie jene aufhetzenden Charakteristiken erfunden waren, so waren auch die trauernden Angehörigen in Wahrheit wildfremde Menschen, welche ihr frivoles Spiel mit den Todten trieben. Indeß auch diese Nachahmung der Februarrevolution mißlang: anstatt daß die Menge zu Ingrimm und Rache von Neuem entflammt wurde, stimmte eine Stimme „Jesus meine Zuversicht" an; Alle fielen ein, und Bürger drängten den schauerlichen Zug aus dem Schlosse. Aber dem König blieb die „Todtenparade" ein Stachel für alle Zeiten.

Mit Erfolg dagegen wurde ein anderes Mittel versucht, die Aufregung zu schüren. Einzelne Personen wurden der Menge als „Verräther" denunzirt. Lynchjustiz an diesen zu üben, brach ein aufrührerischer Haufe in die Wohnung des Majors Preuß an der Ecke der Königsstraße, ein andrer in die des Handschuhmachers Wernicke unter den Linden. Die Möbel

wurden ihnen zertrümmert, Hausgeräth und Waaren auf die Straße geworfen. Ein Geschrei erhob sich, auch den Steuerdirektor Kühne aufzuhängen. Am meisten aber wurde der Haß gegen den Prinzen von Preußen angefacht, der den Befehl zum Einschreiten des Militärs sollte gegeben haben, während er doch schon am 13. März das Kommando des Gardecorps an den General von Pfuel abgegeben hatte. Sein Palais wurde durch die Inschrift „National-Eigenthum", die man noch Jahre nachher an demselben las, vor Plünderung bewahrt; er selbst aber begab sich in der Stille nach der Pfaueninsel bei Potsdam und nach einigen Tagen von dort nach England, so daß nunmehr wieder seine Abreise als eine Bestätigung seiner volksfeindlichen Absichten gedeutet wurde.

Eine frohe Färbung aber gab dem Tage die Proklamation des Königs wieder, durch welche er die Berufung des neuen Ministeriums, Arnim-Boitzenburg, Schwerin, Auerswald, Arnim-Strick, Kühne, Bornemann, ankündigte. Der Jubel darüber war allgemein: in einer glänzenden Illumination gab die Bürgerschaft Freude und Dank kund. Freilich die Radikalen und Sozialen wollten in dem Lichterschein die Feier des Sieges der Revolution sehen. Die Frage blieb dunkel. Hatte der König gesiegt? Aber er nahm keines seiner liberalen Zugeständnisse zurück. Hatte die Revolution gesiegt? Aber sie erlangte durchaus nicht mehr, als was der König schon vor der Revolution aus eigener Bewegung zugesagt hatte. Das eben ist das Einzigartige an der Berliner Revolution, daß sie, ohne ein unmittelbares Resultat zu ergeben, die Dinge genau an der Stelle läßt, wo sie vor der Revolution gestanden hatten. Indessen das war in der Tiefe ihr Ergebniß, daß die Verbindung des Königthums mit den Liberalen bestehen blieb, die Radikalen aber daneben zwar nicht zu siegen, aber doch sich zu behaupten gewußt hatten: ein Verhältniß, das für die weitere Entwicklung Preußens, ja Deutschlands die schwersten Gefahren in sich schloß.

Die Amnestie und die polnische Insurrektion. Nicht ein Kampf gegen den Thron war der 18. März gewesen. Hatte auch der Sturz der Monarchie als Ziel den Häuptern und Hetzern der Bewegung vorgeschwebt, so waren doch davon die Tausende, die ihnen auf die Barrikaden gefolgt waren, entfernt gewesen: nirgends während der Kampfesstunden war ein Ruf gegen das Königthum laut geworden. Um so williger war der König zu vergeben und zu versöhnen. Schon am 20. März erschien die Proklamation, durch welche er General-Amnestie für politische und preßpolizeiliche Vergehen gewährte.

Damit öffneten sich auch für die Polen, welche die mißlungene Insurrektion des Jahres 1846 (s. S. 157) in Gefangenschaft gebracht hatte, die Pforten der Gefängnisse. Mieroslawski war darunter. Mit einer schwarzrothgoldenen Fahne in der Hand trat der Befreite auf einen Wagen und hielt an die gaffende Menge eine Rede auf die Verbrüderung der polnischen und deutschen Nation, deren Banner fortan einträchtig neben einander wehen sollten. Dann setzte sich der Zug in Bewegung; auf dem Balkon des Schlosses stand der König, mit lauten Hochrufen von den Vorüberziehenden begrüßt.

Aber Mieroslawski dachte nicht daran, seine gut klingenden Versprechungen wahr zu machen. Als er in Posen anlangte, fand er die ganze Provinz schon in der größten Aufregung. Von der Rathhaustreppe aus hielt er an die dicht sich um ihn schaarende Menge eine Ansprache auf „ein selbständiges freies Polen". Unter den Augen der preußischen Behörden organisirte sich der Aufstand; auf allen Kirchen und Edelhöfen wurde die rothweiße frühere polnische Fahne ausgesteckt. Hauptsächlich aus den Edelleuten, ihrem Dienstpersonal und ihren Wirthschaftsbeamten, sowie aus dem städtischen Proletariat rekrutirten sich die Insurgenten, indem sie sich geberdeten, als wenn die Provinz, in der doch neben 700,000 Polen 500,000 Deutsche wohnten, ausschließlich ihnen gehöre. Und doch hielt es auch der zahlreiche Stand der grundbesitzenden polnischen Bauern treu mit den Deutschen. „Ich danke, Herr, für Eure Freiheit!" antwortete dem in der Dorfschenke die Landleute aufwiegelnden Edelmanne ein alter Bauer und zeigte die Narben der Kantschuhiebe, die er in den Zeiten der „Republik Polen" erhalten hatte. Und ein Anderer brachte seine beiden Söhne, die von den Insurgenten zur Desertion verleitet waren, persönlich nach Posen zu dem General von Colomb zurück.

Nationale Reorganisation des ganzen Großherzogthums und Unterordnung der Deutschen als nur geduldeter Einwanderer waren die Forderungen der Polen. An den Amnestirten des Jahres 1846 gewannen sie Führer: Mieroslawski trat an die Spitze der Insurrektion, welche sich nicht scheute, Gewaltmaßregeln anzuwenden, um Geld und Mannschaft zu bekommen. Dennoch wünschte der König Milde und Beschwichtigung. General von Willisen wurde zum königlichen Kommissar ernannt und schloß mit den Insurgenten die Konvention von Jaroslawietz am 11. April, welche einer Anerkennung der Insurrektion nicht fern war. Erst als sich gegen die Konvention die laute Entrüstung der deutschen Bevölkerung erhob, als die Insurgenten in Schroda und Wreschen mehrere Juden, die es mit den Deutschen hielten, ermordeten und selbst die Konvention völlig außer Acht ließen, wurde an Stelle Willisen's am 1. Mai General von Pfuel beauftragt, den Frieden in der Provinz wieder herzustellen.



Der König vor der Universität am 21. März 1848. Zeichnung von Ludwig Burger.

Diesem gelang es in wenigen Tagen die Insurgenten gegen die russische Grenze zu drängen und zur Kapitulation von Bardo zu bestimmen. Mieroslawski ergab sich, und bald nach ihm auch der Rest seiner nur noch 35 Mann starken Armee; die Uebrigen hatten sich verlaufen und machten als Wegelagerer die Umgegend unsicher. Durch die Gefechte bei Rogalin und Rogalinek machte Pfuel auch diese unschädlich und beendigte damit am 11. Mai die polnische Insurrektion.

Der Königsritt. Gerüchte, daß der Prinz von Preußen mit der Potsdamer Garnison heranrücke, um Berlin zu überfallen, setzten am Abend des 20. März die ganze Hauptstadt in Schrecken. Wiederum hörte man auf den Straßen den Ruf: „Verrath!" und „Zu den Waffen!" König Friedrich Wilhelm stieg selbst noch am späten Abend mit seinem Bruder dem

Prinzen Albrecht zur Schloßwache hinab und gab der dort stationirten Bürgerwehr sein Ehrenwort, daß nichts Feindseliges gegen die Stadt beabsichtigt würde.

Damit aber war zugleich in dem Könige der Entschluß geweckt, dem Volke einen solchen Beweis seines Vertrauens zu geben, daß feindselige Gerüchte von vornherein unglaublich erscheinen müßten. Ein Jeder aus dem Volke sollte sehen und hören können, wie er, der König, sich treu zu dem bekenne, was er in der Proklamation vom 18. März für Preußen und Deutschland versprochen hatte.

Am Morgen des 21. März las man an den Straßenecken ein Plakat „an die deutsche Nation", in welchem angekündigt wurde, daß die Bevölkerung Berlins noch an demselben Tage den König „mit den alten ehrwürdigen Farben der Nation zu Pferde in ihrer Mitte" erblicken würde. Und wirklich hielt um Mittag der König seinen Umritt durch die Stadt. Zwei Generale und drei Minister eröffneten den Zug. Dann kam eine mächtige schwarzrothgoldene Fahne, von einem Bürgerschützen getragen. Ihr folgte der König, von Prinzen und Generalen umgeben: Alle, auch der König, trugen ein breites schwarzrothgoldenes Band um den linken Arm geschlungen. Zwei Bürger gingen zur Seite; ein Führer der Aufständischen, der Thierarzt Urban, ein ganz exaltirter Mensch, schloß den Zug.

Bei der Hauptwache neben dem Zeughause war es, wo den König der Ruf begrüßte: „Es lebe der Kaiser von Deutschland!" „Nicht doch, nicht doch, das will, das mag ich nicht!" erwiederte der König mit einer unwilligen Geberde. Der Zug ging durch die Behrenstraße, dann durch die Linden zurück. Vor der Universität stand die Studentenschaft, an der Spitze der Rektor im Ornat. Der König richtete bedeutungsvolle Worte an sie: „Ich trage die Farben," sprach er, „die nicht mein sind; aber ich will damit nichts usurpiren; ich will keine Krone, keine Herrschaft; ich will Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einigkeit; ich will Ordnung, das schwöre ich zu Gott!" Tausendstimmiges Hoch folgte den Worten des Königs; nach deutschem Brauch schlugen die Studenten klirrend die Schläger zusammen.

Weiter ging der Zug des Königs über die Schloßbrücke durch die Breitestraße nach dem Köllnischen Rathhause, wo die städtischen Behörden sich aufgestellt hatten. „Bürger", redete der König sie an, „ich weiß es wohl, daß ich nicht stark bin durch die Waffen meines gewiß starken und tapferen Heeres, nicht stark durch meinen gefüllten Schatz, sondern allein durch die Herzen und die Treue meines Volkes. Und, nicht wahr, diese Herzen, diese Treue werdet ihr mir schenken? Ich schwöre es euch, ich will nur das Gute für euch und für Deutschland."

Laute Hochrufe der ganzen Bevölkerung, freudige Huldigungen geleiteten den König in das Schloß zurück. Man hatte ihn wohl begriffen: durch gegenseitige rückhaltslose Kundgebungen war der Bund des Vertrauens besiegelt. Als eine Urkunde dessen erschien am Abend eine Proklamation, in welcher der König erklärte: „Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutschen Reiches gestellt: Preußen geht fortan in Deutschland auf." Freilich im Süden von Deutschland erweckten die Erklärungen des Königs bei Fürst und Volk lebhaften Widerspruch, als griffe Friedrich Wilhelm schon nach der deutschen Kaiserkrone, und das in einem Augenblicke, wo, wie man meinte, er nur durch Waffengewalt in seiner Stellung sich behauptet hatte.

Das Begräbniß der Märzkämpfer. In Trauerschmuck zeigte am folgenden Tage sich die Stadt. Trauerflaggen, hier und da mit deutschen Fahnen untermischt, wehten von den Zinnen der Häuser. Die ganze Bevölkerung trug Trauergewänder oder wenigstens Florschleifen. Auf dem Gensdarmenmarkt vor der Neuen Kirche war ein riesiger Katafalk errichtet, auf dem die 183 Särge der Barrikadenkämpfer, mit Blumen bekränzt, standen. Drinnen in der Kirche richtete Bischof Neander Worte des Trostes an die Angehörigen der Gefallenen, während draußen inmitten einer zahllosen dichtgedrängten Menge ein evangelischer Prediger, ein katholischer Priester und ein Rabbiner kurze Weihereden nach einander hielten. Um 2 Uhr setzte unter dem Geläute aller Glocken der Stadt der Riesenzug sich in Bewegung durch die Charlottenstraße nach den Linden, über den Schloßplatz hinaus zum Friedrichshain. Die Gewerke trugen die ihnen zugehörenden Todten; auch die Akademie der Wissenschaften, an ihrer

Spitze der greise Alexander von Humboldt, die Universität und die städtischen Körperschaften hatten dem Zuge sich eingereiht.

Am Balkone des Schlosses waren zwei mächtige Trauerfahnen ausgesteckt, dazwischen eine schwarzrothgoldene. Der König, umgeben von seinen Ministern und Adjutanten, trat hinaus, als der Zug nahte. Er nahm den Helm vom Haupte und blieb barhäuptig stehen, bis der letzte Sarg vorüber war.

Im Friedrichshain empfingen die vereinigten Männerchöre Berlins den Trauerzug, verstärkt durch ein Musikcorps, welches verschiedene Regimenter der Armee gestellt hatten. Eine gemeinsame Riesengruft nahm die Särge auf; Prediger Sydow hielt die Grabrede auf die „Märtyrer der Freiheit“; Bischof Neander sprach den Segen, und eine militärische Ehrensalve krachte über das Grab.

Das war der erste zweifellose Sieg, welchen die Radikalen in Berlin errangen: in eine Siegesfeier der Revolution war die Todtenfeier verkehrt. Sie hatten, um ihren Barrikadensieg glaubhaft erscheinen zu machen, mit dreister Entschiedenheit behauptet, daß von Soldaten 1100, fünfmal so viel als Barrikadenkämpfer am 18. und 19. März gefallen wären. Als aber die amtlichen Listen des Kriegsministeriums nur 20 Mann (3 Offiziere und 17 Unteroffiziere und Gemeine) auswiesen, stritten sie, um dies nicht offenkundig werden zu lassen und ihren besten Siegesbeweis zu verlieren, in Versammlungen und Zeitungen mit Erbitterung gegen die in Aussicht genommene gemeinsame Beerdigung aller Opfer des Barrikadenkampfes. Und sie erreichten, was sie wollten: was ein Ausdruck der Versöhnung der Gegner hatte werden sollen, wurde zu einer Anerkennung der Revolution! Die Soldaten wurden in der Morgenfrühe des 24. März in aller Stille beigesetzt.

Dieser glänzende Erfolg gab den Radikalen das schwankend gewordene Vertrauen zu sich zurück: schon am nächsten Morgen — den 23. März — brachte die „Zeitungshalle“ aus der Feder ihres Redakteurs Julius einen heftigen Artikel, welcher dem Bürgerthume Mangel an Begeisterung für die Freiheit vorwarf und dreist den Gegensatz zwischen Bürgern und Arbeitern aufdeckte. Der Kampf zwischen den Radikalen und Liberalen war eröffnet: an seinem Ausgange hing die Zukunft Preußens.

Das deutsche Vorparlament. Zunächst aber wandten sich alle Augen nach Frankfurt. Daß Sachsen am 13. und Hannover, dem Vorgange Preußens folgend, am 20. März ebenfalls in freisinnige Bahnen einlenkten, wurde in weiteren Kreisen kaum bemerkt: die allgemeine Aufmerksamkeit war auf das deutsche Vorparlament gerichtet, das nach den Beschlüssen der Heidelberger Versammlung am 31. März in Frankfurt zusammentrat. Es waren Privatpersonen, von Privatpersonen geladen: Vollmacht gab ihnen lediglich die öffentliche Meinung. Und doch welche Hoffnungen setzte Deutschland auf sie!

Die Paulskirche war für die Sitzungen der Versammlung hergerichtet: hier begann am Vormittage des 31. März das Vorparlament seine Verhandlungen. Die Leitung derselben wurde in die Hände des Heidelberger Professors Mittermaier, des langjährigen Präsidenten der badischen Volkskammer, gelegt. Sofort offenbarte sich der Gegensatz der Parteien. Der Siebener-Ausschuß, welcher aus der Heidelberger Versammlung hervorgegangen war, bis auf Itzstein den Liberalen angehörend, legte ein Programm vor, welches die Grundzüge einer monarchisch-konstitutionellen Verfassung für Deutschland enthielt. Die Radikalen unter der Führung des badenschen Abgeordneten von Struve setzten dem ein anderes, durchaus demokratisches, theilweis sogar sozialistisches Programm entgegen. Heftig fuhren die Geister auf einander, bis man sich endlich dahin einigte, die ganze Verfassungsfrage der einzuberufenden deutschen Nationalversammlung vorzubehalten.

Jedoch am folgenden Tage schon klaffte der unversöhnliche Gegensatz von Neuem. Die Liberalen beantragten einen Ausschuß von fünfzehn Personen zu ernennen, der nach dem Schlusse der Versammlung die Ausführung ihrer Beschlüsse zu überwachen habe. Dagegen trat im Namen der Radikalen Friedrich Hecker auf. Die jugendlich ansprechende Persönlichkeit, das Haupt von braunen Locken umwallt, die schwungvolle Beredsamkeit verfehlten

des Eindrucks nicht. Aber mit ruhiger Festigkeit, mit überzeugender Sicherheit wehrte den Anstürmenden Heinrich von Gagern ab: erkläre sich das Vorparlament, wie Hecker beantragte, bis zum Zusammentritte der deutschen Nationalversammlung in Permanenz, so würde damit der Bundestag verdrängt; es gelte aber vielmehr dies einzige gesetzliche Organ des Bundes zu stärken; darum sei er für einen Ausschuß, aber nicht von fünfzehn, sondern von fünfzig Männern, welche möglichst gleichmäßig allen deutschen Ländern zu entnehmen sein würden. Mit großer Majorität siegte der Antrag Gagern's: er gewann 368 gegen 143 Stimmen.

So behaupteten die Liberalen während der viertägigen Verhandlungen des Vorparlaments durchgängig das Feld. Die Folge war, daß der Bundestag wie die Regierungen der deutschen Staaten ohne Zögern die gefaßten Beschlüsse anerkannten, daß die Provinzen Schleswig und Preußen in den deutschen Bund aufgenommen werden, und daß am 1. Mai zur Beschlußfassung über die künftige Verfassung Deutschlands eine deutsche Nationalversammlung in Frankfurt am Main zusammentreten solle, zu welcher von dem deutschen Volke auf je 50,000 Seelen ein Abgeordneter zu wählen wäre; ob in direkter oder indirekter Wahl, blieb der Entscheidung der Einzelregierungen überlassen.

Am 4. April endlich fand die Wahl des beschlossenen Ausschusses statt. Auch der radikalen Minorität ward in demselben eine Anzahl Stimmen gewährt, so daß deren Führer Johann Jacoby und Robert Blum in den Ausschuß eintraten. Den Vorsitz führte der badische Abgeordnete von Soiron. Während des Monats April galt dieser Ausschuß für die oberste Autorität des deutschen Volkes, bemüht nach allen Seiten zu vermitteln und die Ordnung aufrecht zu erhalten: gegen ihn trat der Bundestag, trotzdem er sich durch 17 Vertrauensmänner verstärkt hatte, durchaus in Schatten.

Die Schilderhebung der Republikaner in Baden. Die Heißsporne der Radikalen, Hecker und Struve waren nicht in den Fünfziger-Ausschuß gewählt worden. Gewalt erschien ihnen nun als das einzige Mittel, um die republikanischen Ideen, von denen sie erfüllt waren, zur Verwirklichung zu bringen; sie kamen zu dem Entschlusse, zum Kampfe für die deutsche „Republik" in ihrer tief durchwühlten badischen Heimat das Volk zu den Waffen zu rufen. Ihnen wollte der Abgeordnete Fickler von Mannheim sich anschließen.

Schon war es im badischen und hessischen Odenwalde zu Bauernaufständen gekommen, welche indeß durch das Einschreiten des Militärs rasch unterdrückt worden waren. Hecker gab sich nun auf die Nachricht, daß aus der Schweiz und aus Frankreich deutsche Arbeiterscharen ihm zu Hülfe ziehen würden, der Zuversicht hin, daß die Erhebung Badens gelingen müsse, und daß „ganz Deutschland dem Beispiele Badens, das immer vorangegangen, folgen würde". So begab er sich, um dem Schweizer Zuzug die Hand zu reichen, voll großer Hoffnungen nach Konstanz in den Seekreis. Der Fünfziger-Ausschuß schickte eine Deputation an ihn, um ihn von seinem frevelhaften Beginnen zurückzubringen; allein er verhaftete die Deputirten und behielt sie eine Zeit lang als Geiseln bei sich. Gleichzeitig sammelten Struve und der württembergische Leutenant Siegel Insurgentenscharen um sich; Fickler jedoch wurde in Karlsruhe in dem Augenblicke verhaftet, als er den Eisenbahnzug nach Konstanz besteigen wollte.

Der Bundestag säumte nicht, Truppen gegen das revolutionäre Unternehmen aufzubieten, Hessen, Württemberger und Badener, an deren Spitze der treffliche Friedrich von Gagern, Heinrich's älterer Bruder, gestellt wurde. Rasch zog er den Insurgenten entgegen, bedacht, sich zwischen deren Scharen einzuschieben.

Am 12. April proklamirte Hecker in Konstanz die Republik. Die Bevölkerung begrüßte das Aufstecken der republikanischen Fahne mit lauten Hochrufen; als aber Hecker am folgenden Morgen seinen Anhang aus dem Thore führte, waren es nur 57 Mann. Indeß vergrößerte sich aus dem Landvolke seine Schar je nach der Witterung: an heiteren Tagen folgten bis zu 2000 Mann seiner Fahne, an regnerischen nur einige hundert. Am 19. April wurde Kandern im Wiesenthale erreicht. In der Nähe in Schliengen stand Gagern. Hecker beschloß daher wieder umzukehren, um, bevor er angriffe, sich mit Siegel's Haufen zu vereinigen. Allein als er am 20. zu dem einen Thore hinaus das Städtchen verließ, marschirten zu dem andern

schon Gagern's Truppen hinein: ein Zusammenstoß war unvermeidlich. Die Freischärler machten daher, sobald sie die Kanderlochbrücke überschritten hatten, Halt und rüsteten sich zum Kampfe. Gagern jedoch wünschte durchaus das Blutvergießen zu vermeiden. Er forderte Hecker zu einer Unterredung auf. Auf der Brücke trafen sich die beiden Führer; allein Hecker wollte trotz des Hinweises auf die dreifache Uebermacht und militärische Ueberlegenheit der Truppen vom Kampfe nicht abstehen. Der Friedensversuch war erfolglos. Gagern ließ seine Bataillone vorrücken: da fiel er, von einer der ersten Insurgentenkugeln tödlich in die Brust getroffen. Ein kurzes Handgemenge entspann sich, dann ergaben sich die Insurgenten, oder sie liefen davon; auch Hecker entrann in die Schweiz.

Damit war das Schicksal des Aufstandes besiegelt. Denn nun lösten sich auch die anderen Insurgentenhaufen von selbst auf oder wurden gewaltsam gesprengt. Das war auch das Ende der französischen Hülfsschar; ein Zuzug von 5—6000 deutschen Arbeitern war aus Paris angekündigt worden: kaum so viel Hunderte waren es, die Georg Herwegh über den Rhein führte. Auf die Kunde, daß württembergische Truppen nahten, flüchtete sich der Dichter, während seine Schar fast widerstandslos bei Dossenbach zersprengt wurde, in den Kleidern eines schwäbischen Bauern eiligst von dannen. Dennoch rettete ihn vor der Gefangennahme nur seine kühnere Frau, die ihn in einem Bauernhause hinter einem Fasse versteckte, vor dem sie selbst Wache hielt, und dann glücklich über die schweizerische Grenze brachte. So verrann gar kläglich der Versuch, Deutschland zu republikanisiren, indem von den Führern die Schuld des Mißlingens ein Jeder mit Erbitterung auf die Anderen schob.


Die Paulskirche in Frankfurt a. M.

Der Zusammentritt der deutschen Nationalversammlung. Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser klägliche Zusammenbruch der republikanischen Schilderhebung seinen Einfluß gegen die Radikalen auch bei den Wahlen zur deutschen Nationalversammlung geltend machte, welche um diese Zeit stattfanden. Es hatte ja nicht nur das Vorparlament die Einberufung einer deutschen Nationalversammlung angeordnet, sondern auch der Bundestag hatte schon am 30. März beschlossen, die Regierungen aufzufordern, Wahlen von „Nationalvertretern" anzuordnen, um zwischen den Regierungen und dem Volke das deutsche Verfassungswerk zu Stande zu bringen.

Freilich der 1. Mai als Eröffnungstag der Nationalversammlung konnte nicht inne gehalten werden, da in vielen Bundesstaaten bis dahin die Wahlen noch nicht stattgefunden hatten: aber am 18. Mai versammelten sich im Römer zu Frankfurt 330 Vertreter der deutschen Nation, deren Zahl im Laufe der nächsten Wochen auf 605 anwuchs. In feierlichem Zuge, entblößten Hauptes zogen die Anwesenden durch das Spalier der Frankfurter Bürgerwehr, von lebhaften Zurufen einer zahllos versammelten Menge begrüßt, nach der Paulskirche, um unter Glockengeläut und donnernden Salutschüssen ihre Sitzungen zu beginnen. Wol wußte ein Jeder, daß es die Aufgabe der Versammlung sein sollte, die Verfassung Deutschlands zu entwerfen: aber kein Vertreter des Bundestages war zugegen, keine Vorlage wurde gemacht. Zwar hatten die 17 Vertrauensmänner des Bundestages, oder vielmehr

Dahlmann aus Bonn, ihre Seele, einen Verfassungsentwurf aufgestellt, welcher die Grundlinien eines straff organisirten Bundesstaates mit einem erblichen Kaiser an der Spitze aufwies; aber der Bundestag selbst hatte sich über diesen Entwurf noch nicht schlüssig gemacht, viel weniger war er geneigt, ihn zur Grundlage der Berathungen der Nationalversammlung zu machen. Das Einzige, was er that, war, daß er ein Begrüßungsschreiben an die zusammentretende Nationalversammlung richtete, in welchem er, „aufrichtig huldigend dem neuen Geiste der Zeit, den Nationalvertretern die Hand zum Willkommen reichte und ihnen Heil und Segen wünschte."

Allein des Bundestages gute Wünsche stießen auf Mißtrauen. Der darmstädtische Gesandte von Lepel hatte ihm unlängst ein „Promemoria" überreicht, in welchem er, da es mißlich sei, eine förmliche Vertretung der Bundesregierungen in der Nationalversammlung einzurichten, den Rath gab, unter den Abgeordneten selbst Männer ausfindig zu machen, welche die den Regierungen wichtig erscheinenden Gesichtspunkte bei den Verhandlungen zur Geltung brächten. Durch eine Indiskretion bekannt geworden, hatte dies Promemoria einen Sturm von Entrüstung hervorgerufen: denn was hieß es Anderes, als Bestechung der Abgeordneten empfehlen?

War aber nicht schon die Zusammensetzung der Nationalversammlung, milde gesprochen, eine Verdunkelung der Vertretung des deutschen Volkes? Auf je 50,000 Seelen sollte ein Vertreter kommen. Das war aber keineswegs der Fall; denn während die Kleinstaaten unter 50,000 Einwohnern doch für sich einen Vertreter zu wählen hatten, waren die beiden Großmächte auf das Schreiendste benachtheiligt. Der Wahl war die Bundesmatrikel von 1842 zu Grunde gelegt, welche aber dem Jahre 1819 entstammte, also nicht entfernt mehr den wahren Bevölkerungsverhältnissen entsprach. So war es gekommen, daß Oesterreichs deutsche Provinzen 55 Vertreter zu wenig erhalten hatten oder nur auf 65,000 Einwohner einen Abgeordneten. Noch übler war das rascher gewachsene Preußen daran: es hatte 85 Vertreter zu wenig erhalten, oder, wenn die jüngst noch in den Bund aufgenommene Provinz Preußen mitgerechnet wurde, gar 117 zu wenig; so stellte es erst auf 95,000 Einwohner einen Abgeordneten, also nur etwa die Hälfte der Zahl, welche es nach seiner wahren Bewohnerzahl zu beanspruchen hatte.

Dies Mißverhältniß hatte der Fünfziger-Ausschuß geschehen lassen, vielleicht nicht obgleich, sondern weil es die Stärke der Parteien beeinflussen mußte. Denn gerade in Preußen waren die Ideen eines vorgeschrittenen Liberalismus am wenigsten populär. Es ergab sich denn auch, daß in der Paulskirche die Preußen überwiegend die Bänke der Rechten besetzten. Freilich huldigte, wenn auch die Radikalen durch die Wahlen eine noch schwächere Vertretung erhalten hatten, als sie im Vorparlament gehabt, doch die Mehrheit der Nationalversammlung einem so vorgeschrittenen Liberalismus, daß Männer wie Graf Schwerin und Georg von Vincke, welche im vereinigten Landtage Führer der entschiedenen Opposition gewesen waren, jetzt in Frankfurt ihren Platz auf der äußersten Rechten fanden. Sie bildeten den Mittelpunkt des „Café Milani"; denn nach den Oertlichkeiten, wo die Parteigenossen sich zu treffen pflegten, nannten sich die Parteien. Auch das „Casino", die gemäßigte Rechte, bestand überwiegend aus preußischen Abgeordneten. Der „Württemberger Hof" dagegen umfaßte die Masse der entschieden Liberalen, während die Radikalen sich theils im „Deutschen Hofe", theils, soweit sie ganz entschieden republikanisch waren, auf dem „Donnersberge" zusammenfanden.

Heinrich von Gagern. Es war eine Fülle von Intelligenz, welche die deutsche Nationalversammlung in sich schloß. Nicht weniger als 118 Professoren waren von dem deutschen Volke nach Frankfurt entsandt worden; vielfach Männer von hohem Ruhme der Gelehrsamkeit wie des Charakters, wie Jakob Grimm, Dahlmann, Waitz, Döllinger. Neben ihnen saßen die Dichter Uhland, Anastasius Grün, der greise Arndt; die Führer der liberalen Opposition auf den heimischen Landtagen, Vincke, Schwerin, Welcker, Soiron, Mathy, Pfizer; auch der „Turnvater" Jahn fehlte nicht. Aber einen Mann über Alle hob das allgemeine Vertrauen empor. Am 19. Mai wurde zur Präsidentenwahl geschritten: sie berief mit 305 Stimmen den darmstädtischen Ministerpräsidenten zur Leitung der Versammlung.

Heinrich von Gagern, 1799 zu Baireuth geboren, war der Sprößling einer altangesehenen Familie, welche der Insel Rügen entstammte. Sein Vater, Freiherr Hans von Gagern, war einer der Thätigsten gewesen, um im Beginn der Befreiungskriege die schwankenden Fürsten zum gemeinsamen Kampfe gegen die Napoleonische Macht zu bewegen, und hatte auf dem Wiener Kongresse voll hoher patriotischer Gedanken sich um die Neugestaltung Deutschlands bemüht. Erben dieser Gesinnung waren seine Söhne. Heinrich, der dritte derselben, hatte, fast noch ein Knabe, bei Belle Alliance mitgefochten, dann als Student den burschenschaftlichen Ideen sich hingegeben. Seine Opposition gegen die Regierung in der hessen-darmstädtischen Kammer führte 1833 zu seiner Entlassung aus dem Staatsdienste, worauf er auf eine Reihe von Jahren aus dem öffentlichen Leben sich zurückzog und der Landwirthschaft sich widmete. Nach seinem Wiedereintritte in die Kammer wurde er bald der Führer der liberalen Regierungsgegner und stellte am 4. März 1848 mit solchem Nachdruck den Antrag auf Reform, sowol der hessischen, wie der deutschen Verhältnisse, daß schon am folgenden Tage der Großherzog seinen Sohn zum Mitregenten annahm und Gagern an die Spitze des neu berufenen liberalen Ministeriums stellte: eine Stellung, die Gagern jedoch nach seiner Erwählung zum Präsidenten der deutschen Nationalversammlung niederlegte.



Heinrich von Gagern.

Vieles kam ihm zu statten, eine hervorragende politische Rolle zu spielen. Seine hohe, imponirende Gestalt, die edlen Züge, das ausdrucksvolle Auge, die klangvolle Stimme nahmen für ihn ein; der leichte Redefluß, die rasche Entschiedenheit, die Bestimmtheit seiner Absichten gaben ihm über die Menge ein Uebergewicht; er erschien durchaus frei von Eitelkeit und selbstsüchtigen Bestrebungen, stets bereit, seiner Ueberzeugung Opfer zu bringen. Sein Talent war zu vermitteln und auszugleichen; so folgten ihm die Schwankenden und Unentschlossenen voller Vertrauen. Aber ihm ging die Glut der idealen Begeisterung ab, welche auch die Widerstrebenden mit fortreißt. Unter seiner geschickten und festen Leitung kamen nun rasch die Verhandlungen der Nationalversammlung in Fluß; ein Verdienst, um so größer, als der größte Theil der Abgeordneten ohne jede parlamentarische Schulung und Erfahrung war. Stetig steigende Popularität lohnte ihn: als nach Erledigung der Wahlprüfungen am 31. Mai die definitive Präsidentenwahl für den Monat Juni vorgenommen wurde, fielen auf Gagern von 518 abgegebenen Stimmen 499.

Die Einsetzung der „provisorischen Centralgewalt". Wol hatte der Bundestag schon im März die reaktionären Beschlüsse der Jahre 1819, 1832 und 1834 aufgehoben und auch in seinen Mitgliedern, dem Geiste der Zeit entsprechend, zu einem großen Theile sich erneuert, aber das Mißtrauen gegen ihn beherrschte nach wie vor die öffentliche Meinung. Es war daher eine der ersten Sorgen der Nationalversammlung, durch die Einsetzung einer Centralgewalt den Bundestag beiseite zu schieben. Freilich konnte dies in definitiver Weise nur durch die Verfassung geschehen: aber wie weit aussehend war die Vollendung der Verfassung, deren Berathung noch nicht einmal begonnen hatte? Für alle Einsichtigen bestand

kein Zweifel, daß nur dann das neu zu schaffende deutsche Reich fest und sicher dastehen würde, wenn die Centralgewalt bei demjenigen Staate sei, den seine Macht wie seine Geschichte auf die Führerschaft Deutschlands anwies, bei Preußen. Diesem Zwange der Dinge sich entziehen zu wollen, hieß aber das ganze Werk der Nationalreform in Frage stellen. Es war daher ein Mißgriff, die Frage der Centralgewalt früher anzuregen, als man der Uebertragung derselben auf Preußen sicher war. Die Nationalversammlung beging ihn: nur allzu bald sollten die verhängnißvollen Folgen sich geltend machen.

Der Antrag auf Schaffung einer „provisorischen" Centralgewalt wurde eingebracht. So gewaltig erregte er die Gemüther, daß nicht weniger als 223 Redner sich in die Rednerliste eintragen ließen. Die Ansichten gingen weit auseinander. Der Donnersberg verlangte einen Vollziehungsausschuß nach Art der Exekutivkommission in Paris, der Deutsche Hof einen verantwortlichen Präsidenten; der Württemberger Hof und ein Theil des Casino wollten die Centralgewalt einem Fürsten übertragen, das Café Milani jedoch einer Behörde, deren Mitglieder von den Regierungen zu ernennen wären. Dazu kam die andere Frage, ob die Nationalversammlung allein die Centralgewalt einsetzen oder sich darüber vorher mit den Regierungen verständigen solle.

Fünf Tage schon hatte die erregte Debatte gedauert, als Gagern von dem Präsidentenstuhle auf die Tribüne herabstieg. „Ich thue einen kühnen Griff", sprach er, „und ich sage, die Versammlung selbst muß die provisorische Centralgewalt schaffen." Das gab die Entscheidung: die Nationalversammlung beschloß, aus eigener Machtvollkommenheit die provisorische Centralgewalt, und zwar einem Fürsten zu übertragen. Aber welchem? Der Abgeordnete Braun aus Köslin in Pommern beurtheilte die Sachlage am schärfsten: er schlug den König von Preußen vor. Aber bei den Einen hatte die Märzrevolution, bei Anderen der Königsritt den König Friedrich Wilhelm unpopulär gemacht; überdies war zwischen dem Könige und der süddeutschen Deputation, die am 22. März in Berlin eingetroffen war, eine Verständigung nicht zu Stande gekommen, und der König selbst hatte die Dresdener Ministerkonferenzen aufgegeben, als läge jetzt die Sorge um Deutschland ihm fern. Der Braun'sche Antrag fand nicht die nöthige Unterstützung; ja die Linke begegnete ihm mit Gelächter. Am 20. Juni wurde der Erzherzog Johann von Oesterreich zum „Reichsverweser" gewählt; er erhielt 436 Stimmen; 52 fielen auf Heinrich von Gagern. Der Donnersberg (32 Stimmen) stimmte für den radikalen Adam von Itzstein.

Der Reichsverweser. Es war eine unverantwortliche Gewalt, welche der Beschluß der Nationalversammlung vom 25. Juni dem Reichsverweser übertrug: er sollte die Oberleitung der gesammten bewaffneten Macht der Nation haben und die völkerrechtliche und handelspolitische Vertretung Deutschlands ausüben, so daß mit seinem Eintritte der Bundestag zu existiren aufhöre. Die von ihm zu ernennenden Minister aber sollten der Nationalversammlung verantwortlich sein.

Glockengeläut und Kanonendonner verkündeten die vollzogene Wahl; eine Deputation von 7 Mitgliedern der Nationalversammlung begab sich nach Wien, um feierlichst dem Erwählten seine Wahl anzuzeigen; auch die Zustimmung der Regierungen fehlte ihm nicht. Der Erzherzog Johann war ein schlichter, behaglicher Herr von 66 Jahren. Er galt für liberal, da er mit der Tochter eines bürgerlichen Postmeisters aus Steiermark verheirathet war und in seiner Statthalterschaft Tirol gar gemüthlich, oft in der Lodenjoppe, mit dem biederen Volk der Berge verkehrte: er galt sogar für einen deutschen Patrioten, da die Mythe dem Trinkspruch, welchen er am 4. September 1842 auf Schloß Brühl ausgebracht (S. 138), die Gestalt gegeben hatte: „Kein Preußen, kein Oesterreich! Ein einiges großes Deutschland, fest wie seine Berge!" Aber er war doch immer erst Oesterreicher, dann Deutscher, und ohne eine deutliche Vorstellung von den außerordentlichen Schwierigkeiten der ihm übertragenen Stellung.

Am 11. Juli hielt der Reichsverweser Johann seinen festlichen Einzug in Frankfurt und leistete vor der Nationalversammlung den Eid auf das Gesetz vom 25. Juni. Dann begab er sich in den Bundestag, der durch eben dieses Gesetz aufgehoben war, und ließ es

ruhig geschehen, daß der Bundestagspräsident Schmerling erklärte, der Bundestag übertrage seine Rechte und Vollmachten auf den Reichsverweser. Freilich protestirte gegen diese Anmaßung, die es dem Bundestage verstatte, die übertragenen Rechte zu anderer Zeit auch wieder zurückzunehmen, in der Nationalversammlung der Abgeordnete Robert Blum aus Leipzig, ohne indeß in dem allgemeinen Jubel durchzudringen.

Folgenden Tages ernannte der Reichsverweser das Reichsministerium: das Portefeuille des Aeußeren erhielt der Hamburger Advokat Heckscher, das des Innern der Oesterreicher von Schmerling, das des Krieges der preußische General von Peucker, das der Finanzen der preußische Bankier von Beckerath, das der Justiz der Heidelberger Professor von Mohl, das der Marine und des Handels der Bürgermeister von Bremen Duckwitz. Der Vorsitz wurde, nachdem sowol der frühere preußische Minister Camphausen als auch der Baron Stockmar, der vertraute Freund König Leopold's von Belgien, ihn abgelehnt hatten, dem bayerischen Fürsten von Leiningen übertragen, der ihn jedoch bald an Schmerling abgab.

Es war ein böses Witzwort, das in Erinnerung an England den Reichsverweser „König Johann ohne Land" nannte. Nur allzubald sollte die Wahrheit sich zeigen. Der Reichskriegsminister verlangte, daß am 6. August alle deutschen Truppen durch eine Parade und ein Hoch auf den Reichsverweser der neuen Centralgewalt huldigen sollten. Oesterreich nahm von dieser Anordnung gar keine Notiz, Hannover verweigerte jede Huldigung, und Preußen erlaubte sie nur mit dem Zusatze „so oft ihr Kriegsherr, der König, die preußischen Truppen unter den Befehl des Reichsverwesers stellen würde." Ebenso wollte es auch den Gesandten des Reichsverwesers in London und Paris nicht gelingen, sich die gehörige Beachtung zu verschaffen. Indessen glaubte doch jetzt endlich die Nationalversammlung sich ihrer eigentlichen Aufgabe, der Verfassungsberathung, widmen zu können.



Erzherzog Johann, deutscher Reichsverweser.

Das Vorparlament war mit der Empfehlung aus einander gegangen, daß der deutschen Verfassung „Grundrechte" vorangeschickt würden, welche das geringste Maß der dem deutschen Volke in einem jeden Staate zu gewährenden Freiheit verbürgten. Ungestüm verlangte die Linke in der Nationalversammlung die Feststellung der Grundrechte als eine Sicherheit gegen die Wiederkehr „vormärzlicher" Zustände; zögernd gab die Rechte nach. Diese allgemeinen Bestimmungen über Freiheit und Sicherheit der Person und des Eigenthums, Freiheit des Gewissens, des Kultus, der Wissenschaft und der Presse, Gleichheit der Besteuerung, Geschwornengerichte, Aufhebung aller Sonderberechtigungen wurden nun die Tummelplätze für die schärfsten Redeturniere, welche unter dem Schilde der Gründlichkeit Wortklauberei und Haarspalterei aufführten. Schon allein die Feststellung der Eingangsworte „Jeder Deutsche" erforderte eine mehrstündige Debatte. Wochen vergingen darüber: eine kostbare Zeit. Anstatt nur in kurzen raschen Grundstrichen, wenn überhaupt, die Grundrechte festzustellen und vor Allem mit Preußen eine ernste Verständigung zu suchen, wodurch allein der liberalen Bewegung ein zuverlässiger Halt hätte gegeben werden können, erkältete die Nationalversammlung

durch die endlosen unfruchtbaren Wortgefechte die Sympathien des Volkes immer mehr, die ihr anfänglich in so hoffnungsvoller Weise zugewandt gewesen waren. Da trat ein Ereigniß ein, welches in derber Weise die spitzfindigen Debatten der Paulskirche unterbrach: Preußen schloß mit Dänemark den Waffenstillstand zu Malmoe.

Die Erhebung Schleswig-Holsteins. Die Märzrevolution in Kopenhagen hatte auch dort die Liberalen ans Ruder gebracht, deren Bestreben in Uebereinstimmung mit König Friedrich VII. es war, den Bereich der neuen dänischen Gesammtverfassung bis an die Eider auszudehnen und damit Schleswig der dänischen Monarchie einzufügen. Indessen Schleswig war ebenso wie das zum deutschen Bunde gehörende Holstein nur durch Personalunion mit Dänemark verbunden und protestirte heftig gegen die Nichtachtung seiner altverbrieften Rechte. Allein die „Eiderdänen" nahmen darauf keine Rücksicht und proklamirten am 24. März die Einverleibung Schleswigs.

Die Folge war, daß aus Schleswig wie aus Holstein eine Anzahl angesehener Männer in Kiel zusammentrat und eine provisorische Regierung für beide Herzogthümer einsetzte. Für diese erklärten sich auch die schleswig-holsteinschen Truppen: die Festung Rendsburg wurde ohne Schwertstreich gewonnen; die dänischen Beamten flüchteten, und Schleswig-Holstein war frei. Aber nun galt es, die leichtgewonnene Freiheit zu behaupten. Freiwillige strömten aus den Herzogthümern wie aus dem nördlichen Deutschland den schleswig-holsteinschen Fahnen zu: allein die Dänen kehrten mit überlegener Macht zurück und schlugen die schleswig-holsteinsche Armee des Prinzen von Noer. Doch erstand jetzt den Besiegten thatkräftiger Beistand. Preußische Gardetruppen unter General von Wrangel rückten ein, und der Bundestag stellte außerdem das Kontingent von Hannover und Braunschweig unter Wrangel's Befehl. Am 29. April erstürmte dieser den Schutzwall der Dannewirke, trieb die Dänen vor sich her und überschritt am 1. Mai die Grenze von Jütland.

In Preußen war aber dieser Krieg, zu dem König Friedrich Wilhelm sich so rasch entschlossen hatte, keineswegs populär. Die Dänen blockirten die preußischen Häfen, kaperten die preußischen Schiffe und schädigten den preußischen Handel in der empfindlichsten Weise. Eine Kriegsflotte zur Abwehr war nicht vorhanden. Wol erließ der Fünfziger-Ausschuß einen Aufruf zu Geldsammlungen in ganz Deutschland für die Gründung einer deutschen Flotte: aber er erbrachte nur die geringfügige Summe von 200,000 Gulden, nicht einmal ausreichend für den Bau eines einzigen Kanonenbootes. Wol beschloß dann die Nationalversammlung in Frankfurt, Matrikularbeiträge im Betrage von 6 Millionen Thalern von den deutschen Staaten zu erheben: aber Oesterreich weigerte sich nicht nur, den auf es entfallenden Antheil zu bezahlen, sondern lehnte es auch ab, seine Kriegsflotte zum Schutze der Ost- und Nordseeküsten auslaufen zu lassen. Die Kriegslast also lag so gut wie allein auf Preußen. Unter diesen Umständen fand das Drängen Rußlands und Englands, welche eine Schwächung Dänemarks nicht zugeben wollten, in Berlin Gehör: die preußischen Truppen wurden aus Jütland zurückgezogen und der Krieg nur noch mit Lauigkeit weitergeführt. Am 5. Juni siegten die Dänen über die Hannoveraner bei Hollbühl, am folgenden Tage kämpften sie mit den Preußen ohne Entscheidung bei Düppel. Da entfachte sich in den Süddeutschen ein größerer Kriegseifer als bisher: der bayerische Oberst von der Tann führte ein Freicorps gegen die Dänen, und das badische und württembergische Kontingent setzte sich nach Norden in Marsch. Indessen Preußen entsagte am 26. August der Fortsetzung des Krieges durch den Waffenstillstand von Malmoe, den es unter schwedischer Vermittlung mit Dänemark schloß: 7 Monate lang sollte der Kampf ruhen, die schleswigschen Truppen sollten in Schleswig, die holsteinschen in Holstein bleiben, und alle Erlasse der provisorischen Regierung der Herzogthümer ungiltig sein.

Der Septemberaufstand in Frankfurt. Wenn dieser Waffenstillstand auch für Deutschland Giltigkeit haben sollte, so bedurfte er der Zustimmung des Reichsverwesers und der Nationalversammlung. Erzherzog Johann war dafür und beauftragte sein Ministerium, ihn der Nationalversammlung vorzulegen. In der Paulskirche aber erregte er sofort einen Sturm von Entrüstung. Am 5. September begannen die Verhandlungen darüber. Schmerling

der Ministerpräsident, und Heckscher, der Reichsminister des Auswärtigen, gaben sich alle Mühe, den Waffenstillstand zu vertheidigen; sie wiesen mit Nachdruck darauf hin, daß die Nichtgenehmigung den völligen Bruch mit Preußen bedeute, ohne Preußen aber die Fortsetzung des Krieges überhaupt unmöglich sei. Aber die Erregung ging zu tief. „Es gilt die Ehre Deutschlands, meine Herren, die Ehre Deutschlands!" schloß Dahlmann mit Nachdruck seine Rede gegen den Waffenstillstand: diese Meinung siegte; mit 238 gegen 221 Stimmen beschloß die Nationalversammlung die Sistirung aller Maßregeln, welche sich auf die Ausführung des Waffenstillstandes bezögen; die Beschlußfassung über die Genehmigung behielt sie sich noch vor.

Infolge dessen reichte das Reichsministerium seine Entlassung ein. Dahlmann wurde beauftragt ein neues zu bilden; allein weder ihm noch dem bayerischen Staatsrath von Hermann wollte es gelingen, Minister zu finden, welche die Verantwortung eines Bruches mit Preußen auf sich nehmen wollten. Ueberdies kam der Herzog von Holstein-Augustenburg selbst nach Frankfurt, um einem Bruche mit Preußen vorzubeugen. Mehr und mehr gewann die Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit Preußens Anhänger: in der Schlußabstimmung am 16. September sprach die Nationalversammlung mit 258 gegen 237 Stimmen ihre Zustimmung zu dem Waffenstillstande aus.

Das Ministerium Schmerling trat jetzt ohne Weiteres wieder ein. Die große Menge aber sah in dem Beschlusse eine Unterwerfung unter Preußen, ganz dazu angethan, das Ansehen der Nationalversammlung in der allgemeinen Meinung herabzusetzen. Diese Stimmung des großen Haufens erschien den Radikalen, welche in der Nationalversammlung bisher nicht hatten durchdringen können, sehr geeignet, um durch einen Gewaltstreich mit Hülfe des niederen Volkes die Nationalversammlung zu sprengen, der Regierung sich selbst zu bemächtigen und die deutsche Republik zu proklamiren. Die aufgeregte Menge hatte schon am Abend des 16. September verschiedene Abgeordnete insultirt, den Reichsminister Heckscher zur Flucht genöthigt und den Turnvater Jahn gezwungen, sich auf dem Hausboden unter einen Tisch zu verstecken. Am folgenden Tage, einem Sonntage, wurde sie zu einer Volksversammlung auf der Pfingstweide bei Frankfurt zusammengerufen. Durch haßtriefende Brandreden schürten die radikalen Abgeordneten Simon aus Trier und Zitz aus Mainz die Erbitterung der aus der Stadt und Umgegend versammelten Tausende gegen die liberale Majorität der Nationalversammlung; jene 258 wurden für Verräther des Vaterlandes erklärt und eine Monstrepetition um Zurücknahme der Bestätigung des Waffenstillstandes entworfen. „Jetzt wollen wir Fraktur schreiben!" meinte Zitz, des Sieges sicher.

Noch nicht lange hatte am Montag die Sitzung gedauert, als sich ein Pöbelhaufe mit der Petition in die Paulskirche drängte. Doch noch ohne die Sicherheit erprobter Frechheit ließ er von den Abgeordneten nach wenigen Minuten sich wieder aus der Thür weisen; draußen aber begann er sofort Barrikaden aufzuthürmen. Indessen die Minister waren doch nicht ohne eine Andeutung dessen geblieben, was im Werke war; sie hatten daher aus Mainz und Darmstadt sich Truppen erbeten. Am Nachmittag langten die Soldaten an und gingen sofort zum Angriffe gegen die Barrikaden vor. Man erkannte den Mangel an Erfahrung in dem Bau der Straßenschanzen: einige Kanonenschüsse genügten, um sie zu zertrümmern, einige Flintensalven, um die Vertheidiger zu vertreiben. Noch ehe der Abend kam, war der Aufruhr allenthalben erstickt.

Die Ermordung Auerswald's und Lichnowsky's. Während der Kampf noch in der Stadt wogte, hatten die preußischen Abgeordneten General von Auerswald, der älteste Bruder des preußischen Ministers, und Fürst Felix Lichnowsky auf der Friedberger Chaussee einen Spazierritt unternommen. Sie begegneten dabei einem Bauernhaufen, der, mit Sensen und Flinten bewaffnet, den Aufständischen in der Stadt zu Hülfe zog. Drohende Worte und Geberden veranlaßten die beiden Reiter einen Nebenweg einzuschlagen; aber die Rotte, welche in ihnen preußische Spione sehen wollte, verfolgte sie; sie mußten, da sich der Weg in Hecken und Zäune verlief, von den Pferden absteigen und in einer nahe gelegenen Gärtnerwohnung

Zuflucht suchen. Indeß die tobenden Verfolger drangen in das Haus ein, erspähten den Versteck und erschossen den General auf der Stelle vor dem Hause. Den Fürsten Lichnowsky wollten sie nach Bornheim schleppen; allein er widersetzte sich den rohen Gewaltthätigkeiten seiner Geleiter: da gaben sie auch auf ihn Feuer. Mit lautem Aufschrei stürzte er zu Boden. Nun fielen sie allesammt über den Wehrlosen her und ließen ihn endlich für todt unter den Bäumen der Landstraße liegen. Vorübergehende hoben ihn auf und brachten ihn zuerst wieder in die Gärtnerwohnung zurück, dann in das Haus des Herrn von Bethmann, und als dieser den Sterbenden nicht in seiner Wohnung dulden wollte, in das Heiligegeist-Hospital, wo er bald nach Mitternacht verschied: ein vielbegabter redefertiger Mann; noch am Sonnabend hatte er in der Paulskirche ausgleichend und versöhnlich gesprochen, um zwei Tage darauf „muthwillig und barbarisch" hingemordet zu werden. „Ich will nicht aufregen", sagte in der folgenden Sitzung der Nationalversammlung der Präsident Gagern, „aber das Gefühl der Scham über die Schmach, welche durch solche That über die Nation kommt, kann ich nicht unterdrücken."

Mit militärischem Gepränge wurden am 21. September die wenigen in dem Straßenkampfe gefallenen Soldaten beigesetzt, während die 33 Barrikadenkämpfer, welche geblieben oder nachher an ihren Wunden gestorben waren, in aller Stille beerdigt werden mußten. Die Linke wollte ihnen nachträglich eine Leichenfeier halten; es wurde verboten. Ueber Frankfurt wurde durch den Reichsverweser der Belagerungszustand verhängt und preußische und österreichische Truppen zum Schutze der Nationalversammlung dorthin gelegt. Es war zu Tage getreten, daß die Nationalversammlung keinen Boden in der großen Masse des Volkes habe, daß auch sie der altbewährten Stütze der Bajonnete nicht entbehren könne. Mit ihrem moralischen Ansehen war es nach oben bei den Regierenden, wie nach unten beim Volke vorbei: das war die Frucht des unseligen 18. September. Die Verfassung des deutschen Reiches schwebte, noch ungeboren, völlig in der Luft; denn die Zeit ging rascheren Schrittes als die Debatten in der Paulskirche.

Die Arbeiter in Wien. Es war Oktober geworden, der § 1, der deutschen Reichsverfassung: „Das deutsche Reich besteht aus dem Gebiete des bisherigen deutschen Bundes" war endlich festgestellt. Am 20. Oktober begann die Debatte über § 2: „Kein Theil des deutschen Reiches darf mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staate vereinigt sein." Es galt, durch denselben vornehmlich die Verhältnisse Oesterreichs klar zu stellen: aber schon vollzog sich hier die Entscheidung in ganz anderer Art.

An der Revolution des 13. März hatten auch die Vorstadtarbeiter ihren Antheil begehrt; aber man hatte noch zur rechten Zeit die Stadtthore vor ihnen verschlossen. Sie hatten sich darauf zurückgewandt und ihre Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen an den Mauthhäusern ausgelassen, die Wohnungen verhaßter Fabrikanten in Fünf- und Sechshaus zerstört und in den Fabriken die Maschinen zertrümmert. Das war die Ursache, daß noch in derselben Nacht Bürger und Studenten mit Waffen aus den Vorräthen des Zeughauses versehen wurden.

Die Bürgergarde ging nun gegen die Arbeiterhaufen vor, welche meilenweit in der Umgegend Wiens ihr Zerstörungswerk fortsetzten, und verhaftete einige Hundert der rebellischen Arbeiter. Die Studenten jedoch hielten sich von diesen Arbeiterverhaftungen fern: das gewann ihnen das Vertrauen der Vorstädte und machte sie zu einflußreichen Führern der unruhigen Haufen. Indeß glaubte die Regierung doch auch etwas zur Beschwichtigung thun zu müssen: sie hob die Verzehrungssteuer, welche auf den nothwendigsten Lebensmitteln lastete, auf und ordnete zur Beschäftigung der Arbeitslosen öffentliche Erdarbeiten an.

Von einem Zusammenhalt der Massen war zunächst noch nicht die Rede. Die Handwerksgesellen hatten ihren Mittelpunkt in dem „Arbeitervereine", dessen Vorsitzender, ein junger Handwerker, Sander, war; sie suchten sich mehr im Turnen und Waffengebrauch zu üben, auch geistig zu bilden, als daß sie revolutionären Bestrebungen huldigten. Die Fabrikarbeiter fanden ihre Organisation in dem Klub der „Volksfreunde", aus welchem

später „der demokratische Verein" hervorging. Ihr Führer war der Sprachlehrer Karl Tausenau. Ihm gesellte sich „der liberale Verein", dessen Stifter und Leiter ein polnischer Jude mit Namen Cheizes war, vor übergroßer Redebegier fast stets heiser. Den Barbiergesellen und den Juden angemessen zu verhüllen, nannte er sich Doktor Chassé. Sein wie Tausenau's Ziel war die demokratische Republik, wenn auch nicht offen ausgesprochen, die sie in Verbindung mit ungarischen Gesinnungsgenossen zu erreichen strebten.

Durch ihre Zahl viel wichtiger waren indeß die Erdarbeiter, wenn sie auch von den Gesellen wie von den Fabrikarbeitern gering geachtet wurden. In Menge durch die Geschäftsstockung, welche die naturgemäße Folge der Revolution gewesen war, brotlos gemacht, waren sie durch den Hunger zu den öffentlich angeordneten Erdarbeiten getrieben worden.



Wien im Jahre 1848.

In sich schlossen sie viele sehr bedenkliche Elemente, namentlich zahlreiche Böhmen, welche die Noth aus ihrer Heimat vertrieben hatte, und Hunderte von „Kappelbuben", welche, die Genossen liederlicher Dirnen, Nachts die Glacis von Wien, ja sogar die Straßen der innern Stadt durch ihre frechen Raubanfälle höchst unsicher machten. Alle Erdarbeiter folgten unbedingt und völlig urtheilslos den für die „reine Demokratie" schwärmenden Studenten. Indeß versiegten bald die Mittel zur Bezahlung der Arbeiter. Im April hatten die Staatseinnahmen noch 6, die Ausgaben 10 Millionen Gulden betragen; binnen acht Wochen waren die Einnahmen auf 5 Millionen gesunken, während die Ausgaben auf 12 gestiegen waren. Es sollten demnach die Erdarbeiten beschränkt werden. Hülfe suchend wandten sich jetzt die Arbeiter an den aus Mitgliedern der Nationalgarde und der „Aula" bestehenden Sicherheitsausschuß. Dieser setzte ein Arbeitercomité aus Bürgern und Studenten ein, um für die Arbeiter zu sorgen; die Mittel dazu mußte die Wiener Stadtkasse darreichen. Die Erdarbeiten wurden nun weiter ausgedehnt: im Prater am Flußbette der Donau, an der Matzleinsdorfer und der Währinger Linie karrten und schaufelten Tausende. Der Tagelohn betrug 25 Kreuzer (83 Pfennige) für den Mann, 18 Kreuzer (60 Pfennige) für die Frauen und Knaben. An die Spitze der Arbeitercompagnien ward je ein Mitglied der Aula, ein Student, gestellt. Die größte Rolle im Arbeitercomité spielte ein junger Student der Rechte, Willmer; man nannte ihn den Arbeiterkönig; so uneingeschränkt war sein Einfluß auf die Menge.

Anfänglich schien sich diese Organisation der Arbeiter zu bewähren; sie bauten sich auf den Arbeitsplätzen Bretterhäuser zum Wohnen und thaten sich zu gemeinschaftlichen Einkäufen zusammen. Aber mit der Zeit setzte sich die Ansicht bei ihnen fest, daß ihre Arbeit eigentlich zwecklos wäre: mehr und mehr riß allgemeiner Müßiggang und ein wüstes Wirthshausleben ein, das auch viele Arbeiter aus den Fabriken und den Handwerksstätten anlockte. Die Geschäftsstockung machte sich zudem ja nicht blos in der Hauptstadt, sondern auch in den Provinzen geltend: in Masse kamen von dorther die entlassenen Arbeiter nach Wien gewandert: mit ihnen nicht wenig Vagabunden, Bettler und Strolche, welche alle in die Listen der Erdarbeiter eingetragen sein wollten. Nur um sie wieder los zu werden, gab man Jedem 10 Gulden (20 Mark) Reisegeld und beförderte sie wieder in ihre Heimat zurück.

Immer bitterer wurden die Klagen der Bürger über die großen Kosten, welche die auf 50,000 angewachsenen Erdarbeiter ihnen auferlegten, und über die Verwilderung, in welche durch das Beispiel der Erdarbeiter ihre eigenen Gesellen, Arbeiter und Dienstboten verfielen. Heftig drängten sie auf Wiederherstellung der Ordnung und Verminderung der Arbeiterzahl. Aber die Arbeiter antworteten mit Gewaltthätigkeiten; die Werbehütten auf den Glacis, in denen sie durch ein hohes Handgeld für die in Italien kämpfenden Regimenter angeworben werden sollten, zertrümmerten sie und jagten durch wilde Drohungen die Werbeoffiziere von dannen. Aber sie glaubten jetzt ihre wahren Feinde zu erkennen: Erbitterung gegen Bürgerschaft und Nationalgarde bemächtigte sich ihrer, die ihnen mit nicht geringerer Erbitterung lohnten. Es war fast, als wenn jede Veranlassung ihnen recht wäre, um ihrem tiefen gegenseitigen Grolle Luft zu machen.

Die Märzrevolution zudem hatte Vereins- und Preßfreiheit gebracht. In den zahlreich sich bildenden Vereinen wurden die Massen von gewissenlosen oder ehrgeizigen Agitatoren geschürt, denen Alles daran lag, die Rückkehr zu geordneten Zuständen zu verhindern; und wie Pilze schossen neue Zeitschriften auf, wie Häfner's „Konstitution", Mahler's „Freimüthiger", Richter's „Charivari für Oesterreichs freie Völker", Messenhauser's „Volkstribüne", welche im Verein mit den zahllosen Flugblättern und Plakaten in ätzender, nicht selten unflätiger Sprache den Urtheilslosen die Köpfe vollends verdrehten.

Das Uebergewicht der Radikalen. Dieser schreiende Mißbrauch der neugewonnenen Freiheit bestimmte schon am 31. März den neuen Minister des Innern, Pillersdorf, ein provisorisches Preßgesetz zu erlassen. Allein die Aula erklärte sich mit Entschiedenheit dagegen: man nannte es einen „Mord der Freiheit"; Unruhen drohten; der Minister nahm das Gesetz zurück und ließ die Zuchtlosigkeit weiter bestehen.

Eine Beschwichtigung der öffentlichen Meinung glaubte er von der Veröffentlichung der Verfassung sich versprechen zu dürfen, welche der Kaiser am 15. März hatte öffentlich ankündigen lassen. Zu einer eingehenden Erwägung der wichtigen in Betracht kommenden Fragen war keine Zeit: er übertrug die belgische Verfassung, welche sich ja dort so wohl bewährt, kurzer Hand auf Oesterreich. Die Vertrauensmänner, welchen er seinen Entwurf schon am 13. April vorlegte, fanden nichts dagegen zu erinnern, auch der kaiserliche Familienrath, welchem alle in Wien anwesenden Erzherzöge beiwohnten, sprach seine Zustimmung aus: so wurde denn die neue Verfassung am 25. April feierlich verkündigt. Aber sie fand in der Hauptstadt wie in den Provinzen sehr kühle Aufnahme: man mißbilligte laut, daß das Unterhaus aus indirekten Wahlen hervorgehen, daß neben demselben als Oberhaus noch ein Senat bestehen solle, daß nirgend auf Ungarn und die italienischen Provinzen Bezug genommen war. Nach ein paar Tagen indeß sprach in Wien kein Mensch mehr von der Verfassung. Etwas Anderes fesselte die öffentliche Aufmerksamkeit.

Die beliebtesten Mittel, Unzufriedenheit auszudrücken, waren Katzenmusiken und Fenstereinwerfen. Daran sich zu betheiligen galt als Beweis liberaler Gesinnung. Verschiedenen Personen, darunter dem Erzbischofe von Wien, war schon in solcher Weise das öffentliche Mißfallen ausgedrückt worden; jetzt galt es dem neuen Ministerpräsidenten Graf Ficquelmont: er sollte den Kriegsminister Zanini zur Entlassung bewogen haben, um das Portefeuille seinem

nahen Verwandten, dem Grafen Baillet-Latour, zuzuwenden. Für die skandalsüchtige Tagespresse lag der vollgiltige Beweis darin, daß dieser ein aristokratischer General, jener aber bürgerlich war. Eine wüste tobende Menge brachte am Abend des 2. Mai dem Ministerpräsidenten eine Katzenmusik; als nichts dagegen geschah, wiederholte sich der Skandal in verstärktem Grade unter Mitbetheiligung von Studenten und Nationalgardisten am nächsten Abend und endigte damit, daß eine Anzahl roher Gesellen in das Haus einbrach und unter drohenden Schimpfreden den greisen Ficquelmont zur Abdankung zwang.

Die Schwäche, welche die Regierung den fortwährenden Aufläufen und Straßenkrawallen gegenüber zeigte, ermuthigte ihre radikal gesinnten Gegner. Die Nationalgarde und die Aula verständigten sich und setzten am 13. Mai ein politisches Centralcomité, die Rechte des Volkes zu schirmen, ein. Allein der Minister Pillersdorf weigerte sich, dies Centralcomité anzuerkennen. Die Aufregung der Studenten darüber war unbeschreiblich; ein Aufstand schien jeden Augenblick ausbrechen zu müssen. Daher rückte noch am späten Abend Militär aus und besetzte die Thore und das Glacis. Indeß kein Feind erschien; die Studenten begnügten sich damit, ihren Muth in tapferen Worten kund zu thun.

Am nächsten Abend — den 15. Mai — erneuerten sich die Zusammenrottungen. Die Nationalgarde und die Studentenlegion zogen, von zahllosen Volkshaufen geleitet, in die Hofburg und drangen in den Ministerrath ein, um die Anerkennung des Centralcomités zu ertrotzen. Scharen von Erdarbeitern, mit Hacken und Schaufeln bewaffnet, rückten ihnen nach, entschlossen, „ihren Brüdern in der Aula“ zu helfen. An Truppen, ihnen entgegenzustellen, hatte das Ministerium nur wenige Tausend zur Hand. Denn der Kriegsminister Latour hatte, was von Soldaten nur verfügbar war, an Radetzky zur Bezwingung des Aufstandes der italienischen Provinzen gesandt. So mußte sich denn das Ministerium zur Nachgiebigkeit entschließen: die Bestätigung des Centralcomités wird gewährt, und als die wortführende Deputation auch noch Aenderung des Wahlgesetzes und Beseitigung des Senates aus der Verfassung verlangt, auch dies ohne Säumen bewilligt. Auf der Stelle begiebt sich Pillersdorf zu Kaiser Ferdinand, um dessen Zustimmung zu diesen Beschlüssen des Kabinets einzuholen.

Bereitwillig ertheilte sie der Kaiser; aber die drohenden Vorgänge, welche er in seiner nächsten Nähe hatte erleben müssen, brachten einen andern Entschluß bei ihm, oder vielmehr bei seiner Umgebung, zur Reife. Am 17. Mai machte der kaiserliche Hof seine gewöhnliche Spazierfahrt nach Schönbrunn; dort angelangt wurden die Kutscher bedeutet, nicht anzuhalten, sondern die Straße nach St. Pölten weiterzufahren. So wenig fühlte die kaiserliche Familie sich in Wien noch sicher, daß sie nach Innsbruck zu den allzeit treuen Tirolern ihre Zuflucht nahm.

Camarilla und Maiaufstand. Eben noch war ganz Wien voll lauter Freude, daß der Kaiser bewilligt habe, die Verfassung solle durch einen konstituirenden Reichstag festgestellt werden, als die Nachricht von der Abreise der kaiserlichen Familie sich verbreitete. Die größte Bestürzung bemächtigte sich der Gemüther: wer eben noch mit seiner Freiheitsliebe groß gethan, verlangte jetzt nur nach Ruhe und Ordnung, ersehnte die Rückkehr des Kaisers um jeden Preis. Das Centralcomité, dem man die Hauptschuld beimaß, mußte sich auflösen. Das Ministerium ermannte sich unter allgemeinem Beifall zum Erlaß eines Preßgesetzes, zur Unterordnung der Nationalgarde unter das Militärkommando, zur Androhung des Standrechtes für alle Unruhstifter. Alle Korporationen, alle Vereine sandten Deputationen oder Petitionen nach Innsbruck, um die Rückkehr des Kaisers zu erbitten. Alle Zeitungen strömten von dem Lobe des Monarchen, von Versicherungen der Treue über.

Da kam Jemand auf den Gedanken, daß die Abreise des Kaisers das Werk einer Hofcamarilla wäre. Vom 23. Mai an gingen die Zeitungen zu den heftigsten Angriffen auf die Camarilla über; und die große Menge schimpfte wacker mit, obgleich ihr nicht recht klar war, gegen wen sich ihr Zorn zu richten habe. Denn unter Camarilla verstanden Manche einen hohen Beamten aus Metternich's Schule, der im März zu beseitigen vergessen sei, Andere deuteten es auf die alte Kammerfrau Cibbini, die einst durch ihr Klavierspiel geglänzt, oder hielten das Wort für einen Spitznamen des Grafen Bombelles, des einzigen Hofkavaliers,

der den Kaiser begleitet hatte. Rasch war jetzt die reuige Stimmung der Wiener verflogen: brauchten sie doch nun nicht mehr in ihrem eigenen Gebaren die Schuld für die Abreise des Hofes zu suchen.

Mit offener Abneigung hatten sie einige Tage hindurch auf die rothen Stürmer der Studentenlegion gesehen: jetzt war das vergessen, und als das Ministerium am 26. Mai daran ging, die akademische Legion im Interesse der Ordnung aufzulösen, war die öffentliche Meinung nicht mehr dafür und stärkte dadurch den Widerstand der Studenten.

Am wenigsten waren natürlich die Studenten selbst dafür, ihre Legion auflösen und sich nach Hause schicken zu lassen. Sie setzten den Befehlen des Ministeriums hartnäckige Weigerung entgegen. Dazu kam, daß auf die Nachricht von der drohenden Auflösung die Erdarbeiter in mächtigen Scharen erschienen, um ihren „Brüdern“ zu helfen. Allein Truppen hatten, um sie zurückzuhalten, die Stadtthore besetzt: ein Kampf schien unvermeidlich. Doch ohne Anweisung sich selbst überlassen, begannen die Truppen bald sich zurückzuziehen. Sofort drängten die Arbeiter nach und errichteten zur Behauptung des gewonnenen Terrains in aller Eile Barrikaden. Unter diesen Umständen gab Pillersdorf nach, nahm den Auflösungsbefehl zurück und ließ das Militär vollends in die Kasernen abmarschiren. Alle Gefahr für die Barrikadenkämpfer war damit verschwunden: um so entschiedener aber nur weigerten sie sich, die Barrikaden zu verlassen; denn die Bürger ließen es an guter Verpflegung der „Patrioten“ nicht fehlen. Erst spät gelang es unter dem Vorwande eines festlichen Umzuges sie in die Vorstädte zurückzuführen. Die Studentenlegion hatte sich behauptet, machtvoller als zuvor. Wer aber noch einen Rest von Besonnenheit sich bewahrt hatte, der erkannte das Unwürdige und Bedenkliche zugleich, das in dieser Herrschaft unreifer Jünglinge lag, die bald als leitende Beamte, bald als Volksrepräsentanten, bald wieder als Soldaten sich aufspielten. Die Folge war, daß die Gebildeten Wiens fast sämmtlich mit Entschiedenheit von der liberalen Bewegung sich lossagten und der Reaktion sich zuwandten, um nur dieser neugewonnenen Freiheit wieder ledig zu werden, welche als Anmaßung der Aula, als Tyrannei der Massen, als Maßlosigkeit der Volksführer, als Gewaltherrschaft des Bürger-Sicherheitsausschusses sich immer deutlicher enthüllte. Aber würde die Regierung es wagen, mit Entschiedenheit die Bahn der Reaktion zu beschreiten d. h. den Kampf gegen die Radikalen aufzunehmen?

Der Slavenkongreß in Prag. Hinter den Wienern waren die Ungarn nicht zurückgeblieben: am 17. März hatten sie die Errichtung eines ersten verantwortlichen Ministeriums Ungarns erlangt. Mit diesem ersten Schritte zur Bildung eines transleithanischen Reiches erwachten in Ungarn auch sofort die alten Gelüste nach der Herrschaft über Siebenbürgen und über die südslavischen Königreiche. Die Sachsen in Siebenbürgen fügten sich, wenn auch mit Widerstreben; die Kroaten und Slowenen aber widersetzten sich mit Entschiedenheit den Herrschaftsgedanken der Magyaren. Iwan Kukuljewic regte in der illyrischen Nationalzeitung zum Schutze der illyrischen Nationalität (s. S. 153) die Idee einer allgemeinen Slavenverbrüderung an; er fand in Ludwig Stur, einem slowakischen Prediger in Prag, einen rührigen Gesinnungsgenossen; bedrohte doch das Magyarenthum die Slowaken nicht weniger als die Illyrer. Ein Slavenkongreß wurde in Aussicht genommen; zahlreich trafen schon gegen Ende April von allen Seiten die Zusagen der Theilnahme an demselben ein.

Lebhafte Zustimmung fand die Kongreßidee bei den böhmischen Studenten und der tschechischen Nationalpartei. Die Erinnerung an die frühere Macht und Unabhängigkeit Böhmens erwachte. Sie sahen sich durch das Deutschthum eingeengt. Palacky, die Seele der tschechischen Bewegung, hatte es bewirkt, daß Böhmen sich von den Wahlen zur deutschen Nationalversammlung ausschloß. Was den Böhmen vorschwebte, war die Erneuerung ihrer Herrschaft über Mähren und Oesterreichisch-Schlesien, um dadurch zu einer ähnlich national-selbständigen Stellung zu gelangen, wie die Ungarn. Die Ungarn dagegen nahmen die am 1. Mai erschienene Einladung zu dem Kongresse mit dem größten Mißtrauen auf: ihr Gedanke war, wenn sie ihn nicht hindern könnten, so ihn doch in Mißkredit zu bringen; fühlten sie doch, daß er nicht zum wenigsten sich gerade gegen sie richte.

Am 2. Juni wurde der Kongreß in **Prag** eröffnet, wohin er in höflicher Rücksicht auf die Tschechen berufen war. Palacky wurde zum Präsidenten gewählt. Aber die Versammlung fand in der halbdeutschen Stadt mehr Neugierde als Interesse; nur die Studenten lärmten Beifall. 341 Theilnehmer hatten sich zusammengefunden, darunter allein 237 Tschechen; die Theilnahme einer Anzahl Polen — auch der Russe Bakunin hatte sich eingestellt — gab der Versammlung eine gewisse liberale Färbung; aber zumal unter den böhmischen Magnaten, welche Theil nahmen, wie die Fürsten Schwarzenberg, die Grafen Harrach und Kolowrat, gab es viele Männer von streng konservativer Gesinnung. Die Verständigung der Theilnehmer unter einander war bei der großen Verschiedenheit der slavischen Idiome eine schwierige Sache und gelang auch nicht immer ganz: doch ist es eine boshafte Fabel, daß man hätte deutsch sprechen müssen, um von Allen verstanden zu werden.

Der Pfingstaufstand in Prag. Die Aufregung und Spannung der Gemüther, welche der Kongreß in Prag hervorrief, war unverkennbar. Den ganzen Tag rasselten die böhmischen Studenten und die Mitglieder des Swornost, der tschechischen Nationalgarde, welche die Ehrenwache des Kongresses bildete, mit ihren Waffen durch die Straßen und sangen glühende slavische Freiheitslieder. In jeder Sitzung pries man die Macht der Slaven und häufte Verwünschungen auf ihre Feinde. Dem gegenüber thaten sich die Deutschen Prags zu einem Vereine für Ruhe und Ordnung zusammen, und der Kommandant Fürst **Alfred Windischgrätz** hielt es für angemessen, zur Vorsicht einige Truppen in Bereitschaft zu halten. Swornost und Studenten sahen darin eine Beleidigung des Kongresses und verlangten von Windischgrätz die Zurücknahme seiner Maßregeln, die Auflösung des deutschen Vereins und die Auslieferung von Patronen und etlichen Kanonen an die Studentenlegion. Die große Rolle, welche die Wiener Studenten in der Hauptstadt spielten, stachelte den Ehrgeiz der Prager auf. Mit kurzen Worten indeß schlug der General das Begehren ab; mit beleidigenden Schmähreden antwortete ihm die wortführende Deputation.

Am nächsten Tage, dem Pfingstmontage (den 12. Juni), sammelte sich ein lärmender Haufe vor der Kommandantur und versuchte, dem Kommandanten eine Katzenmusik zu bringen; allein die Wache rückte aus dem Hofe des Gebäudes vor und zerstreute mit Waffengewalt die Tumultuanten. Alsbald wurden an mehreren Stellen Barrikaden errichtet; namentlich wollte man bemerken, daß ein junger Slowake, Marcell Turanski, mit Eifer dazu aufforderte, der später als Geheimagent des ungarischen Ministeriums sich enthüllte, abgesendet, um den Slavenkongreß irgendwie zu kompromittiren. Zu einem Straßenkampfe indessen kam es kaum; fast alle Punkte, welche die Aufständischen besetzt hatten, wurden ohne Gegenwehr von ihnen beim Anrücken der Soldaten aufgegeben. Dennoch erneuerte sich in den nächsten Tagen der Tumult. Erst als eine nächtliche Feuersbrunst die Bewohner der Stadt in Schrecken gesetzt und Windischgrätz mit Granaten eine Mühle hatte in Brand schießen lassen, ergab sich ihm die Stadt auf Gnade und Ungnade. Der Slavenkongreß war während der unruhigen Tage ohne Sang und Klang aus einander gegangen: er hatte die Macht des Slaventhums an den Tag legen sollen; aber dieselben Tage hatten offenbart, daß die Macht und Einheit Oesterreichs auf seinem Heere beruhe.

Rückgang der Arbeiterbewegung in Wien. Auch in Wien hatte das Pfingstfest neue Unruhen gebracht. Die Erdarbeiter verlangten auch für die Feiertage ihren Tagelohn und nahmen, als sie ihn nicht erhielten, eine drohende Haltung an. Aber die Bürgerschaft war der ewigen Arbeiterunruhen müde; namentlich die kleinen Handwerker litten sehr darunter. Der Verkehr war ins Stocken gerathen, das Geld seltener geworden, der Lebensunterhalt vertheuert. Die Arbeitszeit raubte ihnen überdies der Dienst in der Nationalgarde und der fleißige Besuch der politischen Versammlungen; nicht Wenige lebten nur noch von dem, was sie im Leihhause versetzten. Die Nationalgarde war daher sehr geneigt, gegen die Arbeiter einen nachdrücklichen Schlag zu führen, um endlich einmal Ruhe zu bekommen. Als nun die Unruhen sich immer wiederholten und am 23. Juni gar die Arbeiter in der inneren Stadt erschienen und die Nationalgarde, die immer noch zögerte, verhöhnten und für den nächsten

Tag zum Kampfe herausforderten: da schien die Geduld der Bürgerwehr erschöpft. Am 24. trat die gesammte Nationalgarde auf dem Glacis an und ließ dort auch ihre sämmtlichen Kanonen auffahren. Nun aber warfen sich die Studenten ins Mittel: der Sieg jeder Partei mußte ihrer eigenen Machtstellung ein Ende bereiten; sie suchten zu vermitteln und erreichten wirklich durch den Hinweis auf die Kanonen und die bewaffneten Tausende, daß die Arbeiter den Muth verloren, ja für die Zukunft Besserung gelobten und die Verhaftung ihrer Rädelsführer ruhig geschehen ließen. Dieser Rückzug trug viel dazu bei, ihnen den Nimbus der Gefährlichkeit zu nehmen und ihr dreistes Selbstvertrauen zu untergraben.

Der österreichische Reichstag. Um so mehr wuchs dafür die Zuversicht des Sicherheitsausschusses. Es lag ihm daran, einen unzweideutigen Beweis seiner erhöhten Macht zu geben: der Minister Pillersdorf, der es wagte, nach dem Prager Pfingstaufstande dem Fürsten Windischgrätz das Kommando der böhmischen Armee zu lassen, sollte gestürzt werden. Eine Deputation begab sich zu ihm, um ihm ihr Mißtrauen auszudrücken. Der Minister suchte sie zu beschwichtigen; durch alle Unruhe der Zeiten hatte er sich behauptet, jetzt durfte er hoffen, daß der nahe bevorstehende Zusammentritt des österreichischen Reichstages Ruhe bringen und seine Stellung befestigen würde. Allein der Sicherheitsausschuß beharrte auf seinem Beschlusse, daß die Minister sämmtlich bis auf Doblhoff und Wessenberg entfernt und mit der Bildung eines neuen Kabinets Doblhoff beauftragt werden müsse.

Der Erzherzog Johann, vom Kaiser mit seiner Vertretung beauftragt, befand sich damals in Wien. Zu ihm begab sich eine Deputation des demokratischen Vereins, um ihm den Beschluß des Sicherheitsausschusses vorzutragen. Der Erzherzog sprach ohne Weiteres seine Zustimmung aus: er sei von der Unzulänglichkeit der Minister vollkommen überzeugt und werde das Nöthige verfügen. Pillersdorf, gekränkt, nahm nun sofort seine Entlassung, und der Erzherzog, im Begriff, zum Antritte der deutschen Reichsverweserschaft nach Frankfurt abzureisen, gab Doblhoff den Auftrag, ein neues Kabinet zu bilden. Es war fertig, als der Erzherzog zurückkehrte: außer Wessenberg waren auch noch Graf Latour für den Krieg und Kraus für die Finanzen beibehalten worden; aber die neuen Minister, der Fabrikant Hornbostl, der Redakteur Schwarzer, der Advokat Bach galten durchaus für gut demokratisch gesinnt. Ihre nächste und wichtigste Aufgabe war, die Regierung dem soeben zusammentretenden Reichstage gegenüber zu vertreten.

Am 10. Juli versammelten sich die Abgeordneten Oesterreichs (Ungarn und die italienischen Provinzen ausgenommen) in der kaiserlichen Reitbahn; am 22. Juni eröffnete Erzherzog Johann mit feierlicher Thronrede den ersten konstituirenden Reichstag Oesterreichs.

Es war eine wunderbare Versammlung, welche die 383 Abgeordneten bildeten. Fast der vierte Theil (92) waren Bauern, welche auf dem Wochenmarkte persönlich ihre Lebensbedürfnisse einzukaufen pflegten, und denen ein Korporal ein einflußreicher Würdenträger des Staats zu sein schien. Andererseits fehlte, von einigen polnischen Edelleuten abgesehen, der Adel fast gänzlich. In Wien waren trotz aller Wühlereien der demokratischen Vereine doch unter 15 Abgeordneten nur 5 Radikale gewählt worden. Die Majorität des Reichstages war slavisch, großentheils nicht einmal der deutschen Sprache mächtig. Vor den Abstimmungen mußten daher die Dolmetscher vortreten und in den sechs bis sieben Sprachen, welche vertreten waren, die Anträge wiederholen. Nicht selten ereignete es sich, daß sich Dutzende von Bauern mit der Erklärung erhoben, sie hätten nicht verstanden, warum es sich handele. Dann wurde auf 10 Minuten die Sitzung ausgesetzt, und Jeder redete nun auf die Bauern ein, um ihre Stimmen noch im letzten Augenblick für sich zu gewinnen. Bezeichnend war auch, daß der gewählte Präsident (Advokat Schmitt aus Wien) zwar ein Deutscher, die beiden Vizepräsidenten Strobach und Smolka jener ein Tscheche, dieser ein Pole waren.

Schon in der dritten Sitzung — am 26. Juli — stellte der Schlesier Hans Kudlich, der sich in Wien auf das Doktorexamen vorbereitete, das jüngste Mitglied des Reichstages, den Antrag: das Unterthänigkeitsverhältniß der Bauern sammt allen daraus entsprungenen Rechten und Pflichten aufzuheben. Am 8. August wurde er auf die Tagesordnung gesetzt und

beschäftigte nun in endlos schleppenden Debatten den Reichstag während des nächsten Monats. Von der Verfassung war unterdessen nicht die Rede. Kaum aber war er am 7. September endlich angenommen und damit den Bauern Freiheit und Bürgerrecht gewährt: als eine Deputation des ungarischen Reichstages in Wien erschien, Einlaß in den österreichischen Reichstag begehrend, um ihn zur Theilnahme am Kampfe gegen die Regierung fortzureißen.

Die Errungenschaften Ungarns. Die Rede Kossuth's am 3. März und die Nachricht von der Wiener Märzrevolution hatte die Entsendung einer Massendeputation der ungarischen Stände nach Wien zur Folge gehabt. Sie bewirkte die Einsetzung eines eigenen ungarischen Ministeriums, dessen Präsident Graf Batthyani wurde, während Kossuth die Verwaltung der Finanzen in demselben übertragen erhielt und Graf Szecsenyi dasjenige der öffentlichen Arbeiten. Die Minister waren darauf bedacht, den durch die Geschichte gegebenen staatsrechtlichen Zusammenhang Ungarns mit Oesterreich zu schonen; nur Kossuth steuerte der Personalunion zu, die nach seiner Meinung fortan das einzige Band zwischen den beiden Reichen bilden sollte. Er fühlte radikal; er war kein politischer Komödiant, aber er wollte ewig bewundert sein, überall und in Allem herrschen; ein großes Talent, ein politischer Charakter; ein rednerisches Genie, aber ein dilettantischer und dabei selbstsüchtiger Staatsmann.



Joseph von Jellachich-Buzim.

Mit Unbehagen richtete daher Kossuth seine Augen von Preßburg nach Budapest. Hier in der Landeshauptstadt gab es längst einen Kreis von Männern verschiedener Berufsstellungen, welche eine radikale Umwälzung des Bestehenden im Auge hatten. Ihr Mittelpunkt war der „Oppositionsklub", welcher im Café Pillwax sich versammelte. Der Dichter Alexander Petöfy, der Schriftsteller Moritz Jokai gehörte dazu; aber sein Führer war Paul Nyary. Den Schweif bildeten die Studenten, welche in dem Café Priworszky sich zusammenfanden, die „Schwarzgelben" verhöhnend und an den meist von deutschen Juden herausgegebenen radikalen Zeitungen sich erhitzend. Noch in der Mitte des März riefen die Radikalen einen „Sicherheitsausschuß" ins Leben, um die Führung des politischen Lebens in der Hauptstadt in die Hand zu bekommen. Es war die Besorgniß vor dieser in Budapest sich bildenden Nebenregierung, welche auf die Entschlüsse des ungarischen Ministeriums sehr bestimmend einwirkte. Sobald daher der ungarische Reichstag die Grundzüge der neuen freien Verfassung festgestellt hatte, welche bestimmt war, Ungarn zu einem selbständigen Königreiche Kaiser Ferdinand's zu machen, übersiedelte die neue Regierung, mit dem Erzherzog Palatin Stephan als Vizekönig an der Spitze, am 14. April nach Budapest, so daß schon am folgenden Tage der Sicherheitsausschuß sich auflöste.

Kampflos hatte Ungarn seine Selbständigkeit gewonnen; selbst die eigene Verwaltung seiner Finanzen und seines Kriegswesens war ihm zugestanden. Wie mit einem gleichberechtigten Souverän verkehrte der Kaiser mit dem ungarischen Vizekönige. Der Präsident des Unterhauses Pazmandy und der Historiker Szalay wurden im Mai nach Frankfurt an die deutsche Nationalversammlung als Gesandte geschickt, um ein Bündniß zwischen Ungarn und Deutschland anzubahnen. Kaum konnte man sagen, daß Ungarn noch zur österreichischen Monarchie gehöre

Geflissentlich setzten die Ungarn jetzt den Wünschen der österreichischen Regierung Widerstreben entgegen: hatten sie doch keine Gegenforderungen mehr zu machen.

Der Gegensatz der Serben und Kroaten. Aber hatten denn das gleiche Recht, welches Ungarn gegen Oesterreich durchgesetzt hatte, nicht Ungarn gegenüber die nichtmagyarischen Völker, welche der ungarischen Krone gehörten? Die ungarischen Serben petitionirten um Erhaltung ihrer Nationalität und Sprache; aber die ungarische Regierung gab ihnen zur Antwort: in Ungarn gebe es nur eine Nation, die magyarische. Diese Anmaßung trieb die Serben zur Abwehr: sie wählten den unternehmenden Erzbischof Rajachich zu ihrem Metropoliten, und an die Spitze der „Jungserben", welche offenen Krieg gegen die Herrschsucht der Magyaren auf ihre Fahne schrieben, trat Georg Stratimirowich. Im Juli entbrannte der wilde Bürgerkrieg, dessen Mittelpunkt das Serbenlager an der „Römerschanze" unweit der Theißmündung war.

Nicht minder hoch gingen die Wogen in Kroatien. Die Versammlung der „illyrischen" Nationalpartei zu Agram verlangte die Bildung eines eigenen kroatischen Ministeriums, kroatisches Kommando der Soldaten und die Rückgabe aller ursprünglich kroatischen Gebiete. Nur die Madjaronen in Kroatien hielten es noch mit Ungarn. Die Aufregung der Ungarn über diese Beschlüsse war gewaltig; sie wuchs aber noch, als die österreichische Regierung ohne vorheriges Verständigen mit dem ungarischen Ministerium einen neuen Ban „für Kroatien und Slawonien" ernannte. Sie entnahmen nicht mit Unrecht daraus, daß die Schwierigkeiten, welche Ungarn aus dieser rebellischen Haltung der zur ungarischen Krone gehörenden Völker erwachsen mußten, der Wiener Regierung im Grunde nicht unerwünscht wären.

Es war der Oberst Freiherr Joseph von Jellachich-Buzim, welcher am 24. April die höchste Würde unter den Kroaten erhielt. Er war 1801 in Peterwardein geboren und in der österreichischen Armee langsam bis zu dem Range eines Obersten vorgerückt, ein Lebemann und Schöngeist, aber auch zugleich ein Mann kluger Berechnung und rascher That, gewandt und redefertig. Als Kroaten hob ihn das Nationalgefühl seiner Landsleute empor; er hatte eine lebhafte Empfindung dafür, aber auch Besonnenheit genug, zu erkennen, daß Kroatien nur im entschiedenen Festhalten an der österreichischen Monarchie der Uebermacht zu widerstehen fähig sei. Das bestimmte sein Thun. Indeß die Schwierigkeit lag darin, für Oesterreich zu handeln, auch wenn Oesterreich selbst es nicht wollte oder nicht zu wollen schien.

Oesterreich aber durfte es damals auf einen Bruch mit Ungarn nicht ankommen lassen: seine Truppen standen in Italien im Kampfe gegen die aufständischen Provinzen und Sardinien. Es wies daher den Kroatenban an, den Befehlen des ungarischen Ministeriums zu gehorchen: er gehorchte nicht. Es wies ihn an, sich binnen 24 Stunden in Innsbruck zur Verantwortung einzufinden: er folgte nicht. Es entsetzte ihn als illoyal seines Amtes: er ignorirte die Absetzung, erschien aber jetzt in Innsbruck, wo er beim Hofe und Kaiser sich rechtfertigte und die beste Aufnahme fand. Der Erzherzog Johann in Wien wurde beauftragt, den Zwiespalt zwischen Ungarn und dem Ban beizulegen. Jellachich erschien in Wien, wo auch der Palatin Stephan und Batthyani sich einfanden: aber jeder Theil beharrte auf seinen Ansprüchen, so daß nicht Frieden, sondern nur Waffenstillstand zwischen ihnen gestiftet werden konnte.

Die Augustrevolte in Wien. Da änderten die Siege Radetzky's in Italien in der zweiten Hälfte des Juni die ganze Sachlage: sie gewährten die Möglichkeit, den Kampf gegen den bisher allerorten siegreichen Radikalismus aufzunehmen. Der Kaiser, der sich nach Innsbruck, d. h. unter den Schutz der Armee Radetzky's, begeben hatte, entschloß sich, nach Wien zurückzukehren. Am 12. August traf er wieder in der Hauptstadt ein, mit lautem Jubel von allen Freunden der Ordnung begrüßt, die in der Rückkunft des Kaisers die Gewähr der Rückkehr geordneter Zustände begrüßten. Um so weniger waren die Radikalen damit zufrieden: die Studenten ließen, als er ihre Legion musterte, anstatt der Nationalhymne den „Fuchsmarsch" spielen. Aber die Regierung gewann durch die Gegenwart des Kaisers sichtlich an Muth und Kraft: jetzt wagte sie es, wenn auch zunächst nur erst vorsichtig tastend, gegen die allmählich wieder dreist gewordenen Erdarbeiter vorzugehen. Der Arbeitsminister Schwarzer

kündigte am Sonnabend den 19. August den Erdarbeitern eine Herabsetzung des Tagelohns für Weiber und Knaben von 18 auf 13 Kreuzer (43 Pfennige) an.

Die Arbeiter machten während der Sonntagsruhe ihrem Unmuthe darüber durch possenhaften Unfug Luft; sie setzten einen Strohmann, der den Minister vorstellen sollte, mit einem großen papiernen Fünfkreuzerstück im Munde auf einen Esel, führten ihn allenthalben unter höhnischen Schimpfreden umher und hängten ihn endlich im Prater an einen Galgen. Zugleich aber stachelten die Agenten der demokratischen Vereine sie zu thätlichem Widerstande. So drangen sie denn am Montage in tumultuarischer Weise in die Stadt, mit ihren Handwerksgeräthen und Steinwürfen die Nationalgarde bedrohend. Allein diese machte gegen sie von den Waffen Gebrauch und trieb sie wieder aus der Stadt hinaus. Vier Tage dauerte der Krawall, welcher die Vorstädte und die innere Stadt in ein Kriegslager verwandelte, bis endlich die Arbeiter mit einem Verlust von etwa 100 Mann allenthalben in die Flucht geschlagen wurden. Nun war es mit ihrer Geltung vollends zu Ende: gegen 30,000 wurden an andere öffentliche Arbeiten fern von Wien beordert, und Wien war von der gefährlichsten Geißel befreit. Auch die Studentenlegion, welche während der Unruhen sich neutral verhalten hatte, wurde bis auf 1500 Mann herabgemindert, und die Hörsäle, welche zu Wachstuben und Lagerhäusern gedient hatten, wurden geschlossen. Der Sicherheitsausschuß, dem Ministerium grollend, drohte ihm mit Selbstauflösung: aber das Ministerium nahm ruhig das Erbieten an und ersuchte die Mitglieder des Ausschusses in einem sehr höflichen Briefe, „in das Privatleben das Bewußtsein redlich erfüllter Pflicht mitzunehmen". Und keine Hand regte sich in Wien für ihn, als er nun wohl oder übel seine Drohung erfüllen und sich auflösen mußte. Die Wirkung trat sofort zu Tage: neben den rothen und schwarzrothgoldenen Fahnen kamen schwarzgelbe zum Vorschein; konservative Vereine bildeten sich und konservative Blätter, wie Böhringer's „Geißel", wagten zu erscheinen und mit scharfem Wort den Kampf gegen die radikalen aufzunehmen. Aber die Radikalen warteten auf eine Gelegenheit, um ihre alte Macht wiederherzustellen.

Der Zwiespalt Oesterreichs und Ungarns. Die nächste Sorge für die erstarkende österreichische Regierung war die Regelung der ungarischen Verhältnisse. Durch die Frühjahrsbewilligungen war die Einheit der Monarchie so gut wie aufgehoben. Eine Denkschrift des österreichischen Ministeriums verlangte daher, die seit dem März getroffenen ungarischen Staatseinrichtungen dahin zu ändern, daß die Einheit der Monarchie gesichert und die einheitliche oberste Staatsleitung wiederhergestellt würde. Und der Kaiser machte, indem er dem Palatin diese Denkschrift übersandte, ihm den Vorschlag, durch eine Konferenz der beiden Ministerien die nöthigen Aenderungen festzusetzen.

Der Palatin Stephan entsandte darauf die Minister Batthyani und Deak nach Wien. Aber der in Budapest tagende Reichstag sah in den österreichischen Forderungen eine Gefährdung Ungarns. Selbst grobe Gewalt, meinte man, könne im schlimmsten Falle ihm nicht mehr rauben, als jetzt als freiwilliges Zugeständniß ihm abverlangt werde. Es wurde beschlossen, eine Deputation von hundert Reichstagsmitgliedern, den Präsidenten Dionys Pazmandy an der Spitze, nach Wien zu senden, um dem Kaiser die Gefahr der Situation vorzustellen und ihn aufzufordern, sogleich seinen Wohnsitz nach Budapest zu verlegen. Am 9. September empfing der Kaiser die Deputation in Schönbrunn; aber er gab ihr eine kühle Antwort und lehnte die Reise nach Budapest durchaus ab.

Die Aufregung in Budapest hierüber war außerordentlich. Die Radikalen, mit denen Kossuth jetzt Arm in Arm ging, wählten ein permanentes Comité, um die Regierung selbst zu übernehmen. Offen sprachen sie von Verrath des Hofes und sahen in der Diktatur Kossuth's das einzige Rettungsmittel, das Ungarn noch bliebe. Ihren Höhepunkt aber erreichte die Erregung, als der Palatin Stephan dem Reichstage anzeigte, daß er selbst vorläufig die Zügel der Regierung ergreifen wolle. Batthyani gab mit den meisten Ministern, auch Kossuth, auf der Stelle seine Entlassung. Nur der Minister Szemere weigerte sich, bevor ein neues Kabinet in gesetzlicher Weise gebildet wäre, sein Portefeuille niederzulegen. Das gab auch

Kossuth wieder Muth; er kehrte auf die Ministerbank zurück und erklärte: „Ich will Den sehen, der mich von diesem Platze vertreibt!“ Lauter Beifall der Deputirten folgte diesen Worten und pflanzte sich zu der wogenden Volksmenge fort, welche draußen der Beschlüsse des Reichstages harrte. Wie ein Diktator erschien Kossuth. Mit Mühe nur vermochte, um dem zu begegnen, der Palatin Batthyani zu bewegen, jetzt ebenfalls auf seinen Ministerposten zurückzukehren.

Unterdessen war es den Ungarn auch mit Waffengewalt nicht gelungen, der aufständischen Serben Herr zu werden. Jetzt kam die Nachricht, daß der Kroatenban Jellachich, der sich rühmte, 21 Handschreiben des Kaisers empfangen, aber jedesmal das Gegentheil des ihm Anbefohlenen gethan zu haben, vom Kaiser am 4. September wieder in sein Amt eingesetzt sei und mit dem seit Anfang August gesammelten und eingeübten Heere am 11. September die Drau überschritten habe und auf dem Boden Ungarns stehe. Zugleich erhoben sich die Slowaken im nördlichen Ungarn mit neuem Muthe, und die sächsischen Deputirten Siebenbürgens kehrten dem ungarischen Reichstage den Rücken.

In dieser Gefahr beantragte Kossuth, eine Deputation nach Wien zu senden, „aber nicht an den verrätherischen Hof, sondern an das Volk“, um dem österreichischen Reichstage zu sagen, daß Ungarn „auf seine Unterstützung in dem Kampfe gegen den Absolutismus rechne“. Bereitwillig wurde der Antrag angenommen, und zwölf Deputirte, darunter Deak, Eötvös und Szemere, reisten von vier Magnaten begleitet nach Wien ab. Batthyani richtete überdies an das österreichische Ministerium die Forderung, dem Heere des Ban den Rückzug anzubefehlen, und der Palatin Stephan gab dem allgemeinen Drängen nach, um eine persönliche Verhandlung mit Jellachich zu versuchen.

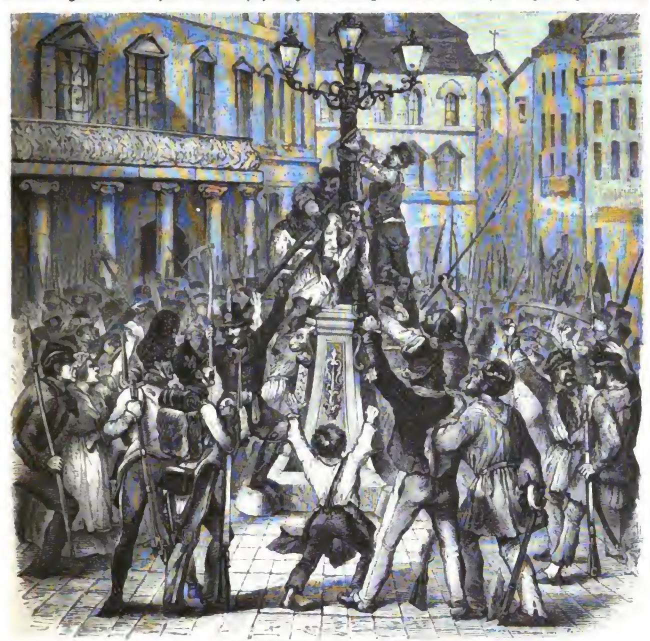
Zögernd begab sich der junge Erzherzog nach Keßthely in der Nähe des Lagers der Kroaten. Es wurde verabredet, daß er auf einem Dampfschiffe mitten auf dem Plattensee sich mit dem Ban am 21. September treffen solle. Allein der Ban erschien nicht zu der Zusammenkunft: muthlos kehrte der Erzherzog nach Budapest zurück und entwich, aller Hoffnung entsagend, heimlich aus dem Lande, um fortan in Zurückgezogenheit auf seinem Gute Schaumburg an der Lahn sein Leben zuzubringen. Indeß die Hoffnungen des Ban erfüllten sich nicht sofort. Am 29. September kam es unweit Stuhlweißenburg bei Velencze zu einem Scharmützel, in welchem die Ungarn unter Moga sich behaupteten, so daß der Ban, von der kriegerischen Erhebung rings umdroht, es vorzog, unter dem Schutze einer Waffenruhe über die Grenze nach Oesterreich zu entweichen.

Batthyani's Forderung hatte das Ministerium in Wien zurückgewiesen; vielmehr war vom Kaiser der Feldmarschallleutnant Graf Lamberg zum königlichen Kommissar in Ungarn ernannt worden. Allein so wild tobten schon in der ungarischen Hauptstadt die entfesselten Leidenschaften, daß ein Volkshaufe auf der Donaubrücke den Grafen Lamberg aus seinem Wagen riß und gräßlich ermordete. Damit war die letzte Brücke der Verständigung zwischen dem Kossuth'schen Ungarn und der österreichischen Regierung abgebrochen. Ein kaiserliches Manifest erklärte am 3. Oktober den ungarischen Reichstag für aufgelöst, verhängte über Ungarn den Belagerungszustand und ernannte den Ban Jellachich zum Oberbefehlshaber und Stellvertreter des Königs von Ungarn. Der ungarische Reichstag antwortete am 6. Oktober damit, daß er das kaiserliche Manifest für ungiltig und sich für unauflösbar erklärte und gegen den Ban als Reichsfeind die Reichsacht schleuderte: ein Faustschlag, man möchte sagen in das Antlitz der Dynastie.

Die Ermordung des Grafen Latour. Am 19. September kündigte der Vizepräsident Strobach dem Reichstage in Wien an, daß die Deputation des ungarischen Reichstages Eintritt in die Versammlung verlange. Damit war der österreichische Reichstag vor die Nothwendigkeit gestellt, in der ungarischen Angelegenheit Partei ergreifen zu müssen. Aber war zu erwarten, daß die slavische Majorität sich für Ungarn aussprechen würde? Mit Nachdruck erhob sich der Abgeordnete der Linken Löhner für die Zulassung der Deputation: ihm war die Sache Ungarns die Sache der allgemeinen Freiheit; er drohte den Slaven, daß man von ihnen sagen würde: „Sie ließen ein Brudervolk morden, um bald Alle geknechtet zu werden.“

Stundenlang wogte der Redekampf für und wider, häufig von Tumult und Lärm unterbrochen; endlich schritt man zur Abstimmung: mit 186 gegen 108 Stimmen wurde die ungarische Deputation abgewiesen.

Um so günstigere Aufnahme fand sie bei den Wiener Demokraten; unter Schimpfreden auf das „Hyänenministerium“ und den „elenden Reichstag“ sicherte Tausenau den Magyaren die Hülfe des Wiener Volkes zu. Das Versprechen blieb keine Phrase. Durch bessere Organisation hatten die Radikalen in Wien zu ersetzen gesucht, was sie in der letzten Zeit an Macht eingebüßt hatten. Auf Tausenau's Antrieb hatte sich ein „Centralcomité der radikalen Vereine“ gebildet, welches, im Wirthshaus zur Ente tagend, eine Art Geheimregierung darstellte.



Die Ermordung des Grafen Latour.

Dadurch war Einheit in die Agitation gebracht. Als nun der Kriegsminister Graf Latour, was an Truppen irgend verfügbar war, gegen die Ungarn senden wollte, richteten die Radikalen einmüthig ihr Streben darauf, diese Truppensendungen zu verhindern. Die Vereine schickten Deputationen in die Kasernen und reizten die Soldaten zur Widersetzlichkeit; ja als am 6. Oktober ein Grenadierbataillon mit der Eisenbahn nach Ungarn gesandt werden sollte, rissen Studenten und Arbeiter die Schienen auf, und die Grenadiere weigerten sich, den Eisenbahnzug zu besteigen. General Bredy griff daher zu Gewaltmaßregeln: er ließ das galizische Regiment Nassau zum Angriffe auf die Widerspenstigen und ihre Freunde mit scharfer Waffe vorgehen. Allein die Galizier wurden zurückgeschlagen, Bredy fiel und triumphirend kehrten die Grenadiere Arm in Arm mit den Arbeitern in die Stadt zurück.

Reißend schnell pflanzte sich der Aufruhr bis in die innere Stadt hinein fort. Es wurden die Sturmglocken gezogen, aus den Vorstädten rückten zahlreiche Haufen Bewaffneter heran; auch die Nationalgarden der Vorstädte, meist aus herabgekommenen Arbeitern bestehend, schlossen sich der Bewegung an. Truppen stellten sich ihnen entgegen: aber die Minister Latour, Doblhoff und Wessenberg gaben ihnen den Befehl, das Feuern einzustellen.

Erst vereinzelt, dann immer gewaltiger erhob sich der Ruf: „Wo ist der Kriegsminister? Wir müssen ihn haben!“ Hatten doch seit Wochen die radikalen Zeitungen ihn als den ärgsten Volksfeind geschildert und dem allgemeinen Hasse geradezu denunzirt. Wol hätte Graf Latour in dem Kriegsministerium, gegen dessen verschlossenes Thor die wüthenden Banden mit langen Eisenstangen schlugen, sich vertheidigen können; aber er wollte seine Rettung nicht mit einem Blutbade erkaufen: er ließ das Thor öffnen, und herein fluteten die wilden Pöbelhaufen und erfüllten Treppen und Korridore. Mehrere Abgeordnete eilten zu seiner Rettung herbei und bestimmten ihn, sein Ministerium niederzulegen. Er that es und trat dem wuthschnaubenden Gesindel, das nach dem „Hallunken“ schrie, mit den Worten entgegen: „Hier bin ich. Ich habe die Kugeln und Bajonnete nicht gescheut; ich fürchte auch keine Dolche. Denn ich bin ein ehrlicher Mann und habe ein gutes Gewissen“. Einige Nationalgardisten und Arbeiter scharten sich um den Grafen, um ihn in Sicherheit zu bringen. Aber während er in ihrer Mitte die Treppe hinabstieg, schlug die tobende Rotte ihm den Hut vom Kopfe; auf dem Hofe wurden seine Begleiter von seiner Seite gerissen, und ein Hammerschlag und ein Säbelhieb gleichzeitig nach seinem Kopfe geführt. Blutend stürzte der Greis zu Boden; Alles fiel jetzt mit Gewehrkolben und Eisenstangen über den Wehrlosen her. Dann hieß es, daß Soldaten nahten. Sofort stoben die feigen Mörder aus einander und ließen den Sterbenden auf dem Pflaster liegen; kaum aber erkannten sie den Ungrund ihrer Furcht, so kehrten sie wieder zu ihrem Opfer zurück und hängten den aus 43 Wunden blutenden Greis mit einer Schnur an einem Gaskandelaber auf, selbst die Leiche noch in grauenvollster Weise mißhandelnd.

Das Nahen der Entscheidung. Barrikaden waren unterdeß in den Straßen errichtet worden. Waffen zu ihrer Vertheidigung sich zu verschaffen, wälzten sich jetzt die tobenden Banden nach dem Zeughause in der Nähe des Schottenthors. Zwei Compagnien polnischer Infanterie unter Hauptmann Castel vertheidigten das festungsartige Gebäude gegen die anstürmenden Haufen, welche mit Kanonen von der Schottenbastei aus das Dach des Zeughauses beschossen. Während der Nacht faßte es Feuer, so daß die hoch emporschlagende Lohe grausig die Kampfstätte beleuchtete. Dennoch hielten die tapferen Soldaten stand; erst gegen Morgen (am 7. Oktober) übergaben sie das Haus, in das sich nun der wilde Strom der ungezügelten Banden ergoß. Alles, was vorgefunden wurde, betrachteten diese als Beute. Alte und neue Waffen, brauchbare und unbrauchbare wurden fortgeschleppt. Man sah Straßenjungen mit langen Reiterpistolen, Arbeiter mit mittelalterlichen Partisanen, Studenten in Kürassen triumphirend die Straßen durchziehen. Am Nachmittage konnte man schon für einen Gulden von den siegreichen Plünderern die schönsten Stutzen kaufen; gegen Abend war der Preis gar auf 40 Kreuzer (1,30 Mark) herabgesunken. Denn erst nachdem die Plünderung mehrere Stunden gedauert hatte, fiel es der Nationalgarde ein, die Straßen zum Zeughause abzusperren.

Auf der Stelle sollten die Wiener die Folgen dieser tumultuarischen Scenen empfinden. Schon mit Tagesanbruch verließ am 7. Oktober der Kaiser mit dem Hofe unter dem Schutze einer ansehnlichen Truppenmacht Schönbrunn und begab sich nach Olmütz. Seinem Beispiele folgten die auswärtigen Gesandten; und während der nächsten Tage flüchteten gegen 100,000 Einwohner aus der revolutionären Hauptstadt. Auch die slavischen Mitglieder des Reichstags von der Rechten und dem Centrum erklärten ihren Austritt aus dem Reichstage und eröffneten in Prag eine Art Gegenparlament. Denn von allen Seiten mehrten sich die Zeichen, daß die Entscheidung nahe. Graf Auersperg, der Kommandant von Wien, sammelte die 10,000 Mann, welche er noch unter seinem Befehle hatte, in der Vorstadt Wieden und ließ sie im Schwarzenberg'schen Garten ein Lager aufschlagen. Am 8. betrat das Kroatenheer des Ban Jellachich den österreichischen Boden, am 10. stand es schon in Rothneusiedl, so daß

Auersperg sein Lager verließ, um mit dem Ban Fühlung zu gewinnen. Und am 11. setzte sich Fürst Windischgrätz mit allen in den nördlichen Provinzen verfügbaren Truppen von Prag in Marsch, um „der Anarchie in Wien“ ein Ende zu machen. Einige Tage danach ernannte ihn der Kaiser zum Oberbefehlshaber aller österreichischen Truppen, also auch des Kroatenheeres — nur Radetzky's Armee war ausgenommen — und belohnte ihn zum voraus mit dem Feldmarschallsstabe.

Die Anarchie und ihre Aussichten. Dem drohenden Unwetter gegenüber hatten die Wiener ihre Hoffnung vornehmlich auf die Ungarn gesetzt. In Budapest hatte sich als Beirath des Ministeriums ein Landesvertheidigungsausschuß gebildet. Am 8. Oktober stellte Kossuth auf die Nachricht von der Wiener Revolution den Antrag, diesem Ausschusse die eigentliche Regierung Ungarns zu übertragen. Der Reichstag sprach, obgleich Nyary, das Haupt der Radikalen der Hauptstadt, lebhaft protestirte, seine Zustimmung aus und wählte am 10. Oktober Kossuth zum Vorsitzenden des Ausschusses. Damit war Kossuth zum Regenten Ungarns gemacht und begann seine Thätigkeit damit, daß er Papiergeld („Kossuthnoten“) drucken ließ und die Wehrkraft des Landes aufbot. Der Entschluß, den Wienern zu helfen, war vorhanden: aber würden die Ungarn rechtzeitig im Felde erscheinen? und würden sie den Gegnern gewachsen sein?

Sie ausdrücklich herbeizurufen, wagte der Wiener Stadtrath nicht. Die gleiche Furcht vor der Verantwortung hemmte auch den in Wien zurückgebliebenen Reichstagsrumpf, der sich begnügte, einen Sicherheitsausschuß unter dem Abgeordneten Schuselka zu ernennen. So ging denn mit jedem Tage mehr die Leitung der Dinge auf die demokratischen Vereine über in welchen, nachdem die klügeren Führer, wie Tausenau, sich in Sicherheit gebracht hatten der trübste Bodensatz der Radikalen bald zur ausschließlichen Herrschaft gelangte.

Auch auf die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt richteten sich manche Erwartungen. Allein die Majorität der Versammlung lehnte die Anträge der Linken ab, dem bedrängten Wien entweder Unterstützung oder wenigstens Ermuthigung zutheil werden zu lassen. Nur das Reichsministerium sandte als Kommissare die beiden Abgeordneten Mosle und Welcker nach Oesterreich, um eine friedliche Vermittelung zu Gunsten Wiens zu bewirken. Allein die Linke lehnte sich gegen den Majoritätsbeschluß auf: der „Donnersberg“ beschloß, den Abgeordneten Julius Fröbel nach Wien zu senden, um den Wienern seine Sympathien auszusprechen, und der „deutsche Hof“ nahm trotz entschiedenen Protestes vieler Abgeordneter das Erbieten Robert Blum's an, Fröbel zu begleiten. Auch die österreichischen Abgeordneten Hartmann und Trampusch schlossen sich der Sendung an. Blum, 1807 in Köln geboren, hatte sich vom Gürtlergesellen und Theaterdiener zu einem angesehenen Buchhändler in Leipzig emporgearbeitet; Stifter der dortigen deutschkatholischen Gemeinde, galt er infolge seiner rührigen agitatorischen Thätigkeit 1848 für das Haupt der Demokratie in Sachsen, schlagfertig und beredt, wenn auch ohne tiefer wurzelnde Bildung. Seit dem Septemberaufstand in Frankfurt indessen hatte er die Empfindung, an Popularität Einbuße erlitten zu haben; das Verlangen, in den Augen der großen Menge sich wiederherzustellen, war es zumeist, was zu der Wiener Mission ihn drängte.

Schon die erste Sitzung des Centralcomité, der die deutschen Abgeordneten beiwohnten, zeigte ihnen die völlige Zerfahrenheit und Hoffnungslosigkeit der Wiener Verhältnisse: Cheizes schimpfte auf den Reichstag, die Nationalgarde ließ sich nur widerwillig bei Alarmirungen unter Waffen bringen, die Hauptstärke der Vertheidigung beruhte in der Mobilgarde, welche aus bezahlten und bewaffneten Arbeitern gebildet war. Zum provisorischen Oberkommandanten Wiens war auf das Betreiben der demokratischen Vereine Wenzel Messenhauser gewählt worden. Früher Leutnant in Galizien, dann Mitarbeiter an demokratischen Zeitungen, nahm er zwar durch seine Gutmüthigkeit und wahrhaft kindliche Naivetät ein, war aber zur Führung des Kommandos völlig unfähig, jedoch stets willig, den Rathschlägen der demokratischen Führer Folge zu leisten. Unter ihm kommandirte die mobilen Truppen der polnische General Bem, ein alter napoleonischer Soldat, welcher, nachdem er im Frühjahr an der Vertheidigung

Krakaus gegen die Oesterreicher Theil genommen, auf die Kunde von der Oktoberrevolution nach Wien geeilt war.

Die Eroberung Wiens. Langsam war unterdessen Windischgrätz von Norden herangezogen. Das Erscheinen der Abgesandten des deutschen Reichsministeriums in seinem Lager beirrte ihn nicht: dem früheren Minister Pillersdorf, welcher Verhandlungen einleiten wollte, gab er die scharfe Abweisung: „Mit Rebellen unterhandle ich nicht“, und verhängte am 20. Oktober über Wien Belagerungszustand und Standrecht.

Am 26. Oktober begann der Angriff auf Wien, mit methodischer Langsamkeit, wie es die Art des Fürsten war. Von der Nußdorfer bis zur St. Marxer Linie dröhnten fast den ganzen Tag die Kanonen. Am Abend hatten die Truppen die Brigittenau und den Prater erobert und auch sonst die Vertheidiger weit in die Vorstädte hinein zurückgedrängt. Dennoch ging der Fürst wieder zurück, um am nächsten Tage den Wienern durch eine Proklamation anzukündigen, daß er nunmehr die Entscheidung durch die Waffen zu erzwingen entschlossen sei. So rückten denn am andern Morgen die Truppen von verschiedenen Seiten her zum Angriffe auf die Vorstädte vor. Allein allenthalben wurden die Barrikaden nach geringer Gegenwehr aufgegeben; nur in der Jägerzeile, wo Bem kommandirte, kam es zu ernstlichem Kampfe. Ehe noch der Tag zu Ende ging, war Wien bis an die Wälle der inneren Stadt in der Hand der Sieger. War eine weitere Vertheidigung noch möglich? Eine Deputation des Gemeinderathes begab sich am 29. in das Hauptquartier des Fürsten, um ihm, wenn es nicht anders ginge, die bedingungslose Unterwerfung Wiens anzubieten. Denn die Hoffnung war dahin: Messenhauser legte sein Kommando nieder, das Centralcomité löste sich auf und verbrannte seine Papiere, die Studenten suchten sich in Sicherheit zu bringen, die Kanonen begannen von den Wällen der inneren Stadt abzufahren.

Windischgrätz ließ eine Kommission von Offizieren und Gemeinderäthen zusammentreten, um die Art und Weise der Entwaffnung Wiens festzustellen. Darüber verging der Tag. Da verbreitete sich am Nachmittage des 30. Oktober in Wien das Gerücht, daß die Ungarn da wären. Messenhauser, gedrängt den Oberbefehl wieder zu übernehmen, bestieg den Stephansthurm: die ungarische Armee unter Moga hatte die Grenze überschritten und stand bei Schwechat im Gefecht mit den Belagerern; deutlich tönte der Kanonendonner bis nach Wien herüber. Das entfesselte die Leidenschaften des verwilderten Proletariats; denn nur dies stand in den letzten Oktobertagen noch unter Waffen. Die Arbeiter durchzogen in Rotten die Straßen der Stadt, preßten „Freiheitskämpfer“, besetzten die Basteien und trafen Anstalten zur Wiederaufnahme der Vertheidigung.

Allein Jellachich hatte sich mit deutschen Regimentern den Ungarn entgegengeworfen, deren Nationalgarden und Freiwillige großentheils bei den ersten Kanonenschüssen schon die Flucht ergriffen. In Wien hörte man von Stunde zu Stunde den Kanonendonner schwächer werden und am Abend ganz verhallen: der Ban hatte die ungarische Armee über die Grenze wieder zurückgetrieben. Auf das Dringendste rieth Messenhauser von einer Erneuerung des Kampfes in Wien ab: aber die wild erregten Pöbelhaufen nannten ihn einen Verräther und verachteten alle Warnung, so daß sich am Morgen des 31. Oktober eine Deputation zu Windischgrätz begab und ihn um Schutz gegen die zuchtlosen Pöbelrotten bat. Da machte denn der Feldmarschall ein kurzes Ende. Um Mittag rückten die Truppen durch die Vorstädte zum Sturm gegen die innere Stadt vor. Die Vertheidiger eröffneten den Kampf um 3 Uhr Nachmittags mit Geschütz- und Pelotonfeuer. Durch ein anhaltendes Bombardement brachten die Angreifer die Batterien auf den Basteien zum Schweigen; die Hofbibliothek und der Thurm der Augustinerkirche fingen Feuer, in das verbarrikadirte Burgthor wurde Bresche geschossen. Mit gefälltem Bajonnet drangen die Soldaten ein: in sinnloser Furcht warfen die Vertheidiger die Waffen fort und flüchteten sich, wo nur immer den Entsetzten ein Ausweg sich noch darbot. Der Kampf war zu Ende. Allenthalben wurden weiße Fahnen als Zeichen der Ergebung ausgesteckt, und am nächsten Morgen wehte vom Stephansthurm eine mächtige schwarzgelbe Fahne herab.

Das Ende der Unruhen. Wien war eine eroberte Stadt. Der Sieger, mit den weitgehendsten Vollmachten ausgestattet, erließ ihr nichts. Die Thore wurden gesperrt, Haussuchungen gehalten und in den nächsten Tagen über 1000 Personen verhaftet. Der Schrecken war allgemein. Freilich wurden über neun Zehntel der Verhafteten alsbald wieder freigegeben. Unter den Verhafteten befanden sich auch Blum und Fröbel: das Kriegsgericht verurtheilte Beide zum Tode; sie hatten durch ihre Reden die Erbitterung gesteigert und selbst in einem Freicorps einige Tage (bis zum 29. Oktober) die Waffen gegen die Belagerer getragen. Der Feldmarschall bestätigte das Urtheil gegen Blum; es wurde am 9. November in der Brigittenau vollstreckt und machte den unglücklichen Mann weit populärer, als er es je bei Lebzeiten gewesen war. Fröbel dagegen berief sich in seiner Vertheidigung auf eine Schrift, die er früher verfaßt: „Wien, Deutschland und Europa“; der Feldmarschall ließ das gelten und begnadigte den Verurtheilten.



Erstürmung der Jägerzeile in Wien.

Auch Messenhauser wurde erschossen; man erzählte, daß die Armee den Tod des harmlosen Oberkommandanten des rebellischen Wien zur Sühne für die Ermordung Latour's verlangt habe. Im Ganzen wurden wegen Theilnahme an den revolutionären Vorgängen des Oktober 24 Todesurtheile gefällt, jedoch nicht sämmtlich vollzogen; mit anderen Strafen wurden 120 Personen belegt.

Ein Befehl Kaiser Ferdinand's verlegte den österreichischen Reichstag nach Kremsier in Mähren. Palacky hatte den Ort vorgeschlagen. Hier in dem öden Ackerstädtchen war demokratischer Einfluß nicht zu besorgen. Am 15. November eröffnete der Reichstag in dem erzbischöflichen Sommerpalaste seine Sitzungen: acht Tage später stellte sich ihm ein neues Ministerium unter Fürst Schwarzenberg vor, Alles Männer streng konservativer Richtung, und am 2. Dezember übergab nach der Entsagung seines Bruders Franz Karl Kaiser Ferdinand seinem jungen Neffen, dem Erzherzoge Franz Joseph die österreichische Kaiserkrone: nach den Stürmen des Jahres 1848 war sie ihm zu schwer geworden.

Das preußische Märzministerium. Es war ein Kabinet gemäßigt liberaler Männer, welches in Preußen im März unter dem Vorsitze des Grafen Arnim die Führung der Geschäfte

übernommen hatte. Allein noch vor dem Ende des Monats trat der Ministerpräsident zurück: Camphausen übernahm den Vorsitz, und für diesen Hansemann die Verwaltung der Finanzen.

Wol durfte das Märzministerium auf die Unterstützung des Königs rechnen, der damals noch glaubte, mit Hülfe der Liberalen zu einer befriedigenden Neugestaltung der Verhältnisse zu gelangen. Aber eine doppelte Schwierigkeit war unverkennbar: der Bürgerwehr, welche die revolutionären Bewegungen ins Leben gerufen hatten, waren neben dem Soldatenstande Berechtigungen eingeräumt, die ihr eine gewisse Unabhängigkeit gaben, und die arbeitenden Klassen, zum Bewußtsein einer faktischen Macht gekommen, machten Anspruch auf einen Antheil an der Volksvertretung, der ihnen nicht leicht zu versagen war. Am 2. April trat der vereinigte Landtag zusammen, eigentlich nur, um eine konstituirende Volksvertretung vorzubereiten. Er nahm das liberale Wahlgesetz für diese an, sprach in einer Adresse dem Könige eine Reihe freisinniger Wünsche aus, stärkte das Ministerium durch den Ausdruck seines Vertrauens und löste sich dann auf, so daß nunmehr den Volksbewegungen freier Raum gelassen war.

Zumal in Berlin war seit den Märzkämpfen die Ordnung aus den Fugen gegangen. Die Polizei war verschwunden, die Beamten außer Thätigkeit, die städtischen Behörden ohne Macht, ein großer Theil der Arbeiter ohne Arbeit, die Gemüther in Spannung und Aufregung. Zwar beorderte das Ministerium am 29. März das 24. Regiment, da dies großentheils aus Berliner Kindern bestand, nach der Hauptstadt; aber doch blieb die Wahrung der Ruhe der Bürgerwehr anvertraut, welche 30,000 Mann stark war. Ihr Befehlshaber war der Polizeipräsident von Minutoli; als dieser jedoch schon am 4. April das Kommando als unverträglich mit seinem Amte niederlegte, fiel die Wahl auf den Kommandeur der Landwehrbrigade, General von Aschoff. Vertreten in der Bürgerwehr war der besitzende Bürgerstand, aber nicht die Besitzlosen, die Gesellen und Arbeiter. Das gab von vornherein einen Gegensatz in der Bevölkerung, den Niemand eifriger auszubeuten suchte als die Radikalen.

Schon am 23. März hatte die radikale Partei dreist ihre Stimme erhoben: sie gab die Hoffnung auf ihren endlichen Sieg nicht auf. Ihr Ziel war, das liberale Ministerium zu beseitigen und durch Einsetzung einer provisorischen Regierung der Staatsleitung sich zu bemächtigen. Ihre Führer Berends, Eichler, Jung, Nauwerk waren zu Mitgliedern dieser provisorischen Regierung bestimmt, Held zum Kommandanten der Bürgerwehr. Auf die Massen der Proletarier setzten sie ihre Zuversicht. Eine Gelegenheit zum Losbrechen bot ihnen die weitverbreitete Unzufriedenheit mit der Bestimmung, daß die Wahlen zu der preußischen Nationalversammlung in zwei Graden (indirekt) erfolgen sollten und also nicht die Urwähler gleich direkt die Abgeordneten zu bestimmen hätten. Am Gründonnerstag — dem 20. April — sammelten sich daher an mehreren Orten große Menschenmassen, um vom Alexanderplatze aus gegen das Schloß sich in Bewegung zu setzen, wo die Minister versammelt waren. Aber sofort wurde die Bürgerwehr alarmirt und besetzte die auf das Schloß zuführenden Straßen, so daß die Volkshaufen es vorzogen, sich wieder zu zerstreuen und die Demonstrationen aufzugeben. „Den Kopf an der Wand einrennen könnt' ich mir", rief Nauwerk aus, als das Mißlingen des Plans außer Zweifel war. Es war klar, daß es noch erst einer gründlicheren Bearbeitung der Volksmassen bedürfte, ehe sie verläßlich würden.

Straßenpresse und Klubagitation in Berlin. Die Mittel dazu gewährte die neugewonnene Preß- und Vereinsfreiheit reichlich. Die „Vossische Zeitung", charakterlos wie immer, in der Franzosenzeit den Franzosen freundlich, lenkte unverkennbar in das radikale Geleise über. Allein die Hauptzeitungen der Radikalen waren die „Zeitungshalle" und die „Reform", in deren Artikeln sich die Ansichten und Absichten der Radikalen mit durchscheinender Verhüllung wiederspiegelten. Die entschiedenen Liberalen hatten in der „Nationalzeitung" sich ein eigenes Organ geschaffen, das bei aller Schärfe des Standpunktes doch niemals die anständige Haltung verlor. Dem gegenüber war es zweifellos ein Fehler der Regierung, daß sie es nicht der Mühe für werth hielt, sich selbst ein Organ zur Kundgebung ihrer Grundsätze und Ziele und zur Einwirkung auf die öffentliche Meinung zu schaffen, die dadurch nicht selten vor Irreleitung und Mißtrauen hätte bewahrt werden können.

Eine größere Rolle indeß als die Zeitungen spielte damals die Straßenpresse. Eine Unzahl von Flugblättern, welche die Ereignisse des Augenblicks in volksthümlicher, nicht selten humoristischer Weise behandelten, wurden oft in Tausenden von Exemplaren binnen wenig Stunden verbreitet. Die Straßenecken bedeckten sich mit unzähligen Plakaten, die von dem ewig zuströmenden Publikum mit lebhafter Theilnahme gelesen und in den sich ansammelnden Gruppen mit Eifer diskutirt wurden. Eine hervorragende Stelle unter diesen Flugblättern nahmen die Witzblätter ein, welche durch ihre ätzende Satire wie durch ihre drastischen Illustrationen das Urtheil der großen Menge nicht wenig beeinflußten. Alle fanden ihre Leser, „die ewige Lampe" sowol wie „der Krakehler", am meisten jedoch Cohnfeld's „Buddelmeyer-Zeitung", deren Eckensteher Nante mit seinem gemein-berlinischen Jargon bald ein sehr populärer Typus war. Auch Dohm's „Kladderadatsch" trat damals ins Leben, Anfangs indeß wenig beachtet.

Die Straßenpresse rief das Institut der fliegenden Buchhändler hervor, welche, meist halbwüchsige Jungen, an allen Straßenecken mit lärmendem Geschrei den Vorübergehenden ihre Eintagswaare aufdrängten und so, was der Moment erzeugt hatte, auch im Moment zur Kenntniß der Bevölkerung brachten. Darin lag mit die Ursache, daß eine gewisse Gleichartigkeit der Auffassung mitunter in wenig Stunden sich bildete, freilich nicht selten bis zum nächsten Tage auch völligen Umschlag wieder erfuhr.



Ludolf Camphausen.

Unmittelbarer noch verfolgten das Ziel, Einfluß auf die Massen zu gewinnen, die zahlreichen politischen Vereine, welche bald nach den Märztagen entstanden. Die gemäßigt Liberalen vereinigten sich in dem „konstitutionellen Klub"; ihm schloß sich bald die große Zahl der Beamten an: man hielt Reden, man berathschlagte Adressen, aber zu einer Einwirkung auf das Volk kam es nicht. Bald sonderten sich von ihm die beiden Flügel: der rechte bildete den „patriotischen Verein", der linke den „Verein für Volksrechte", so daß nunmehr noch weniger als vorher von einem Wirken nach außen die Rede war.

Früher noch als der konstitutionelle Klub hatte sich im Hotel de Russie der „politische Klub" gebildet. Es waren vornehmlich Literaten und Studenten, die ihn unter dem Vorsitze von Jung ins Leben gerufen hatten. Binnen Kurzem erlangten die Radikalen das unbestrittene Übergewicht in dem Klub und machten ihn unter dem Namen „demokratischer Klub" zum Mittelpunkte ihrer Parteirichtung. Ihm schlossen sich nach und nach auch die meisten anderen Vereine ähnlicher Bestrebungen an, welche sich gebildet hatten, wie der „Volksklub", der „Reformklub" der Königsstadt, der „Bürgerwehrklub", auch der „Arbeiterverein", welcher eine fortdauernde Verbindung mit den Gewerken unterhielt, um diese bei Gelegenheit in kürzester Frist aufbieten zu können. Das Hauptquartier für alle diese Klubs war das Bierhaus von Waßmann in der Leipziger Straße, wo sich die Führer der Radikalen zusammenzufinden pflegten: Zusammenkünfte, aus denen im Laufe des Sommers die Bildung eines Centralcomité der Berliner Radikalen hervorging, welches über Barrikadenbau, Munitionsbeschaffung und Organisation der Hülfskräfte sich berieth. Die Organisationsfrage indeß nahm der

demokratische Verein allein in die Hand: er theilte Berlin in 22 Sektionen und setzte jeder einen zuverlässigen Führer vor, der unter sich ein besonderes Comité zur Ausführung der Befehle des demokratischen Vereins zu bilden hatte.

Die Volksversammlungen. Diese Vereine nun waren es, selten der konstitutionelle, gewöhnlich die demokratischen, welche zur Förderung ihrer Agitation Volksversammlungen zu berufen pflegten, die nicht selten von Tausenden besucht waren. Namentlich fand regelmäßig, wenn es die Witterung erlaubte, Sonntags und Mittwochs „unter den Zelten“ an der Unterspree unter dem Vorsitze des Schriftstellers Schaßler Volksversammlung statt. Reden über die europäischen Angelegenheiten im Allgemeinen, über die Berliner im Besonderen wurden gehalten, durch hochgespannte Forderungen die Massen aufgereizt und durch demagogische Schlagwörter berauscht. Niemand verstand dies mit gleichem Erfolge wie Friedrich Held, ein politischer Abenteurer, der früher Offizier gewesen war, jetzt die „Lokomotive“ herausgab. Eine mächtige Stimme, ein lang herabflutender rother Bart unterstützten ihn wirksam in seiner Demagogenrolle, so daß die Arbeiter ihm blindlings folgten und von allen radikalen Hitzköpfen an Popularität sich Keiner mit ihm messen konnte.

Denn Arbeiter zumeist bildeten die Hörerschaft in den Volksversammlungen. Ihnen war so lange von ihrer Bedeutung vorgeredet worden, bis sie selbst daran glaubten und sich als einen neuen bevorrechteten Stand betrachteten, für den der Staat ohne Weiteres zu sorgen habe. Bestärkt wurde diese Meinung dadurch, daß nach den Märztagen, um die Arbeiter zufrieden zu stellen, außerordentliche öffentliche Arbeiten unternommen waren. Auf den ihnen eröffneten öffentlichen Bauplätzen erhielten sie einen halben Thaler Tagelohn, so daß bald auch fremde Arbeiter in Menge nach Berlin gezogen wurden. Bei den Rehbergen war die Anlage eines anderthalb Meilen langen Kanals begonnen, um Arbeit zu schaffen. Diese „Rehberger“, infolge mangelnder Aufsicht bald demoralisirt, wurden, wenn sie in trotzigen Haufen in die Stadt kamen, binnen Kurzem ein Schrecken für Jedermann. Auch die Maschinenbauer, deren Fabriken im Norden Berlins lagen, stellten sich mit der Zeit unter die Führung der Radikalen.

Gleichsam als fliegendes Corps des Krawalls war der „Lindenklub“ geschaffen, welcher jeden Abend an der belebtesten Stelle der Straße Unter den Linden seine Verhandlungen pflog. Sein Leiter war ein heruntergekommener Kaufmann Namens Müller, „Lindenmüller“ genannt. Die Zuhörerschaft bildeten meist die zufällig Vorübergehenden, welche durch die in der Regel sehr heitere Lebhaftigkeit der Verhandlungen angelockt wurden. Nicht Belehrung und Bekehrung war der Zweck dieses Klubs, sondern Unordnung zu erregen und an Ungehorsam gegen die Polizei zu gewöhnen: eine Schule zur Verwilderung des Pöbels durch zuchtlose Witzeleien und das Absingen sogenannter Freiheitslieder.

Kam es auch nicht zu ernsteren Unruhen, so wurde doch die Spannung und Aufregung fortwährend unterhalten. In dem besitzenden Theile der Bevölkerung aber wurde um so stärker die Sehnsucht nach geordneten Zuständen wach gerufen; der Erwerb stockte, der Besitz sank immer tiefer in seinem Werthe; und damit wuchs der Unwillen in weiten Kreisen gegen diejenigen, welche die Rückkehr zur Ordnung verhinderten. Aber über Worte hinaus that er sich nicht kund; die Liberalen erkannten die Gefahr nicht, welche dem Staate aus dem Treiben der Radikalen erwachsen mußte: sie glaubten, zugleich immer noch von Mißtrauen gegen die Regierung erfüllt, sich neutral verhalten zu können und überließen es der Regierung, ihre Hülfe ihr versagend, schließlich allein den Kampf gegen die Radikalen aufzunehmen. Anders indeß war die Lage in den Provinzen. Zwar war es auch dort in nicht wenigen Städten zu aufrührerischen Krawallen gekommen; aber sie wurden rasch und entschieden unterdrückt, und die öffentliche Meinung in den Provinzen richtete sich bald gegen das Treiben in der Hauptstadt, die Märzrevolution und die Haltung der Bevölkerung nach derselben mit aller Schärfe verurtheilend: ein Gegensatz, der während des Sommers mit voller Deutlichkeit zu Tage trat, aber auch schon im Frühjahr in den Wahlen zur konstituirenden Nationalversammlung einigermaßen sich ankündigte.

Die Nationalversammlung „zur Vereinbarung der Verfassung". Am 20. Mai wurde der Verfassungsentwurf veröffentlicht, welchen das Ministerium den Vertretern des Volkes „zur Vereinbarung" mit der Krone vorzulegen gedachte. Daß die Minister, großentheils Rheinländer, dem Entwurfe die belgische, höchst freisinnige Verfassung zu Grunde gelegt hatten, war begreiflich; sie hatten sie wohl oder übel den preußischen Verhältnissen anzupassen gesucht. So war es gekommen, daß man, wie Baron Stockmar, der genaueste Kenner der belgischen Verfassung, urtheilte, „das belgische System durchlöcherte und die Löcher mit Lappen wieder zustopfte." Es war also ziemlich billig, an dem Entwurfe Kritik zu üben; doch erkannten die wunden Stellen die Wenigsten, der allgemeine Vorwurf war vielmehr, daß der Verfassungsentwurf in Nachahmung des belgischen Senates eine erste Kammer in Aussicht nahm, welche theils auf Erblichkeit, theils auf einen sehr hohen Census gegründet war.

Zwei Tage danach wurde die zur „Vereinbarung der Verfassung" gewählte preußische Nationalversammlung zur Eröffnung in den Weißen Saal des Schlosses einberufen. Sie umfaßte 100 Justiz-, 60 Verwaltungs-, 28 Gemeindebeamte, 40 Geistliche, 27 Lehrer, 68 Bauern und 28 Handwerker. In vielen Fällen hatte nicht die politische, sondern die persönliche Stellung der Abgeordneten den Ausschlag bei der Wahl gegeben. So war in demselben Wahlbezirke neben Jung der konservative Prediger Sydow, neben Berends der äußerst konservative Bauer, neben dem demokratischen Obertribunalsrath Waldeck der Minister Camphausen gewählt. Die Rechte aber überwog entschieden. Schon hierdurch gereizt, weigerte sich die äußerste Linke, der Einberufung in das Schloß Folge zu leisten: der König, meinten sie, hätte zur Eröffnung in den Sitzungssaal der Nationalversammlung in der Singakademie sich zu begeben. Erst die Mahnungen Camphausen's machten sie nachgiebig.



Wilhelm Prinz von Preußen.

Wie wenig glich bei der Eröffnungsfeier die Versammlung der prunkvollen Erscheinung des vereinigten Landtages, von dessen Mitgliedern nur wenige aus der Wahlurne hervorgegangen waren! Jetzt füllten den Hintergrund des Prachtraumes polnische Bauern und oberschlesische Weber in leinenem, selbstgefertigtem Rocke, oder die bärtigen, etwas struppigen Gestalten der Radikalen. Wie wenig glich auch die Thronrede der des vorigen Jahres! Geschäftsmäßig-kühl hatte der Ministerrath sie entworfen: so las sie der König. Auch das Publikum verhielt sich ziemlich gleichgiltig.

Als Alterspräsident eröffnete der greise Oberpräsident von Schön die erste Sitzung; aber er vermochte bei der parlamentarischen Unerfahrenheit fast aller Mitglieder der rathlosen Unruhe nicht zu steuern. Etwas besser gelang dies dem Breslauer Fabrikanten Milde, welcher am 25. zum Präsidenten gewählt wurde. Erster Vizepräsident wurde Waldeck.

Man hätte erwarten sollen, daß die Versammlung mit allem Eifer sich der Berathung des Verfassungsentwurfes, welcher als einzige Vorlage des Ministeriums ihr zugegangen war, zuwenden würde: es geschah mit nichten. Vielmehr erfüllte die Frage, ob auf die Thronrede eine Antwortsadresse zu erlassen sei oder nicht, die ersten Sitzungen. Dann folgten ausführliche

Berathschlagungen über die Geschäftsordnung: darüber kam der Juni herbei. Nun erging sich die Linke in Interpellationen an die Minister, um nur die Berathung des Verfassungsentwurfs immer weiter hinauszuschieben.

An Aufregung fehlte es dabei nicht. Aber am höchsten stieg sie doch, als sich das Gerücht verbreitete, der Prinz von Preußen würde aus England zurückkehren, um seinen Sitz in der Nationalversammlung einzunehmen. Er war in der polnischen Stadt Wirsitz zum Abgeordneten gewählt. Schon im Mai hatte die Kunde, daß das Ministerium bei dem Könige beantragt habe, dem Prinzen die Abkürzung seines Aufenthalts in England zu empfehlen, den Radikalen dazu gedient, einen großen Krawall in Scene zu setzen, welcher Tausende in drohender Haltung gegen die Ministerhotels in der Wilhelmstraße in Bewegung gebracht hatte. Aber der Prinz, dessen Palais in den Märztagen für Nationaleigenthum erklärt worden war, ließ sich dadurch nicht schrecken: er kam am 8. Juni nach Berlin und antwortete der Deputation, die zu seinem Empfange sich eingestellt hatte, indem er die Hand auf sein Herz legte, mit den schönen Worten: „Meine Herren, hier ist ein Nationaleigenthum des Vaterlandes!“ Unverzüglich begab er sich nach der Singakademie; der Minister Graf Schwerin geleitete ihn in den Sitzungssaal. In Generalsuniform, was die Linke sehr übel vermerkte, betrat der Prinz die Tribüne und richtete eine kurze ernste Ansprache an die Abgeordneten. „Uns Alle“, schloß er sie, die Stimme erhebend, „leite der Ruf und der Wahlspruch der Preußen, der sich so oft bewährt hat: Mit Gott, für König und Vaterland!“ Dann verließ er unter dem kühlen Schweigen der Versammlung den Saal. In Potsdam aber begrüßte eine froh erregte Volksmenge, welche Hunderte von Booten auf der breiten Havel vor Babelsberg, dem Schlosse des Prinzen, erfüllte, bei nächtlichem Fackelschein den Heimgekehrten mit freudigem Willkommen.

Der Einbruch in das Zeughaus. Denn immer deutlicher gab sich der politische Gegensatz zwischen der Provinz und der Hauptstadt zu erkennen. Mit einer Selbständigkeit, welche die Berliner auf das Tiefste verdroß, gaben die Provinzialblätter ihrer Geringschätzung der Berliner Märzthaten Ausdruck. Gegen eine solche Herabwürdigung zu demonstriren, wurde daher am 4. Juni ein feierlicher Aufzug mit zahlreichen rothen und schwarzrothgoldenen Fahnen nach dem Friedrichshain ins Werk gesetzt und dem Gedächtniß der dort begrabenen Barrikadenkämpfer eine öffentliche Huldigung dargebracht.

Die Nationalversammlung war besonnen genug, sich an dieser demokratischen Demonstration nicht zu betheiligen. So sollte sie denn in anderer Weise den Zwecken der Radikalen dienstbar gemacht werden. Berends stellte am 8. Juni den Antrag: „Die Versammlung wolle, in Anerkennung der Revolution, erklären, daß die Kämpfer des 18. und 19. März sich wohl um das Vaterland verdient gemacht haben.“ Es kam darüber zu den leidenschaftlichsten Debatten. Die radikalen Mitglieder der Linken strengten alle Kraft an, um ihren Antrag durchzusetzen: allein die Majorität entschied sich für Uebergang zur Tagesordnung. Das war, wenn es auch in der Motivirung der Tagesordnung hieß, daß die hohe Bedeutung der Märzereignisse und das Verdienst der Kämpfer um dieselben unbestritten sei, doch wieder eine Niederlage der Radikalen; denn die Nationalversammlung erklärte damit die Beweisführung der Minister, daß die wahre Ursache der Umwandelung der Verhältnisse in den freiwilligen Entschließungen des Königs vor dem Ausbruche der Revolution zu sehen wäre, für die richtige Auffassung.

So galt es denn für die Radikalen, ihre erschütterte Geltung durch ein anderes Mittel wiederherzustellen. Sie machten ihrem Unmuthe über den Beschluß der Nationalversammlung dadurch Luft, daß sie die Abgeordneten Sydow und von Arnim, welche besonders nachdrücklich gegen den Antrag Berends gesprochen hatten, bei dem Verlassen der Singakademie mißhandelten: so wenig galt der aufgehetzten Masse die Freiheit der Meinungsäußerung. Ein großer Schlag wurde vorbereitet. Das waffenlose Volk wurde auf seine Ohnmacht gegenüber der bewaffneten Bürgerwehr hingewiesen: es müsse Waffen haben, um dieser gewachsen zu sein. Die Idee, ins Zeughaus einzubrechen, um sich der dort lagernden Waffenvorräthe zu bemächtigen, lag auf der Hand. War doch erst am 30. Mai ein Arbeiterhaufen ungehindert in das Handelsministerium eingebrochen und hatte von dem Minister von Patow eine Geldzahlung erpreßt.

Die Regierung indeß wollte die Vorräthe unter der Hand aus dem Zeughause entfernen; allein die Pöbelhaufen plünderten die abfahrenden Wagen und wollten selbst die mit Waffen beladenen Kähne auf der Spree an der Marschallsbrücke anhalten; nur die zur Sicherung aufgestellte Bürgerwehr hinderte sie daran. Am Morgen des 14. Juni sammelte sich nun ein lärmender Haufe vor dem Zeughause, während ein anderer sich nach dem Schlosse begab und die dort eben angebrachten Gitter theils zerbrach, theils fortschaffte.



Der Sturm auf das Zeughaus in Berlin. Zeichnung von Ludwig Burger.

Unter unruhigen Bewegungen verging der Tag. Bei Eintritt der Dunkelheit wurden die Volkshaufen um das Zeughaus wieder zahlreicher. Ein Bataillon Bürgerwehr unter Major Benda war theils zur Vertheidigung im Erdgeschosse des Zeughauses, theils vor demselben aufgestellt, während das obere Geschoß von einer Abtheilung Soldaten unter dem Hauptmann von Natzmer besetzt war.

Die Haltung der Volksmenge wurde bald eine drohende; ein Schuß aus ihrer Mitte fiel auf die Bürgerwehr: Benda ließ durch eine Salve antworten. Zwei Todte und mehrere Verwundete stürzten nieder: man tauchte Tücher in das fließende Blut und rannte, die blutigen Lappen schwenkend, mit dem Geschrei durch die Straßen: „Verrath! Rache! Es wird auf das

Volk geschossen!" Barrikaden wurden in der Landsberger Straße und in der Gegend des Alexanderplatzes aufgeworfen, rothe Fahnen daran aufgesteckt und ein tobender Haufe zog mit einer rothen Fahne an der Spitze durch die Königsstraße nach dem Alexanderplatz und rief dort die Republik aus.

Unterdessen schlug ein andrer Haufe das Seitenportal des Zeughauses und die Fenster ein. Dem Hauptmann Natzmer wurde zugerufen, in Berlin und Potsdam sei die Republik proklamirt: er verlor den Kopf und zog ohne Vertheidigung aus dem Hause ab. Durch Thor und Fenster drangen jetzt die Volkshaufen ein, errafften, was von Waffen ihnen zur Hand war, und zerrissen und beschmutzten in ruchloser Weise die in dem Zeughause aufbewahrten Trophäen der preußischen Siege, welche den preußischen Staat begründet hatten. Bürgerwehr rückte vom Gensdarmenmarkte zu Hülfe; ihr Hauptmann ließ vor dem Portal einen Trommelwirbel schlagen: sofort verwandelte sich das Bild. Aus den Thüren und Fenstern des völlig im Dunkeln liegenden Zeughauses sprangen die erschreckten Selbstbewaffner heraus und versuchten mit den geraubten Waffen an der Wand entlang davon zu laufen. Die Bürgerwehr vertrat ihnen die Flucht: Manche räsonnirten oder wollten sich zur Wehr setzen; indeß durch einige Ohrfeigen oder Rippenstöße schnell zur Einsicht gebracht, gaben sie die gestohlenen Waffen zurück. Nun rückte auch vom Finanzministerium her ein Bataillon des 24. Regiments mit klingendem Spiele im Sturmschritt heran. Natzmer wollte dem Führer die Situation erklären, aber mit gerechtem Zorn wies dieser ihn zurück: „Gehen Sie weg, oder ich spucke Ihnen ins Gesicht!" Nun beeilten sich auch die letzten Plünderer schleunigst aus dem Zeughause zu entkommen, ihren Raub wegwerfend oder ohne viel Sträuben ausliefernd, so daß nur wenig Gewehre aus dem Zeughause verloren gingen.

Den Major Benda bedrohte noch an demselben Abend die Rache des Pöbels. Mit Gewalt brach eine Rotte, die Thür zertrümmernd, in sein Haus in der Münzstraße ein; aber auch hier war die Bürgerwehr rasch zur Hand und trieb mit flachen Klingenhieben die Tobenden wieder auf die Straße.

Allenthalben hatten die Anstiftungen der Radikalen eine Niederlage erfahren: ihre Stellung begann eine schwankende zu werden, zumal der Minister Patow schon nach und nach gegen 20,000 Arbeiter aus Berlin entfernt hatte. Sie mußten sich ein anderes Gebiet des Erfolges suchen oder eine andere Methode.

Ministerium Auerswald-Hansemann. Schon am 10. Juni hatte der Baron Stockmar, gewiß ein liberaler Mann, dem Könige Friedrich Wilhelm in Sanssouci gerathen, durch Anwendung von Truppenmacht der durch die Umtriebe der Radikalen in Berlin hervorgerufenen Anarchie ein Ende zu machen, um dadurch der Nationalversammlung Freiheit der Rede und persönliche Sicherheit zurückzugeben. Der König hatte gezögert, weil er der Entschlossenheit seiner Minister nicht traute. Am 18. Juni stellte nun der radikale Abgeordnete Uhlich den Antrag, daß die Nationalversammlung, jeden Schutz durch Bürgerwehr oder Militär zurückweisend, sich ausschließlich unter den Schutz der Berliner Bevölkerung stellen solle. Und die Versammlung nahm den Antrag, dessen Tragweite sie nicht durchschaute, an: damit mußte sie, wie einst die französische Nationalversammlung unter der Despotie der Galerien des Palais Royal, so nur allzu bald unter den Einfluß der von den Radikalen geleiteten Pöbelhaufen, welche die Singakademie umlagerten, gerathen. Das entschied den Sieg der radikalen Linken über die ihr entgegenstehende Majorität der Versammlung: man merkte es bald, wie die Versammlung mehr und mehr in radikale Bahnen einlenkte. Die Linke wuchs allmählich von 40 auf über 100 Stimmen an; und das Centrum wurde schwankend und stimmte nicht selten mit der Linken. Selbst das Ministerium demokratisirte sich.

Am 15. Juni brachten die Abgeordneten Waldeck und Wachsmuth den Antrag ein, eine Kommission zu wählen, welche den ministeriellen Verfassungsentwurf zu revidiren, Veränderungen in demselben vorzuschlagen oder überhaupt einen andern vorzulegen habe. Der Antrag wurde angenommen, die Kommission wurde gewählt und Waldeck wurde Vorsitzender in derselben, bekam also die Neugestaltung der Verfassung wesentlich in seine Hand. Das Ministerium

hatte eine Niederlage erlitten und nahm seine Entlassung. Nur Hansemann, früher Präsident der Handelskammer in Aachen, trat als Finanzminister aus dem alten in das neue Ministerium über.

Präsident des neuen Ministeriums wurde der Oberpräsident von Preußen von Auerswald, Bruder des bisherigen Ministers. Sein Ziel bei der Bildung des Kabinets war, es durch die Verbindung mit der Nationalversammlung stark zu machen. Daher erhielt der bisherige Präsident der Nationalversammlung Milde das Portefeuille des Handels, der Führer des rechten Centrums Gierke, bisher Syndikus in Stettin, dasjenige des Ackerbaues, der Führer des linken Centrums, Generallandschaftsrath Rodbertus, dasjenige des Kultus. Außerdem traten ein der Regierungspräsident von Aachen, Kühlwetter, als Minister des Innern. Der General Roth von Schreckenstein als Kriegs-, der Kriminaldirektor Märcker als Justizminister. Hansemann gab den Ton in dem neuen Kabinet an; die alte Feierlichkeit der Ministersitzungen war verbannt: Jeder kam, wie er ging und stand, zur Sitzung; nur der Ministerpräsident erschien stets im Frack; auf dem Konferenztische standen Aschenbecher, und die Minister rauchten während der Sitzung ihre Cigarre nach Gefallen weiter.



David Justus Ludwig Hansemann.

Mit einer sehr freisinnigen Erklärung führte Hansemann das neue Ministerium in der Nationalversammlung ein; in den Schlußworten wies er sogar auf den „ruhmvollen" Charakter der Märzrevolution hin. Er war völlig von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Ministerium stets die Majorität auf seiner Seite haben werde. Darum ließ es den Unfug der Plakate und Volksversammlungen sorglos weiter wuchern, wodurch allmählich auch der letzte Schein von Autorität ihm verloren gehen mußte, und bemerkte kaum die Symptome einer sich gegen Kammer und Kabinet heranbildenden Gegnerschaft.

Oppositionelle Momente. Wol hielt der König noch die Hoffnung fest, durch dies Kammerministerium zu einer gedeihlichen Vereinbarung der Verfassung zu gelangen. Aber immer unverhüllter sprach sich in seiner Umgebung die Abneigung gegen die Männer aus, welche die neue Zeit emporgebracht hatte. Bei Gelegenheit des Festes, welches der König am 30. Juli in Potsdam der Nationalversammlung gab, trat diese Stimmung des Hofes handgreiflich zu Tage. Für die Gäste des Königs waren so unzulängliche Vorbereitungen getroffen, daß ein Theil den Weg nach dem Neuen Palais zu Fuße zurücklegen mußte; und als sie dort bestaubt anlangten, wurden sie selbst von der Dienerschaft mit sichtlicher Mißachtung behandelt, wie denn auch von den anwesenden Ministern die meisten Personen des Hofes kaum Notiz nahmen.

Geschlossener und tiefer greifend gestaltete sich die Opposition des Großgrundbesitzes. Durch den Gesetzentwurf Hansemann's auf Steuerausgleichung und Entlastung von Grund und Boden sahen die großen Grundbesitzer, zumal in den Provinzen Pommern, Brandenburg und Sachsen ihre Interessen auf das Ernstlichste bedroht. Sie bildeten daher in Berlin einen Verein „für die Wahrung der Interessen des Grundbesitzes", dessen Führung der frühere Minister Graf Arnim übernahm. Dies „Junkerparlament", wie man es spottweis nannte,

schuf sich in der „Neuen Preußischen Zeitung" ein Parteiorgan, welches mit Nachdruck und Rastlosigkeit den Kampf gegen die „revolutionären" Bestrebungen der Regierung führte: ein Kampf, der um so gefährlicher werden mußte, als sich die Partei allmählich über das ganze Land ausbreitete und über bedeutende Mittel gebot.

Zu einem Wendepunkte vollends der Entwickelung der Dinge sollte es werden, daß die Nationalversammlung das militärische Institut, auf welchem das preußische Nationalgefühl beruhte, anzutasten wagte. An diesem Felsen, der das alte historische Dasein des Staates in sich schloß, brachen sich die Wogen der Revolution. In Schweidnitz war es am 31. Juli zu einem Zusammenstoß zwischen dem Militär und tumultuirenden Volkshaufen gekommen, bei welchem eine Anzahl von Personen verwundet und getödtet worden war. Die Nationalversammlung, nicht zufrieden damit, daß die Regierung weiter nichts gethan, als den Kommandanten zur Disposition gestellt hatte, ernannte zur Untersuchung des Vorfalles eine Kommission, welche alle Schuld auf Seiten des Militärs fand. Unverzüglich brachte jetzt am 9. August der Abgeordnete Stein aus Breslau den Antrag ein, das Kriegsministerium möge anordnen, daß alle Offiziere der preußischen Armee allen reaktionären Bestrebungen fern bleiben, vielmehr zeigen sollten, „daß sie mit Aufrichtigkeit und Hingebung an der Verwirklichung eines konstitutionellen Zustandes mitwirken wollten." Dem fügte noch der Abgeordnete Schulz aus Wanzleben den Zusatz hinzu, „und daß es denjenigen Offizieren, mit deren politischer Ueberzeugung dies nicht vereinbar sei, zur Ehrenpflicht zu machen sei, aus der Armee auszutreten."

Bei der Abstimmung wurde der Antrag mit großer Majorität, der Zusatz mit einer Stimme Mehrheit (180 gegen 179) angenommen. Die Volksmenge, welche die Singakademie umgab, begrüßte den Ausgang mit lautem Beifall; sie spannte dem Abgeordneten Stein den Gaul von der Droschke, um ihn selbst nach Hause zu ziehen: es war der Anfang einer Demokratisirung des Heeres; sie fühlte das deutlicher als die Minister, von denen keiner gegen den Antrag, der doch einen inquisitorischen Eingriff in die Verwaltung in sich schloß, in der Nationalversammlung aufgetreten war. Aber unter den Offizieren war die Entrüstung darüber allgemein, daß sie unter die politische Inquisition der Kammermajorität gestellt werden sollten; sie waren sehr bereit, auch offen gegen dies „Krämerministerium" und gegen die Demokraten in der Singakademie sich in Opposition zu stellen.

Der Sturm gegen die Ministerhotels am 21. August. Aber auch von der andern Seite her entstand dem Ministerium eine gefährliche Gegnerschaft. Es lag eben in dem Auftreten der Minister etwas Mattes und Müdes, das auf die Umtriebe der Radikalen geradezu ermunternd wirken mußte. Faßten diese doch die Errichtung der Berliner „Schutzmannschaft" als eine Kriegserklärung auf. Denn die uniformirten Schutzleute, meist aus der Polizei der Provinzen entnommen, übten den Polizeidienst in der Hauptstadt in einer den bisher frei waltenden Straßenhelden höchst unbequemen Weise und verhafteten ganz rücksichtslos die Störenfriede. Dagegen mußte Abhülfe geschaffen werden.

Der Schriftsteller Edgar Bauer, des Philosophen Bruno Bauer Bruder, war in einer Versammlung in Charlottenburg heftig gegen den Prinzen von Preußen und das ganze Haus Hohenzollern losgezogen, so daß etliche königstreue Bürger der Stadt im Zorne darüber dem Redner eine Tracht Prügel angedeihen ließen. Dies nahm der demokratische Klub in Berlin zur Veranlassung, um auf den folgenden Tag — den 21. August — zu einer abendlichen Volksversammlung vor dem Opernhause aufzufordern. Von der Treppe des Opernhauses aus forderten nun Edgar Bauer, damals ein Liebling der Rehberger, und sein Freund Dowiat, ein deutschkatholischer Prediger, die Getreuen zur Rache für die Unbill, zur Befreiung aller politischen Gefangenen, überhaupt zum Sturze des „aus Fabrikanten und Krämern zusammengesetzten" Ministeriums auf. Alsbald setzte sich der tobende Haufe die Linden hinab in Marsch; auf den Minister des Innern Kühlwetter, der die Schutzmannschaft errichtet hatte, war es zunächst abgesehen. Die Menge stürmte das Hotel, sprengte die Thüren, drang bis in das Arbeitskabinet des Ministers ein, fand ihn aber nicht: er war nicht zu Hause. Der Zug ging also weiter nach dem Justizministerium in der Wilhelmstraße, um die Freilassung der politischen

Gefangenen von dem Justizminister Märcker zu fordern. Allein dieser, gewarnt, hatte sich zu dem Ministerpräsidenten begeben; auf der Rampe vor dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gab Märcker den Sprechern der lärmenden Menge die Antwort, daß er in ihren Forderungen nicht den Ausdruck des Volkswillens erkennen könne. Damit zog er sich in das Haus zurück.

Bei dem Ministerpräsidenten von Auerswald war große Gesellschaft; die meisten fremden Gesandten waren unter den Gästen, alle Fenster erleuchtet. „Greift die Kerle, greift sie!“ schrie die tobende Rotte drohend hinauf und begann das eiserne Geländer der Rampe abzubrechen, das Pflaster vor dem Hause aufzureißen und die Steine voll Wuth in die hell strahlenden Fenster zu schleudern. Die Gesellschaft des Ministers suchte Schutz vor den fliegenden Steinen hinter den Säulen des Saales oder flüchtete sich hastig in den Garten. Von der Bürgerwehr war nichts zu sehen: deren Offiziere saßen bei Kroll und feierten die Wahl des Majors Rimpler zum Bürgerwehrkommandanten. Von Norden zogen unterdeß die Maschinenbauer, mit Eisenstangen und Gewehren bewaffnet, herbei, um an der Gefangennahme der Minister Theil zu nehmen. An der Behrenstraße wurde schnell eine Barrikade errichtet, über welche der radikale Abgeordnete Graf Reichenbach die Aufsicht übernahm.

Da nahte im Sturmschritt die Schutzmannschaft: eine Abtheilung trieb nach kurzem Kampfe die aufrührerischen Haufen von den Ministerien nach den Linden zurück, eine andere warf sich den Maschinenbauern entgegen und drängte sie in scharfem Gefechte wieder aus dem Oranienburger Thore hinaus. Endlich erschien auch die Bürgerwehr, um die Barrikade zu erstürmen und zu zerstören.

Die Ruhe war wiederhergestellt. Auerswald versammelte die Minister zu einer Konferenz um sich. „Wir blamiren uns vor Europa und der Welt“, sagte er. „Die Berichte der Diplomaten werden nicht unterlassen, das, was sie selbst erlebt, grell wiederzugeben; die Zeitungen werden über unsere Zustände überall herfallen, und wir werden die Achtung Deutschlands ziemlich einbüßen, wenn wir Alledem nicht ein Ende machen.“ Niemand widersprach dieser Auffassung: man faßte den Beschluß, ein Tumultgesetz einzubringen; am nächsten Tage war auch in der Nationalversammlung davon die Rede: doch blieb die Sache schließlich auf sich beruhen. So ganz war dem Ministerium alle Energie erstorben.

Die Abstimmung des 7. September. So kam der 7. September herbei. Auf diesen Tag war beschlossen, den Stein'schen Antrag vom 9. August, den das Ministerium immer noch nicht ausgeführt hatte, in der Nationalversammlung von Neuem zur Verhandlung zu bringen. Dichte Volksmassen umlagerten die Singakademie; sie waren in einer Volksversammlung unter den Zelten von den radikalen Führern zum offenen Kampfe aufgefordert worden, falls der Stein'sche Antrag nicht durchginge; Lindenmüller hatte seine Getreuen schon zum Mittag unter die Linden entboten, und Rimpler hatte sich in eine zweideutige Erklärung gehüllt, welche die Radikalen eben so gut für sich wie gegen sich ausdeuten konnten.

Die Debatte über den Stein'schen Antrag begann: „Beschließt die Nationalversammlung, daß es die dringendste Pflicht des Staatsministeriums sei, denjenigen Erlaß, welchen die Versammlung am 9. August beschlossen, ohne Weiteres zur Beruhigung des Landes und Erhaltung des Vertrauens, sowie zur Vermeidung eines Bruches mit der Versammlung ergehen zu lassen?“ Fünfundzwanzig Redner sprachen nach einander, während von draußen dumpfes Getöse, hier und da ein Schrei in den Saal hereinschallte. Endlich kam es zur Abstimmung: mit 219 gegen 143 Stimmen wurde der Antrag angenommen. Der Linken kam ihr Sieg unerwartet; wenigstens boten vor dem Hause fliegende Buchhändler Bilder aus, auf welchen die Minister an Laternenpfählen aufgehängt zu sehen waren. Der Vorwand zu einem Tumult aber war genommen. Und als Held, mit den übrigen Führern der Radikalen seit längerer Zeit zerfallen, um Mittag ein bereit gehaltenes Plakat an die Straßenecken kleben ließ mit der Riesenüberschrift: „Meine Idee!“, in welchem er von jedem Kampfe abmahnte: da erregte er nur das Gelächter der Eingeweihten und den Unwillen der unruhigen, enttäuschten Volkshaufen. Das Ministerium hatte eine eklatante Niederlage erlitten: am 11. September erschien es

zum letzten Male vor der Nationalversammlung mit der Erklärung, daß es seine Entlassung vom Könige erbeten und erhalten habe. Niemand bedauerte sein Scheiden. Zugleich vertagte die Nationalversammlung ihre Sitzungen auf einige Zeit, da sie aus der Singakademie nach dem Konzertsaale des Schauspielhauses verlegt waren. Eine kurze Pause des politischen Lebens trat ein, während deren die Neubildung des Ministeriums sich vollzog.

Die Parteien in der Nationalversammlung und das Ministerium Pfuel. Der König berief den Reichsfinanzminister von Beckerath nach Berlin, um ihn mit der Neubildung des Kabinets zu betrauen. Allein die Forderungen Beckerath's waren so weitgehende, daß der König seinen Auftrag zurücknahm. Denn die Meinung Beckerath's war gewesen, sich ausschließlich auf die Linke der Nationalversammlung zu stützen.

Wol war die Linke damals die zahlreichste Partei in der Nationalversammlung: sie zählte 113 Mitglieder; aber sie machte sich in immer merklicherer Weise den Bestrebungen der Radikalen dienstbar. Zweifellos besaß sie das Uebergewicht in der Versammlung. Von dieser mächtigen Partei gingen die Verdächtigungen aus, welche gegen die alte Monarchie ins Land geschleudert wurden; von hier aus erscholl das Signal zur Aufrechterhaltung der Unordnung; hier wurde das Recht, den Aufruhr zu bestrafen, bestritten; hier wurden die unaufhörlichen Beschwerden gegen die Minister geschmiedet; hier war man bestrebt, die Regierung der allgemeinen Mißachtung preiszugeben.

Immer mehr geriethen die Centren, die „Konstitutionellen“, unter den Bann der Linken, von den Grundsätzen einer weisen Mäßigung sich sichtlich weiter entfernend. Wol hatten sie einen starken Rückhalt im Volke, dessen Forderungen sie am meisten Rechnung zu tragen schienen; wol gab es unter ihnen eine Anzahl ehrenwerther Leute, welche ihre Pflicht als Abgeordnete über allen Ehrgeiz stellten; aber gerade ihre Führer waren von dem Bestreben erfüllt, Alles, was eine Reform zu erfordern schien, auf einmal und sogleich zu reformiren. Man meinte, vielleicht nicht ohne Grund, daß die damals neue Lektüre von Lamartine's Girondisten sie mit der Begierde nach Popularität, sich wenigstens lithographirt in den Schaufenstern zu sehen, erfüllt habe.

In dieser doppelten Gegnerschaft erkannte aber die Rechte mit nichten die Aufforderung, in sich einig zu sein. Man konnte deutlich in ihr drei Fraktionen unterscheiden: die „Junker“, welche ihre Standesinteressen zum Zielpunkte ihrer Politik machten, die „Potsdamer“, welche Anlehnung an den Hof suchten, und die parlamentarische „Rechte“, die aus theoretischen Erwägungen den Centren und der Linken sich entgegensetzte. So bildete die Rechte keine kompakte Masse mit klar ausgesprochenen Tendenzen; so vermochte sie weder Ansehen bei der Menge zu erhalten, noch im Volke Wurzel zu fassen. Ihre Redner machten den Eindruck, als ob sie stets nur für sich, niemals für ihre Partei sprächen. Gewiß besaß das Königthum in den Reihen der Rechten viele aufrichtige Verehrer, aber sie bildeten keine geschlossene Partei, auf die das Königthum mit Zuversicht sich stützen konnte. Vollends der Bürgerstand betrachtete ihre Bestrebungen mit Argwohn, wenn nicht mit Abneigung.

Naturgemäß mußte die fortschreitende Demokratisirung der Nationalversammlung, welche eine erträgliche Vereinbarung der Verfassung immer unwahrscheinlicher werden ließ, immer entschiedener den König darauf hindrängen, ein Gegengewicht zu schaffen. Die aus den Elbherzogthümern zurückkehrenden Truppen wurden um Berlin gesammelt, und am 15. September der General von Wrangel zum Oberbefehlshaber in den Marken mit sehr weitgehenden Machtbefugnissen ernannt. Bald hatte er in Berlin und den Nachbardörfern 47,500 Mann mit 60 Geschützen unter seinen Befehlen und hielt am 20. in Berlin eine Parade ab: eine Kühnheit, welche nicht verfehlte, die Bürgergarde wie noch mehr die Radikalen in die äußerste Aufregung zu versetzen. Zugleich erließ er eine Proklamation an die Berliner, in welcher er zur Aufrechthaltung der Ordnung sich die Mitwirkung aller guten Bürger erbat, den Aufwieglern aber mit den scharf geschliffenen Säbeln seiner Truppen und den Kugeln im Lauf drohte, während gleichzeitig der kommandirende General von Schlesien, Graf Brandenburg, mit nicht geringerer Entschiedenheit das Einschreiten des Militärs bei Gefährdung der Ruhe ankündigte.

Unter diesen Umständen mußte jedes Ministerium den schwierigsten Stand haben. Es wurde daher auch das neue Ministerium, als es am 22. September der Nationalversammlung sich vorstellte, mit unverhülltem Mißtrauen empfangen. Präsident und zugleich Kriegsminister war der General von Pfuel, die auswärtigen Angelegenheiten hatte der frühere Bundestagsgesandte Graf Dönhoff übernommen, die Ministerien des Innern und der Finanzen die Oberpräsidenten Eichmann und von Bonin. Als Justizminister trat etwas später der Geheime Rath Kisker dazu; die übrigen Portefeuilles blieben in intermistischer Verwaltung. Der immer noch zur Versöhnung geneigte Sinn des Königs sprach sich deutlich in der Wahl des greisen Pfuel aus, dem schon wiederholt — so vor den Märzkämpfen, in der polnischen Insurrektion — der Auftrag friedlicher Vermittelung, freilich ebenso erfolglos wie jetzt geworden war. In diesem Sinne faßte auch jetzt der alte General seine Aufgabe. „Ich werde mich hüten", meinte er, „in das Wespennest zu stechen." Als ob „nichts zu thun", wie die Dinge lagen, nicht die Spannung und die Gefahr hätte nothwendigerweise vergrößern müssen!

Friedfertigkeit des neuen Ministeriums. Es war daher ein sehr entgegenkommendes Programm, mit welchem das neue Ministerium vor die Nationalversammlung trat. Es erklärte, daß es „auf dem betretenen konstitutionellen Wege verharren, alle reaktionären Bestrebungen zurückweisen, die Rechte und Freiheiten des Volkes heilig halten wolle, wie die Rechte der Krone." Gleichwol ging sofort die Linke mit einer ganzen Reihe ungestümer Interpellationen ihm zu Leibe. Der Abgeordnete von Kirchmann verlangte Aufklärung über die Truppenanhäufung um Berlin und die Proklamation Wrangel's. Pfuel antwortete ihm, daß ja Berlin ein Knotenpunkt von Eisenbahnen sei, von dem aus die Truppen mit Leichtigkeit in den verschiedenen Theilen des Staates verwendet werden könnten; die Worte eines alten Generals aber müsse man nicht auf die Goldwage legen. Der Abgeordnete Brill, ein jüdischer Photograph, forderte eine Erklärung über den Erlaß Brandenburg's. Pfuel gab ihm zur Antwort, er wisse nichts von der Sache. Und auf die Frage, warum der Stein'sche Antrag vom 9. August und 7. September in Betreff der Offiziere der Armee noch nicht zur Ausführung gebracht sei, erwiederte er mit einem an die kommandirenden Generale zu erlassenden Rundschreiben, durch welches der Antragsteller und die ganze Nationalversammlung sich völlig zufriedengestellt erklärten.

Unterdessen aber hatten die bedrohlichen Zusammenrottungen vor dem Schauspielhause, wo jetzt die Nationalversammlung tagte, geschürt durch die Radikalen wie durch die Heißsporne der Linken, einen Charakter angenommen, welcher die Behörden in der Meinung des Volkes täglich mehr herabwürdigte, alle Bande des Gehorsams und der Ordnung auflöste und die Minister wie die Nationalversammlung zu einem Gegenstande öffentlichen Hohnes machte. Die Rechte stellte daher den Antrag: „Der Präsident möge dafür sorgen, daß die Würde und Unverletzlichkeit der Versammlung gesichert werde". Allein die Linke setzte es durch, daß er mit ansehnlicher Majorität für „nicht dringlich" erklärt wurde. Und die Minister ließen mit völliger Resignation die Dinge gehen, wie sie wollten, obgleich immer offener der Major Rimpler den Bestrebungen der äußersten Linken sich zuneigte und infolge dessen die Bürgergarde dem zuchtlosen Gebaren gewöhnlich unthätig zusah.

Der Bruch zwischen der Krone und der Nationalversammlung. Darüber war dann die eigentliche Aufgabe der Nationalversammlung, die Vereinbarung der Verfassung mit der Krone, fast in Vergessenheit gerathen. Endlich aber hatte die unter Waldeck's Vorsitz tagende Verfassungskommission doch einen Entwurf zu Stande gebracht, und am 12. Oktober begannen die Berathungen der Nationalversammlung über denselben.

Aber schon bei den Einleitungsworten der Verkündigungsformel „Wir, Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König" erhob sich eine Debatte. Die Linke verlangte, die Charte Louis Philipp's nachäffend, daß die Worte „von Gottes Gnaden" gestrichen würden. Der Abgeordnete Schulze hatte sogar unter dem beifälligen Gelächter der Linken die Frechheit, die Worte für „die Firma eines bankerotten Handlungshauses" zu erklären, und die Versammlung nahm mit 217 gegen 134 Stimmen den Antrag auf Streichung der Worte an. Das war ein Faustschlag gegen die Ansichten des Königs, der seiner Verstimmung darüber in empfindlichen

Vorwürfen gegen den Ministerpräsidenten Luft machte. Das Volk vor dem Schauspielhause aber jubelte und bedrohte diejenigen Abgeordneten, welche gegen den Antrag gestimmt hatten, mit Mißhandlungen. Das Gleiche wiederholte sich am folgenden Tage, als die Nationalversammlung mit 200 gegen 153 Stimmen die Abschaffung des Adels, der Titel und Orden beschloß.

Der Bogen war zu scharf gespannt: er mußte brechen. Zur Feier seines Geburtstages am 15. Oktober kam der König von Potsdam nach Schloß Bellevue bei Berlin herüber, um die Glückwünsche seiner Hauptstadt entgegenzunehmen. Grabow, der Oberbürgermeister von Prenzlau, Milde's Nachfolger auf dem Präsidentenstuhl der Nationalversammlung, gab ihnen im Namen der Volksvertretung Ausdruck. Der König erwiederte auf die Ansprache: „Was Sie mir sagen, trägt allerdings den Schein der Ergebenheit und des Gehorsams; aber es ist eben nur dessen Schein. Die Verhandlungen in der Nationalversammlung, die ich voll Vertrauen auf die loyalen Gesinnungen meiner Unterthanen zusammenberufen, geben mir aber den Beweis, von welchen Ansichten und Grundsätzen sie ausgeht. Sie lassen kein Recht unangetastet; das Heiligste selbst ist vor Ihren Angriffen nicht sicher. Sie haben mein mir von Gott verliehenes Recht auf die Krone angetastet; Sie wollen mir das „Von Gottes Gnaden" nehmen! Aber hierzu wird keine Macht der Erde stark genug sein: ich werde es treu bewahren, wie ich es von meinen Ahnen überkommen. Sagen Sie dies den Herren, die Sie gesandt. Sagen Sie ihnen, daß ich Ruhe und Ordnung im Lande herstellen werde, daß mir hierzu die Mittel vollauf zu Gebote stehen; sagen Sie ihnen, daß ich den Aufruhr und die Aufrührer, wo ich sie finde, bekämpfen und zerschmettern werde und daß ich mich hierzu durch Gottes Gnade stark genug fühle!"

Wie ein Blitzstrahl schlugen die Worte des Königs ein: Alle standen lautlos und betroffen da, während der König fortfuhr bei den übrigen Gruppen in gewohnter gütiger Weise die Runde zu machen. So gelangte er in den zweiten Saal. Hier stand der Stab der Bürgergarde. Rimpler trat vor. „Majestät", redete er den König an, „es ist das erste Mal, daß sich die Bürgerwehr Euer Majestät glückwünschend naht. Sie schätzt sich glücklich, Euer Majestät ihre Glückwünsche durch ihre Vertreter darbringen zu können." Der Redner stockte; er hatte den Faden verloren; etwas betreten nahm er das Manuskript seiner Ansprache aus seinem Hute und las sie dem Könige vor. „Vergessen Sie nie", erwiederte der König auf die wohlgesetzten Worte, „daß ich die Bürgerwehr ins Leben gerufen, daß ich sie bewaffnet, und daß es in meinen Kräften steht, meine Schöpfung auch wieder in ihr Nichts zurückzuversetzen. Sie haben nur meine Befehle zu erfüllen, und diese werden nur darauf hinauslaufen, das Beste meiner Unterthanen zu begründen, überall Ruhe und Ordnung zu erhalten und den treuen Bürger gegen Anarchie und Uebergriffe von Rebellen zu schützen. Hierzu allein habe ich Ihnen die Waffen gegeben, und diese werde ich Ihnen hierzu allein noch ferner belassen. Dessen wollen Sie stets eingedenk sein und dies der Bürgerwehr Berlins gebührend einschärfen." Damit drehte er dem vor Bestürzung völlig Sprachlosen den Rücken.

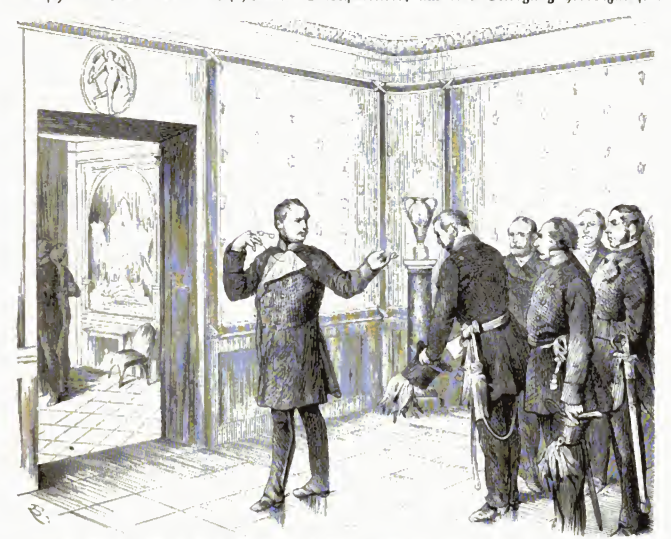
„Ich begreife den König nicht", sagte der Ministerpräsident, als er das Schloß verließ, „das wird, das kann keine guten Früchte tragen". Er hatte die Empfindung, daß die Zeit schlaffer Nachgiebigkeit, wie er sie geübt, vorüber war. Bei vielen Bürgern Berlins aber wirkten die Worte des Königs wie eine Entbannungsformel: sie illuminirten ihre Fenster und trieben das unruhige Straßengesindel, das sie ihnen einzuwerfen drohte, mit Prügeln kurzer Hand von dannen, der Pöbeltyrannei längst schon von Herzen müde.

Der Arbeiteraufruhr am 16. Oktober. Indeß am folgenden Tage kam es zu einem ernstlichen Zusammenstoß. Die Kanalarbeiter auf dem Köpniker Felde, längst erbittert über die Versuche des Ministers Bonin, Ordnung unter sie zu bringen, zerstörten eine Maschine, von der sie Schmälerung ihres Verdienstes besorgten. Die gegen den Unfug einschreitende Bürgerwehr empfingen sie mit Schimpfworten und Steinwürfen, so daß diese Feuer gab und einige Arbeiter tödtete, dann aber sich zurückzog. Mit wüthendem Geschrei gingen jetzt die Arbeiter zum Angriffe über, welcher auf beiden Seiten eine Anzahl Todte und Verwundete ergab. Die Bürgerwehr räumte vor den verfolgenden Arbeitern das Feld. In der Roßstraße

wurde eine Barrikade errichtet: der Straßenkampf schien unvermeidlich. Einige Abgeordnete der Linken, wie Waldeck und Berends, bemühten sich, die Aufgeregten zu beschwichtigen.

Berends hielt von der Barrikade herab eine Rede an die Arbeiter, in welcher er eine Spaltung zwischen Bürgern und Arbeitern ein Wüthen im eigenen Fleische der Demokratie und eine Schwächung des Heeres der Revolution dem gemeinsamen Feinde gegenüber nannte; und der Bürgerwehrmajor Thiele ließ den Arbeitern sagen, daß sie von seinem Bataillon nichts zu besorgen hätten.

Andererseits waren die Häupter der Radikalen, Edgar Bauer, Freund, Straßmann u. A., welche in dem Bierlokale von Schulz am Spittelmarkte Kriegsrath hielten, der Meinung, daß der drohende Kampf ihrer Sache nützen würde. Sie sandten daher an die Arbeiter die Aufforderung, den Kampf nicht einzustellen, setzten die demokratischen Sektionen in Bewegung und schickten Boten in die verschiedenen Stadtquartiere, um eine Bewegung hervorzurufen.



Des Königs Ansprache an die Berliner Bürgerwehr in Bellevue. Zeichnung von Ludwig Burger.

Das entfachte den Kampf von Neuem, Waffenläden wurden geplündert und die ganze Stadt bis spät Abends in Aufregung gehalten. Erst der Aufmarsch sämmtlicher 23 Bataillone der Bürgerwehr machte dem Aufruhr ein Ende. Aber Niemand hinderte die Arbeiter, als sie unter Fackelbeleuchtung ihre Todten, eine rothe Fahne voran, in pomphaftem Aufzuge durch die Straßen trugen und sie endlich in den Gewölben des Schlosses niederlegten.

Am folgenden Tage forderten die Arbeiter durch eine Sturmpetition von der Nationalversammlung, daß die am 16. aus ihrer Mitte Gefallenen auf Staatskosten beerdigt und ihnen selbst der durch den Kampf herbeigeführte Verlust an Arbeitslohn ersetzt würde. Zwar lehnte die Versammlung Beides ab, aber ein großer Theil der Linken unter Waldeck's Führung schloß sich dem Leichenzuge am 20. an. Man hatte den Eindruck, daß sie nur darum am 16. von der Fortsetzung des Kampfes abgesehen hätten, weil noch nicht Alles zu einer allgemeinen Erhebung genügend vorbereitet gewesen wäre. In der Bürgerwehr aber wurde der Ueberdruß

an einem Waffendienste laut, der über Paraden und Wachestehen hinaus sie sogar mit Wunden und Tod bedrohte. So kühlte sich der Eifer.

Der demokratische Kongreß in Berlin. Schon im August waren Abgesandte des Centralausschusses der demokratischen Vereine Deutschlands, unter ihnen Fröbel (S. 251), in Berlin versammelt gewesen, um eine Vereinigung aller zu Wege zu bringen. Die Berufung eines Kongresses war damals in Aussicht genommen worden. Am 25. Oktober trat dieser allgemeine demokratische Kongreß in Berlin zusammen, gebildet durch Abgesandte zahlreicher demokratischer Vereine und durch Mitglieder der äußersten Linken fast aller deutschen Nationalversammlungen. Im Ganzen waren es gegen 300 Personen, die nach einer Versammlung bei Waßmann in der Leipziger Straße im Englischen Hause als „demokratischer Kongreß" sich konstituirten. Auch von den Mitgliedern der preußischen Nationalversammlung nahm eine Anzahl, wie der Schlesier Graf Reichenbach und d'Ester, an dem Kongresse Theil; dagegen wurde dem Abgeordneten von Kirchmann die Theilnahme versagt: er erschien nicht demokratisch genug.

Das Ziel, welches dem Kongresse vorschwebte, war die Errichtung der deutschen Republik. Allein schon in der ersten Sitzung kam es zu unheilbarer Spaltung. Die gemäßigteren Anhänger der Republik wollten sich auf friedliche Propaganda beschränken und wenigstens vorläufig noch nicht zu Gewaltmaßregeln greifen, zumal nicht mehr als vier Thaler in der Vereinskasse waren. An ihrer Spitze standen Bamberg aus Mainz und Hexamer aus Berlin. Ihnen traten schroff die Fanatiker entgegen, welche je eher je lieber losbrechen und den ersten Krawall zur Proklamirung der rothen Republik benutzen wollten. Häupter dieser Partei waren Kriege, der Vorsitzende des Bürgerwehrvereins, der Abgeordnete für Striegau Schramm, Erbe aus Altenburg und ein kommunistischer Schneidergeselle Namens Weitling. Infolge dieser Uneinigkeit löste sich der Kongreß alsbald wieder auf. Seine revolutionslustige Linke bildete jedoch aus ihrer Mitte eine permanente Kommission, um die Lage der Dinge in Berlin zu benutzen, so gut es möglich wäre.

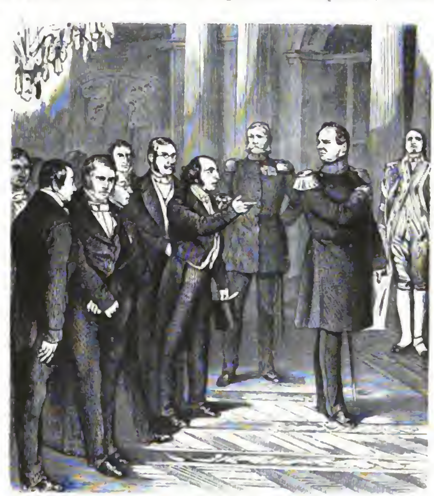
Die Revolte am 31. Oktober. Die bedrängte Lage der Radikalen in Wien hatte dem Kongresse Sorge gemacht. Waldeck gab sich dazu her, in der Nationalversammlung den Antrag zu stellen, ihnen Hülfe zu senden. Die Lage schien günstig. Am 21. Oktober hatte der Abgeordnete von Meusebach beantragt, „Maßregeln zu ergreifen, um die Mitglieder der Nationalversammlung gegen die Insulten eines frechen Pöbels zu schützen." Aber mit Gelächter hatte die Linke den Antrag zurückgewiesen; denn gerade in diesem Pöbel sah sie ihren, wie sie meinte, stets willigen Profoß. Wenige Tage danach hatte der Präsident Grabow, außer Stande, das Uebergewicht der Liberalen zu zügeln, sein Amt niedergelegt: zu seinem Nachfolger war der Regierungsrath von Unruh gewählt worden, der den Radikalen viel näher stand als der besonnene und umsichtige Grabow.

Am 31. Oktober stand die Verhandlung über den Antrag Waldeck's, „das Staatsministerium aufzufordern, zum Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit alle dem Staate zu Gebote stehenden Kräfte und Mittel schleunigst aufzubieten", auf der Tagesordnung. Welche Summe von Macht mußte er in die Hände der Linken legen, wenn er angenommen wurde! Rodbertus trat ihm entgegen; im Ministerium Auerswald-Hansemann Kultusminister hatte er schon im Juli sein Portefeuille niedergelegt und dadurch seine Geltung in der Nationalversammlung behauptet. Sein Antrag ging dahin: „Sr. Majestät Regierung aufzufordern, bei der Centralgewalt schleunige und energische Schritte zu thun, damit die in den deutschen Ländern Oesterreichs gefährdete Volksfreiheit und die bedrohte Existenz des Reichstags in Wahrheit und mit Erfolg in Schutz genommen und der Friede hergestellt werde."

Die Sitzung begann um $5\frac{1}{2}$ Uhr Abends. Die Linke bot Alles auf, um den Waldeck'schen Antrag durchzubringen; selbst an Drohungen gegen die Minister fehlte es in ihren Reden nicht, von denen Graf Dönhoff diplomatisch-kühl, Bonin mit allem Nachdruck gegen den Antrag sprachen.

Unterdessen umwogte eine dichtgescharte Volksmenge das Schauspielhaus. Man sah eine Menge bewaffneter Leute, welche nicht zur Bürgerwehr gehörten: finstere Gestalten ergingen sich in Schmähreden gegen die Minister und die Abgeordneten; fliegende Buchhändler boten

demokratische Flugblätter aus; dazwischen tauchten Kerle auf, die kleine hölzerne Guillotinen zeigten und den Umstehenden den Gebrauch erklärten, während Andere Bahren herbeitrugen, wie man sie für den Transport Verwundeter oder Todter braucht. Es war das Heer der Revolution, welches die Radikalen aufgeboten hatten. Im Café de Bavière in der Jägerstraße tagte die permanente demokratische Kommission, darunter Erbe und Weitling; bei Waßmann waren die Führer verschiedener radikaler Vereine versammelt, im Bierlokal von Walther in der Leipziger Straße Nr. 48, dem sogenannten Klubhause, der demokratische Klub, gegen 2000 Köpfe stark. Hierher brachte aus dem Café de Bavière der Postsekretär Heine die Aufforderung loszubrechen. Die 22 demokratischen Sektionen unter dem Oberbefehle Schramm's waren mobil gemacht. Man beschloß, das Schauspielhaus zu besetzen und die Mitglieder der Rechten aufzuhängen. Alles zog nach dem Gensdarmenmarkt, Viele mit Fackeln in den Händen, Andere mit Stricken. Schwarzrothgoldene Fahnen erschienen, neben ihnen rothe. Eine Abtheilung Bürgerwehr stand auf dem Platze. Die heranziehenden Rotten verhöhnten sie auf jede Weise: Steine und brennende Schwärmer wurden in ihre Reihen geworfen, die Fackeln gegen sie geschwungen, so daß die sprühenden Funken die Kleider ansengten: aber nichts konnte sie bewegen, gegen die Menge von ihren Waffen Gebrauch zu machen. An mehreren Stellen erhob sich der Ruf: „Es lebe die Republik!"



Die Adreßdeputation in Sanssouci.
Zeichnung von Ludwig Burger. (Zu Seite 270.)

Die Rotten drangen in das Schauspielhaus ein. Wiederholt ließen sie einzelne Abgeordnete, wie Waldeck, Elsner, Berends, zu sich aus der Sitzung herausrufen, um sich mit ihnen zu besprechen, während drinnen die Debatte weiterging und die Abstimmung über den Antrag von Rodbertus erfolgte, welche dessen Annahme mit 261 gegen 52 Stimmen ergab. Endlich drang sogar ein Haufe in den Sitzungssaal, drohend die Stricke erhebend. Nur mit Mühe konnte er wieder hinausgedrängt werden. Man sah dabei Rimpler ruhig mit seinem Stabe auf der Tribüne des Saales sitzen, um das Ergebniß der Abstimmung abzuwarten. Da geschah das Unwürdigste: die Pöbelrotten vernagelten die Thüren des Sitzungssaales und nahmen die gesammte Nationalversammlung damit gefangen. Verschiedene Abgeordnete stiegen auf Stühle, um aus den hohen Fenstern die Verhandlungen mit den Belagerern fortzusetzen; Andere zogen sich in die Keller des Hauses zurück; die Meisten jedoch blieben auf ihren Plätzen sitzen. Der Präsident schloß die Sitzung.

Endlich gegen 11 Uhr Nachts gelang es der Bürgerwehr, die Hinterthür des Schauspielhauses zu besetzen und eine schmale Gasse nach der Charlottenstraße zu bilden, durch welche die Abgeordneten das belagerte Haus verließen. Aber die hinter der Bürgerwehr stehenden Tumultuanten stießen nach mehreren Abgeordneten mit Stöcken oder schlugen mit Knütteln und gedrehten Stricken über die Schultern der Bürgerwehr hinweg nach ihnen. Gegen Mitternacht

verliefen sich die Haufen; der stärker werdende Regen that das Meiste dazu. Im Café de Bavière aber und in der Leipziger Straße schimpften die enttäuschten Rädelsführer, daß es wieder einmal nichts gewesen, und verbreiteten die Meinung, die verunglückte Revolte sei eine nichtswürdige Anstiftung der „Reaktion“ gewesen; und es gab Thoren genug, die es glaubten.

Um die gleiche Zeit, zum Theil an demselben Tage, brachen auch in mehreren Städten der Provinzen Unruhen aus. Denn auch in den Provinzen waren die Radikalen nicht müßig gewesen; so hatten sie die Provinz Schlesien mit einem Netz von mehr als 60 demokratischen Vereinen überzogen. Aber alle diese Revolten wurden durch das Militär leicht unterdrückt. Auch in Berlin konnte jeden Tag das Militär einrücken; Wrangel hatte sein Hauptquartier in Charlottenburg. Dem zu begegnen wurde daher von den Radikalen die Bildung eines Freicorps beschlossen — im Klubhause war das Werbebureau — und in allen demokratischen Vereinen wurden Sammlungen zur Ausrüstung dieses Freicorps veranstaltet. Aber die Ereignisse gingen rascher als die Werbungen.

Die Einsetzung des Ministeriums Brandenburg. Den Ministerpräsidenten Pfuel hatte in der revolutionären Regennacht der Abgeordnete Jung von der Linken unter seinen Schutz genommen. „Ich habe bei Frau Jung Thee getrunken“, erzählte der alte General ganz gelassen. „Ich habe da die ganze Geschichte aus dem Fenster angesehen. Es war ein infamer Skandal. Ich bin denn doch der Meinung, daß man der Sache entschieden ein Ende macht.“ Freilich hatte er seine Entlassung schon in der Tasche. Schon am 2. November ging der Nationalversammlung ein Schreiben des kommandirenden Generals von Schlesien, Grafen Brandenburg, zu, durch welches er ihr anzeigte, daß er am 1. November von dem Könige mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt worden sei.

Die Versammlung gerieth darüber in die größte Aufregung. Durch seinen Erlaß hatte Graf Brandenburg sich als einen Mann von streng konservativer Gesinnung bekannt, von seiner muthvollen Entschlossenheit schon als junger Offizier in den Befreiungskriegen die deutlichsten Beweise gegeben. Es war demnach klar, daß der König es nicht mehr auf Vermittelung und Ausgleichung, sondern auf eine entschiedene Vertretung der Rechte der Krone abgesehen habe. Zornsprühende Reden wurden in der Versammlung gegen die Ernennung eines solchen Ministerpräsidenten gehalten: der katholische Priester von Berg wollte den Brief Brandenburg's einfach an die Petitionskommission verweisen; Jacoby, der vielgenannte jüdische Arzt aus Königsberg (S. 136), drohte mit einer zweiten Revolution. Nur ein schlichter Handwerksmann, der Fleischer Pieper aus Pillau, hatte den Muth, dagegen aufzutreten. „Was fehlt uns?“ fragte er. „Was wollen wir? Wir wollen ein konstitutionelles Königthum und wir sind auf dem Wege dazu; aber wir wollen keine Republik!“ Natürlich wurde er mit Entrüstung von der Tribüne heruntergezerrt. Es wurde der Beschluß gefaßt, eine Adresse an den König zu richten, um ihn zur Aenderung seines Beschlusses zu bestimmen.

Der König Friedrich Wilhelm empfing die Deputation, welche zur Ueberreichung dieser Adresse nach Potsdam gesandt war, am 3. November in Sanssouci. Präsident Unruh las die Adresse vor, welche die drohenden Worte enthielt: „Eine Regierung unter den Auspicien des Grafen Brandenburg, welche wiederum ohne Aussicht ist, eine Majorität in der Versammlung und Vertrauen im Lande zu gewinnen, würde die Aufregung ohne Zweifel zum Ausbruch steigern.“ Der König hörte die Vorlesung schweigend an; dann wandte er sich, um in sein Arbeitskabinet zurückzukehren. Da trat Jacoby vor: „Wir sind nicht blos hierher gesandt, um Eurer Majestät eine Adresse zu überreichen, sondern auch um Ihnen über die wahre Lage des Landes Auskunft zu geben.“ Der König achtete jedoch nicht auf die Worte. „Gestatten Euer Majestät uns Gehör?“ fragte der Abgeordnete. „Nein!“ erwiederte der König kurz. Da rief Jacoby, in keiner Weise zu sprechen beauftragt, das königliche Hausrecht frech verletzend, dem Abgehenden nach: „Das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen.“ Eine Beleidigung des Monarchen, die in der Nationalversammlung unverhohlene Mißbilligung fand, bei seinen Glaubensgenossen Freund, Straßmann, Benary, Cohnfeld u. A. jedoch ihm Beifall und sogar den Versuch eines Fackelzuges zuzog. In der Antwort

indeß, welche der König auf die Adresse der Nationalversammlung durch eine Kabinetsordre vom gleichen Tage gab, lehnte er jede Aenderung seiner „wohlerwogenen Entschließung“ ab.

Die Verlegung der Nationalversammlung. Am 9. November erschien das neu ernannte Ministerium Brandenburg in der Nationalversammlung. Hinter einander in einer Reihe schritten sie zu ihren Sitzen am Ministertische. Voran Graf Brandenburg, der Sohn Friedrich Wilhelm's II. aus der morganatischen Ehe desselben mit der Gräfin Dönhoff: eine stattliche Erscheinung, marmorbleich im Gesicht, nicht ohne einen leise verlegenen Zug über die für den tapferen Offizier ungewohnte Situation. Ihm folgte der Kultusminister von Ladenberg, mit vollkommener Ruhe, ja mit einer gewissen Zuversicht die Versammlung musternd. Hinter ihm schritt der Minister des Innern Freiherr von Manteuffel, klein von Person, von unsicherer Haltung, das Auge niederschlagend; fahle Blässe bedeckte sein geistreiches Gesicht. Der Letzte war der General von Strotha; er machte wol einen männlichen und entschiedenen, aber keineswegs einen bedeutenden Eindruck. Nichts deutete auf die Kühnheit hin, von welcher bald die Thaten dieses Ministeriums zeugen sollten. Die übrigen Portefeuilles waren noch unbesetzt.

Das Haus erhob sich, um eine königliche Botschaft entgegenzunehmen. Der Schriftführer Bauer verlas sie. Unter Hinweis auf die Unruhen des 31. Oktober schloß sie mit den Worten: „Wir finden uns daher bewogen, den Sitz der zur Vereinbarung der Verfassung berufenen Versammlung von Berlin nach Brandenburg zu verlegen, und haben Unser Staatsministerium beauftragt, die dazu nöthigen Vorkehrungen so schleunig zu treffen, daß die Sitzungen vom 27. November ab in Brandenburg gehalten werden können. Bis dahin wird die zur Vereinbarung der Verfassung berufene Versammlung hierdurch vertagt. Wir fordern daher die Versammlung auf, ihre Berathungen nach geschehener Verlesung Unserer gegenwärtigen Botschaft sofort abzubrechen und zur Fortsetzung derselben am 27. November in Brandenburg zusammenzutreten.“



Friedrich Wilhelm Graf von Brandenburg.

Es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß die Krone das Recht besaß, den Versammlungsort für die Nationalversammlung zu bestimmen. Aber würde sich die Linke ohne Widerstand von ihrer Revolutionsarmee, die ihr die Herrschaft im Hause gab, trennen lassen? Ein gewaltiger Lärm erhob sich über den Befehl des Königs. Graf Brandenburg nahm das Wort; aber der Präsident Unruh unterbrach ihn mit der hastigen Aufforderung, nicht eher das Wort zu ergreifen, als bis es ihm ertheilt sei. Brüllend rief die Versammlung: „Bravo!“ Und die Verhandlung wurde darüber eröffnet, ob die Sitzung zu schließen sei oder nicht. Sofort erbat sich jetzt der Ministerpräsident das Wort und erhielt es, um jede Fortsetzung der Verhandlungen „als eine ungesetzliche zu bezeichnen und namens der Krone feierlich dagegen zu protestiren.“ Damit erhoben sich die Minister und schritten aus dem Saale; 78 Abgeordnete von der Rechten folgten ihnen, obgleich von allen Seiten „hier bleiben!“ ihnen zugerufen wurde.

Dahin hatten es die steten Uebergriffe der Nationalversammlung, ihre maßlosen Angriffe auf das Königthum, das künstliche Aufpuffen der Mittelmäßigkeiten zu parlamentarischen Größen, das Kokettiren mit den radikalen Elementen gebracht, daß zwar nicht in Berlin, aber in den Provinzen schon längst die öffentliche Meinung eine Verlegung der Versammlung von Berlin hinweg gefordert hatte. Mit bitteren Worten hielten die Provinzialblätter der

Nationalversammlung den Mangel an patriotischem Ernste vor, daß sie in mehr als 90 Sitzungen nicht fähig gewesen war, von der Verfassung, zu deren Vereinbarung sie doch allein gewählt war, mehr als drei Paragraphen zu Stande zu bringen. Und wer konnte die Gerechtigkeit dieses Vorwurfs bestreiten? Das waren die Folgen davon, daß die Liberalen sich hatten von den Radikalen beiseite schieben oder mit fortreißen lassen.

Das Einrücken Wrangel's in Berlin. Von der Nationalversammlung waren 282 Mitglieder im Sitzungssaale zurückgeblieben. Sie faßten den Beschluß, daß die Nationalversammlung ihre Sitzungen in Berlin fortsetzen werde, daß die Krone kein Recht habe, die Versammlung gegen ihren Willen zu verlegen, zu vertagen oder aufzulösen, und daß die Minister sich schwerer Pflichtverletzung gegen das Land und die Versammlung schuldig gemacht hätten. Ja eine Anklage gegen die Minister wurde bei dem Oberstaatsanwalt Sethe eingereicht, von diesem aber zurückgewiesen. Sie rechnete bei diesen Beschlüssen auf die bereite Zustimmung der Bevölkerung Berlins; indeß die Erwartung täuschte sich.

Wrangel ließ ankündigen, daß er am 10. November in die Hauptstadt einrücken würde. Eine dichte Volksmenge durchwogte die Straßen, auch die Bürgerwehr war angetreten; im Schauspielhause hielten die zurückgebliebenen Mitglieder der Nationalversammlung schon seit dem frühen Morgen Sitzung; auf dem Gensdarmenmarkte stand zu ihrem Schutze eine Abtheilung Bürgerwehr unter Rimpler's Befehl. Erst am Spätnachmittage rückten die Truppen von verschiedenen Seiten her mit klingendem Spiele in die Stadt ein, die aufmarschirte Bürgerwehr begrüßend. Nirgends erhob sich eine Hand gegen sie; schweigend sah die Volksmenge dem Schauspiele zu. Auf dem Gensdarmenmarkt wurde Wrangel der Befehl „des Präsidenten der Nationalversammlung" überbracht, den Schutz der Versammlung ausschließlich der Bürgerwehr zu überlassen. Indeß der alte General erklärte barsch, daß er von keiner Nationalversammlung und von keinem Präsidenten wisse, da sie ja vertagt wäre; er kenne nur den Regierungsrath von Unruh, von dem aber werde er keine Befehle annehmen. Damit ließ er die Thüren des Schauspielhauses besetzen mit dem Befehle, Jeden hinaus, aber Keinen hinein zu lassen. Die Versammlung sah darin einen Akt offener Gewalt und mit der Erklärung, der Gewalt zu weichen, verließ sie das Haus. Das war ein billiger Heroismus, den man „passiven Widerstand" nannte. Freilich die ruhige Haltung der den Platz erfüllenden Menschenmenge machte jede andere Art von Widerstand aussichtslos.

Entwaffnung der Bürgerwehr. Viel tiefer als durch die „Sprengung der Nationalversammlung" wurde Berlin am folgenden Tage durch den Befehl Wrangel's erregt, daß die Bürgerwehr ihre Waffen zurückzugeben habe. Wer konnte bestreiten, daß die Bürgerwehr ihre Verdienste um die Aufrechterhaltung der Ruhe in der Hauptstadt hatte? Aber hatte nicht ihre Energie seit dem Sommer in auffälliger Weise nachgelassen? Gab es nicht Anzeichen, daß sie es lieber mit den aufgehetzten Arbeitermassen halten wollte, als gegen sie einschreiten? Sie hatte es nicht verhindert, daß dem Bäckermeister Schulz, der seiner Bürgerwehrabtheilung am 16. Oktober zuerst den Befehl zum Feuern sollte gegeben haben, von den Arbeitern Hab und Gut zertrümmert und die Dienstboten schmählich gemißhandelt waren. Und als der König trotz Allem ihr Verhalten am 16. Oktober durch eine besondere Kabinetsordre lobend anerkannte, hatte eine ganze Zahl von Bataillonen die Verlesung dieser königlichen Ordre sich verbeten, um es nicht mit den Arbeitern zu verderben. Sie hatte nichts gethan, um dem greulichen Unfuge am Abend des 31. Oktober ernstlich zu wehren. Jetzt gerieth sie über den Befehl Wrangel's in die äußerste Entrüstung; die Listen der Bürgerwehrmänner wurden verbrannt, um der Regierung ein Nachforschen nach den Waffen unmöglich zu machen, und der Beschluß gefaßt, die Waffen zurückzuhalten, bis sie gewaltsam genommen würden. Viele Bürgerwehrmänner indeß zogen es vor, ihre Waffen Arbeitern zu geben, damit diese sie nunmehr gegen die Regierung führen sollten, ohne jedoch mehr damit zu erreichen, als daß sie den Arbeitern Haussuchungen dadurch zuzogen.

Auch die „Fraktion Unruh", wie man die zurückgebliebenen Mitglieder der Nationalversammlung nannte, blieb nicht ruhig. Sie versammelte sich am Vormittage in dem Hotel

Mylius und zog von hier nach dem Schauspielhause. Natürlich war dessen Thür verschlossen und wurde auch trotz der Verhandlungen, die der Präsident Unruh mit dem die Wache im Hause kommandirenden Offizier durch das Schlüsselloch pflog, nicht geöffnet. Der Zug der Abgeordneten setzte sich daher wieder in Bewegung und ging, von dem Gejohle einer lärmenden Volksmenge und fliegenden Buchhändlerjungen geleitet, durch die Jägerstraße nach dem Hotel de Russie. Am Nachmittage indeß fand die Fraktion Unterkunft im Schützenhause, vor dem sich zum Schutze Haufen unbewaffneter Bürgerwehrmänner aufstellten. Eine unheimliche Schwüle lag über der Stadt; ängstliche Gemüther erwarteten den sofortigen Ausbruch einer allgemeinen Empörung. Dazu kam noch, daß gerade jetzt der furchtsame Rimpler das Kommando über die Bürgerwehr niederlegte und die ihm anvertrauten Scharen ihrer Aufregung und allen Einflüsterungen führerlos überließ.



General von Wrangel unter dem Volke. Zeichnung von H. Lüders.

Berlin in Belagerungszustand erklärt. Es waren die Führer der Radikalen, denen die Gelegenheit günstig schien, aus der allgemeinen Aufregung Vortheil für ihre revolutionären Pläne zu ziehen. War der Tag doch überdies ein Sonnabend, also zur Aufbietung der Arbeiter so gelegen wie möglich. Im Café de Bavière fand eine Versammlung statt, an der auch Waldeck Theil nahm. Es wurde beschlossen, daß diejenigen Bürgerwehrmänner, welche es nicht wagen wollten, ihre Gewehre in offenem Widerstande zu behalten, sie an zuverlässige, d. h. radikale Bürgerwehroffiziere abgeben sollten. Der Mittelpunkt der Bewegung aber wurde die Versammlung im Bürgerwehrkommando, an welcher außer einer Anzahl von Bürgerwehroffizieren viele Abgeordnete der Linken, die Sektionshäupter der demokratischen Klubs und die hervorragendsten Führer der Radikalen sich betheiligten. Jeder wollte die Andern überbieten. Eine allgemeine bewaffnete Empörung wurde ins Auge gefaßt; es wurde vorgeschlagen, die bei den Bürgern einquartierten Soldaten zu überfallen, zu ermorden oder wenigstens unschädlich zu machen. Doch ließ man den scheußlichen Gedanken, da er auf vielfachen

Widerspruch stieß, fallen. Dagegen wurden Boten ausgesandt, um Bürger und Arbeiter zu alarmiren. Geheime Schildwachen wurden ausgestellt, um das Militär zu beobachten; in bestimmten Wirthshäusern sammelten sich bewaffnete Banden. Aber die Mehrzahl der Boten kehrte mit der Meldung zurück, daß sie lauen oder gar unwilligen Empfang gefunden hätten.

Unterdessen tagte im Hotel von Mylius eine Kommission, um die Einzelheiten des Kampfplanes festzustellen. Beschlossen war, die Friedrichsstadt, deren gerade Straßen und große Plätze schlecht zu vertheidigen waren, an zahlreichen Stellen gleichzeitig in Brand zu stecken, die eng gebaute Königsstadt dagegen durch Barrikaden so lange zu behaupten, bis aus Schlesien und Polen der erwartete Entsatz herankäme. Die Nationalversammlung aber sollte im Königsstädtischen Theater ihren Sitz nehmen und von dort aus die Regierung führen.

Unter unheimlicher Regsamkeit verging die Nacht. Wrangel aber war doch nicht ohne Kenntniß dessen, was geplant wurde, geblieben. Schon in der Frühe des Sonntagsmorgens zog er die in Bürgerhäusern einquartierten Soldaten aus ihren Quartieren und gab seinen Truppen, zu schwach, die ganze Stadt zu halten, eine solche Aufstellung, daß er ohne Zersplitterung der Kräfte die Mitte der Stadt deckte und nach allen Seiten hin die nöthige Kraft entwickeln konnte.

Währenddessen hatten sich die Maschinenbauer im Bierhause von Wiedeck versammelt und rüsteten sich für den Kampf des Nachmittags, durch die Reden verschiedener Abgeordneter angefeuert. Am Nachmittage trat die Nationalversammlung im Schützenhause zusammen; zu ihrem Schutze sammelte sich hier die Revolutionsarmee, Freischärler aus dem angeworbenen Freicorps, Arbeiter und zahlreiche Bürgerwehrmänner, im Ganzen gegen 3000 Mann. Hierher, glaubte man, würde Wrangel seinen Angriff richten. Man wollte das Militär in die engen Straßen einrücken lassen und dann aus den Fenstern der Häuser den Kampf aufnehmen. Aber die Truppen erschienen nicht; schon hieß es frohlockend: „Wrangel hat Furcht!“ Da rückte um 6 Uhr Abends eine Compagnie Soldaten aus dem Schlosse; dreimal wirbelten die Trommeln und der kommandirende Offizier verlas mit lauter Stimme: „Die in hiesiger Stadt eingetretenen Ereignisse haben die ordentlichen Civilbehörden außer Stand gesetzt, dem Gesetze die gebührende Geltung zu verschaffen. Das unterzeichnete Staatsministerium darf daher nicht Anstand nehmen, zu außerordentlichen Maßregeln zu schreiten, und erklärt hiermit die Stadt Berlin und deren zweimeiligen Umkreis in Belagerungszustand.“ Die gleiche Bekanntmachung wurde vor den Staatsgebäuden und auf den Hauptplätzen wiederholt und zugleich als Plakat allenthalben angeheftet. Das Waffentragen und alle Volksansammlungen wurde damit verboten und die Presse unter Aufsicht gestellt.

Die Wirkung war außerordentlich. Auf der Stelle verlief sich der Aufruhr. In den nächsten Tagen zogen Militärabtheilungen, einen Tambour an der Spitze, von einem Wagen gefolgt, durch die Straßen. Aus allen Häusern eilten jetzt die Bürgerwehrmänner herbei und lieferten ihre Waffen auf den Wagen ab; nicht selten schien es sogar mit einem Gefühle von Erleichterung zu geschehen. Rasch gewann Berlin ein Ansehen des Friedens. Die Straßen erfüllte der rege Verkehr des Tages. Weder durchzogen militärische Patrouillen die Stadt, noch sah man bivuakirende Soldaten auf den freien Plätzen. Die Läden waren geöffnet; nur die öffentlichen Gebäude waren von Truppen besetzt, doch standen Tags selbst vor ihnen keine Schildwachen. Nichts als die Plakate an den Ecken erinnerte an die Herrschaft des Militärs. Unbefangen ritt General Wrangel durch die dichtesten Volkshaufen, stets heiterer Miene, bald im Berliner Dialekt Frauen scherzhaft anredend, bald die Soldaten zur Höflichkeit ermahnend. Sichtlich kehrte das Vertrauen zurück: mit der Revolution war es in Berlin vorbei; wer grollte, mochte seine Hoffnung anderswohin tragen.

Die Auflösung der Nationalversammlung. Auch die unstete „Fraktion Unruh“ mußte dem Belagerungszustande weichen. Am 15. November hatte sie sich in dem Saale von Mielentz versammelt und berieth darüber, die Fortbezahlung der Steuern an den Staat zu verweigern. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß ein solcher Beschluß jedenfalls ungesetzlich war. Denn noch hatte Preußen keine Verfassung; demnach besaß auch die Volksvertretung

noch kein konstitutionelles Budgetrecht: also war und blieb die Regierung noch berechtigt, auf eigene Hand Steuern zu erheben und zu verwenden. Noch schwankte die Entscheidung, als ein Kommando Soldaten in den Saal trat, um die Versammlung als ungesetzlich aufzulösen. Der kommandirende Offizier wartete, daß die Versammelten von selbst aus einander gehen sollten. Diese Pause wurde benutzt, um durch Akklamation den Beschluß zu fassen, daß das Ministerium nicht berechtigt sei, über die Staatsgelder zu verfügen und die Steuern zu erheben, so lange die Nationalversammlung nicht ungestört in Berlin ihre Berathungen fortzusetzen vermöge. Das war das Ende, ein klatschender Schlag ins Wasser.

Die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt erklärte alsbald diesen Steuerverweigerungsbeschluß für ungesetzlich. Sie hatte im Sinne, eine Aussöhnung zwischen der preußischen Krone und Volksvertretung herbeizuführen. Darum wurde auf ihren Antrag der in Berlin gerade weilende Unterstaatssekretär Bassermann von Seiten des Reichsministeriums beauftragt, bei dem Könige Friedrich Wilhelm dahin zu wirken, daß die Krone die Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg zurücknehme und sich mit einem Ministerium umgebe, „welches das Vertrauen des Landes besitze und die Besorgnisse vor reaktionären Bestrebungen und Beeinträchtigung der Volksfreiheit zu beseitigen geeignet sei". Zu gleichem Zwecke sandte die Centralgewalt die Abgeordneten Simson und Hergenhahn als Reichskommissarien nach Berlin, und selbst Heinrich von Gagern erschien dort, um eine Einwirkung auf den König zu versuchen. Allein die Vermittler fanden geringes Entgegenkommen. Die Mitglieder des Centrums und vollends der Linken bestanden auf der Verhaftung der Minister und des Generals Wrangel, ja sie verlangten als Grundlage der Versöhnung eine Erklärung des Königs, daß er sich im voraus allen Beschlüssen der Nationalversammlung unterwerfen wolle, während doch der König entschlossen war, nachdem es soweit gekommen, „den Kampf zu Ende zu führen, und wenn er fallen sollte".

So blieb denn kaum noch für die Hoffnung auf die Wiedereröffnung der Versammlung in Brandenburg Raum. Auf den 27. November war die Wiederaufnahme der Sitzungen angesetzt. Es fand sich indeß nur eine beschlußunfähige Minorität von etwa 150 Mitgliedern dort ein, meist von der Rechten. Nach einigen Tagen kamen jedoch noch gegen 100 Mitglieder vom Centrum und auch von der Linken dazu. Damit wäre die Versammlung jetzt beschlußfähig gewesen. Als indessen das Verlangen, mit der Wahl des Präsidiums bis zum 4. Dezember zu warten, bis das frühere würde eingetroffen sein, abgelehnt wurde, entfernte sich der letzte Zuzug wieder. Man schlug nunmehr vor, die Stellvertreter der Nichterschienenen einzuberufen: indeß auch dies stieß auf vielfachen Widerspruch. Da machte allen unfruchtbaren Verhandlungen am 5. Dezember eine königliche Botschaft ein Ende, welche die Versammlung auflöste und eine Verfassung octroyirte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser Schritt der Krone bedeutende Erregung im ganzen Lande hervorrief. Als man indessen inne ward, daß die octroyirte Verfassung viel liberaler war, als man geglaubt hatte nach dem Siege der Regierung erwarten zu dürfen — im Wesentlichen der von der Verfassungskommission der Nationalversammlung unter Waldeck's Vorsitz aufgestellte Entwurf, nur daß für die Wiederherstellung der königlichen Autorität ein angemessener Raum war — da erfolgte ein rascher und starker Umschlag der öffentlichen Meinung. Man erkannte in der Maßregel des Königs einen Akt politischer Nothwendigkeit und erwartete mit Vertrauen die weitere Entwicklung der Dinge in Preußen. —

Die österreichische Frage in der deutschen Nationalversammlung. In Frankfurt tagte unterdessen die deutsche Nationalversammlung, mit dem Anspruche, eine souveräne Versammlung zu sein, stellte die Grundrechte des deutschen Volkes fest und berieth die Verfassung des künftigen deutschen Reiches: aber die Ereignisse des Herbstes hatten sie zu einer bloßen Verfassungskommission herabgedrückt, über deren Beschlüsse Andere die Entscheidung hatten. In den beiden größten deutschen Staaten hatte die Krone die revolutionären Erhebungen der Radikalen aus eigener Kraft niederkämpfen müssen; in Wien wie in Berlin herrschte Belagerungszustand, dort wie hier waren die Vermittlungsversuche der deutschen National-

versammlung erfolglos geblieben: der Rückschlag auf die Geltung der Versammlung in der Paulskirche konnte nicht ausbleiben. Dazu kam, daß nicht nur Struve in Baden im September einen neuen Aufstandsversuch wagte, sondern daß auch in anderen Städten planlose Erhebungen der Radikalen zu Gunsten der deutschen Republik unternommen wurden, deren rasche Niederwerfung — Struve erlag schon nach 3 Tagen, am 24. September, bei Staufen dem badischen General Hofmann — den Fürsten das geschwundene Selbstgefühl zurückgab und sie um so weniger willig machte, die Einbuße an Souveränetätsrechten, welche die deutsche Reichsverfassung ihnen in Aussicht stellte, auf sich zu nehmen. So kamen denn der Aufforderung, die „Grundrechte“ in ihren Landen zu verkündigen und einzuführen, nur die kleineren Fürsten nach. Die Königreiche, das einzige Württemberg ausgenommen, lehnten die Aufforderung ab; und die Nationalversammlung besaß keinerlei Mittel, ihrem Verlangen Geltung zu verschaffen.

Am mißlichsten indeß gestaltete sich die Stellung der deutschen Nationalversammlung zu Oesterreich. Das Ministerium Schwarzenberg hatte dem in Kremsier wiedereröffneten österreichischen Reichstage ein Programm vorgelegt, in welchem „Oesterreichs Fortbestand in staatlicher Einheit“ als „ein deutsches wie europäisches Bedürfniß“ bezeichnet war. Wollte also Oesterreich als Gesammtstaat dem neu zu schaffenden deutschen Reich sich einfügen, oder ging sein Verlangen dahin, ganz aus Deutschland auszuscheiden? Jenes machte von selbst eine festere Gestaltung des deutschen Reiches unmöglich und führte nothgedrungen zu dem alten deutschen Bunde zurück, dieses mußte das von der Rivalität Oesterreichs befreite Preußen an die Spitze des deutschen Reiches erheben: Beides Vielen gleich unerwünscht. Es erschien also als eine Frage von höchster Wichtigkeit, durch Verhandlungen mit Oesterreich einen Mittelsweg zu finden.

Es war in den verschiedenen Fraktionen, in welche die Nationalversammlung sich theilte, allgemeine Ansicht, daß dazu der Präsident des Reichsministeriums Schmerling als Oesterreicher ungeeignet sei; man wünschte die Verhandlungen durch Gagern, den Präsidenten der Nationalversammlung, geführt zu sehen. So trat denn Schmerling zurück, und der Reichsverweser Johann ernannte Gagern zum Ministerpräsidenten, während das Präsidium der Nationalversammlung der bisherige erste Vizepräsident Eduard Simson aus Königsberg übernahm. Gagern's Meinung aber war, das deutsche Reich ohne Oesterreich zu bilden, mit diesem aber ein loseres Bundesverhältniß, eine „Union“ zu vereinbaren.

Indeß so tief traf diese österreichische Frage die Nationalversammlung, daß sie die alten Parteiverhältnisse in derselben völlig über den Haufen warf. Die österreichischen Abgeordneten thaten sich zu einer besonderen Fraktion im „Hotel Schröder“ zusammen. Ihnen schlossen sich die Ultramontanen an, welche das Uebergewicht des Protestantismus durch Preußens Emporkommen fürchteten, und die Partikularisten, welche überhaupt ein loseres Bundesverhältniß zu Gunsten der kleinen Vaterländer wünschten. Ihr Versammlungsort war der „Pariser Hof“. Sie nannten sich alle zusammen die „Großdeutschen“, weil der Eintritt Gesammtösterreichs in das deutsche Reich ein freilich sehr großes Deutschland ergeben haben würde. Ihnen neigten sich die demokratischen Mitglieder der Linken zu, welche überhaupt keinen fest gefügten deutschen Staat wollten. „Kleindeutsche“ hießen sie Alle spottend ihre Gegner, deren Hoffnung ein stark gezimmertes deutsches Reich unter Preußens Führung mit Ausschluß Oesterreichs war, und warfen ihnen vor, daß sie Oesterreich aus Deutschland hinausdrängen wollten.

Eine heftige, dreitägige Debatte knüpfte sich an Gagern's Verlangen, zu „gesandtschaftlichen Verhandlungen mit Oesterreich ermächtigt zu werden“. Gegenüber den bald ein österreichisches Kaiserthum, bald die deutsche Republik anpreisenden Reden der Gegner hatten die Kleindeutschen einen harten Stand: sie protestirten mit Entschiedenheit gegen die Zurückführung des trostlosen Bundestages, wie gegen die Zumuthung, mit dem Abschlusse der deutschen Verfassung zu warten, bis Oesterreich seiner inneren Wirren ledig sein würde. „Das Warten auf Oesterreich ist das Sterben der deutschen Einheit“, sagte Beckerath. Sie wollten nicht Oesterreich aus Deutschland hinausweisen, sobald es sich nur bereit erkläre und fähig sei, sich dem

Ganzen in Allem unterzuordnen, soweit dies die Verfassung verlange. Endlich siegte, wenn auch nur mit geringer Majorität, die Ansicht Gagern's. Indeß Schwarzenberg würdigte das Schreiben des Reichs-Ministerpräsidenten, durch welches dieser nunmehr die Verhandlungen über die künftige Stellung Deutschlands und Oesterreichs zu einander einzuleiten suchte, keiner Antwort. Erst die weitere Entwicklung der Dinge brach sein Stillschweigen

Der deutsche „Kaiser". Unter Simson's fester und geschickter Leitung war die Berathung der Verfassung des deutschen Reichs ihrem Ende nahe gebracht. Nur die Entscheidung betreffs des künftigen Oberhauptes stand aus. Dahlmann, der frühere Vorsitzende der Siebzehnerkommission, beantragte mit einer Anzahl Gleichgesinnter, die Obergewalt einem „erblichen Kaiser" zu übertragen. Dagegen erhob sich viel Widerspruch. Der Verfassungsausschuß von 30 Mitgliedern, welche großentheils den Großdeutschen angehörten, stellte den Gegenantrag, die Würde des Reichsoberhauptes einem regierenden deutschen Fürsten zu übertragen. Dieser wurde — am 19. Januar 1849 — mit 258 gegen 211 Stimmen angenommen; auch der Antrag, daß das Reichsoberhaupt den Titel Kaiser führen sollte, fand Zustimmung, wenn auch nur mit einer Mehrheit von 9 Stimmen. Dagegen wurde der Antrag, daß die Würde erblich sein sollte, mit einer Majorität von 52 Stimmen abgelehnt, so daß sich ein lautes Triumphgeschrei auf den Bänken der Linken und den radikal gesinnten Galerien erhob.



Eduard Simson.

Nachdem damit in den Grundzügen die Verfassung fertig gestellt war, richtete die provisorische Centralgewalt am 28. Januar an sämmtliche Regierungen die Einladung, zur Berücksichtigung für die zweite Lesung der Verfassung Bemerkungen, Ausstellungen oder Gegenvorschläge zu der Verfassung dem Reichsministerium mitzutheilen. Dann wurde am 3. Februar die erste Lesung abgeschlossen.

Schon einige Tage zuvor, am 23. Januar — hatte die preußische Regierung eine Aufforderung ähnlichen Sinnes an sämmtliche deutsche Staaten gerichtet mit dem Ausdrucke des Vertrauens, daß die Nationalversammlung auf die ihr rechtzeitig zugehenden Bedenken die gebührende Rücksicht nehmen werde. Denn nothwendig sei „die Befriedigung des gerechtfertigten Verlangens des deutschen Volkes nach einer wahrhaften Einigung und kräftigen Machtentwicklung". Betreffs Oesterreichs sprach Preußen seine Meinung dahin aus, daß bei der Umwandlung in einen Einheitsstaat Oesterreich nur durch einen weiteren Bund mit Deutschland vereinigt sein könne.

Infolge dieser doppelten Aufforderung beeilten sich die deutschen Fürsten, unter Mittheilung ihrer meist nur Unwesentliches betreffenden Wünsche die Reichsverfassung anzuerkennen; nur die vier Königreiche legten grundsätzliche Verwahrung gegen die Errichtung eines deutschen Bundesstaates ein, an dem Oesterreich nicht Theil nehme. Dieses aber, nachdem es am 28. Dezember 1848 gegen einen etwaigen Ausschluß aus Deutschland protestirt und dann sich in Schweigen gehüllt hatte, protestirte jetzt (am 4. Februar) auf das Feierlichste „gegen eine Unterordnung des Kaisers von Oesterreich unter eine von einem andern deutschen Fürsten gehandhabte Centralgewalt".

Die Wirkung war, daß die Kleindeutschen sich jetzt um so enger zusammenschlossen. Ueber 200 Mitglieder der Nationalversammlung fanden sich im „Weidenbusch“ zusammen, aller sonstigen Parteistellungen so völlig vergessend, daß der Weidenbuschverein von der äußersten Rechten bis hart an die Linke heranreichte. Ihr Ziel war, bei der zweiten und letzten Lesung der Verfassung das erbliche deutsche Kaiserthum durchzusetzen und es dem preußischen Könige zu übertragen.

Der Welcker'sche Antrag. Oesterreich selbst schien ihnen zu Hülfe zu kommen. Am 7. März wurde der in Kremsier tagende österreichische Reichstag aufgelöst, und eine vom 4. März datirte Verfassung octroyirt, deren Grundgedanke die straffste Centralisation aller zur österreichischen Monarchie gehörenden Länder war. Zugleich sandte die österreichische Regierung eine Note nach Frankfurt, in welcher sie den Eintritt von Gesammtösterreich in das deutsche Reich verlangte, an dessen Spitze ein Direktorium von Fürsten unter dem Vorsitze Oesterreichs stehen sollte, während überdies in dem von Regierungen und Ständen zu beschickenden Ständehause Oesterreich seiner Größe entsprechend von 70 Stimmen 38 führen wollte.

Entrüstung darüber ergriff die Nationalversammlung weit über die Kreise des Weidenbusches hinaus. Der badische Abgeordnete Karl Welcker, ein Hauptwortführer der Großdeutschen, reichte am 12. März den dringenden Antrag ein, die deutsche Reichsverfassung, wie sie für die zweite Lesung zusammengestellt war, durch einen Gesammtbeschluß anzunehmen und die erbliche Kaiserwürde dem Könige von Preußen zu übertragen. „Das Vaterland ist in Gefahr“, schloß er seine Motivirungsrede, „retten Sie das Vaterland!“ Mit stürmischem Beifall begrüßte die Versammlung den Antrag; man verglich ihn mit dem „kühnen Griff“, welchen Gagern am 24. Juni des vergangenen Jahres gethan hatte. Erregte Debatten folgten. Wie ein Mann trat der ganze Weidenbuschverein für den Antrag ein; als es aber am 21. März zur Abstimmung kam, erhielt er nur 252 Stimmen; 283 fielen gegen ihn. Mit düsterem Schweigen nahmen die dichtgedrängten Massen auf den Zuhörertribünen das Ergebniß auf; selbst die Sieger wagten kaum einen Beifallsruf. Es war unverkennbar, daß eine gewisse Erbitterung gegen die österreichische, Anerkennung für die preußische Partei über die Kreise der Versammlung hinaus Platz griff.

Die Kaiserwahl. Diese Wandlung der Stimmung mußte der zweiten Lesung der Verfassung zugute kommen. Sie begann am 23. März, Artikel für Artikel. Am 27. schon war sie vollendet. Unterlegen war der Weidenbusch mit seiner Forderung eines absoluten Veto für das Reichsoberhaupt und allgemeiner Wahlen mit öffentlicher Abstimmung, aber er brachte jetzt, wenn auch nur mit 267 gegen 263 Stimmen, die Erblichkeit des deutschen Kaiserthums durch. So zufälliger Entscheidung waren die wichtigsten Fragen anheim gegeben! Es waren höchst konservative Männer der großdeutschen Partei, Schmerling voran, welche dadurch, daß sie bei der zweiten Lesung anders als bei der ersten stimmten, den Ausschlag für das suspensive Veto und die geheime Abstimmung bei den Wahlen gaben. Wollten sie durch solche demokratischen Beigaben die deutsche Reichsverfassung von vornherein in Mißkredit bringen?

Die Sitzung war zu Ende; 7 Uhr Abends vorüber. Es galt, die Tagesordnung für die nächste zu bestimmen. Ein Mitglied des Weidenbusches erhob sich und forderte lakonisch: „Wahl des Kaisers.“ Sofort trat die Linke entgegen und verlangte „unverzügliche Publikation der Verfassung.“ Aber der Weidenbusch siegte: eine gehobene Zuversicht bemächtigte sich aller seiner Mitglieder.

Die Sitzung des 28. März 1849 begann. Besondere Anträge lagen nicht vor. „Möge der Genius Deutschlands über dieser Stunde walten!“ leitete Präsident Simson die Abstimmung der Kaiserwahl ein. 248 Abgeordnete enthielten sich der Abstimmung, die übrigen 290 gaben ihre Stimmen für König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ab. Mit bewegter Stimme, bei feierlicher Stille des ganzen Hauses, verkündigte der Präsident das Ergebniß. „Möge der deutsche Fürst“, sagte er, „der wiederholt und öffentlich in unvergeßlichen Worten den warmen Herzschlag für die deutsche Sache sein kostbarstes mütterliches Erbe genannt hat, sich nun als Schutz und Schirm der Einheit, der Freiheit, der Größe unseres Vaterlandes bewähren!“

„Gott sei mit Deutschland und seinem neuerwählten Kaiser!" schloß er und brachte ein dreifaches Hoch auf den Erwählten aus. Mit lautem Jubel fiel die große Mehrheit auf den Bänken wie auf den Galerien der Paulskirche in das Hoch ein; der Ruf pflanzte sich zu der dicht gedrängt vor der Kirche harrenden Menge fort, die ihn laut durch alle Straßen der alten Krönungsstadt trug. Die Glocken auf den Kirchen schlugen an, und dumpf donnerten die Kanonen ihren Gruß dazu. Galt doch das große Werk der Erneuerung des deutschen Reiches jetzt als vollendet. Ein Zug lauterer Begeisterung erhob die Massen.

Eine Deputation von 32 Mitgliedern, allen Landschaften des deutschen Reiches entstammend, die Präsidenten der Nationalversammlung an der Spitze, wurde gewählt, um dem preußischen Könige die erbliche deutsche Kaiserwürde zu überbringen. Langsam, zunächst den Rhein hinab, ging die Reise nach Berlin. Indeß Köln, wo der König noch im vergangenen Jahre das 600jährige Dombaufest feierlich begangen hatte, wollte nichts von einem deutschen Kaiser wissen. Pöbelhaufen, zugleich von Radikalen und Ultramontanen aufgehetzt, brachten der Kaiserdeputation eine Katzenmusik. Freundlicher war der Empfang in Hannover, wenn auch der alte König ob des Geschehenen grollte, herzlich zustimmend in Braunschweig; und in Potsdam empfing die Deputirten die Kunde, daß soeben in Berlin das Ministerium in der Kammer eine Erklärung abgegeben habe, welche an der Zustimmung des Königs zu Wahl und Verfassung kaum noch einen Zweifel ließe. Am Abend des 2. April langte die Kaiserdeputation in Berlin an; auf den nächsten Mittag schon wurde die Audienz zu ihrem Empfange bei dem Könige anberaumt.

Wandlungen König Friedrich Wilhelm's IV. Aber war sie der Art des Empfanges wirklich sicher? Auf das reizbare, phantasievolle Gemüth des Königs hatte das zuchtlose Gebaren der Radikalen und die Mattherzigkeit der Liberalen ihnen gegenüber den tiefsten Eindruck gemacht. Gleichwol hatte er bis in den Herbst hinein auszugleichen und zu vermitteln gesucht. War denn die Gesetzgebung der Stein und Hardenberg wirklich so grundschlecht, daß die Radikalen das Recht hatten, Alles in Preußen neuzugestalten? Daß sie das Heer anzutasten wagten, gab für den König den Ausschlag. Das Ungeschick und die Unthätigkeit des Ministeriums Pfuel beschleunigte die Entwicklung: mit Nachdruck wurde die Ordnung wieder hergestellt. Nicht daß der König seine Zugeständnisse zurücknehmen wollte: das bewies die oktroyirte Verfassung vom 5. Dezember 1848, welche nichts weniger als reaktionär war; das bewies auch der Eintritt zweier gemäßigt liberaler Männer in das Ministerium Brandenburg, von der Heydt's für Handel und Gewerbe, Rintelen's für die Justiz. Aber ein tiefer Widerwille gegen Alles, was ihn an die Revolution erinnerte, bemächtigte sich des Königs; die späteren Stimmführer der äußersten Rechten in den auf Grund von Neuwahlen am 26. Februar 1849 zu eröffnenden Kammern, Gerichtspräsident von Gerlach und Professor Stahl, welche die theokratischen und feudalistischen Ideen Joseph de Maistre's mit einem Zusatz lutherischer Orthodoxie ihm nahebrachten, gewannen Einfluß auf seine Anschauung der Dinge. Rückhaltslos sprach Friedrich Wilhelm die Wandlung seiner Gedanken in Briefen an seinen vertrauten Freund Bunsen, den preußischen Gesandten in London, aus. Bunsen ward nicht müde, in Briefen und Denkschriften entgegen zu wirken, um den König bei seiner bisherigen deutschnationalen Politik festzuhalten, so daß ihn Friedrich Wilhelm endlich um die Jahreswende nach Berlin berief, das mündlich mit ihm zu besprechen, was schriftlich noch nicht zur Verständigung geführt war. Aber auch das Ministerium Brandenburg war von der Nothwendigkeit durchdrungen, mit den Kleindeutschen in Frankfurt in freundlichen Beziehungen zu bleiben, und hatte eine Note entworfen, welche bestimmt war, die Politik Gagerns bei den deutschen Regierungen zu unterstützen. Indeß der König versagte der Note seine Unterschrift.

Bunsen ließ nicht nach mit dringenden Vorstellungen. Er konnte für sich anführen, daß der Prinz-Gemahl Albert und das Kabinet St. James den Gedanken billigten, mit Ausschluß Oesterreichs, Deutschland unter Preußens Führung neu zu konstituiren. War doch auch der Prinz von Preußen seit seiner Rückkehr aus England „entschieden und fest" für eine deutschnationale Politik Preußens. Es war am 20. Januar, wo Bunsen wieder gegen den König mit hinreißender Wärme seine Ansicht verfocht. „Was also verlangen Sie?" unterbrach ihn

der König. „Daß die Note abgehe", erwiederte Bunsen. „Nun, so soll sie abgehen!" gab der König nach. Und am 23. Januar ging den deutschen Höfen die preußische Note zu, in welcher Gagern's Note vom 28. Januar ihre feste Stütze fand.

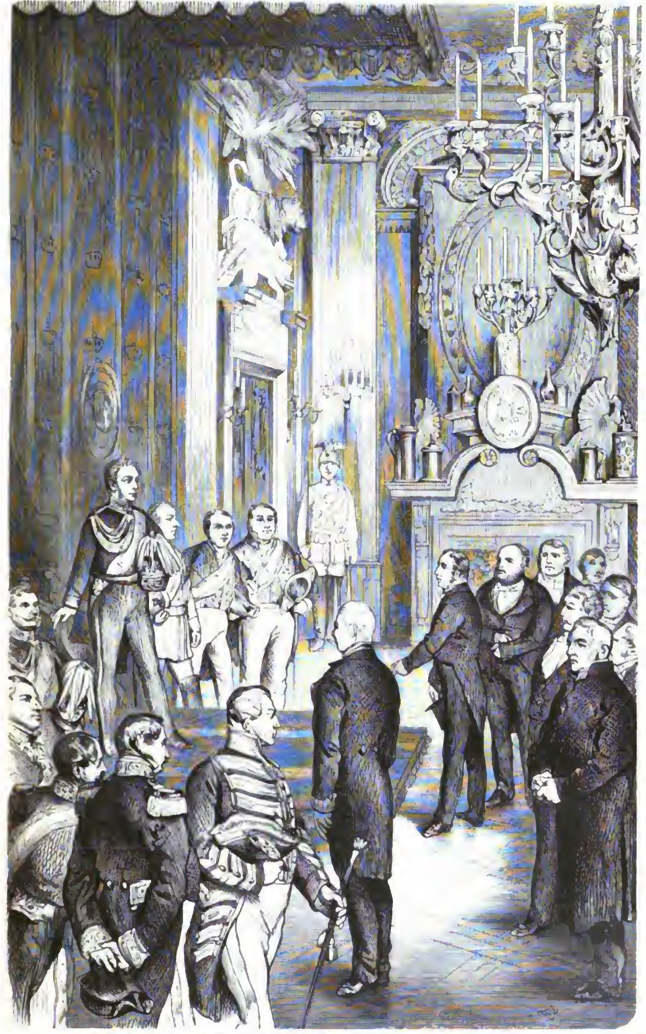
Bunsen begab sich nun nach Frankfurt, um mit dem Reichsministerium sich über die weitere Behandlung der deutschen Angelegenheiten zu verständigen. Aber als er von dort zurückkehrte, war der König wieder andern Sinnes geworden. Von Schmerz bewältigt, schweigend, schweren Herzens schied Bunsen von ihm. Mit dem österreichischen Hofe in Olmütz war in der Zwischenzeit ein geheimer Briefwechsel geführt worden: der König sah in der Weiterverfolgung einer nationalen Politik ein Unrecht gegen Oesterreich, wenn er auch dessen Vorschlag, Deutschland einfach zwischen Oesterreich, Preußen und die vier deutschen Königreiche durch Mediatisirung aller übrigen Fürsten zu vertheilen und die Nationalversammlung in Frankfurt zu sprengen, durchaus verwarf. Dazu kam die immer mehr sich enthüllende Verstimmung Rußlands. Sein Schwager in Berlin, äußerte sich Kaiser Nikolaus, habe viel dazu gethan, den in Deutschland allgemein verbreiteten Geist der Unzufriedenheit zu erhalten: er sei „ein Phantast, mit dem er keine Geduld habe". So ging denn eine zweite preußische Note nach Frankfurt, in welcher der König erklärte, daß er den Gedanken einer Konstituirung Deutschlands ohne Oesterreich aufgebe.

Nun trat aber die Erwählung zum deutschen Kaiser König Friedrich Wilhelm nahe vor Augen. Darin lag für ihn eine große Versuchung; denn auf Macht in Deutschland war sein natürlicher Ehrgeiz gerichtet. Er neigte sich wieder mehr einer Auffassung der deutschen Angelegenheiten vom nationalen Standpunkte aus zu, so daß das Ministerium in der preußischen Kammer die Erklärung abgeben konnte, die Regierung werde Alles aufbieten, damit das von der deutschen Nationalversammlung angestrebte, jetzt durch die Verkündigung der Reichsverfassung und die Wahl des Kaisers nahe gerückte Ziel bald ganz erreicht werde. Aber war in der Paulskirche auch nur ein Versuch zur Verständigung mit Preußen gemacht, durch die Gestaltung der Reichsverfassung die Bedenken des Königs zu beseitigen, seine Zustimmung zu Verfassung und Wahl, so weit es möglich war, von vornherein sich zu sichern?

Am Vormittage des 3. April versammelte König Friedrich Wilhelm den Ministerrath um sich. Noch einmal faßte er alle Erwägungen zusammen: er billigte die Anrede, die Präsident Simson an ihn halten sollte; aber fest und klar war sein Entschluß gefaßt. Die Minister drangen in ihn, ihnen zuzustimmen. „Gehen Sie zu dem Prinzen von Preußen", antwortete er ihnen: lieber wollte er abdanken, als von seiner Entschließung abgehen.

Die Ablehnung der Kaiserkrone. Mittags um 12 Uhr empfing der König die Kaiserdeputation im Rittersaale des Berliner Schlosses. In Uniform, den Helm im Arm, stand er unter dem Thronhimmel, umgeben von den Prinzen, Ministern und Hofstaaten. Der Präsident Simson trat vor, um im Auftrage der deutschen Nationalversammlung dem Könige die deutsche Kaiserwürde darzubieten, und überreichte das Protokoll der geschehenen Kaiserwahl und den Text der Reichsverfassung.

Mit erhobener Stimme in freier Rede antwortete der König. Er anerkannte das Anrecht, welches der Beschluß der Nationalversammlung ihm gebe; er dankte für das Vertrauen, das er ehre. „Aber, meine Herren", fuhr er fort, den Blick emporrichtend, „ich würde Ihr Vertrauen nicht rechtfertigen, ich würde dem Vertrauen des deutschen Volkes nicht entsprechen, ich würde die Einheit Deutschlands nicht aufrichten, wollte ich mit Verletzung heiliger Rechte und meiner früheren ausdrücklichen und feierlichen Versicherungen ohne das freie Einverständniß der gekrönten Häupter der Fürsten und der freien Städte Deutschlands eine Entschließung fassen, welche für sie und für die von ihnen regierten deutschen Stämme die entscheidendsten Folgen haben muß. An den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten wird es daher jetzt sein, in gemeinsamer Berathung zu prüfen, ob die Verfassung den Einzelnen wie dem Ganzen frommt, ob die mir zugedachten Rechte mich in den Stand setzen würden, mit starker Hand, wie ein solcher Beruf es von mir fordert, die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes zu leiten und die Hoffnungen des deutschen Volkes zu erfüllen."



Die Kaiserdeputation vor Friedrich Wilhelm IV. Zeichnung von Ludwig Burger.

Bestürzung über die Worte des Königs malte sich in den Mienen der Deputirten. Er hatte, erfüllt von der lebendigen Erinnerung an die Formen des alten Kaiserthums, seiner Empfindung Ausdruck gegeben, daß die Nationalversammlung das Recht den Kaiser zu wählen usurpire, und der Besorgniß zugleich, er könnte durch die Annahme der Verfassung, auf die hin er gewählt war, unwiderstehlich in die Bahnen der Revolution hinein gerissen werden. Lehnte er auch die Krone nicht ab, so stellte er sich doch auf einen Boden, welcher von dem der Nationalversammlung völlig verschieden war. Wurde nicht, wenn sie der Entscheidung der Fürsten unterworfen werden sollte, die Verfassung überhaupt in Frage gestellt, und die Nationalversammlung, die sich als souverän ansah, zu einer bloßen Verfassungskommission herabgedrückt? Zudem sollte die Durchführung der Verfassung nur auf die Länder der zustimmenden Fürsten beschränkt werden. War da noch eine Verständigung möglich? In großer Bewegung, manche ihrer Thränen nicht mächtig, verließen die Deputirten das Schloß. Sie fühlten, daß der Bruch mit Preußen ihr ganzes Werk vernichte.

Auf den Abend war die Deputation zu dem Prinzen von Preußen eingeladen. Wieder und wieder kam die fürstliche Wirthin, die Prinzessin Auguste, im Gespräche mit ihren Gästen darauf zurück, daß die Sache der Deputation unmöglich zu Ende sein könne, da es sich um so Großes, so Nothwendiges handle. Aber der Prinz betonte mit der soldatischen Offenheit, die ihm stets eigen war, um die Antwort seines Bruders zu rechtfertigen, daß man es Preußen nicht zumuthen könne, mit 80,000 Mann in Bayern einzurücken, um die Zustimmung König Ludwig's zu Wahl und Verfassung zu erzwingen.

An demselben Tage aber noch ging eine preußische Note an sämmtliche deutsche Regierungen mit der Aufforderung ab, Bevollmächtigte nach Frankfurt zu senden, um sich unter einander und mit Preußen wegen einer gemeinsamen Vereinbarung mit der Nationalversammlung zu verständigen. Denn manche Artikel der Verfassung erregten durch ihren demokratischen Inhalt die größten Bedenken in Berlin, so daß dem Kaiser nur ein suspensives Veto gewährt war, und daß das Wahlrecht nicht nur ohne jede Beschränkung, sondern auch mit geheimer Abstimmung geübt werden sollte: Bestimmungen, an denen im Grunde nur eine des vollen Selbstvertrauens entbehrende Regierung Anstoß nehmen konnte.

In Frankfurt indessen sah man in der preußischen Note kein Entgegenkommen; mit 267 gegen 159 Stimmen faßte die Nationalversammlung am 11. April den Beschluß, „an der in zweiter Lesung beschlossenen und verkündeten Reichsverfassung sammt Wahlgesetz unwandelbar festhalten zu wollen.“ Durch diese Erklärung der Nationalversammlung, eine Modifikation beanstandeter Artikel der Verfassung von vornherein abzulehnen, war die preußische Regierung vor die Alternative des bloßen Ja oder Nein gestellt. Dazu kam, daß bis zum 14. April achtundzwanzig deutsche Regierungen ihre Zustimmung zu der Reichsverfassung aussprachen, Oesterreich aber gegen jede Unterordnung seiner Gesetzgebung unter eine fremde, seines Kaisers unter einen andern Fürsten nachdrücklich protestirte und die österreichischen Abgeordneten aus Frankfurt abrief, während die deutschen Königreiche auf die preußische Note gar keine Antwort gaben. Preußen stand ganz isolirt. Nochmals nahm sich der König Bedenkzeit: am 17. April erklärte er, daß er der mangelnden Zustimmung der größeren deutschen Staaten gegenüber „noch eine kurze Zeit abwarten wolle, bevor er anderweite Entschließungen fasse.“

Ein neues Moment ward in Bewegung gesetzt, ihn zur Entscheidung fortzureißen. In Verbindung mit den „Märzvereinen“, welche seit dem Ende des Jahres 1848 eine Organisation der demokratischen Elemente durch ganz Deutschland darstellten, beschloß die Linke der Nationalversammlung, daß in allen deutschen Kammern Anträge auf Anerkennung der deutschen Reichsverfassung gestellt werden sollten. Eine allgemeine Volksbewegung sollte zur Entscheidung drängen. Der König von Hannover kam dem zuvor, indem er vorher die hannöversche Kammer auflöste. In Württemberg indeß gab der alte König nach längerem Sträuben nach. In Berlin brachte der frühere Minister Rodbertus in der zweiten Kammer den Antrag auf Anerkennung der Reichsverfassung ein: mit ansehnlicher Mehrheit wurde er angenommen. Aber der König beharrte auf seinem Standpunkte, daß ohne Aenderung der Verfassung eine gedeihliche

Führung der Kaiserwürde ihm unmöglich sei; in eine unhaltbare Stellung sich locken oder drängen zu lassen, dazu war er zu gewissenhaft: er löste die preußische Kammer, die überdies den über Berlin verhängten Belagerungszustand für ungesetzlich erklärte, am 27. April auf und gab am 28. April seine endgiltige Antwort dahin, daß er Krone und Verfassung des Deutschen Reiches ablehnte. Nicht eine Gefährdung, sondern „eine Förderung einer wirklichen und umfassenden deutschen Einheit" sah er in der Ablehnung.

Der Bruch zwischen Preußen und der deutschen Nationalversammlung. Zugleich mit der Absage an die Nationalversammlung hatte der König eine Cirkularnote erlassen, in welcher er diejenigen deutschen Regierungen, „welche zu weiteren Berathungen mit Preußen über den nun einzuhaltenden Gang und die fernere Entwicklung des Verfassungswerkes geneigt seien", zu Konferenzen nach Berlin einlud. Damit betrat er den Weg zur Bildung eines Sonderbundes innerhalb der deutschen Staaten.

Die Wege Preußens trennten sich durchaus von denen der Nationalversammlung. Diese hatte am 26. April beschlossen, die provisorische Centralgewalt aufzufordern, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln für die Durchführung der Verfassung mitzuwirken. Jetzt nahm sie am 4. Mai den Antrag von Wydenbrugk's an, die Mahnung an die Regierungen, die gesetzgebenden Körperschaften und die Gemeinden der Einzelstaaten, an das gesammte deutsche Volk zu richten, „die Reichsverfassung zur Anerkennung und Geltung zu bringen." Zugleich wurden die Wahlen für den ersten deutschen Reichstag ausgeschrieben und dessen Zusammentritt auf den 22. August festgesetzt. Endlich wurde bestimmt, bei fortdauerndem Widerstreben Preußens den mächtigsten der der Verfassung zustimmenden Fürsten zum Reichsstatthalter zu ernennen.

Nur mit einer Mehrheit von zwei Stimmen wurde dieser Antrag angenommen. Denn der Linken, zumal dem Donnersberge, war dieser Gang viel zu langsam; sie meinte, man müsse das Eisen schmieden, dieweil es heiß sei; man müsse die Bewegung im Volke fördern, damit sie nicht wieder einschlafe. Sie verlangte daher unverzügliche Vereidigung des Militärs auf die Reichsverfassung und Aufstellung einer bewaffneten Macht zum Schutze der Nationalversammlung gegen etwaige Gewaltstreiche von Seiten Oesterreichs oder Preußens. Ja, mehrere ihrer Redner verlangten offen „zur Revolution zu greifen" und die Leiter der Reichsverfassung „hinaufzuklimmen bis zur republikanischen Spitze." So wurde der Kampf für die Reichsverfassung den Radikalen ein bequemer Deckmantel, ihre eigenen Umsturzpläne darunter zu bergen.

Zwar im sächsischen Landtage hatten eben noch die Radikalen unter der Führung Tzschirner's gegen die Reichsverfassung gestimmt; jetzt wurde angeblich für die Reichsverfassung eine allgemeine Bewegung im Lande angeregt. Brennpunkte waren die radikalen „Vaterlandsvereine", in welchen alle gemäßigt Liberalen als reaktionär verschrieen wurden. Die Auflösung der Kammern, der Rücktritt mehrerer Minister steigerte die Aufregung. Ein Aufruf erging in das Land: „Eilt schleunigst mit Waffen und Munition herbei: es gilt!"

Auf den 3. Mai war eine Parade der Bürgerwehr in Dresden zu Ehren der Reichsverfassung angesetzt. Sie wurde von der Regierung verboten. Sofort erhob sich der bewaffnete Aufruhr. Ein Haufe stürmte gegen das Zeughaus, ein anderer gegen das Schloß; in den Straßen erhoben sich alsbald aus bereit gehaltenem Material Barrikaden. Der König flüchtete sich am nächsten Morgen erschreckt mit den Ministern von Beust und Rabenhorst auf den Königstein. Eine „provisorische Regierung" wurde eingesetzt, bestehend aus Tzschirner und den freilich viel gemäßigteren Heubner und Todt. Ein russischer Abenteurer, der Leutnant Bakunin, übernahm die militärische Führung. Reichlicher Zuzug strömte vom Lande herbei.

In dieser Noth wandte sich der König an Preußen um Hülfe. Einige preußische Bataillone unter Graf Waldersee genügten, um im Verein mit den wenig zahlreichen sächsischen Truppen den Aufstand niederzuwerfen. Zwar wehrten sich die Insurgenten hartnäckig, aber so sehr war ihnen die militärische Taktik überlegen, daß von ihnen 178 Mann in dem Straßenkampfe blieben, während der Verlust der Truppen nur 31 Mann betrug. In der Paulskirche rief die Nachricht von diesen Vorgängen Scenen von unbeschreiblicher Leidenschaftlichkeit hervor. Die Linke verlangte heftig Schutz für die Dresdener Aufrührer. Der Abgeordnete von Reden

stellte den Antrag, die Centralgewalt aufzufordern, dem „unbefugten Einschreiten Preußens in Sachsen als einem schweren Friedensbruch" mit allen Mitteln entgegenzutreten. Und die Nationalversammlung nahm den Antrag mit 188 gegen 147 Stimmen an!

Noch einen letzten Versuch machte Gagern, um die Reichsverfassung zur Durchführung zu bringen. Die Centralgewalt selbst sollte dieselbe in die Hand nehmen, indem sie anarchische Bewegungen energisch ersticke, aber auch Uebergriffe der Regierungen zur Unterdrückung des Volkswillens mit Entschiedenheit verhindere. Indeß der Reichsverweser Johann war nicht für diesen Gedanken. So erbat denn Gagern mit dem Reichsministerium seine Entlassung und erhielt sie anstandslos. Preußen aber, durch die Annahme des Redenschen Antrages auf das Tiefste verletzt, berief am 14. Mai die preußischen Abgeordneten aus der Paulskirche ab. Die meisten Mitglieder der Rechten und der Centren folgten ihnen in den nächsten Tagen.

Der Aufruhr in der Pfalz und in Baden. In denselben Tagen wie in Dresden kam es auch in anderen Orten „für die Reichsverfassung" zu Volkserhebungen. In Elberfeld, Krefeld, Neuß, Hagen, Düsseldorf, Iserlohn und Köln brachen Unruhen aus, die sich hier und da, wie in Iserlohn zu Straßenkämpfen steigerten. Aber in kürzester Frist hatten die preußischen Truppen unter General Hanneken allenthalben die Ruhe wieder hergestellt.

Nicht so gelang dies den Bayern in der Pfalz, deren frohsinnige, leicht bewegliche Bewohner von je her die bayerische Herrschaft mit innerem Widerstreben ertrugen, zumal jetzt wo aus der Nachbarrepublik Frankreich aufregende Ideen ungehemmt in das Land einströmten. Am 1. Mai fand in Kaiserslautern eine Volksversammlung statt, welche zum Zwecke der „Durchführung der Reichsverfassung" allgemeine Volksbewaffnung, Steuerverweigerung und Beschlagnahme der öffentlichen Gelder beschloß. Am folgenden Tage wurde dann eine „provisorische Regierung" eingesetzt, der die Beamten wie das Militär sich willig unterwarfen. Das Reichsministerium sandte jetzt den zweiten Vizepräsidenten der Nationalversammlung Eisenstuck nach der Pfalz, um die Ordnung dort wiederherzustellen. Allein dieser, selbst radikaler Gesinnung, bestätigte die von der Insurrektion gefaßten Beschlüsse und wies die gegen die Pfalz anrückenden Reichstruppen zurück. Zwar wurde er infolge dessen sofort von der Centralgewalt zurückgerufen; aber das Land blieb im Besitze der Insurrektion, welche an die Spitze ihrer militärischen Kräfte zuerst den Waffengefährten Messenhauser's, den früheren österreichischen Leutnant Fenner von Fennenberg, dann, als dessen Unfähigkeit allzu deutlich zu Tage trat, den Weinreisenden Blenker stellte, welcher durch einen verwegenen Handstreich sich der Stadt Ludwigshafen bemächtigt hatte. Endlich ward die Organisation der Revolutionsarmee dem polnischen Insurgentenführer „General" Sznayda übertragen, der durch die Polonisirung seines harmlosen Namens Schneider sich zu einem Polen und Helden emporgeschwungen hatte. Nur in den Festungen Landau und Germersheim vermochte Bayern sich zu behaupten.

Die Erfolge der Pfalz wirkten sofort auf Baden hinüber. Hier in dem Nachbarlande der französischen wie der schweizerischen Republik war die Erregung, welche die Heckersche wie die Struvesche Insurrektion hervorgerufen hatte, noch nicht verklungen; kein Land war wie Baden von den Radikalen durchwühlt. Zwar hatte der freisinnige Großherzog Leopold die Reichsverfassung nicht nur anerkannt, sondern sie auch als Gesetz in seinem Lande eingeführt; dennoch folgten auch hier die urtheilslosen Volkshaufen dem Feldgeschrei: „Durchführung der Reichsverfassung." In der Festung Rastatt kam die Bewegung zum Ausbruch. Die Soldaten, durch das hochfahrende Benehmen ihrer Offiziere zurückgestoßen, hatten um so williger auf die Lehren der Radikalen gehört, welche auf das Eifrigste, und mit sichtlichem Erfolge, bemüht waren, das Militär für sich zu gewinnen. Unteroffiziere und Gemeine hielten auf dem Exerzirplatze eine Versammlung, sich gegenseitig über ihre Rechte und Pflichten in der neuen Zeit zu belehren. Sie widersetzten sich der Verhaftung der Sprecher; die Bürgerwehr fraternisirte mit den Aufgeregten; man zechte gemeinsam auf Kosten der Bürgerschaft und endigte mit der Demolirung des Hauses des Obersten Pieron und der Mißhandlung des Verhaßten. Auf die Kunde hiervon eilte von Karlsruhe der Kriegsminister Hofmann herbei: aber er mußte sich vor den drohenden Haufen der Tumultuanten flüchten. Nun brach auch in Bruchsal die Meuterei

aus — der früher verhaftete Struve wurde in Freiheit gesetzt — dann in Freiburg und Lörrach. In Mannheim bildete sich ein „Landesausschuß“ der demokratischen Volksvereine, welcher eine große Volksversammlung nach Offenburg berief. Hier wurde nun „Durchführung der Reichsverfassung“ und bewaffnete Unterstützung der Pfalz beschlossen. Das Wort „Republik“ wurde noch vermieden; aber von dem Großherzoge war nicht mehr die Rede. Da fiel auch in Karlsruhe die Entscheidung. Die Soldaten zerstörten in der Hauptstadt eine Kaserne, plünderten die Wohnung des Obersten Holz, ermordeten den Rittmeister von Laroche und versuchten das Zeughaus zu erstürmen. Der Aufruhr ergriff das ganze Land; auf Umwegen flüchteten sich der Großherzog mit seiner Familie und die Minister über die Grenze. Schon am nächsten Tage hielt der Advokat **Brentano**, ein Abgeordneter der äußersten Linken der Nationalversammlung, mit dem Landesausschuß seinen Einzug in die Residenz. Von allen Seiten strömten Abenteurer der Revolution herbei. Die bisherigen Minister wurden abgesetzt, die Kammern aufgelöst, alle unverheiratheten Männer von 18—30 Jahren zur Revolutionsarmee aufgeboten, und für die militärische Organisation Kriegskommissarien, für die Polizei und Verwaltung Civilkommissarien ernannt. Aber schon nannte Struve Brentano, der noch eine gewisse Ordnung erhalten wollte, einen Verräther: Brentano konnte sich nur dadurch halten, daß er die Einsetzung einer provisorischen Regierung mit diktatorischen Befugnissen bewirkte, an deren Spitze er selber mit zwei ausgeprägten Revolutionsmännern, Görgg und Werner, trat. Zur Führung der badischen Revolutionsarmee wurde Mieroslawski berufen, der noch nicht hinlängliche Proben seiner strategischen Unfähigkeit gegeben zu haben schien. Zugleich wurden Emissäre ausgesandt, das Revolutionsfeuer auch in den Nachbarländern zu entfachen. Zumal in Württemberg ging die Bewegung schon in hohen Wogen. Indeß die württembergische Regierung ließ Hecker's Freund Fickler, welcher mit reichlichen Geldmitteln unter den Soldaten zu wühlen suchte, kurzweg verhaften und schickte ihn auf den Hohenasperg.

Die innere Auflösung der deutschen Nationalversammlung. Der vertriebene Großherzog wandte sich nach Frankfurt um Hülfe. Allein hier fehlte es ebenso sehr an Macht, ihm beizustehen, wie an Neigung dazu. Nachdem am 21. Mai 90 Mitglieder, darunter Dahlmann, Arndt, Droysen, aus der Nationalversammlung ausgetreten waren, am 23. Mai weitere vierzig, am 26. Mai Welcker mit seinen Freunden, bestand die Versammlung nur noch aus ihrer bisherigen Linken und äußersten Linken. Bisher überwiegend liberal, war sie jetzt radikal.

Es ist daher begreiflich, mit welchem Hohn sie das Ministerium aufnahm, durch welches nach der Entlassung des Ministeriums Gagern der Reichsverweser einen schwachen Versuch machte, ein Gegengewicht gegen die radikalen Tendenzen der Nationalversammlung zu schaffen. Es waren gemäßigte oder konservative Männer, aus denen das neue Reichskabinet gebildet war, aber keiner von solcher Entschlossenheit, um einen Kampf mit der Nationalversammlung thatsächlich aufzunehmen. An der Spitze stand als Präsident und Minister des Innern **Grävell**, ein pensionirter preußischer Justizbeamter, der wiederholt durch die Langathmigkeit seiner Reden die Versammlung ermüdet hatte. Justizminister war der hannöversche Advokat **Detmold**, Finanzminister der Hamburger Senator **Merck**, Kriegsminister der Fürst **Wittgenstein** aus Darmstadt, Minister des Auswärtigen und der Marine der General **Jochmus**, der in mancher Herren Dienste, zuletzt in denen des türkischen Sultan, gestanden hatte. Nirgend fand das Ministerium Boden in der Versammlung.

Zwar waren in dieser noch einige Männer gemäßigterer Richtung zurückgeblieben; aber sie waren völlig machtlos. Sie dachten daran, die Würde eines Reichsstatthalters dem jungen Herzog Ernst von Sachsen-Koburg, dem Bruder des Prinz-Gemahls von England, zu übertragen: aber die Linke erstrebte eine „Reichsregentschaft“ aus der Mitte der Versammlung; sie wollten durch eine Vertagung der Nationalversammlung den Gefahren begegnen, welche in der jetzigen Zusammensetzung der Mehrheit lagen: aber die Linke wies mit Gelächter den Antrag zurück und beschloß vielmehr, daß die Zahl für Beschlußfähigkeit der Versammlung, welche erst jüngst auf 150 herabgesetzt war, noch weiter auf 100 herabgesetzt würde. Und damit noch nicht genug, faßte die Nationalversammlung, um aller Einsprache der Centralgewalt ledig zu

werden und einen unmittelbareren Einfluß auf die Insurrektionsgebiete Badens und der Pfalz zu gewinnen, am 30. Mai mit 71 gegen 64 Stimmen den Beschluß, den Ort ihrer Berathungen von Frankfurt fort zu verlegen. Sie wählte Stuttgart dafür, weil sie der Hoffnung war, das schon sehr unruhige Württemberg zur Erhebung fortzureißen. Fehlte es doch nicht an Adressen aus Stuttgart und der Umgegend, welche der Nationalversammlung Schutz und Beistand gegen die württembergische Regierung zusagten. So verließen denn am 30. Mai auch die letzten Abgeordneten ihre Plätze: die Paulskirche, ein Jahr lang der lebendige Mittelpunkt Deutschlands, stand leer.

Das Nachspiel in Stuttgart. Am 6. Juni begannen die Berathungen in Stuttgart. 105 Abgeordnete zogen durch das Spalier der Stuttgarter Bürgerwehr in den Sitzungssaal der württembergischen Volkskammer, den diese der Nationalversammlung willig überlassen hatte. Simson's Nachfolger auf dem Präsidentenstuhle Reh hatte sein Amt am 30. Mai niedergelegt: die Versammlung wählte zu ihrem Leiter den Arzt Löwe aus Kalbe an der Saale. Ihr erster Beschluß war die Einsetzung einer „Reichsregentschaft“ aus ihrer Mitte, bestehend aus den Abgeordneten Raveaux aus Köln, Vogt aus Gießen, Schüler aus Zweibrücken, Heinrich Simon aus Breslau und Becher aus Stuttgart. Sofort nahm die Reichsregentschaft klare Stellung zur Revolution. Sie befahl den Generalen von Peucker und von Miller, welche die Reichstruppen gegen die Insurrektionsgebiete kommandirten, unverzüglich alle Feindseligkeiten gegen die Pfalz und Baden einzustellen, und erklärte den General Miller auf dessen Weigerung, ihr zu gehorchen, für abgesetzt; sie sandte Reichskommissare an die provisorischen Regierungen in Kaiserslautern und Karlsruhe; sie forderte von den deutschen Regierungen die Stellung von Kontingenten zum Reichsheere; sie verlangte einen Kredit von 5 Millionen Thalern und erließ einen Aufruf an das deutsche Volk zum „Kampfe gegen den Absolutismus.“

Der Erfolg war, daß die württembergische Volkskammer ihren Sitzungssaal zurücknahm, indem sie sich zugleich die Prüfung aller Maßregeln der Reichsregentschaft ausdrücklich vorbehielt, und daß der württembergische Ministerpräsident Römer, obgleich selbst Mitglied der Nationalversammlung, am 13. Juni die Reichsregentschaft aufforderte, ihren Sitz außerhalb Württembergs zu verlegen, und daß er, als diese Aufforderung nichts fruchtete, am 17. Juni der Nationalversammlung erklärte, die Versammlung könne nicht länger in Württemberg geduldet werden. Ja am 18. Juni entschied sich die Volkskammer dahin, daß „in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung“ die Nationalversammlung nicht zu Recht bestehend sei.

Unbekümmert hierum gedachte die Nationalversammlung ihre Sitzung im Fritzscheschen Reithause, wo sie in den letzten Tagen getagt hatte, abzuhalten. Sie zog am Nachmittage des 18. Juni in geordneten Reihen dorthin, voran der Präsident Löwe, ihm zur Seite der greise Schott, Römer's Schwiegervater, und Deutschlands gefeiertster Dichter Ludwig Uhland. Allein der Zugang zu dem Reithause war von Soldaten besetzt, welche, die Säbel über den Köpfen der Abgeordneten schwingend, den Zug zurückdrängten und aus einander sprengten. Im Hotel Marquardt fanden sich die Versprengten wieder zusammen und unterschrieben eine Erklärung, daß sie nur der Gewalt wichen. Der Antrag wurde gestellt, die Sitzungen nunmehr nach Baden zu verlegen: allein die Versammlung war nicht beschlußfähig. So blieb denn nur, was Römer kategorisch verlangte, sofortige Abreise.

Das war der Ausgang der deutschen Nationalversammlung. Mit wie großen Hoffnungen war sie 13 Monate zuvor begrüßt worden, und wie wenig hatte sie diesen entsprochen! Berufen, um durch eine freie und würdige Gestaltung der deutschen Verhältnisse die Revolution zu bannen, hatte sie den Radikalen Zeit gelassen, Kraft und Anhang zu sammeln, bis sie die Nationalversammlung diskreditiren und endlich selbst meistern konnten. Das war die schwerste Niederlage, welche der Liberalismus erleiden konnte: sie kostete ihn das politische Gewicht, welches der Anfang des Sturmjahres 1848 ihm gegeben. Nicht den liberalen, sondern erst den reaktionären Elementen gelang es, die Gefahr zu bewältigen, mit welcher der Radikalismus ganz Deutschland bedrohte: so ist es begreiflich, daß die Reaktion die Früchte des allein erfochtenen Sieges auch auf lange hinaus für sich allein in Anspruch nahm. —



Czikó-Husaren im Jahre 1849.

Die Niederwerfung Ungarns.

Noch in letzter Stunde hatten die Ungarn dem empörten Wien Hülfe bringen wollen: aber sie waren geschlagen, und Wien war gefallen. Würden sie nun im Stande sein, ihre schnell gewonnene Freiheit selbst gegen den Sieger zu behaupten? Sie blieben über dessen Absichten nicht lange im Unklaren: schon am 7. November 1848 erließ Kaiser Ferdinand ein Manifest, welches die „frechen Umtriebe Ludwig Kossuth's und seiner Genossen" verdammte. Aber hatte nicht Kaiser Ferdinand die Verfassung Ungarns und seine Selbständigkeit selbst anerkannt?

Die Lage Ungarns. Der „Landesvertheidigungs-Ausschuß", an dessen Spitze Kossuth stand, bildete die eigentliche Regierung. Seit Monaten war er bemüht gewesen, das Ausland für die Sache Ungarns zu gewinnen. Graf Teleki wirkte als ungarischer Gesandter in Paris, Baron Splenyi in dem mit Oesterreich kämpfenden Italien; Wimmer war in Berlin, Szalai in Frankfurt für Ungarn thätig. Aber ein Erfolg wollte nirgends zu Tage treten.

Näher indessen lag es noch für die ungarische Regierung, die nicht magyarischen Nationalitäten innerhalb Ungarns für sich zu gewinnen. Allein die Slowaken blieben trotz aller volltönenden Proklamationen, die an sie gerichtet wurden, ruhig; ja die Freischar, welche sich um die Prediger Stur und Hurban sammelte, trat auf die Seite Oesterreichs über.

Noch weniger wollten die Serben ihren alten Gegensatz aufgeben. Kossuth's Versuch, im November mit ihnen einen Ausgleich zu finden, scheiterte völlig. Wol waren sie unter sich uneins; aber der Patriarch Rajachich, der Führer der „Altserben", einverstanden mit dem neu gewählten Wojwoden Suplikach, entfernte das Haupt seiner Gegner, Stratimirovich, durch eine Sendung an das Olmützer Hoflager, und wies die Annäherung Kossuth's mit Entschiedenheit zurück. Das Aufgebot der serbischen Grenzer verwandelte sich in ein österreichisch-serbisches Armeecorps; der Krieg an der ungarischen Südgrenze wurde mit Erbitterung weiter geführt. In den Festungen Peterwardein und Esseg behaupteten sich die Ungarn; aber die Serben wehrten jede Unterdrückung von sich ab und hielten eine ganze ungarische Armee in Athem, deren Lage um so bedrohter war, als in ihrem Rücken die Festungen Arad und Temesvar sich noch in den Händen der Oesterreicher befanden.

Gefahrdrohender noch war die Lage in Siebenbürgen. Hier hielten es wol die magyarischen Szekler mit Ungarn, aber die große Mehrheit der Bewohner, die Rumänen und Sachsen, wollten nichts von der Union Siebenbürgens mit Ungarn wissen, welche der Kaiser den Ungarn zugestanden hatte, und verlangten durchaus die Aufrechterhaltung der alten Zustände. Ein greuelvoller Bürgerkrieg zerfleischte das unglückliche Land; brennend und mordend schwärmten die Szekler-Husaren umher, und von Rachedurst erfüllt erhob sich dagegen der Landsturm der Bauern, schlug nieder, was Waffen trug, und steckte die magyarischen Dörfer in Brand. Nur in dem fernen Haromszeg im östlichen Winkel des Landes vermochten die Ungarn sich zu behaupten.

So war Ungarn durchaus auf seine eigenen Hülfsmittel angewiesen; aber es vermochte nicht viel mehr als die Trümmer einer alten und wenig disziplinirtes Rohmaterial einer neuen Armee ins Feld zu stellen. Den Kern der ungarischen Armee bildeten 21. Infanteriebataillone, welche zu Ungarn übergetreten waren; dazu kamen 35 Bataillone Landwehr (Honved), welche Anfangs aus Freiwilligen gebildet, später durch regelmäßige Aushebung ergänzt waren, endlich 16 Husarenregimenter. Die Artillerie mußte völlig neu organisirt werden, und doch waren Gewehrfabriken und Kanonengießereien nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen. Weder an Zahl noch an Organisation und Disziplin waren die ungarischen Streitkräfte denen Oesterreichs gewachsen. Vollends wenig bedeuteten die Freicorps, welche den Ungarn zu Hülfe zogen, ein polnisches, ein französisch-deutsches unter dem Franzosen Laffitte, Wiener Oktoberkämpfer unter Mathey. Auch der Räuberhauptmann Rozsa Sandor ließ sich anwerben.

Im Grunde ein günstiger Umstand für Ungarn war daher der Thronwechsel, welcher am 2. Dezember 1848 in Olmütz stattfand. Denn jetzt galt der Kampf für den „gekrönten" König Ferdinand, den eben noch ein ungarisches Flugblatt an Grausamkeit über Tiberius, Nero und Caracalla gestellt hatte, und für die alten Gerechtsame Ungarns, denen der junge Kaiser Franz Joseph die Bestätigung versagte, als das Ziel der ungarischen Erhebung. Und manchen erfahrenen Kriegsmann, manchen vielgeltenden Edelmann führte dies zu den Fahnen Kossuth's: als gerecht und national zugleich erschien ihnen der Kampf. Für eine Erfindung der Camarilla erklärte der Reichstag in Budapest die Proklamation Kaiser Ferdinand's, für ungesetzlich seine Abdankung.

Das Einrücken der Oesterreicher. Unter die österreichischen Truppen brachte der Thronwechsel neue Bewegung. Fürst Windischgrätz setzte sich von Wien in Marsch; am 15. Dezember überschritt seine Armee, der Ban Jellachich voran, bei Bruck an der Leitha die ungarische Grenze.

Ihm gegenüber in langer Linie stand die ungarische Donauarmee, seit der Schwechater Schlacht unter Görgei's Befehl. Arthur Görgei, der Abkömmling einer alten Adelsfamilie aus der Zips, war 1818 in Toppertz geboren. Er hatte in der ungarischen Nobelgarde, dann bei den böhmischen Palatinalhusaren gedient: aber das „Kamaschenthum" hatte ihm den Dienst verleidet, so daß er 1846 als Oberleutnant den Abschied nahm, um in Prag mit Eifer Chemie zu studiren. Familienangelegenheiten beriefen ihn im Sommer 1848 in die Heimat; er trat in die ungarische Nationalgarde. Daß er den jungen Grafen Eugen Zichy, bei dem ein Geleitsbrief des Kroatenban gefunden war, kurzerhand als Spion aufhängen ließ, machte bald seinen Namen allgemein bekannt; er wurde Honvedmajor und schon wenige Monate danach Moga's Nachfolger im Kommando der Donauarmee. Den fein gebildeten, für Schmerz und Mühsal gleichgiltigen Mann erfüllte ein brennender Ehrgeiz; die Ueberzeugung von seiner geistigen Ueberlegenheit machte ihn eigenwillig und absprechend; Kossuth mit seiner Vielgeschäftigkeit war ihm nur ein „demokratischer Wortheld" und ein „Dilettant". So wurde Görgei bald von den Machthabern mit Mißtrauen betrachtet; aber mit unbedingter Hingebung hingen seine Soldaten an ihm. Nur daß Görgei selbst, ohne Begeisterung für die Sache, der er diente, nicht an die Wehrfähigkeit seiner Truppen glauben mochte.

Der erste Zusammenstoß mit dem Feinde gab ihm Recht. Vor den anrückenden Oesterreichern stoben seine Bataillone sofort aus einander. Preßburg wurde ohne Schwertstreich

aufgegeben, und Görgei führte, nach einigen unerheblichen Scharmützeln, unbekümmert um Kossuth's Gegenbefehle, seine Armee gegen Budapest zurück. General Perczel jedoch, von der steirisch-kroatischen Grenze schleunig herbeigerufen und von Kossuth angewiesen, mit Görgei zusammen zu operiren, wagte den Oesterreichern Stand zu halten; allein er wurde bei Moor aufs Haupt geschlagen, so daß er erst hinter der Donau die Reste seines zersprengten Corps wieder zu sammeln vermochte. Da verlor denn auch Kossuth das Vertrauen zu dem eisernen Würfelspiel einer Feldschlacht: er schlug am 31. Dezember dem Reichstage vor, seine Sitzungen von Budapest in eine andere gesichertere Stadt zu verlegen und zugleich eine Deputation an den Feldmarschall Windischgrätz zu senden, um endlich zu erfahren, was er eigentlich wolle. „Denn wir wissen nicht", erläuterte er, „warum wir angegriffen werden". Indessen der Fürst Windischgrätz hatte für die Deputation, welche aus hochangesehenen Mitgliedern des Reichstages bestand, Graf Batthyani, Deak u. A., nur die Antwort, daß er mit Rebellen nicht unterhandle. Nur als Privatpersonen wollte er sie annehmen. Am 5. Januar rückte er in Ofen und von da über die neue Kettenbrücke in Pest ein und ließ auf dem Rathhausthurme die schwarzgelbe Fahne wieder aufziehen. Mit Befriedigung gab er sich der Meinung hin, mit der Einnahme der Hauptstadt die Rebellion des Landes niedergeworfen zu haben.



Arthur Görgei.

Graf Schlick in Nordungarn. Und fast schien es, als sollte er Recht haben. Nach dem Plane des Grafen Latour, welchen Windischgrätz festhielt, sollten von allen Seiten zugleich die Oesterreicher in Ungarn eindringen. Wol hatten ihnen dem Namen nach die Ungarn acht Armeecorps entgegenzustellen: allein das Corps Haddik's stand bei Szegedin und Theresiopel den Serben gegenüber, ein anderes vertheidigte Komorn, ein drittes belagerte Arad und in Siebenbürgen waren nur noch Trümmer vorhanden, welche am Csicsapasse sich festgesetzt hatten. Aber auch die für den Kampf im offenen Felde bestimmten Corps befanden sich zum Theil in kläglichem Zustande. Kampffähig erschien allein das Corps Görgei's; Görgei aber stand zu dem Landesvertheidigungsausschuß in offenem Zerwürfniß. Auf seine Aufforderung hatten seine Offiziere ein Manifest unterschrieben und veröffentlicht, worin sie erklärten, daß sie nur für die von König Ferdinand bestätigte Verfassung kämpften und keinem Andern, als dem vom Könige ernannten Kriegsminister Meßaros gehorchen würden. Kossuth und der Landesvertheidigungsausschuß waren indessen klug genug, die Sache zu ignoriren: denn Görgei war unentbehrlich. Aber vergessen wurde ihm das Manifest doch nicht.

Gleichzeitig mit Windischgrätz war ein österreichisches Corps unter dem Grafen Schlick, einem schneidigen Reitergeneral, von Galizien gegen das nördliche Ungarn vorgedrungen. Rasch überstieg er die Karpathen und vertrieb durch einige Kanonenschüsse die Honveds, welche hinter hastig aufgeworfenen Verschanzungen seinen Marsch aufhalten wollten. In Kaschau nahm er Hauptquartier und rüstete durch ausgedehnte Requisitionen seine Truppen für den Winterfeldzug aus. Der Landesvertheidigungsausschuß schickte den Kriegsminister Meßaros ihm entgegen, der mit billigem Witze prahlte, er wolle „Schlick verschlucken". Wirklich ließ ihm

Schlick Zeit, seine Armee besser zu organisiren und Verstärkungen heranzuziehen. Als dann aber Meßaros versuchte, mit überlegener Truppenzahl Schlick aus Kaschau hinauszuwerfen, erlitt er eine so völlige Niederlage, daß die mühsam neugeordnete Armee in völliger Auflösung von dannen floh, während der Verlust der Oesterreicher im Ganzen nur 3 Todte und 13 Verwundete betrug. Allein mit diesem glänzenden Erfolge begnügte sich Schlick; er blieb ruhig in Kaschau stehen; auch ihm schien, da inzwischen Windischgrätz in Budapest eingezogen war, der Krieg beendigt zu sein.

Diese Unthätigkeit wurde den Oesterreichern verhängnißvoll. Den Oberbefehl über die Trümmer von Meßaros' Heere erhielt der General Klapka. Georg Klapka, geboren 1820, war der Sohn des Bürgermeisters von Temesvar; ein talentvoller und fleißiger Zögling der Wiener Militärakademie, hatte er seine militärische Ausbildung in der trefflichen österreichischen Artillerie empfangen und war dann durch die strenge Schule Görgei's gegangen. Schnell brachte er jetzt seine Armee wieder auf 10,000 Mann und wußte sie von Neuem mit Kampfeslust und Siegeshoffnung zu erfüllen.

Mit Erstaunen vernahm Schlick, daß sich die Ungarn bei Tokai wieder sammelten. Sofort zog er gegen sie und versuchte die Höhen ihres Lagers zu erstürmen: aber er wurde mit Verlust zurückgewiesen, und auch ein zweiter Sturm hatte nicht besseren Erfolg. Da nahte Görgei, um die Oesterreicher im Rücken zu fassen. Mit Hast wichen sie jetzt zurück, voll Sorge, zwischen zwei Feuer genommen zu werden.

Görgei war vor Windischgrätz nordwärts gegen Waitzen zu ausgewichen, hatte dann das unwirthliche, waldbedeckte Gebirge an der oberen Gran überschritten und rückte nun in der Zips vor. Und der geschickt entworfene, beharrlich durchgeführte Plan gelang: die Corps von Görgei und Klapka reichten sich die Hand. Schlick's Lage wurde dadurch auf das Aeußerste gefährdet. In nächtlicher Stille ohne Trommelschlag verließ er Kaschau, versenkte seine Vorräthe in den Hernathfluß und versuchte auf ungebahnten Wegen, den Unbilden des Februarwetters trotzend, in Gewaltmärschen den Anschluß an die Hauptarmee des Fürsten Windischgrätz zu gewinnen. Er war verloren, wenn er energisch verfolgt wurde. In diesem Augenblicke der Entscheidung übertrug der Landesvertheidigungsausschuß den Oberbefehl über die Corps von Klapka, Perczel und dem aus Süden heranrückenden Damjanich dem General Dembinski.

Dembinski bei Kapolna. Nach dem Falle Wiens hatte der polnische General Bem Ungarn seine Dienste angeboten. Kossuth nahm sie an und schickte Bem auf den verlorenen Posten am Csicsapasse, indem er ihm den Oberbefehl in Siebenbürgen übertrug. Graf Teleki in Paris hatte unterdessen auch den polnischen General Dembinski für die Sache Ungarns gewonnen. Bereitwillig war der alte General, der noch aus der napoleonischen Schule stammte, darauf eingegangen: denn ihm galt der Kampf der Ungarn als die Einleitung zu einem neuen Befreiungskriege der Polen. Wol schien seine Kriegserfahrung und sein Alter ihn zu der hervorragenden Stelle zu befähigen, mit der Kossuth ihn betraute. Aber doch war diese Verwendung von Ausländern ein großer Fehler: der Kampf der Ungarn wurde dadurch seines nationalen Charakters entkleidet, und die ungarischen Offiziere empfanden es als eine Demüthigung, unter einen Fremden gestellt zu werden. Und Dembinski's Unkenntniß von Land und Leuten, sein schroffes Wesen und seine Selbstüberschätzung war ganz dazu angethan, die Folgen noch schneller zu zeitigen.

Zuerst überwarf sich der neue Oberfeldherr mit Perczel. Dieser, freilich ein ungebildeter Poltron, der jeden Befehl mit einem Fluche zu begleiten pflegte, legte sein Kommando nieder. Nun entwarf Dembinski einen kunstvollen Plan, um Schlick zu fangen: Klapka's Corps wurde durch andauernde Hin- und Hermärsche ermüdet und die eben geknüpfte Verbindung mit Görgei zerrissen. Da traf Dembinski am 26. Februar auf die Armee Windischgrätz's, der sich von Budapest, Schlick entgegen, in Marsch gesetzt hatte. Bei Kapolna kam es zum Kampfe. Die Ungarn wurden auf das östliche Ufer der Torna zurückgedrängt: Schlick war gerettet. Am folgenden Tage erstürmte Windischgrätz das Dorf Kapolna und nöthigte die Ungarn gegen die Theiß hin zurückzuweichen. Nochmals ordnete Dembinski seine Scharen. Dringend baten ihn

Klapka und der ungeduldig herbeigeeilte Görgei, einen allgemeinen Angriff auf die Oesterreicher zu unternehmen; indeß Dembinski ließ seine Armee ruhig den Tag über in Schlachtordnung stehen — auch Windischgrätz griff nicht an — und zog sich dann über die Theiß zurück. Voller Entrüstung erklärten die Generale Klapka, Aulich, Kmety und Pöltenberg von Dembinski fortan keine Befehle mehr annehmen zu wollen. Ein Regierungskommissar erschien bei der Armee und konnte nicht umhin, Dembinski, der sich als unfähig erwiesen hatte, abzusetzen und das Oberkommando Görgei als dem nächstältesten General zu übertragen. Indessen Kossuth, von Furcht und Mißtrauen gegen Görgei erfüllt, ernannte zu Dembinski's Nachfolger im Oberbefehle den General Vetter.

Die oktroyirte Verfassung vom 4. März 1849. Entscheidend war der Sieg der Oesterreicher bei Kapolna keineswegs; aber doch sollte er, da Oesterreich seine Tragweite weit überschätzte, zu einem Wendepunkte werden.

Fürst Felix Schwarzenberg hatte das Novemberministerium keineswegs aus Anhängern der blinden Reaktion zusammengesetzt. Ein Neubau Oesterreichs erschien unbedingt nothwendig. Als Träger der Reformideen waren daher in das Ministerium Graf Franz Stadion für die inneren Angelegenheiten und der geniale Schöpfer des Triester Lloyd Karl Bruck, vordem Buchhändler in Bonn, als Handelsminister berufen. Auch Krauß und Bach, die aus dem alten in das neue Ministerium herübertraten, waren Männer konstitutioneller Richtung gewesen. Hatte doch überdies das Ministerium in seinem Antrittsprogramm sich „ohne Rückhalt“ für eine konstitutionelle Monarchie ausgesprochen und erklärt, daß es sich „an die Spitze der Bewegung“ stellen wolle. Aber als sein oberstes Ziel betrachtete es die Erfüllung der Aufgabe „alle Länder und Stämme der Monarchie zu einem großen Staatskörper zu vereinigen“.

Der Reichstag in Kremsier nahm nun seine Verhandlungen da wieder auf, wo die Vorgänge in Wien sie unterbrochen hatten: er fuhr fort in der Berathung der „Grundrechte“ des österreichischen Volkes, welche nicht geringer bemessen werden sollten, als die in Frankfurt für die Deutschen festgesetzten. Der Adel wurde abgeschafft, die Fideikommisse aufgehoben, selbst die Einquartierung von Soldaten in Privathäusern verfassungsmäßig aus Rücksicht auf „die Moralität der Bauernmägde“ verboten. Auch die altehrwürdigen Landesfarben schwarzgelb wurden abgeschafft und dafür weißrothgold, da doch ein freier Staat eine Trikolore besitzen müsse, eingeführt. — Endlich war nach Monate langen Debatten, welche in der trostlos eintönigen Hanakenstadt für die Abgeordneten die einzige Unterhaltung bildeten, die Verfassungsberathung, Großes und Kleines mit gleicher Liebe umfassend, so weit gefördert, daß man in 2—3 Wochen an die erste Lesung gehen zu können glaubte: den 15. März als den Jahrestag der Revolution nahm man dafür in Aussicht. Nur die Frage blieb noch offen, wie die Verfassung auch auf die ungarische Reichshälfte, aus der doch keine Vertreter an der Berathung Theil genommen hatten, zur Anwendung gebracht werden solle.

Da ging die Nachricht von der Schlacht bei Kapolna in Olmütz ein. Nach der Depesche des Feldmarschalls machte sie den Eindruck eines großartigen Sieges, welcher die ungarische Revolutionsarmee völlig zerschmettert hätte. Seit lange schon zu einem friedlichen Staatsstreiche durch Oktroyirung einer Verfassung entschlossen, glaubte das österreichische Ministerium jetzt den rechten Moment zur Ausführung gekommen. Am Abend des 6. März ließ Graf Stadion, eben von Olmütz zurückgekehrt, eine Anzahl angesehener Mitglieder des Reichstages zu sich entbieten und legte ihnen den vom 4. März datirten Verfassungsentwurf des Ministeriums vor. Fast alle Anwesenden beschworen ihn, von dem Staatsstreiche abzustehen: er reiste sofort nach Olmütz zurück, um Schwarzenberg von dem allgemeinen Widerstreben zu unterrichten. Aber die Mitglieder der äußersten Linken mißtrauten seinem Einflusse und flüchteten sich noch in derselben Nacht ins Ausland. Nicht zu früh. Denn als am Morgen des 7. März die Abgeordneten sich zur Sitzung begaben, fanden sie den Schloßhof des erzbischöflichen Palastes mit Wachen besetzt und die Zugänge zu dem Sitzungssaale gesperrt; an den Straßenecken war ein kaiserliches Manifest angeschlagen, welches den Schluß des Reichstages und die Oktroyirung einer Verfassung für Gesammtösterreich ankündigte.

Diese **Verfassung vom 4. März 1849** war aus den zahmsten Bestimmungen der belgischen und der oktroyirten preußischen Verfassung und der deutschen Grundrechte zusammengestellt. Die Hauptsache aber war, daß sie Oesterreich als eine **selbständige, untheilbare und unauflösliche Erbmonarchie** mit Aufhebung aller provinziellen Unterschiede proklamirte. Betreffs Ungarns bestimmte § 71: „Die Verfassung des Königreichs Ungarn wird aufrecht erhalten, soweit sie nicht der Reichsverfassung und dem Grundsatze der Gleichberechtigung der Nationalitäten widerspricht." Aber bedeutete diese Beschränkung etwas Anderes als die **Aufhebung** derjenigen Verfassung, für welche damals ganz Ungarn in Waffen stand?

Bem in Siebenbürgen. Und schnell genug erwies sich, daß Ungarn noch unbesiegt war, daß die Voraussetzung für die Verfassungs-Oktroyirung mit nichten zutraf. Am Csicsapasse im fernen Osten begann die Wandlung.

Bem hatte als Trümmer des ungarischen Armeecorps in Siebenbürgen außer schlecht bewaffneten Honveds nur wenige tausend Mann brauchbarer Truppen vorgefunden. Im offenen Felde durfte er nicht wagen, dem General **Puchner**, welcher hier die Oesterreicher kommandirte, entgegenzutreten. Aber er verstand sich auf den kleinen Parteigängerkrieg. Immer mit Uebermacht warf er sich auf die einzelnen Abtheilungen des überraschten Feindes, schlug sie zurück und nöthigte sie im Zurückweichen sich immer weiter von einander zu trennen: so rasch waren seine Bewegungen, so kühn und heftig seine Angriffe. Bei Hermannstadt aufs Haupt geschlagen und von allen Seiten eingeschlossen, schlug er sich westwärts nach Szaszvaros durch, täuschte die Oesterreicher durch einen verwegenen Flankenmarsch und setzte sich in dem reichen Mediasch fest. Hurban zog aus der Bukowina gegen ihn heran; aber blitzschnell warf er ihn zurück und war, kaum aufgebrochen, wieder in Mediasch zurück. Ein Gefühl ängstigender Unsicherheit bemächtigte sich derer, die zu Oesterreich hielten. Die Bürger von Kronstadt und Hermannstadt, Puchner ganz mißtrauend, sandten eine Deputation an die in der Walachei stehenden **Russen** und baten um die Besetzung ihrer Städte durch russische Truppen. Allein General **Lüders**, damit beschäftigt in Gemeinschaft mit den Türken die Ruhe in der rebellisch erregten Walachei wiederherzustellen, schlug das Gesuch kurzweg ab. Als aber Puchner selbst, um seine eigenen Truppen ungeschmälert gegen Bem verwenden zu können, die gleiche Bitte wiederholte, rückten 3000 Russen unter Engelhardt in Kronstadt, 2000 unter Skariatin in Hermannstadt ein.

Jetzt warf sich Puchner mit ganzer Macht auf Bem, schlug ihn und nöthigte ihn nach Schäßburg zu flüchten. Zwei Tage später folgte er ihm dahin: allein Bem war verschwunden; er hatte sich unterdeß gegen Hermannstadt gewandt und die Russen aus der Stadt vertrieben. Das raubte dem alten Puchner alle Ueberlegung; er gab das Kommando ab und flüchtete sich mit seinem Stabe vor dem Allgegenwärtigen selbst nach der Walachei. Da gaben die Russen auch Kronstadt auf und kehrten, die österreichischen Truppen nach sich ziehend, in die Walachei zurück. Siebenbürgen war in der Hand der Ungarn.

Das hob die Siegeszuversicht der erregbaren Magyaren gewaltig. Ueberdies hatten sie endlich auch über die Serben bedeutende Erfolge errungen. Perczel, auf den serbischen Kriegsschauplatz geschickt, hatte Peterwardein entsetzt, das feste Szent Tomasch mit dem Bajonnete erstürmt, die Serben aus den viel umstrittenen Römerschanzen vertrieben und durch seinen Sieg bei Melencze gezwungen, mit fluchtartiger Eile über die Donau sich zurückzuziehen: während Bem einen neuen Versuch der Oesterreicher, aus der Walachei in Siebenbürgen einzudringen, erfolgreich zurückschlug.

Die Schlacht bei Isaszeg. Da fiel auch bei der Hauptarmee die Entscheidung. General Vetter, Dembinski's Nachfolger, hatte die Aufgabe übernommen, das Mißgeschick von Kapolna wieder gut zu machen; er beschloß die Theiß bei Szolnok wieder zu überschreiten und Windischgrätz anzugreifen. Willig bot Görgei die Hand: er ging bei Tokai über die Theiß und rückte auf der Gyöngyöser Straße vorwärts. Auf Anrathen Klapka's und Damjanich's indeß änderte Vetter seinen Plan: er überschritt weiter nordwärts bei Tissafüred die Theiß und brachte dadurch seine Armee in enge Verbindung mit derjenigen Görgei's. Dann aber überließ er,

Krankheit, wie es schien, vorschützend, **Görgei** als dem rangältesten Generale den Oberbefehl und damit die Ausführung des Schlachtplanes.

In einem großen Bogen ließ Görgei die vier Armeecorps, welche jetzt unter seinem Befehle standen, Klapka, Aulich, Damjanich und sein eigenes, jetzt von Gaspar geführt, zusammen etwa 50,000 Mann mit 182 Geschützen, vorrücken. Durch kleinere Gefechte drängte er die Oesterreicher immer enger zusammen: sie wichen zurück bis Gödöllö und Isaszeg.



Aus der Schlacht von Isaszeg. Zeichnung von Ludwig Burger.

Hier auf dem weiten Rakosfelde, östlich von Pest, wo vordem die Ungarn ihre Könige gewählt hatten, nahmen sie die Schlacht an. Gaspar begann am 6. April auf Gödöllö, wo Schlick den linken Flügel der Oesterreicher kommandirte, den Angriff, nicht um ihn zu schlagen, sondern nur um ihn festzuhalten; allein Schlick ließ sich nicht halten. Den rechten Flügel führte der Ban Jellachich bei Isaszeg. Ihn versuchte Klapka im Verein mit Damjanich zu umklammern; indeß mit größter Tapferkeit hielten die Oesterreicher Stand, und als vollends ein Theil des Schlick'schen Corps Damjanich in die rechte Flanke fiel, gerieth die Schlacht bedenklich ins Schwanken. Da ließ Görgei die Reserven unter Aulich in den Kampf eingreifen: das gab die Entscheidung. Der Ban überließ das brennende Isaszeg Klapka und zog sich nordwärts nach Gödöllö zurück.

Bis unter die Mauern von Pest führte Fürst Windischgrätz seine geschlagene Armee zurück. Würde er aber im Besitze der Hauptstadt sich zu behaupten vermögen? Görgei hielt am Tage nach der Schlacht Kriegsrath mit seinen Generalen — auch Kossuth war zugegen — es wurde beschlossen, vor Allem das schwer bedrohte Komorn zu entsetzen. Infolge dessen rückte nur Aulich gegen Pest vor, Damjanich und Klapka aber wandten sich nordwärts, schlugen die Oesterreicher unter General Götz bei Waitzen und bahnten sich dann am 19. April durch den Sieg bei Nagy Sarlo den Weg nach Komorn.

Unterdeß aber hatte die Nachricht von der Niederlage von Isaszeg in Olmütz den Kriegs- und Ministerrath versammelt; das Ergebniß desselben war, daß der Feldmarschall Windischgrätz in schonendster Form des Oberkommandos enthoben wurde. Sein Nachfolger in Ungarn wurde der Gouverneur von Wien, Feldmarschall-Leutnant von Welden. Dieser entschloß sich Pest aufzugeben: nur in Ofen ließ er eine starke Besatzung unter dem General Hentzi, einem in Ungarn geborenen Schweizer, zurück. Auch die Belagerung von Komorn, da das linke Donauufer sich schon in den Händen der Ungarn befand, hob er auf. Die Oesterreicher verließen Ungarn, ihre politischen Gefangenen mit sich nehmend: am 21. April standen sie an der Grenze. Wie in Betäubung vernahm man allerorten in Oesterreich die Kunde; denn ganz unglaublich schien Befürchtung für die Einen, Hoffnung für die Anderen sich zu erfüllen.

Der Gegensatz Kossuth's und Görgei's. Vollends welche Wirkung ließ sich in Ungarn erwarten! Vor dem Anmarsche der Oesterreicher hatte sich der Landesvertheidigungsausschuß mit dem Reichstage in den ersten Tagen des Jahres 1849 nach Debreczin geflüchtet. Hinter die Theiß waren die Reichskleinodien, die Banknotenpresse, die Landeskassen, die Vorräthe der Gewehrfabrik in Sicherheit gebracht worden. Für einige Monate wurde Debreczin der Mittelpunkt der ungarischen Erhebung. — Die Stadt, eine Unmasse niedriger Holzhäuser, lag weitläufig inmitten der Pußten Ungarns. Meilenweit schon erblickte man in den unabsehbaren Steppen die Kirchthürme. Die breite Hauptstraße bildet zugleich den Markt. Vor den Häusern sitzen in langen Reihen die Hökerinnen in großen schwarzen Hauben, Lebensmittel aller Art feilbietend. Alle sind sehr eingenommen für die Freiheit Ungarns, die ein ungeahntes Leben in die stille Landstadt gebracht hat. Honveds, in alle Farben gekleidet, stehen umher, meist junge Burschen, bestaubt und sonnenverbrannt, und kaufen ein, was sie lockt, und verzehren mit lauter Befriedigung, was sie gekauft haben. Auf den breiten hölzernen Trottoirs längs der Häuser wimmelt es von Staatsbeamten und Abgeordneten, mit langen Straußen- oder Kranichfedern auf den niedrigen, breitkrämpigen Hüten. Von fast allen Häusern weht die rothweißgrüne Trikolore Ungarns. Ein Mann in einem braunen Honveddolman mit rothen Schnüren, bleichen Antlitzes, tritt aus dem Thor des Stadthauses; ehrerbietig theilt sich vor ihm die Menge und begrüßt ihn mit schallendem „Eljen Kossuth!“

Aber so groß auch Kossuth's Geltung bei der großen Menge des Volkes war, die auf seine bald hochfliegenden, bald schmeichlerischen Worte mit voller Hingebung horchte, so schwankend war sein Ansehen bei dem Reichstage. Nicht über 30 Abgeordnete konnte er zu seinen unbedingten Anhängern rechnen. Die große Mehrheit der Versammlung, deren Organ das „Abendblatt“ war, stimmte mit Kossuth's radikalen und republikanischen Ansichten nicht überein: sie erstrebte einen friedlichen Ausgleich mit Oesterreich; sie wollte die Dinge nicht auf das Aeußerste treiben, um dem Wiener Hofe nicht die Möglichkeit zu gewähren, auf das Recht des Eroberers gestützt, alle Verbindlichkeiten gegen das Land und Volk Ungarns zu verleugnen; nicht gegen den König, sondern gegen die Camarilla wollte sie kämpfen. Sie wartete nur auf die Gelegenheit, den Druck, unter welchen Kossuth's große Popularität sie beugte, abzuwerfen. Sicher wäre ihr Einfluß größer gewesen, wenn nicht 155 Abgeordnete, meist der gemäßigten Richtung angehörend, es überhaupt abgelehnt hätten, Kossuth nach Debreczin zu folgen, und wenn nicht die Magnatentafel, obgleich die Zahl für ihre Beschlußfähigkeit auf 20 herabgesetzt war, in Debreczin überhaupt erst im März beschlußfähig geworden wäre.

Diese innere Haltlosigkeit seiner Stellung machte die nervöse Vielgeschäftigkeit begreiflich, welche Kossuth entwickelte; bald war er in Debreczin, bald im Feldlager, sorgfältig bestrebt,

die Fäden der Leitung in seiner Hand zu behalten. Nicht blos überwachen wollte er seine politischen Gegner, sondern, wenn es nicht möglich war sie zu besiegen, sie jedenfalls überflügeln. Unter diesen war aber, seit Szecsenyi wahnsinnig und Batthyani gefangen war, keiner bedeutender als **Görgei**, der sich nicht scheute, in wegwerfender Weise über die „Schwätzer von Debreczin", über die „Maulhelden" sich auszusprechen. Aber Görgei stand so fest bei seinen Soldaten, daß Kossuth sogar die Ausbildung eines „Prätorianerthums" bei der Armee besorgte. Gewiß nahm die persönliche Erscheinung des Generals nicht für ihn ein. Groß und schlank von Gestalt, zeigte er doch in den unregelmäßigen Gesichtszügen einen Ausdruck von Härte und Strenge. Sein Aeußeres war vernachlässigt: er trug hohe Fischerstiefeln, in denen die grauen Reithosen steckten; die Goldborten an seinem braunen Honveddolman waren bescheuert und verblichen.



Die Unabhängigkeitserklärung Ungarns. Zeichnung von H. Lüders.

Aber er war mit der Armee verwachsen, vollends seit dem glänzenden Siege auf dem Rakosfelde, der ihn auf den Gipfel des Ruhmes erhob. Mit hoher Achtung nannten selbst die Feinde seinen Namen. Den Ideen Kossuth's war er mit Entschiedenheit abhold.

Die Unabhängigkeitserklärung Ungarns. Jetzt war der äußere Feind besiegt; es konnte nicht ausbleiben, daß nunmehr der lange verhaltene innere Gegensatz zu Tage trat. Noch hatte der Staatsstreich Schwarzenberg's vom 4. März in Ungarn keine Antwort gefunden. Der Sieg auf dem Rakosfelde ließ sie jetzt angezeigt erscheinen.

Bei dem Uebergange der Armee über die Theiß war Kossuth zugegen gewesen, während im Reichstage sich die Majorität zu heftigem Angriffe gegen die Radikalen erhob. Sofort eilte Kossuth herbei, die Seinen zu schützen, den Frieden wieder herzustellen. Dann kehrte er wieder zur Armee zurück, gerade rechtzeitig, um an den Aprilsiegen Görgei's Theil zu nehmen: jetzt galt ihm die Zeit gekommen, die lange erstrebte Republik zu proklamiren. Allein im Kriegsrathe zu Gödöllö am 7. April fand sein Plan, das Haus Habsburg-Lothringen für abgesetzt

zu erklären, geringen Anklang. Doch ließen sich endlich Klapka und Damjanich zur Zustimmung bewegen; Görgei dagegen mahnte beharrlich von einem Schritte ab, der für den inneren Frieden Ungarns wie für sein Verhältniß zu Oesterreich von den verhängnißvollsten Folgen sein mußte. Auch Gaspar war dagegen.

Indeß Kossuth ließ sich nicht warnen: er wollte ja gerade die Brücken abbrechen; dann war die radikale Partei die einzige, welche eine Zukunft hatte. Auf den 14. April war eine feierliche Sitzung des Reichstages, der Magnatentafel wie der Deputirtenkammer, in der reformirten Kirche von Debreczin angesetzt. Kossuth bestieg die Kanzel. „Ich bitte um Ruhe", begann er, „denn die Kirche ist groß und ich bin krank: meine Brust schmerzt mich." Er wolle nicht, fuhr er fort, die Leidenschaften heraufbeschwören, er wolle nicht zu sanguinischen Hoffnungen verlocken, er empfehle dem Parlamente Mäßigung: aber er wählte die schärfsten Ausdrücke, malte in den grellsten Farben, um den Haß gegen das Haus Oesterreich zu entflammen. Und die Stimme erhebend, schloß er mit dem Antrage, daß „Ungarn sammt allen dazu gehörigen Theilen und Provinzen in seine unentfrembdbaren Naturrechte wieder eingesetzt, der Reihe der selbständigen Staaten Europa's wieder angeschlossen, und das meineidige habsburg-lothringische Haus vor Gott und der Welt des Thrones verlustig erklärt und für ewige Zeiten aus Ungarn verbannt werde. So soll es sein! Amen!" Und „Amen!" hallte die ganze Kirche nach. Mit lautem Jubel, hingerissen von Kossuth's flammender Beredsamkeit, nahm der Reichstag den Antrag an. Ein Manifest machte Europa den neuen Staat kund: aber Niemand wollte ihn anerkennen, als die nicht viel ältere Republik Venedig.

Ein prunkendes Bravourstück war die Unabhängigkeitserklärung, ein schimmernder Triumph der republikanisch-radikalen Partei, welche die unsichere Masse der Gemäßigten im Reichstage mit sich fortgerissen hatte. Aber im Volke und in der Armee wirkte die Erklärung verwirrend und entmuthigend; bisher hatte das Gefühl, Oesterreich gegenüber im zweifellosen Rechte zu sein, der Erhebung Ungarns ihre beste Kraft gegeben und ihr in Hütten und Palästen überzeugungssichere Anhänger geworben: dies Gefühl, die Freudigkeit einer Vertheidigung des Rechtes war jetzt dahin; alle konservativen Elemente des Volkes wurden lau und begannen sich mehr und mehr zurückzuziehen. Bisher war der Kampf national gewesen; aber die Republik, welcher der neu geschaffene Staat offenkundig zustrebte, war ein politisches, kein nationales Ziel. Und war denn überhaupt eine Versammlung, in welcher fast die Hälfte der Mitglieder fehlte, befugt zu einem Beschlusse im Namen des Volkes? Gaspar legte sein Kommando nieder: aber Görgei, sich an die Macht anklammernd, behielt es.

Kossuth wurde als „Gubernator" zum Haupte des neuen Staates ernannt. Aus seinen Anhängern bildete er das Ministerium: Szemere für das Innere, Graf Kasimir Batthyani für das Aeußere, Duschek für die Finanzen, Horvath für den Kultus, Vukovich für die Justiz, Csanyi für die öffentlichen Arbeiten. Für den Krieg berief er Klapka; aber die öffentliche Meinung verlangte so gebieterisch Görgei, daß Kossuth nachgab. Und der Oberbefehlshaber übernahm das Portefeuille, obgleich der Präsident Szemere am 3. Mai zu dem Reichstage die Stellung des neuen Kabinets dahin erklärt hatte, daß „es sich auf revolutionären Boden stelle, zu republikanisch-demokratischen Grundsätzen bekenne und unbedingt der Volkssouveränetät huldige". Das aber war eine Kriegserklärung nicht blos gegen Oesterreich, sondern gegen alle Monarchen Europa's erlassen.

Der Fall von Ofen. Inzwischen indeß ging Görgei daran, das zu vollenden, was er mit so glänzendem Erfolge begonnen hatte. Den Wünschen der Regierung entsprechend, zog er gegen Ofen, das noch in der Hand der Oesterreicher war. Durch einen raschen Handstreich hoffte er es zu erobern, bevor er die Oesterreicher ganz von dem Boden Ungarns verscheuche. Allein der tapfere Kommandant von Ofen, der General Hentzi, war zur hartnäckigsten Gegenwehr entschlossen. Görgei mußte schweres Geschütz von Komorn kommen lassen: ein fürchterliches Bombardement wurde gegen die Feste eröffnet, durch unterirdische Minen die Vertheidigungsanstalten vernichtet. Hentzi seinerseits schoß ganze Quartiere des offenen und wehrlosen Pest in Trümmer. Görgei ließ glühende Kugeln nach Ofen hineinwerfen so lange,

bis die lodernden Flammen emporschlugen: dann rückte er zum Sturm vor. Trotz der herrschenden Verwirrung zeigten sich die Vertheidiger nicht weniger tapfer als die Angreifer; Schritt für Schritt mußte die Stadt erobert werden, bis in die Häuser und Höfe hinein setzte sich der erbitterte Kampf fort. Henzi fiel; der Rest der Besatzung gerieth in Kriegsgefangenschaft.

Die russische Hülfe. Mit allem Pompe kehrte nunmehr am 6. Juni Kossuth mit der Regierung in die Landeshauptstadt zurück. Aber doch waren durch die Belagerung (vom 2. bis 21. Mai) kostbare Wochen verloren gegangen, welche die Oesterreicher nicht nur trefflich zur Reorganisation und Verstärkung ihrer geschlagenen Corps, sondern auch zum Abschlusse der Verhandlungen mit Rußland benutzt hatten. Schon im März hatte die österreichische Regierung von dem Kaiser Nikolaus I. die Aufstellung russischer Truppen an den Grenzen Ungarns, bald danach aber den Einmarsch eines russischen Corps von 30,000 Mann zur Behauptung Siebenbürgens erbeten; jetzt bat sie um den beschleunigten Einmarsch des Hülfscorps. Der junge Kaiser Franz Joseph führte persönlich in Warschau das Abkommen zum Abschlusse. Der Zar sagte die Hülfe zu, behielt sich aber die Bestimmung der Stärke des Hülfscorps, das ungetheilt, stets selbständig operiren müsse, allein vor und wollte nicht mehr als eine geringe Abtheilung zur unmittelbaren Unterstützung der österreichischen Operationen hergeben. Er sah nicht blos Oesterreich, sondern auch Rußland durch die Unabhängigkeitserklärung Ungarns bedroht. Und Oesterreich mußte die Demüthigung auf sich nehmen.

In Ungarn verbreitete die Nachricht von dem Warschauer Abkommen den größten Schrecken. Doch hoffte man mit Bestimmtheit auf Hülfe vom Auslande. Aber weder der Präsident der französischen Republik, noch Lord Palmerston in London, noch der türkische Sultan wollten trotz aller wohlwollenden Versicherungen sich zur Hülfssendung von Soldaten verstehen. Da entwarf der Ministerpräsident Szemere einen phantastischen Kreuzzugsplan. In allen Kirchen sollte zweimal wöchentlich der Kreuzzug gegen die Russen gepredigt, alle Brücken zerstört, alle Pässe verrammelt, alle Brunnen verschüttet, aller Proviant beiseite geschafft und ein allgemeiner Bußtag angeordnet werden. Allein die Kirchen blieben leer, die Stimmung lau; spärlich sammelte sich der Landsturm. Ein Gefühl der Entmuthigung breitete sich über das Land aus: man sah, die Radikalen hatten nicht die Führung des Volkes. Der Gedanke tauchte auf, durch einen Staatsstreich Kossuth zu entfernen. Zumal war Görgei thätig, in der Presse Stimmen zu gewinnen und im Reichstag aus den Männern der gemäßigten Richtung eine antikossuthische Partei zu gründen, um die Aufhebung des Beschlusses vom 14. April zu bewirken. Allein Kossuth kam ihm zuvor: der Reichstag wurde vom 31. Mai bis zum 2. Juli vertagt und Maßregeln vorbereitet, um Görgei aus seiner Stellung als Oberfeldherr und Kriegsminister zu beseitigen. Durch Alles dies wurde die Leitung der ungarischen Angelegenheiten immer schwankender, der Zeitverlust vergrößerte sich und der Beginn der Operationen gegen den Feind verzögerte sich so lange, bis auch die Oesterreicher wie die Russen völlig kampffertig und marschbereit dastanden.

Julius von Haynau. Die glückliche Wendung, welche der Feldzug der Oesterreicher in Italien unter Radetzky genommen, erfüllte von vornherein mit Vertrauen zu den Führern, welche unter dem greisen Feldmarschall zu siegen gelernt hatten. Es gab daher den österreichischen Soldaten eine gewisse Siegeszuversicht, daß für den neuen Feldzug gegen Ungarn nicht nur mehrere Generale, sondern auch der Oberfeldherr aus der Armee Radetzky's entnommen wurden.

Der Feldzeugmeister Julius von Haynau, 1786 zu Kassel geboren, war ein natürlicher Sohn des Kurfürsten Wilhelm von Hessen. Mit 15 Jahren in die österreichische Armee gestellt, außerhalb jeglichen Familienlebens aufgewachsen, machte er bald durch seinen Trotz ebenso sehr wie durch seine Verwegenheit von sich zu reden. Im steten Konflikt mit seinen Vorgesetzten machte er die höheren Grade durch, bis er sich sechszigjährig, mit aller Welt zerfallen, nach Graz in das Privatleben zurückzog. Allein der alte Radetzky kannte die Fähigkeit des Unverträglichen; er berief ihn nach Italien, wo Haynau sich ebenso entschlossen wie rücksichtslos streng den rebellirenden Städten Brescia und Bergamo gegenüber zeigte. „Er ist“, meinte Radetzky, „wie ein Rasirmesser; hat man es gebraucht, muß man es sofort in das

Futteral legen". Der verzweifelten Lage der Dinge in Ungarn gegenüber schien Haynau trotz seines Eigensinnes und seiner brutalen Wildheit der rechte Mann zu sein, Welden zu ersetzen. Mit weitgehendsten Vollmachten wurde ihm daher der Oberbefehl gegen Ungarn übertragen.

Um die Mitte des Juni hatte Haynau 60,000 Mann zum Vormarsche in Ungarn bereit; ihnen reichten 12,000 unter Nugent und 25,000 unter Jellachich die Hand. Von Krakau her nahte zugleich das russische Heer unter dem greisen Feldmarschall Paskewitsch, in vier Kolonnen unter Rüdiger, Grabbe, Büsching und Bielogujew marschirend; in Siebenbürgen rückte Lüders ein und mit Haynau vereinigte sich die russische Division Paniutine: es waren gegen 150,000 Mann, welche der Zar gegen Ungarn aufbot, denn er wollte die Entscheidung geben.

Haynau eröffnete den Krieg damit, daß er das ungarische Papiergeld verbot. Der große Bankier hatte stets die Kossuthnoten mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet, aber der kleine Mann hatte sie sorglos angenommen, daß im April noch der österreichische Gulden auf 89, der ungarische auf 87 stand. Das Verbot traf daher fast nur die niederen Stände, alle Waaren stiegen plötzlich zu unerschwinglichen Preisen, und ingrimmige Erbitterung gegen Oesterreich erfaßte die große Menge des Volkes; aber zugleich wurden mit einem Schlage der ungarischen Regierung die völlig unentbehrlichen Geldmittel entzogen. Um so mehr beruhte jetzt alle Widerstandsfähigkeit auf dem guten Willen der Generale und Soldaten.

Der unglückliche Sommerfeldzug der Ungarn. Den Russen war das Corps Wisocky's entgegengestellt. Aber der General erwies sich der Aufgabe so wenig gewachsen, daß Paskewitsch ohne erheblichen Widerstand die Karpathen überstieg, während Wisocky auf Budapest zurückwich. Stetig rückten jetzt die Russen vor; ein fliegendes Corps überschritt die Theiß und besetzte das völlig überraschte Debreczin; mit der Hauptmasse seiner Truppen aber wandte sich Paskewitsch der Donau zu, um der ungarischen Hauptarmee in den Rücken zu kommen.

Görgei hatte für seine Operationen das linke Donauufer ausersehen, um die Oesterreicher und Russen aus einander zu halten; aber es gelang ihm nicht, die Waaglinie zu behaupten: er ging in das feste Lager von Komorn zurück. Da griff Kossuth in die Kriegführung ein: er setzte Görgei ab und ernannte Meßaros zum Oberfeldherrn und Kriegsminister. Indessen die Offiziere, erbittert über die Intrigue, kündigten den Dienst auf. Daher wurde ein vorläufiger Ausgleich getroffen: Görgei blieb Oberfeldherr, gab aber das Kriegsportefeuille an Meßaros ab.

Unterdessen aber war, da auch Raab gefallen, Haynau zum Sturm auf das feste Lager Görgei's vorgerückt. Lange schwankte der Kampf; Görgei selbst erhielt im Handgemenge einen Säbelhieb in den Kopf. Endlich kehrten beide Gegner in ihre Stellungen wieder zurück. Schon jetzt gab die Regierung Budapest verloren; der eben wieder zusammengetretene Reichstag flüchtete sich mit Kossuth aus der Hauptstadt nach Szegedin an der unteren Theiß. Görgei aber versuchte am 11. Juli noch einen Ausfall aus dem verschanzten Lager; als er sich jedoch am Abend wieder hinter seine Verschanzungen zurückgedrängt sah, war er außer Stande, Haynau länger aufzuhalten. Er gab die feste Stellung bei Komorn auf und marschirte mit den drei Corps der Generale Nagy Sandor, Leiningen und Pöltenberg ostwärts, um die Theiß zu erreichen und Verbindung mit den übrigen Corps der Ungarn zu gewinnen. Bei Waitzen stieß er auf die Avantgarde der Russen und warf sie zurück; dann gewann er in nördlichem Bogen durch einen meisterhaften Marsch die obere Theiß, überschritt sie und zog auf dem linken Ufer südwärts nach Arad zu, wo er, seine Armee auf dem nahen Felde von Vilagos zurücklassend, am 9. August eintraf. Dorthin hatte sich auch, nachdem die Festung nach mehrmonatlicher Belagerung am 1. Juli in die Hände der Ungarn gefallen war, der ungarische Reichstag aus dem allzu bedrohten Szegedin am 28. Juli zurückgezogen. Allein bevor hier noch die Sitzungen wieder eröffnet werden konnten, war das Unvermeidliche geschehen.

Niederlage um Niederlage brach die Kraft der ungarischen Vertheidigung. Seitdem die Russen den Rothenthurmpaß erstürmt hatten und in Siebenbürgen eingedrungen waren, vermochte sich Bem nicht mehr zu halten. Lüders schlug ihn am 31. Juli bei Schäßburg und zersprengte einige Tage danach bei Groß-Scheuern die ungarische Armee völlig. Flüchtig begab sich Bem nach dem Banate, wo man ihn sehnsüchtig, freilich nicht als Flüchtling, erwartete.

Hier hatte der Ban Jellachich den Versuch gemacht, die ungarische Südarmee unter Vetter und Guyon zu überfallen; aber so nachdrücklich waren von ihnen bei Hegyes am 14. Juli seine Angriffe zurückgewiesen worden, daß er sich bis auf das Titeler Plateau zurückziehen mußte. Indeß als Guyon hier den Angriff zu erneuern wagte, wiesen ihn die tapferen Serben unter Knichanin am 23. Juli bei Mossorin mit großem Verluste zurück, so daß die ganze ungarische Südarmee, völlig entmuthigt, sich auf Szegedin zurückzog. Die ungarische Reservearmee, welche unter Perczel an der mittleren Theiß stand, hatte unterdessen versucht, den Anmarsch der Russen aufzuhalten; allein bei Tura am 20. Juli entscheidend besiegt, hatte sie sich auch nach Szegedin zurückziehen müssen.

Hierher richtete nun Haynau seinen Marsch. Er ließ 28,000 Mann mit 114 Geschützen vor Komorn, zu dessen Vertheidigung Klapka mit 18,000 Mann zurückgeblieben war, zurück, verweilte nur wenige Tage in Budapest und rückte dann in drei Kolonnen, unbekümmert um die Russen, auf Szegedin los, um den Feldzug zur Entscheidung zu bringen.

Das Kommando über die in den Szegediner Schanzen aufgestellten Truppenmassen übergab Kossuth Dembinski, so daß der beleidigte Perczel mit drohenden Worten seinen Abschied nahm. Indeß Dembinski wartete den Angriff Haynau's nicht ab, sondern zog sich auf das linke Theißufer nach Szöreg zurück. Hier aber ereilten ihn die Oesterreicher und trieben ihn nach kurzem Kampfe am Nachmittage des 5. August wieder zurück. Allen Mahnungen und Weisungen zum Trotz nahm aber Dembinski nicht auf Arad, wo Görgei ihm hätte die Hand reichen können, sondern auf Temesvar seinen Rückzug, das noch, von dem alten General Rukawina mit unerschütterlicher Bravour vertheidigt, in den Händen der Oesterreicher war. Kossuth konnte nun doch nicht umhin, seinen alten polnischen Schützling sofort des Kommandos zu



Julius von Haynau.

entheben. Durch Eilboten wurde Bem zum Ersatze herbeigerufen und traf auch rechtzeitig vor Temesvar am 9. August noch ein — um die Schlacht zu verlieren. Denn Haynau, den Fehler des Gegners erkennend, hatte durch Schlick die Verbindung mit Arad unterbrochen, und dann die Ungarn gleichzeitig in beide Flanken fassend, schlug er sie so entscheidend, daß die Soldaten sich in wilder Auflösung in die Wälder flüchteten. Die meisten Honveds warfen ihre Waffen weg und suchten auf heimlichen Nebenwegen ihre Heimat zu erreichen, nur einen geringen Theil seiner Truppen gelang es Bem nach Lugos zurückzuführen.

Die Kapitulation von Vilagos. In Arad verbreitete die Nachricht von der Vernichtung des Heeres tödliche Bestürzung; denn auch um den noch unbesiegten Görgei war der Kreis geschlossen: am 11. August stieß sein Vortrab auf die Reiter Schlick's. Der Minister- und Kriegsrath unter Kossuth's Vorsitze trat zusammen; heftig geriethen die alten Widersacher an einander: Kossuth leitete alles Unheil aus Görgei's stets bewiesenem Ungehorsam ab, Görgei beschwerte sich über die Hinterhaltigkeit, mit welcher Kossuth, ohne auch nur einen Minister zu fragen, Bem zum Kommando berufen. Das Ende war, daß jetzt, wo Alles verloren war, Görgei den Oberbefehl über alle ungarischen Truppen mit der Vollmacht Frieden

zu schließen angeboten wurde. Er lehnte ihn ab. Da drängten die Minister Kossuth als einzige Möglichkeit einer Rettung, seiner Gubernatorwürde zu entsagen. Er that es; aber im Geheimen mahnte er seine Freunde, gegen die Abdankung als eine erzwungene zu protestiren, und unterließ, Görgei die Reichskleinodien auszuliefern. Unter dem Vorgeben einer Inspektionsreise flüchtete er sich ohne Abschied heimlich von dannen; er konnte den Muth nicht finden, die letzte schwere Stunde noch bei den Seinen auszuharren: jetzt nur noch ein Mann des Mitleids, dessen Unglück es gewesen, daß er sich, den geschickten Agitator, für einen Staatsmann gehalten.

In der Absicht, dem völlig aussichtslosen Kampfe durch Unterhandlungen ein Ziel zu setzen, hatte Görgei die Diktatur übernommen. Schon hatten die Russen verschiedentlich gesucht, mit ihm Verhandlungen anzuknüpfen. Am 20. Juli lud ihn der Oberst Chrulow zur Kapitulation ein: er wies es zurück; am 24. Juli wiederholte General Rüdiger die Aufforderung: wiederum lehnte Görgei sie ab, erbot sich jedoch, da die Pacifikation auf ganz Ungarn ausgedehnt werden müsse, zwischen Paskewitsch und der ungarischen Regierung den Vermittler zu machen. Die ungarische Regierung ging auf die Verhandlungen ein. Jetzt nun, am Abend des 11. August, berief Görgei den Kriegsrath und dieser entschied sich für die sofortige unbedingte Unterwerfung unter die Russen. Daraufhin rückte Görgei mit seiner Armee den Russen entgegen — zahlreiche Mitglieder des Reichstages und der Regierung schlossen sich an — und bot Paskewitsch die bedingungslose Unterwerfung an, in übel verstandener Vornehmheit Alles der Großmuth des Siegers anheimstellend.

So geschah denn das Traurige: 23,000 Ungarn streckten am Morgen des 13. August auf dem Felde von **Vilagos** vor den Russen die Waffen. Triumphirend berichtete der greise Paskewitsch an den Zaren: „Ungarn liegt zu den Füßen Eurer kaiserlichen Majestät.“ — Es war ein verhängnißvoller Fehler, daß Görgei den Russen und nicht den ebenso nahen Oesterreichern sich ergab: Haynau, auf das Aeußerste gereizt, daß ihm der Triumph entzogen war, kannte jetzt erst recht nicht Rücksicht und Schonung; der russische Schutz aber wurde doch nicht gewonnen, denn die Russen lieferten sofort die Gefangenen an Haynau zur Bestrafung aus.

Die Bestrafung des Aufstandes. Nun hörte auch der letzte Widerstand auf. Bem verließ flüchtig seine geringe Truppenschar, worauf diese am 17. August die Waffen streckte. Heroischer übergab Damjanich die Festung Arad gegen freien Abzug seiner Truppen und lieferte sich dann selber an Haynau aus. Am 26. Aug. kapitulirte Munkacz, am 7. Sept. Peterwardein. Nur Klapka in Komorn hielt sich noch bis zum 27. Sept., wo auch er gegen ehrenvolle Bedingungen kapitulirte.

Das Getöse der Schlachten war vorüber: die unheimliche Arbeit der Kriegsgerichte begann. Ein finsterer Geist der Rache diktirte die Urtheile. Alle Führer der Erhebung wurden zum Tode verurtheilt; am Jahrestage der Ermordung des Grafen Latour ließ Haynau sie in Arad zum Tode führen. Neun, darunter Aulich, Gaspar, Nagy Sandor, Graf Leiningen, Damjanich, traten mit dem Rufe: „Eljen a haza!“ (Hoch das Vaterland!) unter den Galgen; vier, zu Pulver und Blei begnadigt, wurden erschossen. Batthyani wurde in Ofen erschossen, der Minister Csanyi endete durch den Strang. 25 Todesurtheile waren bis zum 28. Oktober vollstreckt: nun erst hörten die Massenhinrichtungen auf. Zahlreiche Offiziere wurden als Gemeine oder als Fuhrleute in österreichische Regimenter gesteckt und in die Ferne gesandt. Nur durch die nachdrückliche Fürsprache des Großfürsten Konstantin und des Kaisers Nikolaus entging Görgei dem sicher ihm drohenden Tode; und es fehlte nicht an Patrioten in Ungarn, die in urtheilslosem Schmerze über das Unglück des Vaterlandes ihm das als „Verrath“ auslegen wollten.

Kossuth, Bem, Wisocky, Perczel, im Ganzen 491, waren in die Türkei entronnen. Oesterreich und Rußland verlangten die Auslieferung; aber der preußische Gesandte Graf Pourtalès drang in Gemeinschaft mit dem englischen Lord Stratford mit Erfolg darauf, daß die Türkei den Flüchtlingen die Gastfreundschaft bewahre. Bem trat zum Islam über, Kossuth widmete später in England sich ganz der radikalen Propaganda. Auf dem unglücklichen Ungarn aber lastete schwer die Hand des Siegers, der lange Jahre nicht an Versöhnung dachte. Wol war durch die Niederwerfung der Magyaren der österreichische Einheitsstaat gewahrt: aber welche Verpflichtungen hatte dafür Oesterreich gegen Rußland übernommen!



Angriff auf den päpstlichen Palast in Rom.

Die nationale Erhebung Italiens.

Lange schon bevor die europäische Bewegung des Jahres 1848 zum allgemeinen Ausbruche kam, war die Erregung der Gemüther in Italien dem Siedepunkte nahe. In die Lebehochs auf Papst Pius IX., an den sich die nationalen Hoffnungen der Italiener knüpften (S. 155), mischten sich die Drohrufe: „Tod den Deutschen!“ Denn mit unverhaltenem Ingrimm ertrugen die reiche Lombardei und Venedig die Herrschaft Oesterreichs, welche nicht weniger drückend wie aussaugend war: brachte doch die einzige Lombardei den sechsten Theil der Gesammteinkünfte des österreichischen Staates auf. Die Möglichkeit einer Verschmelzung mit dem vielsprachigen Kaiserstaate erschien allen national gesinnten Italienern als eine „große Lüge“.

Die österreichische Herrschaft und die italienischen Parteien. Da stellte am 13. Dezember 1847 der Advokat Nazzari aus Bergamo in dem Centralausschusse der lombardischen Provinzen den Antrag, eine Kommission zu wählen, um die Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit zu ergründen. Wie ein Luftzug fiel er in die glimmende Glut. Laute Forderungen wurden allerorten hörbar; es kam zu blutigen Zusammenstößen der Volksmenge mit den österreichischen Soldaten, die sich dreist als „deutsche Kartoffeln“ und als „deutsche Kujone“ verhöhnt sahen, so daß der Kommandant der Lombardei, der greise Feldmarschall Radetzky, die Verstärkung der in Italien stehenden Regimenter durch die Grenzbataillone für angemessen hielt. Zahlreiche Verhaftungen fanden statt; die Universität Pavia wurde geschlossen: erfolglos. Denn zugleich wurde gemeldet, daß König Ferdinand von Neapel infolge der auf Sizilien ausgebrochenen Revolution die Verleihung einer freisinnigen Verfassung versprochen habe (am 29. Januar), daß der Papst, den Volkswünschen nachgebend, am 10. Februar sich für die Berufung von Laien in das Ministerium entschieden habe, daß gleichzeitig in dem Königreich Sardinien in dem veröffentlichten „Statut“ die Grundlage einer Verfassung gegeben sei, daß am 17. Februar der Großherzog Leopold von Toscana seinem Lande eine liberale Konstitution verliehen habe. Infolge dessen nahm die erbitterte Bevölkerung eine so drohende Haltung an, daß am 23. Februar 1848 der Belagerungszustand über die Lombardei verhängt wurde (S. 155).

Wol war der Druck stark, welchen die österreichische Herrschaft auf das lombardo-venezianische Königreich ausübte, indem jede Art von Selbstverwaltung verpönt war, die öffentliche Meinung mißachtet wurde, polizeiliche und militärische Maßregeln die Bevölkerung belästigten, ein strenges Steuer- und Zollsystem mit Octroi und Accise sie drückte: aber wichtiger war noch die politische Stellung Oesterreichs in Italien. Denn auf ihr beruhte die staatliche Zerrissenheit der Halbinsel; auf sie stützte sich die entwürdigende Willkürherrschaft in den Kleinstaaten. Sie wurde daher als ein nationales Unglück von den Italienern empfunden: die Vertreibung der Oesterreicher galt als die nothwendige Voraussetzung sowol für die Einheit als für die Freiheit Italiens, als die Gewähr einer schöneren nationalen Zukunft. Soweit waren alle national gesinnten Italiener einig; aber über die Gestaltung dieser Zukunft gingen sie weit aus einander: die Liberalen dachten sich das Italien der Zukunft als einen Staatenbund, stark genug, der Fremden sich zu erwehren, nur die Kühnsten als einen Einheitsstaat, die Radikalen dagegen als eine demokratische Republik. Ihre Pflanzschule war das „junge Italien", ihr Führer Mazzini (S. 77); sie waren naturgemäß da am zahlreichsten, wo der politische Druck am stärksten lastete, in dem österreichischen und in dem päpstlichen Italien, während die Liberalen in Sardinien und Toscana das Uebergewicht besaßen. Vertrauensvoll zählten die Liberalen auf die thatkräftige Mitwirkung der Radikalen zur Befreiung Italiens aus der Herrschaft der Fremden, aber die Radikalen wünschten im Grunde ihres Herzens mit nichten den Sieg der Liberalen, der die Durchführung ihrer eigenen Ziele bis in eine ferne Zukunft vertagen mußte. So hielten sie sich gewissermaßen einen Schritt hinter den Liberalen, anscheinend zustimmend, aber stets bereit, Erfolg wie Mißerfolg für sich selbst auszubeuten.

Karl Albert und Pius IX. An zwei Namen knüpften sich damals vor Allem die Hoffnungen Italiens, an den des Königs von Sardinien und an den des Papstes. Es war altüberlieferte Politik des savoyischen Königshauses, das sich in 400 Jahren vom deutschen Reichsgrafen bis zur sardinischen Königskrone emporgearbeitet hatte, sich stets, seit Oesterreich seinen Fuß nach Italien gesetzt hatte, in allen Verwicklungen auf die Seite der Gegner Oesterreichs zu stellen. Allein war Sardinien freilich zu schwach, um es mit Oesterreich aufzunehmen, aber mit seinem wohlgerüsteten Heere konnte es wohl den soliden Kern einer nationalen Erhebung abgeben. Der König Karl Albert hatte den freisinnigen und nationalen Schriftstellern nicht nur in seinem Lande eine Zufluchtsstätte eröffnet, sondern auch am 11. Oktober 1847 ein liberales Ministerium unter dem Grafen Cesare Balbo berufen. Es waren nicht blos Schmeichler, welche in ihm das „Schwert Italiens" sahen.

Aber doch das Signal des nationalen Aufschwunges war durch den neuen Papst gegeben. Am 16. Juni 1846 hatte der Kardinal Johannes Maria Mastai-Ferretti, Bischof von Imola, als Pius IX. den päpstlichen Stuhl bestiegen. Die Mastai-Ferretti hatten immer für eine liberal gesinnte Familie gegolten; einer der Brüder des neuen Papstes hatte sich bei der Revolution von 1831 stark kompromittirt. Jeden Donnerstag ertheilte Pius öffentliche Audienz, aus der Alle, von seiner Liebenswürdigkeit entzückt, heimkehrten. Er schränkte den päpstlichen Haushalt ein, um die Grenzen seiner Wohlthätigkeit weiter zu ziehen. Die politischen Prozesse wurden niedergeschlagen, die Verurtheilten amnestirt. Eine humane, ja großmüthige Gesinnung sprach aus allen Maßregeln des neuen Papstes. Eine Begeisterung erhob sich für ihn, wie sie in Rom noch nicht dagewesen war. Bei einer großen Volksovation vor dem quirinalischen Palaste umflatterte den Papst, wie er dankend und Segen spendend auf den Balkon hinaustrat, eine Taube: sie galt der begeisterten Menge als die Erscheinung des heiligen Geistes.

Die rauschenden Huldigungen waren dem Papste eine Freude; er wurde nicht müde, sie entgegenzunehmen; und sie lockten ihn immer weiter auf der Bahn, die er eingeschlagen hatte. Er verlieh Rom am 20. Oktober 1847 eine liberale Stadtverfassung, er betrieb persönlich den Plan eines italienischen Zollvereins, dem wirklich Sardinien und Toscana beitraten; er erbat sich von Karl Albert Offiziere zur besseren Organisirung der päpstlichen Armee. Die Begeisterung für ihn übersprang bald die Grenzen des Kirchenstaates; sie erfaßte ganz Italien

und erhob Pius zu einem Nationalhelden. Man dachte ihn sich als den Befreier Italiens, man erhob ihn in Gedanken zu dem Haupte des Staatenbundes, den künftig Italien darstellen sollte. Aber das war eine Rolle, welche die allgemeinen Wünsche ihm zudachten, ohne die geringste Gewähr, ob er Willen und Kraft habe, sie zu übernehmen.

Als Mensch freilich war Pius die Güte und Herablassung selber; aber als Papst war er, von unbeugsamem priesterlichem Stolze erfüllt, umsichtiger Erwägung nicht zugänglich. In den Augenblicken der Entscheidung suchte er nach göttlicher Erleuchtung, und wenn er diese gefunden zu haben glaubte, so widerstand er allen Bitten und Gründen und handelte, menschliche Klugheit verschmähend, nach dem Rathschlusse, von dessen himmlischem Ursprunge er überzeugt war. Dazu kam noch eine Schwierigkeit besonderer Art. Gegen die geistlichen Beamten des Kirchenstaates hegte die Bevölkerung ein nur allzu begründetes Mißtrauen: sie verlangte vor Allem Laien als Minister. Am 8. Februar 1848 ertönte vor dem Quirinal aus der dichtversammelten Volksmenge der Ruf: „Keine geistlichen Minister mehr! Rechtschaffene Laien!“ Pius verschloß sich dieser Forderung, die auch er für zeitgemäß hielt, keineswegs; schon zwei Tage danach berief er drei Laien ins Ministerium, und am 10. März übertrug er gar von den neun Ministerportefeuilles sechs an Laien: aber wie ließ sich daneben die geistliche Autorität in einem Staate, wie nun einmal der Kirchenstaat seiner Natur nach war, angemessen wahren? Es wurde durch die Verfassung versucht. Am 14. März wurde sie veröffentlicht: sie setzte zwei Kammern als Vertretung des Volkes fest, aber sie behielt daneben das Kardinalskollegium mit der Befugniß bei, alle Kammerbeschlüsse kassiren zu dürfen. Mit lauter Freude nahm das Volk die Proklamirung der Verfassung auf: und doch schloß diese noch einen ungelösten Konflikt in sich, eine drohende Gefahr für die Zukunft.



Papst Pius IX.

Der Ausbruch der Revolution in Venedig und Mailand. Die Nachricht von dem Gelingen der Wiener Revolution wirkte mit explosiver Gewalt in den beiden Mittelpunkten des österreichischen Italiens. In Venedig kam es am 17. März zu einem Zusammenstoße zwischen dem Regimente Kinsky und der Bürgerschaft; die Truppen wurden zurückgedrängt und der Wortführer der Nationalen, der Advokat Daniel Manin, welcher im Januar verhaftet worden war, aus dem Gefängnisse befreit. Sofort ergriff der volksbeliebte Mann zusammen mit seinem Freunde, dem Bürgermeister Correr, die Zügel der Bewegung; eine Bürgerwehr wurde gebildet, die wichtigsten Punkte der Stadt, die Magazine und das Arsenal wurden besetzt und die italienischen Truppen gewonnen. Der Statthalter Venetiens Graf Palfy sowol, wie der Kommandant Graf Zichy wurden so vollständig von dem Ausbruche der Erhebung überrascht, daß sie auf Widerstand verzichteten und am 22. März eine Kapitulation unterzeichneten, in welcher sie gegen freies Geleit aus der Stadt die Errichtung der Bürgerwehr gutheißen, das Regiment Kinsky entfernten und der provisorischen Regierung, welche unter dem Vorsitze Manin's sich gebildet hatte, die Kassen und alles Kriegsmaterial

übergaben. Das war ein glückverheißender Anfang der Erhebung: höchst bedeutende Mittel kamen in den Besitz der provisorischen Regierung, und die festländischen Städte Venetiens säumten nicht, nach dem Beispiele der Lagunenstadt auch ihre österreichischen Besatzungen zu vertreiben.

Nicht weniger aber wie in Venedig hatte die Wiener Post in **Mailand** gezündet. Am 18. März erhob sich die Stadt gegen die aus Deutschen und Kroaten bestehende Besatzung. Heldenmüthig schlug sich die Barabba auf den Barrikaden, von Priestern angefeuert und angeführt; Greise wie Knaben ergriffen die Waffen; selbst Frauen nahmen an dem Kampfe Theil. Die Erbitterung war grenzenlos. Radetzky mußte die Stadt räumen. Vor der Stadt sammelte er seine Scharen und versuchte sie durch Sturm wiederzuerobern: aber auch dies mißlang; es blieb ihm nichts übrig, als nach viertägigem Kampfe sich zurückzuziehen. „Ein furchtbarer Entschluß“, sagte er, „aber er mußte gefaßt werden.“ Sofort zog er aus den lombardischen Städten die Besatzungen an sich, jedoch nur die nichtitalienischen Provinzen folgten seinem Befehle. Nicht mehr als 16,000 Mann mit 54 Geschützen vermochte er in der festen Stellung zusammenzubringen, die er zwischen den Festungen Verona, Mantua, Peschiera und Legnano bezog.

Die Eröffnung des Befreiungskampfes. Sofort überschritt Karl Albert die Grenze, ohne Kriegserklärung, durch eine Proklamation an seine Truppen als der Befreier Italiens sich ankündigend. In der Nacht des 24. März schon rückte sein Vortrab in Mailand ein. Hülfscorps und Freischaren, die sich „Kreuzfahrer“ nannten, zogen aus ganz Italien ihm zu: Ferdinand von Neapel schickte 13,000 Mann unter dem ehrwürdigen General Wilhelm Pepe, dem Helden der Revolution von 1820, aus dem Kirchenstaate kamen unter General Durando 10,000 Mann Bürgerwehr und Freiwillige, denen Papst Pius selbst seinen Segen zur Kreuzfahrt gespendet hatte mit der Mahnung, nur die Grenzen des Kirchenstaates zu vertheidigen; denn als Haupt der Kirche sei er im Frieden mit aller Welt. Aus Toscana langten unter General Laugier 5000 Mann an, aus den Herzogthümern Parma und Modena, die soeben ihre Herzöge verjagt hatten, 3000 Freischärler; indeß aus der volkreichen Lombardei griffen nicht mehr als 8000 Freiwillige zu den Waffen.

Waren auch diese Hülfscorps nicht gleich alle zur Stelle, so hatten doch auch so schon die Sardinier von Anfang an das Uebergewicht der Zahl, aber nicht dasjenige der Kriegstüchtigkeit und der Führung. Denn den trefflich geschulten und gut bewaffneten österreichischen Regimentern gegenüber fielen die zwar begeisterungsvollen, aber wenig botmäßigen und mangelhaft ausgerüsteten Freischaren nur leicht in die Wage. Und König Karl Albert, der persönlich den Oberbefehl führte, war wol ein Mann von unzweifelhaftem Muthe und rücksichtsloser persönlicher Tapferkeit, aber zum Feldherrn fehlte ihm kühne Entschlossenheit, weiter Blick; er verstand nicht, rechten Zusammenhang in die Bewegungen der einzelnen Truppencorps zu bringen oder einen Erfolg auszunutzen: niemals erschien er daher verlegener, als wenn er gesiegt hatte.

Dem Unerfahrenen stand der erfahrenste aller österreichischen Generale gegenüber. Graf Joseph Wenzel **von Radetzky**, 1766 in dem böhmischen Schlosse Trzebnitz geboren, hatte alle Kriege Oesterreichs von dem türkischen Feldzuge Kaiser Joseph's an mitgemacht, bei Hohenlinden an der Spitze seines Kürassierregiments, bei Wagram als General sich ausgezeichnet. Feldmarschall seit 1836, erweckte er jetzt Bewunderung, ein Greis von schier unverwüstlicher Kraft, wie durch die Kühnheit seiner Entwürfe, so durch die Sicherheit der Ausführung derselben.

Der Anfang des Feldzuges indeß gestaltete sich für die Sardinier durchaus günstig. Durch das siegreiche Gefecht bei Goïto erkämpften sie am 8. April den Uebergang über den Mincio; auch bei Monzambano, bei Villafranca und bei Pastrengo in dem hügeligen, baumreichen Thale der Etsch blieben sie im Vortheil. Sie schickten sich nunmehr zu Angriffen auf die Festungen Peschiera und Mantua an. Allein Radetzky erhielt auf seine dringenden unablässigen Vorstellungen 7000 Mann Verstärkung zugesandt: jetzt war er den Gegnern gewachsen.

Bei Santa Lucia südwestlich von Verona schlug er am 6. Mai Karl Albert. Dieser hatte den Angriff unternommen, um den Bewohnern von Verona die Erhebung gegen die Oesterreicher zu ermöglichen. Allein die Insurrektion wurde nicht gewagt; Radetzky konnte seine ganze Kraft gegen die Sardinier jetzt konzentriren und errang, auch seine letzten Reserven noch in den Kampf werfend, über den an Zahl überlegenen Feind einen entscheidenden Sieg.

Indeß so hart war doch der Sieg die Oesterreicher angekommen, daß Radetzky es nicht unternehmen wollte, bevor er neue Verstärkungen erhalten, zum Angriffe überzugehen. Auch Karl Albert war bedenklich: so standen sich nunmehr drei Wochen lang die Gegner gewissermaßen Gewehr bei Fuß gegenüber.

Die päpstliche Allokution vom 29. April. Was den König hemmte, waren die Enttäuschungen, welche ihm in der Nähe wie in der Ferne bereitet wurden. Er hatte erwartet, daß, sobald er nur das Schwert zöge, eine Volkserhebung durch ganz Italien erfolgen würde. Statt dessen bildeten die Radikalen in Mailand auf Betreiben des fanatischen Mazzini eine provisorische Regierung, deren Maßregeln dahin gingen, den Sieg der Sardinier zu verhindern. Denn eine Stärkung des Königreichs Sardinien erschien ihnen als eine Gefahr für die Durchführung der geträumten Republik. Die Mazzinisten hemmten den Zuzug von Freiwilligen nach Möglichkeit, erfüllten die Bevölkerung mit Mißtrauen gegen die „Piemontesen“ und erschwerten die Beschaffung der Requisitionen für das kämpfende Heer.



Graf Joseph Wenzel von Radetzky.

Auf der andern Seite aber machte den König nicht minder bedenklich die Wandlung, welche in der Politik des Papstes eingetreten war: ein Umschwung, welcher den Abfall des Kirchenstaats von der Sache der Befreiung Italiens drohte, denjenigen Neapels aber schon thatsächlich machte. Nur als ein Vertheidigungscorps hatte Pius die Kreuzfahrer sich gedacht, welche er Ende März an den Po, den Grenzfluß zwischen dem Kirchenstaate und dem österreichischen Italien, entsandt hatte. Als aber der Minister Pasolini zu entschiednerem Handeln drängte, meinte er naiv genug: man könne die Truppen auch über den Po rücken lassen; wenn er sich dann nicht zum Kriege entschlösse, bliebe immer noch Zeit, wieder den Rückmarsch anzutreten. Infolge dessen überschritt Durando am 21. April mit seinem auf 15,000 Mann angewachsenen Corps den Po und nahm Aufstellung oberhalb Treviso an der Piave. Dennoch konnte sich Pius nicht entschließen, den Krieg an Oesterreich zu erklären. Denn einmal war er gegen Karl Albert, welcher, anstatt auf den Plan eines in Rom abzuhaltenden Kongresses der italienischen Staaten einzugehen, die Absendung von Militärbevollmächtigten in sein Hauptquartier verlangte, in gereizter Stimmung, zum andern wurde die reformfeindliche Partei in Rom sowie die Gesandten Rußlands und Oesterreichs nicht müde, vom Kriege abzumahnen und den Papst an seine Stellung als Friedensfürst zu erinnern.

Pius glaubte dem gegenüber sich und der Welt es schuldig zu sein, über seine Stellung zu der nationalen Sache mit voller Klarheit sich auszusprechen. Am 29. April erschien eine

Allokution in lateinischer Sprache, in welcher Pius erklärte, daß er dem Wunsche derer, die ihn zum Kriege mit Oesterreich trieben, nicht entsprechen könne, daß solches vielmehr ganz und gar nicht in seinem Willen liege, weil er kraft seines Amtes des obersten Apostolates alle Völker mit gleicher Liebe umfange.

Die Wirkung der Allokution war niederschmetternd; mit einem Schlage vernichtete sie die ganze Popularität des Papstes. Als Verrath legte man es ihm aus, daß er den Hoffnungen, die man grundlos genug auf ihn hatte setzen wollen, nicht entsprochen habe. Statt die eigene haltlose Leichtgläubigkeit anzuklagen, suchte man in dem Papste die Schuld. Noch an demselben Abend erbat das Ministerium mit alleiniger Ausnahme des Staatssekretärs, des Kardinals Antonelli, seine Entlassung mit Hinweis auf die unwillige Aufregung, welche die Allokution in Rom hervorgerufen habe. Nicht ohne Verwunderung hierüber erklärte Pius seinen Ministern, die Römer verständen kein Lateinisch; er wolle in italienischer Sprache eine Erläuterung der Allokution geben, mit welcher die Minister zufrieden sein sollten. Der Hausprälat Pentini machte den Entwurf einer solchen: als Papst zwar könne Pius gegen eine katholische Nation niemals in den Krieg treten; aber als italienischer Fürst werde er sich der Pflicht, seine Unterthanen zu beschützen, sie in ihren Bestrebungen zu unterstützen, nicht entziehen. Der Papst hieß den Entwurf gut und sandte ihn in die Druckerei des Staatssekretariats. Aber in den Probeabzügen nahm Antonelli so erhebliche Aenderungen vor, daß nicht eine Abschwächung, sondern eine Bekräftigung der Allokution daraus wurde. Man klebte diese Erläuterung an die Straßenecken: unter Verwünschungen gegen den Papst zerriß das Volk die Plakate in Stücke. Stimmen erhoben sich, welche die Absetzung des Papstes und die Bildung einer provisorischen Regierung in Rom verlangten, während zugleich der Unwille sich rasch über den ganzen Kirchenstaat ausbreitete.

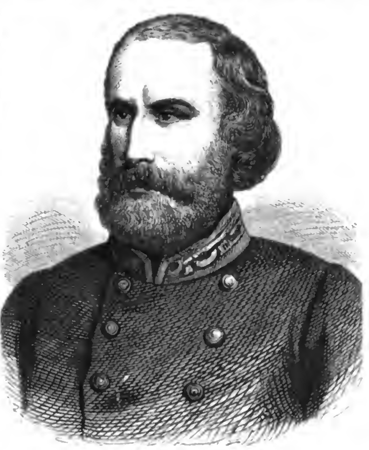
Die aufgeregte Volksmenge verlangte, daß mit der Neubildung des Kabinets Niemand anders als der sehr liberale Graf Terenzio Mamiani beauftragt werde. Pius in gedrückter Stimmung willigte ein und hieß es auch gut, daß das neue Ministerium nicht nur die nationale Politik des abgetretenen fortsetze, sondern auch die Führung der auswärtigen Angelegenheiten, soweit sie nicht kirchlicher Natur wären, dem Staatssekretär Antonelli abnehme. Aber doch fragte er zugleich bei König Ferdinand an, ob er, wenn aus Rom flüchtig, auf ein Asyl im Neapolitanischen rechnen könne. Denn die Ahnung überkam ihn, daß der Friede mit Oesterreich ihm Krieg mit seinen eigenen Unterthanen bringen würde.

Der Staatsstreich in Neapel. Zunächst nach Neapel schlug die Woge, welche die päpstliche Allokution erregte, hinüber. König Ferdinand II. hatte Stück für Stück die Insel Sizilien ihrer alten Sonderrechte entkleidet und sie zu einer bloßen Provinz von Neapel gemacht. Am 12. Januar 1848 war die Erbitterung darüber in offene Empörung ausgebrochen: Palermo wurde bombardirt, aber, durch Zuzug vom Lande unterstützt, zwang es seine Besatzung, sich einzuschiffen und nach Neapel zurückzuziehen. Infolge dieses Gelingens der sizilianischen Insurrektion brach auch in Neapel der Aufstand aus, welcher den König nöthigte, dem Lande eine liberale Verfassung zu verleihen und ein freisinniges Ministerium zu berufen (am 10. Februar). Sizilien indeß lehnte diese Verfassung ab: es verlangte in Erinnerung an seine alte Selbständigkeit eine eigene Volksvertretung, eigene Armee und eigene Finanzverwaltung; nur durch Personalunion wollte es mit Neapel verbunden bleiben. Allein König Ferdinand verweigerte seine Zustimmung. Infolge dessen traten die sizilianischen Kammern zusammen, wählten eine provisorische Regierung, deren Haupt der sehr angesehene Ruggiero Settimo war, und erklärten am 13. April das Haus Bourbon für immer des sizilianischen Thrones entsetzt, um nach Vollendung der Verfassung einen italienischen Fürsten auf den erledigten Thron zu berufen.

Ferdinand mußte Alles geschehen lassen. Denn sein liberales Ministerium, dem allgemeinen Verlangen nachgebend, hatte ihn genöthigt, an Oesterreich den Krieg zu erklären und den besten Theil seiner Armee unter Pepe nach Norditalien zu senden. Er erspähte aber die Gelegenheit,

unbekümmert darum, daß er die Verfassung Neapels beschworen hatte, in Neapel die Dinge in den früheren Stand zu versetzen, um dann gegen Sizilien einschreiten zu können. Die Wandlung in der politischen Stellung des Papstes gab ihm den Muth, an einen Staatsstreich zu denken; und als gleich danach die Kunde von dem Siege der Oesterreicher bei Santa Lucia kam, zögerte er nicht mit der Ausführung.

Auf den 15. Mai war der Zusammentritt der Kammern festgesetzt. Der König beschloß, sie vor der Eröffnung der Sitzungen „wegen Anmaßung ungesetzlicher Befugnisse und Machtüberschreitung“ aufzulösen. Das Gerücht hiervon erregte begreiflicher Weise große Unruhe unter der Bürgerschaft, welche die mazzinistischen Radikalen zu einer Schilderhebung gegen das Königthum zu benutzen überein kamen. Wie es scheint, waren Sendlinge der Jesuiten und der Reaktionären geschäftig, die Insurrektion zu schüren. In der Toledostraße wurden Barrikaden errichtet; aber schon vom frühen Morgen donnerten von der Citadelle die Kanonen herab in die Hauptstraße, welche die Stadt ihrer ganzen Breite nach durchschneidet. Man bemerkte, daß die Bomben vorzüglich in die Paläste liberaler Aristokraten einschlugen: bald war der Palast Gravina in Brand geschossen. Dann rückte die Garde und die Schweizer an: in einer Stunde waren sämmtliche Barrikaden erstürmt. Plündernd und mordend drangen die Truppen in die Häuser ein. Zahlreiche Lazzaroni hatten bei dem Barrikadenbau mitgeholfen; jetzt schlugen sie sich auf die Seite des Stärkeren und nahmen an der Plünderung Theil. Die Schrecken zu mehren, ließ der König die Gefängnisse öffnen, damit die Verbrecher sich auf die Bürgerschaft stürzten. Leben und Besitz der Liberalen war vogelfrei. In der Nacht leuchteten die in Brand geschossenen Paläste zu den Greueln der zuchtlosen Banden. Wer konnte, entrann auf die französischen Kriegsschiffe, welche in der Bai vor Anker lagen. Endlich schritt der französische Admiral Bodin ein: er verlangte, daß den Schreckensscenen ein Ende gemacht werde, und unterstützte seine Forderung durch eine drohende Bewegung der Flotte gegen die Stadt. Da ließ denn der König dem greulichen Unwesen, das er selbst entfesselt hatte, endlich Einhalt thun.



Joseph Garibaldi. (Zu S. 308.)

Die Nationalgarde wurde nun entwaffnet, die Kammern aufgelöst, die Minister verhaftet und nach einem summarischen Verfahren theils auf die Galeeren, theils in den Kerker geschickt. „Das ist die Art, über die Revolution Herr zu werden“, rühmte sich schamlos der meineidige Wütherich. Eine reaktionäre Camarilla im Bunde mit den Jesuiten ergriff wieder die Zügel des Regiments, und das leichtsinnige, kraftlose Volk von Neapel fand sich darein. Sizilien aber wählte Karl Albert's zweiten Sohn, den Herzog von Genua, zu seinem Könige, der indeß Bedenken trug bei der Veränderung der Verhältnisse die dargebotene Krone anzunehmen.

Die Wiederaufnahme des Kampfes in Norditalien. Denn auf dem lombardischen Kriegsschauplatz war Sardinien gegen Radetzky immer mehr in Nachtheil gerathen. Pepe zwar war dem Rückzugsbefehle nicht gefolgt: aber doch nur ein Zehntel der neapolitanischen Armee harrte bei ihrem Führer aus und zog mit ihm nach Venedig, die übrigen neun Zehntel

schickten sich an, nach Neapel zurückzukehren. Als eine Art Ersatz dafür mochte es gelten, daß damals bei Karl Albert eine Schar Freischärler aus Südamerika eintraf.

Joseph Garibaldi war ihr Führer. In Nizza 1807 geboren und zum Seemann erzogen, hatte er sich 1834, in eine Militärverschwörung verwickelt, nach Südamerika flüchten müssen und dort in den Kriegszügen der Republik Uruguay mehrfach hervorgethan. So hatte er den Parteigängerkrieg gelernt. Jetzt auf den Ruf seiner Freunde mit einer Anzahl Gesinnungsgenossen zurückgekehrt, organisirte er ein Freicorps und warf sich in die Alpen, um im Rücken die österreichische Armee nicht zu bedrohen — denn dazu war seine Schar viel zu unbedeutend — aber doch zu belästigen und nach Möglichkeit zu hemmen. Tapfer, wenn auch ohne hervorragende strategische Begabung führte er doch manchen kleinen Handstreich mit Erfolg aus, und was wichtiger war, er stellte, obgleich Mazzinist von Gesinnung, die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft über die Durchführung der republikanischen Ideen.

Unterdessen aber hatten sich Radetzky's Wünsche in ausgiebiger Weise erfüllt. An Stelle Zanini's war Graf Latour Kriegsminister geworden, welcher, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Geltung des Kaiserstaates auf der Behauptung seiner Stellung in Italien beruhe, Radetzky im Mai nicht nur ein ganzes Armeecorps von 19,000 Mann zu Hülfe sandte, sondern unablässig auf die Verstärkung der italienischen Armee Oesterreichs sann. Dadurch begann das frühere Mißverhältniß der Zahl zwischen den Armeen Karl Albert's und Radetzky's mehr und mehr sich auszugleichen.

Es war daher Radetzky, welcher der seit der Schlacht von Santa Lucia bestehenden Kriegspause ein Ende machte, zumal er von der Schwenkung in Rom und Neapel wohl unterrichtet war. Am 27. Mai brach er von Verona auf und griff am 29. die Verschanzungen am Curtatone an, um Peschiera zu entsetzen. Die Neapolitaner, im Begriff nach Hause zurückzukehren, leisteten gar keinen Widerstand, sondern ergaben sich ohne Weiteres den Oesterreichern. Die toscanische Division unter Laugier dagegen setzte sich mannhaft zur Wehr: sie wurde fast ganz aufgerieben oder zersprengt; das Freicorps der Studenten von Pisa fand hier in ruhmvollem Kampfe seinen Untergang. Indeß am folgenden Tage stellte Karl Albert das Kriegsglück wieder her. Seine Piemontesen, stets tapfer und zuverlässig, schlugen das österreichische Corps des Generals d'Aspre bei Goito so entscheidend, daß Peschiera schon am 31. Mai kapituliren mußte. Freilich ging am 10. Juni dafür Vicenza verloren. Die Stadt war rings befestigt, die Straßen sogar durch Barrikaden gesichert. Durando mit den Päpstlichen hatte sie besetzt. Sobald aber die Oestereicher heranrückten, ergab er sich, durch den Wechsel der päpstlichen Politik längst in eine unhaltbare Stellung gebracht, ohne auch nur einen Mann verloren zu haben, mit seinem ganzen Corps: ihm wurde freier Abzug bewilligt gegen das Gelöbniß, drei Monate nicht gegen Oesterreich kämpfen zu wollen. Ebenso kapitulirte, ohne einen Schuß zu thun, der Rest der Päpstlichen gleich darauf in Treviso. Es war eine Komödie, um mit gutem Scheine die päpstlichen Truppen und Freischaren aus den Reihen der Gegner Oesterreichs zu entfernen.

Es hatte sich damit nur vollzogen, was längst vorausgesehen war. Um so nachdrücklicher suchte dafür Karl Albert das nördliche Italien festzuhalten: er ließ sich am 14. Juni zum Könige von Oberitalien proklamiren. Trotz heftigen Widerstrebens der Mazzinisten beschloß die Lombardei ihre Vereinigung mit Sardinien; die Radikalen in Venedig unter Manin's Führung jedoch verweigerten die Zustimmung; allein am 4. Juli nöthigte ein Volksauflauf auch die provisorische Regierung in Venedig, den Anschluß Venetiens an das neue oberitalienische Königreich auszusprechen.

Custozza, Volta, Mailand. Immer mehr zog sich der Krieg um die Ufer des Mincio unter wechselnden Erfolgen zusammen, so daß man in Innsbruck am Hoflager des Kaisers dem Ausgange ernstlich zu mißtrauen begann. Der Kaiserhof wandte sich daher an England mit der Bitte, den Frieden zu vermitteln. Die Folge war, daß auf Lord Palmerston's Vorschlag Oesterreich sich zum Verzichte auf die Lombardei bereit erklärte. Graf Hartig wurde nach

Mailand gesandt, um den Lombarden die Freiheit anzubieten unter der Bedingung, daß sie einen angemessenen Theil der österreichischen Staatsschuld übernähmen, und daß Venetien mit Oesterreich durch Personalunion verbunden bliebe. Zugleich erhielt Radetzky den Befehl, Karl Albert einen Waffenstillstand anzutragen. Allein der alte Feldherr, des endlichen Sieges gewiß, sendete den Fürsten Felix Schwarzenberg nach Innsbruck, um gegen den Waffenstillstandsgedanken zu protestiren: und da die Lombarden die Bedingungen Hartig's als unannehmbar ablehnten und die Verhandlungen abbrachen, so drang er leicht im Rathe des Kaisers durch. Der Krieg nahm seinen Fortgang.

Und wirklich sollte Radetzky seine muthige Erwartung nicht täuschen. Es gelang ihm, drei Uebergänge über den Mincio und die beherrschenden Höhen bei Custozza zu besetzen. Sofort erschien Karl Albert, um den Gegner aus der vortheilhaften Stellung wieder zu vertreiben. 40,000 Sardinier rückten am 25. Juli zum Sturm gegen die an Zahl wie durch ihre Stellung überlegenen Oesterreicher vor. Dazu eine Hitze von 28° R., so fürchterlich, daß nicht Wenige, vom Sonnenstich getroffen, todt zu Boden fielen oder wahnsinnig wurden. Dennoch versuchten sie neun Stunden lang den Sturm, stets zurückgeschlagen, stets von Neuem zum Angriffe sich wieder ordnend. Erst um 7 Uhr Abends gab sich Karl Albert besiegt und trat den Rückzug an. Radetzky folgte ihm nach. Am 27. Juli trafen die Gegner bei Volta zum zweiten Male zusammen. Mit der größten Tapferkeit hielten die Sardinier Stand. Selbst die Nacht unterbrach den erbitterten Kampf nicht, der die Straßen des Städtchens durchtobte. Erst als die Sardinier sich umgangen sahen, zogen sie in guter Ordnung sich zurück, ohne von Radetzky verfolgt zu werden. Allein das Landvolk, durch die Requisitionen der Sardinier erbittert, erwies sich ihnen sehr feindlich und unterstützte die Oesterreicher auf jede Weise. Die Heeresordnung lockerte sich; bei Cremona hatte Karl Albert nur noch zwei Brigaden bei sich. Unfähig zu widerstehen, wich er vor Radetzky, der nun die Verfolgung wieder aufgenommen hatte, immer weiter zurück: am 4. August war er mit dem Rest seines Heeres bis unter die Mauern von Mailand gedrängt.

Der Kriegsrath des Königs gab Alles verloren und beschloß, durch ein Abkommen mit Radetzky den freien Abmarsch zur sardinischen Grenze um den Preis der Aufgabe der Lombardei und Venetiens sich zu sichern. Die Nachricht davon erregte in Mailand, wo die Radikalen die Gewalt an sich gerissen hatten und Mazzini den Diktator spielte, die größte Bewegung. Der König, welcher sich in die Stadt begeben hatte, wurde in dem Palast Grepi von einem wüthenden Volkshaufen belagert. „Nieder mit dem Verräther, der uns verkauft hat", brüllte die Menge und schoß, als er am Fenster sich zeigte, Gewehre auf ihn ab. Endlich brach sich ein entschlossener Offizier mit 27 Schützen Bahn zu ihm und führte den Bedrohten glücklich aus der Stadt in das Lager der Truppen zurück.

Mehr als 30,000 Personen, der größte Theil des mailändischen Adels, aber auch die Wortführer der Radikalen mit Mazzini, schlossen sich dem Rückzuge der „Nationalarmee" über die sardinische Grenze an. Still und verödet erschien die Stadt, als Radetzky's Heer, grüne Zweige an den Tschakos, am 6. August in Mailand seinen Einzug hielt. Ein Waffenstillstand mit achttägiger Kündigungsfrist wurde geschlossen: die Lombardei war unter die Herrschaft Oesterreichs zurückgebracht.

Die Errichtung der römischen Republik. Die Nachricht von den Julisiegen Radetzky's, welche die Macht Karl Albert's zu Boden warfen, versetzte die Bevölkerung von Rom in die größte Aufregung: die öffentliche Meinung verlangte energische Maßregeln. Indeß Papst Pius verhielt sich ablehnend, so daß das Ministerium Mamiani seine Entlassung erbat und erhielt. Dessen ungeachtet beschloß die Deputirtenkammer die Mobilmachung der Bürgerwehren, die Anwerbung von fremden Soldtruppen und die schleunige Beschaffung der nöthigen Geldmittel. Und wirklich gelang es dem Grafen Fabbri, dem neuen Ministerpräsidenten, zu diesen behufs Vertheidigung des Staates gefaßten Kammerbeschlüssen die Zustimmung des Papstes zu erlangen; zugleich aber wurden die Kammern bis zum 15. November vertagt.

Alsbald aber zeigte sich, daß Fabbri den schwierigen Verhältnissen nicht gewachsen war. Der Papst berief an seine Stelle als Minister des Innern und der Finanzen den Grafen Pellegrino Rossi. Dieser, aus Carrara gebürtig, war in Genf Professor der Rechte gewesen, hatte dann unter Guizot einflußreiche Stellungen in Paris bekleidet und war endlich, von Louis Philipp zum Grafen erhoben, französischer Gesandter beim päpstlichen Stuhle bis zur Februarrevolution gewesen. Als Finanzminister wußte er wirksam der Verschleuderung von Staatsgut zu steuern und auch sonst manche Verbesserung durchzuführen, die altgewohnte Interessen verletzte. Das warb ihm Feinde in den priesterlichen und reaktionären Kreisen, wie seine Abneigung gegen Sardinien bei der großen Menge ihn verhaßt machte.

Am 15. November wollte Rossi die wieder zusammentretende Kammer in Person eröffnen. Mehrfache Warnungen gingen ihm zu: er verschmähte sie und begab sich in die Cancellaria, wo die Sitzungen stattfanden. In dem Augenblicke aber, wo er die Treppe hinaufstieg, traf ihn ein Dolchstich in den Hals: die Pulsadern waren durchschnitten; sterbend stürzte er zu Boden.

Ein Pöbelhaufen zog am Abend im Corso vor das Haus des Ermordeten, wo die Familie Rossi's wohnte und sang, roh sie verhöhnend, das Miserere. Am nächsten Morgen sammelte sich die Menge vor dem Quirinal und verlangte unter Toben und Schreien von dem Papste die Einsetzung eines demokratischen Ministeriums. Als ihr aber die Antwort wurde, der heilige Vater lehne es ab, der Gewalt nachzugeben, stürzte sie, nach Waffen rufend, von dannen. Am Abend begannen die Zusammenrottungen vor dem Quirinal von Neuem; immer höher steigerte sich die Erbitterung der Harrenden; man schoß gegen die Fenster; der Hausprälat Monsignor Palma wurde getödtet. Da erst willigte in der Nacht Pius in die Forderung und berief Mamiani und andere Liberale zu Ministern. Indeß die Schreckensscenen brachten in Pius den Entschluß zur Reise, Rom zu verlassen. Am Abend des 24. November begab er sich in Begleitung des bayerischen Gesandten Grafen Spaur in Verkleidung nach Albano, wo die Gräfin mit einem Wagen wartete, der den Flüchtigen bald über die neapolitanische Grenze brachte. In das feste Gaeta nahm er seine Zuflucht.

In Rom führten die neu ernannten Minister die Regierung. Allein schon am 27. November erklärte Pius von Gaeta aus sie für abgesetzt und ernannte eine andere Regierungskommission. Indeß die Kammern beschlossen am 11. Dezember die Einsetzung einer „provisorischen obersten Regierungsjunta“ von drei Mitgliedern. Pius protestirte gegen diese Junta: die Antwort war, daß die Wahl einer konstituirenden Nationalversammlung beschlossen wurde. Pius belegte Jeden, der sich an den Wahlen zu dieser Konstituante betheiligen würde, mit dem größeren Kirchenbann. Gleichwol fanden diese unter starker Betheiligung des Volkes und in größter Ordnung statt. Die Konstituante trat zusammen: am 9. Februar 1849 beschloß sie trotz der energischen Einsprache Mamiani's die Aufhebung der weltlichen Papstgewalt und erklärte Rom mit dem Kirchenstaate zu einer Republik. Ein provisorisches Exekutivcomité wurde ernannt, das sofort Rüstungen gegen Oesterreich anordnete. Am 29. März indessen wurde an seiner Stelle, um die Aktionskraft besser zu konzentriren, ein Triumvirat gewählt. Mazzini war die Seele desselben: Rom war ganz und gar den Radikalen anheim gefallen.

Guerazzi in Toscana. Der Vorgang Roms reizte sehr begreiflich die Radikalen in Toscana zur Nacheiferung. Schon im Anfange des Jahres 1848 war es zu unruhigen Bewegungen gekommen, in denen sich der Advokat Franz Guerazzi aus Livorno als Vorkämpfer der Freiheit, Unabhängigkeit und Einheit Italiens hervorthat. Gegen die Regierung wurde ein Aufruf veröffentlicht: Guerazzi galt als Verfasser desselben und wurde daher am 10. Januar verhaftet. Indessen das Anwachsen der Volkserregung bestimmte den Großherzog Leopold, dem seine wohlthätigen und freisinnigen Reformen längst schon die Zuneigung seines Landes gewonnen hatten, den Wünschen des Volkes nachzugeben. Er ernannte ein liberales Ministerium, an dessen Spitze aus dem Gefängnisse Guerazzi am 26. Januar berufen wurde, und verlieh seinem Lande am 17. Februar eine freisinnige Verfassung. Dadurch blieb in dem Großherzogthum der innere Frieden gewahrt.

Allein die radikale Propaganda rastete nicht, sich des Landes zu bemächtigen. In Livorno hatte sie ihr Hauptquartier. Hierher kam wiederholt Mazzini selbst, um das revolutionäre Feuer zu schüren. Die Einberufung einer konstituirenden Nationalversammlung wurde dem Großherzoge abgenöthigt und mehr und mehr arteten die öffentlichen Dinge durch die demagogischen Wühlereien in Anarchie aus. Leopold glaubte seine eigene Freiheit bedroht, verließ heimlich mit seiner Familie das Land und suchte in Gaeta Zuflucht. Dadurch gerieth Alles in die äußerste Verwirrung. Eine provisorische Regierung bildete sich, deren Leiter der ehrgeizige Guerazzi und der schwärmerische Professor Montanelli waren. Die Radikalen strebten danach, in Florenz die Republik auszurufen, wie es in Rom geschehen war, aber die Liberalen bildeten in Toscana eine starke Partei und verhinderten es; sie erstrebten vielmehr den Anschluß des Landes an Sardinien, indessen dem setzten sich wieder die Mazzinisten mit aller Kraft entgegen. Die beiden Parteien hielten sich mit Erfolg die Wage: es kam darauf an, welcher von beiden günstig die äußeren Verhältnisse sich wenden würden.



Die Oesterreicher bei Novara. Zeichnung von A. Beck.

Der Frühjahrsfeldzug des Jahres 1849. Den König Karl Albert hatte der Mißerfolg des Sommerfeldzuges auf das Tiefste niedergebeugt. Nicht blos die Lombardei war wieder österreichisch geworden, sondern auch die vertriebenen Herzöge von Parma und Modena waren unter dem Schutze der österreichischen Waffen in ihre Länder zurückgekehrt. Nicht minder bedenklich erschien, daß auch Venedig sich wieder von dem Königreich Oberitalien losgesagt und auf Betreiben der Radikalen zur Republik erklärt hatte. Auch in Rom hatten die Radikalen obgesiegt; in Florenz konnten sie es jeden Tag. Die Drohung schien demnach nicht ganz grundlos, daß, wenn er den Dingen ihren Lauf ließe, auch sein Königreich zur Republik werden würde. Sollte er wirklich Italien den Republikanern anheimfallen lassen? Er entschied sich, eine Verständigung mit den Radikalen zu suchen. Das gemäßigt liberale Ministerium in Turin wurde entlassen und durch Männer radikaler Gesinnung ersetzt. Die Häupter der radikalen Partei sammelten sich um ihn; in Uebereinstimmung mit ihnen beschloß er, nochmals

das Kriegsglück zu versuchen. Dazu kam, daß die adeligen Flüchtlinge aus der Lombardei, die in Sardinien Zuflucht gesucht hatten, nur von einem Siege der piemontesischen Waffen ihre Wiederherstellung erwarten durften und daher eifrigst für die Wiederaufnahme des Kampfes eintraten. Freilich die Stimmung des sardinischen Volkes und Heeres war für die Bewahrung des Friedens; aber der König nahm das kriegslustige Geschrei aufgehetzter Volkshaufen als Volkesstimme. In einer „Ansprache an die Völker Europa's“ that daher Karl Albert seine Entschließung kund und kündigte am 12. März 1849 den Waffenstillstand vom 9. August 1848.

Verbündete für den neu anhebenden Kampf hatte Sardinien nicht. Rom zwar und Toscana versprachen Hülfscorps zu senden; aber sie hielten ihre Zusage nicht. Nur Frankreich stellte in den Alpen ein Beobachtungscorps für alle Fälle auf. Auch den Oberbefehl übernahm der König nicht wieder in Person, sondern er übertrug ihn, den Wünschen der Radikalen nachgebend, dem polnischen Revolutionsgeneral Chrzanowski und neben diesem dem General Ramorino, dem natürlichen Sohne des Marschalls Lannes, einem zweideutigen Abenteurer, welcher wie Chrzanowski an den Kämpfen der polnischen Revolution von 1830 Theil genommen hatte.

Die lombardischen Flüchtlinge hatten dem König versichert, daß bei seinem Einrücken sofort ein Aufstand der Lombarden gegen die österreichische Herrschaft ausbrechen würde. Chrzanowski war also der Meinung, daß Radetzky, um diesen Aufstand zu dämpfen, seine Kräfte würde vertheilen müssen, und rückte daher in langgezogener Linie vor, so daß die Flügel vom Langensee bis nach Parma reichten. Allein Radetzky hatte seine Armee — 60,000 Mann mit 120 Geschützen — keineswegs zersplittert; vielmehr rückte er mit seiner gesammten Macht den Sardiniern entgegen. Am 20. März ging er bei Pavia über den Tessin, während sein Gegner weiter nordwärts bei Magenta den Fluß überschritt.

Bei Mortara fand der erste Zusammenstoß statt; eine ganze Brigade Piemontesen wurde trotz tapferer Gegenwehr von den Oesterreichern gefangen genommen. Dazu kam, daß Ramorino gegen den Befehl des Oberfeldherrn mit seinem Corps den Po überschritt und bei Gambolo geschlagen wurde. Dieser doppelte Mißerfolg schwächte die sardinische Armee so sehr, daß sie auf Novara zurückgehen mußte. Hier griff sie, bevor Chrzanowski seine getrennten Corps noch vereinigen konnte, Radetzky am 23. März 1849 an und schlug die ebenso tapfer widerstreitenden wie schlecht angeführten sardinischen Brigaden aufs Haupt. — Der Krieg war zu Ende. In der Nacht versammelte der König seine Söhne und Generale um sich. „Einen günstigeren Frieden als mir werden die Oesterreicher dir gewähren“, sagte er zu seinem ältesten Sohne Victor Emanuel und legte zu dessen Gunsten die Krone nieder. Noch in derselben Nacht verließ er, nur von zwei Dienern begleitet, das Feldlager, um sich nach Portugal zu begeben. Dort ist er in Oporto schon nach wenigen Monaten am 28. Juli 1849 gestorben; ein Mann, dessen Andenken trotz seines Mißerfolges in hohen Ehren zu bewahren Italien alle Ursache hat.

Ramorino, der ungehorsame, flüchtete sich; in Arona am Langensee ergriffen, wurde er von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt und erschossen.

Der neue König Victor Emanuel hatte schon am Morgen des 24. März in einem Bauernhause bei Novara mit Radetzky eine Zusammenkunft. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen, dem am 6. August der Abschluß des Friedens folgte. Frankreich und England vermittelten ihn und duldeten nicht, daß Sardinien eine andere Bedingung als die Zahlung der Kriegskosten (75 Millionen Francs) auferlegt würde. Es wurde damit die Auseinandersetzung zwischen Oesterreich und Sardinien, d. h. Italien, nur für eine spätere Zeit vertagt. Victor Emanuel wußte die Zwischenzeit wohl zu nützen.

Brescia, Genua, Toscana. Im Rücken des österreichischen Heeres in Brescia hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Nachricht von Radetzky's raschem Siege erlogen wäre. Die Folge war, daß sich die Einwohner auf die Besatzung in ihrer Stadt warfen und sie in die Citadelle zurücktrieben. Sofort eilte der Feldmarschallleutnant Haynau herbei. Er hatte am Tage von Custozza das Corps des Herzogs von Genua bei Sommacampagna geschlagen,

dann am 10. August 1848 die Festung Peschiera durch Vertrag gewonnen; durch die strenge Bestrafung der Rebellen wollte er jetzt seinen Ruhm mehren. Von außen und von der Citadelle her wurde Brescia bombardirt; mit verzweifelter Tapferkeit vertheidigten sich die Bürger zwei Tage lang; selbst Frauen führten die Waffen; jede Barrikade, jedes Haus fast mußte einzeln erstürmt werden, ehe die Gegenwehr aufhörte. So schonungslos war die Bestrafung der unglücklichen Stadt, daß Haynau den Namen „die Hyäne von Brescia" davontrug, und nach Jahren noch, als Haynau die Porterbrauerei von Perkins in London besuchte, die Brauerknechte sich für berufen hielten, zur Revanche für Brescia den Grausamen nachdrücklich durchzuprügeln. Auch **Bergamo** mußte seinen übereilten Erhebungsversuch empfindlich büßen.

Umgekehrt dagegen trieb die Verkündigung der Wahrheit die Radikalen in **Genua** an, die Republik am 2. April auszurufen. Allein wenn auch besiegt, war doch die Macht Sardiniens nicht vernichtet. Am dritten Tage schon erschien der General **Lamarmora** in der aufgeregten Stadt und machte kurzerhand dem republikanischen Unfug ein Ende.

Auch für **Toscana** war im Grunde bei Novara die Entscheidung gefallen. An eine Einverleibung des Großherzogthums in Sardinien war jetzt nicht mehr zu denken. Die Liberalen vereinigten sich daher mit den Konservativen, welche jetzt im Vertrauen auf Oesterreich hervorzutreten wagten. Durch die Bürgerwehr wurden die Freischärler von Livorno, die Hauptstütze der Radikalen in Florenz, aus der Stadt vertrieben, die Freiheitsbäume umgehauen, Guerazzi verhaftet und die provisorische Regierung gesprengt. Eine gemäßigt liberale Regierungskommission unter Gino Capponi und den Brüdern Ricasoli nahm die Leitung des Staats in die Hand und lud den in Gaeta weilenden Großherzog zur Rückkehr in sein Land ein, während ein österreichisches Corps unter d'Aspre Livorno besetzte und die Herrschaft der Mazzinisten in dieser Hauptburg des Radikalismus brach. Leopold folgte dem Rufe: am 27. Juli 1849 zog er wieder in seine Hauptstadt ein und stellte die alte Ordnung wieder her. Guerazzi wurde, nachdem er einige Jahre in Haft gehalten war, des Landes verwiesen.

Die Wiederunterwerfung Siziliens. Unterdeß hatte sich auch das Schicksal Siziliens erfüllt. Die glänzenden Erfolge, welche Radetzky im Sommer 1848 über die „Nationalarmee" errang, hatten in Ferdinand von Neapel den Entschluß zur Reife gebracht, die Insel Sizilien, von welcher nichts mehr als die Citadelle von Messina in seiner Hand geblieben war, seiner Herrschaft von Neuem zu unterwerfen. Er sandte daher 20,000 Mann unter General **Filangieri**, einem alten Soldaten aus König Joachim Murat's Schule, auf der Flotte hinüber nach Messina. Am 6. und 7. September 1848 wurde ein fürchterliches Bombardement zugleich von der Citadelle und der Flotte aus gegen die Stadt eröffnet. Bald lag ein großer Theil der Häuser in Trümmern; die Einwohner räumten mit ihrer beweglichen Habe die Stadt und flüchteten sich vor „König Bombe" theils in das Innere der Insel, theils auf die französischen und englischen Kriegsschiffe, welche vor Messina vor Anker lagen. Die Gesandten der Westmächte schritten ein, der Verwüstung Einhalt zu thun: ein Waffenstillstand wurde geschlossen, um durch Verhandlungen zu einem Ausgleich zu gelangen.

Wol erwies sich Ferdinand sehr entgegenkommend in weitgehenden Versprechungen, aber die provisorische Regierung, durch den Staatsstreich in Neapel mit Recht mißtrauisch gemacht, beharrte ohne Wanken auf den alten Forderungen Siziliens, zumal auch auf derjenigen eines eigenen Heeres. Dem Könige aber erschien gerade diese, welche die Gewähr der Widerstandsfähigkeit der Insel für die Zukunft in sich schloß, völlig unannehmbar. So verging der Winter ohne Ergebniß. Da brach Sardinien zum zweiten Male gegen Oesterreich los: im Vertrauen darauf kündigte auch Sizilien rasch entschlossen den Waffenstillstand, und der Kampf begann von Neuem.

Freischärler waren in Menge der um ihre Unabhängigkeit streitenden Insel zu Hülfe gezogen; sie wurden zu einer Fremdenlegion vereinigt, über welche auf Empfehlung der Radikalen in Paris **Mieroslawski** den Oberbefehl erhielt. Am Aetna lagerten die Heere einander gegenüber. Filangieri führte am 6. April 1849 die Neapolitaner zum Sturm auf die Verschanzungen der Sizilianer bei **Catania** vor; aber mit solchem Nachdruck schlugen diese den

Angriff zurück, daß die Neapolitaner in arger Verwirrung in ihr Lager zurückkehrten. Sorglos überließen die Sizilianer sich der Siegesfreude; Filangieri jedoch versuchte nach Einbruch der Dunkelheit nochmals den Angriff: der Feind wurde völlig überrascht; die Fremdenlegion gab das Signal zur Flucht, und nach dreistündigem Kampfe war Catania in den Händen der Neapolitaner. Damit war der Widerstand der Insel gebrochen: über Syrakus rückte Filangieri vor Palermo, seinen Weg durch rauchende Dörfer und Niedermetzelung der Bewohner bezeichnend. Die Bürgerschaft der Hauptstadt, am Erfolge einer Gegenwehr verzweifelnd, war bereit zu kapituliren; nur die unteren Volksklassen waren kriegerisch gesinnt: es bedurfte indeß nur weniger Kanonenschüsse, um die Stadt zur Ergebung zu bringen. Damit war die Insel unter den harten Militärdespotismus des bourbonischen Regiments zurückgebracht, und Filangieri, zum Statthalter ernannt, war nicht der Mann, durch rücksichtsvolle Milde die Gemüther mit der Wendung der Dinge auszusöhnen. Mühsam verhehlten fortan die Sizilianer den Bourbonenhaß, der ihre Brust erfüllte.

Die Besetzung Roms durch die Franzosen. König Ferdinand aber ergriff mit Befriedigung die Gelegenheit, auch über die Grenzen seines Staates hinaus seine Kräfte in den Dienst der Reaktion zu stellen.

Wiederholt waren Versuche gemacht worden, von Sardinien wie von den Liberalen Roms, dem Papste durch Verhandlungen den Rückweg nach Rom zu bahnen. Aber Pius wies jede Verständigung zurück: nur auf gewaltsame Intervention, zumal seit in Rom die Republik proklamirt war, setzte er seine Hoffnung. Auf seinen Anruf traten die Vertreter der katholischen Mächte Oesterreich, Frankreich, Spanien und Neapel in Gaeta am 30. März 1849 zu einer Konferenz zusammen, um über die Art und Weise einer solchen Intervention sich im voraus zu verständigen. Infolge dessen besetzte Oesterreich Bologna und Ancona, ein spanisches Corps von 5000 Mann landete in Terracina und 16,000 Neapolitaner unter General Winspeare setzten sich in Marsch auf Rom.

Diesen Maßregeln der katholischen Mächte glaubte der Präsident der französischen Republik, Prinz Louis Bonaparte, sich weder anschließen, noch von ihnen ausschließen zu dürfen. Denn zur Befestigung seiner Stellung bedurfte er der Unterstützung der klerikalen Partei, die er durch kein Mittel sicherer meinte gewinnen zu können, als wenn er den Papst nach Rom zurückführte und ihm den Kirchenstaat zurückgab, und damit ihr den größten Dienst leistete, der ihr erwiesen werden konnte. Indeß wenn er dies im Verein mit jenen nicht blos katholischen, sondern auch reaktionären Mächten that, mußte er mit Recht besorgen, die heftigste Gegnerschaft aller Liberalen in Frankreich gegen sich aufzurufen. Es blieb demnach nur ein Weg: den übrigen Mächten durch die Besetzung Roms zuvorzukommen.

Die römischen Radikalen sahen das Gewitter wol, welches sich über ihrem Haupte zusammenzog. Die Rüstungen, welche für den nationalen Kampf begonnen waren, wurden mit Eifer für die Behauptung der Republik fortgesetzt. Auch Garibaldi, der nach den Siegen Radetzky's in der Schweiz Zuflucht gesucht hatte, wurde herbeigerufen. Da landeten auch schon am 24. April die Franzosen, 15,000 Mann stark, unter General Oudinot, dem Sohne des Marschalls, in Civitavecchia. Rom protestirte gegen dies Einschreiten und verschloß ihm die Thore. Er versuchte den Eintritt zu erzwingen: an der Porta San Pancrazio kam es am 30. zum Kampfe, der damit endigte, daß die Franzosen vor den Freischaren des Triumvirats sich zurückziehen mußten. Oudinot freilich hatte die Hälfte seines Corps zu dem Handstreiche für ausreichend gehalten; jetzt beschloß er doch vor Allem weitere Verstärkungen aus Frankreich abzuwarten. Inzwischen aber schloß er mit den Römern einen Waffenstillstand, wie es schien, lediglich zu dem Zwecke, ihnen freie Hand gegen ihre andern Gegner zu lassen.

Zwar die Spanier suchten dem Kampfe auszuweichen und wurden leicht auf ihre Schiffe zurückgetrieben. Aber Winspeare war schon bis Albano gelangt, der Mannschaft, welche Rom in der Eile aufzubieten vermochte, um ein Drittel überlegen. Bei Velletri kam es am 19. Mai zum Kampfe: er endete mit der eiligen Flucht der Neapolitaner über die nahe Landesgrenze.

Unterdeß aber war Oudinot's Corps bis auf 30,000 Mann verstärkt worden. Mit den Verstärkungen war zugleich Ferdinand von Lesseps, der spätere Erbauer des Suezkanals, vor Rom eingetroffen, um durch diplomatische Verhandlungen das Vorgehen Oudinot's weniger zu unterstützen, als zu maskiren. Wirklich brachte Lesseps am 31. Mai einen Vertrag mit den Triumvirn zu Stande, wonach die Franzosen zwar die Umgebung Roms, aber nicht die Stadt selber besetzt halten sollten. Oudinot jedoch erklärte diesen Vertrag mit der durch den Mißerfolg an der Porta San Pancrazio geschädigten französischen Waffenehre für unverträglich und nahm sofort die kriegerischen Operationen wieder auf. In der Nacht des 2. Juni überfiel er die Villen Panfili und Corsini, die ihm vortreffliche Stützpunkte zum Vorgehen gegen den Esquilin boten. Gleichwol vertheidigten sich die Römer mit größter Standhaftigkeit noch Wochen lang gegen die Uebermacht der Franzosen. Erst als die Villa des Kardinals Crissaldi, Vascello, in Trümmer geschossen und Garibaldi aus der Ruine vertrieben worden war, und dann auch die Bastei San Pancrazio am 29. Juni gefallen war, sank den Römern der Muth.



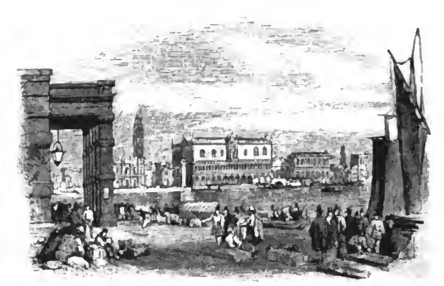
Rückkehr des Papstes nach Rom am 12. April 1850.

Mazzini und seine Anhänger flüchteten sich aus der Stadt, in welche am Abend des 3. Juli die Franzosen siegreich eindrangen. Garibaldi sammelte die Letzten der Vertheidiger um sich; mit 3000 Mann zog er in guter Ordnung von dannen. Durch die Oesterreicher sich einen Weg bahnend, erreichte er das Gebiet der kleinen Republik San Marino; hier löste er das Corps auf und schiffte sich in Genua ein, um nach Amerika zurückzukehren.

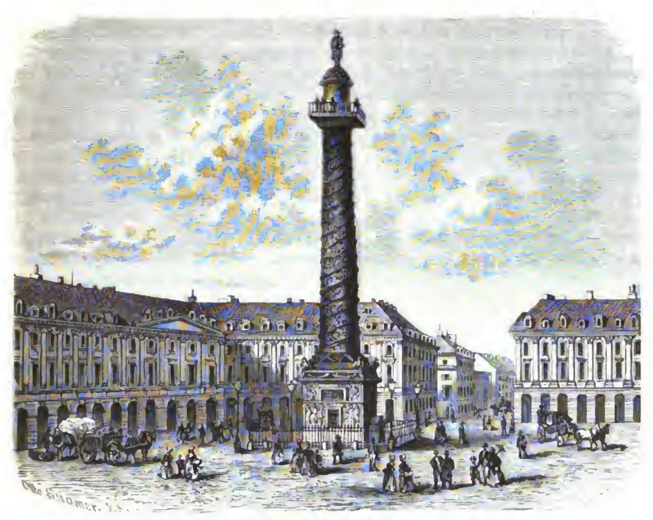
Oudinot sandte durch den Oberst Niel die Schlüssel Roms nach Gaeta an den Papst. Pius ertheilte ihm dafür seinen apostolischen Segen und ernannte aus drei Kardinälen eine Regierungskommission, welcher Oudinot am 31. Juli die politische Gewalt über Rom übergab. So wurde die päpstliche Herrschaft in dem Kirchenstaate wieder aufgerichtet: am 12. April 1850 hielt auch Pius wieder seinen Einzug in die ewige Stadt. Rom hatten ihm die Franzosen, die Mark Ancona und die Legationen die Oesterreicher wiedergewonnen; auf die gebrechliche Basis der Fremdherrschaft war damit die weltliche Macht des Papstthums gestellt: sie war demnach dem Untergange verfallen, sobald Italien zu nationaler Gestaltung gelangte!

Der Fall Venedigs. Freilich schien dies Ziel aller nationalen Wünsche damals noch in weiteste Ferne gerückt. Denn allenthalben waren die alten Zustände wiederhergestellt: nur die alte Lagunenstadt behauptete noch mit Erfolg die jüngst gewonnene Freiheit. Denn wenn auch ein ansehnliches österreichisches Corps unter Haynau's Befehle sich vor die Stadt gelegt, so hatte Venedig doch einen starken Bundesgenossen. Vier Wochen lang regnete es mit Macht: das Wasser in den Kanälen der Stadt staute sich auf und verwandelte den aufgeschwemmten Boden und die Lagunen in einen großen Morast; Sumpffieber verheerten das österreichische Lager. Eine Einschließung der Stadt war nicht möglich, da es Haynau an Schiffen fehlte; er mußte sich daher zu einer regelmäßigen Belagerung entschließen. Laufgräben wurden eröffnet, Belagerungsgeschütz herbeigeschafft. Das Fort Malghera, der Brückenkopf Venedigs, wurde in Trümmer geschossen, so daß die Vertheidiger es am 27. Mai 1849 räumen mußten. Nun rückten die Belagerer näher heran; ihre Bomben fielen in die Stadt. Mehr und mehr neigte sich das Uebergewicht auf die Seite der Angreifenden. Die Vertheidiger litten an Lebensmitteln Noth; die Cholera brach aus. Dennoch dachten sie nicht an Ergebung; auf Zuzug aus Ungarn stand ihre Hoffnung. Aber Ungarn fiel. Da erst sank ihnen der Muth. Parteiungen zerrissen die Bürgerschaft. Manin gab dem allgemeinen Drängen nach und schloß am 24. August eine Uebereinkunft mit Radetzky (Haynau war als Oberfeldherr gegen Ungarn abgerufen worden), nach welcher die vierzig hervorragendsten Führer der Erhebung in die Verbannung gingen, sonst aber Straflosigkeit zugesichert wurde. Am 30. August hielt der Feldmarschall seinen Einzug in die für Oesterreich wiedergewonnene Stadt des heiligen Markus. —

Das war das Ende der nationalen Erhebung Italiens: sie war völlig mißglückt. Aber die Italiener hatten den Beweis geliefert, daß sie mit Muth und Standhaftigkeit die Waffen zu führen verstanden: waren sie doch erlegen, so war es geschehen durch das militärische Uebergewicht der Fremden, aber kaum weniger auch durch den eigenen Mangel an Einigkeit. Daran knüpfte sich ihre Hoffnung für die Zukunft. Es ist das patriotische Verdienst Daniel Manin's, der nach dem Falle seiner Heimatsstadt als Sprachlehrer in Paris lebte, darauf immer wieder hingewiesen und durch die Stiftung des italienischen Nationalvereins eine Aussöhnung zwischen den Liberalen und den Radikalen angebahnt zu haben. Es war ein unschätzbarer Gewinn für die Sache Italiens, daß bei der großen Mehrheit des Volkes nach und nach die Ueberzeugung durchdrang einmal von der Unfruchtbarkeit der revolutionär-republikanischen Agitationen Mazzini's, zum andern von der Nothwendigkeit eines engen Anschlusses an die patriotische Politik Sardiniens und seines Königshauses. Der Erfolg sollte nicht ausbleiben. War doch überdies auch Frankreich durch seine Besetzung Roms in unmittelbare Beziehung zu dem, was Italien bewegte, gebracht. —



Der Canale grande mit dem Dogenpalast zu Venedig.



Vendome-Säule in Paris.

Der Staatsstreich und das zweite Kaiserreich in Frankreich.

„Für wen sollen wir stimmen?" fragte am Vorabend der Präsidentenwahl Herr von Saint-Brieuc den Marschall Bugeaud. „Für den General Cavaignac oder für den Prinzen Louis?" „Der General Cavaignac", antwortete Bugeaud, „das heißt die Republik; Louis Bonaparte, das heißt das Unbekannte: ich stimme für das Unbekannte!" Und wie Bugeaud dachten Unzählige in Frankreich; schon im Dezember 1848 hatte die Republik bei der großen Mehrheit der Franzosen das Vertrauen verloren. Das Unbekannte? Es mochte sein, was es wollte; jedenfalls war es etwas Antirepublikanisches.

Die „napoleonische Idee". Aber es war ein Bonaparte, an welchen sich diese Erwartung des „Unbekannten" knüpfte. Dadurch mußte sie einen im Allgemeinen bestimmten Inhalt bekommen. Frankreich wollte die Verwirklichung der „napoleonischen Idee": darum gab es dem persönlich fast ganz unbekannten Prinzen Louis am 1. Dezember 1848 seine Stimme.

Die napoleonische Idee, kann man sagen, setzte sich aus zwei Elementen zusammen: dem Bonapartismus und dem Imperialismus. Jener bedeutete die zu Gunsten des Volkes ausgeübte Diktatur; dieser die Gesammtheit der durch den Kaiser Napoleon gegründeten bürgerlichen und politischen Institutionen. Der Bonapartismus hatte nirgend anders existirt, als in der Einbildung Unwissender. Napoleon hatte nichts für das Volk gethan. Alle Industriegesetze des Kaiserreichs kamen dem Arbeitgeber, nicht dem Arbeiter zugute; war die Revolution gegen einen verderbten Adel, gegen eine intolerante Geistlichkeit, gegen die Censur, gegen Frohndienst, Unwissenheit und Elend gerichtet gewesen, so führte Napoleon alle diese Uebel zurück. Das Volk glaubte, daß er die Einrichtungen der alten Zeit vernichtet habe, während er nur die Namen geändert hatte. Von der Revolution wußte das Volk mit Genauigkeit nichts, als was es in der Schule und im Feldlager, dieser eigentlichen Schule des Kaiserreichs, davon lernte: so kam es dazu, in Napoleon den Erlöser Frankreichs und des Volkes zu sehen.

Der Imperialismus war in den höheren Schichten des Bürgerthums nie völlig erloschen. Die reicheren Klassen warfen im Allgemeinen der kaiserlichen Regierung nichts vor als ihre langen Kriege; für sie bot diese Regierung eine Garantie für den ungestörten Besitz der nationalen Güter. Selbst bei der großen Masse des Volkes erwachte mit der Zeit die Popularität des Kaisers wieder: man machte einen Akt des Patriotismus daraus, seinen Ruhm und sein Genie zu preisen. Aus Ruhmsucht erweckte die liberale Presse der Restauration und die demokratische der Julíregierung die Idee des Imperialismus; aus Haß gegen die Republik wollten die verschiedenen Parteien ihn wieder einsetzen. So schlossen sowol die Legitimisten wie die Orleanisten der napoleonischen Idee sich an, wenn sie auch in derselben nur ein Mittel zur Erreichung ihrer Sonderzwecke sehen wollten.

Dies Alles, indem so ziemlich ein Jeder der napoleonischen Idee neben ihrem allgemeinen noch nach seinen besonderen Wünschen einen besonderen Inhalt gab, führte zu der ungeheuren Stimmenmehrheit, welche am 10. Dezember 1848 den Prinzen Louis Bonaparte auf den Präsidentensitz der französischen Republik erhob.



Schloß Arenenberg.

Die Familie der Bonaparte's. Es kam ihm dabei, so auffällig es auch klingen mag, sehr wesentlich zu statten, daß kaum Jemand ihn kannte oder von der Familie Bonaparte Genaueres wußte: denn um so freier konnte ein Jeder sich von ihm versprechen, was er wünschte.

Ein Menschenalter erst war seit dem Sturze des Kaisers vergangen; aber die Zeit hatte hingereicht, um seine zahlreiche Familie aus der öffentlichen Aufmerksamkeit völlig verschwinden zu lassen. Des Kaisers Mutter, Madame Lätitia, hatte in Rom in der Gesellschaft ihres Bruders, des Kardinals Fesch, ihren Lebensabend verbracht. Kaum Jemand bekam die kleine magere Dame mit den schwarzen feurigen Augen, die sich in ein schwarzes Wollenkleid mit einem Turban nach der Mode des Kaiserreichs zu kleiden pflegte, zu sehen: so zurückgezogen lebte sie. Ihre Wohnung verließ sie nie anders als in einem geschlossenen Wagen. Die großen Ersparnisse, die sie als „Madame Mère" gemacht hatte, sollten ihren Kindern sehr zu statten kommen.

Ihr ältester Sohn Joseph, früher König von Spanien, lebte als Graf von Survilliers, sein Landgut bebauend, in Amerika. Lucian wohnte in Tusculum in der Nähe von Rom, mit Ausgrabungen und archäologischen Studien beschäftigt, bis er durch falsche Spekulationen so ziemlich sein ganzes Vermögen verlor. Ludwig, der frühere König von Holland, hatte sich nach Florenz zurückgezogen, wo er, allen Verkehr meidend, seine Zeit den schönen Wissenschaften und der Poesie widmete. Hieronymus endlich, der frühere König von Westfalen, lebte zuerst auf Schloß Göppingen, das ihm sein Schwiegervater, der König von Württemberg, zur Verfügung gestellt hatte, dann in Rom; im Dezember 1847 erhielt er von Louis Philipp die Erlaubniß, drei Monate des Jahres in Frankreich zu wohnen. Von den Schwestern

des Kaisers lebte **Karoline**, Gräfin von Lipona, Joachim Murat's Wittwe, in Italien; 1838 hielt sie sich auch eine Zeit lang in Paris auf. **Elisa**, Gräfin von Campignano, die frühere Fürstin Bacciochi, hatte sich ganz in einen kleinen Kreis gelehrter Männer in Italien zurückgezogen. **Pauline**, die Fürstin Borghese, hatte sich mit ihrem Gemahl soweit wieder ausgesöhnt, daß sie einen Flügel des Palastes Borghese in Rom bewohnte, während der Fürst den andern innehatte.

Alle diese Geschwister des Kaisers waren im Jahre 1848 todt mit alleiniger Ausnahme von Hieronymus. Ihr ganzes Verhalten hatte gezeigt, daß sie an eine Wiederherstellung des bonapartischen Thrones nicht im Geringsten glaubten. Nur daß Hieronymus mitunter, wol mehr als Wunsch, denn als Hoffnung es aussprach, nicht im Exil zu sterben.

Inzwischen aber war die jüngere Generation herangewachsen: hatte nun nicht unter dieser die napoleonische Idee einen Träger? Eugen Beauharnais hatte allen napoleonischen Hoffnungen offenkundig entsagt, indem er den Titel eines Prinzen von Leuchtenberg annahm. Die Söhne Lucian's, die Prinzen von Canino, hatten die gleiche indirekte Erklärung abgegeben, indem sie sich als Römer naturalisiren ließen. Die beiden Söhne von Hieronymus dienten als Offiziere in der württembergischen Armee, ohne durch irgend etwas sich bemerklich zu machen. Endlich Karolinen's Sohn Lucian Murat, mit einer Amerikanerin Miß Fraser verheirathet, lebte nach dem Verluste seines Vermögens in Amerika von dem Ertrage einer Schule für junge Mädchen, welche seine Frau hielt. So war auch unter diesen Epigonen der Bonapartes keiner, der irgendwie den Anspruch erhob, Prätendent des napoleonischen Thrones sein zu wollen.



Hortensia, Herzogin von St. Leu.

Die Herzogin von St. Leu und ihr Sohn Louis. Eine Frau vielmehr war es, welche in der zahlreichen bonapartischen Familie allein dem Kultus der napoleonischen Idee sich weihte. **Hortensia** Beauharnais hatte 1814 mit der Restauration sich ausgesöhnt und war dafür von Ludwig XVIII. mit dem Herzogthum St. Leu bei Paris ausgestattet worden. Nach den hundert Tagen indessen, in welchen sie mit Entschiedenheit auf die Seite Napoleon's getreten war, war sie aus Frankreich verwiesen worden. Ihre Ehe mit Louis Bonaparte, für beide Theile gleich unerquicklich, hatte sich längst in Wahrheit gelöst. Die schöne und warmherzige Frau nahm ihren Aufenthalt in dem Schlosse Arenenberg am Bodensee, später gewöhnlich in Rom. Aber wo die lebhafte, von romantischen Ideen erfüllte Frau auch weilte, stets sammelte sich ein Kreis geistig angeregter Männer um sie, von ihrer Anmuth gefesselt, welche ihr glückliches Erbtheil von ihrer Mutter Josephine her war. Ihr Salon war der wahre Mittelpunkt des Bonapartismus; hier suchte sie ihre Gäste mit der unerschütterlichen Ueberzeugung von der Zukunft der napoleonischen Idee, die sie selbst beseelte, zu erfüllen. Sie glaubte gleich ihrer Mutter an Prophezeiungen, an den Einfluß der Gestirne; sie ließ sich ihr Horoskop stellen und ließ von den alten Weibern des Dorfes sich die Karte legen: eine große Zukunft ward ihren Söhnen in Aussicht gestellt.

Von den Söhnen Hortensia's war der älteste, der Großherzog von Berg, als Kind gestorben. Der zweite erlag während der italischen Insurrektion einer Brustfellentzündung.

Der jüngste war der Prinz Karl Louis Napoleon. Geboren 1808 am 20. April, hatte er mehr als seine Brüder den unmittelbaren Einfluß der Mutter erfahren. Denn bei ihm fielen jene Jugendjahre, in welchen die geistige Eigenart sich auszubilden beginnt, in die Zeit der Verbannung. Mit tiefster Neigung gab er daher der Mutter sich hin. Sie senkte in die zarte Knabenseele ihre Ideen, ihre Hoffnungen. Mit unwandelbarer Sicherheit glaubte Prinz Louis sich von dem Schicksal für den Thron seines Oheims bestimmt; mehr als einmal meinte der Knabe aus der Tiefe des Waldes bei Areuenberg Stimmen zu vernehmen, die ihm zuriefen: „Du wirst herrschen!"

Einige Jahre besuchte Prinz Louis das Gymnasium zu Augsburg, wo das Studium der alten Klassiker und gymnastische Uebungen die Grundlage seiner Erziehung bildeten. Später trat er als Freiwilliger in die Artillerieschule von Thun im Kanton Bern und nahm an den alljährlichen Manövern der Artillerie und des Ingenieurcorps, die im Lager bei Thun gehalten wurden, mit Eifer Theil, bis er allmählich zum Artilleriehauptmann des Regiments Bern aufstieg. Unterbrochen wurden diese militärischen Beschäftigungen durch die Betheiligung an der italischen Insurrektion, aus welcher die Mutter nur mit Mühe nach Frankreich ihn rettete (S. 72).

Klein und untersetzt von Gestalt mit scharf geschnittenem Profil, glich Prinz Louis in der äußeren Erscheinung bis auf das blonde Haar seinem korsischen Vater. Aber von der Mutter besaß er jene Zauberkraft, welche die Menschen, mit denen er in Berührung kam, unwiderstehlich anzog und seinen Ansichten fügsam machte. Schweigsamen, wie es schien, träumerischen Wesens, lebte er in einer Welt eigener Ideen, aber er verstand es, die ganze Kraft seines Urtheils und seines Willens auf ein Ziel, das er sich gesetzt hatte, zu konzentriren und, die Hindernisse lieber umgehend als übersteigend, auch einen weitaussehenden Plan mit Erfolg durchzuführen. Personen und Zustände beurtheilte er, soweit er selbst beobachten konnte, mit großer Schärfe; wo er Mißgriffe machte, war er durch unzuverlässige Berichte Anderer irre geleitet: zwar kein Genie, aber jedenfalls ein ungewöhnlicher Mann. Auf Frankreich war sein ganzes Absehen gerichtet, und doch war Prinz Louis ebenso wenig wie sein von ihm über Alles verehrter Oheim ein Franzose; eher machte er mit seinem in sich gekehrten, bedächtigen Wesen den Eindruck eines Germanen.

Der Straßburger Aufstand. Im Mai 1832 veröffentlichte Prinz Louis seine „Politischen Träumereien", gewissermaßen ein Programm seiner Lebenshoffnungen; es kommt darauf hinaus, daß für Frankreich die Erneuerung des Kaiserthrones und die Wiederherstellung der Kaisergarde nothwendig sei. Das lenkte die Aufmerksamkeit bonapartistisch gesinnter Kreise auf ihn, um so mehr, als durch den gleich danach erfolgenden Tod des Herzogs von Reichsstadt, Napoleon's Sohnes, Prinz Louis die nächste Anwartschaft auf die Erbschaft seines Oheims gewonnen zu haben schien.

In Paris lebte ein Steuerbeamter, Namens Fialin. Früher Quartiermeister in der Armee, hatte er bemerkt, daß in den Kasernen und Wirthshäusern kein Bild häufiger anzutreffen war, als das des Kaisers, während bei der Menge des Volkes das Königthum der Bourbons als das Reich der Priester und Junker, das Julikönigthum als die Herrschaft der Journalisten und Advokaten gleich unbeliebt waren. Er gründete daraufhin eine bonapartistische Zeitschrift, „der französische Occident", deren Ankündigung mit den Worten schloß: „Die Zeit ist gekommen, die alte Fahne des Kaiserreichs zu entfalten: der Kaiser, der Kaiser über Alles!" Freilich erlebte der französische Occident nur eine einzige Nummer; aber Fialin ließ sich in Arenenberg vorstellen und wurde dort von der Herzogin mit Auszeichnung empfangen. Bald war er die rechte Hand des Prinzen Louis. Der Prinz hatte damals eben sein „Handbuch der Artillerie" vollendet. Fialin übernahm es, verschiedenen einflußreichen Persönlichkeiten der Armee und der Presse es im Namen des Prinzen zu überreichen und dabei sich über die politischen Ansichten und Wünsche der Empfänger zu unterrichten. Die napoleonische Idee hatte einen thätigen Agenten gewonnen, der sich jetzt nach einer früheren Besitzung der Familie seiner Mutter den Namen Vicomte von Persigny beilegte.

Es galt zunächst, die öffentliche Aufmerksamkeit auf den kaiserlichen Prätendenten zu lenken. Mit großer Leichtigkeit ließen sich in Straßburg fünf Offiziere zu einer bonapartistischen Schilderhebung gewinnen. Proklamationen wurden entworfen, Dekrete und Ernennungen ausgefertigt. Prinz Louis kam nach Straßburg und wurde am 30. Oktober 1836 von den Verschworenen zum Kaiser ausgerufen. Es fehlte nicht an zustimmenden Zurufen der Bevölkerung; selbst die Soldaten schwankten. Aber ungenügend vorbereitet, wurde die Bewegung rasch unterdrückt. Die Verschworenen entwischten; jedoch der Prinz, Flucht verschmähend, ließ sich ruhig verhaften. Er wurde nach Paris gebracht. Allein die Beweise seiner Schuld fehlten. Miß Archer, eine englische Tänzerin, Wittwe des spanischen Obersten Gordon, war auf ihren Kunstreisen mit dem Prinzen Louis zusammengetroffen und ganz von ihm für die bonapartistische Propaganda gewonnen worden. In ihrem Zimmer in der Straße Nuée-Bleue in Straßburg lagen die Proklamationen und Dekrete des Prinzen zur Veröffentlichung bereit.



Aufstandsversuch des Prinzen Louis Bonaparte in Straßburg. Zeichnung von Ludwig Burger.

Durch Persigny indeß von dem Mißerfolge der Erhebung rechtzeitig unterrichtet, verrammelte sie ihre Stubenthür und verbrannte, während draußen die Polizei lärmend Einlaß verlangte, in ihrem Kamine alle den Prätendenten belastenden Schriftstücke.

Die Herzogin Hortensia eilte sofort nach Paris, um bei Louis Philipp um Gnade für den „Leichtsinn" ihres Sohnes zu flehen. Der König, in dem Bestreben, den Bonapartismus dadurch zu zerstören, daß er ihn absorbirte, war zur Verzeihung bereit. Der Prinz wurde nach Lorient auf die Fregatte Andromeda gebracht und auf dieser, nachdem ihn der König mit 16,000 Francs Reisegeld hatte versehen lassen, am 21. November 1836 nach Amerika geschickt. Durch einen Brief dankte der Prinz dem Könige für die bewiesene Großmuth um so aufrichtiger, als seine Freilassung an durchaus keine Bedingung geknüpft war.

Die Schilderhebung in Boulogne. Am 3. April 1837 kam Louis Bonaparte in New York an. Er fand dort einen Brief seiner Mutter vor, welche ihm mittheilte, daß sie sich einer schweren Operation unterwerfen müsse. Sofort schiffte er sich wieder ein und gelangte

rechtzeitig nach Europa zurück, um seine Mutter noch am Leben zu finden. Aber die Operation war mißlungen: wenige Tage darauf starb sie, ohne von ihren Hoffnungen zu lassen.

Indeß die französische Regierung fühlte sich durch die Anwesenheit des Prätendenten in der Schweiz beunruhigt. Unterstützt von Oesterreich und Preußen, verlangte sie daher von der Schweiz, obgleich Louis Bonaparte das Schweizer Bürgerrecht besaß, dessen Ausweisung.

Die Schweiz weigerte sich, dem Verlangen Louis Philipp's nachzukommen: ein französisches Armeecorps marschirte gegen die Grenze; auch die Schweiz machte mobil. Da beugte Louis Bonaparte allen Zerwürfnissen vor, indem er die Schweiz freiwillig verließ.

Am 14. Oktober 1838 betrat er den Boden Englands. In seiner Begleitung befand sich Jean Mocquard. Unter Ludwig XVIII. war Mocquard, ein ausgezeichneter Advokat, unter den Elegants der Pariser Boulevards in eleganten Stulpenstiefeln und modisch-grellen Pantalons eine viel bemerkte Erscheinung gewesen. Allein durch falsche Spekulationen zu Grunde gerichtet, hatte er sich nach der Schweiz zurückgezogen, wo er Sekretär der Herzogin von St. Leu und bald ihr Vertrauter wurde. Jetzt betrachtete er es als seine Aufgabe, über die Interessen ihres Sohnes mit Umsicht zu wachen. Er suchte die Presse für ihn zu gewinnen, womöglich ein eigenes Journal zur Vertretung seiner Ansprüche zu kaufen.

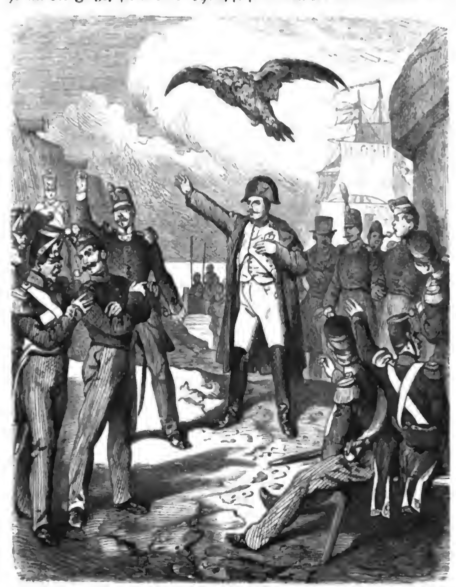
Ueberhaupt kam jetzt ein bemerkenswerthes Leben unter die Bonapartisten. In Paris bildete sich, zumeist aus alten Offizieren des Kaiserreichs, der „Klub der Lederhosen", welcher eine sehr thätige Propaganda für den Bonapartismus betrieb. Neben ihm suchte der „Klub der Cotillons", zu welchem nur Damen gehörten, für die Wiederherstellung des Kaiserreichs zu wirken. Wie eine Unterstützung dieser Bestrebungen mußte es daher fast erscheinen, daß Louis Philipp seinen Sohn absandte, um die Reste Napoleon's von St. Helena nach Paris zu holen.

Unterdessen schien Louis Bonaparte in England ganz in den Beschäftigungen eleganten Sports aufzugehen; aber in Wahrheit war er rastlos bemüht, nach allen Seiten Verbindungen anzuknüpfen. Mit einer großen Zahl hervorragender Militärs wurde ein geheimes Einverständniß angebahnt, dessen Ziel der Sturz des Julikönigthums war. Namentlich war der Kommandant von Lille, General Magnan, unter den Zustimmenden. Denn der Plan des Prätendenten war, an der Nordküste Frankreichs zu landen, im raschen Zuge sich nach Lille zu begeben und, auf diese starke Festung gestützt, den Kampf um die Krone gegen Louis Philipp zu beginnen. Die kriegerische Erregung, welche Frankreich im Sommer 1840 erfüllte, erschien dem Wagnisse günstig; denn die Erinnerungen an den Kaiser waren wach wie nie zuvor. So landete denn Louis Bonaparte, den Hut Napoleon's auf dem Haupte, mit dem Degen, den der Kaiser bei Austerlitz getragen, umgürtet, am 4. August 1840 bei Vimeux unweit Boulogne. Die Verschworenen sammelten sich um ihn: man zog gegen Boulogne, um sich der Stadt und der Kaserne zu bemächtigen. Ein abgerichteter Adler umkreiste das Haupt des Prinzen. Fast war ein Regiment schon gewonnen, als Bürgerwehr und etliche Offiziere sich der Bewegung entgegenwarfen und den Prinzen mit seinen Begleitern in ein Boot drängten. Das Boot schlug um, die Verfolgten suchten sich durch Schwimmen zu retten, die Bürgerwehr gab Feuer: sie mußten sich alle ergeben. Drei Kugeln hatten die Uniform des Prinzen durchbohrt, jedoch ohne ihn zu verletzen.

„Der Gefangene von Ham". Der Pairshof hatte über den Gefangenen das Urtheil zu fällen. Er erfand für den Prinzen eine Strafe, welche im Strafgesetzbuch gar nicht existirte: er verurtheilte ihn zu lebenslänglicher Haft. Am 6. Oktober 1840 wurde er nach der Festung Ham gebracht. Die Zelle, welche früher Fürst Polignac inne gehabt, wurde ihm zugewiesen, die Haft aber mit der größten Milde gehandhabt. Der Prinz erhielt eine eigene Reitbahn innerhalb der Festung bewilligt; er durfte Besuche empfangen, ja sein Leibarzt Conneau und der General Montholon, welcher schon Napoleon nach St. Helena begleitet hatte, erhielten die Erlaubniß, die Haft des Prinzen zu theilen. Körperliche Uebungen wechselten mit geistigen Arbeiten. Mit fast allen Berühmtheiten Frankreichs, mit Thiers, Chauteaubriand, Beranger u. A. führte er eine lebhafte Korrespondenz; für verschiedene Lokalblätter lieferte er Artikel; er schrieb eine Broschüre über „die Ausrottung der Armuth" voll sozialistischer Ideen, sehr geeignet

die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf den „Gefangenen von Ham" zu richten; er trug sich mit dem Plane zu einem großen Werke über das Leben Karls des Großen.

Im Jahre 1846 erkrankte der Vater des Prinzen in Florenz und wandte sich an Louis Philipp, um die Freilassung seines Sohnes zu erlangen. Es war erfolglos. Auch das Gesuch Louis Bonaparte's, ihn mit Rücksicht auf „das hohe Alter und die Kränklichkeit seines Vaters" der Haft zu entlassen, ward abschläglich beschieden. Da beschloß er zu fliehen. Maurer hatten in dem Schlosse von Ham verschiedene Ausbesserungen vorzunehmen. Der Prinz schneidet seinen Schnurbart ab — es war am Morgen des 25. Mai — zieht eine Bluse und eine grobe Hose über seine Kleider, setzt eine langhaarige schwarze Perücke auf, darüber eine Arbeitermütze; er zieht Holzschuhe an die Füße, steckt eine Thonpfeife in den Mund und nimmt ein Brett auf die Schulter. Ruhig lassen ihn alle Schildwachen passiren. Auf der Landstraße erwartet ihn sein Kammerdiener mit einem Kabriolet, das ihn auf den Bahnhof von Valenciennes bringt. Zwei Tage später war er in England. Die Reise nach Florenz wurde aufgegeben: einsam starb dort sein Vater am 27. Juli 1846.



Die Schilderhebung in Boulogne. Zeichnung von Ludwig Burger.

Der Weg zur Präsidentschaft. Der Ausbruch der Februarrevolution erlaubte Louis Bonaparte nach Frankreich zurückzukehren: am 25. Februar traf er in Paris ein. Aber die provisorische Regierung, welche sich gebildet hatte, ersuchte ihn, sofort nach England zurückzukehren. Schon in der folgenden Nacht fuhr er mit einem Extrazuge nach Boulogne zurück. Die provisorische Regierung hatte damit sehr gegen ihren Willen das sicherste Mittel ergriffen, dem Prätendenten Wichtigkeit zu verleihen: sie hinderte ihn, zu einer Zeit, wo noch nichts das Wiedererwachen des Bonapartismus ankündigte, Fehler zu begehen. Aber die Propaganda war äußerst thätig; auch der Klub der Cotillons verdoppelte seine Anstrengungen. Schon nach wenigen Monaten zeigte sich der Erfolg bei den Wahlen zur Nationalversammlung: die Arbeiter befestigten, während sie sich zu den Wahllokalen begaben, die Wahlzettel mit dem Namen Louis Bonaparte's an ihren Mützen, in St. Denis trug die Menge den Mann, welcher die bonapartischen Wahlzettel vertheilte, auf ihren Schultern in das Abstimmungslokal und nöthigte unter dem Rufe: „Es lebe Napoleon!" die Wahlkommission die schon begonnene Wahl noch einmal von vorn zu beginnen. Der Prätendent wurde in Paris und in den Departements der Yonne, der untern Charente und in Korsika zum Abgeordneten gewählt. Aber der Prinz lehnte die Wahl ab. „Die beleidigenden Verdächtigungen", schrieb er, „die meine Wahl hervorgerufen, die Unruhen, denen sie zum Vorwande gedient hat, die Feindseligkeit der ausübenden Gewalt legen mir die Pflicht auf, eine

Ehre zurückzuweisen, von der man glaubt, daß sie durch Intriguen erlangt worden sei." Das war ebenso ehrenwerth wie vorsichtig. Der Prinz blieb dem Parteigetriebe völlig fern, und der Bonapartismus, moralisch gekräftigt, erlangte, noch ehe das Jahr zu Ende ging, bei der Präsidentenwahl eine überwältigende Majorität für seinen Kandidaten (S. 210).

Der Präsident und die Volksvertretung. Nach der Verfassung war die Wahlperiode des Präsidenten am 3. Mai 1852 abgelaufen und eine Wiederwahl nicht zulässig: wer aber den Präsidenten Louis Bonaparte kannte, wußte ganz genau, daß er niemals geneigt sein würde, die Gewalt, welche das französische Volk ihm übertragen hatte, gutwillig wieder aus den Händen zu geben. So cirkulirten denn schon seit dem Dezember 1848 Gerüchte von einem geplanten Staatsstreich in Paris. Am Morgen des 29. Januar 1849 wurde Generalmarsch geschlagen; in den elysäischen Feldern, auf der Place de la Concorde und um das Gebäude der Nationalversammlung sammelten sich bedeutende Truppenmassen: die Nationalversammlung erwartete einen Gewaltstreich. Indeß der Lärm war blind: Odilon Barrot, der Ministerpräsident, erklärte, daß die Maßregeln getroffen seien, um einer Verschwörung der Mobilgarde zu begegnen. Aber die Bevölkerung blieb ganz ruhig zu der offenbaren Bedrohung der Nationalversammlung; denn diese, in ihrer Mehrheit republikanisch gesinnt, hatte nicht mehr die öffentliche Meinung hinter sich. Die Minister, welche der Präsident aus der Rechten der Nationalversammlung ernannt hatte, Odilon Barrat, Leon de Malleville, Falloux u. A., ließen es sich angelegen sein, Ruhe und Sicherheit in die öffentlichen Verhältnisse zu bringen. Mit sichtlichem Erfolge: der Verkehr belebte sich wieder, die Fabriken nahmen ihre Arbeit auf, die Rente stieg bedeutend, viele reiche Familien kehrten nach Paris zurück, der ganze gesellschaftliche Zustand nahm eine regelmäßigere Gestalt an. Das war es, was Paris, der Revolution herzlich überdrüssig, gewollt, von dem Präsidenten erwartet hatte. Zusehends befestigte sich seine Stellung. Dazu kam, daß am 2. April 1849 der Hohe Gerichtshof in Bourges das Urtheil über die Anstifter der Revolte vom 15. Mai 1848 sprach: Blanqui, Albert, Barbès, Raspail wurden zur Deportation verurtheilt; Caussidière und Louis Blanc hatten sich vorher nach England geflüchtet. Eine Reihe der unruhigsten Köpfe war damit unschädlich gemacht.

Am 26. Mai 1849 löste sich die konstituirende Nationalversammlung auf. Schon im März hatte sich der Verein der „Rue de Poitiers" gebildet, um auf die Wahlen der neu zu berufenden „legislativen Versammlung" Einfluß zu gewinnen. Er umfaßte die Freunde der Ordnung; Legitimisten saßen darin neben Orleanisten; auch die Bonapartisten hatten nicht gesäumt, sich darin geltend zu machen: neben Thiers, dem Herzog von Broglie und Duvergier de Hauranne gehörten zu den bedeutendsten Mitgliedern die Bonapartisten Persigny, Lucian Murat, der aus Amerika herbeigekommen war, und der Banquier Achilles Fould. Am 28. Mai trat die Legislative zusammen; nicht zum Wenigsten den Bemühungen der Rue de Poitiers war es zu verdanken, daß sie sehr zahlreiche Royalisten in sich schloß und in ihrer Majorität antirepublikanisch war. Für Louis Bonaparte war sie indessen darum keineswegs: sie sah in dem Präsidenten einen Beamten des Staats, welcher der Autorität der Volksvertretung durchaus untergeben wäre. Aber war nicht er ebenso gut wie die Kammer aus der Wahl des ganzen Volkes hervorgegangen?

Die Heftigkeit des Wahlkampfes hatte bewirkt, daß die extremen Parteien besonders stark in der Legislative vertreten waren: die Linke bestand überwiegend aus Sozialdemokraten. Diese Anhänger der „rothen Republik" nannten sich in Erinnerung an den Konvent den „Berg". Zwar waren sie nur die Minderheit in der Versammlung, aber doch eine so starke, daß es des festen Zusammenhaltens aller übrigen Parteischattirungen bedurfte, um die Majorität zu behaupten. Dem Präsidenten begegnete der Berg womöglich mit noch ausgeprägterem Mißtrauen als die Rechte. Nur das Eine kam ihm zu statten, daß ein tiefer Spalt die Rechte in der Kammer von der Linken trennte. Schon am zweiten Sitzungstage trat die Unversöhnlichkeit der Parteien zu Tage. Ledru-Rollin, der Führer des Berges, bestieg die Tribüne und gab der Besorgniß Ausdruck, die Truppen welche zum Schutze der Versammlung zusammengezogen waren, möchten sich drohend gegen sie wenden. Zornig schlug ihm der Alterspräsident

von Keratry mit der Faust auf die Schulter und schrie ihm zu: „Ihre Agenten sind es, welche die Versammlungen überschwemmen, ja, ja, Ihre Agenten!“

Die römische Expedition und der Aufstand vom 13. Juni. Wo konnte Louis Bonaparte eine Stütze der Kammer gegenüber finden?

Im Jahre 1848 hatte sich die klerikale Partei in Frankreich gebildet. Sie bestand aus zwei Kategorien von Anhängern: den Gläubigen und der politischen Geistlichkeit; jene waren der Kirche ergeben, weil sie eben die Kirche ist, und folgten ihr blindlings; diese hatten sich mit der Kirche verbündet, weil sie in ihr eine große Macht erkannten, mit der man gehen müsse; sie vereinigten ihre Interessen mit denen der Kirche, ohne doch ihre Ueberzeugungen ihr zu opfern. Führer der Klerikalen in der Kammer war Karl Graf von Montalembert. Sein bartloses Gesicht, sein langes, glattgescheiteltes Haar gaben ihm das Ansehn eines Würdenträgers der Kirche, der zur größeren Bequemlichkeit weltliches Kostüm angelegt hat: aber seine Reden, mit kreischender Stimme vorgetragen, weckten wenig Sympathie.

Nicht durch ihren Führer wollte Louis Bonaparte die Klerikalen der Kammer für sich gewinnen, sondern die ganze Partei im Lande mitsammt den Führern durch eine That, deren Verdienstlichkeit in den Augen der Klerikalen unwiderleglich wäre: er wollte dem Papste die verlorene weltliche Herrschaft zurückgeben und erhalten. Dadurch machte er die Klerikalen nicht nur sich willfährig, sondern auch von sich abhängig. Denn sie mußten fürchten, daß der Präsident, sobald sie nicht zu ihm hielten, die französischen Truppen aus Rom abriefe und den Kirchenstaat wieder den Gegnern des Papstes als Beute überließe.


Alexander Ledru-Rollin.

Es ist daher begreiflich, daß die Absendung Oudinot's gegen die römische Republik alle Gegner des Präsidenten mit der heftigsten Entrüstung erfüllen mußte. Die Meldung von dem Mißerfolge Oudinot's an der Porta San Pancrazio brachte sie zum Ausbruche. Auch von anderen Seiten her langten Nachrichten an, sehr geeignet, die Republikaner aufzuregen: Rußland stand bereit in Galizien einzumarschiren; Preußen rückte gegen den Aufstand in Baden ins Feld. Ledru-Rollin besteigt die Tribüne; langsam und gemessen erhebt er seine Stimme; er weist darauf hin, daß durch die römische Expedition Artikel 5 der französischen Verfassung „die französische Republik wird niemals die Nationalität irgend eines Volkes angreifen“ verletzt sei, und schließt mit der Erklärung, daß er eine Anklageschrift gegen den Präsidenten der Republik und seine Minister vorlegen werde. Ihm antwortet Odilon Barrot mit verwickelten Auseinandersetzungen über den Ursprung der Expedition und sucht die Versammlung durch die Versicherung zu beruhigen, daß, wenn der Präsident jetzt den Papst wieder einsetze, er damit keineswegs auch die Mißbräuche des Papstthums wieder einsetzen wolle. Unter scheinbarer Ruhe kaum die Erregung, die ihn erfüllt, meisternd, steigt Ledru-Rollin von den erhöhten Sitzen des Berges herab, um dem Minister zu antworten. Mit jedem Satze aber, den er spricht, bricht seine innere Bewegung mehr durch; das Haupt erhebend, schleudert er den Ministern die Drohung zu: „Ihr habt gegen eure Pflicht gefehlt. Die Verfassung ist verletzt worden; wir werden sie mit allen Mitteln, selbst mit den Waffen, vertheidigen!“ Zornig springt die Rechte auf und schreit dem Redner: „Zur Ordnung!“ zu. Aber seine Stimme übertönt allen Lärm: „Ich habe es gesagt und ich

wiederhole es: die verletzte Verfassung wird von uns selbst mit den Waffen in der Hand vertheidigt werden." Unter Tumult schließt diese Sitzung des 11. Juni.

Indeß der Berg bleibt nicht bei der bloßen Drohung stehen. Ledru-Rollin, Felix Pyat und Victor Considerant sammeln aus verschiedenen Legionen einige hundert Nationalgardisten um sich. Verstärkt durch einen Haufen Arbeiter ziehen diese am 13. Juni um 11 Uhr unter dem Rufe: „Es lebe die Verfassung! Es lebe die Republik! Es lebe Italien!" vom Chateau d'Eau nach der Madeleinekirche. Allein General Changarnier, Oberbefehlshaber zugleich der ersten Militärdivision des Seinedepartements und der Nationalgarde von Paris, hatte seine Dispositionen getroffen. Bei der Rue de la Paix sehen sich die Aufständischen plötzlich drei Kavallerieregimentern und zwei Gensdarmeriebataillonen gegenüber. Im Galopp brechen die Reiter vom Vendomeplatz hervor und bringen die Menge in Verwirrung. Die Truppen machen die Boulevards entlang einen Bajonnetangriff auf das Volk. Widerstand wird ihnen nicht entgegengesetzt. Die aufrührerischen Haufen zerstreuen sich, Einige gerathen unter die Füße der Pferde, Andere, allzu säumig, werden von den Bajonneten verletzt. Bei der Rue Lafitte fallen einige Schüsse; indeß ein ernstes Handgemenge entsteht nirgends. Auch im Quartier St. Martin wird einigen Versuchen, Barrikaden zu errichten, schnell ein Ende gemacht. Um 3 Uhr Nachmittags ist allenthalben die Ordnung wieder hergestellt. — Die Anstifter der Revolte entrannen nach England; ihre Helfer wurden gefangen gesetzt und später deportirt. Die Macht des Berges war damit vernichtet. Die sieben gelesensten der radikalen Zeitungen, darunter die Reforme, wurden kurzerhand unterdrückt.

Die Botschaft vom 31. Oktober 1849. Präsident und Kammermajorität waren von dem gemeinsamen Gegner befreit. Um so mehr drängte jetzt ihr unter der Oberfläche glimmender Gegensatz zum Austrage. Es war Louis Bonaparte, welcher offen genug die Fehde eröffnete. Vom 13. August bis zum 30. September war die Legislative vertagt gewesen; ohne Störung waren die ersten Wochen der Session vergangen. Da richtete der Präsident am 31. Oktober 1849 eine Botschaft an die Kammer, in welcher er mit bündigen Worten es aussprach, wie er seine Stellung auffasse. „Durch meine Wahl ist der Triumph eines ganzen Systems bekundet, denn der Name Napoleon ist schon an und für sich ein Programm; er bedeutet nach innen: Ordnung, Autorität, Religion, Wohlfahrt des Volkes, nach außen: Würde der Nation. Dieser Politik will ich den Sieg verschaffen." Zu dem Zwecke verlangt er, daß „die Nationalversammlung selbst sich dem nationalen Gedanken anschließt, der durch die Wahl der exekutiven Gewalt ausgedrückt worden ist." Was hieß das anders, als die Legislative solle dem Präsidenten sich unterordnen?

Zugleich ernannte Louis Bonaparte ein neues Kabinet, welches zwar auch aus der Kammermajorität genommen war, ihm aber persönlich näher stand als das Ministerium Barrot. Justizminister in demselben wurde Eugen Rouher, Gerichtsadvokat von Riom. Er war ein Mann von 35 Jahren, von stattlichem Aeußeren, ehrgeizig, fleißig, der in jeder Sitzung vom Anfange derselben an im schwarzem Frack und weißer Kravatte auf seiner Bank saß und geläufig sprach, wenn auch ohne besondere geistige Gewandtheit und tiefere Bildung. Neben ihm am Ministertische saß der Banquier Achilles Fould. An der Börse in London cirkulirten noch Wechsel mit der Unterschrift Louis Bonaparte's in großer Zahl, welche immer die Gefahr der Schuldhaft über dem Haupte des Prätendenten drohend erhielten. Fould reiste nach London, kaufte sie auf und überreichte das Packet dem Präsidenten mit den Worten: „Von jetzt an haben Sie nur noch einen Gläubiger." Das Portefeuille des Finanzministers war sein Lohn.

Der Niedergang der Legislative. Die Majorität der Kammer indeß ging unbekümmert um den Präsidenten ihren eigenen Weg. In der Sozialdemokratie sah sie die Hauptgefahr für den Staat. Es war nicht unbemerkt geblieben, daß der Lehrerstand den sozialistischen Bestrebungen Vorschub leistete. Es wurde daher ein neues Unterrichtsgesetz eingeführt, welches die Aufsicht über das Schul- und Unterrichtswesen, zwischen der Geistlichkeit und dem Staate sie theilend, der Universität gänzlich entzog. Der Feldzug der Reaktion begann. Noch mehr Verstimmung indeß erweckte das Gesetz vom 31. Mai 1850. Die französische

Verfassung hatte das allgemeine Stimmrecht eingeführt. Dies Gesetz aber machte das Wahlrecht abhängig von dem Nachweise des Wohnsitzes; und dieser Nachweis mußte wiederum dadurch geführt werden, daß der Wähler in die Listen der direkten Steuern oder der Naturalleistungen eingetragen war; außerdem verlangte das Gesetz zwei Jahre Aufenthalt an demselben Orte. Drei Millionen Wähler verloren dadurch mit einem Schlage ihr Wahlrecht und wurden aus den Wählerlisten gestrichen, nicht blos unstäte Arbeiter, sondern auch sehr viele ehrenhafte, wenn auch wenig begüterte Leute, welche in den großen Städten, wo das Oktroi die direkten Steuern vertrat, weder in den Listen der direkten Steuern noch der Naturalleistungen standen. Die Legislative nannte dies Wahlgesetz eine Versittlichung des Stimmrechts. Sie fügte die Versittlichung der Presse hinzu. Auf den Antrag des Abgeordneten Tinguy wurde das neue Preßgesetz erlassen, welches den Journalisten die Verpflichtung auferlegte, ihre Artikel mit ihrem Namen zu unterzeichnen. Zugleich wurden durch dasselbe die Kautionen, die Stempelsätze und die Geldstrafen für Preßvergehen erhöht.

Trugen diese Beschränkungen der Volksrechte schon sehr viel dazu bei, das allgemeine Vertrauen zu der Legislative zu erschüttern, so brachten vollends die dynastischen Intriguen sie um die Achtung der Nation. Am 8. August 1850 trat die Vertagung der Versammlung ein. Viele Abgeordnete legitimistischer Gesinnung benutzten die Ferien, um nach Wiesbaden zu reisen, wo sich der Graf Chambord, erfüllt von neuen Hoffnungen für die bourbonische Thronfolge, damals aufhielt. Andere wieder, orleanistischen Sinnes, begaben sich nach England, sei es um der Königin Amalie — Louis Philipp war in Claremont am 26. August gestorben — ihr Beileid zu bezeigen, sei es, um eine Aussöhnung der Orleans mit Chambord zu betreiben. Sie Alle hatten kein Hehl, daß ihnen die Republik und die bonapartistische Präsidentschaft nur als ein Uebergang galt.



Achilles Fould.

Das Verlangen nach Verfassungsrevision. Was die Legislative an Kredit einbüßte, kam Louis Bonaparte zugute. Die große Mehrheit des französischen Volkes wünschte eine feste, dauerhafte Ordnung, für die der Präsident viel zuverlässigere Garantien zu geben schien, als die reaktionäre, durch Intriguen gespaltene Volksvertretung. Auch er hatte sich auf Reisen begeben, um sich in den Provinzen populär zu machen, und benutzte jede Gelegenheit, Vertrauen zu seinen Gesinnungen zu erwecken. Auf jene Wallfahrten nach Wiesbaden und Claremont antwortete er sehr verständlich durch eine große Revue, welche er in der Ebene von Satory über die Armee abhielt.

Zurückgekehrt richtete er am 12. November 1850 wiederum eine Botschaft an die Legislative, in welcher er aussprach, daß die Generalräthe der Departements ihm „in großer Anzahl den Wunsch nach einer Revision der Verfassung kundgegeben." Denn die große Masse des Volkes machte kein Hehl aus dem Verlangen, daß Louis Bonaparte, durch Freigebigkeit und Gnadenakte zumal bei der niederen Bevölkerung beliebt, die Präsidentschaft dauernd behalten möge, während doch Artikel 45 der Verfassung seine Wiederwahl vor Ablauf von vier Jahren untersagte. Die Kammer indeß verhielt sich ablehnend, benutzte vielmehr den Umstand, daß der Präsident für 1851 einen Zuschuß von 1,800,000 Francs zu seinem Gehalte brauchte,

dazu, ihn zu nöthigen, ein „parlamentarisches“ Ministerium zu ernennen, indem sie dem Kabinet Rouher-Fould ein Mißtrauensvotum ertheilte. Da indessen von allen Seiten die Anträge auf Revision der Verfassung immer dringender wurden, so nahm die Legislative am 14. Juli 1851 die Frage in Erwägung, aber sie lehnte sie nach fünftägiger Debatte ab. Sie wollte eben die Verlängerung der Amtsgewalt Louis Bonaparte's nicht. Natürlich mußte dies die Spannung zwischen Kammer und Präsident noch mehr steigern; indeß die Krisis wurde aufgeschoben: vom 10. August bis zum 4. November vertagte sich die Legislative.

Allein in den Provinzen ruhte währenddessen die Angelegenheit keineswegs. Die Generalräthe von nicht weniger als 80 Departements sprachen sich für die Nothwendigkeit einer Revision der Verfassung aus, und zwar die bei Weitem meisten aus dem Grunde, weil die Erhaltung der inneren Ruhe von der Verlängerung der Gewalt Louis Bonaparte's — oder, wie man jetzt gewöhnlich sagte — Louis Napoleon's abhinge. In der Presse wurden daneben Stimmen laut, welche für die Präsidentschaft der Republik den Grafen Chambord oder den Prinzen von Joinville oder den General Changarnier vorschlugen. Gerüchte von Komplotten, geheimen Verbindungen, Emeuten gingen um und setzten die Mittelklassen in Schrecken, in welchen mit jedem Tage der Wunsch lebhafter wurde, einer Situation, welche sie zu Grunde zu richten drohte, mit Gewalt ein Ende gemacht zu sehen. Kaufleute und Industrielle fragten sich mit Angst, ob Frankreich denn zu einem Zustande nie endender Gährung verurtheilt sein solle. Wie von einem Alp befreit, athmeten sie daher auf, als bei der Grundsteinlegung der Centralhallen in Paris der Präsident die Hoffnung aussprach, „ein soziales Gebäude zu begründen, dauerhaft genug, um gegen die Gewalt und Beweglichkeit der menschlichen Leidenschaften als Schutzwehr zu dienen“.

Louis Bonaparte und die Armee. Man sah, Louis Napoleon war auf lange hinaus entschlossen, die Gewalt, welche er in Händen hatte, sich nicht nehmen zu lassen. Seine eine Stütze gegen die Volksvertreter der Legislative war seit der römischen Expedition die Geistlichkeit; seine andere sollte die Armee sein. Die Verfassung gab dem Präsidenten den Oberbefehl über die gesammte bewaffnete Macht. Seit Langem schon benutzte er ihn, um Offiziere, welche für ihn waren, zu befördern, abgeneigte dagegen allmählich aus der Armee zu entfernen. Natürlich ließ er sich durch den Tadel, welchen die Legislative über diese Handhabung des Oberkommandos, ihre Befugniß überschreitend, aussprach, nicht im Geringsten irre machen.

Agent des Prinzen bei diesen Anwerbungen höherer Offiziere für das bonapartische Banner war sein Adjutant Fleury. Sohn eines Pariser Kaufmanns, war Emil F l e u r y, ein junger Mann von angenehmen Umgangsformen und gründlich unterrichtet in Literatur wie in Politik, von dem Herzoge von Orleans in Afrika sehr protegirt worden. Als Rittmeister war er von dort zurückgekehrt, aber zugleich infolge seiner Leichtlebigkeit finanziell völlig ruinirt. Mit richtigem Instinkte setzte er seine Hoffnungen auf die Bonapartes, machte im Hôtel-du-Rhin am Vendomeplatze, wo Louis Bonaparte im September 1848 kurze Zeit weilte, seine Aufwartung, wurde von diesem zu seinem Adjutanten ernannt und nicht lange danach nach Afrika auf Anwerbung in den von früher her ihm bekannten militärischen Kreisen geschickt. Der Erfolg war bedeutend genug. Eine ganze Reihe von Stabsoffizieren, wie St. Arnaud, Rochefort, Espinasse, Ferry, Canrobert, wurde durch ihn gewonnen; aber es fehlte darunter an Männern hervorragender Stellung und kriegerischen Ruhmes. Aber Louis Napoleon wußte zu helfen. „Wenn wir Generale machten?“ fragte er Persigny. Eine Expedition gegen Kabylien wurde unternommen, deren Zweck und auch Erfolg kein anderer war, als einen schicklichen Vorwand zu bieten, die bonapartistischen Offiziere zu befördern, zu dekoriren und durch dreiste Reklame ihnen Ruhm zu verleihen. Die afrikanische Armee wurde das Prätorianercorps des Prätendenten.

Die zahlreichen Revuen, welche Louis Bonaparte über die Truppen bald hier bald dort hielt, boten Gelegenheit, die Soldaten mehr und mehr für ihn einzunehmen. Auf der Revue von Satory begrüßte ihn die Kavallerie schon mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ Einer nach dem andern wurden die Generale, welche ihm abgeneigt blieben, außer Dienst gestellt;

an die Stelle Changarnier's trat General Magnan als Kommandeur der Pariser Militärdivision, schon von Boulogne her mit dem Präsidenten im Einverständniß. Die Garnison von Paris wurde so stark vermehrt, daß die Kasernen nicht ausreichten und die Soldaten in die Kasematten der Paris umgebenden Forts einquartiert wurden. Täglich waren sie hier bis Mittag konsignirt, um sofort für außerordentliche Fälle verwendbar zu sein. Zugleich wurden sie hier auf Straßenkrieg und Erstürmung von Häusern und Kellern eingeübt.

Im Monat Oktober pflegten gewöhnlich die Garnisonwechsel stattzufinden. Im Oktober 1851 wurden diejenigen vier Infanterie- und zwei Kavallerieregimenter, welche am längsten in Paris lagen und somit die meisten Beziehungen zur Bürgerschaft gewonnen hatten, aus Paris verlegt und durch vier unlängst aus Afrika zurückgekehrte Infanterie- und zwei Lancierregimenter, deren Obersten Rochefort und Feray waren, ersetzt. General Magnan versammelte alle Stabsoffiziere der Pariser Garnison bei sich; er erinnerte sie daran, daß es ihre Soldatenpflicht sei, seinen als des Höchstkommandirenden Befehlen, von welcher Art sie auch seien, ohne Widerrede zu gehorchen: seine Verantwortlichkeit werde sie Alle decken. „Ich, meine Herren", schloß er, „bin der allein Verantwortliche, der, wenn es sein muß, seinen Kopf auf den Block legt oder seine Brust den Kugeln darbietet." General Reybel trat vor: „Niemand hat mich beauftragt zu sprechen, General", sagte er, „dennoch thue ich es für uns Alle. Sie können darauf zählen, daß wir Ihnen folgen und daß wir unsere Verantwortlichkeit mit der Ihrigen verbinden." Laute Zustimmung folgte diesen Worten; Alle reichten sich die Hände: sie wußten wohl, worum es sich handelte.



Jacques Leroy de Saint Arnaud.

Rückhaltloser noch sprach sich der Präsident selber aus. Am 9. November ließ er sich die nach Paris versetzten Offiziere vorstellen. „Wenn der Ernst der Lage", sagte er zu ihnen, „mich zwingen sollte, an Ihre Ergebenheit zu appelliren, so halte ich mich versichert, daß mir dieselbe nicht fehlen würde, da Sie wissen, daß ich nichts von Ihnen fordern würde, was nicht im Einklang stünde mit meinem Rechte, mit der militärischen Ehre, mit den Interessen des Vaterlandes, und daß ich zu Ihnen nicht sagen würde: Gehen Sie voran, ich folge Ihnen; sondern: Ich gehe voran, folgen Sie mir!"

Der Kriegsminister Saint Arnaud. In Wahrheit indessen war er schon vorangegangen: der Feldzug gegen die Kammer war schon eröffnet. Unmittelbar vor dem Wiederzusammentritt der Legislative hatte der Präsident das ihm aufgedrungene „Uebergangsministerium" entlassen und aus seinen zuverlässigsten Anhängern ein Kabinet ernannt, von dem überhaupt nicht mehr als vier Mitglieder aus der parlamentarischen Mehrheit genommen waren. Die wichtigste Persönlichkeit in demselben war der Kriegsminister St. Arnaud.

Jacques Leroy de Saint Arnaud, geb. 1796, war 1816 als Unterlieutenant in die Garde eingetreten; bald jedoch verließ er sein Regiment, um ein höchst abenteuerliches Leben zu führen. Er war Handlungsreisender, dann Schauspieler in Paris und London, danach Schiffsprofoß in Brighton und Coupletdichter. 1830 trat er in die Armee zurück und wurde dem General Bugeaud zugetheilt, welcher die Herzogin von Berry in dem Schlosse von Blaye

zu bewachen hatte. Indeß nach kurzer Zeit kehrte er wieder zu seinem unstäten Leben zurück. 1836 wurde er zum dritten Male Soldat, Leutnant in der Fremdenlegion in Algier. Unter Bugeaud's Protektion stieg er hier allmählich zum Obersten auf, ein tapferer Soldat, gegen die Feinde ohne Erbarmen: in der Höhle von Schelas erstickte er, dem Beispiele Pelissier's (S. 180) nachahmend, 500 Araber durch Rauch. Die Anträge Fleury's nahm er mit bereitem Entgegenkommen auf und erhielt den Oberbefehl über die Expedition gegen Kabylien, um den Ruhm der älteren algierischen Generale, eines Lamoricière, eines Changarnier zu verdunkeln. Sein bleiches, mageres Gesicht, das halb erloschene Auge machten einen verlebten Eindruck; aber in seiner Haltung lag etwas Herausforderndes, fast Drohendes, als er jetzt von der militärischen auf die politische Bühne trat. Er begann damit, daß er einen Armeebefehl erließ, in welchem er in fast höhnischem Tone gegen den Verfassungsparagraphen sich verwahrte, daß die Kammer die militärischen Streitkräfte requiriren dürfe.

Die Kammersitzung am 17. November. Das war ein Angriff auf die Kammer, wie freilich der ganze Kabinetswechsel es war. Aber der Präsident ging weiter: mit überlegener Klugheit griff er die Legislative da an, wo ihre Position am schwächsten war. Am Tage des Wiederbeginnes der Sitzungen richtete er eine Botschaft an sie, in welcher er die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechtes forderte. Zugleich verlangte der Minister des Innern die schleunige Berathung des Antrages. Die öffentliche Meinung, welche längst das reaktionäre Gesetz vom 31. Mai 1850 verurtheilt hatte, stand mit lauter Zustimmung auf der Seite Louis Napoleon's. Was sollte die Kammer thun? Hob sie die Beschränkung des Wahlrechtes auf, so schien sie dem Präsidenten sich unterzuordnen; ließ sie das Gesetz vom 31. Mai bestehen, so trat sie, ohne die Nation auf ihrer Seite zu haben, dem Präsidenten in offener Feindseligkeit gegenüber. Eines war so mißlich wie das andere: sie suchte daher nach einem Auswege und gönnte sich zunächst den billigen Triumph, mit großer Majorität den Antrag auf Dringlichkeit abzulehnen. So war wenigstens Zeit gewonnen.

Auf die Herausforderung St. Arnaud's aber galt es, so bald wie möglich zu antworten. Es wurde daher unter Berufung auf Artikel 32 der Verfassung der Antrag eingebracht, daß der Präsident der Legislative verpflichtet sein solle, über die Sicherheit der Versammlung nach innen und nach außen zu wachen und zu dem Zwecke das Recht erhalte, die bewaffnete Macht zu requiriren. Auf den 17. November war die Verhandlung dieses Antrages angesetzt. Schon vor Beginn der Sitzung war der Kriegsminister im Saale anwesend. Aber lachend und lebhaft gestikulirend unterhielt er sich mit einem der Abgeordneten, als sei er seines Sieges im Voraus gewiß.

Die Sitzung begann. Auf der Galerie bemerkte man den General von Magnan und den Polizeipräfekten von Paris von Maupas. Die Erregung der Versammlung ist unverkennbar. Der Oberst Charras protestirt dagegen, daß die Regierung ein verfassungsmäßiges Recht der Versammlung „frech ableugne“. Aber der Abgeordnete Michel von der Bergpartei sieht die größte Gefahr darin, wenn die Verfügung über die Militärmacht der Majorität der Legislative zustehen sollte. „Wir haben“, schließt er, „eine unsichtbare Schildwache, die uns beschützt; diese Schildwache ist das Volk.“ Lauter Beifall, zumal von der Linken, lohnt diese Worte. Man erkennt, daß der Gesetzesantrag abgelehnt werden wird. Die ganze Linke ist dagegen, und auch auf der Rechten fürchtet sich Mancher, durch dies Gesetz dem Präsidenten offen Feindschaft anzusagen. St. Arnaud blickt nach der Galerie hinauf: die drei Vertrauten des Präsidenten verlassen den Saal. Wirklich erlangte das Gesetz nicht die Mehrheit der Stimmen: die Legislative blieb wehrlos dem Präsidenten der Republik gegenübergestellt.

Graf Morny. Der Abgeordnete, mit welchem der Kriegsminister sich so geräuschvoll am 17. November unterhalten hatte, war Graf Karl Morny. Es lag ein kluger Ausdruck in dem blassen Gesichte, unterstützt durch eine hohe, kahle Stirn. Er erschien selten in der Kammer, aber doch war er ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit; denn Jeder glaubte von ihm, daß er von dem, was die nächste Zeit bringen würde, mehr wisse, als er sich den Anschein geben wollte.

Morny führte in seinem Wappen eine Hortensie, von einem Querbalken durchtheilt. Denn er war ein Kind der Liebe, das die Königin Hortensia ihrem Günstling, dem General von Flahault, geboren hatte. Der alte Graf Morny adoptirte ihn. Einen Tag nach seiner Geburt wurde er der Mutter Flahault's, der Frau von Souza, zur Erziehung zugleich mit einer Summe von 200,000 Francs, welche das Vermögen des Kindes darstellte, übergeben. Allein Frau von Souza, leidenschaftlich den Aufregungen des Spiels ergeben, verlor in den Karten das ganze Vermögen ihres Schützlings. So trat Morny arm in das Leben. Seine Betheiligung an der Julirevolution trug ihm ein Offizierspatent ein; allein sein Streben ging nicht auf militärischen Ruhm, sondern darauf, sich ein Vermögen zu erwerben. Er legte eine Rübenzuckerfabrik an, welche ihm so guten Ertrag abwarf, daß er sich in den elysäischen Feldern ein Palais bauen konnte. Auch nach der Februarrevolution blieb er den Orleans ergeben und erlangte durch die Unterstützung des Vereins der Rue de Poitiers 1849 einen Sitz in der Legislative. Erst als der Stern seines Bruders Louis Bonaparte sich immer deutlicher erhob, ließ er durch Herrn von Walewski sich ihm vorstellen. Den Plan des Staatsstreichs verwarf er nicht; doch machte er erst vorsichtiger Weise sein Haus, seine Gemälde und Werthsachen zu Gelde, um für den Fall des Mißlingens vor ihrer Konfiskation gesichert zu sein, bevor er seine Unterstützung zusagte, und nun freilich mit der Energie, die ihm eigen war, einer der thätigsten Rathgeber und Organisatoren des geplanten Staatsstreichs wurde.



Graf Karl Morny.

Man wußte das und erwartete die Ausführung mit jedem Tage, die Meisten nicht ohne Beklemmung, Alle mit Spannung. Man fühlte sich daher beruhigt, als man Morny am Abend des 1. Dezember im Opernhause sah, wo die Rosenfee von Halevy zum ersten Male in Scene ging. Geflissentlich machte er hier und da während der Pausen in den Logen Besuche. „Es heißt, man stehe im Begriffe, die Kammer auszufegen", sagte Frau von Liadières, eine gute Orleanistin, zu ihm, als er in ihre Loge trat. „Auf welche Seite werden Sie sich stellen?" „Wo gefegt wird, gnädige Frau", erwiederte Morny, „stelle ich mich immer auf die Seite, wo der Stiel des Besens ist."

Die Inscenirung des Staatsstreichs. Um dieselbe Stunde fand im Palais des Elysée, der Amtswohnung des Präsidenten, eine große Soirée statt. Man bemerkte, daß weder Morny, noch Persigny, noch Fleury anwesend waren, und schöpfte daraus eine gewisse Beruhigung. Louis Napoleon sah bleich und abgespannt aus: man glaubte ihn nicht ganz wohl. Es ging ziemlich langweilig her, so daß die Gäste sich schon früher als gewöhnlich verabschiedeten.

Der letzte Wagen war abgefahren, 11 Uhr vorüber. Im Arbeitskabinet des Präsidenten saßen zusammen Mocquard, St. Arnaud, der Polizeipräfekt Maupas und der Oberstleutnant von Beville, Adjutant des Prinzen, um zum letzten Male noch über den Staatsstreich sich zu besprechen, dessen Ausführung für dieselbe Nacht in Aussicht genommen. Bald kam auch Persigny dazu und Morny, der in der Oper selbst Komödie gespielt hatte. Die Führer des Komplotes waren zusammen, nur zwei fehlten: Fleury, der es übernommen hatte, die Truppen

zu überwachen, welche die Nationaldruckerei besetzen sollten, und Magnan, der darum gebeten hatte, die Stunde der Ausführung erst in dem Augenblicke zu erfahren, wo er den Befehl zum Handeln erhalten würde.

Der Präsident Louis Napoleon trat ein. „Niemand ahnt etwas“, sagte er und nahm aus dem geheimen Fache seines Schreibtisches ein versiegeltes Packet, das mit dem Worte „Rubicon“ bezeichnet war. Mocquard hatte alle auf den Staatsstreich bezüglichen Papiere hineingethan. Der Präsident öffnet es und überreicht Morny ein Dekret: es ist die Ernennung desselben zum Minister des Innern. Beville empfängt die Dekrete und Proklamationen, welche am nächsten Morgen veröffentlicht werden sollen, und daher sofort gedruckt werden müssen. Die Verschworenen trennen sich: nur der Präsident und Mocquard bleiben zurück, noch lange im Gespräch im Saale auf- und abgehend.

Beville begiebt sich nach der Nationaldruckerei; er findet auf dem Hofe derselben schon eine Compagnie Gensdarmen vor, auch der Direktor der Druckerei, Saint-Georges, ist anwesend, und die Setzer sind unter dem Vorgeben einer sehr eiligen Arbeit zu 11 Uhr Abends an ihre Setzkästen bestellt. Allein in erwachendem Mißtrauen weigern sie sich zu setzen. Nachdem indeß an die Thüren und Fenster und außerdem zur Seite jedes Setzers Soldaten mit scharf geladenen Gewehren postirt sind, geben sie ihren Widerstand auf und setzen die schmalen Streifen, in welche alle Papiere zerschnitten sind, um den Setzern den Sinn zu verbergen. Endlich um halb 4 Uhr Nachts sind alle Dokumente gedruckt: Beville liest die Proklamationen den Soldaten vor, die sie mit einem Sturm des Jubels und Beifalls aufnehmen, dann bringt er die noch nassen Exemplare nach der Polizeipräfektur und übergiebt sie dem Präfekten Maupas zur Veröffentlichung.

In sämmtlichen Polizeibureaux hatten die Stadtsergeanten, deren Dienst um 11 Uhr Nachts begann, den Befehl erhalten, die Ankunft eines Polizeikommissarius abzuwarten; auf der Präfektur waren außerdem 800 Sergeanten versammelt unter dem Vorwande, daß gefährliche Flüchtlinge aus London erwartet würden. Nach der Ankunft Beville's läßt der Präfekt Maupas vierzig Polizeikommissarien, deren Ergebenheit er vertraut, aus ihren Wohnungen zu sich bescheiden; er versieht jeden Einzelnen in seinem Kabinet mit den genauesten Anweisungen zur Verhaftung der ihm bezeichneten Persönlichkeit: alle übernehmen mit Eifer, entschlossen, um jeden Preis ihre Pflicht zu thun, den Auftrag, umgeben sich theils auf der Präfektur, theils auf den Polizeibureaux mit der nöthigen Zahl von Stadtsergeanten und machen sich an die Ausführung des ihnen gewordenen Befehls. Ein ganzer Convoi von Wagen stand auf der Präfektur zu ihrer Verfügung bereit.

Unterdessen übersendet Oberst Vieyra, der Chef des Generalstabes, an sämmtliche Obersten den Befehl, unter keinem Vorwande ohne den ausdrücklichen Befehl des kommandirenden Generals Generalmarsch schlagen zu lassen, und läßt selbst in den Depots, soweit er kann, an den Trommeln die Felle zerschneiden.

Die Verhaftung der Kammermitglieder. Mit möglichst wenig Geräusch begeben sich die Kommissarien mit ihren Leuten in die Wohnungen derjenigen Kammermitglieder, welche wegen „Theilnahme an einem Komplot gegen die Sicherheit des Staates“ verhaftet werden sollen. Patrouillen durchziehen die Straßen, auf das erste Signal zur Unterstützung der Kommissarien bereit.

In der Rue Helder wohnte General Cavaignac; kurz nach 6 Uhr tritt der Kommissar Colin bei ihm ein; ohne Widerstand läßt der General sich zu dem Wagen führen, der ihn nach dem Gefängniß von Mazas bringt. —

Besonderes Gewicht wurde auf die Verhaftung des Generals Changarnier gelegt, welcher in der Rue St. Honoré wohnte. Es waren daher dem Kommissar Lerat nicht blos sehr zahlreiche Stadtsergeanten, sondern auch 45 berittene Munizipalgardisten beigegeben. Ueber eine Hintertreppe dringen die Polizeiagenten in die Wohnung Changarnier's: in seinem Schlafzimmer tritt ihnen der General mit einer Pistole in der Hand entgegen: aber Lerat stürzt sich auf ihn und macht jeden Widerstand nutzlos. —

General Lamoricière, welcher in der Rue Las Casas wohnte, läßt sich ruhig zu dem Wagen führen, der ihn nach Mazas bringen soll. Als er jedoch im Wagen sitzt, steckt er den Kopf aus dem Fenster und ruft den Patriotismus der Soldaten für sich an; erst durch die Drohung, ihm einen Knebel anzulegen, bringt der Kommissar Blanchet ihn zur Ruhe. —

In der Rue de l'Université wohnte der Vizepräsident der Legislative, General Bedeau. Er lag noch zu Bette, als der Kommissar Hubault der Jüngere in sein Zimmer eindringt; er steht auf und kleidet sich langsam an, weigert sich nun aber, mit dem Rücken sich gegen den Kamin stemmend, dem Kommissar zu folgen. Indeß Hubault faßt ihn am Kragen, die begleitenden Sergeanten an den Armen und Beinen: so tragen sie den General die Treppe hinunter und setzen ihn in den Wagen. „Verrath! Zu den Waffen!" schreit der Gefangene, aber, umgeben von einer großen Schar berittener Polizeisergeanten, jagt der Wagen im Galopp nach Mazas von dannen.

Auch Thiers, welcher an dem Platze St. Georges wohnte, lag noch zu Bett. Der Kommissar Hubault der Aeltere schlägt die Damastgardinen zurück: Thiers erwacht, schiebt die weiße baumwollene Schlafmütze zurück, liest den Haftbefehl und versucht dem Kommissar die Ungesetzlichkeit der Maßregel klar zu machen. Als aber alle Argumente abgleiten, kleidet er sich an und steigt ruhig in den auf der Straße seiner wartenden Wagen. —


Prinz Louis Napoleon, Präsident der französischen Republik.

Auch die Verhaftung der übrigen Abgeordneten, der Häupter der Rechten wie der Linken, vollzog sich ohne Schwierigkeiten. Zugleich wurde das Palais Bourbon, in welchem die Sitzungen der Kammer stattfanden, von dem 42. Regiment unter dem Obersten Espinasse besetzt. Dabei indessen war eine Thür übersehen worden, welche zu der Wohnung des Präsidenten der Legislative Dupin führte. Etwa 40 Abgeordnete gelangten durch diese in den Sitzungssaal und holten Dupin herbei, um die Sitzung zu eröffnen. Da drangen auch schon Gensdarmen mit gefällten Bajonneten in den Saal und vertrieben die Abgeordneten wieder, die unter den Rufen: „Es lebe die Republik! Es lebe die Konstitution!" den Saal verließen.

Inzwischen hatte auch General Magnan die Truppen ausrücken lassen: mit 30,000 Mann Infanterie und Kavallerie hatte er den Quai d'Orsay, den Tuileriengarten, die Place de la Concorde, die elysäischen Felder und das Palais des Elysée besetzt, bereit jeden Widerstand niederzuschlagen. Schon bald nach 6 Uhr konnte der Polizeipräfekt an den Präsidenten telegraphiren: „Wir siegen auf der ganzen Linie."

Die Proklamationen des Präsidenten. Ein feiner, kalter Regen rieselte am Dienstag Morgen, den 2. Dezember 1851, vom Himmel. Trotzdem sammelten sich bald die Pariser haufenweis um die Proklamationen, welche an allen Straßenecken angeschlagen waren. Der Präsident zeigte dem französischen Volk an, daß er die legislative Versammlung aufgelöst habe, und berief es, Richter zu sein zwischen ihr und ihm. Zugleich unterbreitete er der Abstimmung der Franzosen die folgenden Grundzüge einer Verfassung: es wird ein verantwortliches Oberhaupt auf zehn Jahre erwählt; die Minister hängen von der vollziehenden Gewalt allein ab;

es wird ein Staatsrath aus den hervorragendsten Männern gebildet, welcher die Gesetzesvorlagen vorbereitet; es wird ein gesetzgebender Körper durch allgemeine Abstimmung gewählt, welcher die Gesetze beräth und beschließt; es wird eine zweite, aus allen Berühmtheiten des Landes zusammengesetzte Versammlung (der spätere Senat) als die das Gleichgewicht erhaltende Macht gebildet, welche das Wächteramt über die Grundgesetze und die Freiheiten des Volkes verwaltet. Erhalte diese der Konsularverfassung vom 13. Dezember 1799 nachgebildete Verfassung nicht die Majorität der Stimmen, so erklärte der Präsident, werde er der Nation das von ihr empfangene Mandat zurückgeben.

Eine andere Proklamation wurde den Soldaten vorgelesen, in welcher der Präsident die Legislative anklagte, seine Rechte angetastet zu haben, und erklärte, daß er auf die Truppen rechne, um die bedrohte Volkssouveränetät wiederherzustellen. Die Soldaten beantworteten sie mit lauter Zustimmung; aber auch die an das Volk gerichtete erregte nirgends etwa Unwillen, vielmehr nahmen zumal die Arbeiter die Nachricht von der Auflösung der sehr unbeliebten Volksvertretung mit Genugthuung auf. Hinzugefügt war den Proklamationen ein Dekret des Präsidenten, welches auf den 14. Dezember die Volksabstimmung festsetzte über die Frage: „Will das französische Volk die Aufrechthaltung der Autorität Louis Napoleon Bonaparte's, und verleiht es ihm die Macht, welche nothwendig ist, um eine Verfassung auf den in seiner Proklamation vom 2. Dezember vorgeschlagenen Grundlagen zu errichten?“

Der legale Widerstand gegen den Staatsstreich. Die Abgeordneten versuchten dagegen einen unfruchtbaren Protest. Ihrer 218 versammelten sich um Mittag in dem großen Saale der Mairie des 10. Arrondissements in der Rue Grenelle-Saint-Germain und faßten, gestützt auf Artikel 68 der Verfassung, auf den Antrag Berryer's den einstimmigen Beschluß, „daß Louis Napoleon Bonaparte seines Amtes als Präsident der Republik entsetzt sei, und daß die vollziehende Gewalt von Rechtswegen in die Hände der Nationalversammlung übergehe.“ Zugleich ernannten sie den General Oudinot zum Kommandanten aller Truppen in Paris; dem General Lauriston übertrugen sie den Oberbefehl über die Nationalgarden. Da aber traten auch schon zwei Polizeikommissarien, denen Truppen, Jäger von Vincennes, folgten, in den Saal, um die Versammlung aufzulösen. Der Vorsitzende derselben, Benoist d'Azy, läßt ihnen den Artikel 68 der Verfassung, welcher jede Maßregel, durch die der Präsident der Republik die Nationalversammlung auflöst, vertagt oder an der Ausübung ihres Mandats hindert, für Hochverrath erklärt, sowie das eben beschlossene Absetzungsdekret vorlesen. Eine lebhafte Bewegung geht durch den Saal. Der Kommissar Marlet schreit dazwischen: „Recht oder Unrecht, wir fordern Sie auf aus einander zu gehen.“ Und der ihn begleitende Offizier erklärt, daß er von General Magnan Ordre habe, alle Abgeordneten, welche der Aufforderung aus einander zu gehen nicht Gehorsam leisten, zu verhaften. „Alle nach Mazas!“ antwortet man ihm von allen Seiten. „Wir weichen nur der Uebermacht! Wenden Sie Gewalt an!“ rufen andere Stimmen dazwischen. Zwischen zwei Reihen Soldaten unter Anführung des Generals Forey setzt sich der lange Zug der Abgeordneten in Marsch; zwanzig schließen sich noch unterwegs freiwillig ihnen an: sie werden Alle in die Kaserne am Pont Royal gebracht.

Der Protest war ein Schlag ins Wasser. Wie aber, wenn er durch die Entscheidung des Hohen Gerichtshofes legalisirt wurde? Artikel 91 der Verfassung bestimmte, daß in jenem Falle des Hochverraths, welchen Artikel 68 bezeichnete, der Hohe Gerichtshof, die oberste Rechtsinstanz der Republik, sich unverzüglich zu versammeln habe. Er trat daher um Mittag unter dem Vorsitze seines Präsidenten Ardouin zusammen, fünf Richter und fünf Hülfsrichter. Sollte er sein Votum, die rechtlich unzweifelhafte Verurtheilung des Staatsstreiches, in die Bewegung hineinwerfen? Indeß seine Beisitzer waren, wenn auch nicht als Richter, so doch als Bürger der Meinung, daß der Präsident der Republik dadurch, daß er allen Eventualitäten einer neuen Präsidentenwahl zuvorkam, Frankreich und die Gesellschaft gerettet habe: sie empfanden also keine Neigung, das Gelingen durch ihren Einspruch ihm zu erschweren. Was sollten sie thun? Sie hofften, daß das Militär ihre Sitzung aufheben würde. Allein nicht das Geringste geschah gegen sie: die Komplottirenden hatten den Hohen Gerichtshof bei ihren

Maßregeln vergessen! So mußte er denn wenigstens den Schein sich geben, als ob er seines Amtes walte: er beschäftigte sich mit der Feststellung der Thatsache, wählte einen Generalprokurator, um die Anklage gegen Louis Napoleon zu erheben, und behielt sich vor, den Anzuklagenden am nächsten Tage vorzuladen.

Diese Beschlüsse wurden gedruckt und veröffentlicht. Jetzt war der Hohe Gerichtshof nicht mehr zu vergessen. Als er daher am 3. Dezember seine Sitzung wieder aufnimmt und der Prokurator sich erhebt, um die inzwischen verfaßte Anklageschrift vorzulesen, wird ein Polizeikommissar gemeldet. Der Gerichtshof beschließt, ihn anzuhören. „Herr Präsident und meine Herren vom Hohen Gerichtshof", sagt der Kommissar sehr respektvoll, „ich habe den Auftrag, Sie zu bitten aus einander zu gehen." Mit erhabener Ruhe antwortet Ardouin: „Der Gerichtshof ist entschlossen, sein Mandat zu erfüllen, und wird nicht freiwillig aus einander gehen, sondern nur der Gewalt weichen." Ein Piket Soldaten marschirt in den Saal. Der Präsident Ardouin erhebt sich, gebietet durch eine Handbewegung den Soldaten stille zu stehen und verläßt mit Würde, gefolgt von seinen Kollegen, den Sitzungssaal.

Der Hohe Gerichtshof betrachtet sich als gesprengt, die Nationalversammlung ist es: der Widerstand gegen den Staatsstreich kann sich auf Niemand mehr stützen, als auf sich selbst.

Die „Campagne von Paris". Gegen Mittag des 2. Dezember hielt es Louis Napoleon für angemessen, sich dem Volke zu zeigen. Zur Rechten seinen Oheim Hieronymus Bonaparte, den er zum Marschall von Frankreich ernannt hatte, zur Linken den General Narvaez, begleitet von einer glänzenden Suite, ritt er über die Place de la Concorde durch die Rue de Rivoli nach den Tuilerien. Indeß die Haltung des Volkes war ziemlich gleichgiltig. Er wiederholte daher am Nachmittage den Ausritt und wurde jetzt wirklich von zahlreichen Akklamationen begrüßt. Nirgends eine Spur von Widerstand und Unordnung. Die Theater, die Läden, die Cafés waren wie alle Tage geöffnet und zahlreich besucht.

Allein schon seit Mittag hatten die Abgeordneten der republikanischen Linken geheime Zusammenkünfte gehalten, um einen bewaffneten Widerstand gegen den Staatsstreich zu organisiren. Victor Hugo, Michel, Eugen Sue, Julius Favre u. A. veröffentlichten einen Aufruf, in welchem sie Louis Napoleon der Verrätherei bezichtigten. Michel versuchte auf dem Boulevard du Temple durch eine Rede das Volk aufzureizen. Comités bildeten sich, um den Widerstand hervorzurufen und zu leiten: eins derselben proklamirte sich sogar als provisorische Regierung.

Auch der Mittwoch war ein kalter, regnerischer Tag. Der Entschluß zur Erhebung war gefaßt; aber die Arbeiter wollten sich nicht in Bewegung bringen lassen. Ein Trupp von 50 oder 60 Menschen, an dessen Spitze mehrere Abgeordnete marschirten, durchzog mit dem Rufe: „Zu den Waffen! Auf die Barrikaden!" die Straßen. Einige Wagen wurden umgestürzt und daraus die erste Barrikade an der Rue Cotte gebaut; einige Wachtlokale geplündert, um Waffen zu bekommen. Ruhig sahen die Arbeiter dem Tumult zu. Der Abgeordnete Baudin reichte einem derselben ein Gewehr; aber der Blusenmann antwortete ihm trocken: „Wir werden uns hüten, uns todtschießen zu lassen, damit ihr eure 25 Francs Diäten behaltet!" Truppen rückten gegen die Barrikade vor; einer der Vertheidiger derselben giebt Feuer und ein Soldat sinkt tödlich getroffen zu Boden. Die Kolonne antwortet mit einer vollen Salve: von drei Kugeln durch den Kopf getroffen bricht Baudin todt zusammen.

Zu einem wirklichen Kampfe kam es nirgends. Wol wogten auf den Boulevards große Menschenmassen, aus deren Mitte Rufe ertönten, wie „Nieder mit Soulouque!" oder „Hoch die Verfassung!" Aber von der Kirche St. Madeleine bis zum Bastilleplatz ritt das erste Lancierregiment unter Rochefort's Kommando in Abtheilungen auf und ab, und Polizeisergeanten mit den Degen in der Faust trieben alle Zusammenrottungen leicht aus einander und zerstörten die Barrikaden, mit deren Bau hier und dort begonnen war. Man konnte wol erkennen, daß die Bürgerschaft ebenso gut wie die Arbeiter den Staatsstreich billigten: diese faßten ihn als einen der Bourgeoisie versetzten Schlag, jene glaubte dadurch gegen alle Ausschreitungen der Volksherrschaft gesichert zu sein; die Einen fanden ihren Haß befriedigt, die Anderen ihre Furcht gehoben.

So verging denn auch der Vormittag des 4. Dezembers ohne jede Störung. Magnan hielt die Truppen zwischen dem Elysée und den Tuilerien konzentrirt, um sie in Masse aufbieten zu können, wenn es Noth thäte. Und es that Noth. Zwar war es jenen kampflustigen Gegnern des Staatsstreichs nicht gelungen, mehr als etwa 1000 Mann um sich zu sammeln; aber sie hatten die Nacht benutzt, um den Faubourg St. Martin und das Stadtviertel zwischen der Rue du Temple und der Rue Montmartre, ein Gedränge geschwärzter, von Arbeitern bewohnter Häuser, durchschnitten von engen, krummen Gassen und feuchten Gängen, mit Barrikaden zu bedecken. Erst um 1 Uhr hörte man Trommelwirbel. Von dem Boulevard de la Madeleine rückte die Division Carrelet, bestehend aus 3 Infanteriebrigaden, 2 Lancierregimentern und 15 Kanonen an; 2 Brigaden besetzten außerdem die Ausgänge der Straßen du Temple, Saint-Martin und Saint-Denis; eine sechste rückte von der Barrière du Trône auf die Vorstadt St. Antoine los, und General Renault besetzte mit seiner Division das Luxembourg, das Odeon, das Pantheon und die umgebenden Straßen. An die 30,000 Mann waren gegen den Aufstand aufgeboten.

Tausende von Neugierigen bedeckten die Trottoirs. Durch Ansprengen der Reiter, durch Kolbenstöße der Infanterie wurden die Straßen leer gemacht. Dann donnerten die Kanonen, krachten die Gewehrsalven gegen den meist unsichtbaren Feind. Der Kampf war kurz; wer auf den Barrikaden ergriffen wurde, ward ohne Weiteres füsilirt, aber auch zahlreiche Unbetheiligte fanden ihren Tod. Auf bloßen Verdacht hin schossen die Soldaten gegen die Fenster, drangen in die Häuser ein und verübten zügellose Schandthaten an Wehrlosen. Wer kennt die Zahl der Opfer? Auf dem Kirchhofe Montmartre allein wurden am nächsten Tage 350 Leichen zur Beerdigung eingeliefert! Den Truppen aber wurde diese „Campagne von Paris“ als ein Feldzug angerechnet.

Die Diktatur des Prinz-Präsidenten. Auch an manchen Orten in der Provinz wurde der Staatsstreich nicht sowol der Anlaß als der Vorwand zu republikanischen Schilderhebungen: denn fast allenthalben war es die sozialistische Propaganda, welche sie hervorrief. Rasch wurden sie unterdrückt; über 32 Departements wurde wie über Paris der Belagerungszustand verhängt und durch massenhafte Verhaftungen, von denen in Paris 26,000 Personen, in dem übrigen Frankreich fast noch dreimal so viel betroffen wurden, die öffentliche Ruhe wieder hergestellt.

Es war, als hätte das französische Volk in der Strenge und dem Umfange der Repressionsmaßregeln den Beweis für die Größe der Gefahr gesehen, aus welcher es Louis Napoleon errettet haben wollte. Denn als die Abstimmungen über die zehnjährige Präsidentur des Prinzen und über die neue Verfassung begannen, stimmten 7,439,216 dafür und nur 646,737 dagegen. Baroche, der Vorsitzende der konsultativen Kommission, welche mit der Feststellung des Ergebnisses beauftragt worden war, theilte es mit volltönenden Worten dem Präsidenten mit: „Nehmen Sie Besitz, mein Prinz“, begann er, „von der Macht, die Ihnen in so glorreicher Weise übertragen ist, bedienen Sie sich derselben, um durch weise Institutionen die Grundlagen zu entwickeln, welche das Volk selbst durch sein Votum geheiligt hat.“ Und der Erzbischof von Paris fügte hinzu: „Wir werden Gott inbrünstig bitten, er wolle der hohen Aufgabe, die Ihnen zum Glück und Frieden des Landes, zur Eintracht und zum Heile aller Bürger anvertraut ist, seinen reichsten Segen schenken!“

Die Monarchie war da. Am 1. Januar 1852 wurde in der Kirche Notre Dame ein Te Deum gesungen und im Kirchengebet für Louis Napoleon Fürbitte gethan. Der Prinz-Präsident — so nannte man ihn nunmehr — verlegte seine Residenz aus dem Elysée in die Tuilerien und ließ auf den französischen Fahnen den gallischen Hahn durch den Adler, das Symbol des napoleonischen Kriegsruhms, ersetzen.

Jetzt wurden die Thüren der Gefängnisse und Kasematten geöffnet: die Verhafteten erhielten ihre Freiheit zurück. Von den früheren Volksvertretern wurden indeß 66, darunter Victor Hugo, Raspail und Charras, für immer vom französischen Boden verwiesen, und 16, darunter Thiers, Emil von Girardin und die Generale Changarnier, Lamoricière und Bedeau, für die nächste Zeit aus Frankreich verbannt. Cavaignac dagegen erhielt die Erlaubniß ohne Weiteres nach Paris

zurückzukehren, während das namenlose Volk der Aufgehetzten, das den Widerstand gegen den Staatsstreich hatte zur That werden lassen, zu vielen Hunderten nach Cayenne deportirt wurde.

Am 14. Januar 1852 wurde die Verfassung veröffentlicht. Eine getreue Nachbildung der Konsularverfassung legte sie alle Gewalt in die Hände des Präsidenten: er führt den Oberbefehl über die Land- und Seemacht; er schließt Friedens- und Handelsverträge; er hat allein die Initiative der Gesetzgebung; er sanktionirt die Gesetze; in seinem Namen werden die Gesetze erlassen, wird Recht gesprochen; er allein hat das Recht der Begnadigung; ihm leisten die Beamten den Eid.



Aus der „Campagne von Paris" am 4. Dezember 1851. Zeichnung von Ludwig Burger.

Und gegen diese ungeheure Macht, welche diejenige des Ersten Konsuls noch weit übertrifft, giebt es kein anderes Gegengewicht als den Artikel 5: „Der Präsident der Republik ist dem französischen Volke verantwortlich." Aber wo war eine Instanz ihn anzuklagen oder zu verurtheilen?

Dennoch konnte Louis Napoleon der Besorgniß vor Umtrieben der Orleanisten sich nicht entschlagen. Er erließ am 22. Januar ein Dekret, welches bestimmte, daß die Mitglieder der Familie Orleans keinerlei bewegliches oder unbewegliches Eigenthum in Frankreich besitzen könnten, und daß sie daher alle ihnen innerhalb der Republik gehörenden Besitzungen binnen Jahresfrist zu verkaufen hätten. Außerdem wurden die Familiengüter der Orleans als

Staatseigenthum eingezogen. Diese Bestimmungen erregten vielfache Opposition, da ihre Gesetzlichkeit mehr als zweifelhaft war. Morny, seiner vielfachen früheren Verbindungen mit der Familie der Orleans eingedenk, legte das Ministerium des Innern nieder, das nunmehr in die Hände Persigny's überging. Auch Fould und Rouher traten aus dem Kabinet, und St. Arnaud ließ sich nur durch die dringenden Bitten des Prinz-Präsidenten zum Ausharren bewegen.

In Wahrheit war die Stellung des Präsidenten in dieser Uebergangszeit die eines Diktators. Er benutzte sie, um seine Macht noch weiter auszubauen. Der Nationalgarde wurde das Recht genommen, ihre Offiziere selbst zu wählen; die Unabsetzbarkeit der Universitätsprofessoren wurde aufgehoben, die Presse in strenge Aufsicht genommen und die Befugnisse der Präfekten vermehrt. Zugleich wurde der Credit mobilier und der Credit foncier gegründet. Erst mit dem Zusammentritt des gesetzgebenden Körpers am 29. März 1852 trat die neue Verfassung in Kraft, endete die Diktatur: die Bahn zum Kaiserthrone war nach allen Richtungen geebnet.

Die Stimmung des Landes. Jeden Tag konnte sich jetzt Louis Napoleon zum Kaiser proklamiren und damit das Ziel, das er seinem Leben gesetzt glaubte, vollenden: er würde nirgends erheblichen Widerstand gefunden haben. Frankreich war müde. Aber der Staatsstreich, welcher ihn zur Macht erhoben, schloß Gewaltthat und Eidbruch in sich: um so weniger durfte er wie ein Usurpator die Krone erraffen; Dauerhaftigkeit konnte sein Thron nur gewinnen, wenn er ihn auf die Ueberzeugung des Volkes gründete.

Der beiden einflußreichsten Stände war er zweifellos sicher. Dennoch fuhr er fort, um die Sympathien der Geistlichkeit durch Verschärfung der Sonntagsfeiergesetze, durch die Zurückgabe des Pantheon an die Kirche, durch die stetige Hervorhebung der Bedeutung der Kirche und ihrer Diener zu werben. Das Militär hing mit Hingebung ihm an; durch Auszeichnungen und Gratifikationen waren die Offiziere ihm gewonnen, für die Soldaten waren Ehrenmedaillen mit 100 Francs Jahresrente gestiftet und freigebig vertheilt; vortrefflich wußte er in seinen Ansprachen den Ton zu treffen, welcher die Herzen der Soldaten zu stürmischem Beifall hinriß. Auf das Bereitwilligste würden sie ihn, wenn er es gewollt, nach Prätorianersitte zum Kaiser ausgerufen haben.

Aber er wollte es nicht: durch das Volk wollte er Kaiser werden. Eine Reihe höchst wohlthätiger Maßregeln wurde getroffen, um dem Volke im voraus zu zeigen, was es von einer Regierung, wie die seinige, für die Zukunft zu erwarten hätte. Durch Anlegung von Eisenbahnen, Gründung von Kreditvereinen wurden die Wohlhabenden gewonnen; durch große Bauten, zumal in Paris durch die Anlegung neuer Straßen, ganzer Stadtviertel, Verbindung des Louvre mit den Tuilerien den Handwerkern und Tagearbeitern ein Verdienst gewährt, wie sie nie zuvor ihn gehabt hatten. Im Interesse der ärmsten Bevölkerungsklassen wurden die bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten vergrößert oder neue gegründet, so daß seine Regierung in wenig Monaten zu großer Popularität in allen Kreisen des Volkes gelangte.

Die Rundreise durch die Provinzen. Er fügte noch die persönlichen Berührungen hinzu. Am 14. September unternahm er eine ausgedehnte Rundreise durch die Provinzen. Von weither kamen die Gemeinden herbeigeströmt, um ihn zu sehen; ganze Dorfschaften lagerten sich die Nacht hindurch im Freien, um den Moment der Vorüberfahrt des Präsidenten nicht zu verpassen. Und was der Prinz auf die Begrüßungen antwortete, war sehr geeignet, seine Populariiät noch zu erhöhen. Nicht Ruhm, sondern Frieden verlangte Frankreich von ihm, die tiefen Wunden der letzten unruhigen Jahre zu heilen: er versprach ihn in allen Tonarten in Lyon, in Saint Etienne, in Avignon den 500 zu seinem Empfange versammelten Geistlichen, in Marseille dem Handelsstande. Selbst der sehr legitimistisch gesinnte Süden und Westen begrüßte den Prinzen mit lauter Zustimmung, die seiner Person kaum weniger, als der Idee der Wiederherstellung des Kaiserreichs galt. Es waren denkwürdige Worte, die Louis Napoleon in Bordeaux sprach, das Wort seines Oheims, daß das Konsulat den Frieden bedeute, variirend. „Frankreich", sagte er bei einem Banket dort, „scheint zum Kaiserthume zurückkehren zu wollen. Das Kaiserthum, meinen Manche, ist der Krieg. Nein, meine Herren,

es ist der Friede!" Unter dieser Voraussetzung, daß das Kaiserthum gesicherte, friedliche Verhältnisse bringe, erwartete Frankreich, kann man sagen, mit einer gewissen Ungeduld die Wiederherstellung desselben. Ja, in Sevres und in Lisieux proklamirten die Maires ohne Weiteres Louis Napoleon zum Kaiser.

Am 16. Oktober kehrte der Prinz-Präsident nach Paris zurück. Die Stadt war mit Fahnen, Festons, Triumphbogen glänzend geschmückt, die Straßen mit Blumen bestreut, Teppiche aus den Fenstern gehängt. Viele Tausende aus der Umgegend, zumal viel Landleute, waren zusammengeströmt, um mit den Parisern zugleich den Heimkehrenden zu begrüßen. Auf dem Bahnhofe warteten Senat und gesetzgebender Körper, die Geistlichkeit aller Konfessionen und die Mitglieder der großen Körperschaften vom Institut von Frankreich bis herab zu den Notaren und Börsenmaklern. Der Zug von Orleans fuhr ein: Kanonendonner, Glockengeläute, Militärmusik begrüßten den Prinzen, als er aus dem Wagen stieg. Aus den Reihen des Senats und des gesetzgebenden Körpers tönte der Ruf: „Es lebe der Kaiser!" ihm entgegen.

Der Prinz stieg zu Pferde. Triumphbogen bedeckten fast die Boulevards. Bei dem ersten, am Jardin des Plantes, begrüßte ihn der Seinepräfekt Berger, ein alter Februarkämpfer: „Geben Sie den Wünschen des ganzen Volkes nach, Monseigneur. Nur als Kaiser können Sie die herrlichen Verheißungen des erhabenen Programms erfüllen, das Sie in Bordeaux dem aufmerksam lauschenden Europa enthüllt haben." In dem Augenblicke stieg in Gestalt eines Adlers, der, die Flügel ausgebreitet, in seinen Fängen eine Kaiserkrone hielt, ein Luftballon empor.

Die Boulevards entlang bildeten theils Truppen, theils Arbeiterkorporationen Spalier. Drei Stunden dauerte der Zug: erst um drei Uhr langte er bei der Madeleinekirche an, wo der Priester im reichsten Ornate, umgeben von Chorknaben, die Weihrauchfässer schwangen, den Prinzen begrüßte. Auf der Place de la Concorde stand inmitten eines Waldes bewimpelter Masten der letzte Triumphbogen; er trug die Inschrift: „Napoleon III., dem Retter der modernen Civilisation." Der Prinz lenkte nach den Tuilerien um: eine Deputation junger Mädchen begrüßte ihn; es war die letzte; im Namen der „Damen der Halle" bat sie ihn um die Wiederherstellung des Kaiserreichs.

Natürlich war am Abend ganz Paris illuminirt, Läden, Buden, Magazine; die Theaterfaçaden mit Transparenten bedeckt, die Fenster mit venezianischen Laternen erleuchtet. Aber inmitten des ganzen strahlenden Glanzes hatte doch kaum einer die Bedeutung des Tages in treffender Kürze besser bezeichnet, als ein kleiner Friseur in der Rue Montmartre! „Ave, Caesar!" hatte er auf das Transparent in seinem Ladenfenster geschrieben. Denn durch all die prunkenden offiziellen Veranstaltungen hindurch klang der Grundton, daß, unbekümmert um Parteigetriebe, in seiner großen Mehrheit das französische Volk aufrichtigen Herzens die Wiederherstellung des Kaiserthums willkommen hieß.

Senatskonsult und Plebiscit. Das Ergebniß konnte demnach auch im Ernste nicht zweifelhaft sein, als dem französischen Volke die Frage zur Entscheidung vorgelegt wurde: Will das französische Volk die Wiederherstellung der kaiserlichen Würde in der Person Louis Napoleon Bonaparte's mit der Erblichkeit in seiner direkten legitimen oder adoptirten Descendenz?" Die Majorität war sicher dafür vorhanden; alle Präfekten und Maires aber strengten sich an, sie so groß als möglich herzustellen; so erreichten sie zwar eine Stimmenzahl, welche der Einstimmigkeit einigermaßen nahe kam, beeinträchtigten aber in bedenklicher Weise die moralische Wirkung der Volksentscheidung. 7,824,129 Stimmen lauteten auf ja, nur 253,149 auf nein.

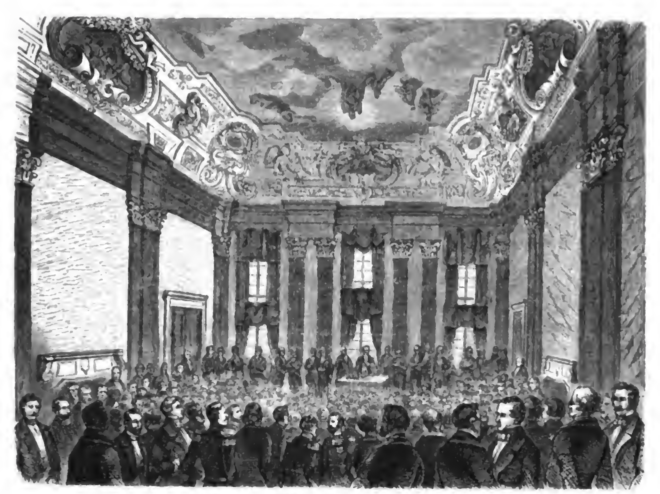
Schon vierzehn Tage zuvor, am 7. November, hatte der Senat, da nur ihm und dem Volke das Recht zustand, die Verfassung zu ändern, das „Konsult" gefaßt, durch welches er Louis Napoleon zum erblichen Kaiser der Franzosen zu ernennen vorschlug; jetzt wählte er eine Kommission, um die Modifikationen der Verfassung vorzubereiten, welche durch das Plebiscit vom 21. November nothwendig wurden. Am 1. Dezember erstattete Troplong, der Vorsitzende dieser Kommission, Bericht: mit allen gegen die eine Stimme des Senators Viellard

nahm die Versammlung die Vorschläge an, welche das Kaiserreich wiederherstellten, Louis Napoleon Bonaparte, da Napoleon's Sohn verfassungsmäßig zum Kaiser proklamirt, wenn auch thatsächlich nicht zum Throne gelangt wäre, unter dem Namen Napoleon III. zum erblichen Kaiser der Franzosen ernannten und die Thronfolge für die Zukunft regelten.

Die Wiederaufrichtung des Kaiserthrones. Noch an demselben Abend um 8 Uhr fuhren der Senat und der gesetzgebende Körper in 200 Kutschen, von berittenen Fackelträgern umgeben, nach dem Schlosse von St. Cloud hinaus. In der Apollogalerie war ein Thron errichtet; rechts von demselben stellte sich der Senat auf, gegenüber der gesetzgebende Körper. Auch der Staatsrath fand sich ein. Um 9 Uhr trat der Prinz-Präsident in der Uniform eines Divisionsgenerals ein, begleitet von den Verwandten seines Hauses und den Ministern. Unter den Hochrufen der Versammlung stieg er die Stufen zum Throne empor. Der Präsident des gesetzgebenden Körpers Billault trat vor und übergab ihm den soeben von dem Senate gefaßten Beschluß, indem er darauf hinwies, daß durch diesen die französische Nation „mit stolzer Liebe die aus ihrem Schoße hervorgegangene Dynastie der Bonapartes wieder aufrichte." Im Namen des Senats fügte Mesnard hinzu, daß Frankreich durch diese Wiederherstellung der kaiserlichen Würde, „indem es die Gegenwart an die Vergangenheit knüpfe, seine Hoffnungen mit seinen Erinnerungen verbände." Darauf antwortete der Kaiser, an den in demselben Saale vor 48 Jahren vollzogenen ähnlichen Akt erinnernd: „Was heute mein Herz am tiefsten bewegt, ist der Gedanke, daß der Geist des Kaisers, meines Oheims, mit mir ist, daß sein Gedanke mich leitet, sein Schatten mich beschützt." Und er schloß mit den Worten: „Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu versichern, daß mein beständiges Streben dahin gerichtet sein wird, mit Ihnen vereint an der Größe und der Wohlfahrt Frankreichs zu arbeiten." „Es lebe der Kaiser", antwortete in vielstimmigem Rufe die Versammlung, während Napoleon III., vom Throne herabsteigend, mit seinem Gefolge den Saal wieder verließ.

Am nächsten Morgen, am 2. Dezember 1852, begab sich der Kaiser nach Paris; ihm zur Rechten ritt Persigny, zur Linken der soeben zum Marschall ernannte St. Arnaud; ein glänzendes Gefolge schloß sich an. Der Zug ging durch das Boulogner Gehölz die Allee von Neuilly entlang; Nationalgarden auf der einen, Linientruppen auf der andern Seite bildeten Spalier. Am Ende der Allee, bei dem Triumphbogen nahm der Kaiser die Begrüßung der Behörden entgegen, dann ritt er die elysäischen Felder hinunter, hielt Revue über die Truppen auf dem Vendomeplatz und wandte sich den Tuilerien zu. Auf den Balkonen des Schlosses erwarteten ihn die Prinzen und Prinzessinnen des neuen Kaiserhauses. In dem Augenblicke, wo der Kaiser die Tuilerien betritt, erdröhnt ein Kanonenschuß, und auf der Zinne entfaltet sich die Kaiserstandarte. In dem großen Saale des Schlosses empfängt den Kaiser eine glänzende Versammlung; in dem Gewühle der goldgestickten Uniformen bemerkt man einen weißen wallenden Burnus: auch Abd-el-Kader, unlängst der Freiheit zurückgegeben, hat sich zur Begrüßung eingefunden. Der Kaiser tritt hinaus auf einen Balkon, den eine Draperie von rothem Sammet überdacht, und zeigt sich den Tausenden, welche den Platz vor dem Schlosse erfüllen; der Marschall St. Arnaud verliest das Plebiscit: die Trommeln wirbeln, die Trompeten schmettern, die Soldaten präsentiren das Gewehr; das Kaiserreich ist verkündigt.

Durch glänzend dotirte Hofämter belohnte der Kaiser seine Getreuen: St. Arnaud wurde Oberhofmeister des Palastes, Magnan Oberjägermeister, Fleury erster Stallmeister, Beville Palastpräfekt. Ein Banket von 60 Gedecken vereinte die kaiserliche Familie mit den Männern, durch welche Louis Napoleon auf den Kaiserthron sich erhoben: eine Gesellschaft, wie die Königin Victoria sagte, „von Parvenüs und Abenteurern". Wol beeilten sich die Mächte — die letzten waren Rußland, Oesterreich und Preußen — das neue Kaiserthum anzuerkennen, denn sie sahen darin die endgiltige Ueberwindung der Revolution; aber eine mißtrauische Reserve gegen dasselbe bewahrten sie doch: wer konnte ermessen, was es für die Zukunft noch Alles in seinem Schoße barg?



Eröffnung des Unionsparlamentes zu Erfurt.

Die Reaktion in Deutschland.

Die Siege Radetzky's, welche Italiens Erhebung brachen, hatten auch die Hoffnungen Deutschlands zertrümmert. Denn sie gaben Oesterreich nicht nur die Kraft, im eigenen Hause sich wieder zum Herrn zu machen; sie gaben ihm auch die Zuversicht, Deutschland wieder unter seine Obmacht zu beugen. Seit dem Frühjahr 1849 ging demnach das Bestreben Oesterreichs dahin, die Dinge in Deutschland auf den alten Stand zurückzuführen, die Kläglichkeit des deutschen Bundes, auf welcher Oesterreichs Uebergewicht beruhte, ungemildert wiederherzustellen. In seiner Verfassung vom 4. März, welche das vielsprachige Reich in eine einheitliche Monarchie umgestaltete, sah es dafür kaum ein Hemmniß: ein Hinderniß war ihm nur Preußen und dessen durch die Bewegungen des letzten Jahres erheblich veränderte Stellung in Deutschland. Es war klar, daß von der Gestaltung des Verhältnisses der beiden deutschen Großmächte zu einander die Weiterentwicklung der deutschen Angelegenheiten abhängen mußte. Denn Preußen betrieb im Gegensatze zu Oesterreich die Neubildung Deutschlands; aber das Spiel war von vornherein verloren, denn es wollte die Einheit Deutschlands erreichen und doch mit Oesterreich nicht brechen.

Das Dreikönigsbündniß. Die dargebotene deutsche Kaiserkrone hatte König Friedrich Wilhelm IV. abgelehnt, aber er hatte dabei die Zusage gegeben, das Werk der Einigung Deutschlands seinerseits in die Hand nehmen zu wollen, und demzufolge diejenigen Regierungen, welche die Reichsverfassung nicht angenommen, zu Unterhandlungen nach Berlin eingeladen.

Bayern, Sachsen und Hannover entsprachen der Aufforderung zu gemeinsamen Konferenzen über die Bildung eines deutschen Bundesstaates, dem der Name „Deutsches Reich" vorbehalten war. Die Grundlage dafür sah Preußen aber in einer vorhergehenden Verständigung mit Oesterreich und sandte daher den General von Canitz nach Wien. Es erwartete die Erklärung, daß Oesterreich der Bildung eines deutschen Bundesstaates mit Preußen an der Spitze nicht entgegen wäre und Preußen völlig freie Hand darin lasse. Allein Fürst Schwarzenberg, den

Ausdruck der Zustimmung umgehend, antwortete, daß Oesterreich die Absicht habe, sich an den Verhandlungen über diesen Bundesstaat zu betheiligen.

Ein Eintritt Gesammtösterreichs in diesen Bundesstaat erschien ebenso unmöglich, wie ein Ausschluß desselben. Radowitz, der preußische Minister, suchte daher nach einem Auswege. Er schlug vor, daß Gesammtösterreich mit dem deutschen Bundesstaate eine „unauflösliche Union" bilden solle in der Art, daß die Unionsangelegenheiten durch ein Direktorium von vier Mitgliedern verwaltet würden, von denen Oesterreich zwei und der preußisch-deutsche Bund ebenfalls zwei zu ernennen habe: die höchste Gefahr für Deutschland, das damit die Garantie für alle außerdeutschen Besitzungen Oesterreichs übernommen und sich den bedenklichsten Konflikten ausgesetzt hätte. Es war ein Glück für Deutschland, daß Oesterreich dies Unionsprojekt ablehnte: es sei unmöglich eine bindende Uebereinkunft mit einem erst noch zu bildenden Bundesstaate abzuschließen, „über dessen Beschaffenheit und Verfassung zur Zeit gar kein Urtheil gefällt werden könne."

So waren die Vorverhandlungen mit Oesterreich als gescheitert anzusehen, als die Konferenzen in Berlin am 17. Mai 1849 begannen. Gleichwol nahm an der ersten Sitzung noch ein Bevollmächtigter Oesterreichs Theil, zog sich aber mit der Erklärung zurück, daß die Verhandlungen Oesterreich nicht berührten, da ja nach den preußischen Vorschlägen in dem zu schaffenden „deutschen Reiche" für Oesterreich kein Platz sei. Am 26. Mai waren die Konferenzen beendigt; ihr Ergebniß war, daß am 28. Mai Preußen mit Sachsen und Hannover zunächst auf ein Jahr ein Bündniß schloß „zur Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands und der Unverletzlichkeit der Glieder dieses Bündnisses." Die vorläufige Oberleitung dieses Bundes wurde Preußen übertragen und gleichzeitig die Einberufung eines Reichstages zur Vereinbarung einer Reichsverfassung mit den Regierungen verheißen. Auch wurde schon am 11. Juni der Entwurf dieser Reichsverfassung, welcher sich im Wesentlichen an die Frankfurter Reichsverfassung anschloß, veröffentlicht.

Nur mit unverhohlenem Widerstreben hatten Sachsen und Hannover die preußische Leitung des Bundes sich gefallen lassen. Bayern aber zog sich ganz von dem „Dreikönigsbündnisse" zurück. Nach langen Verhandlungen zu einer bestimmten Erklärung gedrängt, antwortete von der Pfordten, seit dem Frühjahre Bayerns auswärtiger Minister, am 18. September im Vertrauen auf Oesterreich mit der Ablehnung der preußischen Vorschläge: wolle Oesterreich dagegen Verhandlungen über die künftige Gestaltung Deutschlands eröffnen, so werde Bayern „mit Vergnügen bereit sein" daran Theil zu nehmen. Denn Oesterreich beschützte die Vielstaaterei Deutschlands, damit es schwach bleibe; Preußen betrieb die Einheit Deutschlands, damit es erstarke.

Der Feldzug in der Pfalz und in Baden. Freilich daß Preußen ihm seine rebellische pfälzische Provinz wieder unterwarf, ließ Bayern sich gern, wenn auch ohne Dank, gefallen. Ja es bat ausdrücklich ebenso wie Baden darum. Unverzüglich war Preußen dazu bereit, wie gegen die Aufständischen in Baden, so auch gegen diejenigen in der Pfalz Hülfe zu bringen. Denn die Republiken, welche sich hier wie dort gebildet hatten, waren zugleich eine Gefährdung der westlichen Reichsgrenze. Zwar war Frankreich auf das Bündniß, welches die provisorischen Regierungen der Pfalz und Badens ihm antrugen, nicht eingegangen; dafür aber bestand ein Einverständniß zwischen ihnen und der radikal-republikanischen Partei in Frankreich, welche die römische Expedition zum Anlaß der Erhebung am 13. Juni benutzte (S. 325). Im höchsten Maße waren überdieß die Bundesfestungen Landau und Rastatt durch die Insurrektion unmittelbar bedroht.

Auf drei Straßen drangen am 13. Juni die Preußen unter General von Hirschfeld zwischen Kreuznach und Saarbrücken in die Pfalz ein. Ein zweites preußisches Corps unter General von der Gröben war der hauptsächlich aus Hessen und Mecklenburgern bestehenden Reichsarmee, welche der Reichsverweser unter dem früheren Reichskriegsminister von Peucker ebenfalls gegen die Insurrektion nunmehr zu entsenden sich entschlossen hatte, beigegeben. Den Oberbefehl über die sämmtlichen preußischen Truppen aber führte der Prinz von Preußen.

In Frankfurt entwarf er in Gemeinschaft mit Peucker und Gröben den Plan des Feldzuges. Danach sollte die Reichsarmee zunächst die Badenser beschäftigen, dann aber bei Durlach sie im Rücken fassen, während der Prinz mit dem Hirschfeld'schen Corps den Frontangriff übernähme.

Von den Feldherrn der verbündeten Republiken Pfalz und Baden hatte Snayda 12,000 Mann unter sich, Mieroslawski gegen 20,000 Mann, wozu noch die Volkswehren und die Freicorps, die Schweizer Legion, die polnische Legion, etwa 10,000 Mann zählend, hinzukamen. So waren sie den Angreifern an Zahl wol überlegen, standen aber an Disziplin und taktischem Geschick weit ihnen nach. Snayda mit seinen Pfälzern ließ sich auf gar keinen Widerstand ein, sondern überschritt, immer weiter vor den Preußen zurückweichend bei Knielingen den Rhein. Die Festungen Landau und Germersheim wurden von den Preußen entsetzt. Jetzt erst erschien auch ein bayerisches Corps unter dem Fürsten Thurn und Taxis in der Pfalz und besetzte, hinter den Preußen herziehend, die durch diese befreiten Orte.



Der Prinz von Preußen vor Rastatt. Zeichnung von Ludwig Burger.

Nun drangen die Preußen in Baden ein; zugleich waren die Reichstruppen durch den Odenwald gegangen und hatten den oberen Neckar überschritten, während Gröben sich bis Weinheim vorgeschoben hatte. Noch rechtzeitig erkannte Mieroslawski die Gefahr, von drei Seiten eingeschlossen zu werden, und rettete sich mit seiner durch Desertionen und Zuchtlosigkeit rasch abnehmenden Armee auf der Eisenbahn nach Langenbrücken. Von hier aus warf er sich am 20. Juni bei Waghäusel auf die Vorhut Hirschfeld's und drängte sie bis gegen Philippsburg zurück. Hier aber zogen die Preußen einige Verstärkungen an sich, nahmen sofort den Kampf wieder auf, trieben den an Zahl überlegenen Feind rasch zurück und schlugen ihn so entscheidend, daß in Unordnung und Hast ein Theil der Insurgentenarmee sich nach Wiesloch flüchtete, der andere nach Heidelberg. In höchster Bestürzung räumten die Aufständischen jetzt Karlsruhe, in welches am 25. Juni die Preußen einzogen.

Der Aufstand war jetzt auf den Süden Badens beschränkt. Allein die langsame Verfolgung hatte es Mieroslawski ermöglicht, die Trümmer seines geschlagenen Heeres wieder zu sammeln. Hinter der Murg, auf Rastatt sich stützend, versuchte er dem Vordringen der Sieger noch einmal Widerstand entgegenzusetzen: bei Oos wehrten sich die Badenser, meist Soldaten der früheren badischen Armee, mit viel Ausdauer; indeß die Uebermacht überwältigte sie. Da flüchtete sich denn Alles über die nahe Schweizergrenze. Mieroslawski, mißmuthig und verzagt, legte den Oberbefehl nieder und kehrte nach Frankreich zurück. Bis nach Konstanz schoben sich die Preußen vor. Oesterreich sah den Erfolg Preußens nur mit schelem Auge an und schickte sich an, ebenfalls ein Corps in den badischen Seekreis einrücken zu lassen. Allein der Prinz von Preußen protestirte mit solchem Nachdruck dagegen, daß es Oesterreich doch vorzog, die Dinge nicht bis zum Aeußersten zu treiben. Auch die Schweiz entschloß sich auf die Reklamation des Prinzen die Pferde und Kanonen, überhaupt alles badische Staatseigenthum, welches die Insurgenten mit sich genommen hatten, wieder zurückzugeben.

Mit höchster Unbesonnenheit waren bei der allgemeinen Flucht mehr als 5000 Mann in der Festung Rastatt zurückgeblieben. Wollten sie durch todesmuthigen Heroismus, wie Klapka in Komorn, einen ehrenvollen Abzug sich erzwingen? Oder wollten sie unter den Trümmern der Festung sich begraben? Sie machten, durch die kläglichen Intriguen der Anführer unter sich uneins, nachdem die Preußen die Belagerung begonnen hatten, ein paar Ausfälle mit solcher Mattherzigkeit, daß der Gesammtverlust der Belagerer während der ganzen Belagerung an Todten nur 10 Mann betrug, und ergaben sich dann am 22. Juli auf Gnade und Ungnade.

So war denn in vier Wochen der ganze Feldzug beendigt. So wenig Widerstandskraft hatten die Insurgenten bewiesen, daß der Gesammtverlust der Sieger während des ganzen Feldzugs nur 150 Mann betrug. Gleichwol wurde mit größter Strenge die Erhebung bestraft. Zwar die Anstifter hatten sich meist bei Zeiten in Sicherheit gebracht; aber von den Hauptführern wurde eine Anzahl standrechtlich erschossen, andere wurden zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt. Unter diesen letztern war auch der Dichter Gottfried Kinkel, dem es indeß gelang mit Hülfe treuer Freunde aus dem Gefängnisse in Spandau nach Mecklenburg, und später nach England zu entkommen. Am 18. August kehrte der Großherzog Leopold an der Seite des Prinzen von Preußen in seine Hauptstadt zurück. Damit war denn nun in Deutschland die Ruhe allenthalben wiederhergestellt. Sollte es, wie Italiens, so auch Deutschlands Schicksal sein, seine hohen nationalen Hoffnungen in nichts zerrinnen zu sehen?

Das „Nachparlament" in Gotha. Auf Preußen allein konnten die national Gesinnten noch ihre Hoffnungen setzen. Durch die rasche und entschiedene Bewältigung der radikalen Insurrektion im südwestlichen Deutschland war die Achtung vor Preußen gewachsen, die innere Gestaltung der preußischen Verhältnisse erhöhte das Vertrauen der Besonnenen. Zwar hatte der König am 27. April 1849 die Kammern aufgelöst, aber sofort auf Grund eines andern Wahlgesetzes eine neue Volksvertretung wählen lassen, welche der Regierung weder eine leidenschaftliche noch eine prinzipielle Opposition entgegensetzte, so daß die Vereinbarung der preußischen Verfassung jetzt in angemessener Weise vorwärtsschritt und der ernste Entschluß auf beiden Seiten unverkennbar war, Preußen in die Reihe der konstitutionellen Staaten dauernd einzuführen. Freilich hatte dies neue preußische Wahlgesetz so sehr die Mißbilligung aller demokratischen Kreise erregt, daß sie sich in blindem Trotz von der Theilnahme ganz ausgeschlossen hatten, und daher in der neuen preußischen Kammer die radikale Partei unvertreten war; indessen auch ohne dies würde sie es höchstens zu einer sehr bescheidenen Minderheit gebracht haben. Denn das neue Wahlgesetz, weit entfernt durch die willkürliche Festsetzung eines Census wie in Frankreich die ärmeren Wähler von der Wahl auszuschließen, ließ jedem unverkürzt sein Wahlrecht, versuchte aber nach dem Maßstabe der Steuerleistung für Staat und Gemeinde das Gewicht der Wahlstimmen abzustufen.

Dies Wahlgesetz nun war auch in den von Preußen, Sachsen und Hannover veröffentlichten Reichsverfassungsentwurf aufgenommen; auch sonst zeigte dieser, namentlich in den

Grundrechten, manche Abschwächung im Vergleiche mit der Frankfurter Verfassung. Aber doch sicherte er nicht nur eine kräftige Centralgewalt, sondern er gewährte auch eine Summe von Freiheiten, wie sie vor 1848 die Liberalen niemals erhofft hatten. Es waren daher vornehmlich die Mitglieder des früheren Frankfurter Weidenbuschvereines, welche trotz mancher Bedenken im Einzelnen es als ihre Aufgabe erkannten, die nationalen Bestrebungen Preußens zu unterstützen; denn scheiterten diese, was blieb denn andres zu erwarten, als die Rückkehr zu dem alten Bundestage! Auf die Einladung von Gagern, Dahlmann, Mathy u. A. versammelten sich demnach zu Ende des Juni 147 frühere Weidenbuschmänner in Gotha zu gemeinsamer Besprechung. Keine der früheren gemäßigten Parteien, Augsburger Hof, Kasino, Westendhall, Württemberger Hof, Café Milani, war unvertreten. Drei Tage lang dauerten die Debatten dieses „Nachparlaments“. Das Ergebniß war, daß 130 in dem Beschlusse sich vereinigten, die Regierungen zum Anschlusse an den Verfassungsentwurf des Dreikönigsbundes, jeden einzelnen Deutschen zur Förderung des großen Werkes aufzufordern. Die schleunigste Berufung eines Reichstages schien nothwendig, um den Bestrebungen des durch Rußlands Hülfe erstarkenden Oesterreich zuvorzukommen.

Die demokratische Presse freilich überschüttete die Erklärung der „Gothaner“ mit giftigem Hohne; im deutschen Volke aber schlug die Ueberzeugung Wurzel, daß in dem preußischen Projekte die letzte Möglichkeit einer Rettung der deutschen Einheit läge. Der Druck der öffentlichen Meinung auf die Regierungen war unwiderstehlich. Mit Ausnahme Bayerns, Württembergs, Luxemburgs und der Duodezländchen Liechtenstein und Hessen-Homburg traten noch im Laufe des Sommers sämmtliche deutsche Staaten dem Dreikönigsbündnisse bei. Aber seit dem Erfolge von Vilagos war Oesterreich noch viel weniger als vorher gesonnen, seinen Einspruch gegen die deutsche „Union“ aufzugeben. Nachdem aber auch Venedig und Komorn gefallen waren, wurden die Gesinnungen zur That.

Der Unionsreichstag in Erfurt. Auf das Betreiben Schwarzenberg's hatte sich der Erzherzog Johann geweigert, die provisorische Centralgewalt an Preußen abzugeben, welches dadurch jedenfalls eine moralische Stärkung seiner Stellung erhalten haben würde. Jetzt wurde Preußen zu einem Vertrage gedrängt (30. September 1849), in welchem es zustimmte, daß die provisorische Centralgewalt auf eine „Bundeskommission“ überginge, welche aus zwei preußischen und zwei österreichischen Kommissären bestand; worauf denn nun die Abdankung des Reichsverwesers erfolgte. So hatte Oesterreich sich glücklich wieder in die deutschen Verhältnisse eingedrängt: sofort sollten die Folgen sich zeigen. Nicht nur, daß es die süddeutschen Königreiche von der Union fernhielt: auch die norddeutschen machte es ihr abwendig. Freilich war sowol Sachsen wie Hannover dem Königsbündniß nur in der Absicht beigetreten, Zeit zu gewinnen, bis Oesterreich weiter erstarkt wäre; mit unwürdigem Gaukelspiel, gestützt auf Oesterreich, zogen sie sich jetzt zurück, während der König von Württemberg sich nicht scheute, den deutschen Einheitsstaat „das gefährlichste aller Traumbilder“ zu nennen, und Oesterreich gegen die Einberufung eines Reichstages der Union förmlich Protest einlegte.

Indeß am 20. März 1850 trat das „Unionsparlament“ in Erfurt zusammen. Weder Sachsen noch Hannover waren darin vertreten wie natürlich auch nicht die süddeutschen Königreiche. Aus Preußen bestand daher die große Mehrzahl der Mitglieder des Volkshauses und fast die Hälfte der ersten Kammer des Staatenhauses. Nach ihren Zusammenkunfslokalen nannten sich wie in Frankfurt die Parteien des Volkshauses. Die zahlreichste war die „Bahnhofspartei“; sie umfaßte eine große Zahl früherer Weidenbuschmänner: Gagern, Graf Schwerin, Vincke, Beckerath, Simson, Beseler, Mathy, Bassermann. Alles, was mit Ernst für die Union war, hatte auf dieser Seite des Hauses seinen Platz gewählt; nicht Wenige davon hatten in der Paulskirche auf der Rechten gesessen, durchaus konservative oder nur gemäßigt liberale Leute. Die Rechte dagegen, der „Schlehdorn“, war der Union theils ganz und gar entgegen, theils verlangte sie wenigstens für die Verfassung derselben eine reaktionär abgeschwächte Gestalt. Die Einen nämlich befürchteten eine nachtheilige Beeinflussung Preußens durch die Kleinstaaten

der Union, die Anderen hielten es für nothwendig, eine genaue Uebereinstimmung zwischen der Unions- und der preußischen Verfassung herzustellen. Denn inzwischen war das preußische Verfassungswerk zu Ende geführt worden; am 6. Februar 1850 hatte König Friedrich Wilhelm die vereinbarte preußische Verfassung feierlich beschworen. Allein das preußische Staatsgrundgesetz beruhte trotz mancher Abschwächungen durchaus auf freisinnigen Grundlagen, so daß es schien, als wolle die Rechte in Erfurt vielmehr die Unionsverfassung benutzen, um in die preußische nachträgliche Beschränkungen hineinzubringen, als umgekehrt.

Am 26. März legte der General von Radowitz dem Parlamente in glänzender Rede die deutsche Politik Preußens dar; war er es doch, der sie am eifrigsten betrieb. Preußen habe Oesterreich nicht durch drängende Forderungen den Kampf um sein staatliches Dasein erschweren, nicht die Hülfsbedürftigkeit der deutschen Regierungen zur Erpressung von Zugeständnissen benutzen wollen: daher sein Zögern. Um so mehr aber hatte die Linke recht, wenn sie jetzt zum schleunigsten Abschlusse drängte, und daher den dem Parlamente vorgelegten Verfassungsentwurf in Bausch und Bogen anzunehmen beschloß. Sie hatte die Majorität; ein größeres Entgegenkommen war nicht möglich; sie wollte ohne jede Aenderungen annehmen, was die Regierungen anboten. Auch einige Aenderungen, welche die Regierungen in der „Additionalakte" zusammengestellt hatten, war sie bereit ohne Weiteres anzunehmen. Da geschah das Unerwartete. Die beiden preußischen Kommissarien, Radowitz und Carlowitz, erklärten, die preußische Regierung weise die einfache Annahme zurück und verlange eine vorherige Revision des Verfassungsentwurfes. Denn sowol Anpassung an die preußische Verfassung als auch Rücksichtnahme auf die vier Königreiche und Oesterreich sei nothwendig. Demgemäß wurden die entsprechenden Veränderungen vorgenommen, und die Unionsverfassung gelangte in wenigen Wochen zu einem befriedigenden Abschluß: nur der Zustimmung der verbündeten Regierungen zu diesen Aenderungen bedurfte es noch.

Die Wiederherstellung des Bundestages. Unterdessen war aber Schwarzenberg nicht müßig gewesen, aus der Union einen Stein nach dem andern auszubrechen. Er versuchte den aufrichtig national gesinnten Großherzog Leopold von Baden zur Thronentsagung zu drängen, er stärkte der mecklenburgischen Ritterschaft, welche durch die neue Zeit in ihren Feudalrechten sich beschränkt sah, in ihrer Opposition gegen den trefflichen Schweriner Großherzog Friedrich Franz II. den Rücken, er bot seine Unterstützung denjenigen Fürsten, welche die Befriedigung der nationalen Wünsche als eine Beeinträchtigung ihrer Hoheitsrechte empfanden. Und sehr bereitwillig gingen der Großherzog von Strelitz und der Kurfürst von Hessen-Kassel darauf ein.

Wie sollte Preußen dem entgegentreten? Denn gegen Preußen und die von ihm geleitete Union richtete sich, was Schwarzenberg intriguirte. Graf Brandenburg, ein Ehrenmann und voller Empfindung für Preußens Ehre, war entrüstet. Als Antwort auf die Hinterhaltigkeit, mit welcher der alte König von Hannover sich seinen Verpflichtungen gegen die Nation zu entziehen suchte, rief er den preußischen Gesandten aus Hannover ab; die gleiche Antwort gab er dem Könige von Württemberg auf dessen dreiste Verurtheilung der Union; und endlich setzte er es durch, daß die preußische Kammer 18 Millionen Thaler zur Mobilmachung der preußischen Armee bewilligte für den Fall, daß Schwarzenberg von seinen Umtrieben gegen die Union nicht ließe.

Allein Oesterreich glaubte schon die Lage in Deutschland zu beherrschen. Am 2. Mai 1850 lief nach dem Vertrage vom 30. September 1849 die Thätigkeit der „Bundeskommission" ab. Am 26. April 1850, einen Tag bevor das Erfurter Parlament geschlossen wurde, lud es die deutschen Regierungen auf den 10. Mai zu einer außerordentlichen Plenarversammlung des deutschen Bundes nach Frankfurt am Main ein, sowol um einen Ersatz für die Bundeskommission zu schaffen, als auch um eine „Revision der Bundesverfassung" zu berathen. Als selbstverständlich nahm es dabei sein früheres Recht des Vorsitzes in Anspruch. Mehrere Regierungen folgten der Einladung: Preußens Antwort aber war, daß es schon auf den 8. Mai die zu der Union gehörenden Fürsten zu einem Kongresse nach Berlin berief.

In der Rede, mit welcher der König den Fürstenkongreß in Berlin eröffnete, betonte er das entschiedene Festhalten Preußens an der Union und schloß mit der Aufforderung, nunmehr die Union definitiv zu begründen. Bis zum 15. Mai dauerten die Verhandlungen: allein weder fanden die Aenderungen des Erfurter Parlaments allseitige Zustimmung, noch lag die definitive Begründung der Union in der Absicht aller anwesenden Fürsten. „Unterzeichnen Ew. Liebden!" sagte der greise Großherzog von Oldenburg zu dem Kurfürsten von Hessen, dem Zögernden auf die Achsel klopfend, „Sie möchten sonst künftig einmal noch ganz Anderes unterzeichnen müssen." Ueber ein neues Provisorium kam die Union nicht hinaus. Ganz anderen Fortgang dagegen hatten die Konferenzen in Frankfurt. Zwar am 10. Mai waren nur erst die Vertreter der vier deutschen Königreiche, Luxemburgs und Hessen-Homburgs anwesend gewesen: bald aber stellten sich auch Kurhessen, Strelitz, Lippe-Schaumburg und Hessen-Darmstadt, unbekümmert um ihre Zugehörigkeit zur Union, in Frankfurt ein. Vergebens protestirte Preußen gegen diesen Versuch, den 1848 gesetzmäßig aufgelösten Bundestag wiederherzustellen. Oesterreich ließ sich nicht beirren; waren auch von den zum engeren Rathe nothwendigen 17 Stimmen nur 11 vertreten: es proklamirte am 2. September 1850 den alten Bundestag als wieder zu Recht bestehend. Und am 11. Oktober hielt der Kaiser Franz Joseph mit den beiden süddeutschen Königen in Bregenz eine persönliche Zusammenkunft, um wenn nöthig mit vereinten Kräften die Union zu sprengen und ganz Deutschland wieder unter die reaktionäre Leitung Oesterreichs zurückzubringen. Oesterreich war entschlossen zum Schwerte zu greifen: war es auch Preußen?



Joseph von Radowitz.

Grundlagen der Reaktion. Ein Zusammenstoß konnte, wie die Dinge lagen, nicht lange ausbleiben. Mit siegessicherer Dreistigkeit erhob sich im Vertrauen auf Oesterreich allerorten die Reaktion. Mit blutendem Herzen erkannten die Liberalen die Folgen der Lauigkeit, welche sie in der Hochflut der Bewegung gegen Preußen gezeigt hatten. Wenn sie, etwas weniger doktrinär, durch einiges Entgegenkommen dem preußischen Könige die Annahme der Verfassung und der Kaiserwürde möglich gemacht, wenn sie überhaupt in dem Kampfe gegen die staatsfeindlichen Wühlereien der Radikalen sich mit thatkräftiger Entschlossenheit, ihr Mißtrauen besiegend, auf die Seite der Regierungen gestellt hätten: wie würde dann jetzt die Stellung Preußens eine andere geworden sein! So aber mußten sie erfahren, daß man kaum noch zwischen ihnen und den Radikalen einen Unterschied mochte gelten lassen, daß die reaktionären Elemente sich als die einzig zuverlässigen Freunde von Thron und Staat hinstellen durften, daß Preußen in den Austrag mit Oesterreich, der immer einmal kommen mußte, ohne volles Vertrauen und ohne volle Entschiedenheit eintrat. Ja es war unverkennbar, daß König Friedrich Wilhelm, einmal über das andere enttäuscht, nach der Art phantasievoller Naturen dem andern Extrem sich zuneigte, Leuten wie Stahl und Gerlach sein Ohr lieh und nicht weit davon war, seine bisherige deutsche Politik selbst als einen falschen Schritt zu verurtheilen: er machte den Eindruck, als wenn er nur mit innerem Widerstreben den Gegensatz gegen Oesterreich aufrecht erhielte. Die kurhessische Frage brachte den Umschlag.

Das Bestreben Oesterreichs, sobald es sich stark genug fühlte, an die Wiedergewinnung

Deutschlands zu denken, ging naturgemäß dahin, in den deutschen Staaten die liberalen Ministerien zu beseitigen und reaktionär gesinnte an deren Stelle zu bringen; denn diese, ohne inneren Halt im Lande, mußten, um sich nur behaupten zu können, unwandelbar fest zu Oesterreich stehen. Entgegen kam ihm dabei das Verlangen absolutistisch gesinnter Fürsten, von den Beschränkungen ihrer Gewalt, welche sie in der Zeit der Unruhen sich geglaubt hatten auferlegen zu müssen, jetzt bei veränderten Zeitläuften wieder ledig zu werden.

Der Konflikt in Kurhessen. So empfand der Kurfürst von Hessen-Kassel die verfassungsmäßige Beschränkung seiner Herrschermacht mit innerem Widerstreben. Die Zeit schien günstig sich davon zu befreien. Schon im Februar 1850 entließ er das liberale Ministerium Eberhard-Wippermann und ernannte ein reaktionäres Kabinet, an dessen Spitze als Ministerpräsident und Justizminister Hassenpflug gestellt wurde. Dieser, den Radowitz einen „Abenteurer“ nannte, war schon 1832—1837 kurhessischer Minister gewesen, hatte sich dann mehrere Jahre in verschiedenen Kleinstaaten herum getrieben, bis er 1841 zum Präsidenten des Oberlandesgericht in Greifswald ernannt worden war. Einer Anklage wegen Unterschlagung von Geldern entzog ihn hier seine Berufung nach Kassel. Da die Ständeversammlung sich weigerte, Geld zur Deckung eines erdichteten Defizits zu bewilligen, so löste Hassenpflug sie auf; auch die nächste lehnte es ab, Steuern ohne vorherige Regelung des Budgets zu bewilligen: sie wurde ebenfalls aufgelöst, und Hassenpflug übernahm jetzt selbst das Finanzministerium. Als er nun die Forterhebung aller direkten und indirekten Abgaben nach dem Finanzgesetz von 1849 verfügte, erklärten die Verwaltungsbehörden wie sämmtliche Obergerichte des Landes diese Verfügung für verfassungswidrig, so daß keine Steuern erhoben und selbst die Stempelabgaben nur notirt wurden. Hassenpflug antwortete damit, daß er am 7. September den Belagerungszustand über das ganze Land verhängte. Indeß die Behörden erkannten den Kriegszustand nicht als zu Recht bestehend an.

Da entfloh Hassenpflug mit dem Kurfürsten heimlich aus Kassel und wandte sich hülfesuchend an den soeben wiederhergestellten Bundestag. Ohne Weiteres entschied dieser, daß der Kurfürst alle Mittel anzuwenden habe, „um die ernstlich bedrohte landesherrliche Autorität im Kurfürstenthume sicher zu stellen“. Gegen diesen Beschluß legte namens der Union Preußen Verwahrung ein, denn nach den Statuten der Union, zu welcher ja Kurhessen gehörte, fiel der kurhessische Konflikt unter die Kompetenz des Bundesschiedsgerichtes der Union. Zugleich aber nahmen 241 kurhessische Offiziere, um ihren auf die Verfassung geleisteten Eid nicht zu verletzen, ihren Abschied, darunter 4 Generale und 7 Obersten. Hassenpflug mußte erkennen, daß es unmöglich war, den geplanten Staatsstreich mit inneren Gewaltmitteln durchzuführen.

Sollte er jetzt die Anwendung von Gewaltmaßregeln gegen die ruhig und standhaft ihr Recht vertretenden Hessen beantragen? Es war unmöglich, daß Preußen, ohne die Union und sich selbst aufzugeben, ein direktes Einschreiten des von ihm nicht einmal anerkannten Bundestages in Unionsgebiet dulden konnte. Aber in Bregenz wurde Oesterreich leicht mit den süddeutschen Königreichen dahin einig, dem Einspruche Preußens mit 200,000 Mann zu begegnen. Außerdem ließ Schwarzenberg an der preußischen Grenze in Böhmen und Mähren mehrere Armeecorps sich sammeln; Radetzky wurde zum Oberfeldherrn ernannt: der Bezwinger Italiens sollte auch der Bezwinger Deutschlands werden. Denn es war beschlossen, der Union, durch welche Preußen das deutsche Land der Herrschaft Oesterreichs entzog, mit Drohung und Gewalt ein Ende zu machen. Kurhessen bot dazu die bequeme Handhabe. Am 15. Oktober rief daher Hassenpflug das direkte Einschreiten des „Bundestages“ gegen Kurhessen an: zehn Tage später beschloß dieser die „Bundesexekution gegen Kurhessen“, und am 1. November überschritt unter dem Kommando des Fürsten Thurn und Taxis ein österreichisch-bayerisches Truppencorps die kurhessische Grenze.

Olmütz. Kaiser Nikolaus von Rußland, stolz darauf, daß er dem Gange der Revolution durch Europa an den Grenzen seines Reichs Halt geboten, war im Sommer in Berlin gewesen, um den nationalen Bestrebungen seines „phantastischen“ Schwagers, in denen er etwas

Revolutionäres witterte, ein Ende zu machen. Seine Vorstellungen waren nicht ohne Eindruck gewesen. Jetzt, wo der Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich in die Krisis getreten war, weilte er in Warschau und lud dorthin die beiden Gegner, um ihren Streit auszugleichen. Von Bregenz eilte der junge Kaiser von Oesterreich, von Schwarzenberg begleitet und seit der Niederwerfung Ungarns dem Zaren ganz ergeben, in Person herbei, von Preußen kam Graf Brandenburg. Oesterreich machte die Auflösung der Union und die Anerkennung des Bundestages zur Bedingung des Friedens. Nikolaus stellte sich ganz auf die Seite Oesterreichs und machte dem preußischen Ministerpräsidenten unwillige Vorwürfe darüber, daß Preußen die Grundsätze der Heiligen Allianz verlassen und den Weg des modernen Konstitutionalismus betreten habe. Der Graf, königstreu und patriotisch in jeder Faser, ließ sich nicht wankend machen; in einer Demüthigung unter Oesterreich sah er, was es war, eine Beschimpfung Preußens.

Unterdessen war Radowitz, seit dem 27. September Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in Berlin damit durchgedrungen, daß Preußen den Beschluß der Bundesexekution mit der Besetzung Kurhessens zu beantworten habe. Die nöthigen Befehle ergingen: am 2. November rückte General von der Gröben in Fulda, General von Tietzen in Kassel ein. Graf Brandenburg stimmte dem zu. Aber schon vor der Reise nach Warschau leidend, hatte die verletzende Behandlung, die er dort erfahren, ihn auf das Tiefste verwundet: er verfiel in Fieberphantasien und starb wenige Tage nach seiner Rückkehr mit der Wehklage: „Es ist zu spät!“ am 6. November 1850.



Die Zusammenkunft von Warschau. Zeichnung von Ludwig Burger.

Die Nachricht von dem Einmarsche der Oesterreicher und Bayern in Hessen wirkte in Berlin wie eine Kriegserklärung. Unter dem Vorsitze des Königs trat am 2. November der Ministerrath zusammen. Radowitz verlangte, daß Preußen ungesäumt mobil mache; mit Nachdruck erhob der Prinz von Preußen die gleiche Forderung. Allein der Minister des Innern von Manteuffel rieth zu einer Politik der Versöhnung, und der Kriegsminister von Stockhausen mußte berichten, daß trotz der vor Monaten bewilligten 18 Millionen Thaler die Kriegsbereitschaft Preußens noch sehr zurück, überhaupt durch umfassende Beurlaubungen und Entlassungen der Präsenzstand der Regimenter sehr verringert wäre. So trat denn die Mehrheit der Minister der Ansicht Manteuffel's bei, und auch der König stimmte wenngleich zögernd zu. Das Schicksal der Union war entschieden.

Thränenden Auges entließ der König am folgenden Tage Radowitz, den langjährigen Vertrauten seiner hochfliegenden Ideen, seines Amtes: Manteuffel erhielt das Portefeuille des Auswärtigen, um die beschlossene Aussöhnung mit Oesterreich durchzuführen. Aber Schwarzenberg wollte keine Versöhnung, er wollte eine Demüthigung. Das Verlangen Preußens nach Einstellung der Rüstungen Oesterreichs und Gewährung freier Konferenzen

beantwortete er durch weiteres Vorrücken des Fürsten Thurn und Taxis in Kurhessen. Da drang denn doch der Prinz von Preußen mit seiner Forderung der Mobilmachung der preußischen Armee durch, deren Eindruck indessen Manteuffel in jeder Weise abzuschwächen bemüht war.

Am 8. November war Thurn und Taxis bei Bronzell auf den Nachtrab Gröben's gestoßen: einige Schüsse wurden gewechselt; der Schimmel eines preußischen Trompeters fiel. Allein Gröben ging der Befehl zu, sich auf die Besetzung der preußischen Etappenstraßen durch Hessen zu beschränken: er mußte das Gefecht abbrechen und sich vor den Bayern und Oesterreichern zurückziehen.

Die Forderungen des Wiener Kabinets an Preußen waren: Auflösung der Union, Anerkennung des Bundestages, Räumung Kurhessens. Die erste Forderung nahm Manteuffel ohne Weiteres an; auf seine Anweisung hatte Herr von Bülow dem Fürstenkollegium der Union am 15. November zu eröffnen, daß Preußen auf Oesterreichs Verlangen die Union als „vollständig aufgehoben" betrachte. Die Proteste mehrerer Unionsfürsten waren natürlich erfolglos. Mit Befriedigung sah Schwarzenberg, wie viel sich Preußen bieten lasse. Er verlangte nunmehr, daß Preußen „binnen 24 Stunden" Kurhessen räume. Selbst Manteuffel erkannte jetzt, daß man in Wien unter Aussöhnung nur die unbedingte Unterwerfung Preußens verstehe. Er bat daher Schwarzenberg um eine persönliche Unterredung in Olmütz. Dem Widerspruche des Prinzen von Preußen begegnete er mit der Erklärung, er wolle nur Zeit zur Vollendung der preußischen Rüstungen gewinnen. So reiste er ab, ohne überhaupt Fürst Schwarzenberg's Antwort abzuwarten.

Wirklich erschien der Fürst in Olmütz, jetzt doppelt Herr der Situation. Das Ministerium in Berlin, voller Mißtrauen gegen die würdelose Nachgiebigkeit Manteuffel's, hatte ihm die sehr bestimmte Instruktion mitgegeben zu verlangen: freie Konferenzen an einem neutralen Ort, Suspendirung der Thätigkeit des Bundestages während derselben, gemeinsame Besetzung Kurhessens durch Preußen und Oesterreich. Allein Manteuffel, voll Eifers den stolzen und anmaßlichen Fürsten für sich einzunehmen, scheute sich nicht, seine Instruktionen auf das Gröbste zu verletzen: bedingungslos gestand er am 29. November Alles zu, was Schwarzenberg forderte, und erhielt als einziges Zugeständniß dafür die Bewilligung von Konferenzen zwecks einer Revision der alten Bundesverfassung. Ja als diese am 23. Dezember in Dresden eröffnet wurden, war er bereit, in die dauernde Unterordnung Preußens unter Oesterreich zu willigen, so daß es fast noch wie ein Gewinn für Preußen erscheinen konnte, daß die Konferenzen, dank des Einspruchs der kleinen Fürsten, mit der unveränderten Wiederherstellung der alten Bundesverfassung schlossen.

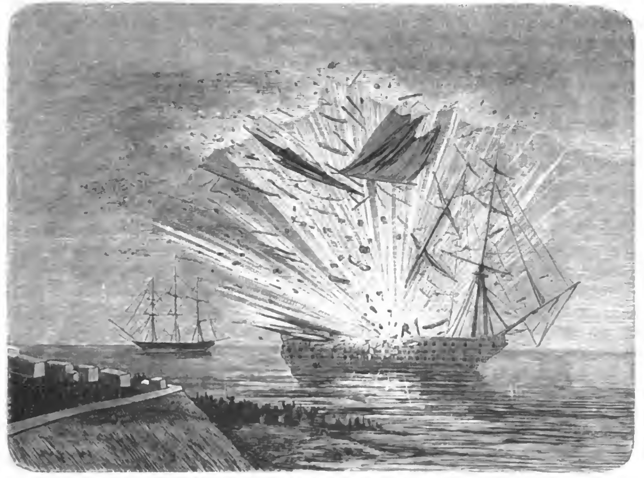
Oesterreich triumphirte auf der ganzen Linie: es hatte Preußens nationale Bestrebungen nicht blos vernichtet, es hatte Preußen nicht blos gedemüthigt, sondern mit beleidigendem Hochmuth ihm den Fuß auf den Nacken gesetzt. „Wir haben mobil gemacht", sagte Graf Pourtalès, „um in Gala geohrfeigt zu werden." Desto heißer entzündete sich im Herzen des preußischen Volkes das Verlangen nach Abrechnung mit Oesterreich: um den Prinzen von Preußen, der so mannhaft gegen die Erniedrigung angekämpft, sammelte sich die Hoffnung auf Wiederherstellung der Ehre des Vaterlandes.

Die Niederwerfung Schleswig-Holsteins. Auch Schleswig-Holsteins Schicksal war in Olmütz entschieden worden. Gegen seine Instruktion hatte Manteuffel zugestimmt, daß die Unterwerfung der standhaften Nordmark unter Dänemark im Namen des deutschen Bundes zu erzwingen wäre.

Da der Waffenstillstand von Malmoe (S. 236) zu keinem Frieden führte, so hatte ihn Dänemark gekündigt; es vertraute dabei auf seine Ueberlegenheit zur See. Allein sofort sollte es sehr empfindlich getroffen werden. In der Bucht von Eckernförde wurde am 5. April 1849 das dänische Linienschiff Christian VIII. von einer schleswig-holsteinischen Strandbatterie mit glühenden Kugeln in Brand geschossen, so daß es mit dem größten Theile seiner Mannschaft in die Luft flog, und die Fregatte Gefion wurde durch die Zertrümmerung ihres

Steuerruders zur Ergebung gezwungen. Diesen glänzenden Erfolg hatten 2 schleswig-holsteinische Strandbatterien, nur von einer halben nassauischen Batterie unterstützt, über 140 feindliche Kanonen errungen.

Gleichzeitig rückten die deutschen Bundestruppen unter der Führung des preußischen Generals von Prittwitz vor und erstürmten am 13. April die Düppeler Schanzen, und die tapferen schleswig-holsteinischen Truppen unter dem Oberbefehle des preußischen Generals von Bonin schlugen die dreifach überlegenen Dänen am 20. April bei Kolding und schickten sich nunmehr an die jütische Festung Fridericia zu belagern. Unterdessen aber waren in Berlin drohende Noten von Rußland und Frankreich eingelaufen, welche gegen eine Besetzung Jütlands entschiedene Verwahrung einlegten. Mit Mühe nur konnte es daher die von der deutschen Centralgewalt eingesetzte Statthalterschaft, bestehend aus dem Advokaten Beseler und dem Grafen Reventlow-Preetz, erreichen, daß Prittwitz wenigstens in Jütland einrückte.



Das Gefecht bei Eckernförde am 5. April 1849.

Da er aber Befehl hatte, sich den Dänen gegenüber unthätig zu verhalten, so setzte der dänische General Rye mit einem Theile seines Heeres nach Fünen über und kam von dort aus dem bedrängten Fridericia zu Hülfe. In der Nacht vom 5. zum 6. Juli machte er einen Ausfall auf die weit verzettelten Stellungen der Schleswig-Holsteiner und trieb die mannhaft Widerstehenden durch seine Uebermacht schließlich mit großen Verlusten zurück.

Um das Unglück voll zu machen, kam die Nachricht, daß Preußen mit Dänemark am 10. Juli in Berlin einen Waffenstillstand geschlossen habe. Infolge desselben zogen die deutschen Bundestruppen ab: Preußen besetzte das südliche, Schweden das nördliche Schleswig. Auch Bonin und die andern preußischen Offiziere traten aus der schleswig-holsteinischen Armee. Am 2. Juli 1850 ging dieser Waffenstillstand in einen Frieden über, durch welchen Preußen sich ganz vom Kampfe zurückzog. Die Herzogthümer, auf sich selbst gestellt, verzagten nicht; entschlossen nahmen sie den Kampf auf. Am 14. Juli rückte ihre Armee unter General von Willisen wieder in Schleswig ein und konzentrirte sich zwischen Flensburg und Schleswig.

Hier griffen unweit Idstedt am 24. Juli die Dänen sie an. Wacker schlugen die Schleswig-Holsteiner den Angriff zurück; aber am nächsten Tage erneuerte sich die Schlacht; Verwirrung infolge ungeschickter Führung riß in den Reihen der Schleswig-Holsteiner ein, und Willisen, obgleich an mehreren Punkten im Vortheil, gab um Mittag die Schlacht verloren und zog sich nach Rendsburg zurück. Ein Vorstoß, den er am 12. September auf die Dänen unternahm, hatte ebenfalls keinen Erfolg: die Schleswig-Holsteiner wurden bei Missunde geschlagen und nach Rendsburg zurückgedrängt. Ebenso mißlang ihnen am 4. Oktober die Erstürmung von Friedrichstadt. Ihre Kraft reichte nicht aus, um Schleswig wiederzugewinnen.

Dennoch wiesen die Schleswig-Holsteiner den Befehl des wiederhergestellten Bundestages vom 25. Oktober, die Feindseligkeiten gegen Dänemark einzustellen, mit Entschiedenheit zurück, beriefen vielmehr an Stelle des wenig fähigen Willisen den tapferen General von der Horst zum Anführer ihrer streitbaren Armee. Da machte Olmütz ihrem Widerstande ein Ende. Im Vereine mit Preußen sandte Oesterreich ein Exekutionscorps gegen Schleswig-Holstein und wiederholte am 6. Januar 1851 unter Androhung der Bundesexekution den Befehl des Bundestages. Nach langer Berathung beschloß die schleswig-holsteinische Landesversammlung mit 47 gegen 28 Stimmen sich dem Zwange zu fügen, und Graf Reventlow zeigte, während Beseler sein Amt als Statthalter niederlegte, am 11. Januar den Kommissarien Oesterreichs und Preußens die Unterwerfung Schleswig-Holsteins unter das Gebot des Bundes an. Die Armee wurde aufgelöst, die Landesversammlung aufgehoben, alles Kriegsmaterial, auch die neu geschaffene Kanonenbootflotille, den Dänen ausgeliefert. Dafür wurde versprochen, „der Bund werde die Rechte des Herzogthums Holstein und das altherkömmlich berechtigte Verhältniß zwischen Holstein und Schleswig auf Grundlage des Zustandes, wie er vor dem Kriege gewesen, wahren". Allein dies Versprechen wurde nicht gehalten; der deutsche Bund ließ es ruhig geschehen, daß Dänemark jede Verbindung Schleswigs mit Holstein beseitigte, an die Eider eine Zollgrenze legte und einen dreisten Vertilgungskampf gegen deutsches Wesen und deutsche Sprache in dem nördlichen Schleswig begann. Dazu kam, daß die Großmächte durch das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 den Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg von der Thronfolge ausschlossen und sie der jüngeren Glücksburger Linie zusprachen. So wurde deutsches Land gewissenlos den Fremden überantwortet: ein Verlust für Deutschland zugleich und eine Unehre.

Die allgemeine Reaktion in Deutschland. Es war System in der reaktionären Politik Oesterreichs. Den Erfolg sicherte ihm nicht blos sein dreistes Vorgehen, sondern auch die allgemeine Ermattung, welche nach den gewaltigen Bewegungen als natürlicher Rückschlag sich geltend machte. Ueberdies stellte es in Kurhessen allen Widerstandslustigen ein warnendes Exempel vor Augen.

Manteuffel that sich groß damit, daß er in Olmütz von Schwarzenberg erlangt hatte, daß ein preußisches Bataillon in Kassel stehen bleiben und ein preußischer Kommissar an der „Pacifikation" Kurhessens Theil nehmen dürfe. Allein es schien nur bewilligt zu sein, damit Preußen als mitschuldig in der öffentlichen Meinung vollends diskreditirt würde: zu sagen hatte der preußische Kommissar nicht das Geringste. Rechberg, der österreichische Kommissar, besorgte, nachdem die Oesterreicher und Bayern das Land besetzt hatten, mit Hassenpflug allein die Unterdrückung der „Revolution in Schlafrock und Pantoffeln", wie Manteuffel höhnend den standhaften Widerstand der Hessen gegen die gewaltthätige Ungesetzlichkeit nannte. Die mißliebigen Beamten wurden abgesetzt oder zum Rücktritte durch allerhand Chikane gezwungen; Zeitungen wurden unterdrückt, Lesekabinete geschlossen; die Widerstrebenden mit „Bequartierungen" von 20—25 Mann auf eine Haushaltung bestraft („Strafbayern" nannte der Volkswitz diese Erneuerung der Dragonaden) oder durch die jetzt rücksichtslos schaltenden Kriegsgerichte zu Gefängniß oder Geldstrafen verurtheilt. Durch den Stillstand aller Geschäfte und die erdrückenden Einquartierungen entstand bald ein allgemeiner Nothstand; ganze Dörfer wurden von ihren Bewohnern verlassen, und in den

Nachbarländern Geldsammlungen für Hessen veranstaltet. Die Verfassung wurde suspendirt, bald aber ganz aufgehoben.

Oesterreich selbst war diesen Weg vorangegangen. Die octroyirte Verfassung vom 4. März 1849 war niemals ins Leben getreten; der Reichstag war und blieb aufgelöst; am 31. Dezember 1851 wurde auch diese nur auf dem Papiere bestehende Verfassung in aller Form aufgehoben. Der Justizminister Alexander Bach, den die Revolution emporgehoben, dann aber ganz in das Fahrwasser der Reaktion geworfen hatte, richtete, seit dem 28. Juli 1849 Minister des Innern, eine straffe bureaukratische Verwaltung ein, den Gedanken der österreichischen Gesammtmonarchie mit voller Schärfe durchführend. Nicht blos Ungarn und Italien wurden nach der Unterwerfung streng absolutistisch regiert, sondern jede freiere geistige Regung straff unterbunden, soweit der Adler Oesterreichs die Schatten seiner Schwingen warf. Es machte keinen Unterschied, daß Fürst Schwarzenberg am 4. April 1852 starb: sein Nachfolger Graf Buol-Schauenstein, wenn auch in der Form milder, war nicht weniger entschieden reaktionär gesinnt.

Schon im Herbste 1851 war von Wien aus die Aufforderung an Preußen ergangen, die Verfassung aufzuheben und zu absolutem Regimente zurückzukehren. Allein König Friedrich Wilhelm wies eine Verletzung des Eides, den er am 6. Februar 1850 geschworen hatte, mit Unwillen zurück. So ging denn die reaktionär-feudale Partei, welche infolge der allgemeinen Zeitströmung, aber auch durch die stille Förderung des Ministeriums Manteuffel das Uebergewicht in den preußischen Kammern hatte, daran, auf verfassungsmäßigem Wege das konstitutionelle System in das altständische zurückzubilden. In vielen Punkten gelang es; Manteuffel setzte sogar die Wiederherstellung der alten Provinzial- und Kreisstände durch. Aber selbst unter den Konservativen bildete sich gegen diese feudal-absolutistischen Bestrebungen, deren beredter Verfechter in der Kammer Stahl war, in der „altpreußischen“ Partei (Graf Pourtalès, von Bethmann-Hollweg, Graf Usedom u. A.) eine bedeutende Opposition, deren Ziel es war, das Königthum in Preußen nicht auf die Interessen einer feudalen Minderheit, sondern auf das allgemeine Volksthum und den altpreußischen Geist zeitgemäßen Fortschrittes zu gründen. Und neben ihr stritten, oft als Verbündete, die Liberalen, deren schlagfertige Führer Simson und Georg von Vincke waren.

Das Werkzeug in der Hand Oesterreichs, die Reaktion in Deutschland zu betreiben, war der wiederhergestellte Bundestag. Er hob nicht nur am 23. August 1851 die „deutschen Grundrechte“ (S. 235) auf, sondern er verpflichtete die Regierungen auch, falls die seit 1848 ins Leben getretenen staatlichen Einrichtungen und gesetzlichen Bestimmungen mit den Grundgesetzen des Bundes nicht in Einklang ständen, „diese nothwendige Uebereinstimmung herzustellen“; ja er setzte sogar zur Ueberwachung aller dahin bezüglichen Schritte der Einzelregierungen einen besonderen Ausschuß ein, den das Volk mit treffendem Spotte den „Reaktionsausschuß“ nannte. Daß Presse und Vereinswesen unter besondere Aufsicht genommen wurde, war selbstverständlich.

Infolge dessen wurde auf Antrag der hannöverschen Ritterschaft die Verfassung in Hannover aufgehoben und dafür 1855 eine andere octroyirt, welche, feudal-reaktionären Charakters, den Prinzipien des Bundes entsprach. Das Gleiche geschah auf Grund der Entscheidung des Schiedsgerichts von Freienwalde trotz des langen Widerstrebens des wohlgesinnten Schweriner Großherzogs in Mecklenburg: er wurde angewiesen „wieder einen Landtag nach dem Erbvergleich von 1755 auszuschreiben“. In Nassau und Altenburg wurden die Wahlgesetze aus dem Jahre 1848 aufgehoben, auch in Hamburg, Bremen und Frankfurt reaktionäre Verfassungsänderungen vorgenommen. In Württemberg wurde ohne Weiteres die alte Verfassung von 1819 wieder in Kraft gesetzt; in Hessen-Darmstadt die 1848 aufgehobene erste Kammer wieder hergestellt und ein neues Wahlgesetz octroyirt. Ohne Gewaltthätigkeit, in verfassungsmäßigem Wege suchte man mit den Forderungen des Bundestages in Weimar, Koburg, Meiningen, Oldenburg, Braunschweig und

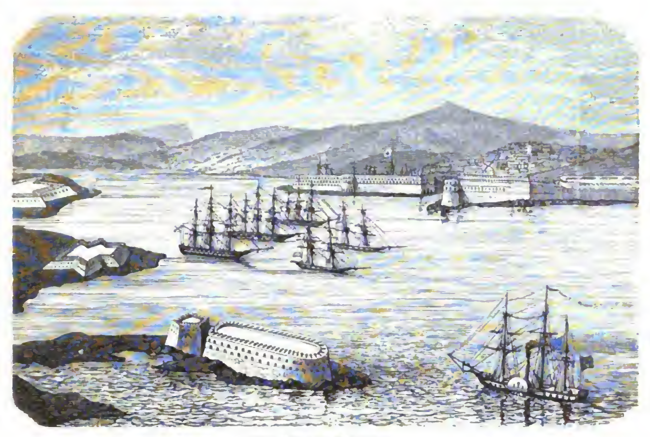
Bayern sich abzufinden. Noch schonender verfuhr Baden. Sachsen dagegen war der einzige deutsche Staat, welcher schon vor der Erneuerung des Bundestages durch den von dem Minister von Beust in Scene gesetzten Staatsstreich die vormärzliche Ständeverfassung wiederherstellte.

Der politischen gesellte sich die kirchliche Reaktion. Gesinnungslosigkeit und Heuchelei wucherte empor; nichtswürdige Spürerei vergiftete das Volksleben. Tiefe Verstimmung und Entmuthigung bemächtigte sich der Besten des Volkes. Mit Zustimmung begrüßten die reaktionären Regierungen die Wiederherstellung des Kaiserthums in Frankreich, während im Osten Rußland in ungeschwächter Kraft als Beschützer aller reaktionären Bestrebungen dastand: und zwischen beide war Deutschland in der alten Zerrissenheit und Ohnmacht gestellt. Denn das war das traurigste Ergebniß der Reaktion, daß die nationalen Wünsche und Bestrebungen auf ein einiges Deutschland vollständig zertrümmert wurden.

Ergebniß und Aussicht. Aber doch war die Zeit sehr verschieden von den traurigen Jahrzehnten der Heiligen Allianz. Nicht nur daß doch der Reaktion zum Trotz manche werthvolle Errungenschaft gerettet wurde: auch den Lehren, welche die Sturmjahre gegeben, öffnete sich mehr und mehr das allgemeine Verständniß. Man begann aus den gemachten Erfahrungen die Haltlosigkeit und Gemeingefährlichkeit der republikanisch-radikalen Bestrebungen zu begreifen; die Liberalen kamen bei aufrichtiger Prüfung zu der Erkenntniß, daß ihre Politik zum Theil falsch gewesen und dadurch dazu beigetragen habe, der Reaktion den Sieg zu ermöglichen; von den Reaktionären sonderten sich nach und nach die Konservativen als die Vertreter einer organischen Staatsentwicklung; und über Alles, man erkannte mit handgreiflicher Klarheit, wo die Gegner der Einigung Deutschlands zu suchen seien: daß Oesterreich, durch sein eigenstes Interesse auf die Beherrschung Deutschlands angewiesen, niemals der nationalen Einigung des deutschen Volkes zustimmen würde, daß ein einiges Deutschland nur mit Ausschluß Oesterreichs möglich sei. Welche Förderung war diese Erkenntniß! Denn Preußen mußte sich nun die ausschließliche Hoffnung mit aller Entschiedenheit zuwenden, und wer Deutschlands Wiederherstellung wollte, auch Preußens Wiederherstellung wollen.

Noch lag Preußen tief gedemüthigt am Boden. Aber es hatte doch trotz Oesterreich, wenn auch mit gar manchen Beschränkungen, seine Verfassung behauptet; und als konstitutioneller Staat blieb es den Sympathien der Nationalen immer näher gerückt. Es hatte das Bündniß, welches ihm Frankreich gegen eine Berichtigung der Rheingrenze gegen Oesterreich anbot, abgewiesen und damit gezeigt, wie heilig ihm jeder Fußbreit deutschen Bodens sei. Es hatte die merkantile Einheit Deutschlands, welche es im Zollverein hergestellt, behauptet. Denn als Oesterreich, um den am 1. Januar 1854 ablaufenden Zollvereinsvertrag zu sprengen, die deutschen Staaten zum Abschlusse einer Zolleinigung mit Oesterreich einlud und wirklich Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau und Kurhessen durch das Versprechen einer Garantie ihrer bisherigen Zolleinnahmen — was, wenn es aufrichtig gemeint war, Oesterreich ein jährliches Opfer von 20 Millionen Gulden (40 Millionen Mark) auferlegt haben würde — zu geheimen Besprechungen verlockte, durchkreuzte Preußen nicht nur erfolgreich diese Machinationen, sondern bewirkte auch den Beitritt des Hannover, Oldenburg und Lippe-Schaumburg umfassenden „Steuervereins" (S. 120) zu dem deutschen Zollvereine, der dadurch auf 35 Millionen Deutsche ausgedehnt wurde.

Aber freilich, durfte man erwarten, daß König Friedrich Wilhelm gegen Oesterreich und vollends gegen Rußland zu einer nationalen Politik zurückkehren würde? Der Prinz von Preußen aber, welcher mit Mannhaftigkeit der Unterwerfung unter Oesterreich widerstrebt hatte, weilte als Statthalter der Rheinlande jetzt fern in Koblenz.



Die Bucht von Sebastopol.

Der Krymkrieg.

Der einzige Großstaat des europäischen Kontinents, den die Revolution nicht zu erschüttern vermocht hatte, war Rußland. Ja sogar war während der Sturmjahre die Macht des russischen Kaisers außerordentlich gewachsen; im Namen der Ordnung hatte er überall intervenirt, er hatte die unruhigen Donaufürstenthümer besetzt, er hatte die Erhebung Ungarns niedergeschlagen, er hatte den Krieg zwischen Preußen und Oesterreich verhindert, er hatte die dänische Gesammtmonarchie gesichert. Kein Wunder, daß Rußland für die erste Kontinentalmacht Europa's galt.

Um so mehr mußte es daher zu denken geben, daß man im Januar 1853 den Kaiser Nikolaus wiederholt mit dem englischen Gesandten Sir Hamilton Seymour in langem Gespräche sah. Welcher neue Plan barg sich dahinter? Der Kaiser hielt den Zeitpunkt gekommen, die großartigen orientalischen Projekte der Kaiserin Katharina, seiner Großmutter, wieder aufzunehmen. Denn in England war am 27. Dezember 1852 ein Ministerium ins Amt getreten, an dessen Spitze Lord Aberdeen, der Freund des Zaren, stand, und in dem der unruhige Lord John Russell die auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte. Nikolaus nannte den Sultan den „kranken Mann", über dessen Erbschaft von Rußland und England allein zu verfügen sei; die europäische Türkei nahm er für Rußland in Anspruch, Aegypten und Kreta sollten auf England fallen. Oesterreichs und Preußens glaubte er sicher zu sein. „Was aber die Franzosen von mir sagen", meinte er, „das achte ich nicht; ich spucke drauf."

Der Kirchenstreit der Lateiner und Griechen. Mit Frankreich aber gerade war eine Kollision unvermeidlich. Um den Beifall der Klerikalen für die Wahlen zu erreichen, hatte Louis Napoleon sich der Lateiner im Orient angenommen; er wolle, ließ er durch Drouin de Lhuys, seinen auswärtigen Minister erklären, „die katholische Religion aus einem Zustande der Unterwürfigkeit befreien, der ihrer und Frankreichs gleich unwürdig sei." Es waren nämlich die heiligen Stätten in Palästina und die lateinischen Mönche, deren Obhut dieselben anvertraut waren, seit 1688 unter den Schutz der französischen Krone gestellt. Allein seitdem hatten die griechisch-katholischen Christen verschiedene Firmans von der Pforte erlangt, auf

Grund deren sie das Recht der Lateiner bestritten. Ihren äußeren Ausdruck fanden diese Privilegien der Kirchen in dem Besitz der Schlüssel zu gewissen Thüren der heiligen Stätten; in Wahrheit aber handelte es sich um die ganze Stellung der beiden Konfessionen im Orient. Der Sultan gab der scharfen Pression Louis Napoleon's nach und anerkannte am 3. Februar 1852 die Berechtigung der französischen Ansprüche.

Hiergegen aber protestirten sowol der Patriarch von Jerusalem wie der russische Kaiser. Denn die jährliche Zahl der griechischen Pilger betrug etwa 12,000, diejenige der lateinischen aber nur 100. Ja, Nikolaus sah in der ganzen Angelegenheit eine günstige Handhabe zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Türkei: er beanspruchte unter Berufung auf alte Verträge das Protektorat über sämmtliche griechische Christen im türkischen Reiche. Konnte der Sultan dies bewilligen? Nirgends stand in den Verträgen, welche Rußland anführte, etwas von einem Protektorate des Zaren über die griechische Kirche im türkischen Reiche, das 11 Millionen Unterthanen des Sultans unter die Mitherrschaft des russischen Kaisers gestellt haben würde. Das aber war es gerade, worauf es Nikolaus ankam: er wollte die Erbschaft des „kranken Mannes" noch bei dessen Lebzeiten antreten. Der Versuch Frankreichs, durch direkte Verhandlung mit Rußland den ganzen Streit beizulegen, verlief daher erfolglos: die Antwort des Zaren lautete schroff ablehnend.

Die russischen Pläne und die montenegrinische Angelegenheit. Da war es denn der Kaiser Napoleon, der zuerst die geheimen Absichten Rußlands, welche sich hinter der Frage der heiligen Stätten bargen, mit richtigem Blicke durchschaute und unverzüglich bemüht war, dem englischen Kabinete klar zu machen, daß es sich dabei um mehr als eine „einfache Sakristei-angelegenheit" handele und selbst die Weltherrschaft auf dem Spiele stehen könne. Er ließ daher den Kirchenstreit ganz fallen, um Rußland zu unverhülltem Vorgehen zu nöthigen.

Unterstützt wurden die Bemühungen Napoleon's durch die Berichte Seymour's über seine weiteren Unterredungen mit dem Kaiser Nikolaus. Aber das Kabinet von St. James war nicht der Meinung, durch das Versprechen eines Beuteantheils sich für die russischen Pläne gewinnen zu lassen. Vielmehr erklärte Lord Clarendon, der Nachfolger Russell's, daß er keinen Grund habe, an der Lebensfähigkeit der Türkei zu zweifeln, und daß eine Besetzung Konstantinopels durch eine der Großmächte mit dem Gleichgewicht und dem Frieden Europa's unverträglich sei. Allein der Kaiser sprach sich am 18. April zu Seymour dahin aus, daß das zweideutige Verfahren des Sultans in der Frage der heiligen Stätten ihn persönlich beleidige; er werde nicht dulden, daß man mit ihm spiele; wenn die Türken nicht der Vernunft wichen, so müßten sie es thun „unter der Drohung einer nahen Gefahr". Er war also entschlossen, seine Pläne nicht zu vertagen. Dazu reizte ihn auch die montenegrinische Angelegenheit.

Ueber das kleine Bergland Montenegro behauptete die Pforte die Oberhoheit zu besitzen. Als nun Ende 1852 der Vladika (Fürstbischof), welcher die höchste weltliche und geistliche Würde in seiner Person vereinigte, starb, begab sich dessen Nachfolger, sein Neffe Daniel Petrowitsch, nach St. Petersburg und erklärte sich mit Zustimmung Rußlands zum erblichen weltlichen Fürsten. Die Pforte wollte dies als Anlaß benutzen, um die Anerkennung ihrer Oberhoheit zu erzwingen. Allein bevor noch Omer Pascha mit dem türkischen Heere „die schwarzen Berge" erreicht hatte, setzte sich Daniel durch Ueberfall in den Besitz von Spuz und Zabliak. Um nun einer Intervention Rußlands zu Gunsten der Montenegriner zuvor zu kommen, sandte Oesterreich den Feldmarschallleutnant Graf Leiningen, ohne sich mit Rußland deshalb zu benehmen, mit dem Verlangen an die Pforte, die Feindseligkeiten gegen Montenegro sofort einzustellen. Und wirklich gab der Sultan auf den Rath Frankreichs und Englands ohne viel Besinnen nach.

Die Sendung des Fürsten Menschikow. Die Mine hatte versagt. Das Nothwendigste schien es daher für Rußland zu sein, den sanften und nachgiebigen Sultan Abdul Medschid den Händen seiner bisherigen Rathgeber zu entreißen. Denn die alttürkische Partei war einem Anschlusse der Türkei an die Macht Rußlands günstig gesinnt; für ihr Haupt galt der greise Chosrew Pascha, aber ihre Hauptstütze im Serail war die Sultanin-Mutter Valide, die einen

bedeutenden Einfluß auf ihren Sohn ausübte. Allein die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten war damals in den Händen der jungtürkischen Partei, welche die Erneuerung der Türkei durch die Einführung der abendländischen Civilisation erstrebte und darum den Westmächten zuneigte. Ihr gehörte der Großvezier Ali Pascha an, ein behäbiger Mann mit einnehmenden Zügen, die durch ein Paar glänzende intelligente Augen gehoben wurden, der Sohn eines Thorhüters von Konstantinopel, ein Freigeist und Poet. Bedeutender indessen war sein Freund, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fuad Effendi, früher Chirurg bei der Marine, ein geistreicher, geschmeidiger Mann, durchaus ein Gegner Rußlands. Auf seinen Sturz also war es zunächst abgesehen.

Der Kaiser Nikolaus entsandte seinen Generaladjutanten, den Admiral Fürsten Menschikow, mit großem Gefolge nach der Türkei. In Odessa hielt er eine Musterung über Flotte und Landtruppen ab und traf am 28. Februar in Konstantinopel ein. Von dem Großvezier erbat er sich zunächst eine private Zusammenkunft, zu der er in Civil kam. Die Zeitungen machten daraus einen Reisepaletot und bestaubte Stiefeln, die Situation völlig mißverstehend. Auch Fuad Effendi erwartete den Besuch des außerordentlichen russischen Gesandten: allein der Fürst ging sehr demonstrativ an seiner Thür vorüber, indem er Ali Pascha erklärte, Fuad sei ein betrügerischer Mensch, mit dem er nicht verhandeln könne. Fuad nahm infolge dessen seine Entlassung und erhielt sie, um die Unterhandlungen mit Rußland nicht zu erschweren. Dagegen besuchte Menschikow Chosrew Pascha und überreichte ihm das Bildniß seines Kaisers in Brillanten. Dem Sultan gegenüber benahm er sich dagegen ziemlich schroff, als wolle er ihn einschüchtern. — Die Frage wegen der heiligen Stätten bildete nur den Vorwand der Sendung; allmählich enthüllte Menschikow seinen eigentlichen Zweck: er trat mit dem Vorschlage eines Geheimvertrages zwischen Rußland und der Türkei hervor, nach welchem der Sultan die griechische Kirche in seinem Reiche unter den Schutz des russischen Kaisers stellen sollte, dafür aber dieser ihm eine Armee von 400,000 Mann und eine Flotte zur Verfügung stellte, wenn er Hülfe gegen die Westmächte brauchen sollte. Menschikow verlangte unbedingtes Stillschweigen über dies Anerbieten: aber die Türkei machte doch den Vertretern der Westmächte vertrauliche Mittheilungen darüber. Frankreich war so sehr dagegen, daß die französische Flotte im Mittelmeere Befehl erhielt, sich nach Salamis zu begeben, um bequemer zur Hand zu sein. Auch Lord Stratford Canning, der englische Gesandte, gab dem Sultan den Rath, den Geheimvertrag abzulehnen. Da starb auch in der Nacht vom 1. zum 2. Mai die Sultanin-Mutter, die Freundin Rußlands, so daß Menschikow, um zum Ziele zu kommen, glaubte energischer vorgehen zu müssen: er forderte bis zum 10. Mai die definitive Antwort der Pforte. Aber der Sultan blieb fest entschlossen, die Anträge Rußlands abzulehnen. Lord Stratford lud die Gesandten Frankreichs, Oesterreichs und Preußens zu sich und legte ihnen die Sachlage dar: Alle billigten das Verfahren der Pforte, und der österreichische Gesandte begab sich zu Menschikow, um eine



Fürst Alexander Sergius Menschikow.

Vermittlung zu versuchen. Wol erreichte er eine etwas gemilderte Fassung der russischen Forderung; als aber die Pforte auch diese zurückwies, erklärte Menschikow am 21. Mai seine Mission für beendigt und die diplomatischen Beziehungen zu der Türkei für abgebrochen und verließ Konstantinopel. Die englische Regierung aber ermächtigte schon am 28. Mai ihren Gesandten, der Türkei die Zusicherung zu geben, daß sie entschlossen sei, wenn es Noth thäte, der Türkei Beistand zu leisten. Und die englische Flotte legte sich in Gemeinschaft mit der französischen in der Besikabai am Eingange der Dardanellen vor Anker, um den weiteren Verlauf der Dinge zu beobachten. Denn England fürchtete von einem weiteren Anwachsen der russischen Macht mit Recht für seinen Orienthandel; Napoleon aber erkannte, daß eine thatkräftige Politik mehr als Alles dazu beitragen würde, seinen Thron zu stützen. „Wenn Napoleon unserer Eitelkeit und Einbildung nicht schmeicheln kann, wird er sich nicht drei Jahre halten", sagte Barthelemy St. Hilaire; er traf damit den Nagel auf den Kopf, denn er kannte seine Landsleute. Jetzt aber erschien Napoleon als der Schirmherr der europäischen Rechtsordnung!

Die Besetzung der Donaufürstenthümer. Der Zar Nikolaus war nicht der Mann, vor einem unerwarteten Hinderniß zurückzuweichen. Er erließ einen Aufruf an die Russen, daß er zum Schutze des heiligen Glaubens das Schwert zöge, und ließ am 3. Juli 1853 eine Armee unter dem Fürsten Michael Gortschakow den russisch-türkischen Grenzfluß, den Pruth, überschreiten, um die Donaufürstenthümer als „materielles Unterpfand" in Besitz zu nehmen, bis die Pforte seinen Forderungen würde nachgekommen sein. Ein Manifest versicherte den Rumänen die Uneigennützigkeit der russischen Absichten und die Unantastbarkeit ihrer Einrichtungen. Dennoch wurden, nachdem Bukarest und Jassy besetzt waren, die beiden Hospodare der Walachei und Moldau von ihren Aemtern suspendirt, in der ganzen Civilverwaltung russische Ordnungen eingeführt, der größere Theil der Miliz in die russische Armee eingereiht und russisches Papiergeld mit Zwangskurs ausgegeben.

In Konstantinopel feierte man in den Tagen des russischen Einmarsches gerade das Beiramfest, ein Umstand, der die allgemeine Aufregung noch steigerte: die Kriegspartei gewann die Oberhand, und das bisherige Ministerium ward als nicht energisch genug entlassen. Allein Lord Stratford bewog den Sultan, nicht nur die Sache rückgängig zu machen, sondern auch, um die Mäßigung der Pforte in das hellste Licht zu setzen, den Einmarsch nicht durch eine Kriegserklärung zu beantworten. Auch die Westmächte erließen gegen die offenbare Verletzung des Völkerrechts keinen Protest, und Oesterreich versuchte noch durch Verhandlungen mit Rußland den Frieden zu erhalten: eine Zusammenkunft der beiden Kaiser in Olmütz wurde für Ende September in Aussicht genommen.

Indeß in der Türkei gewann unterdessen die kriegerische Stimmung immer mehr die Oberhand. Ulemas und Derwische predigten den heiligen Krieg und vertheilten aufregende Flugblätter; als Feiglinge und Glaubensverräther wurden darin alle friedlich Gesinnten bezeichnet; selbst der versöhnlich gestimmte Scheich-ul-Islam, das Oberhaupt der Geistlichkeit, ohne dessen Gutachten kein Krieg unternommen werden darf, wurde durch Einschüchterungen gewonnen. Eine Deputation von 18 Ulemas drang in das Serail und erklärte dem Sultan, er habe nur die Wahl zwischen Absetzung und Kriegserklärung. Abdul Medschid entschloß sich zu letzterer; am 28. September ward der Krieg beschlossen und am 4. Oktober an Rußland erklärt. Die Türken drängten sich förmlich dazu, ihrer Steuer- und Militärpflicht nachzukommen: so sehr sahen sie den Krieg als einen gerechten an. Ein starkes Heer sammelte sich unter Omer Pascha auf dem Südufer der Donau, die Hand am Schwerte.

In Olmütz waren unterdeß die beiden Kaiser, denen in Warschau sich auch der König von Preußen angeschlossen hatte, überein gekommen, unter Garantie der Unabhängigkeit und der souveränen Rechte des Sultans die Unterhandlungen mit der Pforte noch fortzusetzen: denn der Zar erklärte, daß er die Donaufürstenthümer nur als Pfand besetzt habe und einen europäischen Krieg vermeiden wolle. Aber noch ehe sie begonnen waren, wurden durch die Ereignisse selbst die Vermittlungsversuche vereitelt. Omer Pascha hatte die Donau überschritten und die Russen, welche am 4. November unter General Dannenberg ihn angriffen,

um ihn wieder zurückzutreiben, tapfer bei Oltenitza zurückgeworfen. Die Waffenehre Rußlands war bloßgestellt; es bedurfte einer entschiedenen Wiederherstellung derselben.

Die Kriegserklärung der Westmächte. Es war die Absicht der Türken, den Kaukasus gegen Rußland zu insurgiren. Ein türkisches Geschwader unter Osman Pascha verließ daher Konstantinopel, um Truppen, Waffen und Munition nach der tscherkessischen Küste zu bringen. Allein die Russen waren wachsam: Admiral Nachimow verließ mit einer Flotille von sechs Linienschiffen den Hafen von Sebastopol in der Krym. Die Türken suchten Zuflucht in dem unsicheren Hafen von Sinope. Hier aber überfiel Nachimow am 30. November den Gegner und vernichtete bis auf ein Dampfschiff das ganze türkische Geschwader in ungleichem Kampfe: 4000 Türken fanden ihren Tod, Osman Pascha gerieth verwundet in die Gefangenschaft des Siegers.



Russische Truppen verschiedener Waffengattungen im Jahre 1853.
Gardist v. Grenadier-Regim. Kaiser Paul. Lesgier. Donischer Kosak. Tscherkesse. Husar. Kürassier. Jäger. Kosak vom Ural. Im Hintergrunde Reiterei.

Die öffentliche Meinung in Europa sah in diesem Ueberfalle ein hinterlistiges Attentat. Die Times schrieben, „das englische Volk verlange, daß eine Politik der vollendeten Heuchelei durch eine exemplarische Niederlage bestraft und solchen Angriffen ein Ende gemacht werde". Clarendon erklärte, daß der Vorgang von Sinope ihn in eine „lächerliche" Stellung bringe. Dazu kam die Nachricht, daß Rußland im Bunde mit Persien und Dost Mohammed von Afghanistan eine Armee gegen Turkistan konzentrire, um über das Pamirplateau gegen Indien zu marschiren. England sah sich dadurch unmittelbar bedroht und verstärkte schleunigst seine Streitkräfte in Peschauer um 14,000 Mann. Mit Entschiedenheit forderte die öffentliche Meinung in England den Krieg, und Lord Palmerston, unlängst erst aus dem Kabinete ausgeschieden, trat wieder ein, um noch entschiedener als vorher die Kriegspolitik zu vertreten.

Am 4. Januar 1854 lief die englisch-französische Flotte in das Schwarze Meer ein, und beide Mächte faßten zugleich den Beschluß, Rußland die Schiffahrt auf dem Schwarzen

Meere zu verbieten. Das mußte den Zaren verletzen: durch seinen Kanzler, den Grafen Nesselrode, stellte er daher in London wie in Paris die Fragen, ob es der Türkei freistehen solle, Rußland anzugreifen, und ob, wenn türkische Transportschiffe frei von einem Hafen zum andern gehen könnten, Rußland nicht dasselbe Recht haben solle. Beide Mächte beantworteten beide Fragen mit Nein. Die Folge war, daß der Zar seine Gesandten am 4. Februar von London und Paris abberief, worauf denn am 21. Februar beide Westmächte das Gleiche thaten. „Das Herz blutet mir", sagte Lord Seymour in der sehr kühlen Abschiedsaudienz zu dem Kaiser Nikolaus, „wenn ich Euer Majestät glorreiche Stellung als kraftvolle und uneigennützige Stütze der Ordnung und Gesetzmäßigkeit in Europa während der letzten verhängnißvollen Jahre betrachte und damit die Stellung vergleiche, welche Sie, Sire, im Begriffe stehen anzunehmen". Die Forderung der Westmächte, daß Rußland die Donaufürstenthümer räumen solle, beantwortete Graf Nesselrode mit der kurzen Erklärung: „der Kaiser hält es nicht für angemessen, darauf irgend eine Antwort zu geben". Neun Tage später — am 27. März — erklärten beide Mächte an Rußland den Krieg. Durch besondere Verträge regelten sie ihre Beziehungen zu einander und zu der Türkei.

Die Stellung der deutschen Großmächte. Von der größten Wichtigkeit war es, welche Stellung zu dem ausgebrochenen Streite Oesterreich und Preußen einnehmen würden. Kaiser Nikolaus verlangte von ihnen die Beobachtung einer wohlwollenden Neutralität. Aber durch die Besetzung der Donaufürstenthümer fühlte sich Oesterreich unmittelbar bedroht und dadurch den Westmächten genähert. In Preußen dagegen drängten die Reaktionären zum Anschlusse an Rußland, während die altpreußische Partei mehr England zuneigte. Der Kriegsminister von Bonin meinte: „Ein Bündniß Preußens mit Rußland würde einem Selbstmorde Preußens gleich kommen." Und Bunsen, preußischer Gesandter am Hofe von St. James, betrieb den Abschluß eines Bündnisses Preußens mit England; ja Graf Pourtalès erschien zu diesem Zwecke als außerordentlicher Gesandter in London. So schien der Anschluß Preußens an die Westmächte nicht unwahrscheinlich. Preußen nahm auch an den Konferenzen der Westmächte mit Oesterreich in Wien Theil, deren Ergebniß der Vorschlag an Rußland war, daß dies die Donaufürstenthümer räumen, die Pforte aber bestimmte Zusicherungen geben solle, daß sie durch innere Reformen die christliche Bevölkerung ihres Reiches in eine bessere Lage versetzen würde. Rußland indeß lehnte diesen Vorschlag ab, jedoch die vier Großmächte erklärten durch Protokoll vom 13. Januar 1854, daß sie dabei beharrten; und Oesterreich war nunmehr bereit, die Räumung der Donaufürstenthümer gemeinsam mit den Westmächten zu betreiben.

Unterdeß aber bot Rußland in Berlin Alles auf, den König von England zurückzuhalten; und wirklich gelang es ihm, die Entlassung Bonin's und Pourtalès' und die Abberufung Bunsen's zu erreichen. Indeß Oesterreich arbeitete mit allen Kräften entgegen, da es an Preußen Rückendeckung gegen Rußland haben wollte. So schwankte die Entscheidung in Berlin hin und her. Endlich siegte Oesterreich. Am 20. April 1854 wurde zwischen den beiden deutschen Großmächten ein Vertrag abgeschlossen, durch welchen sie sich für die Dauer des bevorstehenden Krieges ihr Gebiet gegenseitig garantirten, und Preußen außerdem Oesterreich Unterstützung zusagte, wenn dieses bei dem Versuche, die Räumung der Donaufürstenthümer von Rußland zu erzwingen, von Rußland angegriffen werden sollte. Eine gemeinsame Aufforderung beider Mächte zu dieser Räumung erging nach St. Petersburg.

Oesterreich indeß blieb nicht in dieser Stellung stehen. Es bewirkte nicht nur, daß der deutsche Bund am 24. Juli dem Vertrage vom 20. April beitrat, sondern näherte sich Schritt für Schritt der Politik der Westmächte. Frankreich und England waren unter einander übereingekommen, als unerläßliche Grundlagen des Friedens festzuhalten: das Aufhören des russischen Protektorates über die Donaufürstenthümer und über die Christen in der Türkei, die Beschränkung der Kriegsmacht Rußlands im Schwarzen Meere und völlige Freiheit der Donauschiffahrt. Am 8. August nahm auch Oesterreich diese vier Punkte als unerläßliche Friedensgrundlage an und ließ, da Rußland der Aufforderung zur Räumung der Donaufürstenthümer nicht entsprochen hatte, am 20. August seine Truppen in diese Fürstenthümer einrücken.

Der Krieg an der Donau. An der Donau war unterdessen das Kriegsfeuer schon in hellen Flammen emporgeschlagen. Der greise Fürst Paskewitsch, unter den Lebenden der berühmteste Feldherr, hatte den Oberbefehl über die Russen erhalten und war schon im März unweit der Pruthmündung über die Donau gegangen. Ohne erheblichen Widerstand bei den Türken zu finden, drang die eine Hälfte seiner Armee unter General Lüders in die Dobrudscha ein, während Omer Pascha sein Heer vor der Uebermacht nach dem festen Schumla zurückzog, überschritt den Trajanswall und vereinigte sich dann mit der andern Hälfte, welche General Schilder gegen die Wälle von Silistria geführt hatte.

Da erschienen auch die Westmächte auf dem Plan. Ein englisches Corps von 20,000 Mann und ein französisches von doppelter Stärke landete bei Gallipoli, schiffte sich aber, von der Cholera bedroht, wieder ein, um nun bei Varna den Boden des türkischen Alliirten zu betreten. Die Franzosen führte der Marschall St. Arnaud; der Befehlshaber der Engländer war Lord Raglan. Der Kapitän Somerset war Wellington's Adjutant gewesen und hatte an dessen Seite bei la Haye am 18. Juni 1815 den rechten Arm verloren. Bis an den Tod des Herzogs war der Tapfere dessen militärischer Sekretär geblieben; nun wurde er unter dem Namen Lord Raglan Peer von England und Großmeister der Artillerie, bis ihn der Krieg nach dem Schwarzen Meere rief, eine hohe Gestalt, eine edle Physiognomie, trotz seiner siebzig Jahre kräftig und von gerader Haltung. Mit St. Arnaud stand er im besten Einvernehmen.



Fitzroy James Henry Somerset, Lord Raglan.

Die Russen aus der Dobrudscha zu vertreiben, wurde General Espinasse mit 2 Divisionen abgesandt. Aber in diesem Landstriche, der halb Wüste, halb Sumpf ist, richtete zuerst die Hitze, dann die Fieberluft, schließlich die ausbrechende Cholera fürchterliche Verheerungen unter den Truppen an: von 10,500 Mann, die am 21. Juli aufgebrochen waren, kehrten am 10. August nur noch 4500 zurück. Vom Feinde hatten sie nichts gesehen, als einige am fernen Horizonte rasch auftauchende und eben so rasch wieder verschwindende Kosaken. Denn Paskewitsch hatte, nachdem seine Stürme gegen Silistria durch die Tapferkeit des Kommandanten Mussa Pascha und durch das Geschick des diesem beigegebenen preußischen Artillerieoffiziers Grach alle vereitelt waren, vor den mit dem Einmarsche drohenden Oesterreichern schon begonnen seine Truppen zurückzuziehen. Als die Oesterreicher dann einrückten, ging er ohne Widerstand über den Pruth zurück.

Die Russen hatten die Donaufürstenthümer geräumt. Preußen erklärte daher am 6. September, daß es nunmehr den am 20. April geschlossenen Vertrag als gelöst betrachte; es gedachte, auf die Vermittlung des Friedens sich zu beschränken, während gerade der Krieg eine neue verhängnißvolle Wendung nahm.

Bomarsund. Rußland hatte sich dafür entschieden, allenthalben sich in der Defensive zu halten. Lord Lyons erhielt, nachdem er die Nichtachtung der Parlamentärflagge durch ein Bombardement der Festungswerke von Odessa und die Verbrennung der in dem dortigen

Kriegshafen liegenden russischen Schiffe bestraft hatte, den Befehl, mit einem Dampfgeschwader die russischen Kolonien an den Küsten der Krym und des Kaukasus zu zerstören. Allein er fand, als er vor den Festungen Anapa, Redut-Kale und Sukum-Kale erschien, nur noch rauchende Trümmerhaufen: die Russen hatten sie selbst niedergebrannt und ihre ganze Kraft in das feste Sebastopol an der Südwestecke der Krym zusammengezogen.

Es war der Gedanke Napoleon's, den Stier bei den Hörnern zu fassen, gleichzeitig Sebastopol und Kronstadt, die Felsenfeste im finnischen Meerbusen, den Schirm St. Petersburgs, anzugreifen. Zugleich sollte dieser Angriff dazu dienen, Schweden für die Allianz zu gewinnen. Die englische Flotte unter Napier, durch französische Schiffe unter Baraguay d'Hilliers verstärkt, war für die Operationen in der Ostsee ausersehen. Durch ein heftiges Bombardement zwang sie im August die kleine Festung Bomarsund auf den Alands-Inseln zur Ergebung: aber die Mauern Kronstadts spotteten aller Angriffe. Wol illuminirte Stockholm zur Feier jenes Sieges und arrangirte Vergnügungsfahrten nach dem eroberten Bomarsund; allein Schweden, in seiner Reserve verharrend, ließ sich nicht zum Anschlusse an die Westmächte bestimmen. Der gleiche Mißerfolg vor Sebastopol — und das Kriegsspiel war verloren.


Sir Charles Napier.

Die Landung auf der Krym und die Schlacht an der Alma. Indeß schon hatte Napoleon die englische Regierung für den Angriff auf Sebastopol gewonnen: in einer geheimen Depesche empfahl er ihn dem Marschall St. Arnaud. Am 10. August hielten die Verbündeten in Varna Kriegsrath: die Entscheidung war drängend, denn eine furchtbare Feuersbrunst hatte soeben außer einem großen Theile der Stadt fast sämmtliche Magazine der Alliirten vernichtet. St. Arnaud legte den Plan des Kaisers vor; zahlreiche Bedenken dagegen wurden laut, zumal der Prinz Napoleon, der sich bei dem französischen Heere befand, erklärte, daß der Kaiser in Biarritz die Sachlage gar nicht beurtheilen könne. Dennoch entschied sich schließlich die Mehrheit des Kriegsrathes für den Angriff auf Sebastopol. Am 4. September gingen 21,500 Engländer, 29,000 Franzosen und 6000 Türken dorthin ab.

Wie ganz andere Chancen hätte der Angriff gehabt, wenn er gleich im April unternommen worden wäre! Damals hatten die Russen nicht mehr als 12,000 Mann in der Festung; jetzt aber beliefen sich ihre Streitkräfte in der Krym auf 45,000 Mann und 17,000 Seesoldaten. Dazu war die Jahreszeit ungesund und der Winter nahe. Sie glaubten daher an eine feindliche Invasion nicht mehr, besonders da die englischen Zeitungen ganz offen von einer solchen sprachen.

So wurden die Russen von der Expedition der Alliirten völlig überrascht und thaten nichts, die Ausschiffung zu hindern. Menschikow, ihr Oberbefehlshaber, konzentrirte vielmehr seine Truppen in einer vortheilhaften Stellung, um den Angriff der Gelandeten zu erwarten. Am linken Ufer des Flüßchens Alma zieht sich eine Bergkette in einiger Entfernung vom Meere hin. Auf ihren letzten Ausläufern nahm Menschikow Aufstellung, so daß sein linker

Flügel bis in die Nähe des Meeres reichte, durch 70 Geschütze, ebenso wie der rechte, gedeckt; 10 Bataillone stellte er staffelförmig von dem Rücken der Erhebung bis zum Meere hin auf. Gegen diese feste Stellung führte St. Arnaud am 20. September die verbündete Armee zum Angriffe vor. General Bosquet, welcher den rechten Flügel kommandirte, durchschritt die Alma an einer seichten Stelle und gelangte bis auf das beherrschende Plateau. Seine Zuaven, eine leichte Infanterie in arabischer Tracht, fielen mit Verwegenheit den Russen in die Flanke, und Menschikow sah sich trotz tapferer Gegenwehr zum Rückzuge genöthigt. Nur der Mangel an Reiterei hinderte die Verbündeten ihren Sieg völlig auszunutzen. Sie machten einen Flankenmarsch nach Balaklava: es schien, als wolle St. Arnaud den Versuch machen, durch einen plötzlichen Handstreich sich Sebastopols zu bemächtigen. Allein, am 24. von der Cholera befallen, starb er am 29. September am Bord des Berthollet. Sein Nachfolger, General Canrobert, aber war nicht ein Mann kühnen Wagnisses.



Gefecht zwischen russischer und englischer Reiterei. Zeichnung von A. Beck.

Die Schlacht bei Inkerman. Noch jubelte Konstantinopel über den Sieg an der Alma, als die Nachricht sich verbreitete, Sebastopol wäre gefallen. Wieder wurde Victoria geschossen und die Stadt illuminirt. Und in Paris wollte man wissen, ein Tatar habe ähnliche Meldung nach Silistria gebracht. Allein es war eben eine „Tatarennachricht“. Vielmehr trafen die Russen alle Anstalten zu einer energischen Vertheidigung der Festung; die Besatzung wurde verstärkt, die Stadt auf allen Seiten mit neuen Festungswerken umgeben, bewunderungswürdige Arbeiten, welche der geniale Artilleriegeneral von Totleben leitete. Außerdem ließ Menschikow sieben große Kriegsschiffe in dem Hafen versenken, um ihn unzugänglich zu machen.

Dem gegenüber mußten sich die Verbündeten zu einer regelmäßigen Belagerung entschließen, zu der jedoch das schwere Geschütz erst aus der Heimat hergesandt werden mußte. Selbst die eigenen Lager — das englische an der Bucht von Balaklava, das französische an der Bucht von Kamiesch — mußten sie befestigen. Endlich am 9. Oktober hoben die französischen Sappeurs die ersten Laufgräben gegen die Festung aus und am 17. begann ein mehrtägiges Bombardement gleichzeitig aus den Batterien der ersten Parallele und den Geschützen der Flotte auf der Rhede. Das Ergebniß war so unbedeutend, daß jetzt vielmehr die Russen zum Angriffe übergingen. Am 25. Oktober versuchte General Liprandi die Engländer aus

ihrer Stellung zu vertreiben und am 5. November griff Menschikow selbst unter den Augen der Großfürsten Michael und Nikolaus bei der alten Bergstadt Inkerman die Verbündeten an. Vom Morgennebel gedeckt warfen sich die Russen auf die Engländer; aber die tapferen Briten hielten ihnen Stand. „Schließt die Glieder!" riefen die englischen Offiziere unaufhörlich ihren Leuten zu. Um 8 Uhr langten die Franzosen auf dem Schlachtfelde an und gingen mit dem Bajonnet auf die russischen Carrés vor: dreimal werden sie zurückgeworfen. Fürchterlich donnern die Kanonen der Franzosen und Russen gegen einander; endlich nach drei Stunden sind die russischen Geschütze zum Schweigen gebracht; in geschlossenen Reihen gehen die russischen Bataillone zurück. Verfolgend drängen die Franzosen nach; an der Brücke von Inkerman stauen sich die Massen; haufenweis decken die Todten den Boden; zitternd, mit weit geöffneten Nüstern sträuben sich die Pferde, auf dem blutdurchtränkten Boden vorwärts zu gehen: der Rückzug artet in ungeordnete Flucht aus.

Die Leiden der Verbündeten vor Sebastopol. Dennoch blieben die Russen voll Zuversicht: sie gewannen einen wirksamen Verbündeten in dem einbrechenden Winter, welcher ihnen die Wege bahnte und die Zufuhr erleichterte. Um so trauriger gestaltete sich die Lage der Verbündeten. Geschwächt durch die großen Opfer, mit denen sie den Sieg hatten erkaufen müssen, konnten sie vor dem Eintreffen bedeutender Verstärkungen nichts unternehmen. Regengüsse verwandelten unterdeß die Laufgräben in Kanäle, selbst in den Zelten stand das Wasser oft fußhoch. Für einen Winterfeldzug waren keine Vorbereitungen getroffen, es fehlte an warmer Kleidung, selbst an Nahrungsmitteln. Die Cholera hatte das Heer schon mitgebracht; dazu gesellte sich jetzt Fieber und Skorbut, schließlich auch Typhus; jede Krankheit nahm einen gefährlichen Charakter an; alle Lazarethe waren überfüllt; in diesen verpesteten Räumen wurden die Wunden sofort brandig; es fehlte an Aerzten und Pflegern, bis auf die Bitte der englischen Regierung und des Oberbefehlshabers Miß Florence Nightingale, die, in der Kaiserswerther Diakonissenanstalt ausgebildet, in London ein Krankenhaus für Gouvernanten musterhaft leitete, herbeikam und mit segensreichem Erfolge Ordnung in das trostlose Durcheinander brachte. Die Verpflegung der Truppen war erbärmlich; dazu kam Mißgeschick mancherlei Art. Ein Orkan fügte der Flotte großen Schaden zu; der Dampfer „Prince" mit den dringend nothwendigen Winterkleidern ging unter; eine Sendung Stiefel langte an, aber alle für den linken Fuß gemacht. Mehrere Armeelieferanten begingen schamlose Betrügereien, unter denen der Soldat bitter zu leiden hatte. Langten Verpflegungsgegenstände zu Schiffe an, so fehlte es nicht selten an Transportmitteln, sie von der Küste weiter zu schaffen, während in Algier 3000 Pferde und Maulthiere schon seit Monaten darauf warteten, nach der Krym geschafft zu werden. Es waren Leiden, welche nur mit denen der Franzosen auf dem Rückzuge aus Rußland verglichen werden konnten. Dennoch durfte in Frankreich keine Klage darüber laut werden: ein Schauspieler, der in einem Pariser Café, mit der schlechten Bedienung unzufrieden gesagt hatte: „es ist ja hier wie bei Sebastopol: man kann nichts bekommen!" wurde auf der Stelle verhaftet. In England aber wurden lebhafte Anklagen gegen die Armeeverwaltung wie gegen Lord Raglan erhoben: daß man eine große Festung belagere, ohne sie einzuschließen, daß die Laufgräben mehr als doppelt zu weit vor den russischen Außenwerken ausgehoben seien, daß man die ganze Linie der Befestigungen angriffe, statt das Feuer auf einem Punkt zu konzentriren. Allein jetzt im Winter mußten alle Operationen des Heeres ruhen.

Verhandlungen mit Oesterreich, Sardinien, Preußen. Um so geschäftiger aber waren die Diplomaten. Das Bestreben des Königs von Preußen war, nach beiden Seiten hin zu vermitteln. Es kam eine Verständigung mit Oesterreich dahin zu Stande, jene vier Punkte, welche Oesterreich am 8. August angenommen hatte, als geeignete Grundlage für Friedensunterhandlungen zu betrachten und ihnen Geltung zu verschaffen. Daraufhin unterzeichnete Preußen am 26. November einen Zusatzartikel zu dem früheren Aprilvertrage, in welchem es die Verpflichtung der Abwehr übernahm, falls Oesterreich von Rußland in den Donaufürstenthümern angegriffen würde. Aber schon zwei Tage später traf die Erklärung ein, daß auch Rußland

jene vier Punkte annehme, „um als Ausgangspunkt für Friedensunterhandlungen zu dienen.“ Gleichzeitig indeß hatte Oesterreich unter dem Eindrucke des Sieges von Inkerman, zu dem Kaiser Franz Joseph Napoleon beglückwünschen ließ, schon einen Schritt weiter gethan, sich den Westmächten zu nähern. Auf Grund sehr geheimer Verhandlungen schloß es am 2. Dezember einen ihm sehr vortheilhaften Vertrag mit den Westmächten, durch welchen es sich für jeden Fall deckte, seine Interessen an der Donau sicherte und doch zu keiner Aktion sich verpflichtete. Gleichwol legten die Westmächte Gewicht auf diesen Vertrag, da sie darin den ersten Schritt zu einer wirklichen Allianz sahen. Denn dadurch erklärte Oesterreich die Annahme der vier Punkte von Seiten Rußlands als zu spät erfolgt. Fürst Gortschakow, der russische Gesandte in Wien, war entrüstet über diese Hinterhaltigkeit. Graf Buol, Oesterreichs auswärtiger Minister, bat ihn, als er ihm den neuen Vertrag mittheilte, die Sache aufs Versöhnlichste nach St. Petersburg zu berichten. Aber im Vorzimmer des Grafen machte der Fürst, als er ihn verließ, seinem Unmuth Luft: „Oh, sie werden es mir eines Tags bezahlen“, rief er mit drohender Geberde aus, „sie werden es mir bezahlen!“ „Ich habe immer behauptet“, sagte Großfürst Konstantin auf die Kunde von diesem österreichischen Vertrage, „daß der rechte Weg nach Konstantinopel über Wien führt.“



Henry John Temple Viscount von Palmerston.

Um so größer aber war das unwillige Erstaunen in Wien, als wenige Wochen darauf am 10. Januar 1855, Sardinien, der alte Gegner Oesterreichs in Italien, dem Bündniß der Westmächte beitrat. Ohne Wissen Oesterreichs hatte Graf Cavour, Viktor Emanuel's, leitender Minister, den Vertrag mit dem englischen Gesandten Sir James Hudson abgeschlossen. Sein Ziel war, Sardinien davor sicher zu stellen, daß nicht auf seine Kosten Oesterreich beim Friedensschlusse Entschädigung suche, und die Unterstützung der Westmächte für die Entwicklung der Dinge in Italien zu gewinnen.

Es traf den König Friedrich Wilhelm empfindlich, daß sowol der österreichische wie der sardinische Vertrag ohne sein Wissen und seine Mitwirkung abgeschlossen war: schmerzlich empfand er die Isolirtheit, in welcher sich Preußen befand. Indeß während der deutsche Bund sich Oesterreich zuneigend, am 9. Dezember schon beschlossen hatte, auf „rechtzeitige militärische Bereitschaft“ bedacht zu sein, und am 8. Februar die Kriegsbereitschaft der Bundeskontingente anordnete, und auch der Prinz von Preußen dafür war, sich offen gegen Rußland auszusprechen, hielt der König doch die neutrale Rolle fest, zu der er sich einmal entschlossen hatte. Mit herben Worten warf Drouin de Lhuys, Napoleon's auswärtiger Minister, Preußen seine Unschlüssigkeit vor, und der Prinz-Gemahl Albert konnte nicht umhin bei allem Wohlwollen dem Grafen Usedom zu erklären, daß das Mißtrauen gegen Preußen und sein System in England allgemein sei. Bald sollte es zu Tage treten.

Die Wiener Konferenzen. Die Lage Rußlands wurde mit jeder Woche in dem neuen Jahre ungünstiger. In England trat an Stelle des Rußland zugeneigten Lord Aberdeen

Lord Palmerston an die Spitze des Kabinets, der ganz für das Zusammengehen mit Frankreich und eine energische Fortführung des Krieges eingenommen war. So wurden denn in England mit eben solchem Nachdruck wie in Frankreich die Zurüstungen für den Feldzug des neuen Jahres in Angriff genommen; außerdem erschien ein sardinisches Hülfscorps von 15,000 Mann unter General Lamarmora in der Krym. Durch eine allgemeine Aushebung in seinem Reiche suchte Kaiser Nikolaus dem entgegenzutreten; aber die anstrengenden Märsche über die weiten Schneefelder des inneren Rußlands kosteten Tausenden der Rekruten das Leben und hemmten sehr die rasche Kompletirung der Regimenter. Dazu kam, daß die Unternehmung des Generals Chrulew gegen Eupatoria von den Türken unter Omer Pascha mit sehr empfindlichen Verlusten zurückgewiesen wurde. Alles das trug dazu bei, die schon wankende Gesundheit des Zaren noch mehr zu erschüttern; er trug sich, wie man wissen wollte, mit dem Gedanken abzudanken: da trat eine sehr heftige Erkältung dazu und machte, da er alle ärztlichen Mahnungen außer Acht ließ, seinem Leben am 2. März 1855 ein Ende.

Sein Nachfolger Alexander II. war als ein Mann von humaner, ja milder Gesinnung bekannt. Alle Welt erwartete daher von ihm, daß er mehr Nachgiebigkeit als sein strenger Vater zeigen würde, und die Börsen Europa's nahmen die Nachricht von seiner Thronbesteigung mit einem allgemeinen Steigen der Kurse auf. Und wirklich erwies er sich dem Frieden nicht abgeneigt. In Wien wurden Konferenzen eröffnet, auf welchen Rußland durch den Fürsten Gortschakow, Frankreich durch Bourqueney, England durch Lord John Russel, Oesterreich durch Graf Buol vertreten war. Preußen wurde zur Theilnahme nicht eingeladen. Rußland erwies sich in den meisten Punkten nachgiebig; es verzichtete sogar auf sein Protektorat über Griechenland, welches eine Erhebung zu seinen Gunsten versucht hatte, aber von den Verbündeten mit Waffengewalt zur Ruhe verwiesen war. Nur eine Beschränkung seiner Stellung am Schwarzen Meer wies es als seine Würde verletzend zurück: darauf aber bestanden die Verbündeten. Und doch war eine solche Forderung nur möglich, wenn Rußland wirklich besiegt war. Noch aber war seine Macht in Sebastopol ungebrochen. Die Konferenzen verliefen daher erfolglos: vor Sebastopol mußte erst die Entscheidung gefallen sein, ehe sie mit Aussicht auf Erfolg wieder aufgenommen werden konnten.

Die Erneuerung des Kampfes um Sebastopol. So entbrannte denn der Kampf um Sebastopol mit um so größerer Heftigkeit. Umfassende Truppensendungen nach der Krym fanden statt, so daß die Stärke der Verbündeten auf der Halbinsel bis auf 175,000 Mann stieg, die der Russen auf 150,000 Mann. Der Kaiser Napoleon trug sich sogar mit dem Gedanken, sich persönlich nach dem Kriegsschauplatze zu begeben. Aber auf die Einwendungen seiner Vertrauten änderte er seinen Entschluß und machte der Königin Victoria in England einen Besuch, den diese mit ihrem Gemahl noch in demselben Jahre erwiederte. Jedoch wurde der Artilleriegeneral Niel nach der Krym gesandt, um Canrobert mit seinem Rathe zu unterstützen: sein Verdienst war es, daß nunmehr der Angriff gegen die Festung mit gesammelter Kraft gegen die südliche Vorstadt Karabelnaja gerichtet wurde. Aber Totleben war unermüdlich, immer neue Werke den Angreifern entgegen zu stellen; zumal in dem Malakoffthurm schuf er ein fast uneinnehmbares Bollwerk. Und General Fürst Michael Gortschakow, seit dem Herbste Menschikow's Nachfolger im Oberkommando, der ältere Bruder des Diplomaten in Wien, war zur hartnäckigsten Gegenwehr entschlossen.

Am 9. April 1855 hatte das Bombardement der Festung von Neuem begonnen: ein Erfolg war nicht zu spüren; die Belagerten richteten die zerschossenen Schanzen unverzüglich wieder auf oder legten neue davor an. Ungeduldig fragte die öffentliche Meinung in Frankreich, ob es denn in der ganzen Armee keinen Mann gebe, die Belagerung endlich einmal zu Ende zu führen; man wünschte, daß der Oberbefehl an Stelle des milden und bedächtigen Canrobert dem Gouverneur von Algier, General Pelissier, übertragen würde, der in Afrika Beweise rücksichtsloser Entschiedenheit gegeben hatte und im Kreise seiner Offiziere mit naiver Ruhmredigkeit sich als den einzigen „Teufel“ bezeichnete, der Sebastopol zu nehmen

im Stande wäre. Und der Kaiser Napoleon gab Dem nach; selbstlos trat Canrobert unter Pelissiers Befehl.

Ein wilder Geist trat jetzt in der Kriegführung hervor. Ein Theil der verbündeten Flotte segelte nach dem Asowschen Meere und brannte die Hafenstädte Kertsch, Jenikale, Mariopol, Taganrog und Anapa zum größten Theil nieder und zerstörte Hunderte von russischen Handelsschiffen. Vor Sebastopol röthete sich von den steten Angriffen und Ausfällen der Boden, während doch die Laufgräben und Verschanzungen der Alliirten immer näher an die Stadt heranrückten. Durch einen zweitägigen Kampf am 22. und 23. Mai gelang es Pelissier, den Russen alle rückwärtigen Verbindungen bis auf die Straße von Perekop abzuschneiden, auf welche nunmehr alle Zufuhr beschränkt war. Indeß der Sturm, den er zur Revanche für Belle-Alliance am 18. Juni gegen den Malakoff unternahm, wurde von den Russen erfolgreich abgeschlagen. Aber ebenso wenig gelang es diesen wieder am 16. August zwei französische Divisionen und die Sardinier aus ihrer Stellung an der Tschernaja zu vertreiben: mit dem Bajonnet wurden sie zurückgeworfen und an der Tractirbrücke von der nachsetzenden Artillerie der Feinde fürchterlich dezimirt. Es war der letzte Versuch Liprandi's, mit seiner Armee die belagerte Festung zu entsetzen.



General Pelissier.

Die Erstürmung des Malakoff und der Fall Sebastopols. Diese Niederlage der Entsatzarmee gab den Verbündeten, wenn es auch nicht gelang, die Festung selbst einzuschließen, doch neue Zuversicht. Am 19. August wurde das Bombardement mit verstärkter Heftigkeit, gleichzeitig aus 800 Geschützen, wieder aufgenommen. Unaufhörlich fielen die Kugeln in die Stadt und die Schanzen, so daß es unmöglich war, die zerschossenen Befestigungen wieder herzustellen; die Erde bebte von dem Donner der Geschütze, die ganze Luft war erfüllt von Pulverrauch. Täglich wurden Hunderte von Vertheidigern getödtet; auch der Admiral Nachimow fiel. Die Gräben wurden verschüttet, die Mauern zertrümmert. Dazu kam, daß Cholera und Typhus in der Stadt kaum weniger arg wütheten, als in dem Lager der Verbündeten. Sichtlich sank das Vertrauen, die Festung behaupten zu können.

Kaiser Alexander selbst äußerte zu Graf Münster, dem preußischen Militärbevollmächtigten in St. Petersburg, daß sich nunmehr leider Sebastopol nicht mehr lange werde halten können. Der Graf schrieb diese Aeußerung dem General von Gerlach in Berlin, aber der Brief gerieth durch Bestechung in die Hände der französischen Gesandtschaft, welche ihn unverzüglich an den Kaiser Napoleon sandte. Durch diesen erhielt Pelissier davon Kunde. Am 3. September versammelte er den Kriegsrath: der Beschluß ging auf sofortigen Sturm. Dem trat auch General Simpson bei, welcher, nachdem im Juni Lord Raglan ein Opfer der Cholera geworden war, die Engländer führte.

So wurde denn am 5. September mit größtem Nachdruck das Bombardement wieder aufgenommen; drei Tage lang donnerten Tag und Nacht die Kanonen gegen die Festung. Mit dem Glockenschlage zwölf schwiegen am 8. September alle Batterien. Die Sturmkolonnen,

schon seit Stunden bereit, an der Spitze Sappeurs, rückten vor: die Franzosen gegen den Malakoff und den Mittelwall, die Engländer gegen das „Sägewerk", das sogenannte Redan, welches durch den Mittelwall mit dem Malakoff verbunden war. In raschem Sturmlauf nahmen die Generale Mac Mahon und Bosquet die Außenschanzen, aber in den bedeckten Gängen des innern Thurmes vertheidigten sich die Russen mit verzweifelter Hartnäckigkeit; Kolben, Bajonnete, selbst Steine werden ihnen zur Waffe. Fünf Stunden lang wüthete der Kampf; Tausende sinken todt oder verwundet nieder; eine Batterie explodirt und begräbt unter Schutt und Trümmer ihre Opfer; ein glücklicher Zufall zeigt den Franzosen die Drähte, durch welche die Pulverfässer in den Kellern von der Stadt aus entzündet werden können; rasch werden sie durchschnitten. Bosquet, verwundet und von Blutverlust erschöpft, wird ohnmächtig fortgetragen: aber die Franzosen bleiben Sieger.

Auch am Mittelwall stießen die Franzosen auf den gleichen verzweifelten Widerstand; aber über die Leichenhaufen stiegen sie zu den Verschanzungen empor und stachen die russischen Kanoniere an den Geschützen nieder. In geschlossenen Kolonnen, mit Kartätschen von den Russen empfangen, rückten die Engländer vor, erstiegen auf Sturmleitern das Sägewerk, wurden aber, als sie in das Innere eindrangen, mit einem solchen Kugelregen aus versteckten Batterien überschüttet, daß sie nach zweistündigem Kampfe wieder weichen mußten.

Aber der Malakoff und die Mittelbastei wurden behauptet. 7500 Mann hatte die Franzosen, 2400 die Engländer der Sturm gekostet. Indeß der Erfolg war, daß die Russen die Südseite der Festung nicht mehr behaupten konnten: in der Nacht sprengten sie das Redan und alle übrigen Schanzwerke, in deren Besitz sie geblieben waren, in die Luft, versenkten die Flotte in der Hafenbucht und zogen sich auf einer Schiffsbrücke in die Nordseite der Festung zurück, die Brücke hinter sich zerstörend. 11,000 Mann hatte Gortschakow an dem Sturmtage verloren; jetzt suchte er mit dem größten Theile seiner Truppen eine sichere Stellung in den östlichen Gebirgen zu gewinnen; 4000 Kanonen ließ er dem Sieger als Beute. Aber er behauptete über Perekop die Verbindung mit dem Innern des Reiches, immer noch Achtung gebietend, wenn er auch Sebastopol nicht behaupten konnte.

Der Ausgang des Krieges. Kaiser Alexander kam jetzt selbst nach dem Süden seines Reiches. In Nikolajew hielt er Rath, ob man die Krym nunmehr aufgeben solle, um den Feind auf dem Festlande zu erwarten. General Gortschakow, der zugegen war, vertrat mit Entschiedenheit die Meinung, daß mit der Krym die ganze Stellung Rußlands im Schwarzen Meere und im Kaukasus verloren wäre; hätten sich die Feinde einmal in der Halbinsel festgesetzt, so würde es unmöglich sein, sie wieder daraus zu vertreiben; denn ohne Beherrschung des Meeres sei die Halbinsel fast uneinnehmbar. Er wolle daher die Feinde in seiner starken Stellung bei Simferopel ruhig erwarten, zumal ja der Fall von Sebastopol voraussichtlich ihren Kriegseifer sehr würde abgekühlt haben. Der Kaiser stimmte dem zu und ordnete alsbald eine neue Truppenaushebung an: so blieb der Erfolg der Verbündeten in der Krym trotz der Einnahme von Sebastopol doch nur ein halber. Daran änderte es auch wenig, daß ihre Flotte die kleinen Festungen Tamon und Phanagoria gegenüber von Kertsch zerstörte, daß sie Kinburn und am 18. Oktober gar Oczakow eroberten.

Aber auch auf den andern Kriegsschauplätzen war der rechte Erfolg für die Verbündeten ausgeblieben. An des alten Napier Stelle war der Oberbefehl über die Ostseeflotte dem Admiral Sir James Dundas übertragen worden. Man erwartete von ihm einen Angriff auf Kronstadt; aber er begnügte sich über die russischen Häfen in der Ostsee im April, über diejenigen des Weißen Meeres im Juni die Blockade zu verhängen und am 9. August die kleine finnische Festung Sweaborg zu bombardiren. — Eine andere Flottenabtheilung der Verbündeten war nach dem stillen Ozean gesegelt, um die russischen Besitzungen in Kamtschatka anzugreifen. Im Mai langte sie vor Petropawlowsk an und zerstörte dessen Befestigungen; aber die Besatzung der kleinen Feste war schon einige Wochen zuvor davongesegelt und unter dem Schutze dichten Nebels glücklich entkommen.



Illustrirte Weltgeschichte. VIII. Zeichnung von Richard Knötel.

Erstürmung des Malakoff am 8. September 1855.

Vollends in Armenien und dem Kaukasus behielt Rußland schließlich die Oberhand. Die Verbündeten unterschätzten durchaus die Wichtigkeit dieser Angriffsbasis. Omer Pascha, der hier kommandirte, blieb ohne Unterstützung, und selbst Pelissiers Mahnung, den Kaukasus zu insurgiren, verhallte ungehört. Wol war es den Türken gelungen, dem General Murawiew, welcher die türkische Festung Kars, das Bollwerk Asiens, wie sie Murawiew mit Recht nannte, belagerte, vor Kars am 26. September eine empfindliche Niederlage beizubringen; und auch Omer Pascha, von Redut Kaleh der Festung zu Hülfe ziehend, schlug die Russen am 6. November. Aber die Festung zu entsetzen, kam er zu spät. Mit wahrem Heldenmuthe hatte Wassif Pascha, mit Rath und That von dem Engländer Williams und dem Ungarn Kmety unterstützt, die Angriffe der Russen abgewehrt; indeß am 28. November zwang ihn der Hunger, sich auf ehrenvolle Bedingungen Murawiew zu ergeben: ein Ereigniß, das in Asien wenigstens den Eindruck des Falles von Sebastopol vollauf auslöschte.



Die Festung Kars.

Friedensstimmung. Damit war die Waffenehre Rußlands wiederhergestellt: es konnte, ohne sich zu demüthigen, Friedensvorschlägen sein Ohr leihen, wenn auch sie selbst nicht machen. „Die Ereignisse“, sagte Fürst Alexander Gortschakow in Wien, „verurtheilen uns stumm zu sein, aber sie haben uns nicht taub gemacht.“ Und es war nicht zu verkennen, daß Rußland des Friedens bedurfte. Die englischen Kaufleute, sonst die hauptsächlichsten Abnehmer der russischen Rohprodukte, kauften nicht mehr: viele Tausende von russischen Grundbesitzern verfielen dadurch dem Bankrott oder dem Wucher der Juden; die Aushebungen hatten in großer Zahl auch Leibeigene unter die Waffen gerufen: in manchen Gegenden machte sich infolge dessen ein fühlbarer Mangel an Arbeitskräften geltend. Die Staatseinnahmen zeigten große Ausfälle: es war kein Zweifel, das Land der unerschöpflichen Hülfsquellen war finanziell erschöpft. Und überdies hatte der Krieg, die Seuchen und Märsche noch mehr als die blutigen Kämpfe, eine halbe Million Menschen an Opfern erfordert.

Aber auch in Frankreich war in der Nation wie in der Armee die Begeisterung für den Krieg ganz geschwunden; groß war sie zudem nie gewesen. Man war mit dem Ruhme zufrieden, den die französischen Waffen errungen hatten; Napoleon sah, daß seine Dynastie

Wurzel gefaßt hatte, daß sein Bündniß umworben war. Wozu da den Krieg noch fortsetzen, bei dem er es von vornherein auf Sondervortheile für Frankreich nicht abgesehen hatte. So kam er der öffentlichen Meinung in Frankreich, die nach Frieden verlangte, gern entgegen und zeigte sich gegen den Kriegseifer Englands kühl, das, mit den Ergebnissen weitaus nicht zufrieden, nach einem neuen Feldzuge Verlangen trug. Denn in England, wo der Krieg sehr populär war, sah die öffentliche Meinung in der Eroberung Sebastopols nicht das Ende, sondern den Anfang der zu erreichenden Demüthigung Rußlands. Es machte daher großen Eindruck, daß am 21. November 1855 auch Schweden in einem Vertrage der Allianz beitrat, welcher dem Dezembervertrage Oesterreichs sehr ähnlich war: aber doch war Napoleon's Absicht dabei lediglich die, auf Rußland einen Druck zum Frieden auszuüben. Wenigstens ließ er in Berlin durch den französischen Gesandten Malaret bei dem Minister Manteuffel anfragen, ob er nicht von St. Petersburg einige versöhnliche Eröffnungen empfangen habe: denn es sei zu bedauern, daß Niemand den ersten Schritt zum Frieden thun wolle. Manteuffel erwiederte, daß nur Frankreich die Initiative dazu ergreifen könne.

Indeß nicht Preußen, sondern Oesterreich erhielt von Rußland die Andeutung, daß es zu Unterhandlungen geneigt wäre. Graf Buol beeilte sich, durch den österreichischen Bundestagsgesandten von Prokesch-Osten persönlich bei Napoleon anfragen zu lassen, ob der Augenblick nicht günstig sei für die Wiederaufnahme der Verhandlungen mit Rußland, und dazu seine guten Dienste anzubieten.

Denn Oesterreich war in Sorge, daß Rußland sich direkt mit den Westmächten ohne Oesterreich verständigen möchte. Indeß Napoleon nahm die österreichische Vermittlung an. So wurde denn nach mancherlei Verhandlungen in Wien ein österreichisch-französisches Ultimatum entworfen, welches durch den Grafen Esterhazy nach St. Petersburg überbracht wurde. Auch dem Könige von Preußen wurde es mitgetheilt; und dieser empfahl, ohne jedoch über den Inhalt der aufgestellten Forderungen sich auszusprechen, dem Kaiser Alexander die Annahme.

Am 15. Januar 1856 versammelte der Zar seine vertrautesten Rathgeber und legte ihnen das Ultimatum vor, dessen Nichtannahme Oesterreich drohte durch den Abbruch aller diplomatischen Beziehungen mit Rußland zu beantworten. Der Kanzler Graf Nesselrode erklärte es für eine Nothwendigkeit, die Forderungen Oesterreichs anzunehmen: dadurch würde eine Friedensbasis gewonnen. Die Anwesenden stimmten ihm zu. Fürst Dolgorucki, der Kriegsminister, setzte die militärische, Baron Meyendorff, der Finanzminister, die finanzielle Unmöglichkeit, den Krieg weiter zu führen, aus einander. Graf Bludow war der einzige, der sich gegen den Frieden aussprach; doch rieth er ihn zu machen, da man nicht Krieg zu führen verstände. Der Kaiser entschied sich danach für die Annahme des Ultimatums.

Der (dritte) Pariser Friede. Kaiser Napoleon sprach seine volle Befriedigung über diese Nachgiebigkeit Rußlands aus, und ganz Frankreich theilte diese Befriedigung; England dagegen, nach der Fortführung des Krieges verlangend, sah sich sehr enttäuscht; Lord Palmerston sprach sogar in seinem Unmuth von „Kabalen politischer Stockjobbers" in der Umgebung des Kaisers Napoleon. Aber konnte es sich von Frankreich trennen? Am 1. Februar kamen Frankreich, Oesterreich, Rußland und die Türkei in Wien überein, binnen drei Wochen Bevollmächtigte zur Abschließung förmlicher Präliminarien, eines Waffenstillstandes und eines definitiven Friedensvertrages nach Paris zu entsenden.

Indessen außer diesen Mächten verlangten auch Sardinien und Preußen die Zulassung zu diesem Friedenskongreß. Sardinien wurde sie trotz des heftigen Widerstrebens Oesterreichs auf die nachdrückliche Fürsprache Englands zugestanden. Preußen dagegen hatte die Unterstützung Oesterreichs für sich; aber Lord Clarendon, der englische Bevollmächtigte, opponirte auf das Schärfste; Preußen habe unter der Maske der Neutralität Rußland die wichtigsten Dienste geleistet; er sehe nicht, wie Preußen seinen Anspruch auf Theilnahme am Kongreß begründen könne. Napoleon war wol der Zulassung Preußens geneigt, wollte es aber doch deswegen nicht mit England verderben. Die Frage wurde daher einstweilen in der Schwebe gelassen.

Am 25. Februar wurde der Kongreß eröffnet. Tausende von Schaulustigen bedeckten den Concordienplatz an dem Quai d'Orsay in Paris, um die Friedensbevollmächtigten anfahren zu sehen. Die sardinischen Gesandten waren die ersten, welche eintrafen; gleich hinter ihnen die türkischen. Zuletzt kamen die russischen Bevollmächtigten: mit der Elastizität eines Jünglings stieg der 75jährige Graf Orlow die Stufen zum Portal empor. Ein großer Saal im Erdgeschoß des auswärtigen Ministeriums war für die Sitzungen eingerichtet; den grünen Tisch umgaben zwölf vergoldete, mit rothem Atlas bezogene Lehnstühle. Auf einem kleinen Bureau zur Seite stand ein goldenes Schreibzeug, aus welchem die Friedensurkunden unterzeichnet werden sollten. Man setzte sich nach der alphabetischen Ordnung der Staaten. Benedetti, der Protokollführer, nahm an einem Seitentische an einem Fenster Platz.

Die Wahl zum Vorsitzenden fiel auf den Grafen Alexander Walewski, den Bevollmächtigten Frankreichs, welcher, 1810 in Walewice geboren, für einen natürlichen Sohn Napoleon's I. galt. Unter Louis Philipp Husarenoffizier, dann Schriftsteller, daneben auch in diplomatischen Angelegenheiten verwendet, hatte er sich dem Prinzen Louis Bonaparte nach dessen Wahl zum Präsidenten ganz angeschlossen und war französischer Gesandter in Florenz, Neapel und London gewesen, bis der Rücktritt von Drouin de Lhuys infolge des Scheiterns der Wiener Konferenzen ihn zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs berief. Mit viel Gewandtheit leitete er die Verhandlungen, von Napoleon persönlich, dem er täglich zweimal Bericht zu erstatten hatte, fortlaufend mit genauen Instruktionen versehen.



Graf Alexander Walewski.

Die Verhandlungen des ersten Tages waren kurz; sie beschränkten sich darauf, die Grundlage der Berathungen zu schaffen: man nahm die Festsetzungen des Wiener Protokolls vom 1. Februar als Friedenspräliminarien an und setzte einen Waffenstillstand bis zum 31. März fest. Dann folgten regelmäßige Sitzungen, meist dreimal in der Woche; vom 18. bis 22. März jedoch fielen sie aus, fanden dagegen vom 24. bis 30. März täglich statt. Erst am 10. März beschloß der Kongreß auf den Antrag Walewski's, als man im Begriffe stand, in die Berathung über die Donaufürstenthümer einzutreten, Preußen nun als „Mitunterzeichner der Londoner Konvention vom 13. Juli 1841" zur Theilnahme an den Verhandlungen einzuladen; am 18. erschienen dann die preußischen Bevollmächtigten, Minister von Manteuffel und Graf Hatzfeld, und auch jetzt noch versuchte Lord Clarendon, wenn auch erfolglos, ihre Theilnahme auf die Revision der Meerengenkonvention zu beschränken.

Fortwährend drängte Napoleon zum Abschluß; selbst in letzter Stunde machte Palmerston noch Schwierigkeiten; allein die Königin Victoria wies Clarendon zur Unterzeichnung an. So wurde denn Sonntag, den 30. März, Mittags 2 Uhr, die Friedensurkunde von den Bevollmächtigten vollzogen. Napoleon dankte Allen für ihre versöhnlichen Gesinnungen. Das Hauptverdienst am Zustandekommen des Friedens aber zu haben, lehnte er ab: „Alle Welt hat dazu ein wenig beigetragen", meinte er, „ich wie die Anderen".

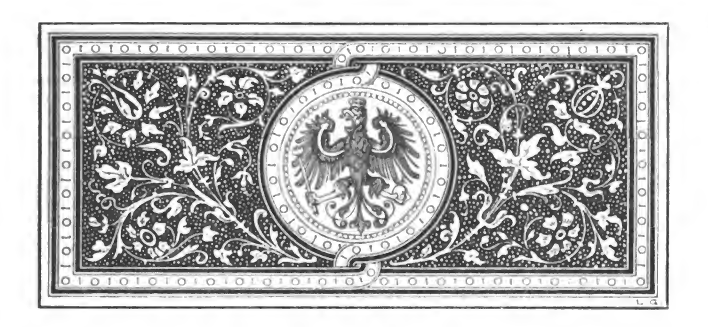
Die Friedensbedingungen. Die Bedingungen, unter welchen der Pariser Frieden , Stande gekommen war, waren folgende: die während des Krieges gemachten gegenseitig Eroberungen wurden zurückgegeben. Die Dardanellen und der Bosporus sollten, so lange d Türkei in Frieden stände, fremden Kriegsschiffen auch ferner verschlossen bleiben. Das Schwar Meer wurde neutralisirt; Rußland wie die Türkei verpflichteten sich, an den Küsten desselb keine Kriegsarsenale zu errichten und nicht mehr als sechs Kriegsdampfschiffe zum Küstendier auf demselben zu halten, und, während es den Kriegsschiffen aller Mächte verschlossen wurd sollte es der Handelsmarine aller Nationen geöffnet sein. Ebenso verpflichtete sich Rußlan auf den Alandsinseln keine Befestigungen anzulegen. Die Schiffahrt auf der Donau soll von allen Beschränkungen befreit werden, und eine Kommission darüber wachen, daß ih Mündungen schiffbar gemacht und erhalten würden. Rußland willigte in die Abtretung ein Theiles von Bessarabien, welcher der Moldau unter türkischer Oberhoheit hinzugefügt wurd Ueber die Donaufürstenthümer sollte keine Macht ausschließlichen Schutz oder das Recht habe sich in die inneren Angelegenheiten derselben zu mischen. Eine Kommission sollte die Grun lagen der künftigen Organisation der Fürstenthümer feststellen und dem Kongresse zur Verei barung mit der Pforte vorlegen.

Der Sultan vervollständigte auf Veranlassung der Großmächte die Abmachungen dur den „Hat-Humayum“, einen großherrlichen Ferman, der, am 21. Februar 1856 in Ko stantinopel veröffentlicht, eine große Anzahl von Reformen zum Besten der christlichen B völkerung des türkischen Reiches versprach. Die Türkei wurde ausdrücklich „in das europäisc Völkerrecht“ aufgenommen und die Unverletzbarkeit ihres Gebietes von allen Mächten ihr verbürg

So war denn der opferreiche Krieg zu Ende. Die Westmächte schlossen mit Oesterrei am 15. April sogar noch einen Separatvertrag, durch welchen sich alle drei zur strengen Au rechterhaltung der Friedensbestimmungen mit gemeinsamen Kräften verpflichteten. War doch, als empfände Niemand rechte Befriedigung über das abgeschlossene Friedenswerk ur volles Vertrauen zu dessen Dauerhaftigkeit; denn war auch eine Reihe von wichtigen Frage zwischen den betheiligten Mächten zum Austrag gebracht, so blieben doch noch andere kau weniger wichtige unerledigt zurück, welche den zuversichtlichen Ausblick in die Zukunft trübte Die Börse begrüßte den Abschluß des Friedens nicht mit einem Steigen der Kurse: und ist in manchem Betracht ein empfindliches Thermometer der öffentlichen Meinung.



Inneres des „Redan“ nach der Erstürmung. (Zu S. 368.)



Die Großmächte nach dem Krymkriege.

Eine sehr veränderte Stellung der Großmächte war das bedeutsamste Ergebniß des Krymkrieges. Der geheimnißvolle Zauber, der so lange Zeit die russische Macht als eine bei der Unerschöpflichkeit seiner Hülfsquellen unüberwindliche, Alles überwältigende hatte erscheinen lassen, war zerstört; Europa war von dem schwer lastenden, in alle politischen Verhältnisse eingreifenden Uebergewichte Rußlands befreit; der Krieg hatte die militärische Schwäche des Zarenreiches rücksichtslos enthüllt. Von einer Erneuerung der Heiligen Allianz, wie sie dem Kaiser Nikolaus immer vorgeschwebt hatte, konnte fortan nicht mehr die Rede sein. Damit hatten auch die Regierungen der deutschen Mittelstaaten, die nach einem kurzen Anlauf sich doch wieder Rußland zugeneigt hatten, ihren besten Rückhalt verloren. Deutschland mußte indirekt zugute kommen, was Rußland einbüßte.

Aber auch Preußen hatte durch seine unsichere Politik Einbuße an Geltung erlitten: Manteuffel war nicht im Stande gewesen, die Gegenwirkung der zu Rußland haltenden Hofpartei zu überwinden. Oesterreich hatte sich mit Rußland verfeindet, ohne doch zu festem Anschlusse an dessen Gegner zu gelangen. Sobald sich daher zwischen Rußland und Frankreich intimere Beziehungen, von beiden Seiten gewünscht und eifrig gepflegt, einleiteten, stand Oesterreich völlig isolirt da. Auch England war in seinem Prestige geschmälert und durch die unter die Mohammedaner durch den Krieg getragene Aufregung, welche zu dem indischen Aufstande beitrug, in seinem asiatischen Besitze bedroht.

Es war Frankreich, welches fast allein den Vortheil des Krieges erntete. Unbestritten galt es nach den Erfolgen des Krieges für die erste Militärmacht Europa's. Es hatte die größten Opfer gebracht, zur Entscheidung das Meiste beigetragen und doch uneigennützig jeder Entschädigung entsagt. Der Schirmvogt des europäischen Gleichgewichts, Kaiser Napoleon, hatte sich zum Schiedsrichter Europa's emporgeschwungen, um dessen Freundschaft bei der Zusammenkunft in Stuttgart sich selbst der Zar bewarb.

Die Russen in Asien. Es entsprach dem menschenfreundlichen Sinne des Kaisers Alexander, sobald nur der Frieden geschlossen war, seine Hauptsorge der Heilung der tiefen Wunden, welche der Krieg seinem Riesenreiche geschlagen hatte, und überhaupt der Förderung der inneren Wohlfahrt zuzuwenden. Die Rekrutirung wurde auf mehrere Jahre eingestellt, Steuern erlassen, ausgedehnte Eisenbahnbauten in Angriff genommen, für die Erziehung und Bildung der Volksmassen bedeutende Aufwendungen gemacht. Keine Frage aber war für Rußland wichtiger, als die Aufhebung der Leibeigenschaft: selbst zu ihrer Lösung traf Kaiser Alexander alsbald vorbereitende Maßregeln.

Daneben jedoch ließ es Rußland seine ernste Sorge sein, seine Machtstellung in Asien, welche der Ausgang des Krymkrieges erschüttert hatte, ungeschmälert zu behaupten.

Die Unterwerfung des Kaukasus (S. 52) wurde vollendet und in Turan der Einfluß der rivalisirenden Engländer ganz aus dem Felde geschlagen. Schon 1851 hatte General Perowski (S. 59) den Kampf gegen den Khan von Khokand eröffnet, dessen Raubhorden kirgisischen Unterthanen des Zaren ihre Viehherden weggetrieben hatten. Im folgenden Jahre drang er über 400 Kilometer in das Innere von Khokand vor, eroberte 1853 die Festung Akmedsched, erbaute am Syr das Fort Perowski und verband es durch eine lange Reihe von Befestigungen mit dem Aralsee. 1854 unternahm er einen Kriegszug gegen das Khanat von Khiwa und zwang den Khan zu einem Vertrage, durch welchen der russische Gesandte in Khiwa der wahrhafte Regent des Landes wurde. Selbst der Emir von Bochara wurde durch einen Einfall Perowski's genöthigt, ein Freundschaftsbündniß mit Rußland zu schließen.

Zugleich wurde im fernen Osten das lange erstrebte Amurland gewonnen. Durch den Frieden von Nertschinsk 1689 war Rußland genöthigt worden, das weite Gebiet an China abzutreten. Aber der Verlust des zwar fast menschenleeren, aber an Gold, Kohlen und Holz reichen Landes, das durch den gewaltigen Amurstrom überdies eine bequeme Verbindung für Südsibirien mit den Häfen des östlichen Asiens darbot, wurde von den Russen stets schmerzlich empfunden. Der Statthalter von Ostsibirien, Nikolaus Murawiew, schob daher Schritt für Schritt russische Ansiedlungen in das chinesische Grenzland vor, legte in je 50 Werst (53 Kilometer) Entfernung Kosakenposten an und erbaute an der Küste die Festung Nikolajewsk. Die chinesische Regierung, durch die Aufstände der Taiping im Süden gehindert, ließ Alles geschehen und entschloß sich endlich, in Verwicklungen mit den europäischen Westmächten gerathen, in der Hoffnung, Rußlands Unterstützung zu gewinnen, das Amurland durch Vertrag vom 25. Mai 1858 an Rußland abzutreten. Drei Jahre später wurde ein Handelsvertrag hinzugefügt, der einen lebhaften Karawanenverkehr von Kjachta nach Peking ins Leben rief.

Auch mit Japan wurden die Verhandlungen über einen Handelsvertrag, der das ostasiatische Inselreich dem russischen Handel erschloß, zu Ende geführt. Bereits 1792 war als russischer Gesandter Adam Laxman von Ochotsk nach Hakodade gesegelt, um einen Handelsvertrag mit Japan abzuschließen. Allein die Japaner wiesen ihn zurück. Einen zweiten Versuch beantworteten sie 1810 damit, daß sie den russischen Gesandten Golownin und seine Begleiter ins Gefängniß warfen. Erst als die Japaner, durch drei Kriegsschiffe unter Kommodore Perry bedroht, sich herbeiließen, den Amerikanern am 31. März 1854 einen Handelsvertrag zu gewähren, erreichte es der Admiral Putjatin, mit einem russischen Geschwader vor Nagasaki sich vor Anker legend, daß am 26. Januar 1855 zu Simoda auch zwischen Rußland und Japan ein Vertrag zu Stande kam, bestätigt am 25. November 1856, welcher die Häfen Simoda, Hakodade und Nagasaki den russischen Schiffen erschloß.

Der Krieg zwischen England und Persien. Es war der alte Gegner, England, mit dem Rußland hier in den ostasiatischen Gewässern zusammentraf. Denn seit Generationen arbeitete England daran, in den Kulturländern Asiens für seinen Handel eine starke Position sich zu schaffen.

Der Krymkrieg hatte zunächst einen Konflikt zwischen England und Persien zur Folge. 1851 war Yar Mohammed, der Khan von Herat, gestorben, der sich Rußland zugeneigt hatte. Sofort erhob nun sein Schwiegersohn Dost Mohammed (S. 60), nachdem er, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, sich vorher mit England verständigt hatte, Anspruch auf das Khanat, welches an der Grenzlinie der Machtsphäre Englands und Rußlands in Asien liegt. Allein Persien wollte die seit langen Jahren über Herat geübte Oberherrschaft sich nicht entreißen lassen und bemächtigte sich 1856 durch Verrath der Stadt. Dadurch war sie dem Einfluß Englands entzogen. Da nun überdies der Schah Nasireddin während des Krymkrieges die Russen Murawiew's durch Lieferung von Lebensmitteln und Lastthieren unterstützt hatte, so erklärte jetzt England an Persien den Krieg. General Outram erstürmte Buschir am Persischen Meerbusen, schlug die persische Landmacht am 8. Februar 1857 bei Khusfad und nahm die Festung Mohammerah am Schat el Arab in Besitz. Das genügte, um Persien zum Frieden zu nöthigen. Unter Vermittlung Napoleon's wurde er am 4. März 1857 in Paris

abgeschlossen. Persien entsagte allen Ansprüchen auf Herat und Afghanistan, und England hatte zum Schutze seiner indischen Besitzungen gegen das Fortschreiten Rußlands in Innerasien eine starke Schranke gezogen.

Der indische Aufstand. Und es bedurfte derselben; denn eben damals brach gegen die englische Herrschaft in Indien ein furchtbarer Aufstand aus. Die schroffe Weise, in der die Engländer ihre Herrschaft über Indien ausübten, die Rücksichtslosigkeit, welche sie gegen die religiösen und nationalen Gebräuche zeigten, die Gewaltthätigkeit, mit der sie die Throne der eingeborenen Fürsten umstürzten, hatte längst in Indien eine drohende Stimmung erzeugt, zwar nicht so sehr der Bevölkerung, welche friedfertigen Sinnes die Fremdherrschaft geduldig ertrug, als vielmehr der Sipahis, der eingeborenen Truppen, und der Hofkreise der depossedirten Fürsten. Als nun 1856 auch das Königreich Audh (Oude) den britischen Besitzungen einverleibt wurde, schien das Maß voll. Eine Prophezeiung wurde verbreitet, daß die englische Herrschaft in Indien nur hundert Jahre dauern würde, von denen seit der Schlacht von Plassy 99 vergangen waren. Militäraufstände brachen aus, im Februar 1857 in Burhampur, im März in Madras, offenbar Symptome einer großen Verschwörung.



Lacknau. (Zu S. 376.)

Die Zahl der eingeborenen Truppen betrug in den drei Präsidentschaften Ostindiens über 330,000 Mann; ebenso hoch etwa belief sich die Zahl derjenigen Soldaten, welche die eingeborenen Lehnsfürsten als Haustruppen hielten. Dem gegenüber hatte die Ostindische Compagnie nur 20,000 europäische Soldaten in ihrem Solde und die englische Krone außerdem etwa 30,000 Mann in Indien zu ihrer Verfügung. Die Zahl der europäischen Civilbevölkerung in Indien betrug unter Mitberechnung der Frauen und Kinder 10,000. Trotz dieses großen Mißverhältnisses in der Zahl der Truppen verachteten die Engländer doch alle Warnungen. Da brach am 10. Mai 1857 die Meuterei sämmtlicher Sipahis in Mirat aus: die europäischen Offiziere der aufständischen Regimenter wurden mit Weib und Kind ermordet und die Kasernen in Brand gesteckt. Von hier zogen die Meuterer nach Delhi. Die ganze Besatzung der alten Hauptstadt des Großmogulates schloß sich ihnen an; ungeheure Kriegsvorräthe und ein Kriegsschatz von 2 Mill. Pfd. Sterl. (40 Mill. Mark) fielen in ihre Hand. Europäer wurden, wo man sie fand, mit Grausamkeit niedergemetzelt, und der frühere Großmogul, der 90jährige Bahadur, zum Herrscher von ganz Indien ausgerufen, worauf auch die Bengaliarmee im Pendschab sich empörte.

Die Engländer in Indien geriethen über diese Vorgänge in die äußerste Bestürzung; bald aber ermannten sie sich, um mit Nachdruck der ungeheuren Gefahr zu begegnen. Sehr kam ihnen zu statten, daß mit Ausnahme des greisen Großmogul, des mohammedanischen Maharattenfürsten von Bithur Nena Sahib und der kühnen Begum (Königin) von Dschansi keiner der eingeborenen Fürsten, sei es aus Klugheit, sei es aus Eifersucht auf einander, der Empörung sich anschloß, sowie daß die Regimenter, welche aus den Bergbewohnern des Himalaja, namentlich den Ghorkas, sowie aus Sikhs bestanden, aus Haß gegen die Bengali die Treue bewahrten. Auch die eingeborenen Truppen in Bombay und Madras waren bereit, sich gegen die Rebellen führen zu lassen.

Ohne daher erst Hülfstruppen aus der Heimat abzuwarten, nahmen die Engländer den Kampf gegen die Meuterer auf. General Havelock schlug Nena Sahib, der mit wilder Blutgier die Engländer nicht hatte vertreiben, sondern ausrotten wollen — in dem eroberten Kanpur (Cawnpore) allein hatte er im Juni 900 Engländer, darunter zahlreiche Kinder und Frauen, mit entsetzlicher Grausamkeit hinschlachten lassen — in mehreren Treffen und zwang ihn zur Flucht; und General Wilson erstürmte am 20. September Delhi und führte den Großmogul als Gefangenen mit sich fort, während zugleich im Pendschab General Nicholson mit Erfolg gegen die Rebellen kämpfte und schon im Juli den Aufstand in Lahore unterdrückte.

Nach dem Falle von Delhi war Lacknau (Lucknow), die Hauptstadt von Audh, der Mittelpunkt des Aufstandes geworden. Der englische Oberfeldherr Sir Colin Campbell mußte am 22. November die Stadt räumen, schlug aber schon am 6. Dezember ein Rebellenheer, die meuterischen Truppen des Scindia von Gwalior, welche der kluge und tapfere Maharatte Tantia Topi zum Abfall gebracht hatte, bei Kanpur über die Dschamna zurück. Jetzt drang der Generalgouverneur Lord Canning darauf, vor Allem Lacknau wieder einzunehmen, während Campbell vorher ganz Audh mit Truppen umstellen wollte. Wirklich wurde Lacknau am 16. März 1858 erobert und nun auch ganz Audh militärisch besetzt, aber die geschlagenen Sipahis zerstreuten sich und der Kampf artete in einen sehr gefährlichen Guerillakrieg aus. Unterdessen säuberte Sir Hugh Rose alle Berggruppen und Thäler Mittelindiens bis zur Dschamna hin. Aber Tantia Topi sammelte die Zersprengten um sich, jedoch erlag sein Heer den englischen Bajonneten am 19. Juni bei Gwalior. Auch die Begum von Dschansi fand hier, an der Spitze ihrer Scharen kämpfend, den Tod. Die Rebellen flüchteten sich nun in die Vorberge des Himalaja: wer sich gefangen nehmen ließ, wurde erschossen, gehängt oder vor die Mündungen der Kanonen gebunden und so getödtet. Auch die Versuche der Begum von Audh und Nena Sahib's, mit einzelnen Haufen sich in Audh zu behaupten, waren vergeblich, sie wurden über die Grenze von Nepal getrieben, wo sie durch Hunger, Fieber und die Ghorkas aufgerieben wurden. Mit dem Ende des Jahres 1858 war der Aufstand vollständig unterdrückt: aus dem Kampfe wurden Treibjagden auf einzelne der Anstifter. Tantia Topi, verrathen, wurde gehängt; Nena Sahib starb in den Dschungeln am Fieber, bevor ihn die Verfolger erreichen konnten. An Stelle der Ostindischen Compagnie übernahm nunmehr (am 1. November 1858) die Königin von England unmittelbar die Regierung von Indien; unterstützt durch den „Rath von Indien", führte sie in ihrem Namen der Nawab-Wesir (Vizekönig). Als erster erhielt diese machtvolle Würde der bisherige Generalgouverneur Lord Canning.

Der Opiumkrieg. In vielfacher Beziehung eng verflochten, erwiesen sich die indischen Verhältnisse mit den Beziehungen Englands zu China. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war der Verbrauch des Thees in ganz Europa, besonders auch in England, außerordentlich gestiegen; ebenso hatte sich das Begehren nach chinesischer Seide sehr gesteigert. Dafür führte nun wol England Eisen, Zinn und Baumwollenwaaren in China ein, aber doch blieb die Differenz zwischen Import und Export sehr zum Nachtheile Englands. Wodurch konnte sie ausgeglichen werden?

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte sich vom Süden aus schnell über alle Provinzen des großen chinesischen Reiches die Unsitte des Opiumrauchens verbreitet, ein altes Mittel reicher Schwelger im südöstlichen wie im westlichen Asien sich zu berauschen und

angenehme Gefühle zu erregen. Allein die chinesische Regierung verbot die Einfuhr wie den Gebrauch des entnervenden Mohnsaftes für das ganze Reich. Die Folge war eine so bedeutende Preissteigerung, daß, während bisher die Portugiesen diesen Handel fast ausschließlich betrieben hatten, jetzt die Ostindische Compagnie zahlreiche Opiumpflanzungen in ihrem indischen Reiche anlegte und die Ausfuhr mit Hülfe eines sehr gewinnreichen Schmuggels selbst in die Hand nahm. Und so wirkungslos erwiesen sich alle Verbote der chinesischen Regierung, daß im Jahre 1837—1838 die Opiumeinfuhr auf 34,000 Kisten, jede zu 80 Pfund, gestiegen war, welche einen Reingewinn von mehr als 3 Millionen Pfund Sterling (60 Millionen Mark) abwarfen und die Bilanz des chinesischen Handels äußerst günstig für England stellten. An der Gewinnsucht der englischen Kaufleute glitten auch die eindringlichsten Vorstellungen des Kaisers Taokuang ab. Daher sandte die chinesische Regierung Lin Tsesiu, einen Mann niederer Abkunft, der sich durch Verdienste und glücklich bestandene Prüfungen emporgeschwungen hatte, als kaiserlichen Bevollmächtigten nach Kanton, um den verderblichen Opiumschmuggel von Grund aus zu zerstören. Lin, aller Bestechung unzugänglich, griff die Sache mit Nachdruck an: am 13. März 1839 verlangte er von den englischen Kaufleuten die Auslieferung ihres gesammten Opiumvorrathes. Nicht weniger als 20,291 Kisten wurden ihm abgeliefert; er ließ ihren Inhalt, mit Kalk und Oel vermischt, ins Meer schütten. Außerdem wurden 16 Schleichhändler aus China verbannt und von allen Schiffen, welche die Tigermündung vor Kanton passiren wollten, die schriftliche Versicherung verlangt, daß sie kein Opium an Bord führten.

Dem wollten sich die Engländer nicht fügen. Englische Kriegsschiffe erschienen in den chinesischen Gewässern und griffen die Flotte des Admirals Kuan bei Tschuenpi an, vernichteten von den 29 Kriegsdschonken derselben 6 und trieben die übrigen in eiliger Flucht von dannen. Infolge dessen wurde allen Unterthanen Englands für ewige Zeiten der Aufenthalt in China untersagt; ja sie wurden für vogelfrei erklärt und ein Preis auf ihren Kopf gesetzt. England antwortete darauf mit der Kriegserklärung, blockirte die Mündung des Tigerflusses vor Kanton, bemächtigte sich der Insel Tschusan, besetzte deren Hauptstadt Tinghai und zerstörte die Hafenstadt Amoy. Die chinesische Regierung ließ sich darauf zu Friedensverhandlungen herbei; da diese indessen zu keinem Resultate führten, begann 1841 der Krieg von Neuem. Aber erst nachdem Schanghai eingenommen, die Vorstädte von Kanton besetzt, die Stadt Tschingkiangfu an der Verbindung des Kaiserkanals mit dem Yangtsekiang erstürmt und ein englisches Corps vor Nanking angelangt war, bequemte sich der Kaiser Taokuang zum Nachgeben. Am 26. August 1842 wurde der Frieden zu Nanking geschlossen, in welchem außer Kanton vier chinesische Häfen den Engländern geöffnet, ihnen die Insel Hongkong überlassen, 80 Millionen Mark Entschädigung gezahlt und Behandlung auf gleichem Fuße mit den Chinesen zugesichert wurde. Auch die Opiumeinfuhr wurde freigegeben.

Der englisch-französische Krieg gegen China. Das besiegte China mußte nun auch dem Drucke der anderen großen seefahrenden Nationen nachgeben und ihnen gleiche Vortheile, wie England sie erhalten hatte, bewilligen: 1844 wurde von China ein Handelsvertrag mit Nordamerika, 1845 ein Handels- und Freundschaftstraktat mit Frankreich abgeschlossen. Allein die Chinesen nahmen es wenig ernst mit diesen Verträgen und verletzten sie in wesentlichen Bestimmungen, namentlich weigerten sie sich den Hafen von Kanton den Engländern zu öffnen. Vollends seit 1850 der Kaiser Taokuang gestorben war und unter seinem Sohne Hienfong die reaktionäre Strömung in China völlig das Uebergewicht erhalten hatte, wurde die Stimmung auf beiden Seiten immer gereizter. Die Chinesen zeigten offenen Haß gegen alle Fremden, den diese dem hochmüthigen Volke durch unverhohlenen Widerwillen vergalten. Bei dieser gegenseitigen Stimmung erschien ein Krieg nur als eine Frage kurzer Zeit. Dazu kam, daß der Export aus China viel rascher stieg, als der englische Import, so daß England im Jahre 1856 einen baaren Zuschuß von 13 Millionen Pfund Sterling (260 Millionen Mark) in Silber brauchte, um die Differenz auszugleichen. Die englischen Kaufleute drängten also mit aller Macht dazu, den Chinesen größere Handelsvortheile, wenn auch mit Gewalt, abzuzwingen.

England wollte den Krieg. Ein Vorwand war daher leicht gefunden. Der Statthalter von Kanton Yeh Mingschin hatte die englische Flagge, unter welcher die Arrow Lorcha, das Schmuggelschiff des chinesischen Kaufmanns Suasing fuhr, nicht respektirt. Freilich war der Berechtigungsschein des Schiffes schon seit 11 Tagen abgelaufen; dennoch erklärte England seine Ehre für beleidigt. Yeh erbot sich, die gefangene Schiffsmannschaft zurückzusenden: allein man nahm dies nicht an, vielmehr ließ Admiral Seymour die vier Forts, welche die Einfahrt in den Hafen von Kanton decken, bombardiren, dann, als die Chinesen sich ohne Widerstand zurückzogen, die Kanonen in den Forts vernageln und die Kasernen in Brand stecken. Und acht Tage später ließ er den Palast Yeh's in Brand schießen; das Feuer verbreitete sich rasch; ganze Vorstädte und Straßen der sehr eng gebauten Stadt gingen in Flammen auf. Am folgenden Tage (29. Oktober 1856) drang Seymour mit einigen hundert Matrosen und Marinesoldaten durch eine Bresche in die innere Stadt ein und ließ den brennenden Palast ausplündern: worauf dann die Engländer die Stadt wieder verließen. Weitere Feindseligkeiten folgten. Auch ein amerikanisches Kriegsschiff betheiligte sich an denselben, und Frankreich drängte seine Bundesgenossenschaft, da die Chinesen im Februar den französischen Missionar Chapdelaine gegen die ausdrücklichen Bestimmungen des Traktats nach langen Qualen hingerichtet hatten, den Engländern förmlich auf.

In England tauchte der Gedanke auf, Südchina zu erobern und neben dem angloindischen ein anglochinesisches Reich zu errichten. Allein ein Jahr verging, bevor etwas geschehen konnte: der indische Aufstand legte die Kräfte Englands lahm. Erst gegen Ende des Jahres 1857 konnte der Feldzug gegen China begonnen werden. Yeh glaubte mit einer Armee von 40,000 Mann den auch jetzt nur 6000 Mann starken Verbündeten vollauf gewachsen zu sein. Allein am Morgen des 28. Dezember begann ein so nachdrückliches Bombardement mit Bomben und Brandraketen gegen Kanton, daß die meisten Straßen in Brand geriethen und die Vorstädte einem Flammenmeere glichen. Auf Sturmleitern wurden dann am folgenden Tage die Wälle der Stadt überstiegen und die Stadt besetzt. Die meisten Einwohner und auch die ganze chinesische Armee hatte sich geflüchtet. Der hartnäckige Yeh aber wurde gefangen genommen und auf den Inflexible gebracht, der ihn später als Staatsgefangenen nach Kalkutta überführte.

Die Flotte der Verbündeten wandte sich nun nach Norden gegen Peking. Sie erschien vor dem Peiho, an welchem die chinesische Hauptstadt liegt, und zerstörte die Forts, welche die Flußmündung decken. Eine Flottille von Kanonenbooten drang nun in den Peiho ein bis nach Tientsin, dem Hafen von Peking. Da war denn der Widerstand der chinesischen Regierung gebrochen: am 27. Juni 1858 wurde der Vertrag von Tientsin geschlossen, welcher den Siegern erhebliche Erweiterungen der früheren Traktate gewährte. Auch Rußland benutzte die Gelegenheit, das Amurland sich zu sichern (S. 374), wie denn auch Amerika nicht leer ausging. Der chinesische Hochmuth mußte sich entschließen, die fremden Nationen als ebenbürtig anzuerkennen: es war fortan verboten, die Fremden im Reiche „J" (Barbaren) zu nennen.

Hong Siutsinen. Niemals seit Jahrhunderten hatte das ungeheure chinesische Reich in so schweren Nöthen gelegen. Denn zu der Gefahr durch die fremden Mächte kam im Innern des Reiches ein Aufstand allergefährlichster Art.

Der Friede von Nanking wurde von allen chinesischen Patrioten als eine tiefe Demüthigung empfunden und trug nicht wenig dazu bei, die Gemüther des Volkes gegen die herrschende Mandschu-Dynastie zu erkalten. Das Verlangen nach dem altnationalen Herrscherhause der Ming erwachte wieder einmal mit verstärkter Kraft. Räuberische Banden erhoben zumal in der Provinz Kuangsi die Fahne der Ming in der Hoffnung, die herrschenden Mandschu zu stürzen. Allein der einsichtige und thatkräftige Taokuang ließ sie nicht aufkommen, unter Hienfong jedoch griff, da überdies infolge von Ueberschwemmungen und Mißwachs in mehreren Provinzen Hungersnoth ausbrach, die Unzufriedenheit in erschreckender Weise um sich. Mit unerhörter Dreistigkeit traten die Rebellen auf; mehr als die Hälfte der Provinz Kuangsi schloß sich ihnen an; in der ganzen Umgegend von Kanton waren sie die Herren. Mit blutiger

Strenge trat die Regierung gegen sie auf; in Kanton wurden 1855 in 7 Monaten 70,000 Menschen hingerichtet; aber der weitfressenden Unzufriedenheit wurde sie doch nicht Herr.

Diese allgemeine Bewegung nun fand ihren Propheten. Damit erhielt sie einen lebendigen Mittelpunkt, und zu dem politisch-nationalen Gegensatze gesellte sich der religiöse.

Hong Siutsiuen war 1813 in einem kleinen Dörfchen nicht gar weit von Kanton geboren. Sein Vater Hong Jang war ein armer Bauer, der nicht mehr als zwei Büffelochsen und einige Schweine und Hühner besaß. Davon konnte er seinem ungewöhnlich begabten und lerneifrigen Sohne keine höhere Schule zu Theil werden lassen. Aber die große Familie Hong, der er angehörte, nahm sich des Knaben an: sie reichte ihm manche Unterstützung, und der arme Dorfschulmeister verzichtete auf das Schulgeld; denn Dorf und Sippe erwarteten großen Ruhm von dem Knaben. Allein mit der Zeit wurden die Kosten doch unerschwinglich.



Bombardement von Kanton.

Der Knabe mußte die Schule verlassen, die Ochsen hüten und dem Vater bei der Feldarbeit helfen. Indeß nach einigen Jahren schon übertrug ihm sein Heimatsdorf die Dorflehrerstelle. Jetzt hatte er bei aller Aermlichkeit seiner Einkünfte doch Zeit, seine Studien wieder aufzunehmen. Er gedachte die großen Staatsprüfungen abzulegen, durch welche man in China allein zu Stellung und Ansehen gelangt. Schon verheirathet und Vater mehrerer Kinder, erwarb er den ersten Grad. 1839 begab er sich nach Kanton, um sich der zweiten Prüfung zu unterziehen. Hier schenkte ihm ein Greis, Liang Afah, ein protestantischer Christ, ein Werk, das den Titel trug: „Gute Worte zur Erhebung unseres Geschlechts“. Bei der Prüfung indeß fiel er, ebenso wie auch bei der Wiederholung derselben im folgenden Jahre, durch. Vor Schmerz über diesen Mißerfolg fiel er in eine langwierige Krankheit, in welcher er wunderbare Visionen hatte, die er jedoch für reale Wirklichkeit hielt. Er gewann aus ihnen die Ueberzeugung, daß es seine Aufgabe sei: die Fremden aus China zu vertreiben, den Götzendienst abzuschaffen und das chinesische Volk durch eine neue Religion, die er auf dem Grunde

der christlichen Ideen in dem Buche des Liang Afah zu erbauen hätte, zu erneuern. Von jetzt an zeigte er ein feierliches Wesen; mit strengen Worten trat er gegen Mißbräuche und Laster auf und gewann bald einen großen Einfluß in der ganzen Umgegend. Dann zog er lehrend und predigend in den Provinzen Kuangsi und Kuangtong umher, mit Ernst auf die Sündhaftigkeit des Menschen hinweisend: die alte Religion des Konfucius mit ihrer Selbstgerechtigkeit tauge nichts, aber auch das Christenthum mit seiner Milde, Geduld und Demuth passe nicht für die verdorbenen Zeiten; mit größter Strenge müßten die schlechten Menschen gezüchtigt werden. Dabei führte er ein langes Schwert mit der Inschrift: „Zur Vertilgung der Dämonen", und sang Lieder, die er selbst im Psalmenstil gedichtet hatte, wie denn die Psalmen, namentlich der 19. und 33., seine Lieblingslektüre waren. Dazwischen lebte er auch in Kanton, um unter der Anleitung des Missionar Roberts die Bibel zu studiren.

Die Taiping. Unterdeß zogen seine Getreuen im Lande umher und gewannen das Volk für die neue Lehre. Scharenweis traf man sie in Kuangsi und Kuangtong, wie sie die Götzenbilder zerstörten und die Bevölkerung nicht selten mit Gewalt in der Ausübung des alten Gottesdienstes hinderten. Die Behörden vermochten nichts dagegen. Im Herbste 1851 hatte sich schon der größte Theil der Provinz Kuangsi für den Propheten erklärt. Im November berief er daher eine allgemeine Versammlung nach der Stadt Jongugan, auf welcher Hong Siutsiuen zum Kaiser ausgerufen wurde. Seine Dynastie sollte Taiping, die Friedensreiche, heißen, sein Reich Tienkuo, himmlischer Staat. Es sollte die ganze Welt umfassen: denn als „dem jüngeren Bruder Christi", erklärte der Prophet, komme ihm die Weltherrschaft zu; und so ernannte er denn seine Freunde Fong Junsan zum Könige des Westens, Jang Siutschin des Ostens, Siao Tschaokuei des Südens und seinen Bruder Wei Tschanghoei zum Könige des Norden. Gott selbst, vom Himmel herabsteigend, meinten sie, regiere Tienkuo. Tabak, Opium und alle geistigen Getränke waren den Gläubigen verboten; es waltete allenthalben die strengste Disziplin.


Kaiser Hienfong. Nach einem chinesischen Gemälde.

Die Gläubigen brannten vor Begierde, die Feinde Gottes auszurotten. Mit unwiderstehlicher Begeisterung dehnten sie ihre Herrschaft aus: wer ihnen Widerstand leistete, wurde getödtet. Sie eroberten Nanking, das sie zur Reichshauptstadt erkoren. Dann drangen sie am Kaiserkanal nordwärts und bedrohten Tientsin. Da aber ermannte sich Hienfong; der gesammte Heerbann der mongolischen Lehnsfürsten wurde aufgeboten und schlug die Reservearmee der Taiping bei Tongtschang, so daß nun auch die vor Tientsin liegende Hauptarmee sich zurückziehen mußte. Der Kampf gegen Peking und die Nordarmee wurde aufgegeben; man begnügte sich mit kleineren Unternehmungen, welche das Land weithin verödeten und eine Reihe von Städten in Trümmerhaufen verwandelten.

Da erhoben sich Zweifel an der göttlichen Sendung des Propheten. Jang Siutschin, der König des Ostens, der sich als der „heilige Geist" proklamirt hatte, trug sich mit Rebellionsgedanken. Aber Hong Siutsiuen, von seinen Anhängern Tiente, himmlische Tugend, genannt, beschied seinen Bruder Wei Tschanghoei nach Nanking, ließ in einer dunklen Novembernacht (1856) das Quartier des Ostkönigs mit Truppen umstellen und dessen sämmtliche Freunde, Verwandte und Gesinnungsgenossen, gegen 30,000 Männer, Frauen und Kinder ohne Gnade

niedermachen. Ein fürchterlicher Bürgerkrieg zerrüttete mehrere Monate lang den „himmlischen Staat“; selbst Wei Tschanghoei empörte sich gegen seinen Bruder. Aber der Prophet siegte über alle Rebellionen, doch seine Kraft war gebrochen. Immer erfolgreicher drangen die kaiserlichen Truppen gegen die Taiping vor. Noch einmal ermannten sich diese 1860 zum Angriff und belagerten Schanghai. Aber diese Bedrohung des für die Europäer sehr wichtigen Handelsplatzes rief Engländer und Franzosen gegen die Taiping unter Waffen. Von diesen unterstützt, nahmen die Chinesen jetzt eine Stadt der Taiping nach der andern ein; immer enger wurde die Grenze des „himmlischen Staates“ gezogen; endlich war er auf die einzige Stadt Nanking beschränkt. Da wurde trotz tapferer Gegenwehr am 19. Juli 1864 auch diese erobert. Hong Siutsiuen, der Prophet, aller Hoffnung entsagend, ließ einen großen Scheiterhaufen errichten und verbrannte sich mit seinen Weibern und Schätzen; als Räuberbanden zerstreuten sich die Letzten seiner Anhänger über das Land.



In den Taku-Forts.

Der Ausgang des englisch-französischen Krieges gegen China. Die Gefahr, mit welcher der Taipingaufstand China bedrohte, hatte viel dazu beigetragen, die kaiserliche Regierung in Peking gegen die fremden Mächte nachgiebig zu machen; sobald daher der Aufstand seine Bedrohlichkeit verlor, änderte die chinesische Regierung auch ihre Haltung gegen die Fremden. Der Vertrag von Tientsin wurde nicht nur nicht ausgeführt, sondern auch Kanonen und anderes Kriegsgeräth den Amerikanern abgekauft, und als die verbündete Flotte den Eingang in die mit Ketten gesperrte Mündung des Peiho mit Gewalt erzwingen wollte, von den Uferforts aus mehrere Kanonenboote in Grund geschossen. Entrüstet forderte der englische Gesandte Bruce volle Entschädigung für den Angriff und die sofortige Ausführung des Vertrages von Tientsin. In Peking wies man die Forderung zurück. Bruce nun wurde von der englischen Regierung, der neue Verwicklungen mit China sehr ungelegen kamen, angewiesen, mildere Bedingungen zu stellen. So begnügte er sich in einem neuen Schreiben, nur die ungeschmälerte Ausführung des Vertrages von Tientsin zu verlangen; darauf aber gab China überhaupt keine Antwort. Der Krieg war unvermeidlich.

Am Norduser der Peihomündung landeten die Truppen der Verbündeten. Die Engländer, unter dem Befehle von Sir Hope Grant, 11,000 Mann stark, stellten ein wunderliches Gemisch von Nationalitäten dar, Briten, Leute von Madras, Bengali, Sikhs, Ghorkas; dazu ein großer Troß angeworbener chinesischer Kulis als Lastträger und Arbeiter. Das französische Corps, von General Montauban angeführt, war schwächer, aber es umfaßte besseres Material. Stromaufwärts rückten die Verbündeten vor; am 19. August überschritten sie den Peiho und erstürmten zwei Tage später die Forts von Taku, worauf die Flotte bei Tientsin sich vor Anker legte. Ein Theil des Heeres blieb hier als Besatzung zurück; der andere setzte sich auf Peking in Marsch. Die Chinesen versuchten nun Unterhandlungen anzuknüpfen; allein bevor diese zu einem Ergebniß führten, wurden die Verbündeten von einem an Zahl weit überlegenen chinesischen Heere am 18. September angegriffen. Der chinesische Oberfeldherr Sankolinsin, ein tapferer Mandschu, hatte bei Schangkia Aufstellung genommen. Er versuchte mit seiner Uebermacht das kleine Corps der Fremden zu umzingeln, allein schon nach wenig Stunden war der Kampf entschieden. Das chinesische Lager war erstürmt, und in wüsten Haufen flüchteten die Chinesen nach allen Seiten aus einander. Auf der Kaiserstraße, bei der Brücke Palischan, wenige Meilen vor Peking, sammelte Sankolinsin seine flüchtigen Scharen wieder und versuchte hinter einigen rasch aufgeworfenen Erdwällen den Anmarsch der Sieger aufzuhalten. Links und rechts von den Schanzen hatte er Fußvolk und Reiterei aufgestellt, mit welchen er den Angriff am 21. September eröffnete. Mehrmals zurückgeworfen, gingen sie immer wieder zum Angriffe vor; aber endlich erlagen sie doch der mörderischen Wirkung der englischen Armstrongkanonen. Die Schanzen wurden erobert, und Sankolinsin suchte mit dem Reste seiner geschlagenen Armee hinter den Mauern von Peking Schutz. Der Weg zur Reichsstadt lag offen vor den Verbündeten.

Der Kaiser Hienfong hatte sich nach der Mandschurei geflüchtet. Aber sein Bruder, der Prinz Kong, mit kaiserlicher Vollmacht versehen, wandte sich an den englischen Bevollmächtigten Lord Elgin, Bruce's Bruder, um jetzt die Friedensverhandlungen einzuleiten. Indeß die siegreiche Armee ließ sich dadurch nicht aufhalten; nachdem sie aus Tientsin Verstärkungen an sich gezogen, trat sie am 5. Oktober von Palitschao aus den Marsch nach Peking an. Am folgenden Tage langte sie vor der Hauptstadt des chinesischen Reiches an.

Nördlich von Peking, etwa eine Meile entfernt, lag der Palast Juen ming juen, die gewöhnliche Sommerresidenz des Kaisers, ein hügeliger Park mit starken Waldbäumen besetzt, zwischen denen die gelben Ziegelbauten der kaiserlichen Paläste hindurchschimmerten, in der Mitte ein großer See mit einigen Inseln, die durch kühn geschwungene Brücken mit dem Ufer verbunden waren. Dorthin zog die verbündete Armee, um den chinesischen Truppen den Rückzug nach Norden abzuschneiden. Mit leichter Mühe, da weder die Wache von 40 Bogenschützen noch die Scharen der Eunuchen Widerstand zu leisten wagten, nahmen sie den Palast ein. Plündernd zerstreuten sich die Soldaten durch die weiten Anlagen; eine unermeßliche Beute wurde gemacht. Die Franzosen behielten, was sie geraubt hatten; die Engländer versteigerten auf Sir Grant's Befehl unter sich die Beute und theilten sich den Erlös von 20,000 Pfund Sterling (400,000 Mark).

Alle Forderungen mußten den Siegern zugestanden werden. Durch das Ngantingthor (Thor des vollkommenen Friedens) hielten sie am 13. Oktober ihren Einzug in Peking. Mit dem Prinzen Kong schlossen Lord Elgin für England, Baron Gros für Frankreich Frieden. Der Traktat von Tientsin wurde bestätigt, an jede der verbündeten Mächte 16 Millionen Dollars (64 Millionen Mark) bezahlt und ihr das Recht, einen Gesandten in Peking zu halten, zugestanden. Ein trauriges Nachspiel folgte. Von den Gefangenen der Verbündeten hatten 20 durch die unmenschlichen Mißhandlungen der Chinesen ihren Tod gefunden. Zur Strafe dafür ließ Lord Elgin den herrlichen Juen ming juen von Grund aus zerstören: zwei Tage waren erforderlich, die Bäume zu fällen, die Brücken zu sprengen, die Paläste niederzubrennen. Aber wenn irgend etwas, so brachte diese barbarische Zerstörung den Chinesen ihre Ohnmacht den europäischen Mächten gegenüber zum klaren Bewußtsein.

Am 21. August 1861 starb der Kaiser Hienfong. Für seinen Nachfolger, den erst fünf Jahre zählenden Kaiser Tschuugtschi, übernahm Prinz Kong, der Oheim, die Regentschaft. Es bezeichnete den Geist der neuen Regierung, daß sie nach wenigen Tagen schon — am 2. September 1861 — mit Preußen und dem Zollverein zu Tientsin einen Vertrag abschloß, der das chinesische Reich auch für den deutschen Handel öffnete.

Den nächsten Nutzen des chinesischen Krieges aber hatte Japan gehabt. Den Engländern durch den Handelsvertrag geöffnet, welchen Admiral Stirling 1854 dem Inselreiche abgedrungen, Lord Elgin 1858 erheblich erweitert hatte, den Franzosen durch den Vertrag des Jahres 1858, hatte es aus der Lieferung mannichfaltiger Kriegsbedürfnisse und Lebensmittel an die Verbündeten großen Nutzen gezogen. Auch mit Preußen und dem Zollvereine schloß Japan schon früher als China, am 24. Januar 1861, einen Handelsvertrag.

Die Handelskrisis von 1857. So begann denn England, nicht zum wenigsten durch die günstige Entwicklung seines ostasiatischen Handels, dessen Interessen ja hauptsächlich ihm das Schwert gegen China in die Hand gedrückt hatten, mehr und mehr die Folgen der schweren Krisis zu überwinden, in welche der englische Handel gleichzeitig mit dem indischen Aufstande, aber nicht eigentlich durch denselben gebracht war. Es war vielmehr die Ueberproduktion zahlreicher amerikanischer Fabriken gewesen, welche im August 1857 den Sturz einer großen Anzahl dortiger Handelshäuser und Bankinstitute zur Folge hatte. England wurde zunächst wegen seiner nahen Beziehungen von den Wirkungen betroffen, von da schlug die Welle auf den Kontinent hinüber: Holland, Skandinavien, Preußen, am meisten aber Paris und Hamburg empfanden die Erschütterungen. Man berechnet den Verlust, welchen dieses finanzielle Erdbeben Europa brachte, auf 75 Millionen Pfund Sterling (1500 Millionen Mark); den weitaus größten Theil davon indessen hatte England zu tragen, und es brauchte Jahre, bevor es diesen lähmenden Schlag ganz verwinden konnte. Um so leichter wurde es seinem kaiserlichen Alliirten jenseit des Kanals an politischer Geltung in Europa das Inselreich völlig zu überflügeln.



Eugenie, Kaiserin der Franzosen.

Frankreich und das neue Kaiserthum. Frankreich hatte in dem Krymkriege 70,000 Soldaten und 1700 Millionen Francs zum Opfer gebracht für eine Idee. Aeußere Vortheile, Abtretungen von Land und Leuten hatte es nicht errungen und nicht erringen wollen. So erschien es als der uneigennützige Vertreter der allgemeinen europäischen Interessen. Das gab dem Kaiser Napoleon das größte Gewicht nach außen und befestigte auch seine Stellung bei den mit politischer Ehre und militärischem Ruhme gesättigten Franzosen. Fester denn je schien sein neuer Thron gegründet.

Dazu trug auch der Umstand bei, daß ihm gerade während der Tage des Pariser Kongresses, wo Frankreich mit Befriedigung die Bevollmächtigten Europa's, Entscheidung suchend, um Napoleon versammelt sah, der Thronerbe geboren wurde (16. März 1856). Durch Verschwägerung mit den europäischen Dynastien hatte Napoleon die Befestigung seines Thrones

zu fördern gesucht. Aber die Prinzessin von Wasa, seine Verwandte, verlobte sich, als seine Werbung schon angenommen zu sein schien, mit dem Kronprinzen von Sachsen; der Einfluß Oesterreichs war ihm hinderlich gewesen. Und ebenso blieb auch die Hand der Prinzessin von Hohenzollern-Sigmaringen, die gleichfalls seine Verwandte war, ihm versagt, weil Preußen dagegen war. So ließ denn der Kaiser die Werbungen an fremden Höfen fallen und schloß eine Neigungsheirath. Er vermählte sich zur Ueberraschung seines Hofes, ja ganz Frankreichs mit Eugenie von Montijo, Gräfin von Teba, einer blonden Spanierin, deren Schönheit auf den Tuilerienbällen und zumal, wenn sie in dem Kostüm des 18. Jahrhunderts an den Hofjagden in Compiègne Theil nahm, die allgemeinste Bewunderung erregt hatte. Sie war die Tochter des Herzogs von Penaranda, 1826 in Granada geboren. Am 30. Januar wurde sie in der Kirche Notre Dame mit der Krone Marie Louisens zur Kaiserin der Franzosen gekrönt.

Frankreich sah in der Heirath des Kaisers ein Pfand des Friedens; und Napoleon bekräftigte diese Auffassung, indem er anordnete, daß am 1. Mai 1855 in Paris eine allgemeine europäische Industrieausstellung eröffnet werden solle. Handel und Industrie nahmen im Vertrauen auf den Frieden einen gewaltigen Aufschwung; mit überraschender Schnelligkeit vergrößerten und verschönerten sich die Städte, Paris allen voran. Der Krymkrieg, in weiter Ferne geführt, störte kaum. Mit dem Erwerbe aber wuchs die Genußsucht und der Luxus; ein allgemeines Bestreben, rasch und mühelos reich zu werden, gab sich kund; der Börsenschwindel verbreitete sich bis in die untersten Volksklassen. Aktiengesellschaften aller Art schossen auf; im Jahre 1856 entstanden allein in Paris 450 neue Kommanditgesellschaften, zum Theil Gründungen schwindelhaftester Art. In der Krisis des Novembers 1857 gingen viele zu Grunde; die Aktien des Credit mobilier fielen von 1980 auf 680. Aber man überwand den Schreck, und bald war die Spekulationswuth so arg wie zuvor. Denn ein Jeder wollte glänzen, ein Jeder genießen; und darin ging der Tuilerienhof allen Ständen voran. Die öffentliche Sittlichkeit kam ins Wanken; wer mochte in der allgemeinen Jagd nach dem Glücke durch moralische Bedenken sich hemmen lassen?

Der Despotismus des zweiten Kaiserreichs. Und doch war dieser schnöde Materialismus zum guten Theile die Folge des napoleonischen Regiments. Mit der bürgerlichen und politischen Freiheit war es in Frankreich vorbei. Alle Staatsgewalt lag in der Hand des Kaisers; sein Wille bestimmte alle Verhältnisse. Die Volksvertretung war ein gefügiges Werkzeug in seiner Hand. Zwar brachten die Wahlen des Jahres 1857 eine Opposition in den gesetzgebenden Körper: aber sie zählte nur 4 Stimmen. Rede- und Preßfreiheit waren völlig in Fesseln geschlagen. Mißstimmung und Unzufriedenheit mit dem kaiserlichen Regimente, zumal bei den gebildeten Klassen, waren die natürliche Folge.

Wol gab sich der Kaiser alle Mühe, die Neigung der Bevölkerung zu behaupten. Durch großartige Bauten, durch Kanal- und Straßenanlagen verschaffte er den Arbeitern Arbeit, in nothleidenden Gegenden, wie bei den großen Ueberschwemmungen des Jahres 1856, war er persönlich zugegen, um der Noth Abhülfe zu schaffen. Er beförderte die Kunst und ehrte und unterstützte die Künstler; den Dichter Beranger ließ er auf seine Kosten in pomphaftester Weise bestatten. Er erhöhte die äußere Machtstellung Frankreichs in wirksamster Weise, um der nationalen Eitelkeit der Franzosen Genüge zu thun. Aber dennoch blieben die alten Republikaner unversöhnlich: sie sahen in ihm nur den Mörder der Freiheit Frankreichs und machten wiederholt, wenn auch erfolglos, Mordanschläge gegen ihn.

Da geschah es, daß am Abend des 14. Januar 1858, als der Kaiser mit seiner Gemahlin in Paris in die Oper fuhr, drei Handbomben seinem Wagen nachgeworfen wurden und neben und unter demselben explodirten. Von den den Wagen umgebenden Polizeimannschaften wurden mehrere Leute getödtet oder schwer verwundet; der Kaiser aber wie seine Gemahlin blieben unverletzt, nur der Hut wurde ihm durchschossen. Er wohnte der Opernvorstellung bis zu Ende bei. Fast auf der Stelle wurden die Thäter entdeckt und festgenommen. Es waren der Graf Felix Orsini mit drei Genossen. Orsini, 1819 in Meldola in Italien geboren, hatte 1848 an dem Befreiungskampfe Italiens Theil genommen; mehrmals danach

verhaftet, war er doch stets aus den Gefängnissen entkommen, und hatte zuletzt in der Gesellschaft Mazzini's in London gelebt. Entflammt von dem Verlangen nach Befreiung seines Vaterlandes von der Fremdherrschaft, hatte er die römische Expedition an Napoleon rächen und in diesem das Haupthinderniß der Befreiung Italiens, wie er meinte, beseitigen wollen. Aus dem Gefängnisse — er wurde am 13. März hingerichtet — richtete er an Napoleon ein Schreiben, in welchem er ihn dringend zur Befreiung Italiens aufforderte, während Mazzini in einem Briefe, der am 1. April in einer Londoner Zeitung veröffentlicht wurde, Napoleon vor die Wahl stellte, das Opfer des Hasses der Italiener oder ihr Befreier zu werden.

Orsini's Verlangen sollte sich erfüllen. Allein die nächste Folge des Mordanschlages war eine durchgreifende Verschärfung des napoleonischen Despotismus. Eine Menge mißliebiger Personen wurde verhaftet, die Aufsicht über die Presse und Preßkontrole verschärft und alle Fremden polizeilich überwacht. Dazu wurde am 28. Januar das „Sicherheitsgesetz" erlassen, welches mit Polizeiaufsicht, Verbannung oder Deportation Alle bedrohte, die nur im Geringsten als verdächtig erschienen, dem Kaiser nicht ganz ergeben zu sein. Und wirklich nahmen, seitdem der General Espinasse zum Minister des Innern ernannt war, die Deportationen nach Cayenne einen ganz erschreckenden Umfang an; jedoch dem Kaiser selbst kam die Empfindung, daß durch die Furcht allein er auf die Dauer seinen Thron nicht aufrecht zu halten vermöge: die Drohung Mazzini's war auf fruchtbaren Boden bei ihm gefallen!

Preußen und die Neuenburger Angelegenheit. Wie groß aber unterdeß das Ansehen des Kaisers nach Außen geworden war, zeigte der Ausgang der Neuenburger Angelegenheit.

Seit dem Jahre 1707 besaß das preußische Königshaus die Souveränetät über den schweizerischen Kanton Neuenburg; allein in den Unruhen des Jahres 1848 wurde der preußische Statthalter aus Neuenburg vertrieben und der Kanton trat als selbständiges Glied der Eidgenossenschaft bei. König Friedrich Wilhelm ließ es geschehen; als man aber allenthalben zur alten Ordnung der Dinge zurückkehrte, erhob auch er wieder Anspruch auf die Souveränetät über Neuenburg, unbeschadet dessen Zugehörigkeit zum Schweizer Bunde. Er erreichte, daß die Großmächte durch das Londoner Protokoll vom 24. Mai 1852 seine Ansprüche auf das Fürstenthum ausdrücklich als begründet anerkannten, und hielt den Werbungen Englands um die preußische Waffengenossenschaft im Krymkriege gegenüber die Vorbedingung für alle Verhandlungen fest, daß der Wiederbesitz Neuenburgs ihm garantirt würde. Auf die Ablehnung Englands hin ruhte indessen die Frage mehrere Jahre, und als Manteuffel auf dem Pariser Kongresse auf Befehl seines Königs verlangte, daß sie unter diejenigen allgemein europäischen Fragen aufgenommen würde, „welche der Prüfung unterworfen werden sollten", so hörten die Bevollmächtigten ihm wol mit Aufmerksamkeit zu, doch fand sich Niemand bewogen, auf die Anregung ihm eine Antwort zu geben.

Da erhob sich die zu Preußen haltende Minorität der Neuenburger Bevölkerung unter der Anführung des Grafen Pourtalès am 2. September 1856 mit den Waffen in der Hand, bemächtigte sich durch einen Handstreich des Neuenburger Schlosses und versuchte, die 1848 dort eingeführte republikanische Verfassung umzustürzen und die Herrschaft der Hohenzollern wiederherzustellen. Indeß nach kurzem Kampfe wurden die Aufständischen von den Truppen der Bundesregierung unter Oberst Denzler überwältigt; Einige wurden getödtet und 668 gefangen genommen, von denen 34 in Haft behalten und unter Anklage auf Hochverrath gestellt wurden. Sofort griff der König von Preußen zu ihren Gunsten ein, erklärte den Aufstand für berechtigt und verlangte die Freigebung sämmtlicher Gefangenen. Die Weigerung der Schweiz beantwortete er mit der Mobilmachung mehrerer Armeecorps und dem Abschlusse von Verträgen mit den süddeutschen Regierungen behufs freien Durchmarsches der preußischen Truppen. Direkte Verhandlung mit dem schweizerischen Bundesrathe wies er zurück und brach am 16. Dezember 1856 alle diplomatische Beziehungen mit der Schweiz ab. Da rüstete denn auch die Schweiz: der Krieg schien unvermeidlich.

Dennoch versuchte zunächst Oesterreich ihn zu beschwören, um einer Intervention Napoleon's zuvorzukommen; es bestritt den Einzelregierungen das Recht, den Durchmarsch fremder Truppen zu gewähren: das sei Sache des Deutschen Bundes. Mit Gereiztheit wies Preußen diese Einmischung zurück. So erfolgte denn doch die gefürchtete Intervention des französischen Kabinets. Napoleon gab der Schweiz die Zusicherung, daß Preußen von dem Augenblicke, wo die Gefangenen freigelassen würden, auf jede kriegerische Maßregel gegen die Schweiz Verzicht leisten werde, und verbürgte sich für die Unabhänigkeit Neuenburgs. Daraufhin gab die Schweiz nach, ließ die Gefangenen frei und schlug den angestrengten Hochverrathsprozeß nieder. In Paris trat nun eine Konferenz der Großmächte zusammen und traf zwischen dem kriegslustigen Preußenkönige und der Schweiz, wenn auch erst nach längeren Verhandlungen am 26. Mai 1857 das Abkommen, daß der König endgiltig auf alle Souveränetätsrechte über Neuenburg verzichtete, den Neuenburger Aufständischen aber Straflosigkeit gewährt wurde. Einer Entschädigung für seine Privatbesitzungen in Neuenburg entsagte der König, behielt sich aber die Fortführung des Titels eines Fürsten von Neuenburg und Valengin auch für die Zukunft vor. Napoleon hatte die Freigebung des Kantons durchgesetzt, weil es so die Bevölkerungsmehrheit in Neuenburg verlangte.

Der Ausgang König Friedrich Wilhelm's IV. Für König Friedrich Wilhelm war es ein schweres Herzeleid, dem alten Hohenzollernbesitze in der Schweiz entsagen zu müssen. Aber Napoleon wäre nicht durchgedrungen, wenn nicht auch Oesterreich sich gegen Preußen gestellt hätte. So dankte es ihm die treue Gefolgschaft, die der Preußenkönig seit Jahren ihm wahrte. Aber freilich Oesterreich benutzte jede Gelegenheit, um Preußens Stellung herabzudrücken. Konnte aber Preußen es zulassen, daß es auf dem Bundestage „nicht wie ein Drittel von Deutschland, sondern wie eine unter den sechzehn von Oesterreich präsidirten Stimmen behandelt“ wurde? Mit unbeugsamer Energie kämpfte der preußische Bundestagsgesandte Otto von Bismarck-Schönhausen dagegen an, an einer friedlichen Auseinandersetzung verzweifelnd, und auch der preußische Ministerpräsident von Manteuffel erstrebte eine selbständige Haltung der preußischen Politik: aber die Brüder Gerlach, der General und der Präsident, und Stahl hielten den König bei den wesenlosen Schatten der Heiligen Allianz fest.

Dagegen gewann das Verhältniß Preußens zu England, zur Befriedigung des ganzen Landes, bald eine freundlichere Gestaltung: der Prinz Friedrich Wilhelm, des Prinzen von Preußen einziger Sohn, und Victoria, die Prinzeß Royal von England, Prinz Albert's älteste und Lieblingstochter, genährt mit den hochherzigen und freisinnigen Ideen des Vaters, hatten sich in Liebe gefunden; am 25. Januar 1858 fand in der St. James-Chapel in London die Trauung statt, und es war ein Fest für das ganze Preußenvolk, als am 8. Februar die anmuthige, maienfrische Prinzessin, Preußens künftige Königin, in ihre Hauptstadt Einzug hielt. Nicht kühle Abwägungen der Politik, sondern innige Neigung hatte den Bund der jungen Herzen geschlossen: aber nun kam er doch auch der Politik zugute. Die Väter, durch langjährige Freundschaft verbunden, thaten das Ihrige dazu, die Spannung und Kälte zwischen den beiden protestantischen Großmächten zu heben, und der Erfolg war um so sicherer, als eben damals der Prinz von Preußen an das Ruder des preußischen Staates gestellt war.

Schon im Sommer 1857 hatten sich bei dem Könige Friedrich Wilhelm die Anzeichen krankhafter Zustände gezeigt; sie hatten, da er es trotz ernster ärztlicher Warnungen für seine Pflicht hielt, den Herbstübungen der Truppen beizuwohnen, einen Schlaganfall zur Folge, der ihn veranlaßte, sich von den Regierungsgeschäften zurückzuziehen und am 23. Oktober seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, auf drei Monate mit seiner Stellvertretung zu betrauen. Als indessen auch nach dreimaliger Wiederholung des Vertretungsauftrages die Hoffnung auf Wiederherstellung des Königs immer mehr schwand, übertrug er dem Prinzen die unverantwortliche Regentschaft, die dieser am 9. Oktober 1858 antrat. Am 26. Oktober leistete er den Eid auf die Verfassung.

Damit endigte die Regierungsthätigkeit des vielgeprüften Königs. Seine Kraft blieb gebrochen, Nacht legte sich über den reichen Geist. Das einst so helle Licht flackerte noch unstät einige Jahre unter der rührend treuen Pflege der Königin Elisabeth; dann erlosch es leise: am 2. Januar 1861 ist der König in Sanssouci verschieden. „Lang Leid, lang Leid!" nannte er selbst die letzte traurige Zeit: aber hatte er sonst sich glücklich gefühlt? Seine ideale Anschauung ertrug es nicht, mit den Realitäten der Dinge zusammenzustoßen: ein reiches Gemüth, aber vielleicht zu reich für seinen Thron und für seine Zeit. Zwischen den Gräbern seiner Eltern sollte sein Herz ausruhen von der Unruhe der Zeit, so hatte er bestimmt: im Mausoleum zu Charlottenburg ist es beigesetzt.

Das österreichische Konkordat. Unterdessen mußte auch Oesterreich, nachdem es mit der Aufhebung der Verfassung den Weg entschiedenster Reaktion betreten hatte, inne werden, daß sich die Geister doch nicht so leicht wieder in die alten Bande schlagen ließen.



Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen und Victoria, Prinzeß Royal von England.

Die strengen Gesetze über die Presse und das Vereinswesen, selbst die zeitweilige Verhängung des Belagerungszustandes entbehrten der gehofften Wirkung. Es waren Mächte wach geworden, welche der Unterdrückung widerstanden, Ideen hatten sich angewurzelt, welche die alten Fesseln des Polizeistaates sprengten.

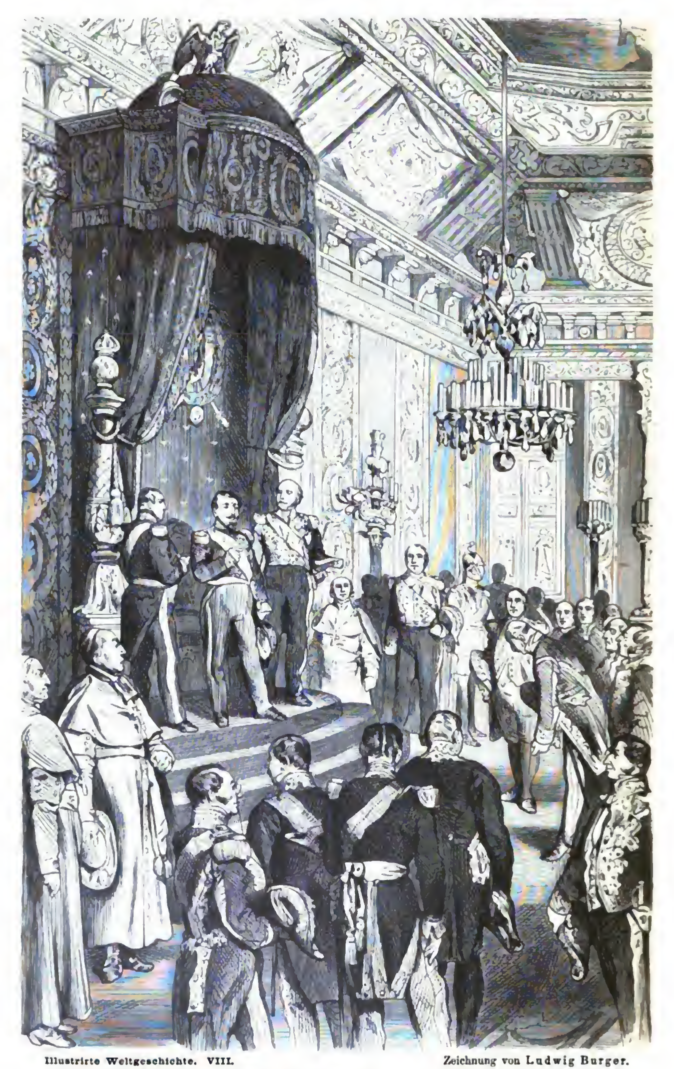
In der Kirche suchte der Staat einen Bundesgenossen für seine Bestrebungen. Völlig sollte mit den Traditionen gebrochen werden. Oesterreich trug dem päpstlichen Stuhle ein Konkordat an. Im März und April 1853 fanden in Wien vorberathende Konferenzen statt, auf denen selbst aus den Reihen der Bischöfe sich manche Stimme des Widerspruchs dagegen erhob. Aber im Oktober 1854 wurden die Erzbischöfe Rauscher von Wien, Scitowski von Gran und Schwarzenberg von Prag nach Rom gesendet, um dort den Abschluß zu betreiben. Indeß auch hier noch war der ungarische Primas bemüht, dem Drängen Rauscher's entgegen zu wirken; jedoch erfolglos: am Geburtstage des Kaisers, dessen Erzieher er gewesen war, am 18. August 1855, erreichte Rauscher den Abschluß des Konkordates, welches die Erziehung der Jugend und die Eheschließung ganz in die Hände der Bischöfe gab, ja diesen für die Aufrechterhaltung der geistlichen Disziplin die weltliche Macht zur Verfügung stellte.

Durch das Konkordat sollte die Kirche zum „dankbaren Mitanwalt der Staatsinteressen" gemacht werden; aber es verstieß gegen die Forderungen der Zeit, es erweckte Wehmuth in Oesterreich, Abneigung und Schadenfreude in der Fremde; zumal der niedere Klerus in den Provinzen widerstrebte der Allmacht der Bischöfe, welche das Konkordat begründete, und die alten großen Ordensklöster der Benediktiner und Prämonstratenser weigerten sich, ihre alte Autonomie zu Gunsten des Episkopates preiszugeben. Aber die Versammlung der österreichischen Bischöfe, welche 1856 in Wien tagte, wußte allgemach die Opposition zu brechen. Eine innere Kräftigung gewann der österreichische Staat sicher nicht aus dem Konkordate.

Die innere Lage Oesterreichs. Und doch traten allenthalben die Symptome einer tiefen Erkrankung des großen Donaureiches zu Tage. In den zehn Jahren 1848—1857 betrug die Staatseinnahme 2163 Millionen Gulden, die Ausgabe dagegen 2564 Millionen Gulden, wozu noch 736 Millionen außerordentlicher Ausgaben, so daß diese zehn Jahre ein Defizit von 1183 Millionen brachten. Eisenbahnen, Bergwerke, Forsten und Domänen wurden verkauft; dennoch wuchs die Staatsschuld um 1043 Millionen. Auch die letzten Friedensjahre hatten kaum eine Besserung zur Folge; 1857 betrug das Gesammtdefizit 48, und 1858 noch 41 Millionen Gulden. Denn jahraus jahrein wurden zwei Drittel der gesammten Staatseinnahme auf das Heer verwendet. Die Masse des Papiergeldes und die Entwerthung desselben nahmen in erschreckender Weise zu; Staatsanleihen konnten nur unter den ungünstigsten Bedingungen aufgenommen werden. Wol schuf der rührige Finanzminister Bruck die Hypothekenbank, die Kreditanstalt für Handel und Gewerbe, aber weder dem Defizit vermochte er abzuhelfen, noch dem emporwuchernden Börsenschwindel zu steuern.

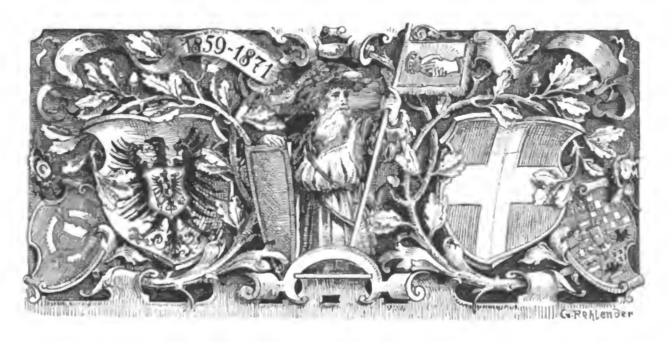
Auch Bach, der Minister des Innern, ließ es sich angelegen sein, durch neue Kreiseintheilungen, durch Verbesserung der Verwaltung, durch Wiederbelebung der Provinziallandtage die Lage der Bevölkerung zu bessern; zumal betrieb er mit regem Eifer die schon 1848 begonnene Auflösung des Urbarialverbandes und die Entlastung des Grundes und Bodens, welche eine großartige soziale Umgestaltung aller Besitzverhältnisse im Gefolge hatte. Und wirklich erreichte er, daß zumal in Deutschösterreich die mittleren Stände mit Zufriedenheit die ihnen gebotenen Vortheile ergriffen. Aber in Ungarn waren alle Parteien, Konservative wie Liberale, Geistliche wie Laien, in dem passiven Widerstande gegen die „Bachhusaren" einig. Was von Oesterreich kam, war verhaßt; grollend wies man alle Reformen zurück. Jede Hoffart oder Taktlosigkeit der „Cylindermänner" — nach der Hutform nannte man so seit dem Oktober 1848, wo in Wien die „Angströhre" das verhöhnte Abzeichen der Regierungsfreunde gewesen war, die Beamten — wurde als eine Kränkung des Nationalgefühls empfunden. Politische Unzufriedenheit, halb als Bedürfniß, halb als Mode, beherrschte den Bürgerstand wie den Adel.

Unverhohlener zeigte die Bevölkerung in den italienischen Provinzen Oesterreichs ihren tiefen Widerwillen gegen die Fremdherrschaft. Wiederholt kam es zu drohenden Kundgebungen des bis zur Leidenschaftlichkeit sich steigernden Hasses. Die Gemüther zu versöhnen, unternahm daher Kaiser Franz Joseph, von seiner Gemahlin begleitet, eine Rundreise durch die Lombardei und Venetien. Am 1. Januar 1857 erließ er eine unbedingte Amnestie für alle wegen politischer Verbrechen Verurtheilten, hob die Konfiskation ihrer Güter auf und enthob sogar am 1. März den strengen Radetzky des Oberkommandos: aber die Versöhnung mißlang. Strömte auch zu den geräuschvollen Bewillkommnungen, welche die österreichischen Beamten ihrem Kaiser veranstalteten, die große Menge zusammen, die höheren und unabhängigen Klassen hielten sich in schroffer Entfernung: sie warteten ihrer Zeit — und ihre Stunde war nahe.



Illustrirte Weltgeschichte. VIII. Zeichnung von Ludwig Burger.

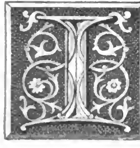
Neujahrsempfang in den Tuilerien am 1. Januar 1859.



Siebenter Zeitraum.

Das Zeitalter der Nationalitätsbestrebungen.

(1859—1871.)



Ich bringe einen Trinkspruch aus", erhob sich Kaiser Napoleon auf dem großen Festbankett, durch welches der Abschluß des Pariser Friedens am 12. April 1856 in den Tuilerien gefeiert wurde, „auf die so glücklich wiederhergestellte Einigkeit unter den Souveränen. Möge sie dauerhaft sein können! Und sie wird es sein, wenn sie ruht immerdar auf dem Recht, der Gerechtigkeit, auf den wahren und gesetzlichen Interessen der Nationen."

Graf Buol, der österreichische Bevollmächtigte, saß neben dem Kaiser: man wollte bemerken, daß er unruhig wurde. Denn der Gedanke war neu: die Interessen der Nationen zu einem Prinzip zu machen. Galt doch in den leitenden Kreisen als Regel die Ansicht Achmed Vefic Effendi's, der da sagte: „Bei uns glaubt man, daß die Regierung zum Vortheil der Regierenden, nicht der Regierten, besteht."

Das ganze Jahrhundert hatte daran gearbeitet, die Nationalitäten Europa's schärfer auszubilden, jene erbliche Stammes-, Sprach-, Sitten- und Kulturgemeinschaft, welche bestimmten Menschenmassen ein eigenthümliches Nationalgepräge aufdrückt und sie von andern Nationen dadurch abhebt. Denn erst durch einen solchen Schatz gemeinsamer Traditionen und Anschauungen erhebt sich ein Volk zu einer Nation, gewinnt Gemeinbewußtsein und Empfindung für Gemeinehre. Die gewitterreiche Zeit der Revolution hatte nicht zum wenigsten dazu beigetragen, das Nationalitätsgefühl bis in die tiefsten Kreise der Bevölkerung zu tragen, und die Gleichheit vor dem Gesetz, welche die Revolution gebracht und die Reaktion nirgends, selbst wo die Verfassung wieder aufgehoben wurde, beseitigt hatte, wirkte sehr wesentlich mit, den Einzelnen über die Standesschranken zu erheben und mit nationalem Gemeingefühl zu erfüllen.

In den Revolutionsjahren noch war das vorwiegende Bestreben der Bevölkerungen auf die Gewinnung politischer und sozialer Freiheit gerichtet gewesen. Und wenn von dem Gewonnenen auch die Reaktion wieder viel zurücknahm, so blieb doch in fast allen Staaten noch eine solche Summe von Bürgerrechten zurück, welche den Vergleich mit den „vormärzlichen" Zeiten völlig ausschloß. Waren doch zum allermindesten die Formen errungen, in denen ein politisch freies Leben sich ausgestalten konnte. Aber gerade der immerhin wenig befriedigende Ertrag, welchen die große Völkerbewegung zunächst gebracht zu haben schien, führte zu der Erkenntniß, daß eine Nation vor der Freiheit der Sicherheit bedarf. Denn nur ein vereintes

Einstehen aller ihrer Glieder vermag ihr die Gewähr gegen fremde Eingriffe in ihre Nationalität zu geben. Mit dieser Erkenntniß erwacht daher in den Nationen, die ihrer noch entbehren, das Verlangen nach nationaler Einigung: die Einheit wird vor die Freiheit gestellt. Vereine entstehen, wie der italienische und der deutsche Nationalverein, zu werben für das große Ziel; Versammlungen hegen und schüren den nationalen Gedanken: aber sein bester Grund ist seine innere Berechtigung. Und mit unauslöschlichem Danke feiern die Nationen diejenigen Männer, die zum Schirm ihrer Nationalität die Sehnsucht nach nationaler Einigung ihnen erfüllt haben. Napoleon aber bleibt das Verdienst, zuerst vor Europa, wenn auch mit vorsichtigem Wort, auf die Berechtigung dieses neuen Prinzipes im Leben der Völker hingedeutet zu haben. Jedenfalls ein großer Gewinn; denn je mehr die Staaten dazu gelangen, auf der Grundlage einer bestimmten Nationalität sich zu konstituiren, um so mehr werden die Veranlassungen zu Konflikten zwischen ihnen schwinden, wird Gewähr gegeben sein für den allgemeinen Frieden der Völker. —

Die Einigung Italiens.

Auch nach dem Abschlusse des Pariser Friedens blieb auf den Wunsch des Kaisers Napoleon der Kongreß noch kurze Zeit versammelt, um zur Sicherung des Weltfriedens gewisse allgemeine Fragen zu beleuchten. Es war in der Sitzung des 8. April 1856, wo der englische Bevollmächtigte Lord Clarendon auf die unerträgliche Härte der neapolitanischen Regierung hinwies, welche „die Aufregung in den Massen nähre", wo der sardinische Bevollmächtigte Graf Cavour Beschwerde erhob über die österreichische Okkupation in den päpstlichen Legationen und dem Herzogthum Parma, welche „das politische Gleichgewicht in Italien störe und für Sardinien eine wirkliche Gefahr schaffe", und wo nun auch der österreichische Bevollmächtigte Baron Hübner die französische Okkupation in Rom zur Sprache brachte.

Napoleon III. und Italien. Gewiß waren das Alles schwärende Wunden in dem Staatsleben Italiens, im innigen Zusammenhange mit der Fremdherrschaft in Italien und der politischen Zerrissenheit der schönen Halbinsel, welche jeden Patrioten mit herbem Schmerze erfüllten und die Parteien bis in die Tiefe erregten. Aber Graf Cavour, die Hoffnung der Patrioten, mußte dem Theil nehmenden Lord Clarendon gegenüber eingestehen, daß alle Anstrengungen Italiens ohnmächtig, seine Kräfte zu schwach seien, um eine Besserung der Zustände herbeizuführen.

Indeß grade der Umstand, daß es französische Soldaten waren, welche in Rom die Herrschaft des Papstes aufrecht erhielten, nöthigte den Kaiser Napoleon, den Dingen in Italien seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt zu halten. Denn ein gewaltsamer Ausbruch der nationalen Gährung mußte ihn in Rom mittreffen und ihm die größten Verlegenheiten bereiten, da er um des Papstes wie um der französischen Geistlichkeit willen die französische Okkupation in Rom nicht glaubte aufgeben zu können. Um so bedeutungsvoller mußte also die Frage erscheinen, welche er im November 1855 im Gespräche mit König Victor Emanuel und dessen Ministern Cavour und Azeglio in den Tuilerien nach Tische aufwarf: „Was kann man für Italien thun?"

Sardinien hatte, als es im Krymkriege den Verbündeten beitrat, auf einen Zwischenfall gerechnet, den man im Interesse Italiens ausnutzen könne. Allein der bald erfolgende Abschluß des Friedens zerstörte diese Hoffnung. Nur auf das Drängen Englands gab Napoleon zu, daß überhaupt auf dem Kongresse die Angelegenheiten Italiens zur Sprache gebracht würden: wenn nicht durch Thaten, so doch durch volltönende Worte sollte der öffentlichen Meinung und Sardinien insbesondere eine gewisse Genugthuung gewährt werden. Die Wirkung war denn doch, daß Graf Buol in der Abschiedsaudienz dem Kaiser Napoleon versprach, er wolle es sich angelegen sein lassen, seine Einwirkung hinsichtlich Italiens in Wien geltend zu machen. „Sie sagen mir das ein wenig spät, Herr Graf", erwiederte Napoleon kurz. „Auf dem Kongresse hätten Sie aussprechen sollen, was Sie mir jetzt sagen." Denn jetzt war er entschlossen zum Handeln.

Sowol unter den Bourbons der Restauration wie unter Louis Philipp hatte sich Frankreich eines regen politischen Lebens im Innern erfreut, aber im europäischen Rath war seine Stellung eine ziemlich unbedeutende gewesen. Beide Regierungen waren gestürzt. Mit Entschiedenheit war darum Napoleon in die Traditionen des ersten Kaiserreichs eingetreten, die ihn auf den entgegengesetzten Weg hinwiesen. Mit eisernem Druck hielt er nicht nur alle gährenden, sondern auch alle strebenden Elemente nieder: der Dienst des Souveräns sollte für Alle die einzige Aussicht sein, sich zur Geltung zu bringen. Aber für den Verlust parlamentarischer Freiheit und politischen Lebens im Innern sollte Frankreich entschädigt werden durch eine einflußreiche, glänzende, ja gebieterische Stellung nach außen hin, die es so lange unwillig entbehrt hatte. So meinte Napoleon seinen neuen Thron besser zu festigen, als es seinen Vorgängern hatte gelingen wollen.

Eine Zeit lang schwankte er nach der Beendigung des Krymkrieges, ob er Polen oder Italien zur Handhabe neuer glänzender Erfolge seiner Politik machen solle. In Stuttgart versuchte er den Kaiser Alexander zu Konzessionen gegen Polen zu bewegen; aber mit Mißbehagen wies der Zar dies zurück. Dagegen drängte der Prinz Napoleon, der es liebte, seinem kaiserlichen Vetter gegenüber den liberalen Frondeur zu spielen, mit der Tochter Victor Emanuel's verlobt, zur Parteinahme für Italien. Das Attentat Orsini's beschleunigte die Entschlüsse. Im Juli 1858 berief der Kaiser den Grafen Cavour in aller Stille zu sich nach dem Bade Plombières; und hier wurde ein Abkommen dahin getroffen, daß unter dem sardinischen Königshause ein Königreich Italien geschaffen werden solle, welches Sardinien, das österreichische Italien, Parma, Modena, Toscana und einen Theil des Kirchenstaates umfasse; wogegen Victor Emanuel Savoyen, die Wiege seines Geschlechtes, und Nizza an Frankreich abzutreten hätte.

Der Neujahrsgruß Napoleon's. In aller Stille begann jetzt Frankreich sich zu rüsten. Ungeheure Massen von Munition wurden in den Zeughäusern angefertigt, große Vorräthe von Zwieback, Salzfleisch und trockenen Gemüsen in den Mittelmeerhäfen angehäuft, Schrauben-Kanonenboote wurden erbaut und schwimmende Batterien ausgerüstet. Alle geräuschvollen Maßregeln dagegen, wie Einberufung von Beurlaubten, wurden geflissentlich vermieden. Es galt, die öffentliche Meinung so wenig wie möglich aufzuregen. Denn der Krieg war der ganzen Bevölkerung Frankreichs im höchsten Grade zuwider; vornehmlich die Landleute, die ihre Söhne vom Kriegsdienste nicht freikaufen konnten, waren entrüstet: für den „Murmelthier-König" sollten ihre Söhne todtgeschossen werden und ihre Töchter ledig bleiben! Wenn es sich noch wenigstens um einen Krieg gegen England, das allen Franzosen verhaßte, gehandelt hätte! Die beruhigenden Artikel, welche dagegen der Moniteur von Zeit zu Zeit brachte, fruchteten wenig gegen die Furcht vor einem zweiten „Kriegs-Napoleon".

Um der Mißstimmung seines Volkes willen mußte Napoleon daran liegen, wenigstens als der Angegriffene zu erscheinen. Er hatte daher nur ein Vertheidigungsbündniß mit Sardinien abgeschlossen: aber würde Oesterreich es auf sich nehmen, den Krieg zu erklären?

Am 1. Januar 1859 empfing der Kaiser das gesammte diplomatische Corps in den Tuilerien, um den üblichen Neujahrswunsch desselben entgegenzunehmen. Er wandte sich an den österreichischen Gesandten. Hasenbredl war nicht beliebt bei dem kaiserlichen Hofe. Früher Generalkonsul in Leipzig, aber als gewandter Beamter in den Kanzleien Metternich's und Schwarzenberg's bewährt, war er als Baron von Hübner geadelt worden. Daß es dem österreichischen Kaiser genügte, durch den Parvenü an der Seine vertreten zu sein, wurde fast als Mißachtung empfunden. Mit doppelter Spannung lauschte daher Alles. „Ich bedaure", sagte der Kaiser kühlen Tones, „daß unsere Beziehungen zu Ihrer Regierung nicht so gut wie früher sind. Ich bitte Sie, Ihrem Kaiser zu sagen, daß meine persönlichen Gesinnungen für ihn unverändert dieselben geblieben."

Was diese Worte bedeuteten, war klar: augenblicklich fielen die Kurse an der Börse. Den Kommentar lieferten die kriegerischen Worte, welche Victor Emanuel zehn Tage später an die sardinische Kammer richtete: „Wir sind entschlossen, den Eventualitäten entgegenzugehen".

Sardinien war gerüstet, und die sardinischen Zeitungen brachten Leitartikel über das Recht der Nationalitäten.

Diplomatische Verhandlungen. Wie aber würden sich die Großmächte zu dem angekündigten französisch-österreichischen Konflikte stellen? Schon seit langem hatte Napoleon versucht, sich der Neutralität Preußens zu versichern und Rußland zu einem Bündnisse gegen Oesterreich zu bestimmen. Er bot Preußen einen hohen Preis für seine Neutralität: es wäre die Vormacht Deutschlands geworden; aber der Prinz-Regent wies die Anerbietungen zurück, weil es so die Würde des preußischen Staates geböte und die Pflicht, noch wichtigere Interessen Deutschlands im Nothfalle wahren zu können. Es lag vielmehr Preußen daran, den Ausbruch des Krieges zu verhindern; denn es ließ sich voraussehen, daß es ihm, wäre er einmal ausgebrochen, auf die Länge nicht würde fremd bleiben können. War doch der Sieg Oesterreichs, wenn seine Politik unverändert blieb, für Preußen nicht weniger bedenklich, ja gefährlich als das Uebergewicht, welches der Sieg Frankreich geben mußte. Mit redlichem Eifer ging daher Preußen im Vereine mit England daran, durch seine Vermittlung den Frieden zu erhalten. Aber durch die Erklärung der vermittelnden Mächte, daß sie selbst unter allen Umständen neutral bleiben wollten, verlor ihre Vermittlung von vornherein allen Nachdruck.

Oesterreich aber wollte die Vermittlung der protestantischen Großmächte dazu ausnutzen, um sich die angefochtene Befugniß, die indirekte Oberherrschaft, gewissermaßen die hohe Polizei in Italien auszuüben, feierlich zusichern zu lassen. Dadurch hoffte es über das hinaus, was es bereits besaß, einen positiven Gewinn im Interesse seines Systems zu erlangen. So mußten denn die Unterhandlungen von vornherein als aussichtslos erscheinen.

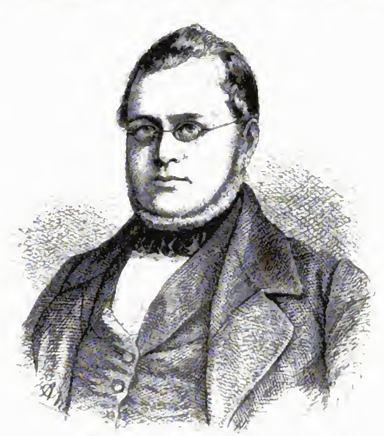
Indessen Rußland, der Halbverbündete Frankreichs, durchkreuzte alle Verhandlungen durch den Antrag, in Paris durch einen Kongreß der Großmächte die „italienische Frage“ zu schlichten. Ja, es beantragte, für den Fall, daß Oesterreich dagegen sein würde, ohne Oesterreich zu verhandeln. Dem Kaiser Napoleon kam dieser Vorschlag höchst gelegen: unverzüglich nahm er ihn an. Sardinien aber sollte trotz seines Protestes gegen die Ausschließung nicht zu dem Kongresse zugezogen werden. Aber konnte es sich, nachdem es die Hoffnungen von ganz Italien auf sich gerichtet hatte, mit der Rolle des Zuschauers begnügen? Graf Cavour, der leitende Minister Sardiniens, begab sich nach Paris. Aber als er dort den Kaiser Napoleon ganz eingenommen für die Idee fand, durch den Kongreß in friedlicher Weise über Italien zu bestimmen, kehrte er mit dem Entschlusse zurück, die Volkskraft Italiens für die Sache Italiens aufzurufen.

Graf Camillo Benso von Cavour war am 10. August 1810 in Turin geboren. Seine Pathe war die Fürstin Pauline Borghese, Napoleon's Schwester. Mit 16 Jahren wurde er Unterleutnant im Geniecorps. Aber die hohlen Vergnügungen seiner Kameraden langweilten ihn; seine freisinnigen Ansichten, rückhaltslos geäußert, machten ihn mißliebig. Er wurde daher in das einsame Fort Bard versetzt, so daß er infolge dessen es vorzog, 1832 die militärische Laufbahn ganz aufzugeben. Die damit gewonnene Muße erlaubte ihm in dem regen geistigen Leben, das damals in Piemont herrschte, sich einem gründlichen Studium des Ackerbaus und der Volkswirthschaft zu widmen. Glühender Patriot, hielt er doch von allen geheimen Verbindungen sich fern. Im Jahre 1842 gründete er den landwirthschaftlichen Verein, der bald ein Mittelpunkt auch des sozialen Verkehrs wurde: und als die nationale Bewegung in Italien sich erhob, rief er die Zeitschrift „Die Auferstehung“ ins Leben, in welcher er mit vielem Erfolge sowol volkswirthschaftliche wie auswärtige politische Fragen erörterte.

Von der Stadt Turin 1848 in das sardinische Parlament gewählt, ließ Cavour es seine Aufgabe sein, das liberale Ministerium Massimo d'Azeglio zu unterstützen. Seine klaren sachlichen Reden, sein besonnenes Urtheil, seine gründlichen Kenntnisse gaben ihm bald Bedeutung: 1850 schon wurde ihm das Ministerium des Handels und Ackerbaues, gleich danach noch das der Marine und der Finanzen übertragen. Jetzt entwickelte er eine großartige Thätigkeit; Sardinien schloß eine Reihe von Handels- und Schiffahrtsverträgen ab, Gesetze zur Entfesselung der Arbeit und des Besitzes wurden gegeben. Dennoch veranlaßte ihn ein Zwiespalt

mit seinen Amtsgenossen im Mai 1852 zum Rücktritte; indeß kurze Zeit danach stürzte das Ministerium Azeglio, und Cavour sah sich mit der Neubildung des Kabinets im November beauftragt. Er übernahm selbst außer dem Vorsitze die Portefeuilles der Finanzen, des Handels und Ackerbaues, denen er später noch das der auswärtigen Angelegenheiten hinzufügte. Damit war er in den wichtigsten Fragen die ausschlaggebende Persönlichkeit geworden; sein Werk war das Bündniß Sardiniens mit den Westmächten im Krymkriege, von dem er sich Förderung der nationalen Bestrebungen Italiens versprach. Denn in die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft setzte er die Aufgabe seines Lebens: eine gedrungene, untersetzte Gestalt, das Auge meist durch eine blaue Brille geschützt, das Italienische, da er in seiner Jugend nur französisch gesprochen, nicht ohne einige Mühe sprechend, leicht erregbaren Temperamentes, aber ein Mann weitblickenden Geistes und thatkräftigen, festen Willens.

Oesterreichs Angriffspolitik. Indeß der Kongreß, den Cavour fürchtete, trat gar nicht zusammen: Oesterreich hatte schon seine entscheidenden Entschlüsse gefaßt. Man verkannte in Wien keinen Augenblick den Ernst der Situation. Weit ausgreifende Gedanken erfüllten die Hofkreise und den jungen Kaiser zumeist. Die gegenwärtige Gefahr, sich vertheidigend, abweisen, hieß in Kurzem, wenn die Verhältnisse Europa's sich nicht änderten, einen neuen Angriff erwarten, hieß eine Jahre lange Kriegsbereitschaft auf sich nehmen müssen, die zu tragen die finanziellen Kräfte des Landes bei Weitem nicht ausreichten. Es kam darauf an, das Prinzip, das dem System der österreichischen Regierung feindlich gegenüberstand, niederzuwerfen, Europa umzugestalten: und dazu konnte nur ein kühner Angriffskrieg helfen.



Graf Camillo Benso von Cavour.

Sardinien, das verwegene, „unschädlich zu machen", galt demnach nur als untergeordnetes Ziel: der eigentliche Zweck des Krieges, wie ihn Graf Rechberg amtlich unverhohlen ausgesprochen hat, war, Napoleon III. zu stürzen und Heinrich V., den Grafen von Chambord, mit seiner befreundeten klerikalen Umgebung auf den Thron Frankreichs zurückzuführen. Nur noch „Louis Napoleon, den Usurpator" nannten österreichische Zeitungen den französischen Kaiser. In Italien, glaubte man, werde Oesterreich mit Leichtigkeit das Feld siegreich behaupten. Ein Heereszug über den Rhein nach Frankreich hinein sollte die Entscheidung bringen. Dazu freilich bedurfte man Deutschlands: aber der Majorität des Bundestages war ja Oesterreich unter allen Umständen sicher, und Preußen würde ohne Zweifel nach den Erfahrungen, die man in Olmütz gemacht, dem Spruche des Bundestages sich fügen, da es ja doch sich weder vom Bunde losreißen, noch dem Kampfe sich entziehen könne, wenn er nur erst, wenn auch gegen den Willen Preußens, an den Rhein verlegt sei.

Der Erzherzog Albrecht wurde nach Berlin gesandt, um den Prinzregenten für diese Pläne zu gewinnen; aber dieser verhielt sich durchaus ablehnend gegen eine Erneuerung des Systems der Heiligen Allianz und widerrieth Oesterreich sogar auf das Entschiedenste den Bruch mit Sardinien. Indeß der Kaiser Franz Joseph war ganz erfüllt von der Idee, Sardinien zu bestrafen und Preußen zu einem Frohndienstkriege für Oesterreich zu zwingen: er

wollte selbst an der Spitze des Heeres am Rhein erscheinen. Die Absendung eines Ultimatums an Sardinien wurde beschlossen, nach dessen voraussichtlicher Ablehnung der Krieg beginnen sollte. Graf Buol wagte dem Kaiser dagegen Vorstellungen zu machen, aber Franz Joseph stieß in Aufregung seine Säbelscheide gegen den Boden und verlangte Gehorsam. So ging denn nach Turin das österreichische Ultimatum ab, welches von Sardinien das Versprechen der Abrüstung binnen drei Tagen forderte: Oesterreich legte sich zum Angriffe aus.

Baron Kellersperg überbrachte das Ultimatum an Cavour am 23. April. Am 26. erschien er wieder bei dem Minister. Mit ruhiger Bestimmtheit lehnte Cavour die Forderung Oesterreichs ab; dann wandte er sich zu den anwesenden Freunden: „Der Würfel ist geworfen. Wir haben Geschichte gemacht, und jetzt wollen wir zu Tische gehen."

Die Eröffnung des Kampfes. Schon aber hatten die Spitzen der französischen Kolonnen die Grenze überschritten und standen in Chambery; am 30. April trafen sie in Turin ein, von dem allgemeinen freudigen Zurufe der Bevölkerung begrüßt. Langsam folgten ihnen die französischen Corps theils über den Mont Cenis, theils zur See von Toulon nach Genua übersetzend; am 12. Mai stieg auch der Kaiser Napoleon in Genua ans Land. Den Bocchettapaß übersteigend, vereinigten sie sich bei Alessandria mit den Sardiniern.

Die Oesterreicher indessen nutzten diese Zwischenzeit durchaus nicht aus. Am 29. April hatten die Corps der Generale Zobel, Fürst Schwarzenberg und Graf Stadion, denen als Reserve das Corps des Fürsten Liechtenstein folgte, den Tessin, die Grenze Sardiniens, überschritten und die Lomellina zwischen Tessin und Sesia besetzt. Das Corps des Generals Benedek sammelte sich erst bei Piacenza und dasjenige des Grafen Schaffgotsch war noch im Anmarsche von der adriatischen Küste her. In der Lomellina aber standen sie still.

Zum Oberfeldherrn der österreichischen Armee war der Feldzeugmeister Graf Franz Gyulai, geb. 1798, ernannt, der einzige unter den österreichischen Generalen, der nie in seinem Leben einem Gefecht beigewohnt hatte; aber er hatte 1848 als Kommandant von Triest durch diktatorische Maßregeln die Ruhe in der Stadt erhalten und die kaiserliche Flotte gerettet. So galt er für einen energischen Mann, dem die Verschwägerung mit der Familie Schwarzenberg und die Fürsprache der Hofpartei, zumal des Grafen Grünne, des Generaladjutanten des Kaisers, zur Seite stand. Sein Gedanke war, das gesammte sardinische Heer zwischen Novara und Turin „aufzurollen"; als er es aber dort nicht fand, machte er Halt und harrte des Weiteren. Erst am 20. Mai gewann er Fühlung mit dem Feinde. Bei Gelegenheit einer großen Rekognoscirung stieß er auf den äußersten rechten Flügel der verbündeten Armee. Zwischen dem Corps Stadion's und der französischen Division Forey von dem Corps Baraguay d'Hilliers' entspann sich bei Montebello ein Gefecht, in welchem die Uebermacht der Oesterreicher Anfangs bedeutende Vortheile errang, dann aber doch vor den Franzosen in ihre alte Stellung zurückweichen mußte.

Die Schlacht bei Magenta. Indeß fast der ganze Monat Mai verging, bevor die Aufstellung der verbündeten Armeen beendet war: in erster Linie die Corps der Generale Baraguay d'Hilliers, Mac Mahon und Niel, hinter diesen diejenigen von Canrobert und Regnaud de St. Jean d'Angely: an den linken Flügel Niel's schlossen sich die fünf Divisionen der Sardinier an. Es war von diesen die Division Cialdini, welche zuerst die Sesia überschritt und sich auf dem linken Ufer auch zu behaupten wußte.

Unterdessen durchschwärmte mit seinen Freischaren Garibaldi, der sich jetzt, dem italienischen Nationalverein beigetreten, von den Bestrebungen der Mazzinisten losgesagt hatte, die Berge an den lombardischen Seen. Eine österreichische Abtheilung, die gegen ihn entsendet wurde, schlug er bei Varese und Como und nahm ihr sogar mehrere Kanonen ab, und selbst das 10,000 Mann starke Corps des Generals Urban vermochte nicht mit ihm fertig zu werden.

Inzwischen aber waren Cialdini drei weitere Divisionen der Sardinier über die Sesia gefolgt. Bei Palestro stießen sie am 30. Mai auf den rechten Flügel der Oesterreicher unter General Zobel und trieben ihn zurück; auch den Versuch desselben, am nächsten Tage das Dorf ihnen wieder abzunehmen, wiesen sie erfolgreich ab. Damit war die Straße zum Tessin

frei, hinter welchen die Oesterreicher zurückgegangen waren. Bei Buffalora führte eine steinerne Brücke über den Fluß, dessen Uebergänge das von Mailand herbeigezogene Corps des Grafen Clam=Gallas zu decken hatte. Indessen nach einem mißlungenen Versuche, die Brücke zu sprengen, zog er sich hinter einen dem Flusse gleichlaufenden Kanal auf den Thalrand bei dem Dorfe **Magenta** zurück.

Die Unsicherheit, mit der Gyulai den Krieg führte, hatte längst die Unzufriedenheit der Umgebung des Kaisers Franz Joseph, der in Verona weilte, erregt. Es wurde daher der Feldzeugmeister Heß auf den Kriegsschauplatz abgesandt. In Bereguardo traf er mit dem Oberfeldherrn zusammen. Die Folge war, daß die Konzentrirung der österreichischen Truppen, welche Gyulai im Sinne hatte, einstweilen sistirt, dann aber doch anbefohlen wurde.



Victor Emanuel führt seine Truppen ins Gefecht. Zeichnung von A. Beck.

Allein darüber waren kostbare Stunden verloren gegangen. Denn unterdessen hatten sich die Franzosen, welche sich in Novara vereinigt hatten, gegen den Tessin in Marsch gesetzt. Schon am 3. Juni hatte Mac Mahon den Fluß bei Turbigo, eine Meile unterhalb Magenta, überschritten. Jetzt in der Frühe des 4. Juni rückten die französischen Garden unter General Mellinet über die Brücke von Buffalora heran. Die Division Reischach von Zobel's Corps warf sich ihnen entgegen und trieb sie bis zur Brücke zurück; Schwarzenberg unterstützte sie durch einen Flankenangriff im Flußthale. Auch bei Turbigo stand der Kampf: Mac Mahon sah sich der Uebermacht Clam's und Liechtenstein's gegenüber. Da ließ Napoleon von Truppen herbeirufen, was zur Hand war von Canrobert's und Niel's Corps: bei Buffalora wie nun auch bei Turbigo erneuerte sich der Kampf; Clam und Liechtenstein wurden in großer Unordnung zurückgeworfen: die Franzosen siegten auf der ganzen Linie. Am folgenden Tage wollte Gyulai die Schlacht erneuern; aber schon in der Nacht hatten, ohne seinen Befehl abzuwarten, Clam und Liechtenstein den Rückzug angetreten. Daher entschied sich jetzt auch Gyulai für den Rückzug. Benedek sollte ihn decken; aber Baraguay d'Hilliers schlug sein Corps bei **Melegnano**.

Die Oesterreicher wichen hinter den Mincio zurück, von den Verbündeten verfolgt. Gyulai mußte dem Oberbefehle entsagen. Er büßte für den Mißerfolg der österreichischen Waffen: als ob dieser nicht eben so sehr wie in der Unfähigkeit des Höchstkommandirenden in der Insubordination der Generale, in der geringen taktischen Ausbildung der Offiziere, in der

Schwerfälligkeit und Unredlichkeit des Verpflegungswesens, in der traurigen Unzulänglichkeit aller sanitätlichen Einrichtungen begründet gewesen wäre!

Mittelitalien. Seite an Seite hielten Kaiser Napoleon und König Victor Emanuel am 8. Juni ihren Einzug in Mailand, empfangen von dem tosenden Jubel der Bevölkerung. Denn durch den Sieg von Magenta war nicht nur die Lombardei, sondern auch ganz Mittelitalien der österreichischen Zwangsherrschaft ledig geworden. Ein französisches Armeecorps, welches der Prinz Napoleon von Livorno heranführte, unterstützte die Wirkung. Die Herzogin von Parma verließ mit ihrem jungen Sohne ihr Land, ihr folgte der Herzog von Modena, 80 politische Gefangene in Ketten nach Mantua mit sich schleppend. Der Großherzog von Toscana war schon Ende April in der Stille aus Florenz abgereist. In dem päpstlichen Bologna wurde die Diktatur Victor Emanuel's ausgerufen. Allenthalben zogen die österreichischen Besatzungstruppen mit einer gewissen Eilfertigkeit ab, um dem Gegner den Vorwand zur Besetzung der neutralen Länder zu nehmen.

So sammelten sich auf engem Raum hinter dem Mincio mehr als zwei Drittel aller Streitkräfte, die Oesterreich überhaupt aufbringen konnte, an; denn auch die gegen den Rhein bestimmten Truppen waren längst nach Italien dirigirt. Den Oberbefehl über diese Streitmasse übernahm der Kaiser Franz Joseph selber, dem der Feldzeugmeister Heß zur Seite stand; aber die ganze Umgebung des Kaisers redete in die Kriegführung hinein, so daß von einer Einheit des Kommandos jetzt noch viel weniger als früher die Rede war.

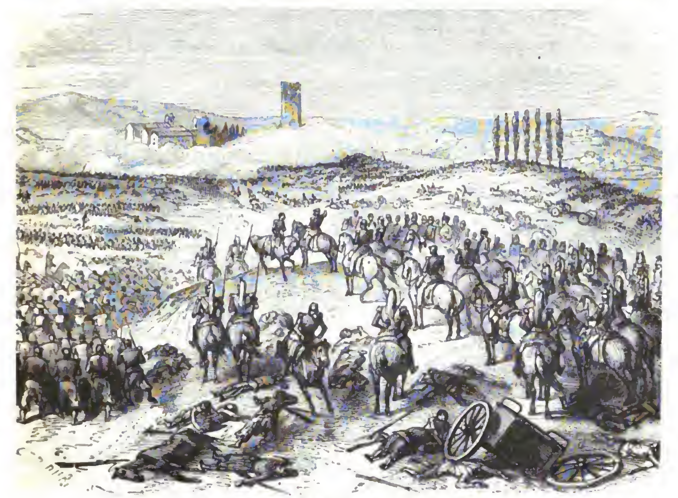
Die Schlachten bei Solferino. So schnell war die österreichische Armee hinter den Mincio zurückgewichen, daß sie nicht einmal den Versuch gemacht hatte, den nachrückenden Feind hinter dem Chiese in der günstigen Stellung bei Castiglione auf dem äußersten Rande der Höhen des Gardasees, wo das wenig durchschnittene Gelände auch für Geschütz und Reiterei ein weites Feld bot, aufzuhalten. Bald indessen wurde man in dem kaiserlichen Hauptquartiere in Villafranca des Fehlers inne und faßte den Entschluß, über den Mincio vorzugehen und die Höhen von Castiglione zu besetzen. Am 23. Juni setzte sich die Armee in Marsch: am Abend war der rechte Flügel unter Benedek bis Pozzolengo in dem Hügellande des Gardasees gelangt; die drei Corps der von Schlick geführten zweiten Armee standen Stadion bei Solferino, Clam-Gallas bei Cavriana und Zobel bei Volta; die erste Armee unter Wimpfen's Befehle, aus den Corps Schwarzenberg und Schaffgotsch mit starker Reiterei gebildet, war bis Guiddizolo vorgerückt; am folgenden Tage glaubte man Castiglione erreichen und dann in fester Stellung dem Angriffe der Verbündeten entgegensehen zu können.

Aber Napoleon kam dem Gegner zuvor. Von Allem genau unterrichtet, brach er mit dem ersten Morgengrauen des 24. Juni vom Chiese auf: die Sardinier rückten über Desenzano gegen Benedek vor, Baraguay d'Hilliers, Mac Mahon und die Garde gegen Schlick, Canrobert und Niel gegen Wimpfen. In ihren Marschlagern, auf den Ruhepunkten, die sie nur für eine Nacht gewählt hatten, sahen sich die Oesterreicher um 5 Uhr Morgens angegriffen: eine dreifache Schlacht entspann sich, drei Schlachten ohne Zusammenhang unter einander, da von einer gemeinsamen Oberleitung der Oesterreicher an dem Schlachttage nichts zu merken war. Nur daß dem Corps Liechtenstein's befohlen war, von Mantua aus über Asola in Flanke und Rücken des Gegners zu operiren.

Auch davon wußte Napoleon: er hielt Canrobert zurück, um den von Asola her erwarteten Feind zu empfangen. So stand denn Niel allein der Armee Wimpfen's gegenüber und der Kampf schwankte. Als aber Liechtenstein nicht kam und nun auch Canrobert sich auf Wimpfen warf, wurden die Oesterreicher geworfen. Rascher war im Centrum die Entscheidung erfolgt. Solferino war schon um 2 Uhr erstürmt; gleich danach fiel Cavriana. Länger hielt sich Zobel in San Cassiano; nachdem aber auch dies genommen war, mußte die ganze Armee Schlick's auf Volta zurückgehen. Dagegen war es Benedek gelungen, sich in San Martino gegen die Sardinier zu behaupten. Indeß mit der Niederlage der ersten und zweiten Armee der Oesterreicher war die Entscheidung gefallen: um 4 Uhr erhielt auch Benedeck den Befehl, San Martino den Sardiniern zu überlassen und sich zurückzuziehen. Es kam immerhin

den Oesterreichern zu statten, daß gegen Abend ein fürchterliches Gewitter losbrach und dem Kampfe überhaupt ein Ende machte.

Die Friedenspräliminarien von Villafranca und der Frieden von Zürich. Wol hatte die Niederlage die Oesterreicher 22,000 Mann, worunter 9000 Gefangene, gekostet; aber mit um so größerer Energie, war die allgemeine Erwartung, würde es nun den Krieg fortführen. Grenzenlos war daher die Verwunderung, als die Nachricht kam, daß nicht nur zwischen den kriegführenden Parteien am 8. Juli Waffenstillstand abgeschlossen, sondern auch eine friedliche Einigung zur Vorbereitung des Friedens zu Stande gekommen sei. Auf Anregung Napoleon's waren am 11. Juli die beiden Kaiser in Villafranca zusammengekommen und hatten bei einer Flasche Champagner in vertraulichem Gespräche ohne Zuziehung ihrer Diplomaten die Präliminarien des demnächst abzuschließenden Friedens festgestellt: Oesterreich trat die Lombardei bis zum Mincio an Frankreich ab, damit sie von diesem Sardinien überlassen würde.



Aus der Schlacht bei Solferino am 24. Juni 1859.

Italien sollte unter dem Vorsitze des Papstes einen Staatenbund bilden, dem auch das österreichische Venetien angehören würde; auch der Großherzog von Toscana und der Herzog von Modena sollten, wenn ihre Völker sie freiwillig zurückriefen ohne die Intervention einer fremden Macht, in ihre Länder zurückkehren dürfen.

Was war aus dem stolzen Versprechen Napoleon's, daß Italien frei bis zum Adriatischen Meere werden sollte, geworden? Warum blieb er auf dem halben Wege stehen? Er hat es selbst offen ausgesprochen, daß nichts Anderes ihn zum Frieden bestimmt habe, als Preußens drohende Rüstungen.

Schon im Mai hatte Preußen bestimmte Stellung genommen. Als der Deutsche Bund der Kriegsgefahr gegenüber es für angemessen hielt, die Bundesfestungen mit Kriegsbesatzungen zu versehen, richtete Fürst Gortschakow an die deutschen Regierungen am 24. Mai ein Cirkularschreiben, in welchem Rußland ihnen befahl, der Sache Oesterreichs, die sie gar nichts angehe, fern zu bleiben. Die Antwort des Prinzregenten von Preußen darauf war, daß

Preußen sofort drei Armeecorps und am 14. Juni seine gesammte Armee mobil machte. Zu schwach, um selbst den Krieg an die Donau zu verlegen, glaubte daher Napoleon erwarten zu müssen, daß ihn Preußen über den Rhein in das Innere Frankreichs tragen würde. Ein rascher Frieden schien dagegen die beste Abwehr.

Aber auch Oesterreich zog in dem Augenblicke, wo Preußen für den Kaiserstaat das Schwert zog, den Frieden vor! Ebenfalls im Hinblick auf Preußen. Denn Preußen stand im Begriffe, nicht als blind gehorchender Vasall Oesterreichs, sondern als selbständiger Kampfgenosse zur Abwehr der französischen Uebermacht, zur Wahrung aller wirklich deutschen Interessen in den Kampf einzutreten. Am 4. Juli hatte Preußen beim Bundestage den Antrag gestellt, daß auch der Bund mobil mache, der Oberbefehl aber über sämmtliche deutsche Truppen Preußen übertragen würde. Am 7. Juli kam Oesterreich mit dem Gegenantrage, daß nach den Vorschriften der Bundesverfassung der Prinzregent von Preußen zum Bundesfeldherrn ernannt würde. Aber der Prinzregent lehnte dies ab: er wollte von dem Bundeskriegsrathe in Frankfurt weder abhängig, noch ihm verantwortlich sein. Nicht Deutschland, wol aber Oesterreichs Stellung in Deutschland schien gefährdet: und um diese zu retten, opferte Oesterreich die Lombardei! Dazu kam, daß die Haltung Ungarns gegen Oesterreich drohend wurde, und daß der Krieg die Schäden in der Regierung und Verwaltung Oesterreichs in grellster Weise zu Tage gebracht hatte. Schien doch überdies in dem italienischen Bunde ein Mittel gegeben zu sein, die Oberherrschaft über Italien, wenn Oesterreich auch jetzt ihr entsagte, doch mit Hülfe des Papstes allmählich wiederzugewinnen. So kam denn auf Grundlage der Präliminarien von Villafranca der definitive Frieden zu Stande: am 22. November 1859 wurde er in Zürich unterzeichnet.

Die Annexionen. Aber, durfte man fragen, war damit den nationalen Wünschen Italiens Genüge geschehen? König Victor Emanuel unterzeichnete den Vertrag von Villafranca: „Ich trete bei, insoweit es mich betrifft." Aber ein damals viel gesungenes Volkslied der Italiener nannte den Vertrag den Mehlthau, der auf die eben sich erschließende Blüte der italienischen Unabhängigkeit gefallen; und Graf Cavour, nachdem er sich vergeblich bemüht, seinen König und den Kaiser Napoleon zurückzuhalten, nahm am 14. Juli seine Entlassung aus dem sardinischen Ministerium. Ratazzi trat an seine Stelle; den Vorsitz übernahm der General Lamarmora.

Viel Befriedigung dagegen erregte es, daß Napoleon den Gedanken aufgegeben zu haben schien, Nizza und Savoyen an Frankreich abtreten zu lassen. Wiederholt stellte Graf Walewski das Projekt ganz in Abrede. Groß war daher die Verstimmung, als Napoleon doch den schon halb aufgegebenen Gedanken wieder aufnahm und am 24. März 1860 von Victor Emanuel sich Savoyen abtreten ließ. Bedingung war, daß die Bevölkerung zustimme; und sie that es, durch französische Agenten vorher bearbeitet, in der Weise, daß in Savoyen nur 300, in Nizza noch nicht 200 ablehnende Stimmen abgegeben wurden. Denn auch hier, wo im Grunde die Antwort schon vor der Frage gegeben war, sollte das Selbstbestimmungsrecht der Völker zum Ausdruck kommen.

Durch den Frieden selbst war dies für die italienischen Herzogthümer vorgesehen. Die Bevölkerung nahm hier ohne Weiteres die Entscheidung in die Hand. In Florenz sprach eine Nationalversammlung am 16. August 1859 die Absetzung des Hauses Lothringen aus, in Modena am 19. August, und gleich darauf auch in Parma diejenige des Hauses Bourbon. Wie die definitive Volksabstimmung ausfallen würde, konnte nicht zweifelhaft sein. Niemand erhob sich dagegen, daß allenthalben provisorisch die Farben Sardiniens aufgezogen wurden. Auch in Bologna erklärte eine Nationalversammlung am 6. September, daß sie die Herrschaft des Papstes nicht mehr anerkenne, und bat den König Victor Emanuel um die Vereinigung der Legationen mit Sardinien. Napoleon ermahnte darauf am 31. Dezember in einem eigenhändigen Schreiben den Papst, auf die abgefallenen Provinzen freiwillig Verzicht zu leisten. In seiner Antwort jedoch lehnte Pius jeden freiwilligen Verzicht ab und erklärte am 19. Januar 1860 in einem Rundschreiben an die Kirchenfürsten, daß er auf keinen Theil seiner weltlichen

Herrschaft Verzicht leisten werde oder könne. 127 Bischöfe der katholischen Christenheit schlossen sich ihm mit der gemeinschaftlichen Erklärung an, daß jeder Versuch, das Banner der Empörung im Kirchenstaate aufzupflanzen, als ein Angriff auf alle Fürsten und ein Eingriff in das Völkerrecht anzusehen sei. Indeß die gleich darauf erfolgende Volksabstimmung in der Emilia (in Umbrien und den Marken fand sie erst im November statt) ergab ebenso wie in den Herzogthümern eine ungeheure Majorität für den Anschluß an Sardinien: woraufhin Victor Emanuel in feierlicher Audienz am 18. März 1860 die Annexion der Emilia, am 22. März die von Toscana annahm. Sardinische Truppen rückten in Bologna, wie in Florenz, Parma und Modena ein; der Papst aber sprach den großen Kirchenbann über Alle aus, welche den Eingriff in die päpstlichen Staaten begangen, veranlaßt oder gebilligt hatten.



Garibaldi's Landung bei Marsala. Zeichnung von G. Broling. (Zu S. 400.)

Die neapolitanische Regierung. Noch aber hielt sich Neapel von der nationalen Bewegung fern, wenn auch dort die Erregung der Gemüther in weiten Kreisen unverkennbar war. Lange Jahre hatte König Ferdinand II. ein tyrannisches Willkürregiment sondergleichen geführt. Die Polizei hatte in die vertrautesten Verhältnisse eingegriffen; durch Gewaltmaßregeln war jede freiere Bewegung unterdrückt worden; selbst die Rechtspflege war unzuverlässig. Mit Recht hatte daher schon auf dem Pariser Kongresse Cavour, von Lord Cowley lebhaft unterstützt, auf die unerträgliche Härte der neapolitanischen Regierung als auf eine allgemeine Gefahr hingewiesen; aber die Warnungen, welche daraufhin die Westmächte dem Könige Ferdinand ertheilten, blieben ohne jeden Erfolg. Mordanschläge auf den König, Erhebungsversuche wurden gemacht; aber die allgewaltigen Jesuiten, mit der Königin im Bunde, hielten ihn bei seinem Systeme fest. Als eine Erleichterung empfand es daher das schöne Land, daß Ferdinand am 22. Mai 1859 starb.

Und wirklich schien sein Sohn Franz II., seit Kurzem mit Maria von Bayern, der jüngeren Schwester der Kaiserin von Oesterreich, vermählt, eine andere Bahn einschlagen zu

wollen. Er berief den populären General Filangieri ins Ministerium und benutzte einen Aufstand seiner Schweizer Regimenter, welche von der neuen Regierung neues Handgeld verlangten, um seine schweizerischen Söldner zu entlassen. Allein nach wenigen Monaten schon hatten die Jesuiten ihren früheren Einfluß wiedergewonnen, und der 23jährige, durchaus von Priestern erzogene König wandelte ganz und gar in den Pfaden seines Vaters, so daß es selbst sein Oheim, der Graf von Syrakus, für angemessen hielt, ihn zu warnen und zu mahnen, daß er das von Sardinien angebotene Bündniß annehmen und seinem Lande eine zeitgemäße Verfassung verleihen solle.

Da brach auch schon, durch mazzinistische Sendboten geschürt, am 4. April 1860 in Palermo, am 8. in Messina die Empörung aus. Zwar gelang es, durch Waffengewalt die Insurgenten aus den Städten zu vertreiben; aber im Inneren der Insel glimmte der Aufruhr fort, nur eines Luftzuges bedürfend, um wieder in helle Flammen aufzuschlagen.

Garibaldi's Zug nach Sizilien. Von England ging der Anstoß aus. Mit steigendem Mißbehagen nahm England wahr, wie sehr seit dem lombardischen Kriege der Einfluß Frankreichs in Italien wuchs, während derjenige Englands mehr und mehr hinschwand. Allein wie konnte es dem begegnen?

Der populärste Mann in Italien war Joseph **Garibaldi**. Die Schlacht von Magenta hatte seinem Freischarenzuge die Bedeutung genommen; seinem Vordringen gegen Oesterreich hatten die Tiroler schon am Stilfser Joche ein Ziel gesetzt: aber sein theatralisches Wesen reizte die Phantasie des Volkes und seine selbstbewußte Eigenwilligkeit imponirte. Seinen Plänen gab England den Rückhalt. Regierung wie Privatleute in England unterstützten ihn mit Geld und ließen ihm, soweit es anging, Hülfe mannichfaltiger Art zutheil werden. Und auch die sardinische Regierung gewährte ihm Vorschub und Förderung, soweit sie es, ohne sich zu kompromittiren, thun konnte.

Garibaldi's Aufforderung, zu Gunsten der gedrückten Neapolitaner und Sizilianer zu interveniren, lehnte Victor Emanuel ab: er stehe nicht im Kriege mit Neapel. Aber er wollte es nicht sehen, daß Garibaldi am 6. Mai 1860 mit 1067 Freiwilligen und vier Geschützen in Genua auf zwei Dampfern sich einschiffte, um selbst nach Unteritalien Hülfe zu bringen. Am 11. Mai bei Tagesanbruch landete die abenteuerliche Schar unter dem Schutze von zwei englischen Korvetten bei Marsala an der Westküste Siziliens, so daß die neapolitanischen Kriegsschiffe erst zu schießen wagten, als die Landung vollzogen war.

Sofort warf sich Garibaldi ins Gebirge des Innern und zog die zerstreuten Insurgentenscharen an sich, indem er im Namen Victor Emanuel's die Diktatur über die Insel übernahm Bei Calatafimi wollte General Landi in stark befestigter Stellung ihn aufhalten; aber der Befreier drängte ihn zurück und wandte sich jetzt gegen Palermo. Hier war unterdessen aus Neapel General Lanza angelangt und hatte das Fort und alle festen Punkte der Stadt besetzt, während zugleich acht Kriegsschiffe den Hafen deckten. Am 27. Mai begann Garibaldi mit 5000 Mann den Kampf gegen den fünffach überlegenen Gegner. Da erhob sich aber zugleich die Bürgerschaft in der Stadt: die Sturmglocken wurden geläutet, Barrikaden erbaut, und bis Mittag war die Hälfte der Stadt im Besitze Garibaldi's. Durch ein furchtbares Bombardement suchte Lanza nun die Bewohner zu strafen und zu schrecken: es zertrümmerte die Häuser, aber nicht den Muth der Bewohner. Am 30. Mai mußte Lanza mit Garibaldi Waffenstillstand schließen und kehrte wenige Tage darauf mit allen seinen Truppen nach Neapel zurück. Einem Ministerium, das er selbst ernannte, übertrug Garibaldi jetzt die Verwaltung der Insel, während er selbst der Organisation der militärischen Streitkräfte mit rastlosem Eifer sich widmete; denn sein Sinn stand auf Neapel.

Zwar suchte König Franz jetzt einzulenken; er erließ eine allgemeine Amnestie, berief ein freisinniges Ministerium und stellte die Verfassung vom 10. Februar 1848 wieder her. Ja er bot Sardinien nunmehr ein Freundschaftsbündniß und sogar die Abtretung der Insel Sizilien an. Cavour, wieder Minister, war der Meinung, sich damit zu begnügen, und sandte La Farina als Bevollmächtigten nach Palermo, um zu verhindern, daß Garibaldi nicht durch

weitere Unternehmungen den Besitz des Gewonnenen gefährde. Aber Garibaldi schickte ohne viel Umstände den sardinischen Abgesandten nach Genua zurück, nöthigte den General Clary zum Abzuge von Messina und sann darauf, wie Sizilien, so nunmehr auch das neapolitanische Festland zu befreien.

Der Zusammenbruch der bourbonischen Herrschaft in Neapel. Von Torre di Faro setzte am 19. August Garibaldi mit 5000 Mann über die Meerenge, welche Sizilien und Neapel scheidet. Er landete bei Reggio und wußte die ihm entgegenstehenden königlichen Truppen durch Märsche im Gebirge geschickt zu ermüden und zu täuschen. Durch einen Handstreich gewann er Reggio. Da versiegte der Widerstand: die Truppen des Königs flohen oder gingen zu Garibaldi über; überall erhob sich das Volk gegen die Regierung und jubelte dem Befreier entgegen. Am 5. September stand Garibaldi schon in Eboli bei Salerno.

Am königlichen Hofe herrschte rathlose Verwirrung. Der Graf von Syrakus forderte den König, seinen Neffen auf, abzudanken; er wollte die Einheit Italiens unter König Victor Emanuel. Die Entscheidung der Waffen anzurufen wagte König Franz nicht mehr. Er gab Neapel auf und ließ die Truppen, welche ihm noch treu geblieben waren, theils in das befestigte Lager bei Capua theils nach der Festung Gaeta abrücken. Am 6. September schiffte er sich dann selbst mit seiner Gemahlin und seinen Garden nach Gaeta ein auf dem einzigen Kriegsschiffe, dessen Kapitän es noch wagte, diesen letzten Dienst dem flüchtenden Könige zu leisten. Denn bereits sperrte ein sardinisches Geschwader unter Admiral Persano den Hafen von Neapel.

Aber konnte nicht wie Cadiz einst den Spaniern, so jetzt Gaeta den Neapolitanern der Ausgangspunkt einer nationalen Erhebung werden? Ja, wenn das Volk hier so wie dort hinter dem Fürstenhause gestanden hätte! Es war aber vielmehr das Gegentheil der Fall; längst hatten durch ihr gewaltthätiges, das Recht verhöhnendes Regiment die Bourbons die Sympathie ihres Volkes eingebüßt: an der allgemeinen Abneigung, kann man sagen, oder mindestens Theilnahmlosigkeit ist die Dynastie zu Grunde gegangen. Der Baum war längst entwurzelt; der Zug Garibaldi's wurde nur der äußere Anstoß, der ihn zu Fall brachte: man begrüßte ihn mit Freuden, aber im Grunde ließ man ihn mehr geschehen, als daß man durch die That ihn beförderte; auf mehr als wenige Tausend Freischärler hat es Garibaldi in Neapel nicht gebracht. Darin wurzelte auch trotz des südländisch lauten Beifalls, der ihn empfing, im Grunde die Schwäche der Stellung des Generals. Nicht wenig trugen dazu außerdem die Umtriebe der Mazzinisten bei, welche die Rathlosigkeit der Regierung benutzt hatten, um hier und dort provisorische Regierungscomités einzusetzen, deren Ziel die Verwirklichung der italienischen Republik war.

Ein neuer Gegner tauchte damit auf: wie würde Garibaldi zu ihm sich stellen? Am 7. September kam er in seiner rothen Bluse, einen großen Filzhut auf dem Kopfe, in offener Kalesche mit wenig Begleitern in die von dem Könige aufgegebene Hauptstadt und übernahm die Diktatur über das Königreich im Namen König Victor Emanuel's. Der Bruch mit den Mazzinisten war damit ausgesprochen: die provisorischen Regierungscomités wurden aufgehoben und die Regierung einem liberalen Ministerium unter dem Vorsitze von Liborio Romano übertragen. Aber zur Sicherung des rasch gewonnenen Königreiches bedurfte es stärkerer Kräfte, als Garibaldi zu Gebote standen.

Der Umsturz des Kirchenstaates. Die Meinung Garibaldi's war, die so glücklich begonnene Bewegung nunmehr auch nach dem Kirchenstaate zu übertragen. Von der Höhe des Quirinals in Rom wollte er das Königreich Italien proklamiren. Aber in den päpstlichen Staaten waren dank der geistlichen Regierung, die Lord Clarendon auf dem Pariser Kongresse offen „eine Schande Europa's" genannt hatte, die Mazzinisten zahlreicher und einflußreicher als irgend sonstwo in Italien: sie warteten nur auf einen Anstoß, um die Fahne der Republik von Neuem zu erheben.

Gegen sie minder wie gegen die von außen drohende Gefahr hatte die päpstliche Regierung für nothwendig gehalten, militärische Vorkehrungen zu treffen. Ein Aufruf war durch

die ganze katholische Christenheit gegangen, der Nothlage des Stuhles St. Petri zu Hülfe zu kommen. Große Summen waren von allenthalben her als „Peterspfennig" nach Rom geflossen, welche es dem Papste ermöglichten, sein Heer zu reorganisiren und durch Werbungen zumal in Oesterreich und Irland bis auf 20,000 Mann zu bringen. Der frühere französische General Lamoricière übernahm den Oberbefehl. Dazu kam, daß am 28. August Kaiser Napoleon die Erklärung erließ, die französischen Okkupationstruppen in Rom würden, so lange der Papst in Rom weile, der Autorität des heiligen Stuhles Achtung verschaffen.

Wie aber? Wenn die Bevölkerung des Kirchenstaates wol vom Papste abfiel, aber darum nicht zu Garibaldi übertrat? Wenn die päpstlichen Landsknechte ohne nationales Interesse Garibaldi's kleinerer Schar Stand hielten? Wenn die französische Besatzung von Rom in den Kampf hineingezogen wurde? War dann nicht eine Parteinahme Frankreichs gegen das werdende Italien zu erwarten? Konnte nicht die Niederlage Garibaldi's eine rückläufige Bewegung in Italien überhaupt zur Folge haben?

Es bleibt das Verdienst Cavour's, diese Schwierigkeiten zur rechten Zeit erkannt und durch ein energisches Eingreifen vermieden zu haben. Bevor noch Garibaldi, der bei Capua stehen geblieben war, der Truppen des Königs Franz Herr geworden, war das päpstliche Mittelitalien mit alleiniger Ausnahme von Rom und seiner Umgebung für Victor Emanuel gewonnen. In den ersten Tagen des September schon sammelten sich die sardinischen Truppen an der Nordgrenze des Kirchenstaates. Sofort brachen in Pesaro, Sinigaglia, Urbino und anderen Städten Aufstände aus. Am 11. September verlangte Sardinien von dem Staatssekretär Antonelli die unverzügliche Auflösung des päpstlichen Söldnercorps, welches in den Marken und in Umbrien den Ausdruck der Gefühle der Bevölkerung mit Gewalt niederhalte. Mit Entrüstung wies der päpstliche Stuhl dies Ultimatum zurück. Da rückten denn ohne Weiteres die Sardinier ein: General Fanti besetzte Umbrien, Cialdini die Marken. Jetzte sammelte Lamoricière die päpstlichen Truppen und griff am 18. September bei Castelfidardo Cialdini an, welcher das feste Ancona bedrohte. Die päpstliche Armee wurde völlig geschlagen und gesprengt; mit den Trümmern, welche ihm verblieben, warf sich Lamoricière nach Ancona. Die Belagerung der Festung begann: die sardinische Flotte legte sich vor die Stadt und zerstörte durch ein anhaltendes Bombardement die Werke nach der Seeseite. In den sardinischen Strandbatterien bedienten englische Marinesoldaten die Geschütze. Schon am 29. September mußte Ancona kapituliren: mit dem ganzen Reste der päpstlichen Armee gerieth Lamoricière in Kriegsgefangenschaft. Und in der Abstimmung des 4. November sprach sich die Bevölkerung von Umbrien und den Marken für den Anschluß an Sardinien aus.

All diesen Schritten war eine Verständigung mit Napoleon vorausgegangen. Den Schein zu wahren, als mißbillige er das Vorgehen Cavour's, berief der Kaiser zwar den französischen Gesandten aus Turin ab, ließ aber im Uebrigen Sardinien ruhig gewähren. Rom wurde einstweilen vermieden, und dadurch einem Konflikte mit Frankreich zur Zeit noch vorsichtig vorgebeugt.

Die Annexion von Neapel und Sizilien. Inzwischen hatte Garibaldi den Kampf gegen das neapolitanische Corps begonnen, welches in festen Stellungen in und bei Capua hinter dem Volturno stand. Allein er war der Uebermacht nicht gewachsen. Von König Franz in Person angeführt, überschritten die neapolitanischen Söldner, großentheils angeworbene Süddeutsche, am 1. Oktober 1860 in drei Kolonnen den Volturno und griffen die Garibaldiner bei Caserta an. Von beiden Seiten wurde mit großer Erbitterung gekämpft, Garibaldi behauptete sich in seiner Stellung und konnte am 8. die Belagerung von Capua beginnen. Allein die Aufgabe war zu groß für seine Kräfte: es fehlte ihm ebenso sehr an Geschütz wie an Mannschaft. Sehnsüchtig schaute er nach den Sardiniern aus.

Dazu kam ein Anderes. Mazzini war selbst nach Neapel gekommen, und die Mazzinisten boten jetzt Alles auf, um den Anschluß von Neapel und Sizilien an Sardinien zu hintertreiben. Mit allen Mitteln suchten sie Garibaldi gegen die Politik Cavour's einzunehmen. Mit Nachdruck stellte sich der greise Marchese Pallavicino, den Garibaldi zum Prodiktator von Neapel

ernannt hatte, ihnen entgegen: er ließ alle politischen Klubs schließen und Mazzini ersuchen, Neapel zu verlassen. Allein Mazzini blieb und der Generalsekretär Crispi intriguirte so erfolgreich gegen Pallavicino, daß dieser wirklich im Mißmuth seine Entlassung nahm. Ein Aufstand brach darüber in Neapel aus, den Garibaldi, vom Lager herbeieilend, nicht ohne Mühe zu beschwichtigen vermochte. Um so mehr war Cavour im Rechte, wenn er zur schleunigen Vollziehung der Annexion von Neapel drängte. Auf seinen Antrag hatte schon am 11. Oktober das sardinische Parlament mit überwältigender Majorität beschlossen, daß die Annexion der Provinzen Mittel- und Süditaliens, in denen sich der Volkswille für den Anschluß an Sardinien ausspräche, anzunehmen sei. Am 21. Oktober fand nun in Neapel und Sizilien die allgemeine Volksabstimmung statt: wie allenthalben, so war auch hier die große Mehrheit für den Anschluß an Sardinien; am 7. November hielt König Victor Emanuel seinen Einzug in die Hauptstadt und erklärte feierlich, daß er das ihm angetragene Herrscheramt annehme.



Die Sardinier vor Gaeta.

Garibaldi legte nun seine Diktatur in die Hände des erwählten Königs nieder und zog sich nach dem geräuschvollen Sommer jetzt in die Einsamkeit der Insel Caprera an der Nordküste der Insel Sardinien zurück, wo er ein Landgut besaß, allen Auszeichnungen und Belohnungen mit Festigkeit entsagend.

Der Fall von Gaeta. Am 9. Oktober hatte König Victor Emanuel in Ancona in Person den Oberbefehl über seine Armee übernommen, um dem letzten Widerstande der Truppen des Königs Franz ein Ende zu machen. Am 17. Oktober fand der erste Zusammenstoß statt: Cialdini nöthigte die Neapolitaner die Volturnolinie aufzugeben und sich nach Gaeta zurückzuziehen. Garibaldi vereinigte sich jetzt mit dem Heere des Königs: er begrüßte Victor Emanuel als „König von Italien". „Ich danke", erwiederte dieser lakonisch und reichte dem General die Hand. Die Bluse war nunmehr abgethan, und die Garibaldiner legten zum größten Theile die sardinische Uniform an. — Der sardinischen Armee vermochte jetzt Capua nicht lange mehr zu widerstehen: nach kurzem Bombardement mußte es sich am 2. November ergeben; die kriegsgefangene Besatzung wurde in die sardinische Armee eingereiht.

Jetzt richtete Victor Emanuel seinen Angriff gegen Gaeta. Er überschritt den Garigliano und schlug das vor der Festung lagernde Truppencorps des Königs Franz. Nur wenige von den Besiegten konnten noch in der Festung aufgenommen werden: 25,000 Mann zogen an der Meeresküste entlang und traten auf päpstliches Gebiet über, wo sie von den Franzosen entwaffnet wurden. Von der Landseite wurde jetzt Gaeta vollständig eingeschlossen; an der Seeseite wurde die Festung aber durch eine französische Flotte unter dem Admiral Le Barbier de Tinan gedeckt, der Lebensmittel und Kriegsbedarf ungehindert in die Festung hineinließ. Dadurch wurde natürlich die Belagerung sehr weit aussehend; denn ohne Mitwirkung einer Flotte war Gaeta überhaupt nicht einzunehmen. Gleichwol bestimmte das Bombardement, welches die Sardinier von der Landseite her eröffneten, den König Franz seine Familie nach Rom zu senden. Nur seine junge Gemahlin Maria harrte muthig bei ihm aus, nicht wenig durch Beispiel und Wort die Besatzung zu tapferer Gegenwehr anfeuernd.

Hauptsächlich indeß setzte König Franz seine Hoffnung auf die diplomatische Intervention der auswärtigen Mächte. Hatte doch Oesterreich überhaupt noch nicht wieder die diplomatische Verbindung mit Sardinien angeknüpft, Frankreich aber seine Mißbilligung der sardinischen Politik durch die Abberufung seines Gesandten ausgesprochen, ein Beispiel, dem Rußland und Spanien folgten. Preußen zwar hatte den diplomatischen Verkehr mit dem Turiner Hofe nicht abgebrochen, aber doch schon am 13. Oktober erklärt, daß, obgleich es dem Prinzipe der Nationalitäten große Geltung zugestände, es doch „ausdrücklich und formell“ es mißbilligen müsse, daß Sardinien die Bahn der Reformen verlasse und diejenige der Revolutionen betrete. Wirklich fand in Warschau eine persönliche Zusammenkunft der Herrscher von Preußen, Oesterreich und Rußland statt; aber ein Einvernehmen betreffs Italiens wurde nicht erzielt. Vielmehr begann England, das die vollzogenen Annexionen anerkannt hatte, einen immer stärkeren Druck auf Napoleon auszuüben, daß er der Einmischung in die Verhältnisse Italiens entsage und seine Flotte von Gaeta abrufe. Mehr und mehr gab Frankreich dem nach: es schlug dem belagerten Könige einen Waffenstillstand vor, um während dessen einen friedlichen Ausgleich zu vermitteln. Allein König Franz lehnte diesen ab, so daß am 20. Januar jetzt die französische Flotte Gaeta verließ und sofort die früher neapolitanischen Kriegsschiffe unter Persano's Befehle an ihre Stelle sich legten. Damit war der Fall von Gaeta entschieden. Einige Wochen widerstand die Festung noch dem Bombardement, dem Hunger und den Seuchen; dann öffnete sie dem Ueberwinder am 13. Februar 1861 ihre Thore. Am 13. März kapitulirte auch die Citadelle von Messina und am 20. März die kleine Bergfestung Civitella del Tronta in den Abruzzen, der letzte Platz, der noch zu König Franz gehalten. Und an demselben 20. März 1861 wurde auf Grund des Gesetzes vom 17. März Victor Emanuel feierlich als König von Italien ausgerufen. Die Anerkennung Englands erfolgte fast auf der Stelle, und im Juni auch diejenige Frankreichs.

König Franz flüchtete sich von Gaeta auf einem französischen Schiffe nach Rom. Hier organisirte er zahlreiche Banden, die ihm sein verlorenes Reich wieder erobern sollten, aber nur unter der weißen Bourbonenfahne zügellose Räubereien und Schandthaten aller Art an den früheren Unterthanen des Königs verübten: eine Maßregel, ebenso geeignet, den Entthronten der allgemeinen Mißachtung preiszugeben, wie unwirksam für den von ihm beabsichtigten Zweck. So entschlug er sich selbst des Mitgefühls, das sonst dem Unglücke zu folgen pflegt.

Schwierigkeiten der Lage. So war denn der Einheitsstaat Italien geschaffen: nur Venetien fehlte noch und das Patrimonium St. Petri, Rom mit dem päpstlichen Gebiete. Jetzt aber galt es für Italien, seine Existenzberechtigung zu erweisen: man kann nicht sagen, daß dies dem neuen Staate leicht gemacht wäre.

Die sofort vollzogene Unifikation der Schulden aller bisherigen Einzelstaaten belastete Italien mit einer Gesammtschuld von mehr als drei Milliarden Lire (Francs). Dazu kam infolge der nothwendigen Reorganisation des Heeres und der Flotte ein jährliches Defizit von über 300 Millionen Lire. Die jährlichen Staatsausgaben stiegen den Bedürfnissen des

Großstaates entsprechend auf eine Milliarde, während sie bisher nur zusammen etwas über die Hälfte betragen hatten: ein bequemes Agitationsmittel für alle Feinde des neuen Staates. Denn die Anhänger der gestürzten Dynastien wie auch die mazzinistischen Republikaner waren unermüdlich, immer neue Unruhen anzuzetteln. Das Räuberunwesen nahm in der Camorra eine feste Organisation an und wurde zu einer schweren Geißel für den ganzen Süden der Halbinsel. Die alten provinziellen Gegensätze machten sich in hemmender Weise geltend; man klagte in den neuen Provinzen über Bevorzugung der Sardinier; es fehlte überhaupt an brauchbaren Beamten. Die Geistlichkeit zeigte sich nicht selten widerspenstig und wurde in ihrer Widersetzlichkeit gegen die Neuordnung der Dinge von Rom ermuntert; denn der Papst setzte allen Versuchen des Königreichs Italien, zu einer Ausgleichung mit ihm zu gelangen, ein festes „Non possumus“ entgegen.

Von der andern Seite drängte die Aktionspartei gegen die Regierung mit dem ungestümen Verlangen an, durch die Eroberung von Venetien und Rom das Einigungswerk zu vollenden. Im März 1861 faßte das italienische Parlament in Turin den Beschluß, Rom zur Hauptstadt Italiens zu erklären. Cavour stimmte dem zu, ohne indeß von seiner Ueberzeugung zu weichen, daß nur durch die Trennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt des Papstes Rom zu erlangen sei, und jeder Versuch dazu nur im Einverständnisse mit Frankreich geschehen könne. Bei seiner ebenso kühnen wie umsichtigen Politik würde die Lösung der Frage ihm gewiß gelungen sein: aber er starb unerwartet am 6. Juni 1861. Mit Recht faßte Italien seinen Tod als ein nationales Unglück; in einem Augenblicke verlor es den erfahrenen Steuermann, wo es seiner noch auf das Dringendste bedurfte.

Aspromonte. Wol waren Cavour's Nachfolger der Meinung, sein Programm festzuhalten: aber ihnen fehlte seine Sicherheit und sein Ansehen. Baron Ricásoli versuchte gegen Frankreich eine selbstständigere Haltung anzunehmen; aber die Kälte, welche Napoleon infolge dessen gegen Italien zeigte, veranlaßte ihn schon am 2. März 1862 zum Rücktritt. Ratazzi war der populären Bewegung nicht Meister: Garibaldi kam von Caprera herüber. Nach englischem Vorbilde hatten in zahlreichen Städten besonders des nördlichen Italiens sich Schützenvereine gebildet, in welchen die Aktionspartei ein Werkzeug zur Durchführung ihrer Pläne zu gewinnen meinte. Im Triumphe wurde der „Alte von Caprera“ von Stadt zu Stadt geleitet; Freiwilligencorps sammelten sich um ihn, welche sich mit dem Gedanken trugen, in Venetien und Südtirol den Aufstand gegen die österreichische Herrschaft zu entfachen. Indeß noch zur rechten Zeit schritt die Regierung ein, verhaftete, wenn auch nur auf kurze Zeit, die Wortführer und löste die Corps auf, um einem Zusammenstoße mit Oesterreich zuvorzukommen.

Aber schon drohte der eigenwillige General an einer andern Stelle der Regierung unheildrohende Verwicklungen zu Wege zu bringen. Unter dem Vorwande der Heiligsprechung von 27 Märtyrern, welche in Japan ihren Tod gefunden, hatte der Papst die katholischen Bischöfe aller Länder auf Pfingsten 1862 nach Rom entboten; es handelte sich aber um mehr, als um den kirchlichen Akt: der eigentliche Zweck war, eine großartige politische Demonstration ins Werk zu setzen. Am 9. Juni ging sie vor sich; die Bischöfe überreichten dem Papste eine Erklärung, in welcher sie unter den heftigsten Anklagen gegen das Königreich Italien die Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft des heiligen Stuhles bekräftigten.

Darauf gedachte Garibaldi die rechte Antwort zu geben. Er begab sich mit einer Schar Freiwilliger nach Sizilien und erklärte hier in öffentlicher Versammlung Napoleon für einen Verräther, der allein Italien seine natürliche Hauptstadt Rom vorenthalte. Auf Rom also war sein Absehen gerichtet, wo die französischen Okkupationstruppen die Herrschaft des Papstes allein noch aufrecht erhielten. Konnte sich aber die Regierung durch Garibaldi's Handstreich in einen unheilvollen Konflikt mit Frankreich stürzen lassen? Sie erließ eine warnende Proklamation, erklärte Garibaldi's Unternehmen für Rebellion und traf umfassende militärische Maßregeln, um es zu verhindern. Allein Garibaldi ließ sich nicht zurückhalten. Obgleich sich nur 2000 Freiwillige um ihn gesammelt, setzte er am 24. August 1862 nach Calabrien über. Fünf Tage danach ereilten ihn die italienischen Truppen unter Oberst

Pallavicini am Aspromonte unweit Reggio. Ein Gefecht entspann sich: Garibaldi erhielt einen Schuß in das rechte Fußgelenk und mußte sich mit seiner ganzen Schar ergeben.

Am 5. Oktober wurden die gefangenen Freischärler wieder in Freiheit gesetzt. Garibaldi indeß lag an seiner Wunde in Spezzia schwer danieder, bis der französische Arzt Nelaton die Kugel fand. Im Dezember kehrte er nach Caprera zurück. Jedoch so groß war die allgemeine Sympathie für den „Gefangenen Italiens“, daß Ratazzi sein energisches Vorgehen gegen ihn mit der Entlassung aus dem Ministerium büßte.

Die Septemberkonvention mit Frankreich. Denn trotz aller Ueberstürzung und Ungeduld, in der Sache hatte Garibaldi recht und darum die öffentliche Meinung für sich: ohne Rom fehlte dem Neubau des Königreichs Italien der Schlußstein. Darum entwarf der Alte auf Caprera, unbelehrt, immer neue Projekte: am 15. Dezember 1863 forderte er in einer Proklamation die Italiener auf, Victor Emanuel die Diktatur zur Eroberung von Rom und Venedig zu übertragen, und kündigte am 21. Januar 1864 die Einsetzung eines neuen Centralaktionscomités an. Allein das Ministerium Minghetti trat ihm mit Nachdruck entgegen und hemmte jede Unbesonnenheit.

Es konnte dies mit um so größerer Sicherheit thun, als die politische Weltlage sich unerwartet für Italien günstig gestaltete. Der deutsch-dänische Konflikt hatte eine vorübergehende Annäherung der drei östlichen Großmächte an einander herbeigeführt. Napoleon sah sich vereinsamt und hielt es darum für angemessen, sich gegen die Wünsche Italiens, zumal der Papst alle seine Rathschläge unbeugsam zurückgewiesen hatte, entgegenkommender zu zeigen. Er ließ daher in Turin erklären, daß er geneigt sei, auf Unterhandlungen über die Räumung Roms von den französischen Okkupationstruppen einzugehen, wenn Italien genügende Bürgschaft für die Sicherheit des Papstes bieten wolle. Auf dieser Grundlage kam denn am 15. September 1864 zwischen den beiden Mächten eine Konvention zu Stande: Frankreich verpflichtete sich binnen zwei Jahren Rom zu räumen, Italien versprach dagegen, das päpstliche Gebiet nicht nur nicht selbst anzugreifen, sondern auch gegen jeden Angriff von außen zu schützen; überdies machte es in einem Separatprotokolle auf das Verlangen Napoleon's sich verbindlich, binnen sechs Monaten den Sitz der Regierung von Turin weg zu verlegen.

Indeß so wenig entsprach diese Konvention den Wünschen des Volkes, daß bei ihrem Bekanntwerden in Turin am 20. September ein Aufruhr ausbrach. Der König beschwichtigte diesen durch die sofortige Entlassung des Ministeriums Minghetti; und das neue Kabinet, in welchem General Lamarmora den Vorsitz führte, setzte wirklich am 24. Oktober den Beschluß des italienischen Parlaments durch, daß Florenz zur Reichshauptstadt bestimmt wurde. Mit dem Beginn des neuen Jahres siedelte die Regierung in die schöne Arnostadt über. Nun konnte sich auch Napoleon der übernommenen Verpflichtung nicht entziehen: im Oktober 1865 begannen die Franzosen Rom zu räumen.

Den Papst aber erfüllte der Abschluß der Septemberkonvention, welche ihn der französischen Bajonnete beraubte, mit der höchsten Erbitterung. Unter dem 8. Dezember 1864 erließ er eine Encyklika, in welcher er die gesammte Entwicklung von Staat und Gesittung, wie sie seit Jahrhunderten sich in Europa gebildet hatte, als einen Irrthum der Zeit verwarf und feierlich verdammte. Aber der Blitzstrahl zündete nicht: die Hoffnung, Rom zu gewinnen, erhob die Italiener. Florenz erschien nur als eine Etappe auf dem Wege nach der natürlichen und historischen Hauptstadt des Reiches; und der immer schärfer sich zuspitzende Gegensatz der deutschen Großmächte gegen einander gab Hoffnung auch zur Gewinnung Venedigs einen machtvollen Bundesgenossen zu finden. Dann aber war vollendet, was seit Menschengedenken das Sehnen aller patriotischen Herzen gewesen war: ein einiges und starkes Italien!



Der kaiserliche Winterpalast zu St. Petersburg.

Rußland, Polen, der Orient.

Mit überschwenglicher Begeisterung war Rußland in den Krymkrieg eingetreten. Hochtönend war Europa angekündigt worden, daß der Nationalsinn eines großen und jugendlich kräftigen Volkes, eines Reiches von riesenhafter Größe in all seiner Macht und Herrlichkeit erwacht sei. In trunkener Siegeszuversicht sah man „das überlebte und kränkelnde Europa" tief unter sich. Man hielt es für ganz unstatthaft, ohne die Eroberung des britischen Indien den verbündeten Gegnern den Frieden zu bewilligen; nur die Gemäßigten wollten sich mit der Eroberung des türkischen Reiches begnügen.

Ein schreckliches Erwachen folgte. Auf den Schlachtfeldern gelangte Rußland zu der Einsicht, daß es den Feinden nicht gewachsen sei; das unheimliche Gefühl verbreitete sich, daß Rußland an materiellen Machtmitteln wie an Intelligenz weit hinter seinen Gegnern zurückgeblieben sei. Mit grausamer Klarheit hatte der Krieg das an den Tag gebracht.

Russische Zustände. Das europäische Rußland, neunmal so groß wie Deutschland, ist fast zum fünften Theile Tschernosiem (schwarze Erde), wo der Boden, schier ohne Kultur, willig die reichsten Ernten hervorbringt. Dennoch war das Land, damals 54 Mill. Einwohner zählend, fünfmal so dünn bevölkert als Deutschland; wenig über 600 Menschen wohnten im Durchschnitt auf der Quadratmeile. Trotzdem war von Nationalwohlstand nicht die Rede. Die gesammten Staatseinnahmen betrugen nur den dritten Theil derjenigen des zehnmal so kleinen Frankreich. Und selbst dieser Steuerbetrag wurde als drückend empfunden; ja er konnte sogar in gewöhnlichen Jahren nicht immer vollständig aufgebracht werden. Daher wurde jedes glückliche Ereigniß in der Herrscherfamilie zu einem Steuererlaß benutzt, da doch keine Aussicht war, die Steuerreste wirklich einzutreiben.

Auf die tief greifende Erkrankung der russischen Zustände wies auch die außerordentlich langsame Zunahme der Bevölkerung hin. Sie wuchs jährlich nur um 0,85 Prozent, und das in einem Lande, in welchem noch weit ausgedehnte Strecken fruchtbaren Bodens unbebaut waren.

Der Krieg ließ die Noth grell hervortreten. Während Frankreich seine Kosten durch eine Anleihe deckte, welche nur $^4/_5$ der Höhe eines Jahreseinkommens betrug, bedurfte Rußland einer Anleihe, welche ein volles Jahreseinkommen ausmachte, und vermehrte außerdem die Masse des cirkulirenden Papiergeldes etwa um das Doppelte dieses Betrages. Der Stand der Geldverhältnisse wurde dadurch in so bedenklicher Weise gefährdet, daß alle

Operationen des Handels unsicher zu werden begannen. Dazu kam, daß durch den Einfluß des Krieges die südlichen Provinzen des Reiches auf Jahre hinaus zu Grunde gerichtet waren. Sie hatten bei den immerwährenden Transporten ihr sämmtliches Zugvieh verloren; im Drang der Umstände hatten die Bauern die Felder meist unbestellt gelassen. So zeigten die Staatseinnahmen nach dem Kriege einen jährlichen Ausfall von 20 Mill. Rubel (64½ Mill. Mark), durch den das Land „der unerschöpflichen Hülfsquellen" unausbleiblich dem politischen und dann auch dem finanziellen Bankrott entgegengeführt wurde. Denn kein Einsichtiger konnte sich der Erkenntniß verschließen, daß die Bedürfnisse der Regierung, wenn sie ihre Stellung in Europa auch nur annähernd behaupten wollte, von Jahr zu Jahr wachsen, aber nicht sinken mußten.

Die Leibeigenen in Rußland. Die Ursache aber hierfür lag nicht eigentlich nur in dem Kriege, sie lag in Wahrheit noch viel mehr in der totalen Versumpfung der wirthschaftlichen Verhältnisse Rußlands, welche die Folge der Leibeigenschaft war. Die große Rolle, welche Rußland unter dem Kaiser Nikolaus in Europa gespielt hatte, enthüllte sich damit für den tiefer Blickenden als eine große, aber erfolgreich durchgeführte Gaukelei.

Die Leibeigenen in Rußland umfaßten zwei sehr verschiedene Menschenklassen. Die eine derselben waren die Dworowye Liudy. Diese Hofesleute waren die Nachkommen von Kriegsgefangenen, von gekauften oder geraubten Sklaven oder von solchen Leuten, die sich aus Noth in die Dienstbarkeit ergeben hatten; sie bildeten das Haus- und Hofgesinde des Grund- und Leibherrn, der mit ihnen machen konnte, was er wollte; denn sie waren nichts als Sklaven, von dem russischen Rechte dem Nutzvieh gleichgestellt.

Die andere Klasse waren die Krepostnye, die an das Land „gefesteten" Bauernschaften. Gemeinsam wandernd hatten vor Zeiten die Dorfgemeinden ihre Marken gemeinsam in Besitz genommen und bebauten sie gemeinsam, so daß die Dorfflur ein ungetheiltes Ganzes blieb und kein Einzelner ein Eigenthumsrecht daran besaß. Durch die Großfürsten Rußlands aber waren dann den Bojaren Obereigenthumsrechte über die Dorfschaften wie eine Art Lehnrecht verliehen worden, doch ohne Beschränkung der persönlichen Freiheit der Bauern. Erst die schmachvolle Zeit der Mongolenherrschaft hatte im Interesse der sichereren Erhebung des Kopfgeldes für den Chan der goldenen Horde mancherlei Beschränkungen über die Bauern gebracht. Immer aber blieb ihnen noch das Recht der Freizügigkeit: um St. Georgentag konnte jeder Bauer gegen Erlegung eines Rubels (3,22 Mark) Dorf und Herrn wechseln. Allein als der Usurpator Boris Godunow sich widerrechtlich des Zarenthrones bemächtigte, nahm er, um den Adel für sich zu gewinnen, 1604 den Bauern die Freizügigkeit. So wurde der Bauer an die Scholle gebunden, aber persönlich blieb er ein freier Mann, dem für den Obrok, das Kopfgeld, die gesammte Flur des Dorfes zu willkürlicher Benutzung überlassen blieb. Aber die Macht nahm sich das Recht. Der Bauer wurde als Leibeigener von seinem Grundherrn zum Frohnknechte herabgedrückt, nach Belieben unter die Hofesleute versetzt, getrennt von Grund und Boden, ja von seiner Familie, als Sklave verkauft. Aber es gab in ganz Rußland keine Behörde, welche die Befugniß hatte, sich des Bauern gegen den Grundherrn anzunehmen. So wurden die Bauern schutzlos von den Herren, als ob sie Hofesleute wären, ausgebeutet; zu Hunderten wurden sie in die Fabriken als Arbeiter vermiethet; ja es kam vor, daß Bojarinnen in den Städten in eigens eingerichteten Häusern mit den Reizen ihrer leibeigenen Mädchen ein ebenso schmachvolles wie gewinnreiches Gewerbe trieben, um von dessen Ertrage in den deutschen Bädern oder in Paris zu prunken.

Kein Wunder, daß die Erbitterung über die stets straflose Gewaltthat nicht selten in wüster Gewalt sich Luft machte. Bauernaufstände waren etwas sehr Gewöhnliches. Unter Kaiser Nikolaus wurden jährlich im Durchschnitt 42 Grundherren von ihren geknechteten Bauern ermordet, so daß Viele es gar nicht mehr wagten, auf ihren Gütern zu wohnen. Was aber auch gegen gerechte Herren die Bauern fortwährend in feindseliger Stimmung erhielt, war die unerschütterliche Ueberzeugung, daß das Land, welches sie bebauten, ihr Eigenthum und nicht das der Herren wäre und stets gewesen wäre, und daß der Obrok nicht ein

Pachtzins, sondern eine Last wäre, die infolge ihres persönlichen Verhältnisses zu dem Herrn ihnen vor Alters auferlegt sei.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft. Eine Aufhebung der Leibeigenschaft bedeutete also den völligen Umsturz der socialen Verhältnisse Rußlands, eine Revolution großartigster Folgen. Und es war ein Glück für Rußland, daß sie von oben her erfolgte.

Den Anfang hatte Kaiser Alexander I. dadurch gemacht, daß er die Leibeigenschaft in Esthland und Livland aufhob. Einen weiteren Schritt that Kaiser Nikolaus, indem er in jedem Kreise einen Adelsmarschall bestellte, die Rechte der Leibeigenen wahrzunehmen und sie gegen grobe Mißhandlungen zu schützen. Aber es bleibt das unsterbliche Verdienst Kaiser Alexander's II., die Leibeigenschaft in ganz Rußland beseitigt zu haben. Gewiß leitete ihn dabei vor Allem sein menschenfreundlicher Sinn. Aber die Finanznoth des Reiches duldete keinen Aufschub.



Russische Bauern.

Es galt, die Steuerkraft des Landes durch bessere Ausnutzung des Bodens zu heben, dem sicher der freie Grundeigenthümer ganz andere Erträge abgewann als der geknechtete Frohnarbeiter.

Schon im Jahre 1857 wurde daher eine Kommission eingesetzt, welche die Aufhebung der Leibeigenschaft vorbereiten sollte. Diese überwies die Angelegenheit den Ausschüssen des Provinzialadels zur Begutachtung. Allein nur der Adel der Gouvernements Wilna, Grodno und Kowno erwies sich entgegenkommend und suchte das große Werk zu fördern; der Adel der übrigen Gouvernements dagegen suchte die Maßregel zu hindern oder wenigstens zu verschleppen. Der Kaiser suchte dem durch die Einsetzung des Leibeigenschafts-Comités zu begegnen, dem energische Beschleunigung anbefohlen wurde. Da kam es denn zu einer offenbaren Auflehnung des russischen Adels gegen den Willen des Kaisers: der Adelsmarschall Platonow erklärte in St. Petersburg, daß überhaupt über die Leibeigenschaft nur von der Versammlung

aller Bojaren, von der Dumah, entschieden werden könne, die von Peter dem Großen widerrechtlich beseitigt worden sei. Und die Stimmführer des Adels traten Platonow bei. Selbst in dem Reichsrathe erhob sich entschiedener Widerstand gegen die Maßregel.

Allein Kaiser Alexander ließ sich nicht irre machen: er wies die Ansprüche der Bojaren mit Nachdruck zurück, setzte mehrere widerstrebende Adelsmarschälle ab und erließ am 19. Februar (3. März) 1861 das Manifest, welches die Aufhebung der Leibeigenschaft im ganzen russischen Reiche aussprach. Dadurch erhielten die Hofesleute, deren Zahl 1½ Millionen betrug, sofort die Erlaubniß, sich auch ohne die Einwilligung ihrer Herren zu verheirathen; nach zwei Jahren aber sollten sie in den Vollbesitz der persönlichen und bürgerlichen Freiheit treten und bis dahin keiner Veränderung der Stellung, die sie inne hätten, weder durch Erhöhung des Kopfgeldes, noch durch Abkommen mit dritten Personen unterworfen werden dürfen. Dasselbe sollte auch von den schollenpflichtigen Bauern, nicht weniger als 20 Millionen Seelen, gelten. Außerdem erhielten diese das Recht, die Ländereien, welche sie in Nutznießung hatten, durch Ablösung als freies Eigenthum zu erwerben, und zwar ward eine Frist von zwei Jahren bestimmt, innerhalb deren sie einen freien Vergleich mit den Grundherren über die Bedingungen der Ablösung zu schließen hätten. Der Kaiser selbst ging voran, indem er die 2 Millionen Kronbauern auf die mäßigsten Ablösungsbedingungen hin frei ließ.

Indeß fast nirgends in den betheiligten Kreisen begegnete das große Werk der ihm gebührenden Dankbarkeit. Die Adeligen waren ungehalten über die materiellen Verluste, welche sie infolge des Manifestes erlitten, und unter den Bauern kam es wiederholt zu offenen Aufständen, da sie es für ungerecht hielten, daß sie für das Land, das ihnen ja gehöre, noch Ablösungsgelder zahlen sollten. Die Ablösungskontrakte kamen daher zum weitaus größten Theile nicht rechtzeitig zu Stande, so daß wiederum die Regierung einschreiten mußte. So gedieh nur unter den hemmendsten Schwierigkeiten die große sociale Reform, in welcher dann die Reorganisation der Justiz 1862 und die Einführung von Kreis- und Provinzialvertretungen 1864 weitere bedeutungsvolle Schritte bezeichneten.

Polen und der internationale Revolutionsverein. Eine besondere Gunst der Umstände erfuhren die Bauernschaften in Lithauen, Rothrußland und Polen, welche zwar aus der Zeit des Herzogthums Warschau die persönliche Freiheit behauptet hatten, aber durch das Verhältniß der Zeitpacht mit Frohndiensten ganz von dem Grundadel abhängig geblieben waren. Ihnen bestimmte die russische Regierung die allergünstigsten Ablösungsbedingungen, da es ihr darauf ankam, ihre Treue sich zu erhalten. Denn wieder einmal durchtobte die Westprovinzen Rußlands, Alles zerrüttend, der Aufruhr.

Der polnisch-demokratische Verein (S. 46) war im Laufe der Jahre bei den Polen völlig in Mißkredit gekommen. Die polnischen Emigranten, meist Anhänger der Lehren der französischen Kommunisten, schlossen sich vielmehr dem internationalen Revolutionsvereine an, welchen Mazzini in London gegründet hatte. Die hervorragendsten Mitglieder dieses Vereins waren damals Garibaldi, Herzen, Bakunin, Kossuth und Klapka; zur Aufgabe hatte er sich gestellt „durch gleichzeitige Revolutionen in allen Ländern die monarchischen Regierungen zu stürzen und Volksrepubliken zu gründen“. Seine konspiratorische Thätigkeit erstreckte sich über ganz Europa und einen großen Theil Amerika's. Das ergiebigste Arbeitsfeld war Polen, das allmählich mit einem Netze von Zweigvereinen überzogen wurde. Selbst die halbwüchsige Jugend wurde in geheime Verbindungen gezogen; auf den Gymnasien in Posen, Tremessen, Ostrowo, Lissa und Glogau wurden politische Vereine gestiftet, die es zusammen freilich nur auf 152 Mitglieder brachten.

Kaiser Alexander II. hatte seine Reformthätigkeit auch auf Polen ausgedehnt. Der Verkehr mit dem Auslande war sehr wesentlich erleichtert worden; Eisenbahnen durchzogen das Land; der polnischen Sprache wurde weite Anwendung, wie bei den Post- und Grenzzollbehörden, verstattet, den Städten die Wahl ihrer Gemeindebehörden bewilligt. Aber gerade diese Milde ließ den polnischen Agitatoren einen Aufstandsversuch als angezeigt erscheinen.

Das Beispiel des um die Befreiung seiner Nationalität ringenden Italiens wirkte auch auf Polen ein; der lombardische Krieg belebte die Hoffnungen. Freilich brachte der jähe Friedensschluß den Polen Enttäuschung; aber der Plan war, durch die polnische Fremdenlegion in Italien zu deren Anführer Mieroslawski von Garibaldi ernannt wurde, im Frühjahr 1861 die Romanen, Slaven und Magyaren Oesterreichs zu insurgiren und dann Polen zu den Waffen aufzurufen. Allein die Nationalsammlung unter den Polen ergab noch nicht den fünften Theil der Summe, deren man dazu bedurfte.

Die Faktionen der Agitationspartei. Ueberdies war die polnische Agitationspartei unter sich nichts weniger als einig. Die Weißen, unter dem Adel und den besitzenden Klassen werbend, wollten auf dem Wege gemäßigter Opposition gegen die Regierungen beharren; die Rothen dagegen, größtentheils dem bankerotten Kleinadel und dem gebildeten Proletariate angehörend, schürten den bewaffneten Aufstand; ihr Streben ging dahin, den städtischen Pöbel für sich zu gewinnen. Der Mittelpunkt der Weißen war die „agronomische Gesellschaft“ in Warschau unter dem Vorsitze des Grafen Zamoyski, welche, einen Zweigverein über das Land verbreitet, gegen 5000 Mitglieder in Rußland, über 4000 in Preußen zählte und unter dem Vorgeben der Beförderung des Ackerbaues politische Bestrebungen barg; namentlich suchte sie durch Versprechungen, welche die Reformen der russischen Regierung weit überboten, die ländliche Bevölkerung zu ködern. Der Mittelpunkt der Rothen war das Centralcomité.

Zwischen beiden Faktionen, beide für ihre Zwecke ausnutzend, stand die katholische Geistlichkeit, welche Polenthum und Katholizismus identifizirte und sich nicht scheute, mit der Religion den schnödesten Mißbrauch zu treiben und Akte des christlichen Kultus als Deckmantel für revolutionäre Zwecke zu gebrauchen. Ihre verborgenen Hetzer waren fast durchweg Jesuiten, die ein Pole mit sehr bezeichnendem Ausdruck damals die schwarzen Jakobiner genannt hat.

Eine Zeit lang bekämpften sich die Faktionen unter einander; dann überließen die Weißen den Rothen die Aktion, und der Klerus schloß sich jetzt ebenfalls an die Rothen an. Den eigentlichen Kern derselben bildeten die Zehner, Genossenschaften von zehn Personen, deren jede die Verpflichtung übernahm, neue zehn anzuwerben, so daß bald die Verzweigungen bis zu den fernsten Grenzen reichten. Anfänglich warben sie nur durch Ueberredung; nachdem aber der Aufstand ausgebrochen war, wurden ihnen Drohung, Gewaltthat, heimlicher Mord die Mittel, ihre Reihen zu füllen oder Widerstrebende zu beseitigen. So verbreiteten sie Schrecken im ganzen Lande und verschafften den Befehlen ihres Centralcomités Gehorsam.

Straßentumulte in Warschau. Neben den Agenten des Revolutionsvereins, welche von London nach Polen geschickt waren, erwiesen sich ganz besonders die aus Sibirien zurückgekehrten Verbannten thätig, denen die Amnestie des Jahres 1856 den Heimweg frei gegeben hatte. Sie gründeten in Warschau den Geheimbund der schwarzen Brüderschaft, dessen ausschließlicher Zweck es war, den Haß gegen Rußland zu schüren. Ihr Haupt war der Student Adam Prot Asnik. Sie waren es, welche die revolutionären Plakate aus London auf das Eifrigste verbreiteten und den Warschauer Pöbel zu Auflehnungen gegen die Polizei aufreizten.

Schon im Juni 1860 bei dem Begräbnisse der Generalin Sowinska, deren Gemahl in der Insurrektion von 1831 gefallen war, begannen die Tumulte. Sie wiederholten sich zu Anfang des Jahres 1861 und führten am Jahrestage der Schlacht von Grochow (27. Februar) zu einem blutigen Zusammenstoße mit der bewaffneten Macht. Natürlich ließ man es nicht daran fehlen, diese Pöbelexcesse im Auslande zu nationalen Demonstrationen aufzubauschen. Der Statthalter von Polen, Fürst Michael Gortschakow, der Sache keine große Bedeutung beilegend, nahm ohne große Bedenken das Anerbieten einer Anzahl Warschauer Bürger an, die Ruhe in der polnischen Hauptstadt selbst aufrecht erhalten zu wollen. Sie gründeten zu diesem Zwecke einen Verein, die Delegation, und bildeten ein Polizeicorps, welches äußerlich der kaiserlichen Polizei ganz ähnlich war. So wurde die städtische Bevölkerung daran gewöhnt, in den Mitgliedern der Delegation ein gesetzlich befugtes Organ zu sehen. Und

doch war die Delegation eine Schöpfung der Aktionspartei: nach ihrem Zusammentritt löste daher die schwarze Brüderschaft sich auf.

Indeß dies trügerische Spiel entging der russischen Regierung auf die Länge nicht: am 1. April schon wurde die Delegation aufgehoben und wenige Tage danach auch die agronomische Gesellschaft geschlossen. Der Verdruß darüber richtete sich gegen den Markgrafen Alexander Wielopolski, der die Maßregel befohlen. Der Markgraf hatte an der Insurrektion von 1831 regen Antheil genommen, war aber jetzt an die Spitze der Sektion für Kultus und Unterricht gestellt worden, deren Abtrennung von der Regierung der Kaiser den Polen bewilligt hatte. Dem „Verräther" war eine Katzenmusik zugedacht. Wieder begannen die lärmenden Zusammenrottungen, die sich am 8. April 1861 zu einem Tumulte steigerten. Militär rückte aus dem Schloßhofe: es wurde verhöhnt und mit Steinen geworfen. Ein Mönch schlug mit einem Krucifixe einem Offizier den Helm vom Kopfe; endlich wurde aus den Nachbarhäusern auf die Truppen geschossen: zwei Soldaten wurden getödtet, mehrere verwundet. Da wurde eine Salve in die tobende Menge hinein gegeben, daß gegen 30 Menschen todt auf dem Platze liegen bleiben und die Rotten sich heulend in die Seitengassen flüchten.

Die rebellirende Geistlichkeit. Infolge dieses Tumultes erhielt Fürst Gortschakow Urlaub. Er starb bald danach am 31. Mai. Sein Nachfolger wurde der Generaladjutant Graf Suchosanett, den nach kurzer Amtsthätigkeit der General Graf Lambert ablöste. Jetzt trat die Regierung etwas energischer gegen die Agitation auf. Das Tragen von Trauerkleidung, welche zu einem Zeichen antirussischer Gesinnung geworden war, sowie dasjenige polnischer Abzeichen wurde verboten, alle Demonstrationen wurden untersagt. Indeß die Agitation zog sich von der Straße in die Kirchen unter den Schutz der Priesterschaft zurück. Aufreizende Predigten wurden gehalten, politische Lieder in den Kirchen abgesungen. Und der Erzbischof lehnte es ab, dies der Geistlichkeit zu untersagen. Als es aber bei der Beerdigung dieses Kirchenfürsten, der am 5. Oktober gestorben war, wieder zu lärmenden Demonstrationen kam, verhängte Lambert über ganz Polen den Belagerungszustand. Indeß am folgenden Tage schon, dem 15. Oktober 1861, erneuerten sich die Unruhscenen in der St. Johannis-Kathedrale und der Bernhardinerkirche, so daß Lambert diese Kirchen durch Militär räumen und dann schließen ließ.

Infolge dessen stellte die Geistlichkeit in allen übrigen Kirchen Warschau's den Gottesdienst ein und legte damit gleichsam ein Interdikt auf die Stadt. Es sei die Regierung' verkündete sie, welche das arme Volk des geistlichen Trostes beraube. Graf Lambert nahm seine Entlassung; ihn ersetzte der greise General Graf Lüders. Allein dieser hielt die Maßregeln seines Vorgängers nicht nur aufrecht, sondern ließ auch die meisten Mitglieder der früheren Delegation verhaften. Ruhe indessen trat erst ein, als der Professor Felinski aus St. Petersburg den erledigten erzbischöflichen Stuhl in Warschau bestieg und die Kirchen wieder öffnete. Doch die Ruhe war nur ein Waffenstillstand. Am 12. April 1862 ermahnte in der Kathedrale der neue Erzbischof in einer Fastenpredigt die versammelte Gemeinde zur Achtung vor dem Gesetze: Zischen und Lärmen unterbrach den „moskowitischen Sendling", so daß nur mit Hülfe der Polizei der Gottesdienst beendigt werden konnte. Aehnliche Skandalscenen wiederholten sich den April und fast den ganzen Mai hindurch in anderen Kirchen.

Der Terrorismus des Centralcomités. Nun bat auch Graf Lüders um seine Entlassung. Es war der Gedanke des Kaisers durch bedeutende Konzessionen, die Gemüther der Polen zu versöhnen. Seinen Bruder, den Großfürsten Konstantin, ersah er dazu. Am 2. Juli 1862 traf dieser in Warschau ein. An die Spitze der Gouvernements in Polen wurden jetzt Polen gestellt, der polnische Staatsrath ganz mit Polen besetzt, das Unterrichtswesen im nationalpolnischen Sinne umgestaltet, Warschau zu einer ganz polnischen Universität gemacht.

Aber dies Entgegenkommen wußte das geheime Centralcomité durch Maßregeln des Schreckens völlig wirkungslos zu machen. Massenbrandstiftungen wurden vorbereitet, Tonnen

mit Brennstoff bereit gehalten, Brandbriefe an alle Regierungsfreunde gesandt und unter Androhung der Todesstrafe eine jährliche Revolutionssteuer von $^1/_2$ Prozent des Vermögens und 5 Prozent des Einkommens ausgeschrieben. Einem Juden, welcher zum Empfange des Großfürsten Hurrah rief, wurde Vitriol in den Mund gegossen; Graf Lüders wurde am 27. Juni im sächsischen Garten schwer verwundet, am 4. Juli Abends beim Verlassen des Theaters auf den Großfürsten Konstantin geschossen, am 7. August unter den Kolonnaden des Schatzgebäudes auf den Markgrafen Wielopolski. Am 16. August sprang Abends ein Mensch auf den Wagentritt des Markgrafen und versuchte mit einem vergifteten Dolche ihn zu ermorden. Die Verbrecher, der Schneidergeselle Jaroczynski und die Lithographen Ryll und Rzonca wurden ergriffen und bekannten, durch das Los zu ihren Thaten bestimmt worden zu sein. Sie wurden gehängt, aber wenige Tage danach waren in der ganzen Stadt Plakate verbreitet, welche zu einem Trauergottesdienste für „die siegreichen Helden und Märtyrer" aufforderten.

Der Schrecken wuchs, als bald hier, bald in allen Ständen Mordthaten vorkamen, die zum Theil unter entsetzlicher Grausamkeit verübt waren; bald in den Städten, bald auf dem Lande, Beamte, Bauern, Soldaten, selbst Weiber und Kinder wurden grauenvoll hingemordet. Bis zum 1. November 1862 betrug die Zahl der Ermordeten schon 832. Jetzt wagten auch die Weißen nicht mehr, sich den Befehlen des Centralcomités zu entziehen. Die Furcht vor diesem war größer, als die vor den Russen. Denn wer diesen widerstrebte, wurde verhaftet, wer aber jenem nicht gehorchte, ermordet. Ueberall herrschte Angst, ja Verzweiflung. Die Verwirrung war unbeschreiblich, die Thätigkeit der russischen Behörden völlig lahm gelegt.



Markgraf Alexander Wielopolski.

Es war der Gedanke des Priesters Mikoszewski gewesen, eine Hängegensdarmerie zu errichten und sich des systematischen Mordes als einer revolutionären Regierungsmaßregel zu bedienen. So waren dann 50 mit Dolchen bewaffnete Hängegensdarmen unter dem Befehle eines gewissen Szaffarczyk dem Chef der geheimen Revolutionspolizei Michailowski zur Verfügung gestellt worden. Sie erhielten täglich 50 Kopeken (1,61 Mark) Löhnung, die ihnen, wenn sie sich weigerten nach dem Lose einen Mord zu begehen, so lange vorenthalten wurde, bis der Hunger sie fügsam machte. Später wurde ihre Zahl bis auf 200 erhöht, und die Zahl ihrer Opfer stieg auf 3000 im Jahresdurchschnitt.

Die Diktaturen Mieroslawski's und Langiewicz's. Durch eine Generalmaßregel versuchte nunmehr die Regierung, sich aller unruhigen und unbeschäftigten Köpfe zu bemächtigen und dadurch die Ruhe wieder herzustellen. Sie befahl, daß die mehrere Jahre ausgesetzt gewesene Rekrutenaushebung in den ersten Frühstunden des 14. Januar 1863 vorgenommen und sich hauptsächlich auf diejenigen Leute erstrecken solle, welche in dem Verdachte revolutionärer Bestrebungen ständen. Mit einem Schlage hätte dadurch die Insurrektion allen Halt verloren. Der Magistrat von Warschau, von dem Centralcomité völlig abhängig, wandte sich

daher mit der dringenden Bitte um Aufschub der Rekrutirung an den Großfürsten: allein erfolglos, so daß eine große Zahl von jungen Leuten, die sich bedroht glaubten, sich schleunigst in die weiten Wälder Polens flüchteten. Am festgesetzten Tage, Nachts um 1 Uhr, begann die Rekrutirung: in 7 Stunden war sie beendet. Die Soldaten drangen in die Häuser, holten die ihnen bezeichneten Leute aus den Betten und führten sie auf die Kasernenhöfe zur Einkleidung.

Die Flüchtlinge, durch Zulauf bald vermehrt, sammelten sich zu größeren Scharen und begannen einen Guerillakrieg gegen die Russen. Klöster und Kirchen dienten ihnen als Waffendepots, Verpflegungsmagazine und Schlupfwinkel; namentlich die Klöster des Bernhardinerordens steckten voller Insurgenten, Hängegensdarmen und Spione. Im Namen Jesu Christi wurde die Bevölkerung zu den Waffen gerufen, ihre Waffen gesegnet, alle Eide für nichtig erklärt und Allen eine besondere Anwartschaft auf das Erbe des Himmelreichs verheißen.

Das Centralcomité, sich nunmehr zu einer provisorischen Nationalregierung des sozialistisch-kommunistisch-demokratischen polnischen Zukunftsstaates umgestaltend, ernannte Mieroslawski zum Diktator und übertrug ihm den Oberbefehl über die militärischen Streitkräfte der Revolution. Allein es gelang ihm nicht, eine größere Mannschaft zusammenzubringen, da jeder Bandenführer als selbständiger „General“ zu operiren strebte. Nach wenig Tagen wurde auch schon die kleine Schar Mieroslawski's von den Russen unweit Plonsk überfallen und über die österreichische Grenze gejagt. Der Diktator flüchtete sich nach Krakau und ließ den Befehl der Nationalregierung, nach Polen bis zum 20. März bei Gefahr der Absetzung zurückzukehren, völlig unbeachtet.



Maryan Langiewicz.

Nun warf sich der „General“ Maryan Langiewicz, ein früherer preußischer Bombardier, zum Diktator auf. Die Nationalregierung ließ es geschehen. Seine Armee war 3060 Mann stark; beim ersten Zusammenstoß mit den Russen aber, mit denen er einige Wochen nicht ungeschickt in dem Sendomirschen herumgeplänkelt hatte, stob sie auseinander und flüchtete sich auf österreichisches Gebiet. Ein exaltirtes Mädchen, Anna Pußtowoitow, begleitete in Männerkleidung als Adjutant den flüchtenden Diktator, einen romantischen Schimmer für manche Leute über die klägliche Katastrophe ausbreitend. Die österreichischen Offiziere waren entrüstet über die elende Haltung, welche die Insurgenten den Russen gegenüber zeigten. Bei den ersten Schüssen geriethen sie jedesmal in die größte Verwirrung und ein ernstlicher Angriff trieb sie sofort in jäher Flucht aus einander. Freilich von allenthalben her zusammengelaufen, bestanden sie fast durchweg aus Gesindel, das wol marodiren, aber sich nicht fürs Vaterland todtschießen lassen wollte. Und zeigte sich einmal Einer tapfer, dann war es ein Ungar oder Italiener, deren gar Manche Abenteuerlust unter die Reihen der Insurgenten geführt hatte.

Der Niedergang der Insurrektion. Die Diktatur Mieroslawski's hatte im Ganzen 12 Tage, diejenige von Langiewicz 14 Tage gedauert. Jetzt erklärte es die Nationalregierung für Hochverrath, wenn Jemand sich die Diktatur anmaßen sollte.

Nochmals versuchte Kaiser Alexander den Weg der Milde. Am 31. März (12. April) 1863, dem russischen Ostertage, erließ er eine Amnestie für Polen, wenn es bis zum 1. (13.) Mai die Waffen niederlegen würde. Aber die Nationalregierung wies in einer allenthalben verbreiteten Proklamation alle Gnade von sich. Und doch war im Grunde die Kraft der Insurrektion schon gebrochen.

Preußen hatte seine Grenzen gegen Polen hin durch starke militärische Besetzung so wirksam abgesperrt, daß die Ausbreitung der Revolution nach Preußen hinein dadurch verhindert wurde. Nur ganz vereinzelt gelang es Hängegensdarmen sich durchzuschleichen, oder Freischärlern den polnischen Banden sich anzuschließen. So ging die Unterstützung, welche sie an Mannschaft und Geld aus den preußischen Provinzen hätte beziehen können, der Insurrektion so gut wie ganz verloren. Oesterreich zwar zeigte eine etwas freundlichere Haltung, die aber doch von Förderung sehr weit entfernt war. Es verwandte sich außerdem im Verein mit den Westmächten dafür, daß Rußland die Insurgenten als eine kriegführende Macht anerkennen möchte: ein Ansinnen, das Fürst Gortschakow indessen als aller thatsächlichen Grundlagen entbehrend, gestützt auf die Zustimmung Preußens, ablehnte. Die Westmächte, ohne Neigung, um Polens willen einen neuen Krymkrieg auf sich zu nehmen, ließen es daher bei einer völlig wirkungslosen diplomatischen Verwendung für Polen bewenden. Und der Gedanke Napoleon's, durch einen europäischen Kongreß Polen zu Hülfe zu kommen, scheiterte an dem Widerstreben Englands, dem französischen Kaiser wieder die Schiedsrichterrolle zu überlassen.



Anna Pustowoitow.

So kam der Insurrektion von außen nicht nur keine Hülfe: vielmehr erwuchs ihr im Innern ein sehr gefährlicher Gegner. Die Landbevölkerung, weit entfernt, sich durch die glänzenden Versprechungen der Agitatoren locken zu lassen, ermannte sich schon im März 1863 aus der Betäubung, in welche der Terrorismus des Centralcomités eine Zeit lang sie versetzt hatte. Sie griff zur Selbsthülfe. Die Proklamationen der Nationalregierung wurden zerrissen, ihre Sendboten davongejagt, die Hängegensdarmen todtgeschlagen. So ging binnen Kurzem fast das ganze platte Land der Revolution verloren. Dazu kam, daß Rußland seine Militärmacht in Polen nicht nur bis auf 70,000 Mann verstärkte, sondern auch dem Großfürsten-Statthalter in der Person des Generals Grafen Berg einen sehr energischen Gehülfen gab, welcher schon im April 1863 in Warschau eintraf.

Das Schwanken der Nationalregierung. Aber auch die Nationalregierung selbst kam ins Schwanken. Sie hatte sich eine umfassende Organisation gegeben, deren Zweck hauptsächlich war, die Thätigkeit der russischen Behörden zu hemmen und Geld aus dem Lande einzuziehen. Beide Zwecke wurden vollkommen erreicht, denn nicht nur war jedem Säumigen ihrer Diener der Tod gewiß, sondern die Inhaber der obersten Gewalt verstanden es auch, sich in ein undurchdringliches und darum unheimlich wirkendes Dunkel zu hüllen. Die Revolutionstribunale, welche in mehreren Städten errichtet waren, unterstützten diese Wirkung

außerordentlich. Geldmittel standen der Nationalregierung reichlich zur Verfügung, deren Mitglieder nicht verabsäumten, sich selbst mit angemessenen Gehältern zu bedenken.

So wurden die Stellen der Mitglieder sehr begehrte. Durch Intriguen gelang es um die Mitte des Juni 1863 die Nationalregierung zu stürzen. Eine Centralbehörde, aus 3 Personen bestehend, trat an ihre Stelle, mußte indessen schon nach 12 Tagen wieder zurücktreten. Die neue Nationalregierung bestand aus 5 Mitgliedern, durchweg jungen Leuten, Studenten und Lehrern. Sie wurde im September durch die Extremen der Rothen gestürzt, welche die Volksmasse in Warschau für sich gewonnen hatten. Ihr Haupt war Ignaz Chmielenski, der im vergangenen Jahre die Mordanschläge gegen den Großfürsten, Graf Lüders und den Markgrafen angestiftet hatte. Durch wildesten Terrorismus, durch Mordthaten ohne Ende suchten diese neuesten Gewalthaber sich zu behaupten. Allein in Krakau sammelte sich die Opposition gegen sie; eine Anzahl maßgebender Persönlichkeiten verständigte sich hier zu ihrem Sturze. Der frühere russische Ingenieur-Oberstleutenant Romwald Traugutt, ein im Gouvernement Grodno angesessener Gutsbesitzer, der eine Zeit lang ein Insurgentencorps angeführt hatte, wurde von ihnen beauftragt, die Leitung der Regierung zu übernehmen. Am 10. Oktober 1863 langte er in Warschau an und wußte wirklich Chmielenski und seine Genossen zum Rücktritte von der Regierung zu bewegen.

Allein auch gegen Traugutt wurden bald von den äußersten Radikalen Umtriebe angesponnen. Der Apotheker Wiszominski mit seinem Anhange setzte Alles in Bewegung, um ihn zu stürzen. Da machten die Russen dem elenden Intriguenspiel ein Ende: am 29. März 1864 wurde Traugutt mit einem großen Theil seiner Genossen verhaftet, und damit die Nationalregierung überhaupt beseitigt.

Das war das Ende der Insurrektion. Denn schon hatte Graf Berg, seit dem Rücktritte Wielopolski's (7. Juli) und des Großfürsten Konstantin (31. Oktober) Statthalter und Oberbefehlshaber, mit überwältigender Gewalt den Aufstand in Polen erdrückt und General Graf Michael Murawiew mit eiserner Strenge in Lithauen das Gleiche gethan. Die geheimen Pressen waren zerstört, die Schreckensmänner verhaftet oder über die Grenze geflüchtet. Erleichtert athmete das Volk Polens auf.

Die Russifizirung Polens. Mit Nachdruck ging jetzt die russische Regierung an die Umgestaltung der inneren Verhältnisse in dem Insurrektionsgebiete. Zuerst in Lithauen, dann in Rothrußland, zuletzt in Polen erhielten die Bauern durch kaiserliches Manifest ihre bisherigen Pachthöfe als freies Eigenthum verliehen. Die Entschädigung der Grundbesitzer übernahm der Staat, wodurch der polnische Adel in völlige Abhängigkeit von Rußland gebracht wurde. In dem gleichen Jahre 1864 wurde sodann die Aufhebung aller römisch-katholischen Klöster, welche an dem Aufstande Theil genommen hatten, sowie derjenigen, welche nicht wenigstens acht Mitglieder zählten, verfügt. Im nächsten Jahre übernahm der Staat das gesammte Eigenthum der römisch-katholischen Kirche in seine Verwaltung und setzte die Geistlichkeit auf feste Staatsbesoldung. Das Schulwesen wurde unter die Aufsicht des griechisch-katholischen Klerus gestellt, und der amtliche Gebrauch der polnischen Sprache verboten. Grunderwerb in Polen wurde für Polen möglichst beschränkt, der Ankauf der Güter durch Russen dagegen auf jede Weise begünstigt. Das „Weichselland“, wie jetzt Polen hieß, erfuhr eine veränderte Kreiseintheilung; die höheren Verwaltungsposten wurden mit russischen Offizieren besetzt. Die Postverwaltung wurde unter das russische Ministerium gestellt, und die Russifizirung der Universität Warschau in Angriff genommen. Erst im Jahre 1867 gewährte der Kaiser durch eine Amnestie manche Erleichterungen.

War es der Heldenkampf eines unglücklichen Volkes, darf man fragen, den Polen so zu seinem Unglücke gekämpft hatte? Von den 20 Millionen Polen hatte sich die Landbevölkerung, mehr als vier Fünftel des polnischen Volkes, wol eine kurze Zeit schrecken lassen, dann aber fast ganz von der Insurrektion zurückgehalten oder gegen sie Partei ergriffen. Der Vorurtheilsfreie erkennt, daß die Träger des Kampfes die Geistlichkeit und der heruntergekommene

Kleinadel waren, die sich für das Volk ausgaben. Jahrhunderte lang mit dem Marke des polnischen Staates genährt, kämpften sie unter dem Zeichen der Befreiung des Vaterlandes im Grunde für die Wiedergewinnung ihrer alten privilegirten Stellung, wenn auch gewiß patriotische Schwärmer unter ihnen waren. Namenloses Elend hat die Schreckenszeit über Polen gebracht, Zerrüttung der Familien, Verbannung, Vielen den Bettelstab. Hat doch die Nationalregierung allein an Steuern, Erpressungen und Zwangsanleihen 168 Millionen polnische Gulden (84 Mill. Mark) erhoben, von denen für den Aufstand nachweislich 31 ½ Millionen ausgegeben sind, während die übrigen 136 ½ Millionen mit den flüchtigen Agitatoren verschwunden sind, man weiß nicht wohin.

Die griechische Kirche als politischer Faktor. Verschiedentlich hat man versucht, die polnische Insurrektion unter die Nationalitätsbestrebungen begreifen und damit rechtfertigen zu wollen. Allein, von allem Anderen abgesehen, sind die Polen gar nicht andern Stammes als die Russen, ja von diesen kaum einmal so verschieden, wie es die Kleinrussen und die Moskows, die sogenannten Großrussen, von einander sind. Daher ist es begreiflich, daß die Ideen des Panslavismus, welche auf die Vereinigung aller Slaven unter Rußlands Führung hinausgehen, nicht wenig Anhänger unter den Polen fanden. Der Markgraf Wielopolski war ein entschiedener Panslavist; und hatte doch auch eine ganze Anzahl Polen an dem Slavenkongreß in Prag (S. 243) Theil genommen. Was am meisten den Russen vom Polen trennt, ist die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses.

Denn eben die Gemeinsamkeit der griechischen Kirche bildet das stärkste Band, welches das große Zarenreich zusammenhält. Darum sind alle Bestrebungen der russischen Regierung, Rußland zum Schirmherrn aller Länder griechischen Bekenntnisses zu machen, beim russischen Volke so überaus populär. Die ganze griechische Halbinsel, soweit auf ihr das griechische Bekenntniß herrscht, betrachten die Russen trotz mancher zweifellosen ethnographischen Verschiedenheit als sich stammverwandt, während sie entsprechend dort für die natürlichen Beschützer gelten.

Wie schwierig wurde dadurch die Stellung der Türkei, zu welcher bis auf das Königreich Hellas diese griechisch-katholischen Kleinstaaten als Vasallen gehörten! Denn da der Koran dem rechtgläubigen Muselman nicht blos die religiöse, sondern auch die juristische und politische Norm ist, so muß die religiöse Verschiedenheit zu einem täglich sich verschärfenden Gegensatze werden, der ein friedliches Nebeneinander ausschließt und die Bedrängten immer entschiedener der innerlich ihnen verbundenen Schutzmacht zuführt. Bestrebungen machen sich geltend, welche, von dem religiösen Impulse ausgehend, immerhin als den Nationaliätsbestrebungen analog betrachtet werden können.

Die Türkei und die türkischen Vasallenstaaten. Nicht wenig kam ihnen die innere Schwäche des türkischen Reiches zu statten. Der mildherzige, aber sehr apathische Sultan Abdul-Medschid starb am 26. Juni 1861. Sein Bruder und Nachfolger Abdul-Aziz zwar verschloß sich der Einsicht nicht, daß nur durch Reformen im Geiste des Abendlandes das türkische Reich regenerirt werden könnte; aber er blieb zu sehr von seinen zufälligen Günstlingen abhängig, als daß etwas Durchgreifendes geschehen wäre. Freilich, so lange Fuad Pascha (S. 357) an der Spitze der Geschäfte stand, geschah viel für die Beförderung der inneren Wohlfahrt, für eine bessere Verwaltung der Provinzen; der freisinnige Mann versuchte sogar eine Gleichstellung der Religionen anzubahnen, aber sein Tod (11. Februar 1869) stellte doch wieder Alles in Frage.

Die Türkei hatte nicht einmal die Kraft, die unbotmäßigen Drusen im Libanon, welche mit gräßlichen Mißhandlungen die christliche Sekte der Maroniten heimsuchten, zu bändigen. Frankreich schritt mit einer bewaffneten Expedition in Syrien 1860 ein und schützte die Christen, und nur das nachdrückliche Verlangen Englands veranlaßte den Kaiser Napoleon, überhaupt die französischen Truppen aus Syrien wieder zurückzuziehen.

Noch weniger wußte die Türkei den Emanzipationsbestrebungen ihrer christlichen Vasallenstaaten zu begegnen, hinter denen Rußland stand. Gegen den Willen des Sultan vereinigten sich die Donaufürstenthümer Walachei und Moldau im Januar 1859 zu einem Fürstenthum

Rumänien, das nur der Form nach noch die Oberhoheit der Türkei anerkannte. Der moldauische Bojar Alexander Cusa wurde von den rumänischen Landständen zum Fürsten gewählt, obgleich der Sultan gegen die Wahl Protest einlegte. Allein Cusa regierte so willkürlich und gewaltthätig, daß im Februar 1866 in Bukarest eine Verschwörung ausbrach, welche ihn vertrieb und den Fürsten Karl von Hohenzollern-Sigmaringen auf den erledigten Thron berief.

Auch Serbien rang mit Erfolg um seine Freiheit. Die Volksvertretung wurde von der Bevölkerung zur Absetzung des Fürsten Alexander Karageorgiewitsch im Dezember 1858 gedrängt: man warf ihm vor, daß er sich auf Oesterreich stützen wolle, anstatt sich an Rußland anzulehnen. Der 79jährige Milosch Obrenowitsch, dem Serbien seine selbständigere Stellung verdankte und der bis 1839 selbst Fürst von Serbien gewesen war, wurde aus der Verbannung, in die ihn Alexander gesandt, jetzt zurückgerufen, um den serbischen Thron zum zweiten Male zu besteigen. Auf die Verwendung Rußlands und Frankreichs bestätigte ihn der Sultan. Er starb 1860. Sein Sohn Michael III. wußte durch die Vermittlung der Großmächte zu erreichen, daß 1862 alle türkischen Einwohner des Landes angewiesen wnrden, dasselbe zu verlassen. Nur in den serbischen Festungen bewahrte der Sultan das Besatzungsrecht. Allein auch dieses mußte er 1867 aufgeben, daß nunmehr das Suzeränetätsrecht der Pforte über Serbien ohne jeden realen Inhalt war. Auch der Versuch Alexander's durch die Ermordung des Fürsten Michael auf den serbischen Thron zurückzugelangen (30. Juni 1868) mißlang; vielmehr folgte diesem unangefochten sein Neffe Milan Obrenowitsch.



Karl, Fürst von Rumänien.

Auf die Oberherrschaft über Montenegro hatte die Türkei schon 1853 verzichtet (S. 356), dennoch blieb das Verhältniß ein gespanntes. Die Montenegriner unterstützten daher unter ihrem jungen Fürsten Nikolaus, der 1860 auf seinen Oheim Daniel Petrowitsch gefolgt war, den Aufstand der benachbarten Herzegowina gegen die Pforte. Infolge dessen rückte Omar Pascha mit einem ansehnlichen Heere in das Land ein, schlug die Montenegriner und besetzte am 13. September ihre Hauptstadt Cetinje. Durch die Abtretung des Besatzungsrechtes in mehreren befestigten Orten mußte jetzt Montenegro den Frieden erkaufen, doch führte die Ausübung desselben alsbald zu so vielen Unzuträglichkeiten, daß es die Pforte vorzog, schon 1866 auf dasselbe Verzicht zu leisten.

Griechenland, Kreta. Hauptsächlich aber reizte die Schwäche des Türkenreiches Griechenland zu kühnen Entwürfen. Vor den Griechen erhob sich „die große Idee“, auf den Trümmern der osmanischen Herrschaft das byzantinische Kaiserreich von Neuem aufzurichten. Schon beim Ausbruche des Krymkrieges sahen sie die Zeit dazu gekommen: aber die Westmächte schritten mit Waffengewalt ein und brachten die Aufgeregten wieder zur Ruhe.

Allein den Mann, auf den doch wol das Meiste angekommen wäre, berührten die hochfliegenden Pläne nicht: König Otto regierte mit Wohlwollen friedlichen Sinnes sein kleines Reich; die Griechen aber verziehen es ihm nicht, daß ihm die Empfindung für die große

Weltstellung, zu der sie berufen wären, abginge. Eine weitverzweigte Verschwörung bildete sich, deren Seele der alte Seeheld Kanaris war. Im Oktober 1862 kam sie gleichzeitig in Athen, Korinth, Patras und Vonitza zum Ausbruch. Otto weilte auf einer Inspektionsreise im südlichen Sparta. Sofort kehrte er zurück. Im Piräus drangen die Gesandten der fremden Mächte in ihn, durch Thronentsagung dem drohenden Bürgerkriege vorzubeugen. Ohne Unmuth hörte er sie an, erließ von Salamis aus an die Griechen eine Proklamation, in der er, ohne abzudanken, seinen Entschluß, in die bayerische Heimath zurückzukehren, ihnen kund that, und schiffte auf einem englischen Dampfer nach Triest sich ein.

Thatsächlich war der hellenische Königsthron frei. Wer sollte ihn nunmehr einnehmen? Seit Langem schon verlangte die Republik der Jonischen Inseln, über welche England seit dem Pariser Vertrage vom 5. November 1815 eine sehr weitgehende Schutzherrschaft ausübte, nach Anschluß an das Königreich Hellas. Auf sein Protektorat zu verzichten und in die Vereinigung der Jonischen Inseln mit Griechenland zu willigen, erklärte sich nun England bereit, falls die griechische Königswahl nach seinen Wünschen ausfalle. Das gab die Entscheidung: die Griechen beriefen den Bruder der Prinzessin von Wales, den zweiten Sohn des zum Könige von Dänemark bestimmten Prinzen Christian von Glücksburg (S. 362), auf ihren ledigen Thron. Am 13. März 1863 hielt der neue König Georg seinen Einzug in die griechische Hauptstadt.



Georg I., König von Griechenland.

War er bestimmt der Victor Emanuel des Griechenvolkes zu werden? 1866 erhob sich die Insel Kreta mit Heldenmuth gegen die türkische Herrschaft, um die Vereinigung mit Griechenland zu erringen. Rhodus und andere kleinere Inseln folgten bald nach. In Menge strömten aus Griechenland Freischärler zur Hülfe herbei, so daß die aufständischen Kreter gegen die türkischen und ägyptischen Truppen sich zu behaupten im Stande waren. Ein Krieg zwischen der Türkei und Griechenland schien unvermeidlich; und in diesen mußte nothwendig Rußland mit eingreifen, wenn es nicht seinen Einfluß im Oriente preisgeben wollte. Da trat im Januar 1869 eine Konferenz der Großmächte in Paris zusammen und entschied, daß Kreta sowie die übrigen aufständischen Inseln unter die türkische Botmäßigkeit zurückkehren sollte. Es schien vor Allem im Interesse des Friedens Europa's nothwendig, die Pforte zu stärken; und aus dem gleichen Grunde fand auch bald darauf das Streben der Türkei, ihre Oberherrlichkeit über Aegypten, die der Khedive Ismail durch die glänzende Einweihung des Suezkanals im Herbste 1869 bedenklich gelockert zu haben schien, zu behaupten, die Unterstützung der Großmächte. Die Schwierigkeit der „orientalischen Frage" drängte die nationalen Wünsche des Griechenvolkes einstweilen in den Hintergrund.



König Wilhelm von Preußen (Porträt aus dem Jahre 1866).



Palais König Wilhelm's in Berlin.

Die Neugestaltung Deutschlands.

Die Kriegsgefahr, welche im Frühsommer 1859 Deutschland bedrohte, hatte Jedem, der es sehen wollte, die Kläglichkeit der deutschen Bundesverfassung vor Augen gestellt. Auf das Ernsteste hatte die politische Zerrissenheit und innere Uneinigkeit der Staaten die Sicherheit Deutschlands in Frage gestellt. Mit verstärktem Nachdruck erhob sich das Verlangen nach Einigung des deutschen Volkes: auf Preußen richtete sich die allgemeine Hoffnung. In Hannover versammelte Rudolf von Bennigsen, das Haupt der Opposition in der hannöverschen Kammer, am 19. Juli 1859 die Liberalen Hannovers zu einer berathenden Versammlung, während zugleich die norddeutschen Radikalen auf einer Versammlung in Eisenach den Versuch machten, die nationale Bewegung unter ihre Führung zu bringen. Aus der Vereinigung beider Richtungen bildete sich am 15. und 16. September in Frankfurt der Nationalverein mit dem Ziele, die militärische und diplomatische Einigung unter Preußens Führung herbeizuführen. Die deutschen Liberalen ließen sich die unbequeme Bundesgenossenschaft gefallen: sie wollten an die alte Wahrheit nicht glauben, daß bei jedem Kompromiß der Gemäßigtere stets schließlich den Kürzeren zieht. Im Hinblick auf Preußen glaubten sie stark genug zu sein.

Die „neue Aera" in Preußen. In Preußen war eine Wandlung bedeutsamster Art erfolgt. Nur wenig Tage, nachdem der Prinz von Preußen die verantwortliche Regentschaft übernommen, entließ er das Ministerium Manteuffel. Mit freudiger Erwartung begrüßte das preußische Volk in seiner großen Mehrheit die Namen der neuen Minister. Der Finanzminister von Patow und der Minister des Auswärtigen von Schleinitz galten von ihrer früheren Amtsführung her für gemäßigt liberal; der Kriegsminister von Bonin war als Gegner des russischen Bündnisses bekannt; auch der Minister des Innern von Flottwell, der Kultusminister von Bethmann-Hollweg und Graf Pückler, der landwirthschaftliche Minister, näherten sich einigermaßen den Liberalen. Den Vorsitz führte der Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, welcher sein Land 1849 an Preußen abgetreten hatte und jetzt durch seinen Namen dem neuen Ministerium besondern Glanz nach außen lieh. Nur

der Justizminister **Simons** und der Handelsminister **von der Heydt** waren aus dem früheren konservativen Kabinet herübergenommen; dafür aber gab **Rudolf von Auerswald**, der 1848 Ministerpräsident gewesen war, ein Jugendfreund des Prinzregenten, als Minister ohne Portefeuille dem neuen Kabinet eine um so entschiedener liberale Färbung.

In einer Ansprache an das neue Ministerium am 8. November 1858 legte der Prinzregent sein Regierungsprogramm dar, einfach, sachlich, alle Gebiete des Staatslebens mit offenem Auge musternd. Allenthalben in Berlin drängten sich die Leute vor den Buchhandlungen, das Blatt zu kaufen oder lasen es, auf der Straße stehen bleibend oder vor aufmerksam lauschenden Gruppen: eine freudige Bewegung ging durch die ganze Stadt.

Der Prinzregent sprach darin die Hoffnung aus, daß Preußen durch eine weise Gesetzgebung im Innern, durch Hebung aller sittlichen Momente, durch die Pflege der Einigungselemente „moralische Eroberungen" in Deutschland werde machen können. Wie ein frischer Hauch ging es durch Deutschland: König Maximilian von Bayern entließ das reaktionäre Ministerium von der Pfordten, und die Nationalen in ganz Deutschland erwarteten von der „neuen Aera" in Preußen nachdrückliche Förderung ihrer Einheitsbestrebungen. Als ein nationales Verbrüderungsfest wurde allerorten der hundertjährige Geburtstag Schiller's (10. November 1859) gefeiert und mit schwungvollen Reden, in begeisterten Liedern die deutsche Einheit, auf die man hoffte, gepriesen.

Aber in Preußen selbst hatte das neue Ministerium mit großen Schwierigkeiten zu ringen. Zwar die Wahlen zum Abgeordnetenhause 1859 schufen ihm eine große Majorität, die, nachdem der Präsident des Hauses, Graf **Schwerin**, 1848 Märzminister, an Flottwell's Stelle in das neue Ministerium berufen war, nur um so williger folgte. Es war vielmehr das Herrenhaus und eine große Zahl höherer Beamten, welche gegen die „neue Aera" frondirten. Das Ministerium Manteuffel hatte dafür Sorge getragen, daß zumal die höheren Verwaltungsstellen nur mit Männern seiner politischen Richtung besetzt wurden. Das neue Ministerium scheute sich sofort einen Wandel eintreten zu lassen. So wurde denn das Land unveränderten Geistes fortregiert, nicht selten in kaum verhülltem Gegensatze zu der Meinung der Minister. Mißbehagen und Unmuth bemächtigten sich in weiten Kreisen der Bevölkerung, und der Glaube an die Dauerhaftigkeit der „neuen Aera" ging verloren.

Das Herrenhaus dagegen setzte sich in offenen Gegensatz zu dem neuen Ministerium. Jahrhunderte lang hatte der große ritterschaftliche Grundbesitz, dessen Vertreter die Mehrheit des Herrenhauses bildeten, Grundsteuerbefreiung genossen. Diese Bevorzugung sollte die Neuregulirung der Grundsteuer beseitigen: aber das Herrenhaus wies die Vorlage zurück. Dasselbe Schicksal hatte gleich darauf der Gesetzentwurf über die Nothcivilehe. Durch einen Pairsschub suchte das Ministerium den Widerstand des Hauses zu brechen: aber er wurde so eng bemessen, daß zwar das Grundsteuergesetz durchgebracht wurde, doch aber in weiteren Fragen das Herrenhaus fortfahren konnte, die Gesetzgebung lahm zu legen.

Die Armeereorganisation. So entbehrte das Ministerium Hohenzollern trotz wohlmeinendster Absichten doch der rechten Entschiedenheit und infolge dessen im Volke wie bei dessen Vertretern mehr und mehr des vollen Vertrauens; und nun trat es 1860 vor den Landtag mit einer Forderung von 9½ Millionen Thaler (28½ Millionen Mark)!

Seit den Befreiungskriegen galt in Preußen **allgemeine** Wehrpflicht. Da nun aber seitdem die Bevölkerung um 78 Prozent gewachsen, der Regimenterbestand aber nahezu derselbe geblieben war, so blieb bei jeder Rekrutenaushebung mehr als der dritte Theil der dienstpflichtigen jungen Leute von der Einstellung in die Regimenter aus Mangel an Raum ausgeschlossen. Das war eine offenbare Ungerechtigkeit, die um so drückender empfunden wurde, als diejenigen, welche sich nicht frei losten, nicht nur drei Jahre bei der Fahne zu dienen hatten, sondern auch als Landwehrleute noch bis zum vierzigsten Jahre dienstpflichtig blieben und bei jeder Mobilmachung aus ihren Familien und ihrem Gewerbe gerissen wurden, während die Erhaltung ihrer Frauen und Kinder den Gemeinden zur Last fiel.

Eine mildernde Ausgleichung war durch die versuchsweise Herabsetzung der Dienstzeit auf $2^1/_2$ Jahr versucht worden, um dem entsprechend eine größere Zahl von Rekruten einstellen zu können. Ein sehr bedenkliches Auskunftsmittel: denn die höhere Ausbildung der Waffen und der Gefechtsweise verlangte vielmehr eine um so sorgfältigere und festere Durchbildung des einzelnen Soldaten nicht für den Paradeplatz, sondern für das Schlachtfeld, wo in sich oft der Einzelne die rechte Entscheidung zu finden hat. Daher eben stand die Landwehr, die sich in den Befreiungskriegen mit wohlverdientem Ruhm bedeckt hatte, jetzt nicht mehr auf der Höhe der Brauchbarkeit, während sie doch in der Front neben der Linie verwendet werden mußte. Ueberdies standen die Landwehrbataillone nur auf dem Papier. Es war darauf gerechnet, daß sie bei Mobilmachungen während der Marschwochen weiter exercirt und zu festem militärischen Halt in sich gebracht würden. Diese Möglichkeit fiel durch die Eisenbahnbeförderung fort, welche es nöthig machte, im Kriegsfalle mit voller Wucht sofort dem Feinde entgegenzutreten. Kaum einberufen, in militärische Disziplin noch nicht wieder eingewöhnt, mit ihren Offizieren unbekannt, mußte also die Landwehr dem Feinde gegenüber gestellt werden. Kein Wunder, daß sie, alte Leute von jungen Gelegenheitsoffizieren angeführt — während die Linie aus jungen Leuten und alten Berufsoffizieren bestand — in den Gefechten bei Xions in Posen und bei Waghäusel in Baden sich nicht bewährt hatte.



Graf Maximilian von Schwerin-Putzar.

Beruhte aber nicht die Stellung, ja die Sicherheit Preußens, das allein von allen Großmächten an alle drei großen Militärmächte Europa's unmittelbar angrenzt, auf der Schlagfertigkeit und Kriegstüchtigkeit seiner Armee? Hatte nicht das mangelnde Vertrauen zu dem Heere, das aus den Feldzügen von 1848 und 49 sich ergeben, zu der Demüthigung von Olmütz geführt? Und überhäufte nicht dieses selbe Oesterreich in dem Manifeste, durch welches es den Abschluß des Friedens von Villafranca vor Europa rechtfertigen wollte, Preußen wieder mit Vorwürfen und Anschuldigungen gehässigster Art?

Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die preußische Armee reorganisirt werden müsse, um Preußen zu der verlorenen Höhe wieder zu erheben, hatte der Prinz von Preußen schon in Koblenz den Entwurf einer Reorganisation in großen Zügen festgestellt; bis tief in die Nacht saß dann in Berlin der Prinzregent Tag für Tag in seinem Arbeitszimmer, bis ins Einzelne Alles ausarbeitend und in einer ausführlichen Schrift die Gründe darlegend oder mit General von Roon deliberirend.

Nach diesem Reorganisationssystem sollte die preußische Armee um 117 Bataillone und 72 Schwadronen verstärkt und damit auf 81 Regimenter Infanterie, 10 Bataillone Jäger und 56 Regimenter Kavallerie gebracht werden. Dadurch konnte die allgemeine Wehrpflicht wieder zu einer Wahrheit gemacht, die Dienstzeit von 20 auf 12 Jahre herabgesetzt und die Landwehr auf den Dienst im Lande beschränkt werden, während für den Kriegsfall eine Feldarmee von 400,000 Mann (Linie und Reserve) zur sofortigen Verwendung stand. Als

unerläßlich war dabei vorausgesetzt eine dreijährige Dienstzeit bei der Fahne. Die jährlichen Mehrkosten des Militäretats waren auf $9\frac{1}{2}$ Millionen Thaler berechnet, wofür die Schonung der Erwerbskraft des Landes und die Entlastung der Gemeinden als Ausgleich gelten konnte.

König Wilhelm. Gestützt auf eine solche Armee konnte Preußen sicher die politische Geltung wiedergewinnen, die im letzten Jahrzehnt ihm abhanden gekommen war; und der Prinzregent hielt daran fest, daß die Ueberzeugung, welche er von der Zweckmäßigkeit, ja Nothwendigkeit der Armeereorganisation gewann, von dem ganzen Volke getheilt werden würde. Und in dem, was seine Ueberzeugung war, gab es für ihn kein Markten. General von Roon wurde zum Kriegsminister ernannt, um die Armeevorlage vor dem Abgeordnetenhause zu vertreten. Und wo war denn ein kompetenterer Beurtheiler des Reorganisationsplanes, als es der Prinzregent war, der seinem militärischen Berufe sein Leben gewidmet und durch die gründlichsten Studien sich zu einem ausgezeichneten Kenner aller militärischen Dinge ausgebildet hatte?

Prinz Wilhelm von Preußen war am 22. März 1797 geboren. Es fiel der Mutter auf, wie sehr der Knabe im Aeußern seinem Vater Friedrich Wilhelm III. ähnele; Luise aber bemerkte auch wohl, wie er in Schlichtheit und Biederkeit seines Wesens dem Vater gleiche. Den geraden Sinn, die Selbstlosigkeit und das offene Auge für die realen Verhältnisse bewahrte er Zeit seines Lebens. Soldat mit Hingebung, zeigte er in seinem ganzen Wesen echt soldatische Tugenden, aber gemildert durch einen Zug herzlichen Wohlwollens und gewinnender Freundlichkeit, der Luisens Sohn erkennen ließ. Die geistreiche Weise seines älteren Bruders, König Friedrich Wilhelm's IV., reizte leise zur Opposition; die offene, ungesuchte Art des Prinzen von Preußen, sich zu geben, erweckte von vornherein Vertrauen. Er wußte auch die fremde Ueberzeugung, selbst wenn er sie nicht theilte, zu achten, und wechselte nicht nach Laune oder um einer störenden Kleinigkeit willen seine Ansicht über Personen; wen er einmal schätzen gelernt, an dem hielt er mit wahrhafter Treue fest. Er drang auf den Kern der Dinge, um Unwesentliches unbekümmert.

Eine lebhafte Empfindung seiner Verpflichtung erfüllte den Prinzen alle Zeit, von seinem hohen Amte hatte er einen hohen Begriff; ihm galt über Alles, die Würde der Krone in voller Unverletztheit zu wahren. Aber er fühlte die Pflichten, welche sich daraus für ihn ergaben, viel lebhafter als die Rechte: ein Mann, grundverschieden von seinen genialen Ahnen, dem großen Kurfürsten und dem großen Friedrich, aber doch von Bedeutung für den preußischen Staat vollkommen ihnen gleich zu achten, wie jetzt bald Jahr um Jahr sich heller zeigen sollte.

Der Tod König Friedrich Wilhelm's IV. gab dem Prinzregenten die Krone. Mit großer Pracht fand in der Krönungsstadt Königsberg die Krönung statt, zum ersten Male wieder, seit Preußen ein Königreich war. Vom Altare nahm gemäß der Ueberlieferung seiner Ahnen König Wilhelm die Krone und setzte sie sich aufs Haupt zum Bekenntniß, daß er einzig der Gnade Gottes sie verdanken wolle.

Der „Konflikt" in Preußen. Aber auf diese glanzvollen Festtage schon fielen die Schatten des „Konfliktes", welcher zwischen der Staatsregierung und der Landesvertretung ausgebrochen war.

Die Reorganisationsvorlage war auf heftigen Widerstand im Abgeordnetenhause gestoßen. An der dreijährigen Dienstzeit zumal, über deren Nothwendigkeit bei militärischen Beurtheilern der Vorlage kein Zweifel obwaltete, nahm die Kammermajorität Anstoß. Zu einem offenen Ja nicht bescheiden, zu einem klaren Nein nicht kühn genug, bewilligte sie endlich die geforderten 9 Millionen auf ein Jahr „zur Aufrechterhaltung der Kriegsbereitschaft". Das Ministerium gab sich damit zufrieden und schritt nunmehr zur Ausführung der Reorganisation. Der Fehler also lag auf beiden Seiten. Er wurde dadurch nur noch größer, daß 1862 die Kammer die geforderte Summe mit geringen Abstrichen als eine außerordentliche Ausgabe wieder nur auf ein Jahr bewilligte, während doch um die Durchführung einer dauernden Einrichtung es sich handelte.

Alsbald traten die Folgen zu Tage. Die öffentliche Meinung sah die Erwartungen, welche sie auf die „neue Aera" gesetzt hatte, nicht erfüllt; sie war jetzt auch verstimmt über die unklare und unsichere Haltung der Liberalen im Abgeordnetenhause, und überdies der Reorganisationsvorlage abgeneigt, da sie in derselben eine außerordentliche Stärkung einer Regierung sah, welcher sie nicht mehr rechtes Vertrauen schenkte. Als daher die demokratische Partei, welche sich vor der „neuen Aera" vorsichtig zurückgezogen hatte, jetzt, das allgemeine Mißbehagen geschickt benutzend, ihre Stimme erhob, fand sie weithin Gehör. Es waren die alten Radikalen, aber durch die gemachten Erfahrungen etwas gewitzigt, auch wol gemildert, und von dem sanskulottenhaften Anstrich gesäubert, die jetzt unter neuem Namen als „deutsche Fortschrittspartei" auf dem Plan erschienen, um mit geschickt gewähltem Schlagwort Liberale und Konservative als Nichtfreunde des Fortschritts von vornherein zu diskreditiren. Und wirklich gingen sie aus den Neuwahlen des Herbstes 1861 als die zahlreichste Fraktion des Abgeordnetenhauses hervor.

Der Kampf gegen das Ministerium der „neuen Aera" begann; die Fortschrittspartei wollte es stürzen, um selbst in den Rath der Krone zu gelangen. Schon im März 1862 sahen sich die Minister, der Situation nicht mehr Meister, gedrängt, ihre Entlassung zu nehmen. Das indirekte Mißtrauensvotum, welches das Abgeordnetenhaus in der Annahme des Antrags Hagen auf nachträgliche Spezialisirung der Etatspositionen ihnen ertheilte, gab den Ausschlag. Aber der König, weit entfernt von den Bänken der Linken, seinen Kronrath zu wählen, beauftragte vielmehr den Präsidenten des Herrenhauses, den Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, mit der Neubildung des Kabinets.



Albrecht von Roon.

Es waren demnach durchaus konservative Männer, aus denen sich das Ministerium Hohenlohe zusammensetzte: von Jagow für das Innere, Graf zur Lippe für die Justiz, von Mühler für den Kultus, Graf Itzenplitz für die Landwirthschaft. Aus dem früheren Kabinet übernahm der bisherige Handelsminister von der Heydt jetzt die Finanzen; die früheren Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges Graf Bernstorff, der 1861 an Schleinitz's Stelle getreten war, und General von Roon behielten ihre Portefeuilles.

Zugleich indeß löste der König das Abgeordnetenhaus auf. Jedoch die Fortschrittspartei gewann bei der Neuwahl noch mehr Sitze als bisher, und zwar fast alle auf Kosten der Liberalen. Damit war denn der Gegensatz zwischen Volksvertretung und Ministerium auf das Schärfste markirt. Die Bewilligung der Kosten für die Armeereorganisation wurde von der Kammer mit 308 gegen 11 Stimmen abgelehnt. Und doch war die Reorganisation auf Grund der früheren Bewilligung schon so weit vorgeschritten, daß sie ohne die größten Nachtheile für den Staat gar nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte! Es kam auch der Fortschrittspartei nur darauf an, indem sie jeder Forderung des konservativen Ministeriums mit einem billigen Nein entgegentrat, durch den Schein der Folgerichtigkeit und Entschlossenheit

die öffentliche Meinung zu blenden. Und doch würde der Schaden nothwendig über das ganze Vaterland gekommen sein!

Unter diesen Umständen hatten sich, als die Ablehnung der Militärvorlage außer Zweifel stand, der Fürst Hohenlohe, von der Heydt und von Jagow für den Rücktritt aus dem Ministerium entschieden. An ihre Stelle traten als Finanzminister von Bodelschwingh, als Minister des Innern Graf Eulenburg, unlängst aus Ostasien nach Abschluß der Handelsverträge mit Japan und China (S. 383) zurückgekehrt. Das Präsidium aber des umgestalteten Kabinets und bald auch an Graf Bernstorffs Stelle das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hatte der König dem preußischen Gesandten am Tuilerienhofe von Bismarck übertragen. Am 23. September 1862 war der größte Staatsmann des Jahrhunderts an seinen Platz getreten.

Otto von Bismarck-Schönhausen war am 1. April 1815 geboren. Im vereinigten Landtage einer der entschiedensten Vorkämpfer des absoluten Königthums, hatte er 1842 an dem sogenannten Junkerparlament Theil genommen und zugleich durch seine schneidigen Artikel in der Kreuzzeitung die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. In dem preußischen Abgeordnetenhause von 1849 galt er für den hervorragendsten Führer der Rechten; im Erfurter Parlament bewies er sich als entschiedener Gegner der Unionsbestrebungen. Infolge dessen wurde er im Sommer 1851 als Gesandter Preußens an den wiederhergestellten Bundestag nach Frankfurt gesandt. Hier hatte er die reaktionären Umtriebe der österreichischen Politik unmittelbar vor Augen: er sah, daß ihr Ziel die Aufrechterhaltung der kläglichen Ohnmacht Deutschlands, die systematische Herabwürdigung Preußens war. Mit unbeugsamer Energie kämpfte er dagegen an, und sein Briefwechsel mit dem Minister von Manteuffel zeigt, daß es diesem nicht an Verständniß für eine würdige und selbständige Politik Preußens, wol aber an Nachdruck fehlte, das für recht Erkannte im Rathe des Königs Friedrich Wilhelm durchzusetzen. Statt der früheren vollen Hingabe an Oesterreich erwuchs in Bismarck während seiner Wanderjahre in Frankfurt die Ueberzeugung, daß der Gegensatz der deutschen Großmächte nur mit dem Schwerte zu lösen sei. Um dieser Gesinnung willen, der er je länger je schärfer Ausdruck gab, versetzte ihn das Ministerium Hohenzollern beim Ausbruche des österreichisch-französischen Konfliktes im Januar 1859 an den antiösterreichisch gesinnten Hof von St. Petersburg und im Frühjahr 1862 als preußischen Gesandten nach Paris. So lernte er in denjenigen beiden Großstaaten, mit welchen Preußen bei einem Konflikte mit Oesterreich vornehmlich zu rechnen hatte, die inneren Verhältnisse, die maßgebenden Persönlichkeiten, die Umgebung des wohlgesinnten Zaren wie des undurchsichtigen Abenteurers in den Tuilerien aus eigener scharfer Beobachtung kennen. So vorbereitet, begann er jetzt an die Spitze des preußischen Kabinets tretend, seine Meisterjahre.

Perikles sagte einmal, wie Thukydides erzählt, zu den Athenern, die nothwendigen Eigenschaften eines Staatsmannes seien, daß er verstehe das Zweckmäßige klar zu erkennen und überzeugend darzulegen, daß er von patriotischer Gesinnung und über Beeinflussung erhaben sei. Man kann sagen, daß Bismarck diese Eigenschaften in hervorragender Weise in sich vereinte; aber es kam hinzu ein seltener Muth der Initiative, durch nichts zu ermüdende Beharrlichkeit, eine nicht selten geradezu verblüffende Offenheit und eine ganz eigenartige Beredsamkeit. Es war ein wahrhaft kriegerisches Bild, wenn die reckenhafte Gestalt im Abgeordnetenhause am Ministertische sich erhob und, die Rede bald mit einer fesselnden Frische des Ausdrucks belebend, bald zur packendenden Sentenz zuspitzend, mit wuchtigem Wort offenen Visirs auf den Gegner eindrang.

Preußens deutsche Politik. „Bismarck: das ist der Staatsstreich!“ war die Parole, mit der die Fortschrittspartei seine Ernennung aufnahm. Sie und auch manch Anderer noch mit ihr, beurtheilte den Minister des Jahres 1862 nach den Reden, die der Abgeordnete 1847—50 gehalten hatte. Nur die ihm näher standen, wußten von der gewaltigen Wandlung, die sich in Frankfurt in ihm vollzogen hatte. Unter solchen Umständen gedieh der Konflikt zu äußerster Schärfe. Das Abgeordnetenhaus wandte sich in wiederholten Adressen

mit der bestimmten Forderung eines Minister- und Systemwechsels an den König; die Minister erschienen schließlich überhaupt nicht mehr im Abgeordnetenhause; regierungsfeindliche Zeitungen wurden im Verwaltungswege unterdrückt. Der Landtag wurde am 26. Mai 1863 geschlossen, ohne daß überhaupt ein Staatshaushaltsgesetz zu Stande gekommen war; jedoch Artikel 109 der Verfassung gestattete die Forterhebung der einmal bestehenden Steuern und Abgaben, solange sie nicht geändert werden.

Indeß der unselige Konflikt äußerte bald seine Folgen in weiteren Kreisen; eine sichtliche Erkältung des Volkes gegen die Regierung, ja gegen die Krone trat ein. Der Nationalverein strich „die preußische Spitze“ aus seinem Programm, und das deutsche Volk begann an Preußen irre zu werden. So kam es, daß man selbst den neuen Zug nicht sehen wollte, der in Preußens deutsche Politik gekommen war.



Otto von Bismarck-Schönhausen.

In Kurhessen hatte der Landtag stets gegen die Verfassung von 1852, die unter Hassenpflug oktroyirt war, protestirt und endlich beim Bundestage Beschwerde geführt: er verlangte die Wiederherstellung der alten Verfassung von 1831. Der Kurfürst aber wollte mit einigen Modifikationen der Verfassung von 1852 sich abfinden. Preußen jedoch nahm sich des Landtages an und veranlaßte auch Oesterreich, darin sich ihm anzuschließen. Allein der Kurfürst beantwortete die ihm ärgerliche Intervention der Großmächte durch eine Verfügung, welche alle Gegner der von ihm beliebten Verfassungsmodifikationen von dem Wahlrechte ausschloß, und als nun Preußen den General von Willisen nach Kassel sandte, zur Versöhnlichkeit zu mahnen, wurde dieser in ungezogener Weise von dem Fürsten abgewiesen. Sofort rief Preußen jetzt seinen Gesandten aus Kassel ab und machte zwei Armeecorps gegen Hessen mobil. Jetzt schloß sich auch Oesterreich der preußischen Forderung an, und grollend stellte der Kurfürst die Verfassung von 1831 wieder her. Jedoch meinte er sie dadurch außer Anwendung zu setzen, daß er allen Anträgen für den Landtag seine Zustimmung versagte. Einen solchen Hohn war aber Bismarck nicht gesonnen, Preußen bieten zu lassen. Durch einen schlichten Feldjäger sandte er dem Kurfürsten eine Note, in welcher er unweigerlich

Folgsamkeit verlangte. Dem preußischen Feldjäger folgte wieder binnen Kurzem ein österreichischer General, und der hartnäckige Kurfürst mußte in den Frieden mit seinem Volke willigen.

Ebenso entschieden griff Preußen zu Gunsten der **Elbherzogthümer** ein. Jahre lang hatte Dänemark auf das Schnödeste die für die Elbherzogthümer 1851 gegebenen Versprechungen (S. 352) verletzt; am 30. März 1863 verkündigte König Friedrich VII. auf das Drängen der eiderdänischen Partei in einem Patente sogar, daß Schleswig völlig in das Königreich Dänemark einverleibt, Holstein aber und Lauenburg in thunlichster Abhängigkeit von Dänemark erhalten werden sollten. Daraufhin beantragte Preußen beim Bundestage die Bundesexekution gegen Dänemark: sie wurde beschlossen, wenn Dänemark nicht binnen neun Wochen, vom 1. Oktober 1863 an gerechnet, den deutschen Forderungen nachgeben sollte. Zugleich legte der Kriegsminister von Roon dem preußischen Abgeordnetenhause den Plan zur Gründung einer preußischen Flotte vor: freilich wies das Haus den Antrag durch Verweigerung der Mittel zurück und gab für den Fall, daß es Ernst wurde, die Interessen des preußischen Handels Parteirücksichten preis.

Die Luft schwirrte damals in Deutschland von allerhand Projekten einer Reform der deutschen Bundesverhältnisse, deren Unzulänglichkeit die öffentliche Meinung laut anklagte. Aber sie liefen allzumal auf eine Befestigung des österreichischen Uebergewichts oder auf eine Vergrößerung des Einflusses der Mittelstaaten hinaus. Begreiflicher Weise stellte Preußen sich allen Projekten, welche nicht eine grundsätzliche Aenderung des Verhältnisses der beiden Großmächte innerhalb des Bundes zu ihrer Voraussetzung hatten, kühl abwartend gegenüber, um so mehr als im Hintergrunde das Verlangen Oesterreichs stand, daß der deutsche Bund die Garantie auch für die außerdeutschen Besitzungen Oesterreichs übernehmen sollte.

Die Zollvereinskrisis. Selbst gegen den deutschen Zollverein richteten sich die Intriguen der Gegner Preußens. Der Zollvereinsvertrag war am 31. Dezember 1865 abgelaufen. Preußen nun hatte im Sommer 1862 einen vortheilhaften Handelsvertrag mit Frankreich geschlossen, der eine erhebliche Herabsetzung der Zölle für viele Artikel zur Voraussetzung hatte: es verlangte, daß der Zollvereinsvertrag nur auf der Grundlage des französischen Handelsvertrages erneuert würde. Ein Sturm wurde von allen Gegnern des Zollvereins gegen diese Forderung erregt, Oesterreich kehrte zu dem früheren ungeheuerlichen Verlangen zurück, mit dem Gesammtgebiete des Kaiserstaates in den Zollverein einzutreten, die Mittelstaaten schrieen über preußische Gewaltthätigkeit. Aber Preußen hielt unbeugsam seine Forderung aufrecht, die Macht der realen Interessen siegte über alles Intriguenspiel: die Zollvereinsstaaten erneuerten ihren Vertrag und schlossen dem preußisch-französischen Handelsvertrage sich an.

Verfassungsexperimente in Oesterreich. Es war klar, mit alter Zähigkeit führte Oesterreich den Kampf gegen Preußen weiter. Und wirklich neigten nicht Wenige in Deutschland damals Oesterreich zu, die sonst zu Preußen gehalten. Denn im grellen Gegensatze gegen Preußen erschien der Kaiserstaat in bestechend liberaler Gewandung.

Der Mißerfolg des lombardischen Krieges, die Enthüllung der inneren Schäden Oesterreichs, welche er bewirkt, hatte zu der Entlassung des Ministers Bach und bald darauf auch des Grafen Grünne geführt. Der straffe Centralismus hatte sich nicht bewährt. Bach's Nachfolger, der Vollblutpole Graf Agenor **Goluchowski**, bisher Statthalter von Galizien, wandte sich daher zum Föderalismus zurück, von dem aus er ein Einlenken in verfassungsmäßige Bahnen des Staatslebens versuchte. Der „verstärkte Reichsrath" wurde geschaffen, welcher, aus 38 für sechs Jahre vorläufig vom Kaiser ernannten Mitgliedern der Kronländervertretungen zusammengesetzt, Vertreter der Länder diesseit wie jenseit der Leitha umfaßte. Und kaum war dieser verabschiedet, so erschien am 20. Oktober 1860 das „Oktoberdiplom" mit den stark feudal angehauchten „Landesstatuten" im Gefolge. Den Ungarn wurde eine zeitgemäße Erneuerung ihrer alten Verfassung darin verheißen, den übrigen Landschaften Landesordnungen in Aussicht gestellt, die allen gemeinsamen Angelegenheiten einem Reichsrathe überwiesen. Der Dualismus Oesterreichs war eingeleitet. Allein die Ungarn verlangten die

unveränderte Wiederherstellung ihrer alten Verfassung; gegen die Landesstatuten nahm ein, daß Adel und Priesterschaft danach in den Provinzialvertretungen das ausgesprochene Uebergewicht besaßen. Die allgemeine Unzufriedenheit stürzte schon im Dezember den Minister.

Unterdeß vollzog sich jenseit der Alpen die Bildung des Königreichs Italien. Nirgends auf der Halbinsel vermochte der österreichische Einfluß sich zu behaupten; ja die hochgehende nationale Bewegung bedrohte unverkennbar Venetien, das letzte Land, das noch in Italien Oesterreich verblieben war. Krieg und Insurrektion der Provinzen schien dem Kaiserstaate bevorzustehen. In bedenklichster Weise verlor der Guldenschein an Werth; das Metallgeld verschwand ganz aus dem Verkehre; es zog sich mit dem öffentlichen Vertrauen von Oesterreich zurück.

So sah sich der Kaiserstaat zu außerordentlichen Maßregeln genöthigt, um die Unzufriedenheit seiner Völker zu beschwichtigen und dadurch wieder Vertrauen zu gewinnen: zu Graf Goluchowski's Nachfolger wurde der Ritter von Schmerling bestimmt. Erzherzog Rainer übernahm den Vorsitz im Kabinet. Schmerling, wiewol alle Zeit mehr Oesterreicher als Deutscher, war 1848 Reichsminister in Frankfurt gewesen. Dann als Justizminister in das Kabinet Schwarzenberg eingetreten, hatte er bei der Aufhebung der Verfassung seine Entlassung genommen. Daher galt er in Oesterreich für liberal und erfreute sich ziemlicher Beliebtheit beim Volke. Er gab dem neueintretenden Kabinet seine Farbe und ließ es als einen Systemwechsel erscheinen.



Kaiser Franz Joseph auf dem Fürstentage zu Frankfurt a. M. Zeichnung von H. Lüders.

Es war mißlich, ein unlängst erst erlassenes Staatsgrundgesetz, wie es das Oktoberdiplom war, so bald schon wieder zu beseitigen. Daher wurde nur als „Erläuterung und Durchführung" desselben das „Februarpatent" am 26. Febr. 1861 gegeben, um die Reichsvertretung zu regeln und die Landes- und Wahlordnungen festzustellen. Die Abgeordneten für das Unterhaus sollten danach unter Berücksichtigung der verschiedenen Berufs- und Standesinteressen von den einzelnen Landtagen gewählt werden; dem Reichstage wurde das Recht des Gesetzesvorschlages und die Oeffentlichkeit seiner Verhandlungen zugesprochen, wie denn die einzelnen Landtage mit ähnlichen Rechten für die Kronländer ausgestattet wurden. Den Ungarn wurde ihre alte Verfassung bewilligt, nur mit dem Vorbehalte, daß gemeinsame Angelegenheiten auf dem gemeinsamen Reichstage verhandelt werden sollten.

Allein die Ungarn unter Deak's Führung wiesen dies zurück und beschickten den Reichstag nicht, so daß wieder wie zu Bach's Zeiten ein streng bureaukratisches Regiment dort eingeführt wurde. Aber auch die Kroaten und Serben protestirten gegen den gemeinsamen Reichsrath; nicht minder hielt sich Venetien, die „gefangene Tochter Italiens", von ihm zurück. So fehlte fast die Hälfte seiner Mitglieder dem neuen Reichstage. Galizien zwar

erschien in dem „Schmerlingtheater“, wie man spottend ihn nannte, aber nur unter Vorbehalt seiner Selbständigkeit; und die tschechischen Mitglieder erhoben ungemessene Ansprüche für die „böhmische Krone“. So unerquicklich gestaltete sich die Rückkehr Oesterreichs in die konstitutionelle Bahn; aber seine Anhänger in Deutschland, die „Großdeutschen“, wurden nicht müde, auf das „frische konstitutionelle Leben“ in Oesterreich im Gegensatz zu dem Konflikt in Preußen mit Befriedigung hinzuweisen.

Der Fürstentag in Frankfurt. Jetzt schien der rechte Zeitpunkt, durch eine Reform des deutschen Bundes das österreichische Uebergewicht unter der Gunst der öffentlichen Meinung auf festere Grundlagen zu stellen.

Schon im Herbste 1861 hatte die mittelstaatliche Partei unter der Führung des sächsischen Ministers von Beust ein Reformprojekt veröffentlicht, welches dem Bundestage eine Versammlung von Delegirten der Einzellandtage in Deutschland an die Seite setzte als berathendes Organ, dessen Zuziehung jedoch in das Ermessen des Bundestags gestellt bliebe. Der Bundestag indessen hatte in der Abstimmung des 22. Januar 1863 dies Projekt mit 9 gegen 7 Stimmen abgelehnt. Jetzt trat Preußen aus seiner bisherigen reservirten Haltung heraus. Bismarck, nicht zufrieden damit, in der kurhessischen und schleswig-holsteinschen Angelegenheit Oesterreich in seine Gesellschaft gezwungen zu haben, suchte auch in der großen Bundesreformfrage die Führung an Preußen zu bringen. Er beantragte die Berufung eines frei gewählten deutschen Parlamentes mit ausgedehnter Befugniß der Gesetzgebung und kündigte an, daß Preußen dies Ziel, wenn es auf dem Bundeswege nicht zu erreichen wäre, durch freie Vereinbarung mit einzelnen Bundesstaaten erstreben würde.

Der Bundestag gerieth in die äußerste Bestürzung über dies „revolutionäre“ Projekt. Das war es, was das deutsche Volk seit Jahren ersehnte: Bismarck hatte auf die laute Zustimmung der Deutschen gerechnet; aber grollend und scheu hielten sich die Liberalen zurück. Der Konflikt in Preußen warf auch auf diesen großartigen Gedanken Bismarck's seinen Schatten. Die Antwort Oesterreichs aber war, daß es die sämmtlichen Fürsten Deutschlands zu einem Fürstentage nach Frankfurt auf den 16. August 1863 einlud, um gemeinsam über die Reform des Deutschen Bundes zu berathen und zu beschließen.

Es handelte sich um ein Projekt im großen Stil. Am 2. August erschien der Kaiser Franz Joseph in Gastein, wo König Wilhelm zur Kur weilte, um diesen persönlich einzuladen und ihm die Denkschrift, welche die Grundlage der Berathungen bilden sollte, zu überreichen. Der König indessen, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß eine Besprechung der Fürsten ohne vorhergehende Ministerkonferenzen nicht zum Ziele führen würde, rieth zur Verschiebung des Fürstentages bis zum 1. Oktober und lehnte die Einladung nach Frankfurt ab. Gleichwol überbrachte ihm schon am folgenden Tage ein Flügeladjutant des Kaisers die schriftliche Einladung auf den 16. August. — In Frankfurt entwickelte sich durch das Zusammentreffen so zahlreicher Souveräne ein glanzvolles Leben; Ehrenwachen in Gala standen allenthalben; die Stadt war hier und dort mit schwarzrothgoldenen Fahnen geschmückt. Vor dem Thurn- und Taxis'schen Palais, wo der Kaiser wohnte, hielten Hartschiere in altdeutscher Tracht die Wache. Alles erinnerte an die Pracht einer Kaiserkrönung vergangener Zeiten. Und wirklich war der Kaiser Franz Joseph auf seiner Fahrt durch Süddeutschland von den jubelnden Volksmassen als deutscher Kaiser begrüßt worden.

Der Plan Oesterreichs ging dahin, daß der deutsche Bund künftighin von einem Direktorium, bestehend aus Oesterreich, Preußen, Bayern und zwei von den Fürsten gewählten Mitgliedern, geleitet werden solle. Daneben sollte ein Bundesrath bestehen, in welchem Oesterreich und Preußen je 3 Stimmen führen sollten; doch sollte Oesterreich im Direktorium und Bundesrath den Vorsitz haben. Endlich sollten alle drei Jahre Delegirte der Landtage in öffentlicher Versammlung zusammentreten, über deren Beschlüsse jedoch den Konferenzen der Fürsten die Entscheidung zustehen sollte. Auch ein Bundesgericht war in Aussicht genommen. Die Gegenleistung für dies Entgegenkommen Oesterreichs sollte jedoch sein, daß der deutsche Bund die Bürgschaft für Oesterreichs Gesammtbesitzstand übernähme.

Bevor in die Berathung über diesen Reformplan eingetreten wurde, beantragte der Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, den jetzt in Baden-Baden weilenden König von Preußen nochmals zur Theilnahme einzuladen, da es unangemessen sei, ohne Preußen etwas zu unternehmen. Die anderen Fürsten stimmten zu, und König Johann von Sachsen übernahm es, die Gesammteinladung des Fürstentages an den König Wilhelm persönlich zu überbringen. Auch der Kaiser war damit einverstanden, jedoch mit dem Vorbehalt, daß auch für den Fall der Ablehnung die Fürsten das Verfassungswerk in kürzester Frist fertig zu stellen hätten: man könne ja Preußen den nachträglichen Beitritt offen lassen. Es geschah, wie er erwartet: König Wilhelm lehnte in einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiser auch diese Einladung des Fürstentages ab. Lief doch das ganze Reformprojekt auf eine Machterhöhung des Hauses Oesterreich hinaus.

Es war die Meinung des Kaisers Franz Joseph, daß die versammelten Fürsten den Reformplan gleich im Ganzen annehmen sollten. Dagegen indessen protestirte der Großherzog Friedrich von Baden und verlangte Einzelberathung aller Paragraphen. So wurde denn in diese eingetreten: am 1. September war sie beendet. Immer aber waren noch viele Vorbehalte und Verbesserungsanträge, die im Laufe der Berathung gemacht waren, unerledigt. Dem Antrage, sie zurückzunehmen, widersprach wieder der Großherzog von Baden. Sollte der Fürstentag aber ergebnißlos verlaufen? Es wurde daher vorgeschlagen, daß die Fürsten die durchberathene Reformakte „unter Vorbehalt der Zustimmung aller Bundesstaaten“, d. h. des allein fehlenden Preußen, unterzeichnen sollten. Allein nur 24 Fürsten gaben ihre Unterschrift; die Bürgermeister der vier freien Städte wollten vorher die Zustimmung ihrer Bürgerschaften einholen; der Herzog von Altenburg war schon vorher abgereist, und ausdrücklich gegen den Verfassungsentwurf stimmten die Großherzöge von Baden, Mecklenburg-Schwerin und Sachsen-Weimar, der Prinz Heinrich der Niederlande für Luxemburg und die Fürsten von Waldeck und Reuß jüngerer Linie.

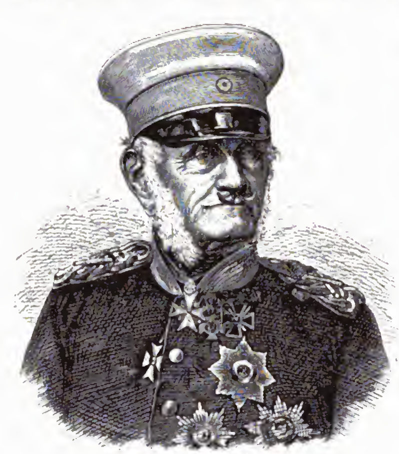
Preußens Stellung zu dem Reformprojekte. War aber überhaupt eine Reform des Bundes ohne Preußens Betheiligung möglich? Die 24 Unterzeichner der Reformakte wandten sich daher in einem gemeinschaftlichen Schreiben an den König Wilhelm, um ihn zum nachträglichen Beitritte zu ihren Beschlüssen einzuladen. Allein der König verlangte für Preußen bei Kriegserklärungen ein Veto: Preußen als Großmacht könne nicht sein Heer von den Beschlüssen einer Bundesbehörde abhängig machen; er verlangte sodann völlige Gleichstellung mit Oesterreich in der Führung des Vorsitzes; er verlangte endlich eine aus direkter Betheiligung der ganzen Nation hervorgehende Nationalvertretung des deutschen Volkes, da durch Delegirte der Einzellandtage „die wahren Bedürfnisse und Interessen der deutschen Nation“ nicht genügend gewahrt seien. In diesen Punkten sah er die unerläßlichen Vorbedingungen, unter denen allein Preußen die Hand zu Berathungen über eine Bundesreform bieten könne.

Von dieser Haltung Preußens in der Reformfrage versprach sich Bismarck einen günstigen Einfluß auf die Stimmung des Landes. Es wurde daher das preußische Abgeordnetenhaus aufgelöst und Neuwahlen angeordnet. Allein die Erwartung trog ihn: die Fortschrittspartei mit ihrem konsequenten Nein imponirte der großen Masse der Wähler noch zu sehr, als daß der Blick auf Preußens deutsche Politik bestimmend auf die Wahlen eingewirkt hätte. Stärker als je kehrte die Fortschrittspartei auf ihre Sitze in der Kammer zurück, und der Konflikt bestand fort.

Oesterreich aber erklärte die von Preußen aufgestellten Vorbedingungen für „durchaus unannehmbar“ und gab in einer am 30. Oktober nach Berlin gesandten Note ziemlich unverhüllt die Absicht zu erkennen, auch ohne Preußen sein Bundesreformprojekt durchzuführen. Der Gegensatz der beiden deutschen Großmächte war auf das Schärfste zugespitzt: wie sollte er sich lösen?

Die Bundesexekution in Holstein. Ungewarnt durch die am 1. Oktober angedrohte Bundesexekution, nahm der dänische Reichsrath am 13. November 1863 die Gesammtstaats-Verfassung an, welche die Einverleibung der Elbherzogthümer in die dänische Monarchie bezweckte. Zwei Tage danach starb König Friedrich VII. von Dänemark, und der durch das

Londoner Protokoll zur Nachfolge berufene König Christian IX. ertheilte unter dem Drucke der öffentlichen Meinung in Dänemark dieser Verfassung schon am 18. November seine Zustimmung. Die Schleswig-Holsteiner aber waren der Ansicht, daß die Nachfolge in ihren Herzogthümern dem Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg gebühre, und sahen in dessen an sich nicht zweifellosem Erbrechte einen Schutz gegen die drohende dänische Vergewaltigung. So erhoben sie ihn mit Begeisterung auf den Schild; und diese Begeisterung pflanzte sich bald über ganz Deutschland fort, nicht sowol für die Hoffnung, noch einen deutschen Kleinstaat mehr zu begründen, als für die aufleuchtende Aussicht, endlich einmal den alten deutschen Boden der Herzogthümer der dänischen Fremdherrschaft entreißen zu können. Der Herzog indeß hielt sich zurück; er begnügte sich, von Gotha aus eine Proklamation an die Schleswig-Holsteiner zu richten, ein Ministerium zu ernennen und beim Bundestage seine Anerkennung zu beantragen.



Feldmarschall von Wrangel.

Auch die Stände und die Ritterschaft Schleswig-Holsteins wandten sich an den Bundestag um Hülfe. So beschloß denn dieser am 7. Dezember auf das Drängen der beiden Großmächte den Vollzug der Bundesexekution, behielt sich aber die Entscheidung über die Erbfolgefrage noch vor. Am 23. Dezember rückten die Kontingente von Sachsen und Hannover, welche mit der Exekution beauftragt waren, unter dem Befehle des sächsischen Generals von Hake in Holstein ein, während sich auf den Rath der Westmächte die dänischen Truppen mit Protest, aber ohne Gegenwehr vor ihnen zurückzogen. Civilkommissare übernahmen im Namen des Bundes die Verwaltung von Holstein, auf das sich allein die Bundesexekution, da Schleswig nicht zum deutschen Bunde gehörte, erstrecken konnte, und verstatteten, daß auf einer sehr zahlreich besuchten Volksversammlung in Elmshorn am 27. Dezember der Herzog Friedrich zum Herzog von Schleswig-Holstein ausgerufen wurde; worauf denn auch dieser, jedoch, wie er erklärte, nur als „Privatmann“ nach Holstein kam. Indeß in der Stille an den Kaiser Napoleon ein Gesuch um Unterstützung zu richten, verschmähte er nicht.

Der schleswig-holsteinsche Krieg. Mit dieser Proklamirung des Herzogs war offenbar der Bundesentscheidung vorgegriffen. Die Großmächte erhoben deswegen am Bundestage dagegen Einspruch und verlangten, daß von Dänemark nur die Aufhebung der Gesammtverfassung gefordert, im Weigerungsfalle aber Schleswig im Namen des Bundes als Pfand besetzt werde. Weiter glaubten sie als Mitunterzeichner des Londoner Protokolles zunächst nicht gehen zu können. Aber wie ihre Unterhandlungen mit Dänemark, den Herzogthümern auf dem Boden der Personalunion ihre Rechte zu wahren, gescheitert waren, so erlagen sie auch am Bundestage der Majorität der Mittel- und Kleinstaaten, welche darauf bestand, daß nun auch Schleswig für Herzog Friedrich VIII. in Besitz genommen würde.

Unter diesen Umständen beschlossen die beiden deutschen Großmächte die Auseinandersetzung mit Dänemark selbst in die Hand zu nehmen, wenn auch das preußische Abgeordneten-

haus eine Anleihe von 12 Millionen Thaler, welche Bismarck zu einem energischen Vorgehen gegen Dänemark verlangte, mit 275 gegen 51 Stimmen ablehnte, während der österreichische Reichsrath, weniger kurzsichtig und mißtrauisch, 6 Millionen Gulden für den gleichen Zweck bewilligte. Sie schlossen eine geheime Konvention mit einander, richteten direkt an Dänemark die Forderung, die Verfassung aufzuheben, und beantworteten die Ablehnung dieses Ultimatums am 1. Februar 1864 mit dem Einmarsche ihrer Truppen in Schleswig. Es waren 37,000 Preußen mit 110 Geschützen und 23,000 Oesterreicher mit 56 Geschützen, welche unter dem gemeinsamen Oberbefehle des preußischen Feldmarschalls von Wrangel dazu aufgeboten waren.

Ihnen standen entgegen 59,214 Dänen mit 120 Geschützen unter General de Meza. Das Uebergewicht des Fußvolkes war auf Seiten der Dänen, dasjenige der Kavallerie und Artillerie hatten die angreifenden Mächte. Mit 36,000 Mann hatten die Dänen den sechs Meilen langen Schanzwall des Dänenwerkes und die Schleylinie besetzt. Gegen diese Aufstellung richteten sich sofort die Angriffe der Verbündeten, der Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl, der Oesterreicher unter Feldmarschallleutnant von Gablenz. Allein die Preußen hatten bei dem konzentrirten Geschützfeuer der Dänen mit ihrem Angriffe auf Missunde am 2. Febr. keinen Erfolg; sie wählten daher Arnis und Cappeln, um die Schley zu überschreiten. Die Oesterreicher dagegen bestanden das Gefecht bei Oberselk am 3. Februar siegreich. Die Dänen sahen somit ihre Aufstellung zugleich in der Front und der Flanke bedroht und beschlossen daher, sie aufzugeben. In der Nacht vom 5. zum 6. Februar traten sie mit Zurücklassung zahlreicher Geschütze den Rückzug an, um hinter den Schanzenreihen bei Düppel sich festzusetzen. Die Oesterreicher warfen sich auf die Nachhut der Abziehenden und brachten ihr am 6. Februar bei Oeversee eine empfindliche Schlappe bei, während die Preußen, ohne Widerstand zu begegnen, die Schley überschritten. Am 7. Februar rückten die Verbündeten in Flensburg ein, wo sie Civilkommissare einsetzten, welche im Namen der beiden Großmächte die Verwaltung des Herzogthums Schleswig übernahmen und sofort den Sprachenzwang sowie die Abzeichen der dänischen Herrschaft beseitigten.



Prinz Friedrich Karl von Preußen.

Die Preußen theilten sich jetzt. Das kombinirte Armeecorps unter dem Prinzen Friedrich Karl nahm Stellung im Sundewitt, um gegen die Verschanzungen von Düppel zu operiren. Die Gardedivision dagegen überschritt alsbald die Grenze von Jütland und warf die Dänen in die Festung Fridericia zurück; ihr folgten Anfang März die Oesterreicher und besetzten nach einem siegreichen Gefecht Veile. Bis an den Liimfjord drangen jetzt die Verbündeten vor, während die Dänen sich über den Sallingsund nach der Insel Mors zurückzogen.

Unterdeß hatte auch die dänische Flotte die Blockade der deutschen Küsten begonnen; denn die preußische Flotte lag noch in ihren Anfängen. Gleichwol wagte es der Contreadmiral Jachmann mit 3 preußischen Schiffen (43 Kanonen) am 17. März auf der Höhe von Arkona sich 7 dänischen Schiffen (167 Kanonen) entgegenzustellen, ohne daß diese des verwegenen Angreifers Herr zu werden vermochten.

Die Erstürmung der Düppeler Schanzen. Auf den Höhen bei Düppel, der Insel Alsen gegenüber, hatten die Dänen eine doppelte Reihe sehr starker Schanzen aufgeführt, in denen sie den Angriffen der Preußen sicher glaubten widerstehen zu können, zumal ihr Monitor Rolf Krake, von anderen Schiffen unterstützt, den Alsensund beherrschte.

Den Dänen nachfolgend, hatte Prinz Friedrich Karl vor den dänischen Werken Stellung genommen; allein zu ihrer Ueberwindung bedurfte es der Herbeischaffung schweren Geschützes; so vergingen die ersten Wochen zwar nicht ohne blutige Kämpfe, doch ohne Entscheidung. Erst am 30. März konnten die Belagerer die erste Parallele ausheben und erst am 7. April mit der Beschießung beginnen. Auf den 18. April, Vormittags 10 Uhr, war der Sturm gegen die Schanzen angesetzt.

Die preußischen Soldaten nahmen das Abendmahl: sie waren entschlossen zu siegen oder zu fallen. Die Sturmkolonnen wurden aus allen Bataillonen ausgelost, denn jedes verlangte seinen Antheil an dem Kampfe. In den Laufgräben standen sie in der milden Frühlingsnacht bereit. Morgens um 3 Uhr begann das Bombardement, zu immer größerer Heftigkeit sich steigernd, bis gegen 8 Uhr an die 30 Schüsse in der Sekunde fielen. Da schlug die Thurmuhr in dem Dorfe Düppel Zehn: mit dem Glockenschlage schwiegen sämmtliche Geschütze in der langen Reihe. Im Laufschritte rückten die Sturmkolonnen vor, gleichzeitig gegen die sechs Schanzen der ersten Reihe. Voran eine Compagnie in aufgelöster Ordnung, um das Feuer mit der Besatzung zu unterhalten; hinter dieser Pioniere mit Beilen, Faschinen, Hacken, mit Pulversäcken zum Wegsprengen der feindlichen Palissaden; ihnen folgte die erste Kolonne der Sturmmannschaften, etwas weiter zurück die zweite. Die Tamboure schlugen, mit Hurrah ging es vorwärts, die Schanzen hinan. Nach 6 Minuten schon ist eine genommen und die preußische Fahne auf der Höhe aufgesteckt; nach 22 Minuten sind alle 6 Schanzen im Besitze der Preußen, für deren Heldenmuth es keinen Widerstand gab. „Ich werde mir opfern", rief der Pionier Klinke seiner Kolonne zu, „denn hinein müßt ihr, Kameraden", zündete mit der Hand seinen Pulversack an und flog mit den Palissaden der Schanze zugleich in die Luft.

Nun ging es sofort zum Angriffe auf die innere aus vier Schanzen gebildete Reihe, bis hinauf zur Höhe der Düppelmühle. Ein heißer Kampf entspann sich um die Mühle; Verstärkungen rückten nach, und die Dänen werden trotz tapferster Gegenwehr auch aus der zweiten Linie geworfen und gegen 5000 abgeschnitten und zu Gefangenen gemacht. Jetzt wurden die eroberten Kanonen umgedreht und auf den Rolf Krake damit gefeuert, so daß dieser schleunigst abdampfte; und hätten die Dänen nicht alsbald ihre Pontonbrücke über den Alsensund abgefahren, so würden die Preußen gleich den flüchtenden Dänen nach Alsen gefolgt sein. „Hut ab vor einer solchen Armee!" rief ein österreichischer Offizier, Augenzeuge des Sturmes, in gerechter Bewunderung aus. 118 Kanonen wurden erobert, und von den 52 Bataillonen der Dänen, welche an dem Kampfe Theil genommen, verloren 43 ihre Danebrogs an die Sieger.

Der Waffenstillstand. Jetzt sollte die Belagerung der Festung Fridericia, welche die Dänen durch zwei verschanzte Lager gedeckt hatten, mit allem Nachdruck von den Oesterreichern aufgenommen werden. Allein die Dänen verzichteten auf die Vertheidigung und räumten in der Nacht des 28. April, 237 Kanonen im Stiche lassend, in aller Stille die Festung.

Nur zur See versuchten sie noch Widerstand. Auf der Höhe von Helgoland griffen sie am 9. Mai ein österreichisch-preußisches Geschwader unter dem österreichischen Contreadmiral Tegethoff an; aber so wacker widerstand die verbündete Flotille, daß, obgleich die österreichische Fregatte Schwarzenberg, in Brand geschossen, sich unter den Schutz des Radetzky zurückziehen mußte, sie doch trotz ihrer Ueberlegenheit nur eine schwache und wirkungslose Verfolgung wagten.

Der Trotz der Dänen war indessen noch lange nicht gebrochen. Zwar ihren Hülferuf hatte Rußland aus Rücksicht auf das befreundete Preußen kurz abgewiesen, Frankreich kühl und bestimmt, England mit dem Ausdrucke „tiefsten Bedauerns" abgelehnt; jedoch war in London eine Konferenz der Großmächte am 25. April eröffnet worden, auf der sie wiederzuerlangen hofften, was sie im Felde verloren hatten. Auch der deutsche Bund war auf dieser



Illustrirte Weltgeschichte. VIII. Zeichnung von R. Knötel.

Erstürmung der Düppeler Schanzen.

Konferenz durch den Minister Beust vertreten; denn das energische Vorgehen der deutschen Großmächte hatte wie die öffentliche Meinung in Deutschland beruhigt, so auch der Opposition der Kleinstaaten ein Ende gemacht.

Die Konferenz vermittelte zunächst einen Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Parteien vom 12. Mai an, um den Friedensschluß einzuleiten. Und wirklich erklärten sich auch die siegreichen Verbündeten zum Frieden bereit, wenn unter völliger Trennung der Verfassung und Verwaltung die Elbherzogthümer fortan lediglich durch das Band der Personalunion mit Dänemark verbunden würden. Dänemark indeß wies diese Forderung als unannehmbar zurück; auch von einer Theilung der Herzogthümer in der Schleylinie, wie sie England vorschlug, wollte es nichts wissen. Denn seine Erwartung war noch immer, daß es, seine Truppen auf die Inseln zurückziehend, den Verbündeten wiederstehen würde. So löste sich denn am 25. Juni die Konferenz ergebnißlos auf, und der Waffengang begann von Neuem.



Der Uebergang der Preußen nach Alsen. Zeichnung von H. Lüders.

Der Uebergang der Preußen nach Alsen. Auf der Insel Alsen stand in wohlbefestigten Stellungen die Hauptmasse der dänischen Armee. Der Meeresarm des Alsensundes deckte sie, wie sie meinten, unangreifbar gegen die Preußen auf dem Festlande. General Herwarth von Bittenfeld führte diese jetzt, während Prinz Friedrich Karl an Wrangel's Stelle den Oberbefehl über die gesammten Truppen der Verbündeten übernommen hatte.

Freilich konnten die Dänen aus ihren Schanzen auf dem hohen Inselufer jedes Boot, das die Ueberfahrt wagte, in Grund schießen oder mit dem Rolf Krake niederrennen. Aber Herwarth ließ sich nicht schrecken. Boote wurden herbeigeschafft, Pontons, um Brücken für Reiterei und Geschütz zu bauen, bereit gehalten. Dann wurde in der Nacht vom 28. zum 29. Juni das Wagniß des Ueberganges unternommen. Die Nacht war neblig, der Wind wehte entgegen. Geräuschlos schifften sich die Preußen in vier Abtheilungen ein; mit umwickelten Rudern ruderten sie vorwärts. Es war 2 Uhr; der Morgen begann dunstig zu grauen und entschleierte in unbestimmten Umrissen den Hochrand der Insel. Sie mochten die Hälfte des Weges gewonnen haben, als die dänischen Schildwachen die Verwegenen entdeckten und sofort Feuer gaben. „Hurrah!" riefen die Preußen zur Antwort hinüber und setzten die Ruder ein, daß die Stangen sich bogen. Da donnerten auch schon aus den Schanzen die dänischen Kanonen, und aus den Schützengräben krachten Salven auf das Wasser. In demselben

Augenblick indeß dröhnen die preußischen Kanonen vom Ufer her die Antwort; hoch über den Booten weg fliegen die Granaten in die dänischen Schanzen hinein. Endlich stoßen die Boote auf; watend gewinnen die Soldaten das Ufer und stürmen, des Pelotonfeuers nicht achtend, die Höhen hinauf. Vertrautes Hurrah begrüßt sie; an der Nordspitze der Insel, bei Arnkiels, ist eine andere Abtheilung gelandet. Die Dänen, in die Mitte genommen, flüchten mit Bestürzung aus den Schützengräben; die Preußen dringen in den Rücken der Schanzen und erobern rasch eine nach der andern.

Der Rolf Krake unterdessen hatte gegen die Boote sich gar nicht vorgewagt: er lag am Eingange des Sundes und wechselte Kugeln mit den preußischen Strandbatterien.

Landeinwärts, bei der Rönhoffschanze, indeß setzten sich die Dänen; ein hitziges Gefecht entspann sich. Verstärkungen mit Feldgeschützen langten nach und nach an, so daß das Mißverhältniß der Zahl sich mehr und mehr auszugleichen begann. Die Dänen wurden auf Kjär, dann auf Ulkebüll und Sundsmark zurückgeworfen und schifften sich endlich auf der Halbinsel Kekenis in großer Unordnung nach der Insel Fünen ein. Es war 9 Uhr, als die Preußen die Insel Alsen mit der Stadt Sonderburg in ihrer Hand hatten; Nachmittags um 2 Uhr befand sich kein dänischer Soldat mehr auf der Insel. 2600 Gefangene, 99 Kanonen, 26 Danebrogs bestätigten den glänzenden Sieg der Preußen.

Der Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864. Die Preußen überschritten jetzt, während die Oesterreicher über den Ottensund nach der Insel Mors vordrangen, unter General Vogel von Falckenstein den Liimfjord, um auch den Norden von Jütland in Okkupation zu nehmen. Am 12. Juli standen sie auf Kap Skagen, der äußersten Nordspitze, bis wohin seit den Tagen Kaiser Otto's I. kein deutscher Kriegsmann vorgedrungen war. Wenige Tage danach, am 19., mußte sich auf der Insel Föhr auch der Kapitän Hammer mit seiner Flottille, die das Wattenmeer gedeckt hatte, ergeben, womit die friesischen Inseln zu dem ganzen dänischen Festlande in die Gewalt der Verbündeten kamen.

Jetzt, wo selbst Fünen bedroht war, erfuhr die Stimmung in Kopenhagen einen jähen Umschlag. Die eben noch so Kriegslustigen verlangten, daß die Reste der Armee und Flotte zur Vertheidigung um die Reichshauptstadt gesammelt würden, wenn die Sieger den Frieden verweigern sollten. König Christian entließ sein eiderdänisches Ministerium und umgab sich mit einem friedliebenden Kabinet.

Bereitwillig bewilligten die Sieger am 20. Juli Waffenruhe. Am 3. August schon war man über die Bedingungen des Friedens einig: am 30. Oktober wurde er zu Wien unterzeichnet. Der König von Dänemark trat darin alle seine Rechte auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen ab und verpflichtete sich zugleich, „die Dispositionen, welche Preußen und Oesterreich in Bezug auf die Herzogthümer treffen würden, anzuerkennen". Nach ihrer Bevölkerungszahl sollten die Herzogthümer einen Theil der dänischen Staatsschuld übernehmen; Kriegskosten wurden nicht verlangt. So waren denn jetzt nach langem Sehnen die Elbherzogthümer von Dänemark abgetrennt, das deutsche Land für Deutschland gewonnen!

Die Zukunft der Elbherzogthümer. Mit der an Trotz streifenden Hartnäckigkeit eines von der Mutter Germania arg verzogenen Lieblingskindes verlangten nun die Schleswig-Holsteiner ihre Anerkennung als eines selbständigen Staates und ihren Herzog Friedrich von Augustenburg. Und darin stimmte ihnen nicht nur die Mehrheit des deutschen Volkes und der Regierungen, sondern auch das von der Fortschrittspartei beherrschte preußische Abgeordnetenhaus zu, welches in seinem blinden Parteihaß gegen das Ministerium Bismarck soweit ging, die nachträgliche Genehmigung der Kriegskosten zu verweigern und den Flottengründungsplan, welchen Roon nochmals vorlegte, zu verwerfen. Aber war darum das Blut der wackeren österreichischen und preußischen Soldaten geflossen, damit es noch einen Kleinstaat mehr in Deutschland gebe, der doch selbst zu seiner Befreiung nicht das Geringste beigetragen?

Neben dem Herzog von Augustenburg trat nun auch noch der Großherzog von Oldenburg als Bewerber um die Elbherzogthümer auf, dem der Kaiser von Rußland als Haupt

des Hauses Holstein-Gottorp seine Erbansprüche abgetreten hatte. Preußen selbst konnte Erbrecht geltend machen. Die Ansichten der Rechts- und Geschichtskundigen in Deutschland gingen aus einander, wenngleich die Mehrzahl dem Augustenburger sich zuneigte. Aber die Entscheidung lag allein bei den Großmächten, denen König Christian IX. im Wiener Frieden alle seine Rechte ohne Vorbehalt abgetreten hatte. Indeß die Großmächte hatten, als sie ihre Waffengemeinschaft schloſſen, über die Zukunft der Herzogthümer keine Verständigung miteinander getroffen: jetzt trennten sich ihre Meinungen: Oesterreich schien sich von den allgemeinen Stimmen leiten lassen zu wollen, Preußen aber verlangte, daß in den Herzogthümern „eine wahre Nordmark zu Deutschlands Schutz und Trutz zu Lande und zur See" errichtet werde; nur unter diesem Vorbehalt wollte es sein Besitzrecht an den Herzog von Augustenburg abtreten. Gewiß würde Graf Rechberg auch in dieser Frage, zumal Oesterreich bei der weiten räumlichen Getrenntheit kein unmittelbares Interesse an der Entscheidung über die Herzogthümer hatte, Bismarck schließlich gefolgt sein; allein er mußte das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs an den Grafen Mensdorff-Pouilly abgeben, der sofort die Gegnerschaft gegen Preußen unverkennbar betonte und die deutschen Mittel- und Kleinstaaten wieder mehr an Oesterreich heranzuziehen suchte.

Der Vertrag von Gastein. Auf das Verlangen der Großmächte mußten die Exekutionstruppen des deutschen Bundes nach dem Friedensschlusse Holstein räumen, und die Verwaltung der Herzogthümer ging jetzt in die Hände eines österreichischen und eines preußischen Civilkommissar über. In einer Note vom 22. Februar 1865 formulirte Preußen seine Bedingungen betreffs der Herzogthümer dahin, daß diese dem Zollvereine beiträten, ihr Post- und Telegraphenwesen an Preußen übergäben, ihre Militärmacht dem Könige von Preußen zur Verfügung stellten, der dafür den Schutz der Herzogthümer gegen jeden Angriff übernähme, und einige strategisch wichtige Punkte, besonders den Kieler Hafen, abträten, während Rendsburg Bundesfestung würde. Wiewol nun diese „Februarbedingungen" dem deutschen Interesse nicht weniger entsprachen als dem preußischen, so wies sie doch der Herzog von Augustenburg, wie ein Souverän, nicht wie ein Prätendent Bismarck gegenüber tretend, als „unannehmbar" zurück. Auch Oesterreich war ihnen mit Entschiedenheit entgegen, vielmehr begünstigte es ganz offen die Agitation der augustenburger Partei in den Herzogthümern. Ueber diese Beeinträchtigung seines Mitbesitzrechtes beschwerte sich Preußen, indeß vergebens, und ebenso verlangte es die Ausweisung des Herzogs von Augustenburg aus den Herzogthümern sowie der augustenburgischen „Nebenregierung" in Kiel. Die Entfremdung der Großmächte stieg mit jedem Tage: an der schleswig-holsteinischen Frage schärfte sich immer bedrohlicher ihr alter Gegensatz. Preußen griff zur Selbsthülfe, besetzte den Kieler Hafen und wies zwei der rührigsten Agitatoren aus dem Lande.

Da trat in Oesterreich ein Ministerwechsel ein: Schmerling wurde am 27. Juli 1865 entlassen und das Februarpatent suspendirt. Das „Sistirungskabinet" unter dem Vorsitze des Grafen Belcredi erwies sich geneigt einzulenken, während in dem Kabinetsrath, welchen König Wilhelm auf der Reise nach Wildbad Gastein am 21. Juli in Regensburg um sich versammelte, die Entscheidung dahin fiel, daß Preußen seine Position zu behaupten habe. So wurde denn am 14. August zwischen den beiden Mächten zu Gastein ein Vertrag dahin abgeschlossen, daß in Schleswig Preußen allein, in Holstein Oesterreich allein die Regierung führen solle; sein Mitbesitzrecht an Lauenburg verkaufte Oesterreich an Preußen für $2\frac{1}{2}$ Millionen Thaler dänisch und verpflichtete sich außerdem, durch Holstein für Preußen Etappenstraßen offen zu halten und die Durchführung der „Februarbedingungen" mit Ausnahme der militärischen Bestimmungen in Holstein gut zu heißen. Offenbar war somit der Vortheil dieses Vertrages ausschließlich auf Seiten Preußens: König Wilhelm anerkannte dies, indem er Bismarck zum Grafen ernannte. Oesterreichischer Gouverneur in Holstein wurde Gablenz, preußischer in Schleswig der Generalleutenant Edwin von Manteuffel, ein Mann, ebenso besonnen wie energisch.

Zwar aus den Elbherzogthümern kamen Proteste gegen den Vertrag, und die öffentliche Meinung in Süddeutschland verurtheilte ihn auf das Schärfste. Der Bundestag entzog sich

aller Verlegenheit, indem er sich auf ein Vierteljahr vertagte. Aber dem preußischen Volke begann ein Gefühl dafür aufzugehen, daß die Macht und die Zukunft des Vaterlandes hoch über allem Parteihader stände.

Ein Friedensjahr ohne Frieden. Freilich Bismarck war sich wohl bewußt, daß durch den Gasteiner Vertrag „der Frieden nur geflickt und der Riß im Bau nur verklebt" sei. Der Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich hatte ja viel tiefere Wurzeln als die Differenzen über die Elbherzogthümer: in der Stellung beider zu und in Deutschland lag der wahre Grund; nur in dem Ausschlusse Oesterreichs aus Deutschland sah er, wie es vor Jahren das deutsche Reichsparlament in Frankfurt gethan, die Lösung. Schon jetzt sah er den Krieg mit Oesterreich als unvermeidlich an. Im Herbst begab er sich nach Biarritz, wo damals Napoleon weilte, um sich über die Neutralität Frankreichs bei der herrannahenden Auseinandersetzung Preußens mit Oesterreich Klarheit zu verschaffen.

Durch den preußischen Gesandten in Florenz, den Grafen Usedom, hatte Bismarck die italienische Regierung sondiren lassen, welche Haltung sie bei einem preußisch-österreichischen Konflikt einzunehmen beabsichtige. Diese, von der öffentlichen Meinung ungestüm zur Erwerbung Venetiens gedrängt, mit ihrem Kaufantrage aber von Oesterreich abgewiesen, sprach mit Entschiedenheit ihre Sympathie für Preußen aus, während Oesterreich in Paris Anstrengungen machte, um für den Fall eines Krieges mit Preußen durch Napoleon die Neutralität Italiens zu erlangen. Aber die Hoffnung, durch Preußens Mitwirkung Venetien zu erlangen, nachdem soeben die Septemberkonvention den Weg nach Rom verlegt hatte, wies Italien an Preußen.

Diese sich anbahnenden Beziehungen zwischen Preußen und Italien hatten das Ihrige dazu beigetragen, Oesterreich zu dem Gasteiner Vertrage zu bestimmen. Dennoch war dieser kaum abgeschlossen, als auch schon die augustenburgischen Agitatationen in Holstein unter den Augen des österreichischen Gouverneurs mit verstärkter Lebhaftigkeit begannen. Volksversammlungen fanden statt; die holsteinische Presse triefte von Schmähungen gegen Preußen; der Prätendent Friedrich erschien sogar in dem schleswigschen Eckernförde, um die Huldigungen seiner Anhänger entgegen zu nehmen. Manteuffel drohte ihm im Wiederholungsfalle mit Verhaftung; aber alle Beschwerden Preußens über die Nichtachtung des preußischen Mitbesitzrechtes an den Herzogthümern verhallten in Wien völlig wirkungslos. König Wilhelm hielt daher unter Zuziehung Manteuffel's am 28. Februar 1866 in Berlin einen Kriegsrath: der Beschluß ging dahin, daß es mit der Ehre Preußens unverträglich sei in der Angelegenheit der Elbherzogthümer vor Oesterreich sich zu beugen, daß aber ein Anlaß zur Mobilmachung noch nicht vorliege.

Anders dagegen entschied der Kriegsrath, welchen der Kaiser Franz Joseph am 10. März in Wien hielt: Oesterreich begann sofort mit militärischen Vorbereitungen und Truppenansammlungen in Böhmen und Mähren und sprach am 16. März den befreundeten deutschen Regierungen vertraulich die Erwartung aus, daß sie, wenn es zum Bruche mit Preußen käme, für Bundesexekution gegen Preußen und die Mobilmachung der deutschen Bundeskontingente stimmen würden.

Auf die Kunde von diesen militärischen und diplomatischen Maßregeln Oesterreichs richtete Preußen am 24. März gleichfalls eine Note an die deutschen Regierungen, in welcher es, zugleich eine Bundesreform in Aussicht nehmend, anfragte, „ob und in welchem Maße es auf deren Unterstützung in dem Falle rechnen könnte, wenn es von Oesterreich angegriffen oder durch unzweideutige Drohungen zum Kriege genöthigt werde". Allein die Antworten blieben theils ganz aus, theils lauteten sie ausweichend. Daher wurden nunmehr die Verhandlungen über das Bündniß mit Italien, zu deren Führung der General Govone nach Berlin gekommen war, zum Abschluß gebracht und am 8. April ein „Schutz- und Trutzbündniß" zwischen Preußen und Italien auf drei Monate geschlossen. Italien bedang sich darin den Erwerb von Venetien aus — Südtirol hatte Bismarck mit Entschiedenheit verweigert — Preußen den einer mindestens ebenso großen Gebietserweiterung.

Die schleswig-holsteinische Frage erschien Bismarck im Grunde als ein zu unbedeutender Anlaß; nur für die Neugestaltung Deutschlands wollte Preußen das Schwert ziehen. Es war daher in dem Bündnißvertrage als Kriegsfall bezeichnet, „wenn Preußens Antrag wegen einer den Bedürfnissen der Nation entsprechenden Bundesreform zurückgewiesen würde.“ Dem entsprechend stellte Preußen am 9. April im Bundestage den Antrag auf Einberufung einer aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgehenden deutschen Nationalversammlung für einen bestimmten Tag, um über einen bis dahin von den Regierungen ihr vorgelegten Entwurf einer Bundesreform zu berathen. Der Bundestag übergab den preußischen Antrag einer Kommission, welche ihn ruhig beiseite legte.

Vermittlungsversuche. Hand am Schwerte standen die beiden Gegner sich gegenüber; denn auch Preußen hatte in den letzten Tagen des März mit militärischen Vorbereitungen begonnen. Jeder machte dem andern den Vorwurf, zum Kriege herausgefordert zu haben; Jeder lehnte den Vorwurf von sich ab. Da schlug Oesterreich gleichzeitige beiderseitige Abrüstung vor: Preußen ging sofort darauf ein; nun aber erklärte Oesterreich nur gegen Preußen, nicht auch gegen Italien, das ja ebenfalls gerüstet habe, abrüsten zu wollen. Preußen jedoch verlangte, daß die Abrüstung aller drei Mächte eine vollständige sein müsse; das aber lehnte Oesterreich ab. Zugleich begannen nun auch die deutschen Gegner Preußens in größerem Maßstabe zu rüsten; Sachsen hatte damit sogar schon vor Oesterreich begonnen.



General Edwin von Manteuffel.

Bei dieser Lage der Dinge versuchten auf das Betreiben Napoleon's die Westmächte noch einen letzten Schritt: sie schlugen einen Kongreß der Großmächte zur Schlichtung der streitigen Fragen vor. Preußen stimmte dem Vorschlage bei, Oesterreich jedoch verlangte, daß auf dem Kongresse, wenn es ihn annehmen solle, „von keiner Seite ein Anspruch auf eine Gebietsvergrößerung erhoben werden dürfe“: es sollte also die Entscheidung über Venetien und Schleswig-Holstein von vornherein ausgeschlossen werden, um derentwillen gerade der Kongreß vorgeschlagen wurde!

Vielmehr schlug Oesterreich Preußen vor, die Entscheidung über die Elbherzogthümer mit ihm gemeinsam dem Deutschen Bunde zu übertragen. Preußen lehnte dies ab, weil der Wiener Frieden ausschließlich die beiden Großmächte zu Herren der Herzogthümer gemacht habe. Oesterreich zögerte, um Zeit zur Vollendung seiner Rüstungen zu gewinnen, mehr als drei Wochen mit der Antwort: dann übergab es am 1. Juni, unbekümmert um Preußens Widerspruch, dem Bundestage die schleswig-holsteinische Frage zur Entscheidung und beauftragte Gablenz, die holsteinischen Stände auf den 11. Juni einzuberufen.

Das war ein Schlag, Preußen ins Gesicht gegeben: von Vermittlung konnte jetzt keine Rede mehr sein.

Die Bundesabstimmung vom 14. Juni. Der Gasteiner Vertrag war zerrissen; Preußen stellte sich „auf den Boden des Wiener Friedens“ und Manteuffel kündigte dem österreichischen Gouverneur an, daß er daher in Holstein einrücken würde, um es gemeinsam

mit Oesterreich wieder zu besetzen, indem er Gablenz freistellte, in der gleichen Weise in Schleswig zu verfahren. Und schon folgenden Tages (7. Juni) rückten die Preußen aus Schleswig in Holstein ein, worauf der Prätendent in Eile das Land verließ, und auch Gablenz mit seiner Brigade sich über Hamburg nach Hannover zurückzog.

Preußen legte jetzt in einer Cirkularnote den deutschen Regierungen den weiter ausgeführten Entwurf einer Bundesreform, welcher Oesterreich aus dem deutschen Bunde ausschied, vor: allein er kam nicht mehr zur Verhandlung. Denn schon am 11. Juni beantragte Oesterreich bei dem Bundestage die Mobilmachung sämmtlicher nichtpreußischen Kontingente und brach die diplomatischen Beziehungen mit Preußen ab. Und so eilig hatten es Oesterreich und seine Freunde zu offenem Bruche mit Preußen zu gelangen, daß die Abstimmung über den österreichischen Antrag schon nach drei Tagen angesetzt wurde. Der preußische Bundestagsgesandte von Savigny legte Verwahrung gegen die augenfällige Verletzung der durch die Bundesverfassung vorgeschriebenen Formen ein und enthielt sich der Abstimmung. Das Ergebniß derselben war, daß 9 Stimmen für den Antrag abgegeben wurden, nämlich Oesterreich, die vier Königreiche, beide Hessen, Nassau und die Kleinstaaten der 16. Kurie, dagegen Weimar und die thüringischen Staaten, ausgenommen Meiningen, Luxemburg, beide Mecklenburg, Oldenburg, Anhalt, Schwarzburg und die freien Städte außer Frankfurt — zusammen 5 Stimmen — gegen den Antrag stimmten. Baden stimmte nicht mit.

Savigny erhob sich, erklärte durch den gefaßten Beschluß den Bundesvertrag für gebrochen, den Bund damit für aufgelöst, und verließ die Bundesversammlung. Die Bundesmehrheit protestirte zwar gegen diese Auffassung, erhielt aber ihren Beschluß aufrecht. Und wirklich stand nicht blos die Mehrheit der Regierungen, sondern auch die Mehrheit des deutschen Volkes gegen Preußen. Die Meinung war, daß Bismarck zur Ueberwindung des auf das Heftigste erhitzten Konfliktes mit dem preußischen Abgeordnetenhause des Krieges bedürfe: so wenig wußte man seine großen Gedanken zu verstehen. Der Nationalverein legte Protest gegen den Ausbruch des Krieges ein und wies das preußische Bundesreformprojekt zurück, der Abgeordnetentag in Frankfurt verurtheilte das Ringen Preußens als einen „Kabinetskrieg", der nur dynastischen Zwecken diene. Es kam soweit, daß auf Bismarck selbst in Berlin ein Mordversuch (7. Mai) gemacht wurde. Wie es scheint, hatte die Kunde von der bevorstehenden Auflösung des preußischen Abgeordnetenhauses — sie erfolgte am 9. Mai — den exaltirten Attentäter angestiftet; aber der Mordanschlag weckte nur die allgemeine Sympathie für den nur leicht verletzten Grafen.

Besonders kriegerisch war Süddeutschland gegen Preußen gestimmt. Das bayerische Abgeordnetenhaus bewilligte mit sehr großer Majorität die 31 Mill. Gulden, welche von der Pforten für den Krieg forderte; in Württemberg stimmten von 90 Abgeordneten nur 8 für Bewahrung der Neutralität; selbst in Baden wurde der Großherzog zur Berufung des Ministeriums Edelsheim gedrängt, welches sofort auf Oesterreichs Seite trat. Indeß mit dem Preußen angedrohten Einmarsch zögerten die kriegslustigen Süddeutschen doch bedächtig: sie warteten ruhig Preußens Angriff ab.

Die preußische „Sommation." Wirklich lag König Wilhelm Alles daran, den Kampf mit den deutschen Genossen Oesterreichs zu vermeiden. Am 11. Juni hatte Napoleon die Erklärung abgegeben, daß Frankreich in dem bevorstehenden Kriege neutral zu bleiben gedenke. Am 15. Juni nun richtete Preußen an die Könige von Sachsen und Hannover, sowie an den Kurfürsten von Hessen eine „Sommation", in welcher es die unverzügliche Erklärung verlangte, daß die Fürsten binnen drei Tagen abrüsten und ihre Neutralität aussprechen wollten, wogegen ihnen Preußen ihre Souveränetät innerhalb des Rahmens der neuen Bundesverfassung zusicherte: Ablehnung oder Verzögerung der Antwort werde als Kriegserklärung gelten.

Alle drei Fürsten antworteten auf die Sommation ablehnend: schon am folgenden Tage rückten daher die preußischen Truppen in alle drei Länder ein und besetzten sie. Der König von Sachsen ging mit seiner Armee nach Böhmen und schloß sich den Oesterreichern an. Die kurhessischen Truppen entwichen nach Frankfurt, wo sich das achte Bundesarmeecorps unter

dem Befehl des Prinzen Alexander von Hessen langsam sammelte; aber der Kurfürst wurde von den Preußen verhaftet und auf die Festung Stettin geführt. Der König von Hannover überließ den Preußen sein Land und zog von Göttingen, wo er seine Armee konzentrirt hatte, südwärts, um durch Thüringen Anschluß an die bayerischen Truppen zu gewinnen. Unentschlossen, immer auf einen Vorstoß der Bayern rechnend, zog König Georg von Hannover mit seiner Armee in Thüringen umher. Da griff am 27. Juni General von Flies mit 8000 Preußen bei Langensalza die 20,000 Hannoveraner an, um sie zum Stehen zu bringen. Mit der größten Tapferkeit sprengten die hannöverschen Dragoner auf die Quarrés der Preußen ein: ihre Sache war dennoch verloren. Der Abzug der Armee wurde aufgehalten: am folgenden Tage waren die Preußen unter Manteuffel bis Alt-Gottern, unter Beyer bis Hayna, unter Kummer bis Gotha gerückt; die Hannoveraner waren jetzt völlig umstellt und mußten am Morgen des 29. Juni vor den Preußen das Gewehr strecken. Die Gemeinen wurden einfach in die Heimat entlassen, die Offiziere auf Ehrenwort verpflichtet, nicht gegen Preußen zu kämpfen. 20,000 wackere Soldaten waren mit einem Schlage den Gegnern Preußens entzogen.



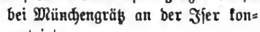
Feldzeugmeister Ludwig von Benedek.

Der Beginn der Kriegsoperationen: General von Moltke. Am 20. Juni hatte auch Italien an Oesterreich den Krieg erklärt. Um seine Kräfte nicht zu zersplittern, wollte sich Oesterreich indeß begnügen, mit seiner Südarmee unter Erzherzog Albrecht sich gegen Italien nur defensiv zu verhalten; die ganze Wucht seiner Kraft sollte in der Nordarmee gegen Preußen gerichtet werden. So wurde denn fast die ganze österreichische Armee bei Brünn und Olmütz konzentrirt. Feldzeugmeister Benedek, von Solferino her in gutem Andenken, war zu ihrem Oberbefehlshaber ernannt; langsam rückte er aus Mähren in Böhmen ein und nahm zwischen der Festung Josephstadt und der preußischen Grafschaft Glatz Aufstellung: in vorläufiger Defensive wollte er den günstigen Moment abwarten, die einrückenden Armeen des Feindes einzeln zu schlagen, und dann erst den Zurückgeworfenen nach Preußen folgen.

Anders Preußen! Von vornherein zur nachdrücklichsten Offensive entschlossen, drängte es zu rascher Entscheidung. Die Seele der preußischen Kriegführung war als Chef des Generalstabes der General Helmut von Moltke. Zu Parchim in Mecklenburg im Jahre 1800 geboren, war er schon als junger Leutnant, nachdem er drei Jahre dänischer Offizier gewesen, in preußische Dienste getreten. Auf einer Orientreise hatte er die Bekanntschaft von Chosrew Pascha gemacht und war infolge derselben bis zum Tode des Sultan Mahmud militärischer Rathgeber des türkischen Kriegsministers gewesen, hatte auch an der Schlacht bei Nisib (S. 62) Theil genommen: nur daß seine Rathschläge meist nur sehr unvollkommen befolgt worden waren. Im Jahre 1839 nach Berlin in den Generalstab zurückgekehrt, stieg er allmählich bis zum Generalmajor, wurde 1855 Adjutant des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und 1858 Chef des Generalstabes der Armee. Bei der Armeereform war er in hervorragender Weise organisatorisch thätig; für den schleswig-holsteinschen Feldzug gab er die allgemeine Direktive. Seine ganze Genialität aber offenbarte er in dem Kriege gegen Oesterreich, in welchem ihm die glänzende Durchführung seines strategischen Grundsatzes „Getrennt marschiren, vereint schlagen“ die Bewunderung der ganzen Welt eintrug.

Der Aufmarsch der Ersten und der Elb-Armee. Mit wohl abwägender Kühnheit leitete Moltke von Berlin aus den Einmarsch der preußischen Heere in Böhmen. Im großen Stil wie gegen seine deutschen Gegner begann Preußen den Kampf auch gegen Oesterreich.

Am 23. Juni unter brausendem Hurrah überschritt früh Morgens die Erste preußische Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl von der Lausitz her die österreichische Grenze. Ohne von dem Feinde belästigt zu werden, durchzog sie die schwierigen Gebirgspässe, welche nach Böhmen hineinführen, und besetzte am folgenden Tage die große Fabrikstadt Reichenberg. Erst am 25. Juni stieß sie bei Liebenau auf den Feind. Es war das 60,000 Mann starke Corps des Grafen Clam-Gallas, welches Benedek weit gegen Norden vorgeschoben hatte, um die Iserlinie zu behaupten. Mehrere Stunden lang hielt die österreichische Artillerie der preußischen Stand; als aber preußische Infanterie zum Angriff vorging, zogen sich die Oesterreicher in das verschanzte Dorf Podol zurück. Noch in derselben Nacht indeß erstürmten die Preußen das Dorf und die Brücke über die Iser, worauf Clam-Gallas sein ganzes Corps



bei Münchengrätz an der Iser konzentrirte.



Eberhard Herwarth von Bittenfeld.

Gleichzeitig indeß hatte die Elbarmee unter dem Alsen-Sieger Herwarth von Bittenfeld auf dem Passe von Schluckenau, da der von den Sachsen besetzte Königstein ihr den näheren Weg durch das Elbthal versperrte, das Lausitzer Gebirge überstiegen. Sie warf die österreichischen Truppen, welche die Paßausgänge besetzt hatten, bei Hünerwasser am 27. Juni zurück, und reichte nun der siegreich vorgedrungenen Ersten Armee die Hand.

Clam-Gallas sah sich daher in der festen Stellung, die er bei Münchengrätz eingenommen, von zwei Seiten bedroht. Die Divisionen Horn und Fransecky erstürmten das steile Plateau des Muskeyberges; die Division Münster von der Elbarmee, überschritt bei dem Dorfe Haber, ohne daß die Sachsen, Clam-Gallas' linker Flügel, sie zu hindern vermochten, westlich von der Stadt die Iser. Infolge dessen gab Clam-Gallas seine Stellung auf, brach die Schlacht ab und zog noch an demselben 28. Juni eilig über Fürstenbruck in südöstlicher Richtung nach Gitschin von dannen. Damit war die ganze Iserlinie für die Oesterreicher verloren.

Unverzüglich nahm Prinz Friedrich Karl, nachdem er seine bei Turnau und Podol zurückgebliebenen Corps an sich gezogen hatte, die Verfolgung des weichenden Gegners auf: am Nachmittage des 29. Juni erreichte er ihn. Clam-Gallas hatte mit der Hälfte der sächsischen Armee die Stadt Gitschin besetzt, selbst aber auf den waldigen Felsgruppen vor der Stadt Stellung genommen. Es war eine schwere Aufgabe, die steilen Berglehnen, welche die Oesterreicher in staffelförmiger Ansteigung besetzt hatten, zu stürmen: aber die Preußen waren ihr gewachsen. In blutigem Kampfe bis in die Nacht hinein drängten sie den Feind gegen die Stadt und hinter dieselbe zurück. Um Mitternacht rücken sie dann, obgleich von Marsch und Kampf ermüdet, gegen die Stadt vor; ein wilder Kampf entspinnt sich in den engen, dunklen Straßen; die Sachsen blasen preußische Hornsignale, den Gegner irre zu führen. Allein als der Morgen graut, ist die Stadt im Besitze der Preußen. Erschöpft und entmuthigt

gehen die Oesterreicher und Sachsen südostwärts nach Milletin und Horzitz zurück, um an die Hauptarmee sich anzulehnen. Benedek zog das Corps von Clam-Gallas, das nach den erlittenen Niederlagen nicht mehr kampffähig erschien, in seine Reserve bei Königgrätz.

Von den 9 Divisionen der ersten Armee hatten 5 genügt, alle diese Erfolge zu erringen; 4 hatten den Feind noch gar nicht zu Gesichte bekommen. Dennoch mußten sie, während die Elbarmee als äußerster rechter Flügel der Ersten südöstlich über Unter-Bautzen und Liban ihren Marsch fortsetzte, einstweilen in Gitschin stehen bleiben: es galt den Aufmarsch der Zweiten Armee, welche der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Schlesien heranführte, zu gemeinsamer Aktion abzuwarten. Denn Gitschin war beiden zum Rendezvous bestimmt.

Der Aufmarsch der Zweiten Armee. Die Zweite Armee, welche aus Mittelschlesien gegen Böhmen vorbrach, hatte einen kürzeren, aber schwierigeren Weg. Die Straßen durch das Gebirge bilden lange Defiléen: und an deren Ausgange stand der Feind. Der Kronprinz ließ daher zunächst auf seinem äußersten linken Flügel das 6. Armeecorps von Neiße in der Richtung auf Olmütz vorgehen, um den Feind in dieser Richtung abzuziehen. Dann überschritt am 26. Juni das 1. Armeecorps unter General von Bonin auf der Straße nach Trautenau, das 5. unter General von Steinmetz auf der Straße nach Nachod und zwischen beiden, sie in Verbindung zu erhalten, das Gardecorps unter dem Prinzen August von Württemberg die österreichische Grenze.



Helmut von Moltke.

Benedek hatte zur Deckung der Grenze die Corps von Gablenz und Ramming weit vorgeschoben. Schon am folgenden Morgen stieß daher Bonin in der rings von Höhen eingefaßten Stadt Trautenau auf den Feind. Er trieb ihn aus der Stadt hinaus, ohne in dem sehr schwierigen Terrain ihn weit verfolgen zu können. Das Gardecorps bot ihm Unterstützung an; allein Bonin, der das Gefecht für beendigt hielt, lehnte sie ab. So rückten die Garden denn weiter bis Eipel und Kosteletz vor. Unterdessen zog Feldmarschallleutnant von Gablenz aber von rückwärts Verstärkungen an sich und nahm um 3 Uhr Nachmittags den Kampf unerwartet wieder auf. Die Preußen Bonin's, völlig überrascht, wurden zurückgeworfen; sie mußten die Stadt aufgeben und gingen in fester Ordnung, ohne eine Fahne oder ein Geschütz zu verlieren, $1\frac{1}{2}$ Meilen bis Goldenölse zurück.

Auf die Kunde von diesem Mißerfolge des 1. Corps (Ost- und Westpreußen) sandte der Kronprinz sofort am nächsten Morgen — den 28. Juni — das Gardecorps gegen den siegreichen Feind vor. Mit rücksichtsloser Tapferkeit griff die 1. Gardedivision, 13 Bataillone mit 12 Geschützen, bei Burkersdorf Gablenz an, welcher ihr 28 Bataillone und 64 Geschütze entgegenstellte. Allein auch die doppelte Uebermacht vermochte dem siegesfreudigen Ungestüm der preußischen Garden nicht Stand zu halten: die Höhen wurden erstürmt, und die Feinde weit über Burkersdorf hinaus zurückgetrieben; während zur gleichen Zeit die 2. Gardedivision Trautenau zurückeroberte und die ihr entgegen stehenden Feinde völlig auseinander sprengte. Von dem Gablenz'schen Corps gab es nur noch Trümmer, welche eilig

56*

über die Elbe nach Neuschloß zurückwichen. Die Avantgarde der Garde aber erstürmte am folgenden Tage trotz der tapferen Gegenwehr des Regiments Coronini die Stadt Königinhof, wo sich nunmehr das ganze Gardecorps konzentrirte. Infolge dessen konnte auch das 1. Armeecorps sich wieder in Vormarsch setzen. Der Uebergang über die obere Elbe war gewonnen.

Eine Strecke von 4 Meilen Weges dehnte sich auf der engen Straße von Reinerz nach Nachod das 5. Corps hin, welches der greise General von Steinmetz nach Böhmen hinein führte. Beim Vorbrechen aus dem Defilé warf er den Kürassierregimentern des Feldmarschallleutnants von Ramming ein Ulanen- und ein Dragonerregiment entgegen. Die Oesterreicher wurden geworfen, ein Jägerquarré von den Dragonern niedergeritten; und nun entwickelte sich unaufhaltsam Regiment auf Regiment aus dem Engpasse. Ramming wurde bei Nachod völlig geschlagen und, lebhaft von der preußischen Reiterei verfolgt, bis nach Skalitz zurückgetrieben.

Allein hier zog Benedek das Corps ganz in die Reserve und ließ statt dessen das 8. Corps unter dem Erzherzog Leopold in die Gefechtslinie einrücken. So hatten die Preußen, welche die Nacht auf dem Schlachtfelde bivuakirt hatten, am nächsten Morgen — den 28. Juni — sich völlig frische Truppen gegenüber. Der Erzherzog eröffnete den Angriff, um die Preußen in das Nachoder Defilé zurückzutreiben; aber bald war auch er auf Skalitz zurückgeworfen. Hier setzten die Oesterreicher hinter den hohen Eisenbahndämmen sich fest; aber mit gefälltem Bajonnet stürmten die Preußen die Dämme hinauf und trieben den Feind westwärts von dannen.

Auf Königinhof und Gradlitz zu setzte nunmehr Steinmetz sich in Marsch, um den Anschluß an die Garde wiederzugewinnen. Bei Schweinschädel indeß verlegte am Nachmittage des 29. Juni das 4. österreichische Corps unter Graf Festetics ihm den Weg: wieder frische Truppen. Aber der Alte ließ sich nicht aufhalten. Das Dorf Schweinschädel, in welchem die Oesterreicher ein großes massives Gehöft stark befestigt hatten, wurde erstürmt und die Feinde genöthigt, aus dem Dorfe und dem benachbarten Walde nordwärts zu entweichen. Schon um $7\frac{1}{2}$ Uhr Abends nahm Steinmetz den Marsch nach Gradlitz wieder auf. Das 6. Armeecorps, das bisher fast noch gar nicht am Kampfe Theil genommen, folgte ihm nach. Die Elblinie war von Arnau bis über Königinhof hinaus im Besitze der Preußen.

Das Nahen der Entscheidung. Jetzt verließ König Wilhelm Berlin; in seinem Gefolge befanden sich Moltke und Roon und als Major der Landwehrkavallerie Graf Bismarck. Am 2. Juli traf der König in Gitschin ein und übernahm sofort persönlich den Oberbefehl über die gesammte preußische Armee; denn durch das Zusammenwirken der drei Heere war jetzt der Entscheidungsschlag zu führen.

Die Elbarmee war mit der Ersten, deren äußersten rechten Flügel sie bildete, in Verbindung erhalten. Die Erste und Zweite Armee standen nur wenige Meilen von einander; durch das 1. Garde-Dragonerregiment war über Arnau die Verbindung zwischen beiden hergestellt. Es stand ihnen frei, zusammenzustoßen, aber Moltke zog es vor, die Trennung, welche große taktische Vortheile bot, aufrecht zu erhalten. Gefahr lag für Beide nicht im Mindesten darin; denn da sie, in Fühlung mit einander, nur einen kleinen Tagemarsch von einander entfernt waren, so mußte jeder Feind zermalmt werden, der sich zwischen sie wagte.

Bei dieser Lage der Dinge entschloß sich Benedek, in der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli die gesammte österreichische Armee in die Gegend von Königgrätz zurückzuführen. Denn durch die Kämpfe der vergangenen Tage um fast 40,000 Mann geschwächt, fühlte er zur Offensive sich nicht stark genug. Für die Vertheidigung aber hätte ihm eine Stellung hinter der Elbe zwischen Königgrätz und Josephstadt ungleich größere Vortheile geboten.

Das war auch die Meinung in dem preußischen Hauptquartier. Der König bestimmte daher, den Gegner hinter der Elbe vermuthend, den 3. Juli zu einem Ruhetage für die ganze Armee. Ausgedehnte Rekognoszirungen ergaben jedoch am Abend des 2., daß hinter der Bistritz, nur eine Meile von den Spitzen der Ersten Armee entfernt, der Feind bedeutende Truppenmassen angehäuft habe; man schätzte sie auf drei Corps. Nach Sonnenuntergang gelangte die Meldung in das Hauptquartier.



Eroberung österreichischer Geschütze durch preußische Kavallerie bei Skalitz. Zeichnung von A. Beck.

Hier in Gitschin hatte sich der französische Gesandte am preußischen Hofe, Benedetti, eingestellt. Der Kaiser von Oesterreich hatte Napoleon die Abtretung von Venetien angeboten, um ihn für sich zu gewinnen. Das gab Frankreich die willkommene Handhabe, sich in den österreichisch-preußischen Konflikt einzumischen. Im Auftrage seines Herrn suchte Benedetti zu Gunsten Oesterreichs zu vermitteln. Ihn gebührend zurückweisen, hieß vielleicht den Kriegseifer Napoleon's entzünden: sicherer war, durch eine rasche Entscheidung ihm zuvorzukommen.

Jetzt war die Möglichkeit geboten, noch diesseit der Elbe einen Hauptschlag gegen die österreichische Armee zu führen. Mit raschem Entschluß nahm daher König Wilhelm den schon erlassenen Ruhetagsbefehl zurück und befahl die gemeinsame Aktion der drei preußischen Armeen gegen die Oesterreicher hinter der Bistritz. Friedrich Karl erhielt Abends um 9 Uhr die Weisung, mit der ganzen Ersten Armee am 3. Juli, Morgens um 2 Uhr, in den ihm angewiesenen Stellungen zum Angriff bereit zu stehen. Ihm fiel die Aufgabe zu, den Feind festzuhalten, daß er nicht hinter die Elbe entwiche. Die Elbarmee sollte durch einen Angriff auf Nechanitz den linken Flügel der Oesterreicher lahm legen, der Kronprinz aber durch einen mächtigen Vorstoß gegen den rechten Flügel die Entscheidung herbeiführen. Nachts um 12 Uhr stieg der Flügeladjutant des Königs, Graf Finckenstein, zu Pferde, um auf dem nächsten Wege über Miletin dem Kronprinzen nach Königinhof den Befehl des Königs zu überbringen, während zur größeren Sicherheit ein zweites Exemplar des Befehls über Kamenitz dorthin befördert wurde.

Unruhig brachte der König die wenigen Nachtstunden, welche bis zum Beginne der Schlacht noch blieben, in den Kleidern auf einem dürftigen Kanapee in Gitschin zu: eine Schlacht ist unter allen Umständen eine ernste Sache. Zwar die Entscheidung war kaum zweifelhaft; denn selbst wenn Friedrich Karl auf einen übermächtigen Gegner traf und geschlagen wurde, so mußte unter allen Umständen das Eingreifen des Kronprinzen den Sieg zurückbringen. Bedenken gab es nur für die Elbarmee. Ihr konnte, wenn sie geschlagen wurde, wegen der weiten Entfernung keine Hülfe gebracht werden; und doch mußte sie weitab detachirt werden, um die volle Wirkung hervorzubringen. Im Grunde, darf man sagen, war die Schlacht bei Königgrätz entschieden, bevor sie begonnen wurde: die taktischen Vortheile, welche die doppelte Flankenstellung, dank des wirkungsvoll durchgeführten Aufmarsches der drei Armeen gab, sicherten von vornherein den Erfolg. Freilich, daß man die gesammte österreichische Armee sich gegenüber habe, wagte im preußischen Hauptquartier Niemand zu hoffen.

Die Schlacht bei Sadowa. Benedek hatte, wenn er denn doch diesseits der Elbe schlagen wollte, das Terrain sehr günstig gewählt. Die sumpfige Niederung der Bistritz deckte seine Front; hinter derselben erhebt sich das Land in drei gleichlaufenden Höhenzügen, welche durch flache muldenförmige Einsenkungen von einander getrennt sind. Zwischen der Bistritz und dem ersten derselben vor den Dörfern Sadowa und Benatek liegen zwei Waldstreifen. Aber dies ganze Vorterrain wird von dem Plateau von Chlum, der höchsten Erhebung des zweiten Höhenzuges, beherrscht, welcher bei dem Städtchen Nechanitz beginnt. Eine Viertelmeile weiter rückwärts erstreckt sich niedriger der dritte Höhenzug, von dem bis zur Festung Königgrätz das Land mit ganz leichten Hügelgruppen angefüllt ist. Die zahlreichen Dörfer des Schlachtfeldes waren verbarrikadirt, Verhaue angelegt, Gebüsche und hinderliche Waldstrecken entfernt, die Geschütze großentheils in eingeschnittenen Emplacements untergebracht, die Entfernungen für die Sicherheit des Schusses ausgemessen.

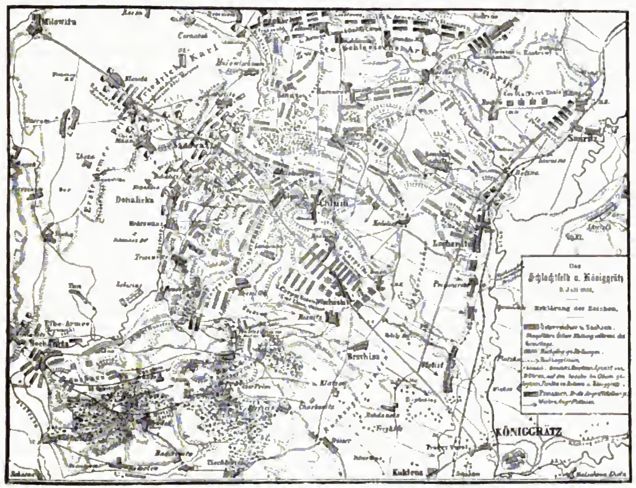
Die Sachsen, deren Avantgarde bis Nechanitz reichte, und das 8. Corps, verstärkt durch zwei Kavalleriedivisionen, bildeten den linken Flügel der österreichischen Aufstellung; im Centrum standen das 10., 4. und ein Theil des 3. Corps; den rechten Flügel nahm der Rest des 3. und das ansehnlich verstärkte 2. Corps ein. In der Reserve standen das 1. und 6. Corps (Clam-Gallas und Ramming) mit zwei Kavalleriedivisionen.

Die Nacht war regnerisch, und auch am Morgen rieselte ein leiser Regen herab, die Fernsicht hemmend, die Wege aufweichend. Um 2 Uhr stand die Erste Armee in den ihr zur Schlacht angewiesenen Stellungen, die meisten Soldaten fröstelnd und ohne in der Nacht

geschlafen zu haben; um 3 Uhr langte die Elbarmee vor Nechanitz an der Bistritz an. Geschützfeuer eröffnete die Schlacht. Erst aus der immer anwachsenden Zahl der losdonnernden Kanonen der Feinde erkannten die Preußen, daß sie nicht blos einige Corps der Oesterreicher sich gegenüber hatten.

Unter dem Feuer der Feinde schlug die Elbarmee bei Nechanitz eine Brücke über die Bistritz und griff die Sachsen an. Diese hatten bei Prim und Problus eine sehr günstige Aufstellung; ein heftiger Kampf entspann sich um die beiden Dörfer, bis die Preußen die Dörfer erstürmten und jeden Angriff der Feinde, sie wiederzunehmen, erfolgreich zurückwiesen.

Unterdessen überschritt die Avantgarde der Ersten Armee bei Sadowa die Bistritz. Das 2. Armeecorps, die Pommern, wandten sich jenseit des Flusses gegen Dohalicka und Dohalitz, eroberten die Dörfer und Waldstrecken der Niederung und setzten sich darin fest; sechs Stunden lang überschütteten 200 österreichische Kanonen sie mit Granaten, aber sie wichen nicht von der Stelle. Nicht minder bedrängt war die Lage des 4. Armeecorps, der Sachsen.



Plan des Schlachtfeldes von Königgrätz.

Von ihnen hatte die Division Horn Sadowa erobert und nach hartem Kampfe in einem Walde östlich von Sadowa sich festgesetzt; die Division Fransecky aber, auf den äußersten linken Flügel der Armee vorgeschoben, war nach der Erstürmung von Benatek in das heftigste Gefecht um den Wald von Maslowed verwickelt, südöstlich von Benatek, dessen Besitz sie in Verbindung mit der Division Horn bringen sollte. Bald drang sie mit dem Bajonnet in das Gehölz ein, ja es gab Augenblicke, wo sie es in Besitz hatte; dann aber wurde dasselbe mit einem solchen Hagel von Geschossen überschüttet, daß die Wirkung der Kugeln und herabgeschmetterten Baumäste fürchterlich war und es bei dem nächsten Vorstoß der Oesterreicher wieder verloren ging. Stunden lang behauptete sich die einzige Division gegen zwei feindliche Armeecorps, die allmählich gegen sie entwickelt wurden, ehe sie nach Benatek zurückgedrängt wurde. „Nicht weiter zurück!“ rief General von Fransecky seinen Leuten zu, „hier sterben wir!“

Der König, der in der Morgenfrühe schon 5 Stunden gefahren war, seiner siebzig Jahre nicht achtend, war um 8 Uhr bei Dub hinter Sadowa zu Pferde gestiegen. In einen

grauen Mantel gehüllt, nur mit dem Orden pour le mérite geschmückt, leitete er persönlich die Schlacht. Das 3. Armeecorps, die Brandenburger, das als Reserve hatte dienen sollen, wurde hervorgezogen, theils um Sadowa zu behaupten, theils um die hart bedrängte Division Horn zu unterstützen. Damit stand die gesammte Erste Armee im Feuer; sie behauptete sich in ihren Stellungen, aber vorwärts zu bringen vermochte sie der großen Uebermacht der Oesterreicher gegenüber die Schlacht nicht. Die österreichischen Jäger begrüßten Benedek mit fröhlichem Schwenken der Hüte: so entschieden schien ihnen schon ihr rechter Flügel im Siege. „Kinder, wartet bis morgen!“ antwortete er ihnen bedenklich; er wußte, wie nah ihm die andere Hälfte der preußischen Armee stand.

Der Sieg von Königgrätz. Bei Nacht in völlig unbekannter Gegend hatte Graf Finckenstein doch die fünf Meilen bis Königinhof in weniger als vier Stunden zurückgelegt; um 4 Uhr Morgens empfing der Kronprinz den Befehl zum Vorrücken der gesammten Zweiten Armee. Eine Stunde später schon hatte jedes Corps derselben die Ordre, mit Zurücklassung der Bagage und des Trains sobald wie möglich aufzubrechen: das 1. Corps, die Preußen, nach Groß-Bürglitz, die Garde nach Jericek, das 6. Corps, die Schlesier, nach Welchow; zwei Stunden später sollte das 5. Corps, die Posener, sich als Reserve nach Choteborek in Marsch setzen.

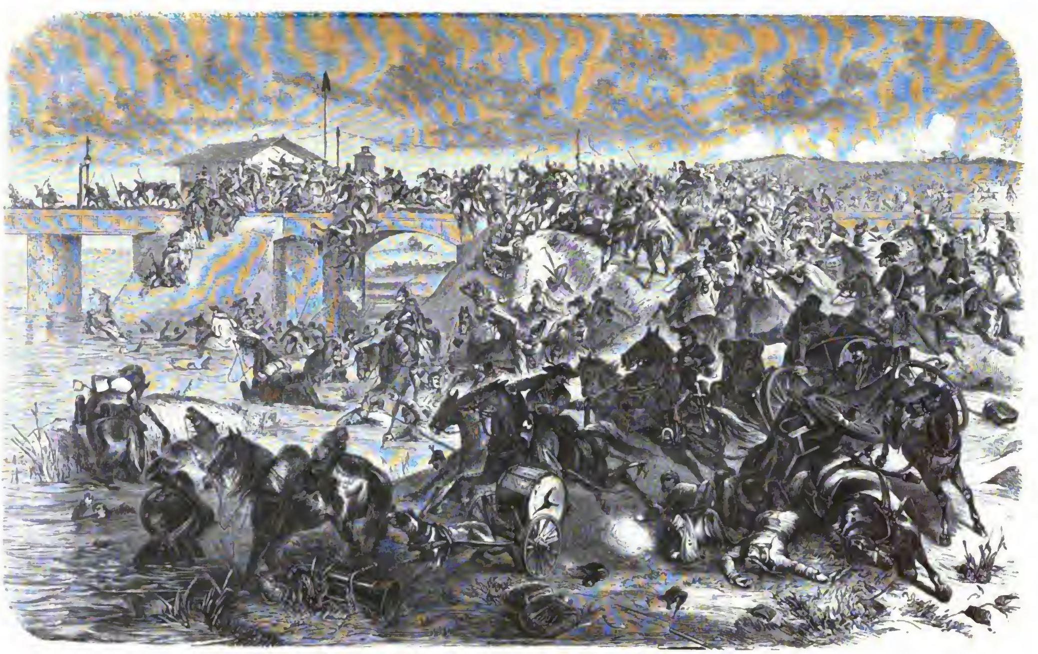
Trotz der grundlosen Wege, immer querfeldein marschirend, langte die 1. Gardedivision schon um 11¼ Uhr auf den Höhen von Choteborek an und ging sofort zum Angriff auf den äußersten rechten Flügel des Feindes bei Horzinowes vor. Dadurch wurde der Feind gezwungen, von seinem grimmigen Einstürmen auf Fransecky abzulassen und sich gegen den neuen Gegner zu wenden. Mit dem ersten Kanonenschuß der Garde — um 11¾ Uhr — veränderte sich das Antlitz der Schlacht.

Bald langte nun auch das 6. Corps unter General von Mutius auf dem Schlachtfelde an und richtete seinen Stoß gegen die offene rechte Flanke des Feindes. Benedek mußte vor diesem doppelten Angriff seinen rechten Flügel bis nach Sendraschitz zurücknehmen, so daß er fast rechtwinklig zu der Linie des Centrums zu stehen kam. Aber auch hier hielt er nicht Stand: Mutius nahm Sendraschitz und drängte ihn bis auf die Höhe von Chlum zurück.

Nun aber rückte auch im Verein mit der 1. Gardedivision Fransecky vor und eroberte Cistowes. Das 1. Corps unter General von Bonin traf ein, die Lücke zwischen der Ersten und Zweiten Armee völlig sichernd. Jetzt warf sich unter General Hiller von Gärtringen's Führung die Gardedivision auf die Hauptposition des Feindes, auf die Höhe von Chlum, von der ein mörderisches Geschützfeuer sie empfing. Allein mit todverachtender Kühnheit, Alles vor sich niederwerfend, stürmte die Garde vor; der tapfere Führer starb den Heldentod, aber Chlum wurde genommen. Viermal stürmten die österreichischen Kolonnen an, die verlorene Position der Garde wieder abzunehmen; viermal wurden sie in erbittertem Ringen zurückgeschlagen. Da kam die Avantgarde des 1. Corps zum Dank für Trautenau der hart bedrängten Garde zu Hülfe, und jetzt verzichteten die Oesterreicher darauf, Chlum wiederzunehmen.

Damit war die Kraft des Widerstandes der Oesterreicher gebrochen; das Artilleriefeuer ermattete, die Infanterie ging zurück. In einem einzigen ungeheuren Angriff rückte jetzt die ganze preußische Schlachtlinie vor, von Höhenzug zu Höhenzug die Oesterreicher vor sich hertreibend. Immer hastiger wurde der Rückzug der Besiegten; schon artete er hier und da in Flucht aus. Der König setzte sich selbst an die Spitze der gesammten Reservekavallerie der Ersten Armee; der Boden dröhnte unter der gewaltigen Masse der auf die Flüchtigen einsprengenden Reiter. Mit Todesverachtung warf sich, das Fußvolk zu retten, die österreichische Reservereiterei den heranjagenden Preußen entgegen: ein furchtbarer Zusammenstoß erfolgte; den Preußen blieb der Sieg. Erst die Nacht und die Kanonen von Königgrätz setzten der Verfolgung ein Ziel. Ein Theil der österreichischen Reiter entkam südwärts nach Pardubitz; das flüchtige Fußvolk rettete sich über die Elbe ostwärts hinter Königgrätz.

Die größte Schlacht des neunzehnten Jahrhunderts war geschlagen; mehr Kämpfer als in der Völkerschlacht bei Leipzig hatten bei Königgrätz gegen einander im Feuer gestanden.



Rückzug der österreichischen Nordarmee nach der Schlacht bei Königgrätz. Zeichnung von A. Beck.

Etwas über 9000 Mann kostete die Preußen ihr glänzender Sieg; aber der Verlust der Oesterreicher belief sich auf 44,200 Mann, worunter 9800 Gefangene. An Kampfstrophäen fielen dem Sieger 5 Fahnen, 160 österreichische, 1 sächsische Kanone und eine ungeheure Menge von Kriegsmaterial in die Hände.

Am Abend beritt König Wilhelm einen Theil des Schlachtfeldes, um seine Truppen zu begrüßen. Mit Jubel empfingen sie, wo er sich zeigte, ihren Kriegsherrn, der, den ganzen Tag im Sattel, mehrmals im dichten Granatfeuer, die Mühen und Anstrengungen wie die Gefahren des Tages mit ihnen getheilt hatte, und drückten und küßten ihm, sich herzudrängend, die Hände. Es war schon spät, als er auf der Wiese nordöstlich von Problus mit seinem Sohne, dem Kronprinzen, zusammentraf. Herzlich umarmten sie sich, und in sichtlicher Bewegung nahm der König den eigenen Orden pour le mérite und hängte ihn dem siegbekränzten Sohne um.

Der Vormarsch der Preußen gegen Wien. Nach den ununterbrochenen Anstrengungen des „siebentägigen" Krieges bedurfte die siegreiche Armee der Ruhe. Sie nahm daher erst am 6. Juli die Verfolgung des Feindes auf: die Elbarmee über Iglau, die Erste Armee über Brünn rückten direkt auf Wien los, die Zweite Armee dagegen wandte sich zunächst nach Olmütz.

In dem verschanzten Lager vor Olmütz hatte Benedek mit seinen schwer getroffenen Corps Zuflucht gesucht, indem er nur das Corps von Gablenz und die Kavalleriedivision des Prinzen von Schleswig-Holstein über Brünn nach Wien entsandte, um den Bau der Florisdorfer Schanzen vor Wien und damit den Donauübergang zu decken.

Schon am 4. Juli hatte der Kaiser Franz Joseph Venetien endgiltig an Napoleon abgetreten; nun waren die französischen Gesandten im preußischen Hauptquartier wie in Wien geschäftig, ein Friedensabkommen einzuleiten; Oesterreich bat um Waffenstillstand. Preußen indeß lehnte ihn ab; denn schon war die österreichische Südarmee aus Italien im Anmarsch, um an der Donau mit der Nordarmee unter dem gemeinsamen Oberbefehl des Erzherzogs Albrecht sich gegen die Preußen zu vereinigen; und auf die Vorbedingung der Waffenruhe, daß sämmtliche Truppen während derselben ihre Bewegungen einzustellen hätten, weigerte sich Oesterreich einzugehen.

Drei Corps der Nordarmee waren schon auf der Eisenbahn von Olmütz nach Wien befördert worden, als auch schon die Spitzen der preußischen Zweiten Armee in das Marchthal vordrangen. Die Brigade Malotki vom 1. Armeecorps warf sich am 15. Juli auf die langen Kolonnen des auf der Chaussee aus Olmütz südwärts ziehenden Feindes und erstürmte das Dorf Tobitschau an der Blatta, während preußische Kavallerie bei Biskupitz etwas weiter flußaufwärts sogar das Flüßchen überschritt. Zwanzig österreichische Geschütze in langer Linie eröffneten ein heftiges Kartätschenfeuer gegen die Verwegenen; allein zwei Schwadronen des 5. Kürassierregimentes ritten im sausenden Galopp mitten hinein zwischen die feuernden Geschütze, eroberten 18 davon und brachten sie mit voller Bespannung und Bedienung im Triumphe zu ihrem Regimente. Die Oesterreicher zogen sich infolge dessen nach Olmütz zurück, und die Preußen fuhren auf der Chaussee ihre Geschütze auf, die Straße völlig verlegend. Selbst bis nach der wichtigen Eisenbahnstation Prerau machten sie einen Vorstoß. Benedek überschritt daher in Gewaltmärschen auf dem Jawornikpaß die kleinen Karpaten, um das Waagthal hinab zur Donau zu gelangen.

Unterdessen sahen die Preußen der beiden anderen Armeen schon jenseit der Donau den Wiener St. Stephansthurm: die Spitzen der Elbarmee waren bis Stockerau, drei Meilen von Wien, die der Ersten Armee bis Genserndorf, vier Meilen von Wien, gelangt. Das 4. Armeecorps hatte Prinz Friedrich Karl bis Stampfen gegen die kleinen Karpaten nach Preßburg zu vorgeschoben. Vor Preßburg stand das 2. österreichische Corps unter Graf Thun und die Brigade Mondl vom 10. Corps, den Preußen den Weg nach Ungarn hinein zu verlegen. Am 22. Juli rückte General von Fransecky, der an diesem Tage das Armeecorps führte, gegen die Feinde vor, sandte die 4. Brigade unter General von Bose links über die Karpaten dem Gegner in die Flanke und hielt durch einen heftigen Artilleriekampf bei Blumenau die

Oesterreicher in ihren Stellungen fest, bis Bose zur Stelle wäre. Dieser hatte in äußerst beschwerlichem Marsche das Gebirge überschritten und die von Schleswig her berühmte Brigade Henriquez, welche am Paßausgange sich ihnen entgegengestellt, auf Preßburg zurückgeworfen. So waren die Oesterreicher zwischen zwei Feuer genommen, ihre Vernichtung zweifellos: als um Mittag österreichische Parlamentäre erschienen und verkündeten, daß soeben eine fünftägige Waffenruhe für beide Heere begonnen habe. Das Gefecht mußte abgebrochen werden, und an der Front Bose's vorüber gingen die Oesterreicher nach Preßburg zurück.

Die Meldung war richtig: zur Einleitung der Friedensverhandlungen war die Waffenruhe abgeschlossen worden; am 26. Juli wurden in dem preußischen Hauptquartier in Nikolsburg die Friedenspräliminarien unterzeichnet und ein Waffenstillstand von vierwöchentlicher Dauer verkündigt. König Wilhelm machte Halt in seinem Siegeszuge: er kehrte nach Berlin zurück, von dem brausenden Jubel seines Volkes empfangen.

Der Feldzug am Main. Mit Widerstreben nur wendet sich der Blick von der Donau zum Main hinüber, wo Preußen mit seinen deutschen Gegnern zu kämpfen hatte: Deutsche gegen Deutsche, zwar nicht zum ersten, aber, will's Gott, zum letzten Male in der deutschen Geschichte.



Eduard Vogel von Falckenstein.

Württemberg, Baden, Kurhessen und Hessen-Darmstadt, Nassau und Frankfurt hatten ihre Kontingente aufgeboten; es war das 8. Bundesarmeecorps unter dem Befehle des Prinzen Alexander von Hessen, verstärkt durch sieben Bataillone Oesterreicher. In gleicher Stärke stand das bayerische Heer neben ihm unter dem Prinzen Karl von Bayern, der auch über jenes mit den Oberbefehl führte: eine stattliche Armee von 100,000 Mann, tapfer und ausdauernd, aber ohne festen inneren Zusammenhalt und ohne Begeisterung für die Sache, die sie verfocht.

Preußen, alle seine Kräfte gegen Oesterreich zusammenfassend, hatte nicht mehr als 47,000 Mann dem Bundesheere entgegenzustellen, großentheils schnell zusammengeraffte Truppen, deren Kern das 7. Armeecorps, Westfalen, bildete. Führer dieser preußischen „Mainarmee" war der General Vogel von Falckenstein; die drei Divisionen, aus denen sie bestand, befehligten die Generale Manteuffel, Göben, Beyer.

Das nächste Ziel der Bayern war gewesen, den Hannoveranern die Hand zu reichen; sie waren aber erst mit ihren Spitzen bis Meiningen gelangt, als die Katastrophe von Langensalza eintrat. In Suhl empfing Prinz Karl am 30. Juni die Nachricht davon. Jetzt gab er den Vorstoß nach Norden auf, beschloß vielmehr mit dem in der Wetterau stehenden 8. Bundescorps sich zu vereinigen, um dann mit ungeheurer Uebermacht die Preußen zu erdrücken. Allein Falckenstein kam ihm zuvor: er schob sich in die Mitte der beiden Armeen, sie weit von einander haltend, indem er ebenso kühn wie geschickt bald der einen, bald der andern die Stirn bot und durch nachträgliche Vorstöße sie nöthigte, immer weiter südwärts auszuweichen. Bei Dermbach traf Göben am 4. Juli die Bayern und zwang sie, bis hinter die fränkische Saale zurückzugehen, während zugleich die Kunde von dem preußischen Siege bei Königgrätz die Bundestruppen bis nach Frankfurt zurückscheuchte. In sehr schwierigen Märschen

überschritt nunmehr die Mainarmee das Rhöngebirge und erschien in der rechten Flanke der Bayern. Manteuffel griff sie am 10. Juli links bei Waldaschach, Beyer rechts bei Hammelburg an; im Centrum bei Kissingen entspann sich zwischen Göben und dem tapferen bayerischen Generalstabschef von der Tann ein heftiger Kampf: er endigte damit, daß die Preußen die Stadt erstürmten und mit dem Bajonnet von den Höhen im Osten der Stadt den Feind zurückwarfen.

Nach dieser Niederlage gingen die Bayern bis Schweinfurt und Würzburg zurück. Falckenstein wandte sich daher, in höchst anstrengenden Märschen den Spessart übersteigend, gegen die Bundesarmee. Indessen diese, auf dem Marsche sich mit den Bayern zu vereinigen, kam ihm entgegen und besetzte die Défilés, welche aus dem Gebirge herausführen. So sahen sich die Preußen bei ihrem Austritt aus dem Gebirge unversehens bei Laufach am 13. Juli von den Hessen angegriffen; allein trotz ihrer Ermüdung warfen sie den Feind blutig zurück und besetzten Laufach. Am folgenden Tage erneuerte sich bei Aschaffenburg der Kampf: die Preußen warfen die ihnen gegenüberstehenden Oesterreicher und Hessendarmstädter auf die Stadt zurück und eroberten im blutigen Straßenkampfe diese. Infolge dessen zogen die Bundestruppen südwärts über den Odenwald von dannen, und Falckenstein hielt am 16. Juli in Frankfurt seinen Einzug, indem er dem Könige meldete: „Die Länder nördlich vom Main liegen Ew. Majestät zu Füßen."

Die Bewältigung Süddeutschlands. Der Befehl des Königs berief Falckenstein aus der alten Bundesstadt zum Gouverneur von Böhmen. Die Führung der auf 60,000 Mann verstärkten Mainarmee erhielt Manteuffel, dessen bisherige Division der General von Flies übernahm.

Am 21. Juli brach Manteuffel von Frankfurt auf und führte mitten in dem gebirgigen Terrain des Odenwaldes eine geschickte Linksschwenkung aus, um an den Tauber zu gelangen, hinter dem die süddeutschen Truppen des Bundescorps Stellung genommen hatten. Am 23. warf Flies die Badener zurück, welche, wie es schien, einen ernstlichen Kampf meiden wollten. Am folgenden Tage ging Manteuffel zum Angriff auf die Tauberlinie vor. Nach kurzem Kampfe nahm Flies den Hessen Wertheim, Göben den Badenern Werbach, General von Wrangel, welcher Göben's Avantgarde führte, den Württembergern Tauberbischofsheim ab. Allein am Nachmittage erneuerten die Württemberger den Kampf um Tauberbischofsheim: fünfmal griffen sie es an, ohne es jedoch wiedergewinnen zu können.

Jetzt zog sich das gesammte Bundescorps auf das bewaldete Plateau von Gerchsheim, halbwegs zwischen Tauberbischofsheim und Würzburg, zurück, während nur eine Meile entfernt bei Helmstadt die Bayern standen. Dennoch zögerte Manteuffel nicht, am 25. Juli den ihm weit überlegenen Gegner anzugreifen: Göben ging gegen Gerchsheim, Beyer gegen Helmstadt vor, Flies blieb als Reserve bei Wertheim stehen. Beide Angriffe waren erfolgreich: das Bundescorps wurde auf Würzburg zurückgeworfen, und auch der linke Flügel der Bayern trotz tapferer Gegenwehr zurückgedrängt. Am folgenden Tage nimmt Flies im Verein mit Beyer den Kampf auch gegen den rechten bayerischen Flügel auf: auch dieser weicht bei Uettingen und Roßbrunn und zieht sich hinter den Main zurück. Bei Rottendorf unweit Würzburg konzentrirt sich nun die süddeutsche Macht. Die Mainarmee rückt ihnen nach und eröffnet ein heftiges Feuer gegen die Feste Marienberg, die Citadelle von Würzburg.

So die Mainarmee in der Front, sehen sich die Süddeutschen von einem neuen Gegner in der Flanke bedroht. In Leipzig war das 2. Reserve-Armeecorps, 21,000 Mann stark, gebildet worden. Der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin führte es heran, nachdem er durch das Gefecht bei Seybottenreuth den Weg nach Bayern hinein sich geöffnet hatte. Schon besetzte seine Avantgarde am 30. Juli Nürnberg: auf der alten Hohenzollernburg wurde die preußische Fahne aufgezogen: noch wenig Märsche und der Großherzog reichte Manteuffel die Hand. Da wurde wie auf dem östlichen Kriegsschauplatze an der Donau, so auch auf dem westlichen am Main Waffenstillstand geschlossen: Würzburg wurde als Friedenspfand den Preußen übergeben, und das Bundesarmeecorps löste sich auf, indem die einzelnen Kontingente von ihren Landesherren heimgerufen wurden. Sie nahmen die

Erkenntniß mit, daß alle Tapferkeit gegen die überlegene Führung und militärische Ausbildung der Preußen nichts vermöchte; sie begriffen, was ihnen noth that.

Der Krieg in Italien. Der Kriegserklärung Victor Emanuel's an Oesterreich folgte nach zwei Tagen — am 22. Juni — der Einmarsch der italienischen Armee in Venetien unter dem persönlichen Oberbefehle des Königs. Gegen 250,000 Mann stark sollte sie mit drei Corps mitten durch das Festungsviereck hindurch nach der Etsch vordringen, während Cialdini das 4. Corps über den untern Po gen Norden führen sollte, um auf dem linken Etschufer mit der Hauptarmee sich zu vereinigen. Die österreichische Südarmee unter dem Kommando des Erzherzogs Albrecht, das 5., 7. und 9. Armeecorps umfassend, zählte nur etwa 100,000 Mann, aber sie hatte an den Festungen Verona, Peschiera, Mantua und Legnago die stärksten Stützpunkte.

Am Abend des 22. Juni überschritten die Italiener den Mincio und rückten langsam, ohne Widerstand zu finden, vor. Von Verona her zog ihnen indeß der Erzherzog mit seinem ganzen Heere entgegen. Zwischen Verona und Peschiera erhebt sich schroff ein zerklüftetes Bergterrain, mit zahlreichen Schluchten und vereinzelten Berggruppen durchsetzt, das der vielgewundene Tione durchströmt. An dem südöstlichen Abfalle des Höhenterrains liegen Custozza und Somma Campagna. Die Italiener hatten es versäumt, bei ihrem Vormarsche die Höhen zu besetzen. Geschickt benutzte der Erzherzog den Fehler des Gegners und brachte seine Armee in eine sehr günstige Flankenstellung, aus der er am 24. Juni Morgens um 7 Uhr in der ganzen Frontlinie zum Angriff gegen die Italiener vorrückte. Trotz der glühenden Hitze und der Schwierigkeit des Terrains wehrten die Italiener den Angriff mit größter Tapferkeit ab; erst um 3 Uhr Nachmittags begann ihr linker Flügel zu weichen. Auf dem rechten Flügel indeß schwankte der Kampf um die starke Höhenposition von Custozza noch völlig unentschieden. Allein das siegreiche Vordringen seines rechten Flügels machte es dem Erzherzog möglich, mit den Truppen desselben seinen linken zu verstärken: nun erst gelang es, Abends um 7 Uhr, den Italienern Custozza zu entreißen und damit die Schlacht zu entscheiden.

Zwar hatte nur die Hälfte der italienischen Armee, das 1. und 3. Corps, da das 2. noch weit zurück war, an dem Kampfe Theil genommen; dennoch war es nothwendig, um die Armee zu retabliren und zu verstärken, sie bis hinter den Oglio zurückzuführen. Infolge dessen trat zwischen den beiden Armeen eine längere Waffenruhe ein. Erst die Nachricht von dem glänzenden Siege der Preußen bei Königgrätz wurde für Italien das Signal, den Kampf wieder zu beginnen. Cialdini drang mit dem 4. Corps bis zur Brenta vor: es galt die Eroberung von Südtirol. Mit großem Erfolge kämpfte die Abtheilung des Generals Medici gegen die vortrefflichen tiroler Scharfschützen: am 23. Juli schlug er sie bei Levico, 2 Meilen östlich von Trient. Mit ihm sollte vom Westen her Garibaldi zusammen operiren, der mit 30,000 Freischärlern westlich vom Gardasee in das tirolische Judicarienthal eingebrochen war. Aber der Alte zeigte sich den wohlgeübten Vertheidigern gegenüber seiner Aufgabe gar nicht gewachsen: noch nicht ganz 3 Meilen weit vermochte er in das Thal vorzudringen. Von einer Eroberung Südtirols, das Italien sehnlichst zu gewinnen strebte, war nicht die Rede, als der Waffenstillstand von Nikolsburg, auch auf Italien ausgedehnt, allen kriegerischen Operationen ein Ziel setzte.

Aber auch zur See erfüllten sich die Hoffnungen Italiens nicht. Es hatte im Hafen von Ancona eine stattliche Kriegsflotte von 10 Panzer- und 13 Holzschiffen liegen; allein der Krieg war fast vorüber, bevor sie in Aktion trat. Erst am 17. Juli verließ sie unter Admiral Persano den Hafen, um die Insel Lissa an der dalmatischen Küste zu besetzen. Noch lag sie vor der Insel, mit der Beschießung der Forts und der Strandbatterien beschäftigt, als auch schon am 20. Juli die österreichische Flotte unter dem Vizeadmiral von Tegetthoff, 25 Segel stark, zur Hülfe herbeieilte. Sofort dampfte Persano dem nahenden Feinde auf offenem Meere entgegen; der Kampf begann. Aber die Geschützausrüstung der Oesterreicher war besser und ihre 7 Panzerschiffe stärker konstruirt als die italienischen. Das größte Panzerschiff der Italiener, der „König von Italien“, wurde von dem österreichischen Widder „Erzherzog Max“ in den Grund gebohrt, und das italienische Panzerkanonenboot „Palestro“

in die Luft gesprengt. Die Oesterreicher begnügten sich mit diesem Erfolge und kehrten auf die Rhede von Fasana zurück; die Italiener blieben infolge dessen die Nacht hindurch vor Lissa liegen; dann suchten auch sie wieder den Hafen von Ancona auf.

Trotz ihres Mißerfolges bestanden indessen die Italiener auf der Abtretung nicht blos von Venetien, sondern auch von Südtirol. Oesterreich jedoch, nicht gesonnen, Südtirol aufzugeben, warf entschlossen bedeutende Truppenmassen wieder an seine Südgrenze: fast schien es, als sollte der schon erloschene Krieg noch einmal aufflackern. Erst der nachdrücklichen Einsprache Preußens und Frankreichs gelang es, Italien zur Räumung der besetzten Striche Südtirols zu bestimmen, so daß nunmehr auch zwischen Oesterreich und Italien am 12. August ein definitiver Waffenstillstand auf vier Wochen zu Stande kam.

Die Friedensschlüsse. Am 3. Oktober 1866 folgte dem Waffenstillstande der Frieden zwischen Oesterreich und Italien, in **Wien** abgeschlossen. Seine Bestimmungen ergaben sich völlig aus der Situation. Unter dem erschütternden Eindrucke der Niederlage von Königgrätz hatte Kaiser Franz Joseph Venetien an Napoleon abgetreten. Dieser erklärte sich bereit, es an Italien zu überlassen, wenn das die Venetianer wünschten. Eine Volksabstimmung ergab den einhelligen Wunsch: auf dem Markusplatze in der herrlichen Lagunenstadt nahm Victor Emanuel die Huldigung seiner neugewonnenen Unterthanen entgegen. Der italienisch redende Theil von Tirol dagegen blieb Oesterreich erhalten, das dafür jedoch sich zur Anerkennung des Königreichs Italien bequemen mußte: womit es öffentlich vor Europa der so lange geübten in direkten Oberherrschaft über Italien entsagte.



Wilhelm von Tegetthoff.

Viel schwerer indessen noch als dies kam es Oesterreich an, der Oberherrschaft über Deutschland zu entsagen, indem es nach der Forderung Preußens aus dem Deutschen Bunde ausschied. Denn in der bisher geübten Beherrschung des Deutschen Bundes sah es mit Recht ein Fundament seiner europäischen Machtstellung wie seiner inneren Staatseinheit dem zwieträchtigen Völkergemisch seines großen Reiches gegenüber. Mit unerschütterlicher Festigkeit aber hielt Preußen an dieser seiner obersten Forderung fest: denn nur nach dem Ausscheiden Oesterreichs konnte sich Deutschland national gestalten. Das eben war es, warum der gewaltige Krieg geführt war: eine Nationalbestrebung im höchsten Sinne des Wortes. Nur erst nachdem Oesterreich in diese Forderung gewilligt, unterzeichnete König Wilhelm die Friedenspräliminarien und den Waffenstillstand.

Auf Grund dieser Präliminarien von Nikolsburg wurde dann am 23. August zu **Prag** der Frieden zwischen Preußen und Oesterreich abgeschlossen. In demselben verpflichtete sich Oesterreich, „seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Betheiligung des österreichischen Kaiserstaates“ zu geben (Art. II.), sein Mitbesitzerrecht an Schleswig-Holstein dem Könige von Preußen abzutreten, jedoch mit der Einschränkung, daß „falls die nördlichen Distrikte von Schleswig durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark

vereinigt zu werden, sie an Dänemark abgetreten werden sollten", endlich an Preußen 20 Millionen Thaler Kriegskosten zu zahlen. Damit also hatte Preußen freie Hand für die Neugestaltung Deutschlands gewonnen.

Die deutschen Gegner in den Prager Frieden einzuschließen, lehnte Preußen ab, ebenso wie in gemeinsame Verhandlung mit ihnen zu treten. Denn der Bundestag hatte sich vor den siegreichen preußischen Waffen aus Frankfurt nach Augsburg geflüchtet und dort im Gasthaus zu den drei Mohren, die schwarzrothgoldene Fahne aufhissend, noch weiter zu tagen versucht. Preußen aber anerkannte ihn seit dem 14. Juni überhaupt nicht mehr. So mußten denn die süddeutschen Staaten einzeln in Berlin um Frieden bitten. Sie erhielten ihn: Württemberg am 13., Baden am 17., Bayern am 22. August, Hessen-Darmstadt am 3. September. Preußen begnügte sich damit, ihnen die Kosten des Krieges aufzulegen: Württemberg 8, Baden 6, Bayern 30, Hessen-Darmstadt 3 Millionen Gulden und von Bayern und Hessen-Darmstadt geringfügige Gebietsabtretungen zur besseren Verbindung des eigenen Gebietes zu verlangen, von jenem den Kreis Orb, von diesem den Kreis Biedenkopf.



Aus der Seeschlacht bei Lissa.

Außerdem mußte Hessen-Darmstadt die eben erst ererbte Landgrafschaft Hessen-Homburg an Preußen überlassen. Den Abschluß machte der Frieden mit Sachsen am 21. Oktober: es hatte an Kriegskosten 10 Millionen Thaler zu erlegen. Auch mit Meiningen und Reuß-Greiz wurde Frieden geschlossen; nur mit Liechtenstein, das eine Armee von 90 Mann, freilich erst gegen Ende Juli, Oesterreich zu Hülfe gesandt hatte, hielt es Preußen nicht der Mühe für werth.

Das Königreich Hannover, das Kurfürstenthum Hessen, das Herzogthum Nassau und die freie Stadt Frankfurt wurden dem preußischen Staate einverleibt. Dazu kam auf Grund des Wiener und des Prager Friedens Schleswig-Holstein: im Ganzen ein Gebietszuwachs von 1300 Quadratmeilen mit $4^4/_5$ Millionen Einwohnern, welcher endlich die Schädigung, die Preußen auf dem Wiener Kongresse erfahren hatte, ausglich. Jetzt erst erhielt Preußen ein zusammenhängendes, leidlich abgerundetes Gebiet mit Küstenstellung an beiden deutschen Meeren.

Es war seine brave Armee, der Preußen diese großen Erfolge verdankte. Tapfere Gegner — wer wollte es verkennen? — hatten an der Elbe wie am Main ihr gegenübergestanden. Aber die Preußen hatten sich ihnen überlegen gezeigt in der Energie und Schnelligkeit des Handelns, in der trefflichen und sorgfältigen Vorbereitung auf einen großen Krieg,

in der guten Führung und staunenswerthen Leistungsfähigkeit der Truppen. Das Zündnadelgewehr, die bessere Waffe der preußischen Infanterie, entschied eben so wenig, wie die gezogenen Kanonen der Oesterreicher, denen Preußen noch zu drei Fünfteln nur glatte Vorderlader entgegenzustellen hatte: was den Ausschlag gab, war die intelligentere Tapferkeit der Preußen, deren nur „ein Volk in Waffen" fähig ist.

Die „Indemnität". Unterdeß vollzog sich auch ein Friedensschluß, der schönste von allen, in wahrhaft versöhnender Weise, der Friedensschluß zwischen der preußischen Regierung und Volksvertretung.

„Wenn Bismarck siegt, sind wir verloren", sagte beim Ausbruche des Krieges ein hervorragender Fortschrittsmann. Das Wort wurde wahr, freilich in ganz anderer Art, als es gemeint war. Mit dem Kriege, als Preußen mit seiner nationalen Politik Ernst machte, erhob sich der alte kriegerisch-patriotische Geist des preußischen Volkes: wie nichtig erschien der Parteienhader jetzt, wo die Ehre Preußens, vielleicht seine Existenz auf dem Spiele stand! Und wie trefflich bewährte sich vom ersten Kriegstage an die so erbittert angefochtene Heeresreorganisation! Auf den 3. Juli standen die Neuwahlen zu dem im Mai aufgelösten Abgeordnetenhause an; das Ergebniß war, daß die Fortschrittspartei über 100 Sitze in dem Hause verlor: das Volk sagte sich los von der Führung der stets verneinenden Partei.

Welch ein verändertes Antlitz zeigte das neu gewählte Haus! Wol wäre es an sich geneigt gewesen, den „Konflikt" zu vergessen. Aber hochherzigen Sinnes that der König Wilhelm den entscheidenden Schritt zur Versöhnung entgegen. Er erließ eine Amnestie und kündigte in der Thronrede, mit welcher er am 5. August den Landtag eröffnete, an, daß die Landesvertretung wegen der ohne Staatshaushaltsgesetz während der letzten Jahre geführten Verwaltung um „Indemnität" werde angegangen werden. Der ruhmgekrönte Sieger, nach den glänzendsten Erfolgen das Budgetrecht der Landesvertretung unumwunden anerkennend, bat für das Vergangene um Nachsicht!

Damit war ein Fundament des festen Vertrauens gegeben, wie es nunmehr vom ersten Tage an das Abgeordetenhaus gegen das Ministerium zeigte. Es nahm mit 230 gegen 75 Stimmen am 3. September die Indemnitätsvorlage an und übergab damit das Vergangene der Vergessenheit; es bewilligte mit 230 gegen 83 Stimmen am 25. September der Regierung einen außerordentlichen Kredit von 60 Millionen Thaler für Militär und Marine; es bestimmte, die Vertheilung dem Könige überlassend, ein Summe von $1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler zu Dotationen für Graf Bismarck „in Anerkennung der von ihm so erfolgreich geleiteten auswärtigen Politik", für den Kriegsminister Roon und die Generale Moltke, Herwarth von Bittenfeld, Steinmetz und Vogel von Falckenstein; es genehmigte die Annexion der neuen Provinzen und ertheilte endlich der Regierung bis zum 1. Oktober 1867, wo die preußische Verfassung in den neuen Landestheilen eingeführt werden sollte, eine Art Diktatur.

Die Verhandlungen über die Indemnität hatten zu Tage gebracht, daß durch die Fortschrittspartei selbst ein tiefer Riß ging. Einige zwanzig Mitglieder derselben traten infolge dessen aus der Partei aus; Liberale gemäßigter Richtung schlossen sich diesen an. So entstand die „national-liberale" Partei, bald erheblich vermehrt durch die liberalen Abgeordneten aus den neuen Provinzen, bestrebt, eine Stütze der nationalen Politik Preußens zu sein.

Der Norddeutsche Bund. Schon im Prager Frieden war die Umwandlung wenigstens des nördlichen Deutschland bis an den Main aus einem Staatenbunde in einen Bundesstaat in Aussicht genommen, und Sachsen wie Hessen-Darmstadt hatten in den Berliner Friedensschlüssen die Verpflichtung auf sich genommen, jenes ganz, dieses für Oberhessen in den geplanten Norddeutschen Bundesstaat einzutreten.

Schon am 15. Dezember legte Preußen den verbündeten norddeutschen Regierungen den Entwurf einer Bundesverfassung vor; mit wenigen Aenderungen wurde er angenommen. Am 24. Februar 1867 trat dann der aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgegangene Reichstag des Bundes zusammen, um über den Verfassungsentwurf Beschluß zu fassen. Mit patriotischem Ernst ergriffen die in ihm versammelten Männer ihre Aufgabe. Freilich ging er Manchen in

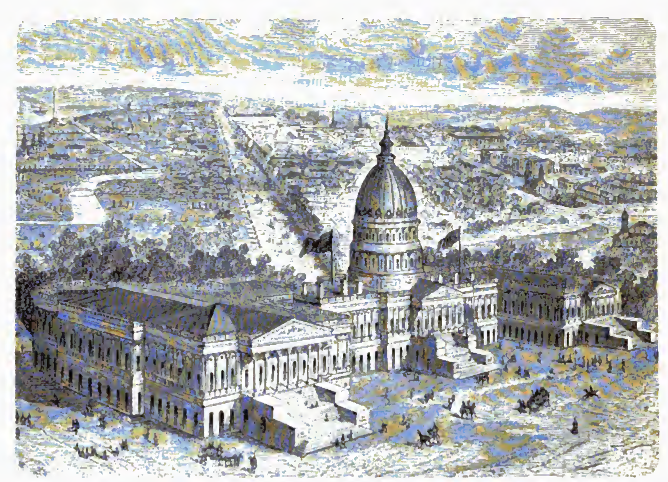
der Einigung nicht weit genug, denn die preußische Regierung hatte es für ihre Aufgabe gehalten, „ein geringstes Maß derjenigen Zugeständnisse zu finden, welche die Einzelstaaten der Allgemeinheit machen müssen, wenn diese Allgemeinheit lebensfähig werden soll“; Anderen dagegen, die partikularistisch gesinnt waren, ging er wieder zu weit. Aber bei dem guten Willen, welcher dem Entwurfe entgegengebracht war, wurde eine Ausgleichung gefunden, wie auch betreffs solcher Bestimmungen, bei denen die Bundesregierungen und der Reichstag abweichender Auffassung waren. So wurde denn schon im April die Bundesverfassung mit großer Mehrheit von dem Reichstage angenommen. Gegen den Norddeutschen Bund stimmte nur die Mehrheit der Fortschrittspartei und etliche Partikularisten.

Am 17. April wurde die Bundesverfassung feierlich verkündigt. Sie legte den Oberbefehl über die gesammte norddeutsche Wehrkraft in Preußens Hände, außerdem die diplomatische Vertretung des Bundes im Auslande, das Konsulatswesen, die Verwaltung der Post und Telegraphie. Ein gemeinsames Heimatsrecht ward begründet, Gleichheit der Handelsgesetzgebung, des Münz- und Gewichtssystems. Im Uebrigen aber waltete jeder Staat frei über seine inneren Angelegenheiten; wie denn innerhalb des Bundes Preußen sich begnügte, ein Partikularstaat zu sein wie jeder andere. Aber die realen Machtverhältnisse gaben von selbst ihm den Ausschlag. Bundesorgane waren der Reichstag als Vertreter der Nation in ihrer Einheit und der Bundesrath als Vertreter der Einzelstaaten und ihrer Dynastien.

Immer aber umfaßte die neue Organisation nur die Nordhälfte Deutschlands, während das Sehnen des Volkes auf die Einigung des ganzen Vaterlandes ging. Wiederholt beantragte Baden seine Aufnahme in den Norddeutschen Bund: sie mußte abgelehnt werden. Denn der Prager Frieden gab nur die Verbindung mit der Vereinigung der süddeutschen Staaten, aber nicht mit den einzelnen Staaten frei. Auf das Verlangen Napoleon's war dieser süddeutschen Vereinigung in dem Frieden eine internationale Stellung im voraus zugesagt; allein die Vereinigung kam nicht zu Stande. Dennoch waren Fäden vorhanden, den Süden mit dem Norden zu verknüpfen. An die Stelle der früheren Konferenzen des Zollvereins trat der „Zollbundesrath“ und das „Zollparlament“, eine Einigung auf dem Gebiete der materiellen Interessen anbahnend. Und ganz in der Stille hatte Preußen bei den Berliner Friedensverhandlungen mit Bayern, Württemberg und Baden ein Schutz- und Trutzbündniß, mit Hessen-Darmstadt eine Militär-Konvention geschlossen: Verträge, welche die gesammte Wehrkraft der süddeutschen Staaten für den Kriegsfall unter den Oberbefehl Preußens stellten. Der Main war überbrückt, ein Unterbau zur Einigung ganz Deutschlands gelegt. Schon war Deutschland in den Stand gesetzt, wie König Wilhelm mit Genugthuung am 17. April 1867 es aussprechen konnte, „durch seine Gesammtkraft seinen Frieden, sein Recht und seine Würde zu vertreten.“ Nur ein Weniges noch hatten die Deutschen auf die Vollendung ihrer Einheit zu warten, in der den Enkeln ward, was Väter und Großväter mit heißem Sehnen erstrebt hatten.



Siegel des Norddeutschen Bundes.



Das Kapitol in Washington.

Der nordamerikanische Bürgerkrieg.

Die große wirthschaftliche und soziale Verschiedenheit der südlichen und nördlichen Staaten der nordamerikanischen Union schloß eine Gefahr für die Union selbst unverkennbar in sich. Schon 1832 kam es fast infolge der leidenschaftlichen Agitation John Calhoun's in Südcarolina zum Zerreißen des gemeinsamen Bandes; nur mit Mühe wurde der klaffende Spalt zwischen dem Norden und Süden durch ein Kompromiß mehr verdeckt als geschlossen.

Es war die „Sklavenfrage“, welche beide trennte, im Grunde eine Geld- und Machtfrage, die darauf hinauslief, welche der beiden Staatengruppen, da eine Aussöhnung und Ausgleichung der Verhältnisse unmöglich war, über die andere herrschen solle (B. VII. S. 624). Der Süden, hauptsächlich Baumwolle im Großbetriebe produzirend, war für Freihandel, der industrielle Norden für Schutzzoll; der Süden bedurfte vermehrter Arbeitskräfte, um durch landwirthschaftliche Industrie die Bodenrente zu steigern; der Norden aber, voll Furcht das große Absatzgebiet der Südstaaten für seine Industrieerzeugnisse zu verlieren, wollte um jeden Preis die industrielle Hebung des Südens verhindern.

Das Uebergewicht der Demokraten. Indessen auch in den Nordstaaten hielten es Viele, theils aus Ueberzeugung, theils aus Interesse mit der Sache des Südens. Sie nahmen ebenso wie die Südstaaten den Namen der Demokraten für sich in Anspruch, während der Name der Republikaner, im Anfange des Jahrhunderts noch gleichbedeutend mit dem der Demokraten, allmählich für die Gegner der Südstaaten in Anwendung kam.

Von Jahr zu Jahr indeß wurde die Lage der Südstaaten ungünstiger. Sklaveneinfuhr war seit 1808 verboten; Arbeitskräfte wuchsen ihnen also nur aus der sehr langsamen Vermehrung der Sklaven zu, bei weitem nicht in dem Grade, wie sie derselben für die Ausbeutung des Bodens bedurften. Die europäische Einwanderung aber, seit 1848 reichlich einströmend, richtete sich fast ausschließlich nach den Nordstaaten, deren Klima, soziale und Erwerbsverhältnisse dem Deutschen und Engländer bei weitem zusagender waren. So hob sich denn,

während die Schale der Demokraten sank, mehr und mehr in der Wage diejenige der Republikaner. Und in dem Gefühle rasch wachsender Kraft erhoben sie sich zu dem Gedanken, den Gegnern den Todesstoß durch Aufhebung der Sklaverei, auf welcher der Plantagenbetrieb im Süden beruhte, zu versetzen: mußten dann nicht die 4 Millionen Sklaven, welche nur der Zwang auf den Plantagen festhielt, zum größten Theile, sobald der Zwang fiel, dem freien Norden zuströmen, viel starke Fäuste dessen Fabriken zuführend? Und mußten dann nicht die demokratischen Grundbesitzer entweder bankrott oder finanziell völlig abhängig von dem Kapital des Nordens werden? Aufhebung der Sklaverei wurde die Parteiparole.

Allein dazu bedurfte es eines Gesetzes, zu dem die Zustimmung des Repräsentantenhauses owol als auch des Staatenhauses nothwendig war. Stimmen im Staatenhause zu gewinnen wurde somit das nächste Ziel des Kampfes: bei jedem neuen Staate, der sich konstituirte, strengten sich daher die Gegner auf das Aeußerste an, ihn für sich anzuwerben, die Republikaner, das Verbot der Sklaverei von vornherein in die Verfassung des neuen Staates hineinzubringen, die Demokraten ihn für die Sklaverei und damit für ihre Partei die neuen Stimmen zu gewinnen. Die Demokraten hatten die Empfindung, für ihre Existenz zu kämpfen; Krieg, Raubzüge, Einschüchterung, Bestechung, jedes Mittel war ihnen recht: so gelangten sie fast stets zum Siege. Sie unterwarfen die freie Republik Texas und zwangen sie als Sklavenstaat der Union beizutreten; sie führten Krieg gegen Mexiko und nahmen der besiegten Republik 1848 mit Gewalt, 1854 für ein dürftiges Kaufgeld ungeheuere Gebiete ab, um Sklavenstaaten darauf zu gründen; sie unternahmen zu dem gleichen Zwecke, freilich erfolglos, Raubzüge nach Cuba und Mittelamerika; sie ersetzten den Missouri-Kompromiß (VII., 625) 1854 durch die „Kansas-Nebraska-Bill", welche es ohne geographische Scheidelinie den Bewohnern der Territorien allein überließ, die Sklaverei zu erlauben oder zu verbieten; sie führten in Kansas blutige Raufhändel mit ihren Gegnern, den „Freibodenmännern", herbei, um eine Aenderung der Verfassung von Kansas zu Gunsten der Sklaverei zu bewirken. Und sie durften das wagen, da die demokratischen Präsidenten der Union Franklin Pierce (1853—57) und Jakob Buchanan (1857—61) die Bestrebungen der Demokraten in jeder Weise zu fördern bemüht waren.

„Onkel Tom's Hütte" und John Brown. Aber die große Streitfrage der Parteien hatte nicht blos eine wirthschaftliche, sie hatte auch eine humane Seite, wohl geeignet, der Abschaffung der Sklaverei Millionen begeisterter Anhänger zu gewinnen.

Zwar muß es betont werden, daß die Plantagenbesitzer des Südens in der Regel ihre Sklaven schon um ihres eigenen Vortheils willen gut und rücksichtsvoll behandelten. Aber schon der Gedanke an sich, daß ein Mensch Eigenthum eines andern Menschen sei, hatte etwas das natürliche Gefühl Empörendes. Daher fanden die Bestrebungen der Republikaner gerade auch in denjenigen weiteren Kreisen, welche dem Kern der Parteienfrage ferner standen, laute Zustimmung. Von den Kanzeln wurde für die Sklaven gepredigt, Flugschriften zu ihren Gunsten erschienen in großer Zahl. Zumal die einwandernden Deutschen, an Bildung und humanem Sinn den Amerikanern gutentheils überlegen, erfaßten mit Eifer die menschliche Seite der Sklavenfrage.

Noch einmal wurde ein Versuch gemacht, den scharf zugespitzten Gegensatz der Parteien zu versöhnen. Der ehrwürdige Senator Henry Clay, ein hoch angesehener Staatsmann, beantragte, daß die Demokraten der Konstituirung Kaliforniens als eines „freien" Staates ohne Sklaven und der Aufhebung der Sklaverei in dem Distrikt Kolumbien zustimmen, dafür aber ein Gesetz zugebilligt erhalten sollten, welches ihnen verstatte, entlaufene Sklaven in freien Staaten ohne vorhergehendes Gerichtsverfahren wieder in Besitz zu nehmen. Der Kompromiß wurde angenommen; allein er hatte nicht die Wirkung, die Gemüther zu beruhigen. Das Negerjagdgesetz erregte die öffentliche Meinung auf das Aeußerste; an mehreren Orten kam es zu thätlichem Widerstande. In Syrakus in New-York wurde ein entlaufener Sklave Namens Jerry mit Gewalt aus den Händen der Häscher befreit, ebenso in Boston der Neger Sadrach.

Zumal waren es die Mischlinge, für welche sich noch lauter als für die Neger die öffentliche Stimme erhob. Unter diesen Umständen machte der Roman von Harriet Beecher-Stowe, „Onkel Tom's Hütte", das größte Aufsehen. Seine grellen Schilderungen von den Leiden der sittlich hoch über ihren Herren stehenden Sklaven, einzelne Fälle generalisirend, gossen Oel in das Feuer der aufgeregten öffentlichen Meinung: alle empfindsamen Gemüther schwärmten für die edlen Sklaven. Mit leuchtendem Scheine waren die Bestrebungen der Republikaner umkleidet.

Mit Entrüstung vernahm man daher 1857 die Entscheidung des obersten Gerichtshofes, daß es jedem Sklavenbesitzer verstattet sei, seine Sklaven in jeden Theil der Union mit sich zu bringen. Und der alte Kapitän John Brown, der schon in den Raufereien in Kansas wacker auf Seiten der Freibodenmänner mitgefochten hatte, faßte den verwegenen Entschluß, auf eigene Hand die Aufhebung der Sklaverei zu beginnen. Mit allen Schlupfwinkeln in den Bergen Virginiens aus seiner Jugend vertraut, bemächtigte er sich mit einer kleinen Schar bewaffneter Genossen durch einen Handstreich am 16. Oktober 1859 der virginischen Stadt Harpers-Ferry und des dortigen Arsenals, um Waffen für die entlaufenen Sklaven, die er um sich sammeln wollte, in seine Hand zu bekommen. 1500 Milizen wurden gegen ihn aufgeboten; allein Brown vertheidigte sich mit seinen 22 Mann in dem Arsenal mit unerschütterlichem Muthe. Erst als er, aus sechs Wunden blutend, nicht mehr fähig war, sich aufrecht zu erhalten, ergab er sich. Mit Hast beseitigten die Demokraten den Tollkühnen: er wurde in Charlestown zum Tode verurtheilt und am 2. Dezember 1859 zum Galgen geführt; und auf dem letzten Wege noch küßte er ein Sklavenkind, das neugierig auf der Straße stand.

Abraham Lincoln. Mitten hinein in diese hochwogende Erregung fiel die Präsidentenwahl. Auf das Aeußerste strengten die Parteien sich an, ihres Kandidaten Wahl durchzusetzen. Derjenige der Republikaner errang, gerade weil er als ein Mann gemäßigter Ansichten bekannt war, den Sieg.

Abraham Lincoln, Nachkomme einer pennsylvanischen Quäkerfamilie, war 1809 in einem Blockhause in Kentucky geboren. Als Ackerknecht, Bootsmann, Holzfäller und Ladengehülfe verlebte er seine Jugend. Einen Feldzug gegen Indianer machte er als Hauptmann einer Compagnie Freiwilliger mit, die er selbst gesammelt hatte. Aus diesem zurückgekehrt, eröffnete er in Neu-Salem in Indiana einen Kramladen, indem er seine freie Zeit für die Förderung seiner geistigen Ausbildung benutzte: hatte er doch überhaupt nur einmal sechs Monate hindurch Schulunterricht genossen. Im Handel indeß hatte er kein Glück; er mußte seinen Laden wieder schließen und wurde nun Advokat in Springfield. Bald erlangte er einen großen Ruf als Vertheidiger; mehr aber noch machte ihn seine Rechtschaffenheit, seine Umgänglichkeit und sein schlagfertiger Witz populär. Er wurde in das Repräsentantenhaus gewählt, in welchem er mit Beredsamkeit die Politik der Freibodenmänner vertrat. Als er indeß 1858 als Kandidat für den Senat von den Republikanern aufgestellt wurde, unterlag er dem Kandidaten der Demokraten Stephen Douglas. Dennoch faßte die Versammlung von Republikanern, welche aus dem ganzen Lande im Mai 1860 in Chicago zusammentrat, den Beschluß, Lincoln als den Präsidentschaftskandidaten ihrer Partei aufzustellen. Und die Energie seines Willens, die Unbescholtenheit seines Lebens, die Idealität seiner ganzen Geistesrichtung empfahlen ihn wohl, so sehr ihm auch Gewandtheit des persönlichen Verkehrs abging, für das hohe Amt. Am 6. November 1860 wurde Lincoln zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt.

Der Ausbruch des Bürgerkrieges. Die demokratische Partei faßte die Wahl eines Republikaners als eine Kriegserklärung. Längst zum Abfall gerüstet, da die letzten Präsidenten die Waffenvorräthe der Union in den Arsenalen des Südens hatten unterbringen lassen, war sie jetzt dazu entschlossen. Am 20. Dezember 1860 erklärte der Staat Südcarolina seinen Austritt aus der Union; und ihm schlossen sich binnen wenig Wochen die Staaten Mississippi, Florida, Alabama, Georgia, Luisiana und Texas an. Diese Staaten gingen mit einander die „südliche Konföderation" ein und wählten zu ihrem Präsidenten den früheren

Kriegsminister Jefferson Davis aus Mississippi. Unter Aufrechterhaltung der Sklaverei wollten sie auf ihre eigenen Interessen den Sonderstaat gründen.

Konnte die Union dies zugeben? Wurde nicht ihre allgemeine politische Stellung wie tausendfache besondere Interessen der Nordstaaten durch die Sezession des Südens in der empfindlichsten Weise gefährdet? Dennoch verlangten es die Minister Buchanan's und nahmen, als der Präsident ihnen nicht unbedingt zustimmen wollte, ihre Entlassung. Durch einen Friedenskongreß vielmehr versuchte Buchanan einen Ausgleich in Güte: der Kongreß verlief völlig ohne Resultat. Da trat Lincoln am 4. März 1861 sein Amt als Präsident der Union an. Er betonte in seiner Antrittsrede, daß er nicht die Absicht habe, in die inneren Angelegenheiten der Südstaaten sich einzumischen, und enthielt sich aller gewaltsamen Maßregeln gegen den frondirenden Süden.


Jefferson Davis.

Es war der Süden, welcher die Bahn der Gewalt zuerst betrat. Der General der Konföderirten Beauregard traf Anstalten, um sich des Forts Sumter, welches den Eingang des Hafens von Charleston in Südcarolina beherrschte, zu bemächtigen. Der Kommandant des Forts, Major Anderson, wandte sich an die Unionsregierung um Hülfe. Indeß die Konföderirten trieben den Dampfer, welcher nach Fort Sumter Verstärkung bringen sollte, mit Kanonenschüssen zurück und eröffneten am 12. April ein lebhaftes Geschützfeuer gegen das Fort. Dem war die schwache Besatzung von 77 Mann nicht gewachsen: am 14. April übergab Anderson das Fort gegen die Gewährung freien Abzuges. Mit wehender Fahne unter den Klängen des Yankee-Doodle verließen die Vertheidiger die zerschossenen Mauern.

Infolge dieses Erfolges schlossen jetzt auch die Staaten Nordcarolina, Virginien, Arkansas und Tennessee der Konföderation sich an, während die Volksstimme im Norden laut energische Maßregeln zur Unterdrückung der Rebellion verlangte.

Das Gefecht am Bull-Run. Die reguläre Armee der Vereinigten Staaten, nur 12,000 Mann stark, war dazu indessen um so weniger zureichend, als ein großer Theil der Offiziere, nun der Krieg beginnen sollte, seinen Abschied nahm, theils aus schmählicher Furcht vor dem Kampfe, theils um bei den Konföderirten einzutreten. Die sehr zahlreiche Miliz aber durfte verfassungsmäßig nur je innerhalb ihres Staates verwendet werden, war auch militärisch fast ohne jede Schulung. Der Präsident ordnete daher, dem allgemeinen Verlangen entsprechend, schon am 15. April die Verdoppelung der regulären Armee und die Anwerbung von 42,000 Freiwilligen an. Den Oberbefehl über diese ansehnliche Streitmacht erhielt der 75jährige General Scott.

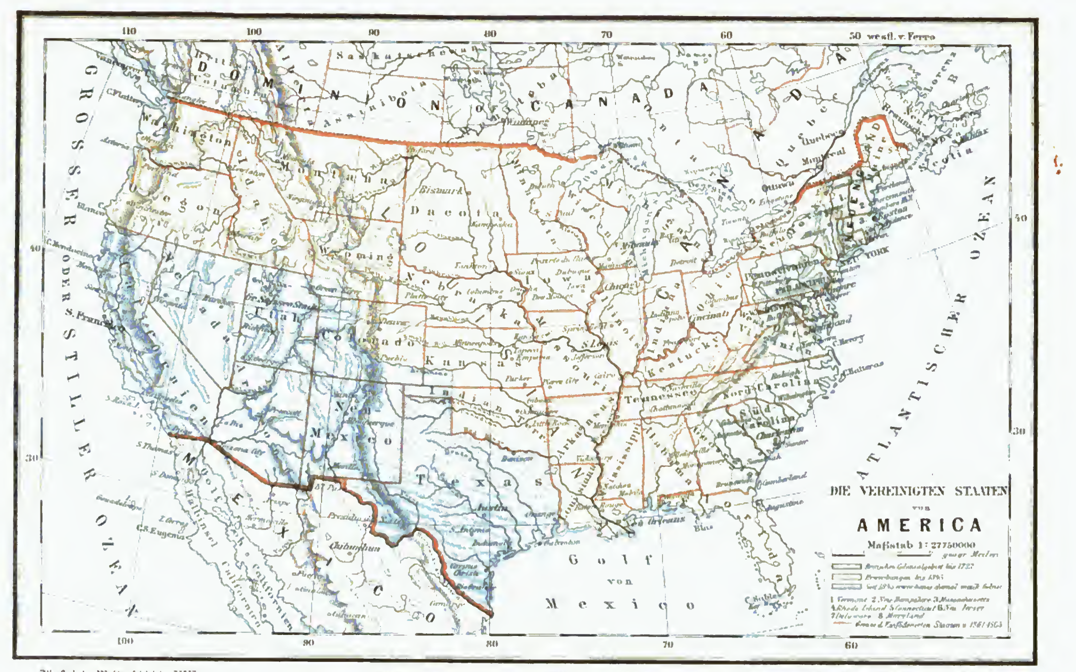
In größerem Maßstabe betrieb der Süden seine Rüstungen. Präsident Davis errichtete eine reguläre Armee von 25,000 Mann und rief 150,000 Freiwillige unter die Fahnen. Kriegsmaterial war dank der Vorsorge der letzten Präsidenten in den Arsenalen des Südens

reichlich vorhanden. Schwere Artillerie und Kavallerie konnten in ansehnlicher Stärke ausgerüstet werden.

„Nach Richmond!" dem Regierungssitze der Konföderation, war der allgemeine Ruf im Norden. Der alte Scott gab dem Drängen nach und rückte von Washington aus langsam in der Richtung auf Richmond vor. General Beauregard erwartete ihn in verschanzter Stellung hinter dem Flüßchen Bull-Run. So sicher war der Norden seines Sieges, daß zu Wagen und zu Pferd zahllose Neugierige aus Washington herbeiströmten, um das Schauspiel einer Schlacht in der Nähe sich anzusehen. Am 21. Juli rückte Scott über den Fluß zum Angriffe auf den Feind vor; hinter ihm drein zogen die Marketender und der ganze Troß über die Brücken. Und wirklich drangen Anfangs einige Regimenter ganz wacker auf die ruhig wartenden Konföderirten los; bald aber riß Verwirrung ein; es fehlte an jeder Uebereinstimmung der Bewegungen. Nun führte Beauregard einen kräftigen Vorstoß, und die ganze Unionsarmee stürzte in hellem Schrecken rückwärts. Die Brücken waren verstopft; die Bataillone lösten sich völlig auf; wer konnte, schnitt die Trainpferde von den Wagen und jagte in rathloser Furcht von dannen. Der Ruf: „Kavallerie kommt!" erhob sich; da war kein Halten mehr. Die Soldaten warfen die Waffen weg, um schneller laufen zu können; die Equipagen der Zuschauer wurden umgestürzt oder zu rascher Flucht benutzt, bis die Verschanzungen der Stadt Washington die Gescheuchten aufnahmen. Ja von den Milizen rannten nicht Wenige gleich bis in ihr Heimatsdorf. Zum Glück unterließ der Sieger jede Verfolgung; nur seine Vorposten schob er bis nach Washington vor.

Die Kriegführung. Das Gefecht bei Bull-Run hatte die Union zum Gespötte der ganzen Welt gemacht. Unter diesem Eindrucke bewilligte der Kongreß ohne Weiteres dem Präsidenten Lincoln die Anwerbung von Freiwilligen bis zu 500,000 Mann, woneben die reguläre Armee auf 40,000 Mann gebracht werden sollte. Diese trug eine blaue Uniform, bei den Freiwilligen aber blieb die Bekleidung ziemlich willkürlich; die Meisten trugen einen kurzen blusenartigen Rock. Die Offiziere gingen größtentheils in Civilkleidern, nur daß sie die Abzeichen ihrer Charge auf der Schulter trugen.

Wer aber waren die Offiziere? Wer eine Compagnie Freiwillige zusammenbrachte, wurde ihr Hauptmann; wer ein Bataillon, Major; wer ein Regiment, Oberst. Natürlich waren diese Offiziere, welche vorher nie Soldat gewesen waren, in einem unglaublichen Grade unwissend in allen militärischen Dingen. Hauptsächlich aber hatten sie keine Vorstellung von der ersten Soldatentugend, dem Gehorsam: Jeder wollte den Krieg auf seine Art führen. Freilich verstanden die Generale meist nicht mehr von Kriegskunst. Und dies eben ist es, was dem amerikanischen Bürgerkriege eine so grausige Färbung giebt. Viele Tausende von Menschen wurden durch die Unwissenheit und das Ungeschick der Heerführer völlig nutzlos hingemordet. Tagelange Schlachten wurden geschlagen, ohne daß eine Entscheidung herbeigeführt wurde. Die Kraft zusammenzufassen, um die feindliche Schlachtreihe im rechten Augenblick zu durchbrechen, durch geschickte Marschdispositionen den Gegner zugleich von mehreren Seiten zu fassen, Reserven zur Verfügung zu halten: von alledem hatten die Generale keine Ahnung und versuchten sie es einmal, so mißglückte das Manöver. Noch weniger verstanden sie, einen Erfolg durch konsequente Verfolgung auszunutzen. Stießen sie auf den Gegner, so lösten sich bald die Regimenter in Meilen lange Tirailleurlinien auf, denen eine einheitliche Leitung fehlte. Man schoß einfach dem Gegner so viel Leute todt, wie möglich war. Darum ergeben die Schlachten so fürchterliche Opfer und doch keine Entscheidung; darum schleppt sich der Krieg, ein entsetzliches Morden, vier Jahre lang hin. Fortwährend wechseln die Oberanführer, und für einen Jeden bezahlen viele Tausende von Soldaten das Lehrgeld mit ihrem Leben, sei es in den nutzlosen Schlachten, sei es in den unerhörten Strapazen, die aus militärischer Ignoranz ihnen zugemuthet werden: bis endlich durch den Krieg selbst einige Generale zu brauchbaren Heerführern sich ausbilden lernen. Im Grunde mußte schließlich die Endentscheidung davon abhängen, welcher der beiden Gegner das meiste Geld und die meisten Menschen zu opfern hatte. Und dieser Vortheil war auf Seiten der Nordstaaten.

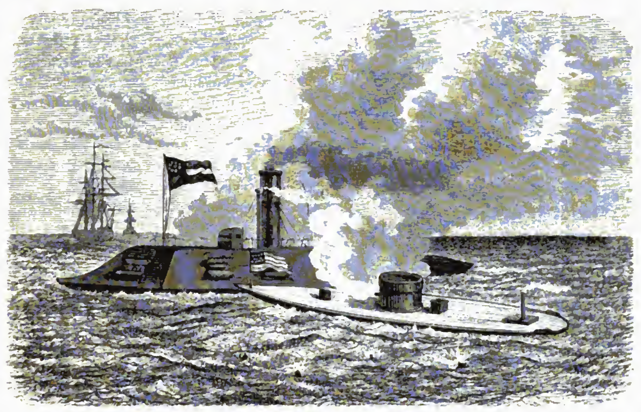


Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Anfangs indeß war das Uebergewicht durchaus auf Seiten der Südstaaten. Denn die konföderirte Armee hatte von vornherein mehr militärische Haltung; ihre Offiziere ernannte der Präsident; sie hatte etwas einem Generalstabe Aehnliches, überhaupt mehr Einheitlichkeit in der Führung.

Die brauchbarsten Truppen der Nordarmee waren ohne Zweifel die deutschen Freiwilligen, deren Zahl schließlich bis auf 80,000 stieg. Sie hielten kameradschaftlich unter einander zusammen und hatten merklichen Vortheil davon, daß eine große Zahl früherer Offiziere in ihren Reihen stand. Aber der Hochmuth der Yankees setzte, wo es ging, die Deutschen zurück und verschmähte den militärischen Beirath der deutschen Offiziere.

So dilettantenhaft indeß fast durchweg die Kriegführung zu Lande war, so Bedeutendes leistete dagegen die Flotte, in großem Maßstabe ausgerüstet und mit Geschick verwendet. Alle Erfindungen der Neuzeit wurden für sie verwerthet, und zu Führern erhielt sie Männer, denen das Wasser das vertrautere Element war.



Merrimac und Monitor im Kampfe.

Merrimac und Monitor. Monate vergingen mit der Einübung der ungeheuren neuangeworbenen Freiwilligenmassen. Dann entbrannte der Krieg fast gleichzeitig auf drei verschiedenen Schauplätzen. Der eine lag zwischen den beiderseitigen Hauptstädten Washington und Richmond, den zweiten bildeten die Staaten Kentucky, Tennessee und der nördliche Theil von Georgien; denn hier vereinigten sich die Eisenbahnen des konföderirten Gebietes und von hier führten die Pässe in die weiten Ebenen von Georgien und Alabama hinab. Den dritten endlich stellte, das Gebiet der Konföderation durchtheilend, der Mississippi mit seinen Ufern dar. Der Seekrieg dagegen umfaßte die ganze 700 Meilen lange Küste der Konföderation vom Potomac bis Texas, welche von der Union in Blockadezustand erklärt wurde.

Ein Theil des Blockadegeschwaders, drei Dampfer und zwei Segelfregatten, lag im März 1862 auf der Rhede der Hampton Roads, den Hafen von Norfolk beobachtend. Am 8. März verließ eine Flotille der Konföderirten den Hafen, den Feind zu vertreiben. Sie bestand aus zwei Panzerschiffen, einigen Kanonenbooten und einem ganz überpanzerten Schiffe, dem Merrimac, welches wie ein schwimmendes Hausdach erschien, mit Kanonen schwersten Kalibers ausgerüstet und vorn mit einem Stahlschnabel versehen. Mit seinem Eisenpanzer den vollen Breitseiten, die auf ihn abgefeuert werden, trotzend, rennt der Merrimac unter voller

Dampfkraft die Holzfregatte Cumberland an und bringt sie sofort zum Sinken; dann wendet er sich gegen die andere Fregatte, die indeß, ohne den Anprall abzuwarten, sich ergiebt. Die Nacht bricht herein und heißt das Widderschiff sich in den Hafen zurückzuziehen. Da kommt am nächsten Morgen den Unionsschiffen Hülfe. Es ist die schwimmende Batterie Monitor, von dem Ingenieur Ericson erbaut. Wie ein breitkrämpiger Hut, kaum aus dem Wasser hervorragend, schwimmt sie auf dem Meere. Ganz mit sechszölligen Eisenplatten gedeckt, trägt sie in der Mitte einen bombensichern Thurm mit zwei Geschützen, welche Kugeln von 92 Kilogramm Gewicht schleudern. Der Merrimac kommt hervor, und der Kampf zwischen den beiden seltsamen Gegnern beginnt. Die Kugeln wie der Stahlschnabel des Merrimac erweisen sich an der Batterie gleich machtlos; auch ein Versuch, sie zu entern mißlingt. Vielmehr empfängt der Merrimac so ernstliche Verletzungen, daß er zu sinken beginnt und schleunig in den Hafen zurückkehren muß. Die Union behauptet das Meer.



General Robert Edmund Lee.

Die Operationen der Landheere 1862. Auf diesen Erfolg nun baute General Mac Clellan, an den Scott nach seiner Niederlage das Kommando hatte abgeben müssen, den Plan, bei Fort Monroe unweit Norfolk mit einer Armee von 80,000 Mann zu landen und Richmond zu erobern. Zwei andere Corps sollten ihn dabei von der Landseite unterstützen. Allein die Unionsregierung rief sie, als Mac Clellan eben seine Landung bewerkstelligt hatte, zum Schutze der Bundeshauptstadt zurück. Denn General Lee, welcher jetzt die konföderirten Truppen auf dem östlichen Kriegsschauplatze befehligte, hatte durch den General Jackson eine drohende Demonstration gegen Washington ausführen lassen. Mac Clellan zog sich infolge dessen in eine feste Stellung am James-River zurück. Mit Ungestüm griff ihn hier Lee an. Sieben Tage, vom 25. Juni bis 1. Juli, währten die blutigen Kämpfe bei Richmond; 60,000 Mann fanden ihren Tod, aber dennoch wurde nichts weiter erreicht, als daß Mac Clellan seine Armee durch Sumpf und Wald zurückführen und sich wieder einschiffen konnte. Er wurde zum Kommandanten von Washington ernannt; den Oberbefehl mußte er an General Halleck überlassen.

Nun aber rückte Lee wieder gegen Washington vor. Abermals kam es am Bull-Run vom 28. bis 30. August zum Kampfe. Halleck wurde geschlagen, und die Bundesregierung, voller Bestürzung, dachte schon an Flucht nach New-York. Aber Lee begnügte sich nach einem mißlungenen Vorstoße bei Antietam damit, den verwegenen Reitergeneral Stuart in den Rücken des Feindes zu senden und allenthalben Kontributionen für die Konföderirten erheben zu lassen. Jetzt ermannte sich die Bundesregierung; Lincoln übertrug den Oberbefehl dem General Burnside mit der Weisung, energisch vorzurücken. Burnside traf den Gegner in stark verschanzter Stellung auf den Höhen bei Frederiksburg. Ohne die feindlichen Batterien erst zum Schweigen zu bringen, ging er am 13. Dezember zum Sturme gegen die feindlichen Positionen vor. An den mörderischen Geschützsalven scheiterte der Angriff völlig, und nur die Nacht rettete Burnside vor der Vernichtung. Den Oberbefehl erhielt jetzt General

Hooker, dessen Aufgabe es vor Allem war, Ordnung und Disziplin in der geschlagenen Armee wieder herzustellen.

Etwas schwereren Stand als Lee hatte Beauregard, den Davis als Oberbefehlshaber auf den westlicheren Schauplatz gesandt hatte. Ihm trat ein Unionsheer unter den Generalen Grant und Buell entgegen. Den linken Flügel desselben bildete eine Brigade, welche fast ganz aus deutschen Freiwilligen, darunter zahlreiche ausgewanderte preußische Landwehrmänner, bestand. Ihr Führer war der Deutschungar General Schöpf, welcher unter Bem in Ungarn gefochten hatte, in Amerika aber Kutscher und dann Hotelportier gewesen war. Diese Brigade war es, welche mit gefälltem Bajonnet die Reihen der Feinde durchbrach und dadurch am 19. Januar 1862 den Sieg bei Mill-Spring errang. Dadurch wurde das Vorrücken der ganzen Armee entschieden; Grant eroberte am 16. Februar Fort Donelson, so daß Kentucky und ein Theil von Tennessee unter die Herrschaft der Union zurückgebracht wurde.



Commodore David Farragut.

Beauregard sammelte indeß seine Truppen in einer verschanzten Stellung bei Korinth, in dessen Nähe bei Pittsburg-Landing er am 6. April dem kühn vordringenden Grant entgegentrat. Er warf ihn bis an den Tennessee zurück; allein Grant zog während der Nacht Verstärkungen an sich, erneuerte am folgenden Tage das Gefecht und drängte jetzt seinerseits die Konföderirten bis in ihre Verschanzungen bei Korinth zurück. Er benutzte indeß den gewonnenen Vortheil so wenig, daß Beauregard nach dem östlichen Kriegstheater Lee zur Unterstützung ziehen und die Konföderirten in den Verschanzungen bei Korinth ein neues Heer bilden konnten, während der unternehmende Südgeneral Bragg wieder in Kentucky bis an den Ohio vordrang. Erst als die Konföderirten ihn am 3. Oktober zum zweiten Male bei Korinth angriffen, rückte Grant energisch vor, schlug sie am 4. Oktober zurück und richtete nun, sie verfolgend, seinen Marsch weiter südwärts. So schwankte die Wage auf und ab.

Die Eroberung von New-Orleans. Einen entscheidenden Erfolg indessen hatte die Union am Mississippi errungen, dessen Ufer und Mündung die Konföderirten auf das Stärkste gesichert hatten, um die Hülfsmittel ihrer westlicher gelegenen Staaten unbehindert für den Kampf heranziehen zu können.

New-Orleans war der wichtigste Stützpunkt und Stapelplatz der Konföderirten an dem Riesenstrome. Zwar die Stadt war unbefestigt, aber 19 Meilen stromabwärts von ihr sperrten die sehr starken Forts Jackson und St. Philipp hüben und drüben die Einfahrt in den Mississippi mit 128 Geschützen in bombenfesten Gebäuden. Und zwischen ihnen war eine mächtige Kette quer durch den Strom gezogen. Commodore Farragut erhielt den Auftrag, den Eingang in den Mississippi zu erzwingen und New-Orleans zu nehmen. Eine Flotte von 310 Kanonen war unter seinen Befehl gestellt, und General Butler, der Oberbefehlshaber der Landarmee, angewiesen, mit ihm zusammen zu operiren.

David Farragut, 1801 geboren, seit seinem neunten Jahre Seemann, ging im Februar 1862 in See, entsetzte Fort Pickens, eroberte Pensacola auf Florida und begann am 18. April das Bombardement gegen die beiden Mississippiforts. Allein es war erfolglos. Dennoch beharrte Farragut auf seinem Entschlusse, die Einfahrt zu erzwingen. Unter dem Schutze der Nacht gelingt es, die Sperrkette, obgleich sie von 13 Kanonenbooten und einer schwimmenden Panzerbatterie vertheidigt wurde, zu sprengen; dann rücken, wie eben der Mond aufgeht, in drei Linien dicht hinter einander die stärksten Schiffe der Flotte vor. Die Forts eröffnen ein lebhaftes Feuer aus allen Geschützen auf sie; aber mitten in dem Kugelregen, während die einschlagenden Geschosse das Wasser wie ein Sturmwind emporpeitschen, dringen die Schiffe vorwärts; ein wilder Kampf mit der feindlichen Flotte erhebt sich, den die Fregatte Portsmouth, von einem Brander in Brand gesteckt, schauerlich beleuchtet. Der Dampfer Varuna, schwer beschädigt, treibt sinkend ans Ufer. Aber als der Tag graut — der 24. April — haben alle übrigen Schiffe Farragut's die furchtbare Sperrlinie der Forts glücklich überwunden und gehen zwei Tage später vor New-Orleans vor Anker. Die konföderirte Flotte war vernichtet; die Forts mußten am 28. sich Butler ergeben, der nunmehr ohne Widerstand New-Orleans am 1. Mai besetzte.

Die Mündung des Mississippi war frei. Zugleich war auch am oberen Strome General Halleck von St. Louis unter steten Kämpfen bis Memphis vorgerückt: nur die beiden trotzigen Festen der Konföderirten, Port Hudson und Vicksburg, sperrten auf einer Strecke von 75 Meilen der Union noch die Stromfahrt.

Die Aufhebung der Sklaverei. Dennoch stand es gegen Ende des Jahres mit der Sache der Union nicht sehr aussichtsvoll. Die täglichen Kosten des Krieges beliefen sich auf 2 Millionen Dollars (8 Millionen Mark). Die ungeheuren Verluste der kämpfenden Armeen mußten ersetzt werden. Aber die Begeisterung für den Krieg hatte im Norden sich sehr abgekühlt. Die Werbungen lieferten nicht mehr die nöthige Zahl von Rekruten; Zwangsaushebung sollte ergänzend eintreten, aber die Bevölkerung setzte den Rekrutirungsbeamten an mehreren Orten blutigen Widerstand entgegen. Die Zahl der Desertionen aus Feigheit oder Betrügerei, um anderswo neues Handgeld zu erschwindeln, mehrte sich in bedenklicher Weise; bei der östlichen Armee stieg sie auf 200 Ausreißer täglich.

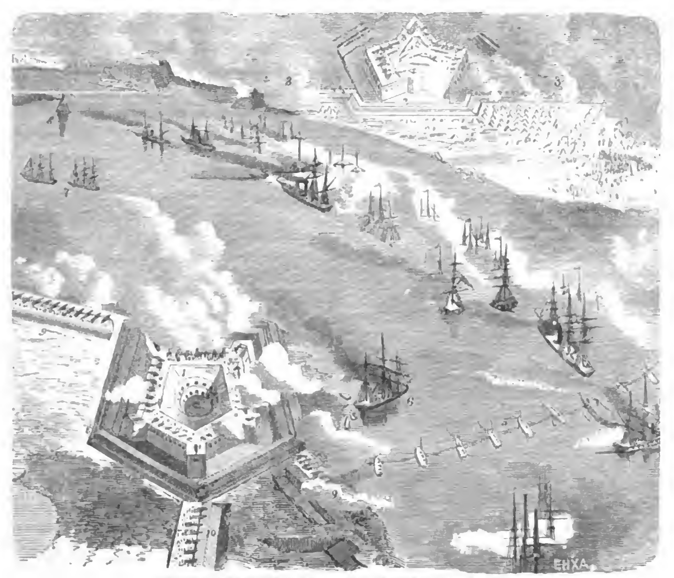
Lincoln verschloß sich nicht länger der Nothwendigkeit, auch die Farbigen für den Krieg heranzuziehen, womit schon einzelne Generale gegen seinen Willen auf ihre eigene Verantwortung einen Anfang gemacht hatten. Zugleich aber erkannte er, daß auch die weiße Bevölkerung einer neuen wirksamen Anregung bedurfte, da der Kampf für die Einheit der Union die Gemüther nicht mehr hinriß. So entschloß er sich denn, die Aufhebung der Sklaverei auszusprechen.

Am 22. September 1862 erließ Lincoln eine Proklamation, daß vom 1. Januar 1863 an „alle Personen, welche als Sklaven behandelt werden in irgend einem Staate oder bestimmten Theile eines Staates, wovon die Einwohner an gedachtem Tage sich im Stande der Empörung gegen die Vereinigten Staaten befinden werden", für immer frei sein sollten. Und am Neujahrstage 1863 folgte eine zweite Proklamation, welche die erste bestätigte und die Freiheit aller Sklaven nochmals aussprach. Damit war die Brücke einer friedlichen Aussöhnung mit den Südstaaten, die Lincoln immer noch für möglich gehalten hatte, definitiv abgebrochen: nur die völlige Niederwerfung der Konföderirten konnte jetzt noch den Frieden geben.

Dem Kriege kam die Maßregel in erster Linie zugute. Zahlreiche flüchtige Sklaven ließen sich für die Union anwerben; und die farbigen Regimenter, so schwer sie auch zu Zeiten zu zügeln waren, haben sich nicht schlecht geschlagen.

Das Kriegsjahr 1863. Unterdessen war, bedrohlich genug, Lee den Winter über bei Fredericksburg stehen geblieben. Die nächste Aufgabe Hooker's schien es daher zu sein, den Feind zum Zurückgehen zu bewegen. Mit seiner retablirten Armee rückte er demnach über den Rappahannock vor und suchte bei Chancellorsville am 2. Mai 1863 Lee in der

Flanke zu fassen. Indessen Lee durchschaute das Manöver und hatte seine Maßregeln danach getroffen: er hatte das Corps des Generals Jackson abgeschickt, um, durch Wald gedeckt, den rechten Flügel der Unionsarmee zu umgehen. Um Mittag begann die Schlacht; gegen Abend griff Jackson ein. In dem dicht verwachsenen Walde erhob sich ein wüthender Kampf; die Bäume selbst geriethen durch die Granaten in Brand, Freund und Feind mußten aus dem Walde weichen, aber die zahllosen Verwundeten wurden ein Opfer der Flammen. Am nächsten Tage nahm Hooker die Schlacht auf, jedoch nur, um den Rückzug sich zu sichern. Mit einem Verlust von 20,000 Mann ging er über den Rappahannock zurück.



Angriff der Unionsflotte auf die Forts Jackson und St. Philipp.
1. Fort Jackson. 2. Fort St. Philipp. 3., 9., 10. Batterien. 4. Lager der Südarmee. 5. Sperrung mittels der durch Pontons getragenen Kette. 6. Südstaaten-Dampfer „Star“. 7. Handelsschiffe. 8. Unionsdampfer „Phönix“.

Vorsichtig folgte Lee der Unionsarmee, deren Oberbefehl von Hooker auf General Meade übertragen wurde. Stuart mit seinen Reitergeschwadern schwärmte weit aus. Am 1. Juli stieß Lee's Vortrab bei Gettysburg unversehens auf die feindliche Reiterei. Ein heftiger Kampf entspann sich, in den allmählich die ganze Armee hineingezogen wurde. Erst am dritten Tage endigte er nach ungeheuren Verlusten auf beiden Seiten: Lee gab sich besiegt und zog sich, ohne von Meade verfolgt zu werden, in seine alte Stellung im Shenandoahthale zurück.

An demselben Tage indeß war auf dem westlichen Schauplatze eine folgenreichere Entscheidung gefallen. An dem Besitze von Vicksburg und Port Hudson hing die Herrschaft über den Mississippi. Die Konföderirten hatten sie daher auf das Aeußerste befestigt; die Unionstruppen setzten Alles daran, sie zu nehmen. Unterhalb Port Hudson lag Farragut mit seiner Flotte, oberhalb Vicksburg Commodore Porter, zu Lande führte Grant die Belagerung

von Vicksburg, General Banks diejenige von Port Hudson. Indeß den Zwillingsfesten, die sich gegenseitig deckten, war nur beizukommen, wenn es gelang, zwischen sie zu kommen. Der kühne Farragut unternahm das Wagniß; seinem Vorgange folgte Porter: die Verbindung der Festungen wurde durch die Unionsschiffe aufgehoben und die Verproviantirung ihnen gesperrt. Indeß noch Monate lang widerstanden die Festungen; erst der Hunger bezwang sie. Nachdem das letzte Pferd und der letzte Maulesel verzehrt war, zog General Pemberton, der wackere Vertheidiger von Vicksburg, am 3. Juli die weiße Flagge auf und ergab sich am folgenden Tage mit 31,000 Mann an Grant. Dadurch war auch Port Hudson unhaltbar geworden und kapitulirte nun ebenfalls nach wenig Tagen. Die Mississippilinie war damit in ihrer ganzen Länge für die Union gewonnen, und die Konföderation völlig von ihren Weststaaten abgeschnitten.

Noch harrte aber Grant's eine schwere Aufgabe. Gegen den verwegenen Konföderirtengeneral Bragg war ein starkes Truppencorps unter General Rosenkranz ausgesandt, von ihm aber am Chicamauga in Tennessee geschlagen und in Chattanooga eingeschlossen worden. Alle Berghöhen um die Stadt hatte Bragg in verschanzten Stellungen besetzt. Grant zog zum Entsatze herbei. In dreitägiger Schlacht vom 27. bis 29. November bei Missionary Ridge und Lookout-Mountain vertrieb er die Konföderirten aus ihren Verschanzungen. Auf 20,000 Mann belief sich der Verlust eines jeden Heeres; aber Bragg's Armee war fast vernichtet; in eiliger Flucht retteten sich ihre Trümmer nach Atalanta. Tennessee ging für die Konföderation völlig verloren. Ganz entschieden neigte sich das Uebergewicht auf die Seite der Union. „Ich hoffe", sagte Lincoln, „der Frieden kommt jetzt bald und auf die Dauer und so, daß er für alle Zukunft gehalten zu werden verdient."


Ulysses Grant.

Ulysses Grant. Und Lincoln selbst that den entscheidenden Schritt, um seine Hoffnung zu erfüllen, indem er sich entschloß, der bisher geübten Praxis entgegen, die militärische Oberleitung sämmtlicher Streitkräfte der Union in eine Hand zu legen. Es wurde für diesen Zweck die Stelle eines Generalleutnants geschaffen, und am 17. März 1864 General Grant in diese berufen.

Ulysses Grant war im Jahre 1822 in Mount-Pleasant in Ohio geboren. Mit 17 Jahren trat er in die militärische Akademie von Westpoint; als junger Leutnant machte er den Krieg gegen Mexiko mit, und wurde während desselben zur Belohnung wiederholt bewiesener besonderer Tapferkeit zum Hauptmann ernannt. Indeß 1854 nahm er seinen Abschied und wurde Feldmesser in St. Louis. Da er jedoch hierbei seine Rechnung nicht fand, übernahm er die Bewirthschaftung einer Farm in der Nähe; allein auch diese gab er nach einigen Jahren wieder auf und trat 1859 in die Gerberei seines Vaters in Galena in Illinois ein. Beim Ausbruche des Bürgerkrieges kehrte er zu den Waffen zurück; er wurde Oberst eines Illinoiser Freiwilligenregiments, jedoch schon im August zum General befördert. Seinem Talente wie seiner gründlicheren militärischen Ausbildung verdankte er seine Erfolge, und

diese waren es, welche ihn jetzt an die Spitze der gesammten Kriegführung der Union erhoben, Siegeszuversicht knüpfte sich an seinen Namen. Indeß so schnell, wie man es wünschte und hoffte, vermochte auch Grant nicht die Entscheidung herbeizuführen.

Krieg gegen die Kaper. Unterdessen litt der Handel der Union in ganz unerträglicher Weise durch die dreisten Kaper der Konföderirten. 671 Kriegsschiffe erwiesen sich als ungenügend, um zugleich die Blockade der konföderirten Küste wirksam zu machen und die Handelsschiffe der Union zu schützen. Die Kaper des Südens durchbrachen die Blockade und vertrieben die Kauffahrer der Union vom Atlantischen Ozean oder zwangen sie zu ihrer Sicherheit unter englischer Flagge zu segeln. Der Shenandoah zerstörte 34 Walfischfahrer der Union in den Polargegenden, und die Alabama gar unter Kapitän Semmes erbeutete nicht weniger als 65 Schiffe des Gegners. Der Kearsarge, ein Kriegsschiff der Union, fand ihre Spur und folgte ihr bis nach Cherbourg, in dessen Hafen das Raubschiff einer Ausbesserung wegen eingelaufen war. Die Alabama nahm die Herausforderung an und kam aus dem Hafen hervor. Ein heftiger Geschützkampf entspann sich am 19. Juni 1864: nach zwei Stunden war die Alabama zum Sinken gebracht und strich die Flagge vor dem überlegenen Gegner.



Vertreibung der Konföderirten aus Spottsylvania. Nach Ludwig Burger.

Ihren Hauptschlupfwinkel indeß hatten die südlichen Kaper in der Bai von Mobile. Durch eine Insel gedeckt, hatte die Bai nur zwei Zugänge, von denen für größere Schiffe sogar nur einer fahrbar war. Ihn schützte auf der Festlandsseite Fort Morgan mit 136, auf der Inselseite Fort Gaines mit 50 Kanonen, und in der Bai lag eine Flottenabtheilung unter Commodore Buchanan mit dem Panzerschiff Tennessee. Wiederum war es Farragut, der die Eroberung des Raubnestes auf sich nahm. Auf dem Mastkorbe seines Admiralschiffes, des Hartford, mit seinem jungen Sohne stehend, dampfte der alte Held am Morgen des 5. August 1864 gegen den engen Swasch-Kanal vor. Mit einem furchtbaren Geschützfeuer werden die Forts überschüttet; eines der Schiffe, der Monitor Tecumseh stößt auf einen Torpedo und fliegt in die Luft; die Fregatte Oneida erhält einen Schuß in den Dampfkessel; dennoch dringt die Flotte vor. Die kleineren Schiffe des Gegners sind bald genommen oder in die Flucht getrieben. Nur der Tennessee hält unerschütterlich Stand. Da läßt Farragut seine

Holzschiffe mit ihren Stahlschnäbeln gegen das schwere Panzerschiff anrennen: es kracht in allen Fugen und ergiebt sich. In weniger als drei Stunden ist der Kampf entschieden; Fort Gaines kapitulirt und nach wenigen Tagen auch Fort Morgan. Farragut hat die Sperrung der Bai vollendet; die Stadt Mobile selbst ist freilich ohne Landtruppen nicht zu nehmen. Für diese aber gab es damals größere Aufgaben.

Die entscheidenden Operationen Grant's und Sherman's. Grant hatte, als er nach dem Osten berufen wurde, den Oberbefehl über seine Armee an General Sherman abgegeben, der als Corpsführer unter Grant das Meiste zu dem Siege bei Missionary Ridge beigetragen hatte. Jetzt war sein Plan, die 120,000 Mann starke Armee Meade's persönlich über den Rappahannock gegen Richmond zu führen, während Sherman mit seiner 100,000 Mann zählenden Armee über das Gebirge von Westen heranziehen sollte, um dann vereint mit Grant den entscheidenden Schlag gegen die konföderirte Heeresmacht zu thun.

Nachdem Grant in umfassendster Weise Verstärkungen an sich gezogen und die Corps von Sigl und Butler zur Deckung der Flanken, das eine nach dem Shenandoahthale, das andere an den James-River, detachirt hatte, setzte er sich am 3. Mai 1864 in Marsch. Kaum hatte er indeß den Rappahannock überschritten, so stellte sich auf dem Marsche durch Spottsylvania bei Wilderneß Lee ihm entgegen. In der Wildniß führten durch das unentwirrbare Gestrüpp des Unterholzes und der Schlingpflanzen nur wenige ausgehauene Pfade. Die Konföderirten hatten sie alle durch Verhaue gesperrt. Drei Tage lang dauerten die Gefechte auf der ganzen Meilen langen Frontlinie, die das geängstigte Wild des Waldes aus seinen verborgensten Schlupfwinkeln aufscheuchten. Endlich war der Wald überwunden. Aber sofort erneuerten sich vom 10. bis 17. Mai die Gefechte in und um Spottsylvania. Schritt für Schritt mußte Grant den Vormarsch erkämpfen, der ihn 25,000 Mann kostete. Auch am 4. Juni kam es zu einem sehr blutigen Zusammenstoß bei Cold-Harbor. Immer weiter wurde Lee südöstlich zurückgedrängt: Grant erreichte Petersburg, den Hauptwaffenplatz der Konföderirten, unweit Richmond. Durch raschen Sturm versuchte er am 16. Juni die stark befestigte Stadt einzunehmen. Der Sturm wurde abgeschlagen, und Grant mußte sich zu einer langwierigen Belagerung entschließen.

Unterdessen hatte sich Sigl seiner Aufgabe nicht gewachsen gezeigt. Er wurde eingeschlossen und Lee sandte das Corps des Generals Early brandschatzend tief nach Pennsylvanien und Maryland hinein. Wieder einmal schwebte Washington in großer Gefahr: nur die kühne Entschlossenheit des Reitergenerals Sheridan, der sich erfolgreich Early entgegenwarf, rettete die Bundeshauptstadt.

Mittlerweile jedoch hatte auch Sherman von Chattanooga aus seinen Vormarsch angetreten. Unter steten Kämpfen und den größten Mühseligkeiten vordringend, gelangte er im September nach Atalanta. Zwei Monate verwandte er hier auf die Sicherung seiner Stellung und seiner Verbindungen. Dann brach er am 16. November quer durch Feindesland nach Savannah auf. Meist mußte er im Gebirge selbst die Brücken über Schluchten und Flüsse bauen und die Straßen für sein Heer anlegen; aber auf Widerstand des Feindes traf er nicht. Er erkannte, daß die Rebellion „eine hohle Schale“ geworden war: das innere Land hatte alle Kräfte schon zur Vertheidigung der Grenzen des Konföderationsgebietes abgeben müssen. Am 22. Dezember rückte er in Savannah ein.

In Savannah gönnte Sherman sich nur so viel Rast, als er brauchte, um das Eisenbahnnetz von Nord- und Südcarolina zu zerstören. Schon im Januar 1865 zog er weiter, jetzt nordwärts auf Petersburg zu. Sofort erntete er den Lohn seines energischen Vordringens. Bisher hatten Charleston und Wilmington, die stärksten Festungen der Konföderirten an der Atlantischen Küste, allen Angriffen von der Seeseite erfolgreich widerstanden. Jetzt sahen sie in ihren Landverbindungen sich bedroht und gaben den Widerstand auf: am 17. Februar kapitulirte Charleston, vier Tage darauf auch Wilmington. Sherman zog jetzt die durch den Fall der Festungen frei gewordenen Corps von Terry und Shofield an sich und nahm so

verstärkt seinen Nordmarsch wieder auf. Endlich gegen Ende März gewann er Fühlung mit der Armee Grant's und erschien am 26. März in dessen Hauptquartier, um Theil an dem Kriegsrath zu nehmen, den der Generalleutnant berufen hatte.

Der Ausgang des Bürgerkrieges. Immer noch hatte die Konföderation bisher die Hoffnung nicht aufgegeben, ihre Selbständigkeit zu erkämpfen. Es kam ihr dabei zu statten, daß die Sympathien der europäischen Westmächte durchaus auf ihrer Seite standen. Der Kaiser Napoleon durfte für seine mexikanischen Pläne wol bei den Südstaaten auf Zustimmung und Förderung rechnen, aber nimmer bei der Union. Und England als Industriestaat sah sich durch seine eigenen Interessen auf gute Beziehungen zu den freihändlerischen Südstaaten hingewiesen, daß es hart bis an die Grenze des Bruches mit der Union für den Süden Partei nahm. Aber auch innerhalb der Union selbst besaß der rebellische Süden in den dortigen Demokraten Freunde. Diese waren es, welche in dem Kongresse zu Washington, als gegen Ende des Jahres 1863 das Uebergewicht des Nordens sich herauszustellen begann, den Antrag stellten, mit den „Behörden von Richmond“ über Beendigung des Krieges in Unterhandlungen zu treten. Mit schärfster Entschiedenheit, um zugleich allen Einmischungsgelüsten Europa's zu begegnen, verwarf der Kongreß den Antrag. Nun aber wurde für die Präsidenten-Neuwahl Lincoln die Kandidatur Mac Clellan's, welcher für einen friedlichen Ausgleich war, entgegengestellt. Allein am 8. Nov. 1864, dem großen Wahltage, siegte Lincoln, auf weitere vier Jahre gewählt: die Union entschied damit, daß sie die Fortführung des Krieges gegen die Konföderation verlange. Dennoch machte Lincoln, milden Sinnes und versöhnlich, noch einen Versuch der Verständigung. Konferenzen zwischen ihm und Vertretern der Südstaaten fanden statt; allein sie endeten, da diese vorweg auf der Anerkennung der Konföderation bestanden, erfolglos.



William T. Sherman.

Die Südstaaten machten nun die äußersten Anstrengungen für die Fortsetzung des Kampfes; selbst Sklaven wurden zum Militärdienste ausgehoben. Aber die Katastrophe ließ sich nicht mehr wenden.

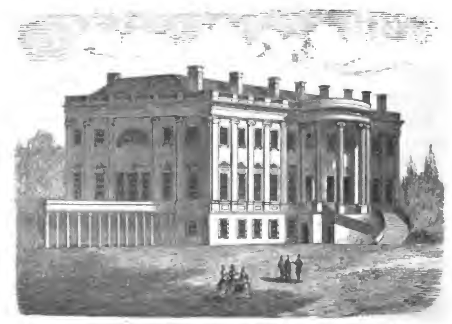
Der Kriegsrath Grant's in City-Point beschloß den sofortigen Angriff auf Petersburg und Richmond. Sherman schlug den konföderirten General Johnson zurück; Sheridan warf sich mit der gesammten Reiterei Grant's in den Rücken Lee's; am 2. April wurden die Außenwerke der Südfront von Petersburg erstürmt. Da zog sich Lee zurück, und am 3. April rückten die Unionstruppen in Petersburg ein. Zugleich aber war der General Weitzel mit seinen farbigen Regimentern gegen Richmond vorgegangen; mit großer Bravour erstürmten es die Schwarzen, und Lincoln nahm am 4. April von dem Kapitol der feindlichen Bundeshauptstadt Besitz. Der Widerstand war gebrochen. Von Sheridan verfolgt, konnte Lee mit seinem furchtbar decimirten und todesmatten Heere an keine Gegenwehr mehr denken. Am 9. April schloß er in dem Gerichtshause zu Appomattox eine Kapitulation, durch welche er mit 26,000 Mann, 759 Geschützen und 71 Fahnen sich Grant ergab.

Da ergriff wilde Raserei einige fanatische Parteigänger des Südens. Durch die Ermordung der Leiter der Union glaubten sie Unordnung erwecken und noch eine günstige Wendung für die Konföderation herbeiführen zu können. Am Charfreitage, dem 14. April, erschoß der Schauspieler Wilkes Booth den trefflichen Lincoln im Theater zu Washington. Der Mordanschlag gegen den Staatssekretär Seward indeß wurde glücklich vereitelt. Allein die Geschicke der Konföderation ließen sich nicht bannen. Schon am 18. April mußte sich auch Johnson mit 27,000 Mann Sherman ergeben; und im Mai erklärten auch die letzten Heerführer des Südens ihre Unterwerfung.

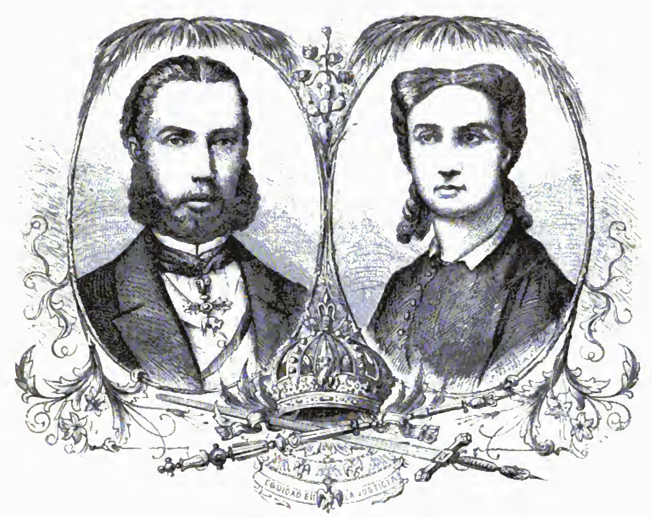
Die Wiederherstellung der Union. Der Bürgerkrieg war zu Ende; aber was für Opfer hatte er erfordert! Den Konföderirten hatte er 200,000, dem Norden gar 320,000 Soldaten gekostet, welche die mörderischen Schlachten und Seuchen weggerafft hatten. Die Kriegskosten des Nordens beliefen sich auf 2 3/4 Milliarden Dollars (1 Dollar = 4,25 Mark), diejenigen des Südens unter Hinzurechnung des Vermögensverlustes, welchen die Aufhebung der Sklaverei den Sklavenstaaten gebracht hatte, gar auf 6 Milliarden Dollars.

Tief brennende Wunden hatte der Frieden zu heilen. Seine erste Aufgabe war, durch Rekonstruktion des Südens die Union wiederherzustellen. Der Vizepräsident Andrew Johnson, der an Lincoln's Stelle trat, den demokratischen Grundsätzen zugeneigt, war der Meinung, die niedergeworfenen Rebellenstaaten bedingungslos in die Union wieder aufzunehmen. Dem setzte sich aber der Kongreß entgegen und verlangte als Vorbedingung des Wiedereintritts der Südstaaten in die Union die Aufstellung einer Verfassung, welche die Sklaverei ausschlösse: bis dahin sollten sie für politisch-unmündige Territorien gelten. Die Südländer indessen wiesen diese Bedingung zurück und fuhren fort, die Farbigen wie Sklaven zu behandeln. Dem gegenüber entschloß sich nach langem Zögern endlich der Kongreß zu dem entscheidenden Schritte, daß er, um ein Gegengewicht gegen die Anmaßung der Weißen zu schaffen, durch das Gesetz vom 28. Juli 1868 den Farbigen das Stimmrecht einräumte: eine Bestimmung, welche, nachdem Grant 1869 den verwaisten Präsidentensitz eingenommen hatte, durch das Gesetz vom 30. März 1870 dahin ergänzt wurde, daß weder Rasse noch Hautfarbe noch frühere Sklaverei einen Bürger der Vereinigten Staaten des Stimmrechts berauben oder in der Ausübung desselben beschränken dürfe. Das war die Basis, auf der sich, wenn auch unter vielen Schwierigkeiten, die Rekonstruktion des Südens vollzog.

Und das war das große Ergebniß des Bürgerkrieges: es gab den Millionen der Farbigen das volle Bürgerrecht und stellte den Grundsatz fest, daß die Vereinigten Staaten nicht als ein bloßes Bündniß unabhängiger Staaten, sondern trotz aller Bevölkerungsunterschiede als eine einige und untheilbare Nation zu betrachten seien.



Das Weiße Haus in Washington.



Das Kaiserpaar von Mexiko.

Ueberseeische Verwicklungen: Mexiko, Paraguay, Abessinien.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Wirkung eines so gewaltigen Ereignisses, wie die Aufrechterhaltung der Union der Vereinigten Staaten durch den Sieg der Republikaner sich darstellte, in weiten Kreisen sich bemerklich machte: vollends in einem so ganz von dem Einflusse der Union abhängigen Lande, wie es seit Jahren das des mexikanischen Nachbars war. Und eben das Bestreben, diesen Einfluß ungeschmälert aufrecht zu erhalten, schloß für die Union die Gefahr eines Zusammenstoßes mit rivalisirenden Mächten in sich; aber sobald durch die Niederwerfung der Südstaaten die Armeen, die Panzerschiffe der Union verfügbar geworden waren, hatte diese Gefahr nichts Erschreckendes mehr für sie. Man kann sagen, daß die Siege Grant's und Sherman's auch den leicht gezimmerten Kaiserthron in Mexiko zertrümmert haben.

Wirren in Mexiko. Demüthigung und Schädigung empfindlichster Art hatte der Krieg mit den Vereinigten Staaten über Mexiko gebracht. Aber kaum war der Frieden zu Guadelupe-Hidalgo 1848 abgeschlossen, so begannen die inneren Unruhen und Indianeraufstände von Neuem, welche seit seiner Losreißung von Spanien das unglückliche Land zerfleischten. In erbittertem Kampfe standen sich die Puros, die Radikalen und die Klerikalen gegenüber. Der Präsident Ignazio Comonfort suchte im Dezember 1857 durch einen Staatsstreich einen Kompromiß der streitenden Parteien zu bewirken; allein er verdarb es dadurch mit beiden. Die Puros erklärten ihn für abgesetzt, so daß die Regierung auf den Präsidenten des obersten Gerichtshofes Juarez, den verfassungsmäßigen Vizepräsidenten des Staates überging, die Klerikalen beriefen den General Zulooga zum Präsidenten, an dessen Stelle indessen schon 1859 der General Miramon sich zum Diktator aufwarf.

Benito Juarez war jedenfalls der bedeutendere der beiden Rivalen. Er war ein Indianer von Geburt, 1806 in dem Dorfe San Pablo Guelatao in dem Staate Oaxaca geboren. Nach dem frühen Tode seiner armen Eltern nahm sich ein Kaufmann in Oaxaca des Knaben

an und ließ ihn studiren. Juarez wurde Advokat, ein eifriger Puro. Als der Indianergeneral Alvarez, welcher den Diktator Santa=Anna gestürzt hatte, zum Präsidenten gewählt wurde, ernannte er Juarez zum Minister. Bei dem freiwilligen Rücktritte Alvarez' von der Präsidentschaft trat auch Juarez 1855 aus dem Kabinet und kehrte in seine Heimat als Gouverneur des Staates Oaxaca zurück: eine Stellung, aus der ihn die Wahl zum Präsidenten des höchsten Gerichtshofes schon 1857 abrief.

In dem Kampfe mit Miramon stand Priesterschaft und Militär gegen Juarez, der von Ort zu Ort fliehen mußte. Da erließ er von Veracruz aus die „Reformgesetze", welche das ungeheure Kirchenvermögen, etwa die Hälfte des ganzen Grund und Bodens, für Nationaleigenthum erklärten und dessen Verkauf anordneten, die Mönchsklöster aufhoben sowie religiöse Freiheit und Civilehe einführten. Die Zahl seiner Anhänger mehrte sich infolge dessen so sehr, daß er jetzt Miramon's Herr wurde, seinen Einzug in die Hauptstadt Mexiko hielt und am 11. Juni 1861 von großer Majorität zum Präsidenten gewählt wurde.

Die Einmischung der europäischen Mächte. Die schwer getroffenen Klerikalen sahen sich jetzt nach auswärtiger Hülfe um. Der General Almonte und der Pater Miranda, als entschiedene Anhänger Miramon's aus Mexiko verbannt, fanden Gelegenheit in Paris dem Kaiser Napoleon die Lage Mexiko's ihren Interessen gemäß vorzustellen. Sie erweckten in ihm die Vorstellung, daß es nur geringer Mittel bedürfen würde, um, auf die klerikale Partei sich stützend, die Machtsphäre Frankreichs über Mexiko zu erweitern, dort „die lateinische Rasse zu reorganisiren". Und wirklich schien eine Einmischung Frankreichs in die mexikanischen Verhältnisse kaum sehr gewagt, da der eben ausgebrochene Bürgerkrieg in Nordamerika die Eifersucht der Vereinigten Staaten nicht blos lahm legte, sondern die ersten Erfolge der Konföderirten auch die Erwartung erweckten, daß Frankreich in ihnen Bundesgenossen seiner Interventionspolitik finden würde.

Es fehlte nicht an Beschwerden Frankreichs über Mexiko, welche eine französische Intervention rechtfertigen konnten, ja welche den Vortheil boten, mit anderen europäischen Mächten vereint gegen die Herrschaft der Puros in Mexiko auftreten zu können. Juarez hatte europäische Konsuln verhaften, Europäer zum Kriegsdienste ausheben lassen, die Binnenzölle auf fremde Waaren verdoppelt und jüngst den Kongreßbeschluß verkündigt, daß alle Zahlungen an das Ausland auf zwei Jahre eingestellt werden sollten. Das traf den europäischen Handel mit Mexiko in der bedrohlichsten Weise: behauptete doch der französische Bankier Jecker an die mexikanische Regierung eine Forderung von 15 Millionen Piaster zu haben, für deren Einziehung es gelang, Personen in der nächsten Umgebung des Kaisers zu interessiren.

So ließ sich denn Napoleon wirklich auf das mexikanische Abenteuer ein. Auf seinen Betrieb schlossen am 31. Oktober 1861 Frankreich, England und Spanien in London eine Konvention, um durch eine gemeinschaftliche Expedition von Mexiko Zahlung und Genugthuung für die Forderungen und Beschwerden ihrer Unterthanen zu erhalten.

Noch vor Ende des Jahres landeten die spanischen Expeditionstruppen unter General Prim in Veracruz; im Januar 1862 folgten ihnen diejenigen Englands und Frankreichs. Jetzt erst erkannten sie die Schwierigkeiten, denen sie entgegen gingen: das Klima erzeugte Seuchen im Lager, die Hitze war furchtbar und die Stimmung der Bevölkerung durchweg feindselig. Unter diesen Umständen bequemten sich Spanien und England rasch zu einem Abkommen mit dem Gesandten von Juarez; den Forderungen Frankreichs, die ihnen zu weit zu gehen und besondere Absichten in sich zu bergen schienen, versagten sie ihre Unterstützung und schifften sich Ende April wieder ein.

Die Franzosen in Mexiko. Aber auch allein glaubten die Franzosen den Mexikanern sich gewachsen; sie rechneten auf eine Erhebung des Landvolkes und auf die Unbrauchbarkeit der Regierungstruppen. Daher rückte der General Graf Lorencez getrosten Muthes mit nur 5000 Mann gegen die große Stadt Puebla de los Angelos. Am 5. Mai wagte er den Sturm. Wirklich hatten schon einige Franzosen die Mauern erstiegen, als ein fürchterliches

Gewitter losbrach und der Regen in Strömen vom Himmel herabstürzte. Dadurch wurde dem Kampfe ein Ende gemacht: die Franzosen mußten sich zum Rückzuge entschließen.

Dieser Mißerfolg regte Frankreich auf das Aeußerste auf: die Ehre Frankreichs schien beschimpft; nur der Sturz der mexikanischen Regierung konnte die erlittene Demüthigung ausgleichen. 30,000 Mann unter General Forey wurden nach Mexiko gesandt, um den Adler Frankreichs auf den Zinnen von Mexiko aufzupflanzen. Nach umfassenden Vorbereitungen setzte sich Forey im Februar 1863 zu neuem Angriff gegen das trotzige Puebla de los Angelos in Marsch. Mit dem größten Muthe indeß vertheidigten die Mexikaner ihre Stadt. Juarez schickte ein Heer zum Entsatze zu Hülfe; General Bazaine schlug es am St. Lorenzo, und nun erst war es möglich, Puebla von allen Verbindungen mit der Landeshauptstadt abzuschneiden. Da kapitulirte denn der tapfere Kommandant Ortega am 18. Mai.



Bei Puebla de los Angelos.

Jetzt war auch der Weg nach Mexiko für die Franzosen geöffnet. Am 10. Juni hielt Forey seinen Einzug in die alte Aztekenstadt, während Juarez mit den Trümmern des mexikanischen Heeres sich nach San Luis Potosi flüchtete. In Mexiko aber trat eine Junta zusammen, welche mit der Führung der Regierung eine Regentschaft, bestehend aus Almonte, dem Erzbischof Labastida und dem General Salas, betraute. In Uebereinstimmung mit dieser Regentschaft versammelte Forey die Notabeln des Landes: 215 erschienen auf die Ladung und proklamirten die Wiederaufrichtung des mexikanischen Kaiserreichs.

Die mexikanische Kaiserepisode. Dem Wunsche Napoleon's gemäß bot die Notabelnversammlung die neugeschaffene mexikanische Kaiserkrone dem Bruder des Kaisers Franz Joseph, dem Erzherzoge Maximilian von Oesterreich, an. Der Gewählte machte zur Bedingung der Annahme, daß „die ganze Nation in freier Kundgebung ihres Willens den Wunsch der Hauptstadt bestätige“. Eine Abstimmung der Gemeinden wurde demgemäß, soweit der Einfluß der französischen Waffen reichte, veranstaltet; und nun erst, nachdem ihm berichtet war,

60*

daß 2000 Gemeinden sich mit der Wahl einverstanden erklärt hätten, nahm Erzherzog Maximilian die dargebotene Kaiserkrone an. Er verließ mit seiner Gemahlin Charlotte, der Tochter des trefflichen Belgierkönigs Leopold, sein Schloß Miramare bei Triest, empfing in Rom den Segen des Papstes und hielt am 12. Juni 1864 unter dem freudigen Zurufe des Volkes seinen Einzug in seine Reichshauptstadt Mexiko.

Aber es war nur der mittlere Theil des Landes, etwa die Hälfte, welcher den neuen Herrscher anerkannte; die andere Hälfte hielt an Juarez fest, dessen Sache im Süden der General Porfirio Diaz in Oaxaca vertheidigte, im Norden der greise Indianer Alvarez, der selbst früher Präsident gewesen war. Hier stand auch bei Monterey die ansehnliche Truppenmacht, welche Juarez selbst zur Vertheidigung der Republik gesammelt hatte. Und der Widerstand des Präsidenten erwies sich zäher und nachhaltiger, als man erwartet hatte. Wurde er auch wiederholt bis an die äußerste Grenze des Landes gescheucht, immer kehrte er zurück und gewann von Neuem Boden.

Die Stützen des neuen Kaiserreichs dagegen waren die französischen Truppen und die klerikale Partei. Denn die Bildung einer kriegstüchtigen mexikanischen Armee lag noch in den Anfängen; und die Stärke der belgischen und österreichischen Fremdenlegion, welche Maximilian angeworben hatte, belief sich nur auf 8000 Mann. Bazaine aber, welcher an Forey's Stelle den Oberbefehl über die französischen Truppen erhalten hatte, raubte mit Rücksichtslosigkeit das Land aus und gerirte sich wie der Vormund des Kaisers.

Im Oktober 1864 nun sandte der Papst den Nuntius Meglia nach Mexiko und forderte von dem Kaiser die Rückerstattung aller Kirchengüter, die Wiederherstellung aller Klöster und Mönchsorden, den Ausschluß aller nichtkatholischen Konfessionen, die Ueberweisung allen Unterrichts an die katholische Kirche. Maximilian wies diese Forderungen zurück: damit war der Bruch mit der klerikalen Partei entschieden. Labastida selbst stellte sich an die Spitze der neuen Gegner des Kaiserreichs; von den Kanzeln wurde gepredigt, der Kaiser wolle Gott und die heilige Jungfrau abschaffen. Statt dessen ging das Bestreben Maximilian's, dem es mit der übernommenen Aufgabe hoher Ernst war, dahin, das verwahrloste Volk durch besseren Unterricht, Beförderung der deutschen Einwanderung und Herstellung von Verkehrsmitteln zu heben. Aber er kam nicht über geringe Anläufe hinaus; es fehlte selbst an den dürftigsten Mitteln. Denn auf die Finanzquellen des Landes hatten die Franzosen ihre eiserne Hand gelegt.

Der Gegensatz Frankreichs und Nordamerika's. Nun aber schlugen die Amerikaner dem wankenden Throne Maximilian's auch die letzte Stütze weg. Die Union hatte Juarez als rechtmäßigen Präsidenten anerkannt und hielt an ihm fest: sie wollte nicht dulden, daß in Mexiko eine Monarchie sich aufrichte und daß dort eine europäische Macht festen Fuß fasse. Mehrere Umstände aber drängten zu entschiedenem Handeln. Es war Bazaine gelungen, Porfirio Diaz in Oaxaca zur Ergebung zu zwingen. Maximilian hatte darauf, um nun auch den Norden durch Furcht zu bezwingen, alle zu Juarez haltenden Soldaten für Verbrecher erklärt und angeordnet, daß alle höheren Offiziere, welche gefangen genommen würden, binnen 24 Stunden erschossen werden sollten, und dies „Blutdekret" schon 10 Tage, nachdem es erlassen war, am 13. Oktober 1865 an dem General Arteaga und mehreren Obersten vollstrecken lassen. Endlich lief am 1. November 1865 die Amtsperiode des Präsidenten Juarez ab.

Die Union stellte daher, ihrer inneren Gegner siegreich Herr geworden, an den Kaiser Napoleon die bündige Forderung, die französischen Truppen aus Mexiko zurückzuziehen. So drohend war ihre Sprache, daß der Kaiser, um einen Krieg mit der kampfbereiten Union zu vermeiden, dem scharfen Drucke nachgab und schließlich im April 1866 sich verbindlich machte, in drei halbjährlichen Abtheilungen bis zum 1. November 1867 die sämmtlichen französischen Truppen aus Mexiko abzurufen.

Auf die Kunde davon begab sich die Kaiserin Charlotte von Mexiko nach Paris, den Sinn des Kaisers zu wandeln. Allein weder ihre Thränen noch ihre Vorwürfe vermochten seine Furcht vor der Union zu besiegen. Aber auch der Papst in Rom konnte sich nicht

entschließen, auf die Bitten der Kaiserin die klerikale Partei durch ein Machtwort auf die Seite des untergehenden Kaisers zurückzuführen. Die doppelte Enttäuschung brach die Geisteskraft der unglücklichen Frau.

In Mexiko erschien unterdessen der Adjutant Napoleon's, Graf Castelnau, um Maximilian die Rückkehr der französischen Truppen anzuzeigen und zugleich im Geheimen demjenigen die Präsidentschaft für die Folge zuzusichern, welcher am willigsten wäre, die französischen Schuldforderungen zu bezahlen. Es fand sich indeß kein Bewerber um diesen Preis. Vielmehr fand es die Zustimmung der Puros, daß Juarez aus eigener Machtvollkommenheit seine Präsidentschaft bis auf Weiteres für verlängert erklärte.

Schon am 16. März 1867 schifften die letzten Franzosen in Veracruz sich nach Europa ein. Alles Kriegsmaterial, was sie nicht mitnehmen konnten, verkaufte Bazaine theils an die feindlichen Heerführer, theils ließ er es ins Meer werfen. Es war klar, nicht die geringste Unterstützung mehr wollten die Franzosen dem Kaiser Maximilian zuwenden, sich ohne sie in Mexiko zu behaupten. Dem Kaiser aber stand der Entschluß fest, den Sturz seines Thrones, wenn er ihn nicht aufhalten könne, auch nicht zu überleben.



Präsident Benito Juarez.

Kaiser Maximilian's Untergang. Von allen Seiten erhoben sich jetzt die Republikaner, um dem Kaiserthume den Garaus zu machen. Porfirio Diaz gewann Oaxaca zurück, nahm Puebla ein und legte sich vor Mexiko, das General Marquez hartnäckig für den Kaiser vertheidigte. Und von Norden rückte General Escobedo mit 30,000 Mann heran, um das Kaiserthum zu stürzen, das im April nur noch die Städte Mexiko, Queretaro und Veracruz umfaßte.

In Queretaro führte Maximilian in Person das Kommando. Escobedo begann die Belagerung der volkreichen und wohlbefestigten Stadt. Sie vertheidigte sich mit Ausdauer. Als aber die Lebensmittel erschöpft waren, beschloß der Kaiser in der Nacht des 14. Mai einen Ausfall zu machen, um mit dem Reste seiner Truppen sich durch die Belagerer hindurchzuschlagen. Allein der kaiserliche Oberst Lopez lieferte durch Verrath das kastellartige Kloster La Cruz in die Hand des Feindes: der Ausfall scheiterte, und der Kaiser mußte mit der ganzen Besatzung sich gefangen geben. Ein Prozeßverfahren wurde gegen ihn eröffnet: man rechnete ihm die „Anmaßung" der höchsten Gewalt, die Entzündung des Bürgerkrieges und den Erlaß des unseligen Dekretes vom 3. Oktober 1865 zum Verbrechen an. Er wurde zum Tode verurtheilt; Juarez bestätigte zur Sühne für Arteaga das Urtheil: am 19. Juni 1867 wurde Kaiser Maximilian in Queretaro erschossen. Er starb in ruhiger Fassung, denn er war sich bewußt, in Allem stets das Beste gewollt zu haben: ein hochsinniger Fürst, sittlich und ehrenwerth, für ein zweideutiges Abenteuer nimmer geschaffen. Mejia und Miramon, seine Generale, folgten ihm auch im Tode.

Mit großer Mehrheit berief der Kongreß nunmehr Juarez zum gesetzlichen Präsidenten. Er verstand es, bis an seinen Tod im Besitze der höchsten Gewalt sich zu behaupten. Aber

die Anfänge, welche Maximilian zur sittlichen und materiellen Hebung des reich gesegneten Landes gemacht, gingen unter ihm in dem leidenschaftlichen Intriguenspiel der Parteien alle zu Grunde. —

Die Republiken in Mittel- und Südamerika. In roherer Weise wiederholt sich der wilde Parteienkampf in den Republiken von Mittel- und Südamerika. Nach der Abschüttelung der spanischen Herrschaft hatten sich alle höchst freisinnige Verfassungen gegeben; aber nicht aus dem eigenartigen Volksleben waren diese geboren, sondern mehr oder weniger getreu der nordamerikanischen nachgebildet; daher fehlt ihnen der natürliche Rückhalt in den Anschauungen des Volkes und damit die Kraft, die politischen Leidenschaften zu bändigen. Bürgerkrieg ist daher die traurige Regel. Aristokraten und Radikale, Klerikale und Demokraten erheben bei jedem Anlaß die Waffen gegen einander. Dazu kommt der erbitterte Gegensatz der Kreolen und Indianer, und gegen beide der der Mischlinge. Das Alles macht es begreiflich, daß die zwei Generationen, welche seit dem Ende der spanischen Oberherrschaft dahingegangen sind, fast nur Rückschritte gebracht haben. Das viel umstrittene Ziel ist die Präsidentenwürde, deren Besitz jede Parteifärbung für sich erstrebt, um dann den Staat nach ihren Interessen zu gestalten. Nur in Chile sicherte die mehr monarchische Gestaltung der Verfassung dem Präsidenten eine größere Widerstandskraft und dadurch eine gedeihlichere Entwicklung des Staates.

Selbst an Versuchen, auf dem zerwühlten Boden die Monarchie aufzurichten, hat es nicht gefehlt. In Haiti machte der Negergeneral Soulouque durch einen blutigen Staatsstreich sich 1849 zum Kaiser unter dem Namen Faustin I., bis nach einem zehnjährigen grausamen Willkürregimente der Mulatte Geffrard ihn vom Throne stürzte und aus dem Lande jagte. Und in Nicaragua warf sich ein nordamerikanischer Abenteurer, William Walker, auf eine Handvoll verwegener Gesellen sich stützend, 1856 zum Diktator auf und wußte sich einige Jahre zu behaupten.

Paraguay und die Triple-Allianz. Ein grundverschiedenes Bild dagegen zeigt der Staat Paraguay in Südamerika. Hier hatte sich sofort nach der Vertreibung der spanischen Herren eine wirkliche absolute Monarchie gebildet, der nichts als der Name einer solchen fehlte. Der Advokat Joseph Francia, zum lebenslänglichen Diktator gewählt, war in einer Person Obergeneral und Oberrichter, größter Grundbesitzer, erster Kaufmann und einziger Bankier des Landes, welches, von den mächtigen Strömen Paraguay und Parana umfaßt, die doppelte Größe von Bayern, wenn auch nur eine Viertelmillion Einwohner hatte. Niemand durfte das Land verlassen, Fremde nur unter der Bedingung einwandern, daß sie sich dauernd in Paraguay niederließen. Die Finanzen waren in gutem Zustande, und die Nachahmung des preußischen Wehrsystems hatte Paraguay eine Kriegsmacht gegeben, wie sie überhaupt kein Staat in Südamerika, auch Brasilien nicht, besaß. Diese patriarchalisch-absolutistische Regierungsweise Francia's hielt sein Neffe und Nachfolger Karl Anton Lopez 1840—1862 in allen wesentlichen Punkten mit Strenge aufrecht. Ihm folgte auf Grund des Testamentes seines Vaters mit Zustimmung des Kongresses sein Sohn Franz Solano Lopez, ein Mann von Kühnheit und Energie und von weiteren Anschauungen als seine Vorgänger. In der eroberungslustigen Politik Brasiliens schien ihm die größte Gefahr für sein Land zu liegen, aber er fürchtete den mächtigen Nachbar nicht.

Durch einen Gewaltstreich hatte 1854 in Uruguay die Partei der Blancos, der Großgrundbesitzer, die Regierung an sich gebracht und das Haupt der demokratischen Colorados, den Präsidenten Flores, nach Buenos-Ayres in die Verbannung geschickt. Indessen Flores kehrte 1863 nach Uruguay zurück und bemächtigte sich nach längerem Kampfe, von Brasilien unterstützt, 1865 der Hauptstadt Montevideo und damit der Regierung von Neuem.

Lopez protestirte gegen diese Einmischung Brasiliens in die inneren Angelegenheiten eines andern Staates: er sah sich mittelbar durch dieselbe bedroht, denn Uruguay in der Hand Brasiliens konnte ihm leicht die Verbindung mit dem Meere verlegen. Längst mit Brasilien

wegen Grenzstreitigkeiten gespannt, glaubte er nicht nachgeben zu dürfen, vielmehr Alles daran setzen zu müssen, um bei dieser Gelegenheit seinem Staate die äußerst wichtige direkte Verbindung mit dem Meere zu erringen. Als daher sein Protest von Brasilien nicht beachtet wurde, rückte er im Januar 1866 in das benachbarte Kaiserreich ein, besetzte die südliche Hälfte der brasilianischen Provinz Matto grosso und hob in dem okkupirten Lande die Sklaverei, die noch in Brasilien bestand, auf.

Zugleich versuchte Lopez an der südlichen Stromgrenze sein Land zu sichern. Hier war die Argentinische Republik der Nachbar Paraguay's. Zwar erklärte die Republik in dem beginnenden Streite Paraguay's mit Brasilien sich für neutral, unterließ es aber nicht, Flores durch Waffen- und Truppensendungen zu unterstützen. Rasch entschieden nahm Lopez die argentinischen Schiffe weg und besetzte zur Sicherung der Stromgrenze die argentinische Stadt Corrientes am Zusammenflusse des Paraguay mit dem Parana. Die Folge war, daß der argentinische Präsident Mitre dem Bunde Uruguay's mit Brasilien sich anschloß.

Der Krieg gegen Paraguay. Mit einer Armee von 45,000 Mann Infanterie und 10,000 Reitern glaubte Lopez der Triple-Allianz sich vollauf gewachsen. Kühn eröffnete er daher, vom Kongresse zum Generalissimus der Armee von Paraguay ernannt, den Angriff und sandte zwei Truppencorps durch die brasilianische Provinz Rio grande del Sul auf den beiden Ufern des Uruguay vor, um sich Montevideo's zu bemächtigen. Indessen die Expedition mißlang: das eine Corps wurde von den Truppen der Argentinischen Republik und Uruguay's völlig geschlagen, das andere von den Brasilianern unter Kaiser Pedro's II. eigenem Befehle umstellt und zur Ergebung genöthigt.



Franz Solano Lopez, Präsident von Paraguay.

Nach diesem Mißerfolge beschränkte sich Lopez auf die Vertheidigung seines Landes. Er konzentrirte seine Kraft in der Festung Humaita, die überdies gegen Süden durch eine lange Linie von Verschanzungen, die Rojaslinien, gedeckt wurde. Die Verbündeten rückten gegen Humaita an, die brasilianische Flotte dampfte den Paraguay hinauf. Allein die Rojaslinien geboten ihnen Halt; und der Strom war durch Ketten und Torpedos so wirksam gesperrt, daß das stärkste brasilianische Panzerschiff, die Fregatte Rio de Janeiro, auf einen Torpedo auffahrend, in die Luft gesprengt wurde.

Zwei Jahre lang lagen die Alliirten vor den Rojaslinien, vollauf beschäftigt, die steten Ausfälle der Paraguiten abzuwehren. Da erst gelang es ihnen, die starken Linien auf einem großen Umwege durch sumpfiges Terrain zu umgehen. Sofort warf sich Lopez auf das vor den Linien zurückgebliebene Corps und vernichtete es fast vollständig bei Tuyuti; dann gab er Humaita auf und zog sich auf die Höhen von Villeta vor das Fort Angostura zurück in eine Stellung, die durch Wolfsgruben, Schützengräben und Verhaue auf das Aeußerste befestigt wurde.

Unterdeß hatte jedoch die Flotte der Brasilianer, wenn auch mit dem Verluste von zwei Panzerschiffen, die Durchfahrt auf dem Paraguay erzwungen und, bis zur Landeshauptstadt

Asuncion vordringend, die dortigen Staatsgebäude mit Bomben beworfen. Jetzt überschritt auch die Landarmee den Paraguay, wodurch sie Lopez in den Rücken gelangte, und unternahm am 11. Dezember 1868 einen allgemeinen Sturm auf die Höhen von Villeta. Nach einem heftigen Kampfe nahmen die Alliirten den Baldowinopaß und machten dadurch die Stellung der Paraguiten unhaltbar. Dennoch wies Lopez die Aufforderung zur Ergebung zurück; ein zweiter Sturm am Weihnachtstage jedoch brach die Kraft der Paraguiten: sie kapitulirten am 30. Dezember. Der Landweg nach Asuncion stand damit den Alliirten offen. Die Einwohner verließen in flüchtiger Hast, ihre beste Habe und alle Lebensmittel mit sich nehmend, ihre Wohnungen, und am 2. Januar 1869 zogen die Verbündeten in die öde Stadt ein.

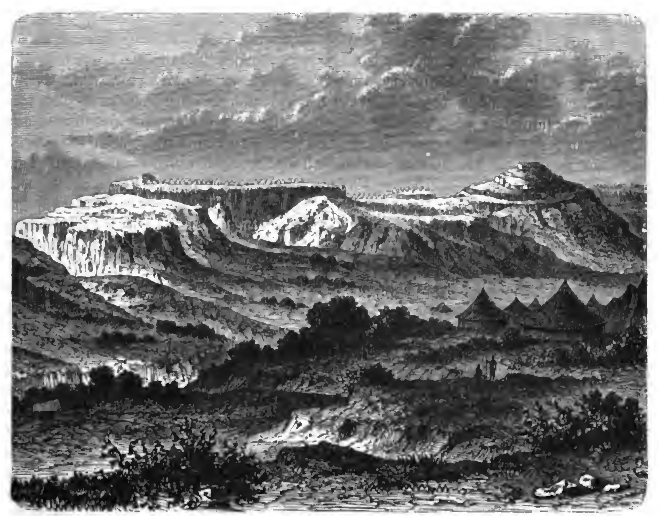
Solano Lopez' Ausgang. Indessen Lopez hatte mit einem Theil seiner Leute vor der Kapitulation das Lager bei Angostura verlassen. Zauberisch wirkte sein Name. Was noch die Waffen tragen konnte, sammelte sich um ihn zu dem aussichtslosen Verzweiflungskampfe; zehnjährige Knaben wurden seinen Truppen eingereiht; selbst Frauen und Mädchen wurden militärisch ausgebildet, um für Schanzarbeiten verwendet zu werden. So setzte er sich nochmals bei Piritebu fest. Indessen der Graf d'Eu, der Schwiegersohn des Kaisers von Brasilien, des Herzogs von Nemours Sohn, erstürmte die Stellung am 12. August und schlug drei Tage später bei Caraguatay die Paraguiten aufs Haupt. Aber nach jeder Niederlage erhob sich Lopez von Neuem; so zog sich der Krieg noch Monate lang hin: immer mehr lichteten sich die Scharen der Unbezwinglichen. Da warf er sich mit einigen Hundert Mann, dem letzten Reste seiner Getreuen, in die Grenzberge, um nach Bolivia sich durchzuschlagen. Aber unermüdlich hefteten sich die Brasilianer unter General Camora an seine Spuren: Angesichts der bolivischen Grenze griffen sie am 1. März 1870 am Aquidalan ihn an und drängten ihn in eine Bergschlucht hinunter. Schon hatte Lopez mit einem Häuflein der Seinigen den jenseitigen Rand der Schlucht erstiegen, als auch schon an dieser Seite derselben brasilianische Soldaten erschienen. Ein Schuß trifft ihn und er stürzt in die jähe Schlucht zurück. Seine Begleiter indeß erreichen die rettende Grenze.



Lord John Russel.

Ein harter Frieden wurde dem besiegten Paraguay auferlegt; es mußte seine nördlichen Provinzen an Brasilien, das Land jenseit des Pilcomayo an die Argentinische Republik abtreten. Brasilien indeß zog aus dem Kriege großen Gewinn: es hatte dadurch, daß es die Lasten des Krieges fast allein getragen und den siegreichen Ausgang herbeigeführt hatte, sein Ansehen unter seinen Nachbarrepubliken außerordentlich gehoben; es nahm aus seinen Kriegserfahrungen Anlaß, nicht nur zur Behauptung seines Uebergewichts seine Armee zu reorganisiren, sondern auch, sich selbst zum großen Segen, der Aufhebung der Sklaverei ernstlich näher zu treten. Paraguay, durch seinen Heldenmuth entvölkert, war in seiner Entwicklung auf viele Jahre zurückgeworfen. —

Schwierigkeiten in England. Es mag erlaubt sein, den Krieg Englands gegen Abessinien hier anzuschließen, der, wenn auch weniger mit der Niederwerfung Paraguay's durch Brasilien, so doch mit der französischen Expedition nach Mexiko einige Berührungspunkte bietet, als ein abenteuerliches Wagniß in fremdem Welttheil. Doch ergiebt wol die genauere Betrachtung eine nicht minder große Verschiedenheit zwischen der dreisten Einmischung Frankreichs in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates und der strengen Strafexekution Englands gegen einen gewaltigen Despoten. Nur mit Widerstreben faßte England den Entschluß dazu. Als einen schweren Verlust empfand das ganze Land den Tod des Prinz-Gemahls Albert, der im frischesten Mannesalter am 14. Dezember 1861 starb.



Bergfestung Magdala.

An die Spitze der stolzesten Aristokratie der Welt gestellt, hatte er es verstanden, durch die Kraft seines Verstandes, durch seine Bereitwilligkeit, gemeinnützige, wissenschaftliche und künstlerische Anstalten allenthalben zu unterstützen, wirklich „der erste Gentleman in seinem Reiche zu sein." Jetzt fehlte seine Geschäftsgewandtheit, sein rasches Verständniß der verschiedenartigsten Dinge, sein unermüdlicher Fleiß. Und bei dem bald achtzigjährigen Lord Palmerston, der an der Spitze der Geschäfte stand, machte die Last der hohen Jahre sich geltend.

Es schien, als ginge England jetzt allen Verwicklungen grundsätzlich aus dem Wege. Nachdem es drohende Noten in der schleswig-holsteinschen Sache an Deutschland gerichtet, überließ es doch 1864 Dänemark sich selber. Den Forderungen der Vereinigten Staaten auf Ersatz des Schadens, welchen die in England ausgerüsteten Kaper der Konföderirten, wie der Shenandoah und die Alabama, angerichtet hatten, antwortete es mit spitzfindigen Rechtfertigungen, die wie Ausflüchte erschienen. Den weiteren Ansprüchen der Vereinigten Staaten auf den Besitz des San-Juan-Archipels gegenüber zeigte es sich schwankend. Kein Wunder,

daß das Ansehen Englands, nur mit Worten, nicht mit Thaten vertheidigt, in Europa zu wanken begann.

Freilich litt England damals auch an großen inneren Schwierigkeiten. Zum Entgelt für seine stille Parteinahme für die Konföderirten bildete sich in Amerika der Fenierbund, dessen Ziel die Entfachung der Revolution in Irland bis zur Losreißung der „grünen Insel" von England war. Dazu kam, daß unter dem Einflusse der Vorgänge auf dem Kontinent die populare Bewegung für die Parlamentsreform sich mit neuer Kraft erhob; ja eine Zeit lang es schien, als wollten die Reformer und die irischen Nationalen sich zu gegenseitiger Förderung mit einander verbinden. Es galt, dem zu begegnen. Eine Aufgabe von der folgenreichsten Bedeutung trat damit an den greisen Palmerston heran: als er am 18. Oktober 1865 starb.

Lord Russell übernahm die Führung des Kabinets. Das erweckte Hoffnungen für die Durchführung der Parlamentsreform. Als aber nach wenigen Monaten ein Toryministerium berufen wurde, so trieb die Enttäuschung die Volksaufregung zu bedrohlicher Höhe. Es kam zu revolutionären Tumulten im Hyde-Park, zu leidenschaftlich bewegten Massenversammlungen, so daß das Ministerium sich zum Nachgeben entschloß. Der Einkommencensus wurde ganz gestrichen und das Wahlrecht jedem Haushaltungsvorstande verliehen, zugleich allen Wahlkreisen mit weniger als 10,000 Wählern nur ein Abgeordneter bestimmt. Dennoch hielt sich das Ministerium Derby-D'Israeli nur bis zum 19. Dezember 1868. Es wurde von dem liberalen Kabinete Gladstone-Bright abgelöst, das nun, während es zu Ende 1865 mit Strenge gegen die Führer der Fenierbewegung eingeschritten war, so jetzt durch die Abstellung der dringendsten Beschwerden der Iren, namentlich die Entstaatlichung der Kirche in Irland, die irische Bewegung zu beschwichtigen suchte.

Kaiser Theodoros von Abessinien. Hinein nun in diese Bewegungen, welche die inneren Schwierigkeiten in England bewirkt hatten, fiel der Konflikt mit Abessinien, welcher, England höchst ungelegen, bald bis zur Unversöhnlichkeit sich verschärfte.

Zum Hauptmann einer der zahlreichen Räuberbanden, welche seit Alters Abessinien brandschatzten, hatte um die Mitte des Jahrhunderts sich Kasa Quaranja emporgeschwungen. 1818 geboren, war er in dem Kloster von Tschankar erzogen worden, und hielt sich zu größeren Dingen berufen, als Reisende auszuplündern. Er vergrößerte die Zahl seiner wilden Gesellen so sehr, daß es ihm gelang, den Fürsten Guschu von Godscham in der Nähe des Tanasees zu besiegen und sich des Fürstenthums zu bemächtigen. Nun kehrte er seine Waffen gegen den Oberherrn von Godscham, den König Ras Ali von Schoa, welcher zugleich die Landschaft Amhara als Statthalter des Schattenkaisers zu Gondar verwaltete. Auch Ras Ali erlag ihm. Jetzt hinderte ihn nur noch Ubie, der mächtige Statthalter von Tigre, sich selbst zum Kaiser zu machen.

Durch die Erwählung eines neuen, thatkräftigen Kaisers glaubte Ubie am besten den drohenden Fortschritten Kasa's begegnen zu können. Unter dem Vorsitze des Landesbischofs Salama traten daher auf seinen Betrieb die Fürsten und Großen von Abessinien zur Kaiserwahl zusammen. Indeß Kasa wußte durch Versprechungen und Drohungen Salama für sich zu gewinnen und erreichte es 1854, daß er selber zum Kaiser gewählt wurde. Jetzt besiegte er auch Ubie, und ließ sich nun in Debr-Eki zum Kaiser von Abessinien krönen, als welcher er den Namen Theodoros II. annahm. Mit Energie ging er jetzt an die Hebung des Landes, rottete das Räuberwesen aus, verbesserte die Rechtspflege, brach das Uebergewicht der Geistlichkeit durch Einziehung ihres ungeheuren Grundbesitzes. Hauptsächlich aber richtete er sein Augenmerk auf die Reorganisation des Militärs; denn das große Ziel, das ihm vorschwebte, war die Vernichtung der Herrschaft des Islam in Aegypten.

Er hielt dafür, daß die christlichen Mächte Europa's sich zu diesem Zwecke bereitwillig mit ihm verbünden würden. Im Herbste 1862 sandte er daher den Franzosen Bardel mit einem Bündnißantrage an Napoleon; allein dieser ließ durch Drouin de L'Huys höflich

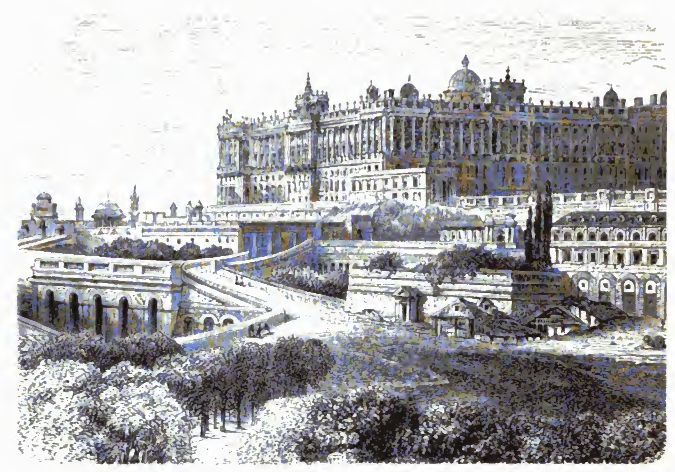
ablehnend antworten. Mit dem gleichen Auftrage schickte er den englischen Konsul Cameron an die Königin Victoria, indem er mit dem Bündnisse zugleich ihr seine Hand antrug. Ohne Verständniß für diese Unverschämtheit gerieth Theodor in den höchsten Zorn, als die Königin ihn überhaupt keiner Antwort würdigte. Er ließ Cameron, nachdem er den französischen Konsul aus dem Lande gewiesen hatte, ins Gefängniß werfen und zugleich eine Anzahl christlicher Missionare, von denen er sich in Europa verleumdet glaubte, verhaften. Auf der Bergfestung Magdala im äußersten Süden des Landes internirt, wurden die Gefangenen mit Ketten belastet und auf das Härteste behandelt. Jetzt sandte England die versäumte Antwort durch Hormuzd Rassam an den Erzürnten ab. Allein er hielt auch Rassam fest und wollte die Gefangenen nur frei geben, wenn man ihm eine Anzahl geschickter Handwerker und Techniker aus Europa senden würde. Da blieb denn England nichts Anderes übrig, als mit Gewalt die Freilassung der Gefangenen ins Werk zu setzen.

Der englische Feldzug in Abessinien. Schon seit Jahren indeß hatte der Reformator Abessiniens sich in einen halb wahnsinnigen Despoten umgewandelt, dessen Grausamkeiten und Erpressungen das ganze Land zur Empörung reizten. Die fortwährenden Kämpfe mit den Aufständischen hatten allmählich sein Heer bis auf 7000 Mann herabgebracht, mit denen er 1866 ein festes Lager bei Dabra-Tabor bezogen hatte. Allein der Aufstand des Landvolks von Begemeder nöthigte ihn im Winter 1867—68, sich langsam von dort nach der Feste Magdala zurückzuziehen, um hier mit den letzten Trümmern seiner Macht gegen den Haß des ganzen Landes sich zu behaupten, wie gegen den neuen Feind, der schon seinen Fuß auf die abessinische Küste gesetzt hatte.

Im September 1867 hatte die Einschiffung der englischen Armee in Bombay begonnen. Sie landete bei dem ägyptischen Dorfe Zulla und rückte zu Anfang des Dezember aus dem heißen Küstenstriche durch den Paß von Komagli in das afrikanische Alpenland hinein. Ihre Stärke betrug 16,000 Mann aller Waffengattungen; die Geschütze wurden von 45 Elefanten getragen. Unter den größten Schwierigkeiten waren 70 Meilen bis nach Magdala zurückzulegen; aber die Einwohner waren allerorten willig, gegen Bezahlung Dienste beim Transport zu leisten und Lebensmittel zu liefern. Endlich am 9. April 1868 erreichte der Vortrab, 3500 Mann stark, das Thal des Beschilo, jenseit dessen sich in drei Gipfeln der Felsenberg von Magdala erhob. Am folgenden Tage, dem Charfreitage, befahl der Oberbefehlshaber Sir Robert Napier den Angriff. 1500 Mann stiegen in den tiefen Grund des Thales hinab: da stürzten ihnen 5000 Abessinier, mit Luntenflinten bewaffnet, und 1000 Speerwerfer von der Festung her entgegen. Aber die weittragenden Snydergewehre und die Armstrongkanonen der Engländer richteten ein so fürchterliches Blutbad unter den dichten Scharen der Angreifer an, daß sie sich zurückziehen mußten.

Die Niederlage raubte dem Kaiser Theodoros allen Muth zum Widerstande; er ließ Napier Versöhnung anbieten und schickte auf dessen Verlangen die sämmtlichen Gefangenen nicht blos, sondern auch alle Europäer, die er in seinen Diensten hatte, in das englische Lager. Nachdem somit die Europäer in Sicherheit gebracht waren, ordnete Napier am 13. April einen allgemeinen Sturm auf die Festung an. Die Engländer fanden kaum Widerstand: nur 11 Mann der Sturmkolonne wurden verwundet. Als sie eindrangen, fanden sie in der Nähe des Thores die Leiche des Kaisers: er hatte sich durch einen Pistolenschuß selbst getödtet, um den Zusammensturz seiner Macht nicht zu überleben.

Die Engländer begnügten sich, die Festung zu schleifen. Dann traten sie unverzüglich den Rückmarsch an; schon im Juni hatten Alle sich wieder eingeschifft. Auf eine dauernde Besetzung des Landes hatten sie es nicht abgesehen. Es war genug, daß der Respekt vor dem Namen Englands im Orient wieder hergestellt war; und das war mit den 8 Millionen Pfd. Sterling (160 Millionen Mark), welche die Exekution gekostet hatte, nicht zu theuer bezahlt.



Das königliche Schloß in Madrid.

Der Zusammenbruch des Bourbonenthrones in Spanien.

Die politischen Vorgänge in Frankreich haben zu allen Zeiten ihren Schatten auch über die Pyrenäen hinübergeworfen. Zwar die Erregung der Gemüther, welche die Februarrevolution hervorrief, war nicht so stark, daß sich die Moderados unter Don Narvaez (s. S. 90) nicht hätten im Regimente behaupten können. Die Aufstände, welche hier und da ausbrachen, wurden ohne große Mühe unterdrückt; und die Hofpartei in der Umgebung der jungen Königin Isabella wagte eben wegen der im Lande herrschenden Aufregung nichts gegen den Minister, so verhaßt er ihr auch war, zu unternehmen. Das wurde aber anders, als in Frankreich unter dem Präsidenten Louis Napoleon die antirevolutionäre Strömung an Kraft gewann.

Die Bildung der liberalen Union. Der Staatsstreich des Prinz-Präsidenten äußerte auch in Spanien seine Wirkung: die Reaktion begann sich zu regen. Und als bald danach durch einen Priester ein Mordanschlag gegen die Königin gemacht wurde, gab sie sich ganz der Reaktion hin. Narvaez war den Intriguen der Königin-Mutter Christine erlegen; sein Nachfolger Bravo Murillo wurde durchaus von der absolutistischen Hofpartei geleitet. Die Presse wurde beschränkt, die Cortes aufgelöst, Klerikale und Reaktionäre sichtlich bevorzugt. Es schien, als trage sich auch in Spanien die Regierung mit dem Projekte eines Staatsstreiches, um der Beengung durch die Verfassung ledig zu werden.

Endlich brachte das Ausschreiben einer Zwangsanleihe die allgemeine Gährung zum Ausbruche. Die Progressisten, welche aus den alten Exaltados hervorgegangen waren, vereinigten sich mit den Moderados zu der „liberalen Union“. Es kam zu Barrikadenkämpfen in Madrid. Der General Don Leopoldo O'Donnell, des Grafen von Abisbal Sohn, der einer alten irischen Adelsfamilie entstammte, stellte sich an die Spitze der Bewegung und schlug die Madrider Besatzung in dem Gefechte von Vicalvaro; unter dem Jubel der Bevölkerung zog

er am 29. Juli 1854, mit Espartero vereint, in Madrid ein. Die Königin gab jetzt der siegreichen Erhebung nach und beauftragte Espartero mit der Neubildung des Kabinets, in welchem O'Donnell Kriegsminister wurde. Die Königin-Mutter wurde unter militärischer Begleitung über die Grenze nach Portugal gebracht.

Die neugewählten Cortes, in der Mehrheit aus Progressisten bestehend, begannen nun das öffentliche Leben und die Zustände Spaniens in neue Bahnen zu leiten. Die Kirchen-, Stifts-, Gemeinde- und Staatsgüter wurden als Nationaleigenthum eingezogen und verkauft, der Bauernstand unabhängiger gestellt und freisinnige Gesetze zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes gegeben. Indeß darüber löste sich die liberale Union, und Espartero trat aus dem Kabinet. Von Neuem erhoben sich in Madrid und in Barcelona Straßenkämpfe; allein O'Donnell schlug sie mit blutiger Strenge nieder, löste die Cortes auf und verhängte über ganz Spanien den Belagerungszustand.

Das schien jedoch zu weit zu gehen; die Königin entließ O'Donnell und berief ein Ministerium aus Moderados unter Narvaez, welches mehr und mehr den reaktionären Tendenzen sich zuwandte. Die Folge war, daß die liberale Union von Neuem zusammentrat, um das Errungene zu sichern, und die Königin nöthigte, O'Donnell, der für das Haupt der Union galt, am 30. Juni 1858 in das Ministerium zurückzurufen.

Das Ministerium O'Donnell. Fünf Jahre dauerte das ruhige und gemäßigte Regiment O'Donnell's, so daß die Landeswohlfahrt, zumal die Industrie Spaniens, sehr aufblühte. Durch Konzessionen suchte er die Klerikalen zu gewinnen: Protestanten wurden wegen Verbreitung der Bibel zu Galeerenstrafe verurtheilt, zu Gunsten des Papstes und Neapels gegen das Königreich Italien diplomatische Proteste erlassen. Auch nach außen hin suchte Spanien jetzt eine kräftigere Haltung als bisher zu zeigen. O'Donnell führte in Person die spanischen Truppen nach Marokko hinüber, von dem Spanien beleidigt zu sein glaubte, und erzwang durch die Erstürmung des marokkanischen Lagers vor Tetuan am 4. Februar 1860 von Marokko einen sehr vortheilhaften Frieden. Auch an der Expedition der Westmächte gegen Mexiko nahm Spanien Theil und brachte den früher spanischen Theil der Insel Haiti wieder — wenn auch nur auf kurze Zeit — unter die spanische Herrschaft zurück.

Allein die von Neuem eintretende Spaltung der liberalen Union führte zu einer Ministerkrisis, und O'Donnell erhielt im März 1863 seine Entlassung. Das Staatsschiff gerieth bedenklich ins Schwanken. Der rasch sich jetzt wiederholende Ministerwechsel war sehr dazu angethan, die allemeine Gährung im Lande zu steigern. Endlich kehrte die Königin zu Narvaez zurück. Durch Beschränkung der Presse, durch Absetzung oppositioneller Beamten, durch scharfe Polizeimaßregeln suchte dieser die Erregung der Geister niederzuhalten; aber ohne Unterstützung der Königin, nahm Narvaez schon im Juni 1865 seine Entlassung. Zum dritten Male wandte sich Isabella zu O'Donnell. Im Verein mit dem Marschall Serrano übernahm O'Donnell am 21. Juni die schwierige Aufgabe, das Land zu beruhigen. Die Zwangsmaßregeln Narvaez' wurden rückgängig gemacht, ein freisinniges Wahl- und Preßgesetz erlassen und die Königin veranlaßt, ihre reaktionär gesinnten geistlichen Berather, den Pater Claret und die Nonne Patrocinio, vom Hofe zu entfernen.

Indeß den radikalen Progressisten genügte dies bei weitem nicht; sie verlangten vor Allem allgemeines Stimmrecht und Trennung der Kirche vom Staat. Ihr Führer, der General Prim, erhob die Fahne des Aufruhrs. Allein O'Donnell drängte ihn mit seiner Insurgentenschar rasch über die portugiesische Grenze und schlug auch die Militäraufstände, welche bald danach in Madrid, Salamanca und anderen Städten ausbrachen, mit rücksichtsloser Strenge nieder.

Das schien der Hofpartei der Weg, überhaupt der Freiheitsbewegung ein Ende zu machen. O'Donnell wurde am 11. Juli 1866 zum dritten Male entlassen und durch ein ganz reaktionäres Ministerium unter Narvaez ersetzt.

Die blinde Reaktion. Die Reaktion feierte jetzt ihre höchsten Triumphe. Ein strenges Polizeiregiment versuchte alle Bewegungen freieren Geistes zu ersticken; die Selbstverwaltung

der Gemeinden und Provinzen wurde eingeschränkt, der Volksunterricht den Geistlichen überantwortet, die Corteswahlen auf das Gröbste beeinflußt. Dennoch wagten es 137 Abgeordnete, der Königin eine Adresse gegen den unerträglichen Despotismus des Ministeriums zu überreichen; Marschall Serrano, der in jüngeren Jahren bei der Königin in hoher Gunst gestanden hatte, unternahm es, ihr mündlich Vorstellungen zu machen. Und was war der Erfolg? Der Marschall wurde mit den Führern der Kammeropposition verhaftet und nach den Kanarischen Inseln in die Verbannung deportirt. O'Donnell flüchtete sich ins Ausland. Die Cortes wurden aufgelöst und Preßangriffe auf die Regierung mit dem Tode bedroht. Der liberale Schwager der Königin, Infant Heinrich von Bourbon, wurde aller seiner Ehren und Würden beraubt.



Marschall O'Donnell nimmt die Unterwerfung Marokko's entgegen. Zeichnung von A. Beck.

Ueber fast ganz Spanien wurde der Belagerungszustand verhängt, Kriegsgerichte eingesetzt, ein Terrorismus ohnegleichen geübt. Marschall Narvaez starb darüber; aber sein Nachfolger, Gonzalez Bravo-Murillo, ging nur noch bereitwilliger auf das reaktionäre Wüthen der Hofpartei ein.

Der Haß gegen die Königin. Niemals hatte die Königin Isabella die Achtung ihres Volkes besessen: jetzt flammte allenthalben ingrimmiger Haß gegen sie auf. Durch ihre launenhafte Willkür hatte sie unzählige Leute verletzt; ihre strenggläubige Frömmigkeit erschien im Lichte ihres mehr als anstößigen Privatlebens als äußerlich gemacht, ihre Leidenschaft für ihren Kammerherrn Don Carlos Marfori als unwürdig, ihre stete Bereitwilligkeit, den Einflüsterungen einer Hofkamarilla, aber nicht den Rathschlägen ihrer Minister zu folgen, als frivol, ihre Mißachtung gegen die Forderungen der Nation als unerträglich. Dazu kam die Ränkesucht und Habgier der aus Portugal nach zehnjähriger Verbannung zurückgekehrten Königin-Mutter, und jener gefährliche Schimmer der Lächerlichkeit, welchen der Papst, ohne es zu wollen, über die Königin verbreitete, als er ihr am 6. Februar 1868 „als dem Sinnbilde

aller weiblichen Tugenden" eine geweihte goldene Rose übersandte. Und nirgends ein Zug, der den Eindruck auch nur hätte mildern können: nirgends bei der Königin Isabella eine Empfindung der hohen Verantwortlichkeit ihrer Stellung, nirgends weder Verständniß noch Neigung, den Bedürfnissen ihres Volkes gerecht zu werden: darum auch nirgends für sie ein Halt in ihrem Volke oder ein schützender Arm, als der Haß und die Verachtung in Empörung sich gegen sie erhoben, angestachelt durch das blinde Wüthen der Reaktion.

Der Umsturz des Thrones. Auf Napoleon setzte Isabella ihre Zuversicht. Im September 1868 begab sie sich nach San Sebastian, um mit dem in dem nahen Biarritz weilenden Kaiser eine Zusammenkunft und ein Bündniß zu vereinbaren.

Da brach die Revolution aus. In geheimen Unterhandlungen hatten die Führer der liberalen Union mit den Progressisten zum Sturz der verhaßten Herrscherin sich verständigt. Prim war aus England, Serrano von den Kanarischen Inseln herbeigeeilt. Im Verein mit ihnen erhob der Admiral Topete am 19. September 1868 im Hafen von Cadiz die Fahne der Empörung; eine Proklamation mit dem Namen Serrano's, der seit O'Donnell's Tode (5. November 1867) für das Haupt der liberalen Union galt, an der Spitze, rief die Spanier auf, zum Sturze der Regierung aller Parteiunterschiede zu vergessen. Rasch scharte sich der Süden um Serrano; die Städte der Ostküste sammelten sich um Prim „den Befreier".



Don Francisco Serrano y Dominguez.

Auf die Kunde hiervon entließ die Königin das Ministerium Gonzalez Bravo und stellte den General Concha an die Spitze des Kabinets. Dieser sandte den General Novaliches den Aufständischen entgegen. An der Brücke von Alcolea unweit Cordova kam es am 28. September zum Zusammenstoß. Serrano schlug die unlustig kämpfenden Regierungstruppen aufs Haupt und rückte auf Madrid los. Da gab die Königin Isabella in San Sebastian ihre Sache verloren; von Marfori und ihrem Beichtvater Claret begleitet, flüchtete sie sich am 30. September über die nahe französische Grenze, erließ von Pau aus einen Protest gegen die Revolution und begab sich nach Paris. Auf das Betreiben Napoleon's entsagte sie hier am 25. Juni 1870 zu Gunsten ihres Sohnes Alfons der spanischen Krone.

Die Aufständischen hielten am 3. Oktober 1868 ihren Einzug in Madrid. Ein provisorisches Ministerium wurde ernannt, in welchem Prim das Portefeuille des Krieges, Topete das der Marine erhielt; den Vorsitz übernahm der Sieger von Alcolea, Don Francisco Serrano y Dominguez, Herzog de la Torre.

Die Regentschaft Serrano's. Das Ministerium begann seine Thätigkeit mit der Aufhebung des Jesuitenordens und zahlreicher Klöster; daran schlossen sich liberale Verfügungen in Betreff des Schulwesens, der Presse, des Versammlungsrechtes, der Gemeindeordnung. Aber die Hauptfrage war die Wiederbesetzung des erledigten Thrones. Wol kam es im Süden zu Kundgebungen zu Gunsten der Republik. Aber die am 10. Februar 1869 zusammentretenden

Cortes waren in ihrer Mehrheit wie das Ministerium für die Beibehaltung der konstitutionellen Monarchie. Die am 6. Juni verkündigte neue Verfassung erhob diese zum Gesetz. Bis zur Wiederbesetzung des Thrones aber wurde der Marschall Serrano mit dem Prädikate Hoheit zum „Regenten“ des Königreichs ernannt.

Unterdessen aber hatten die Ideen einer Föderativrepublik zumal im Osten des Landes Ausbreitung gewonnen. In Barcelona, Saragossa und Valencia wurde die Republik proklamirt. Indeß der Regent beugte mit Nachdruck einem Zerfallen Spaniens vor. Er verhängte mit Zustimmung der Cortes den Belagerungszustand über das Königreich und sandte Truppen nach dem Osten, welche den republikanischen Aufstand allenthalben siegreich dämpften.

Ebenso rasch machte Serrano auch dem Aufstandsversuche der Karlisten im Norden ein Ende; binnen wenig Wochen waren ihre zerstreuten Banden aus einander gesprengt. Im Oktober 1869 war allerorten in Spanien die Ruhe wieder hergestellt, so daß am 15. Dezember der Belagerungszustand wieder aufgehoben werden konnte.

Königsneuwahl. Nun aber entzweite die Thronbesetzung die Gemüther. Die Idee der „Iberischen Union“ tauchte auf, durch die Wahl des Königs von Portugal die ganze Iberische Halbinsel unter einem Scepter zu vereinigen. Allein den Portugiesen auf das Aeußerste zuwider, fand sie auch in Spanien wenig Anklang. Serrano war am meisten dafür, den Herzog von Montpensier, Louis Philipp's Sohn, den Gemahl der Infantin Maria Luisa, der Schwester Isabellens, zum Könige zu wählen. Allein Montpensier hatte, obgleich er lange in Sevilla gelebt hatte und zuletzt sogar von Isabella aus Spanien verbannt worden war, es gar zu wenig verstanden, sich populär zu machen. Ueberdies widerstrebte Napoleon mit Entschiedenheit der Kandidatur eines Orleans. So wandte man sich denn nach Florenz, um den jüngeren Sohn des Königs Victor Emanuel oder seinen Neffen für den Thron Spaniens zu gewinnen; Beide indeß lehnten die Kandidatur ab.

Unterdessen hatte Prim, nachdem der greise Marschall Espartero die von den Progressisten ihm zugedachte Krone abgewiesen, in der Stille bei dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen angefragt, jedoch auch von diesem eine ablehnende Antwort erhalten. Auf eine erneute Anfrage des Regenten indessen erklärte sich der Erbprinz bereit, die Kandidatur anzunehmen. Sofort faßte jetzt am 2. Juli 1870 der Ministerrath unter Serrano's Vorsitze den einstimmigen Beschluß, den Prinzen von Hohenzollern den Cortes zum Könige vorzuschlagen. Als aber im französischen gesetzgebenden Körper hiergegen der Minister Herzog von Gramont Protest erhob, entsagte Leopold am 12. Juli der Kandidatur, „um nicht eine untergeordnete Familienfrage zu einem Kriegsvorwande heranreifen zu lassen“.

Jetzt kehrte man zu der Kandidatur des Herzogs Amadeus von Aosta zurück, der sie nunmehr mit Zustimmung seines Vaters Victor Emanuel annahm. Mit 191 Stimmen, während 63 für die Republik und 25 für Montpensier abgegeben wurden, wählten ihn am 16. November 1870 die Cortes zum Könige von Spanien. Am 30. Dezember setzte er in Cartagena den Fuß auf den Boden seines neuen Königreiches. Aber ein düsteres Ereigniß warf seinen Schatten auf den Eintritt des neuen Königs von Spanien: an demselben 30. starb General Prim, „der Königsmacher“, drei Tage vorher von einem unbekannt gebliebenen Meuchelmörder auf den Tod verwundet.

Am 2. Januar 1871 langte Amadeus in seiner neuen Hauptstadt an. Vor den versammelten Cortes leistete er den Eid auf die Verfassung, worauf Serrano die ihm übertragene Regentschaft in die Hände des Präsidenten der Cortes Zorilla niederlegte, und nunmehr von diesem Amadeus als König von Spanien proklamirt wurde. Mit freudiger Zuversicht begrüßte Spanien den liebenswürdigen und wohlunterrichteten neuen Herrscher aus dem Hause Savoyen: Jahrzehnte lang zwischen Revolution und Reaktion umhergeworfen, hatte es ein Recht zu hoffen, daß es jetzt in die Bahn einer stetigen und gedeihlichen Entwicklung eingelenkt sei.



Im Vatikan. Zeichnung von H. Lüders.

Das vatikanische Konzil und der Untergang des Kirchenstaates.

Weder die Art und Weise, in der Italien in den Besitz Venetiens gelangt war, noch der Krieg von 1866 überhaupt waren sehr rühmlich für Italien gewesen. Als eine um so empfindlichere Demüthigung empfand es daher das italienische Nationalgefühl, daß durch die Septemberkonvention (S. 406) Rom dem Königreiche vorenthalten blieb, obgleich im Herbste 1866 die französische Okkupation aufgehört hatte. Victor Emanuel versuchte eine Verständigung mit Pius IX., erreichte indessen nichts: der Papst schickte dem Könige von Sardinien seinen Segen, nicht dem Könige von Italien, so daß sich die Aufregung im Volke nur noch mehr steigerte.

Mentana. Wieder glaubte Garibaldi die Sache in seine Hand nehmen zu müssen: Freiwillige sammelten sich an der Grenze des Kirchenstaates, bereit, jeden Augenblick einzubrechen. Das Ministerium Ratazzi indessen, Verwicklungen mit Frankreich fürchtend, schritt ein, verhaftete Garibaldi und schickte ihn nach seinem Caprera zurück; und auch Napoleon, von den Klerikalen Frankreichs gedrängt, ließ alsbald zur Unterstützung der kleinen päpstlichen Armee die französischen Okkupationstruppen nach Civita vecchia zurückkehren. Dies aber goß nur Oel ins Feuer; immer höhere Wogen schlug die Bewegung: Garibaldi erschien von Neuem; noch zahlreichere Freiwilligenscharen sammelten sich um ihn.

Jetzt hielt sich Ratazzi zurück; er meinte, daß die Einnahme Roms den Freiwilligen gelingen würde, und wollte mit der vollendeten Thatsache Frankreich überraschen. Italienische Truppen wurden an der Grenze des Kirchenstaates aufgestellt, doch ohne die Freiwilligen zu hindern. So rückte denn Garibaldi in das päpstliche Gebiet ein; aber gegen reguläre Truppen vermochte er nichts. Bei Mentana schlugen ihn die Päpstlichen unter General Kanzler, von den Franzosen, in deren Händen das Chassepotgewehr „Wunder that“, unterstützt, am 3. November 1867 in die Flucht und trieben ihn über die Grenze zurück.

Rom war für den Papst gerettet, oder vielmehr für Napoleon. Er behielt den Preis in seiner Hand, durch dessen Gewährung er sich Italien, wenn es die Zeit so mit sich brächte, stets willfährig machen konnte. Denn um Rom zu erlangen, rechnete er, würde Italien zu Allem bereit sein. Deswegen wurde jetzt auch Ratazzi auf Napoleon's Verlangen entlassen und von Victor Emanuel ein französisch gesinntes Kabinet unter General Menabrea berufen.

Die Berufung des Konzils. Während so die französischen Bajonnete fortfuhren, die weltliche Herrschaft des Papstes aufrecht zu erhalten, schickte er unter ihrem Schutze sich an, geistliche Entwürfe außerordentlichster Art zur Ausführung zu bringen. Fast schien es, als suche er in ihnen Ersatz für den Kirchenstaat, dessen Verlust die nächste politische Verwicklung ihm drohte.

Am 8. Dezember 1854 hatte Pius das Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria proklamirt, und die katholische Welt hatte es gläubig angenommen. Zehn Jahre später hatte er die Encyklika (S. 406) und den Syllabus erlassen, und diese Kriegserklärung gegen die moderne Gesittung hatten die Bischöfe in ihre Gemeinden eingeführt und vertheidigt. War das nicht ein Beweis, daß er unfehlbar sei? Er erhob sich jetzt zu dem Entschlusse, diese päpstliche Unfehlbarkeit, an die er glaubte, als ein Dogma der Christenheit zu proklamiren und durch ein allgemeines Konzil zur öffentlichen Anerkennung zu bringen. Durch die Bulle Aeterni patris berief Pius ein allgemeines Konzil auf den 8. Dezember 1869 nach dem vatikanischen Palaste in Rom. Es galt die Weltherrschaft der Kirche aufzurichten, unbedingt und ohne Schranken, im Namen Gottes, nach dem Winke des unfehlbaren Papstes. Geladen wurden auch die orientalischen Bischöfe: sie lehnten die Einladung ab. Geladen wurden auch die Protestanten, in den „einigen Schafstall Petri" zurückzukehren. Aber es war das erste Mal, daß zu einem Konzile die weltlichen Fürsten und Herren nicht geladen wurden.

Und doch waren sie mittelbar sehr betheiligt. Es lag in diesem Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes, der alle geistliche Erkenntniß in sich monopolisirte, unverkennbar eine Bedrohung der Unabhängigkeit und Souveränetät der Staaten. Der bayerische Minister Fürst Hohenlohe regte daher zu gemeinsamen Konferenzen der Regierungen an, um durch gemeinsame Maßregeln die weltlichen Interessen zu schützen. Aber die Konferenzen kamen nicht zu Stande. Jedoch erließen die neunzehn deutschen Bischöfe am 6. September 1869 von Fulda aus einen Hirtenbrief, in welchem sie die Erwartung aussprachen, daß das Konzil keine neuen Dogmen einführen und in die bürgerliche Ordnung nicht eingreifen werde." Sie konnten dies sagen; denn die Einbringung der Vorlagen hatte der Papst sich ausschließlich vorbehalten. Noch aber waltete über ihnen das tiefste Geheimniß: es war nur Vermuthung, daß es sich um die Anerkennung des Dogmas von der leiblichen Himmelfahrt Mariä und der Unfehlbarkeit des Papstes handeln würde.

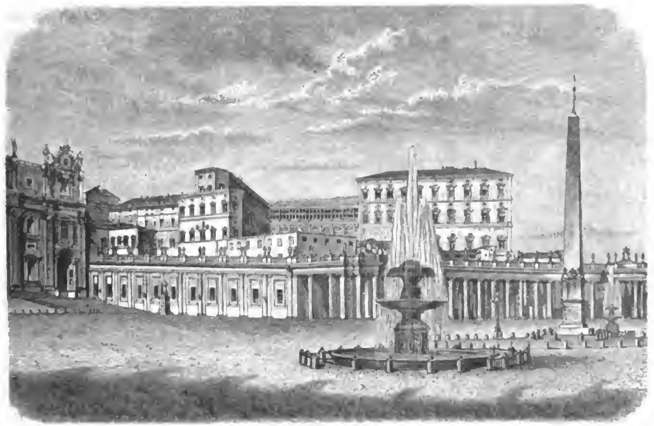
Die Verhandlungen in der St. Peterskirche. Mit allem Glanze wurde das Konzil am 8. Dezember 1869 in Rom eröffnet; im rechten Kreuzarm der Peterskirche hielt es seine Sitzungen.

Erschienen waren 767 Geistliche. Die Einladungen waren so erlassen, daß dem Papste von vornherein eine Majorität von 500 bis 600 Stimmen sicher war. Diese setzte sich zusammen aus 119 Titularbischöfen, die meist erst jüngst aus den Zöglingen der Jesuiten ernannt waren und keine Gemeinden vertraten, aus 143 Bischöfen des Kirchenstaates, 30 Ordensgeneralen, 68 Bischöfen aus Neapel, 80 aus Spanien und einer Anzahl von Missionsbischöfen aus Asien, Afrika und Australien. Hierunter befanden sich etwa 300 „päpstliche Kostgänger", für welche der Papst nicht nur die Reise, sondern auch die Kosten ihres Aufenthalts in Rom bezahlte: eine tägliche Ausgabe von 25,000 Lire (Francs). Ihnen stand eine Opposition von etwa 150 Stimmen gegenüber, meist Bischöfe aus Deutschland, Frankreich und Ungarn, welche die alten Rechte des Bisthums zu behaupten und dem päpstlichen Despotismus eine aristokratische Begrenzung zu geben willens war.

Vier „Schemata" oder Vorlagen wurden dem Konzil gemacht: „vom Glauben", den modernen Unglauben als eine Folge des Abfalles des Protestantismus verdammend, „von der kirchlichen Disziplin", die Pflichten der Bischöfe bestimmend, „von der Kirche und dem päpstlichen Primat" und über die Einführung eines neuen Katechismus. Berathen wurden diese Schemata in den Kommissionen; in diese aber waren nach vorher festgestellten Listen nur Mitglieder der Majorität gewählt worden, so daß die Opposition überhaupt nur in den allgemeinen „Kongregationen" oder Sitzungen zum Worte kommen konnte. In diesen aber war

es nach der Geschäftsordnung, die der Papst erlassen hatte, dem Vorsitzenden des Konzils Kardinal de Angelis jeder Zeit verstattet, einem Redner das Wort zu entziehen.

Die Meinung des Papstes war gewesen, daß die Unfehlbarkeit sofort durch allgemeine Akklamation angenommen werden würde und das Konzil in drei Wochen beendigt sein könne. Dies erwies sich aber sofort als undurchführbar. Dabei gab Pius indeß die Hoffnung nicht auf, für das Glaubensdekret, wie es das katholische Kirchenrecht vorschrieb, die moralische Einstimmigkeit des Konzils zu erlangen. Denn er wußte wol, daß die Opposition unter sich nicht einig war: ein Theil derselben hielt die Unfehlbarkeitslehre nur nicht für zeitgemäß, ein anderer verwarf sie völlig als dem Gewissen, der Schrift und der Tradition widerstrebend, begnügte sich aber mit dem Standpunkte der „Inopportunität." Daher brachte es die Opposition nie zu einem kräftigen gemeinsamen Schritte: alle Proteste gingen von kleinen Gruppen oder einzelnen Mitgliedern aus.



Der Vatikan in Rom.

Die Opposition gegen die päpstliche Unfehlbarkeit. Die Verhandlungen waren bis zu dem dritten Schema vorgerückt, als der Bischof von Belley in der Generalkongregation vom 14. Februar 1870 die Unfehlbarkeit zur Sprache brachte. Es war das erste Mal, daß ihrer in den Verhandlungen Erwähnung geschah. Am 22. Februar antwortete der Erzbischof Haynald darauf, daß man keine neuen Dogmen machen solle. Aber mit wildem Geschrei und Lärm machte die Majorität der „Väter" seiner Rede ein Ende. Die Folge war, daß der Papst eine verschärfte Geschäftsordnung erließ, welche bestimmte, daß zur Annahme von Glaubensdekreten fortan einfache Stimmenmehrheit genüge. Hiergegen protestirten zuerst die französischen, zwei Tage später — am 6. März — auch die deutschen und österreichischen Bischöfe. Die Antwort war, daß der Papst noch an demselben Tage dem Konzil als Zusatz zu dem Schema von der Kirche das Dekret über die Unfehlbarkeit zugehen ließ.

Zunächst indeß galt es das Schema vom Glauben zum völligen Abschlusse zu bringen. Es kam dabei in der Kongregation vom 22. März zu stürmischen Auftritten. Bischof Stroßmayer von Sirmium tadelte es mit scharfen Worten, daß der Protestantismus in dem Schema als die Ursache des modernen Unglaubens hingestellt werde. Aber in wüster Aufregung überschrie ihn die Majorität. Da ging am Abend dem Papste ein Telegramm des Grafen Bismarck

zu, der bei Aufrechterhaltung der unwahren Anklage gegen den Protestantismus mit der Abberufung des preußischen Gesandten vom heiligen Stuhle drohte. Das wirkte: unverzüglich wurde in dem Schema die Stelle von dem Protestantismus gestrichen.

Am 14. Mai begann die allgemeine Debatte über das Unfehlbarkeitsdekret, den neuen 4. Artikel des Schemas von der Kirche. 106 Redner hatten sich einschreiben lassen; aber erst zur Hälfte war die Rednerliste erledigt, als plötzlich am 2. Juni die Generaldebatte darüber geschlossen wurde. Die entschiedensten Mitglieder der Opposition wollten jetzt von dem Konzil sich zurückziehen: indessen es kam zu keinem Beschlusse, nur zu schwächlichen Protesten, die der Papst gänzlich unbeachtet ließ. Erst am 1. Juli entschloß sich die Minorität, nachdem die Spezialdebatte schon am 5. Juni begonnen hatte, auf weitere Debatten zu verzichten. So kam es denn am 13. Juli zur Abstimmung über das Schema von der Kirche mit Einschluß des 4. Artikels. Von 601 in Rom anwesenden Vätern erschienen dazu 520; von diesen stimmten 371 mit Placet (ja), 61 mit Placet iuxta modum (bedingtes Ja), 88 mit Non placet (nein). Von den 81 fehlenden Stimmen wurden nachträglich 80 für Placet, 1 für Placet iuxta modum abgegeben.



Wilhelm Emanuel von Ketteler.

Die Proklamirung des Unfehlbarkeits-Dekretes. Zur Verkündigung des Dekretes wurde eine öffentliche Kongregation auf den 18. Juli anberaumt. Am Abend des 15. machte die Minorität noch einen letzten Versuch, um wenigstens die Proklamirung der Unfehlbarkeit zu hindern. Eine Deputation von 6 Bischöfen aus ihrer Mitte begab sich in den Vatikan; der Bischof Ketteler von Mainz warf sich vor Pius auf die Kniee und beschwor ihn, durch einige Nachgiebigkeit der katholischen Kirche den Frieden zu wahren. Der greise Papst wurde bewegt. Aber noch an demselben Abend stimmte der Erzbischof Manning von Westminster, ein Hauptführer der Majorität, ihn wieder um. So verließen denn die Bischöfe der Opposition, indem sie in einem schriftlichen Proteste ihr Nein wiederholten, Rom, da die Ehrfurcht vor dem heiligen Vater sie hindere, in öffentlicher Sitzung mit Nein zu stimmen.

Unter dem Vorsitze des Papstes wurde am 18. Juli 1870 die öffentliche Sitzung des Konzils gehalten. Die öffentliche Abstimmung fand statt: 547 Väter stimmten mit Placet; nur zwei Männer hatten den Muth, in der entscheidenden Stunde ihr Non placet öffentlich auszusprechen: Bischof Riccio von Cajazzo und Bischof Fitz-Gerald von Little-Rock.

Pius erhob sich, um das neue Dogma zu verkündigen, daß der römische Papst, wenn er ex cathedra redet, d. h. in Ausübung des Amtes eines Hirten und Lehrers aller Christen, mit Unfehlbarkeit ausgestattet sei. „So aber jemand", schloß die Verkündigung, „dieser unserer Bestimmung, was Gott verhüten wolle, zu widersprechen wagt, der sei verflucht!" Ein Gewitter stand um dieselbe Stunde über Rom; die Peterskirche war mit Dunkel erfüllt; dumpf dröhnende Donnerschläge begleiteten die Worte des Priesters, der beim Scheine einer Kerze vorlas, daß er wäre, was nur Gott ist, ohne Irrthum.

Das Konzil wurde nun bis auf den 11. November ausgesetzt; aber es wurde nicht wieder eröffnet, sondern am 20. Oktober von Neuem „bis auf bessere Zeiten“ vertagt. Seinen Beschlüssen jedoch unterwarfen sich in nicht langer Zeit die meisten Mitglieder der Minorität; nur Wenige schlossen sich dem Altkatholizismus an, welcher die päpstliche Unfehlbarkeit nicht anerkennt. Aus den Reihen der gebildeten Katholiken Deutschlands aber erhob sich lauter Widerspruch gegen den unfehlbaren Papst; nicht wenige akademische Lehrer der Universitäten Bonn, Breslau und München legten Verwahrung gegen den neuen Glaubenssatz ein; Keiner aber bekämpfte ihn mit schärferen Waffen als der greise Stiftsprobst Döllinger in München. Auch die deutschen Regierungen traten auf die Seite der Gegner: Bayern verbot die amtliche Veröffentlichung des Unfehlbarkeitsdekretes, Baden und Württemberg erklärten alle Folgerungen, welche daraus auf Staatsverhältnisse gezogen werden könnten, von vornherein für ungiltig. Ebenso trat die österreichische Regierung jetzt von dem Konkordate zurück, da durch die „Infallibilität“ des Papstes die katholische Kirche ihren Charakter völlig verändert habe.



Ignaz von Döllinger.

Die römische Frage und die Stimmung der Italiener. Unterdessen umdüsterte der Konflikt Preußens und Frankreichs den ganzen politischen Himmel. Nicht ohne Befriedigung sah Papst Pius das Gewitter aufsteigen: auf das Eifrigste betrieb er den Abschluß eines Bündnisses zwischen Oesterreich und Frankreich und hoffte mit Bestimmtheit, daß die Jungfrau Maria, wie sie einst bei Lepanto 1571 den Spaniern zum Siege über die Türken verholfen hätte, so auch jetzt den katholischen Waffen den Sieg verleihen würde. Allein der Irrthumslose hatte sich jetzt geirrt; er hatte nicht erwartet, daß der Siegesdonner der deutschen Kanonen, von Sedan herüberdröhnend, den morschen Thron seiner weltlichen Herrschaft in Stücke brechen würde.

Mit bewunderungswürdigem Scharfblick hatte Graf Bismarck den eigentlichen Zweck der zweiten französischen Okkupation Roms rechtzeitig erkannt; er wußte um die Erbitterung, welche die Herzen der italienischen Patrioten erfüllte, daß sie nach der Demüthigung, unter der sie Venetien gewonnen hatten, nun auch die viel empfindlichere auf sich nehmen sollten, nicht anders als durch die Gnade Napoleon's, wenn je die natürliche Hauptstadt Italiens Rom erlangen zu können. In diesem Gefühle begegneten sich Liberale wie Mazzinisten ohne Unterschied, durch Mentana belehrt, daß sie aus eigener Kraft nichts vermöchten. Unterhandlungen zwischen Mazzini und Bismarck wurden um den Beginn des Jahres 1868 in Berlin angeknüpft, aus welchen die Italiener die Zuversicht schöpften, daß sie, wenn Preußen im Falle eines französisch-preußischen Krieges „wenigstens auf die Neutralität Italiens“ rechnen könne, die Unterstützung Preußens erwarten könnten, auf eine würdigere Art in den Besitz Roms zu gelangen. Denn der preußische Staatsmann, den Zusammenstoß Frankreichs mit Preußen voraussehend, hielt es für seine Pflicht, nichts zu unterlassen, was die Preußen von Westen her drohende Gefahr vermindern könnte.

Es kam, wie es Bismarck vorausgesehen. Im Begriff das Schwert gegen Preußen zu ziehen, bewarb sich Napoleon im Mai 1870 um das Bündniß Italiens, als dessen Preis er die Möglichkeit der Aufhebung der französischen Okkupation in Rom in Aussicht stellte. Lanza, Menabrea's Nachfolger, war nicht abgeneigt, um diesen Preis darauf einzugehen. Aber ein dumpfes Grollen ging durch das Land: die Mazzinisten rüsteten sich zu einer allgemeinen Erhebung, um Italien vor der zweiten Demüthigung zu bewahren. Victor Emanuel sah sich vor die schwierigste Alternative gestellt. Indeß mit jenem politischen Takte, der ihn stets auszeichnete, entschied er sich für das Verlangen seines Volkes: am 24. Juli erklärte er, daß Italien in dem deutsch-französischen Kriege neutral bleiben würde. Die Ruhe in seinem Lande blieb bewahrt.

Der Fall Roms und der Untergang des Kirchenstaates. Bei Sedan wurde das Schicksal Roms entschieden. Napoleon hatte die französischen Okkupationstruppen aus Rom abberufen, weil er ihrer gegen die unwiderstehlichen Deutschen bedurfte. Italien versuchte er durch die Erklärung in Schranken zu halten, daß nunmehr beide Mächte auf den Boden der Septemberkonvention zurückversetzt seien. Italien zögerte, bedenklich, was es zu thun habe. Da machte die Siegeskunde von Sedan allen Schwankungen ein Ende. Unbekümmert um das besiegte Frankreich erhob sich jetzt Italien leicht zu dem Entschlusse, Rom in Besitz zu nehmen.

Am 11. September rückten italienische Truppen unter General Cadorna in den Kirchenstaat ein, während Victor Emanuel an den Papst ein Schreiben richtete, in welchem er, dem Haupte der Kirche seine unbegrenzte Verehrung betheuernd, die Nothwendigkeit der Besetzung von Rom darlegte. Am 20. September stand Cadorna im Osten Roms vor der Porta Pia. Die päpstlichen Truppen, Söldner aus aller Herren Länder, leisteten Widerstand. Die Italiener, anstatt zu stürmen, begnügten sich damit, mit Kanonen das Thor und die Stadt zu beschießen. Papst Pius stand am Fenster des Vatikan, den Blick gen Himmel gerichtet: er erwartete, daß die Apostel Petrus und Paulus die Engelscharen mit flammenden Schwertern zu seiner Hülfe herbeiführen würden. Sie kamen nicht; wol aber brach die Kanonade nach drei Stunden den Widerstand der päpstlichen Truppen; sie überlieferten das Thor, und die Italiener zogen in Rom ein. Mit einer gewissen Heiterkeit ergab sich der Papst in sein Schicksal. „Man räth mir", sagte er, „abzureisen; allein ich denke, wenn die Piemontesen mir die weltliche Herrschaft nehmen, werde ich darüber nicht den Schlaf verlieren."

Schon am 2. Oktober wurde eine allgemeine Volksabstimmung im Kirchenstaate in Scene gesetzt: 133,681 Stimmen wurden für den Anschluß an das Königreich Italien abgegeben, 1507 fielen gegen die Annexion; worauf denn am 8. Oktober der Kirchenstaat dem Königreiche Italien einverleibt wurde.

Italien hatte sein Haupt gewonnen, durch eigenen Entschluß unter rascher Benutzung der günstigen Umstände. Das Volk war mit der Regierung versöhnt. Am 30. Juni 1871 wurde der Sitz der Regierung von Florenz nach Rom verlegt, und am 2. Juli hielt König Victor Emanuel in den Palast des Quirinal seinen feierlichen Einzug, nachdem er schon am 25. Dezember 1870 die Huldigung Roms entgegengenommen hatte, unbekümmert um den Protest und den Bannstrahl des Papstes, den dieser am 1. November gegen ihn geschleudert hatte. Dem Papste wurde alle Ehrerbietung erwiesen; die Ehren eines Souveräns wurden ihm mit einer Jahresdotation von $3^1/_4$ Millionen Lire (Francs) zugebilligt und das leoninische Viertel in Rom nebst dem Lateran und der Villa Castel Gandolfo als souveräner Besitz überwiesen. Aber die Ironie des Schicksals sprang in die Augen, daß er fast zu derselben Zeit, wo er von einem knechtischen Konzil zum Despoten der Kirche sich ausrufen ließ, als irdischer König untergehen mußte.



Illustrirte Weltgeschichte VIII. — Zeichnung von Ludwig Burger.

Kaiser Wilhelm und seine Paladine.

General Vogel von Falckenstein. Friedrich Wilhelm, Kronprinz des deutschen Reichs. Graf Moltke. General von Kamecke. Graf Roon. Kaiser Wilhelm. Fürst Bismarck. General von Manteuffel. Prinz Friedrich Karl. Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg.



Die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches.

„Patriotische Beklemmungen“ ergriffen die französische Nation, wie der Minister Rouher in der Kammer sagte, nach dem Tage von Königgrätz. Als eine Demüthigung, Frankreich angethan, empfand sie es, daß sich Preußen herausgenommen einen Sieg zu erfechten, der nach Großartigkeit der Durchführung wie der Folgen die glänzendsten Waffenthaten ihres ersten Napoleon überstrahlen konnte. Wo blieb nun das „Prestige“ der großen Nation? War es nicht beleidigend, daß Preußen Oesterreich zu Boden warf, ohne Frankreich um Erlaubniß zu fragen? Frankreich, das doch als selbstverständlich den Anspruch machte, die „erste“ Nation Europa's zu sein? Und zerblätterte dieser Sieg Preußens nicht die Lorbern, welche Frankreichs Heer, „das erste der Welt“, erst jüngst in Italien über die Oesterreicher gewonnen hatte?

Und was hatte Frankreich dagegen in die Wage zu legen? Die mißlungene Expedition nach Mexiko! Und gerade über ihr hatte Napoleon aus dem vielbespöttelten Deutschland ein geeintes starkes Reich vor den Thoren Frankreichs erstehen lassen! Zu dem Hasse gegen das sieghafte Preußen gesellte sich offenkundige Mißachtung gegen die unfähige kaiserliche Regierung. Es gab nur einen Weg, die verlorene Höhe wieder zu gewinnen: Triumph über Preußen! Eine Partei bildete sich, auf die öffentliche Meinung in Paris sich stützend, welche den Krieg gegen Preußen als die nächste Aufgabe Frankreichs ansah, im Volke als Genugthuung der nationalen Eitelkeit, bei Hofe als Kräftigung des napoleonischen Thrones. „Rache für Sadowa!“ hatte Thiers in der Kammer ausgerufen: das wurde ihre Parole.

Napoleon's Begehrlichkeit. Indessen Napoleon glaubte um niedrigeren Einsatz Beides erreichen, durch einen diplomatischen Feldzug in gefahrloser Weise die öffentliche Meinung mit seinem Regimente wieder aussöhnen zu können. Durch die Zustimmung zu irgend einer Gebietsvergrößerung Frankreichs, zu einem Gewinne ohne Einsatz, sollte Preußen seine indirekte Anerkennung der Oberhoheit Frankreichs aussprechen, seinen Dank dafür, daß Frankreich es 1864 und 1866 habe gewähren lassen, bekennen und dadurch den Franzosen Genüge thun. An sich eine gefahrlose Sache: denn wer hätte gegen die beiden zweifellos ersten Militärmächte Europa's, wenn sie einig waren, etwas vermocht? Durch die Aussicht auf hohen Gewinn aber hoffte er Preußen verlocken zu können. Wenn nur Bismarck nicht die Pläne des französischen Kaisers so schnell durchschaut und in völligster Uebereinstimmung mit König Wilhelm der leisesten Anerkennung französischen Uebergewichts wie einem unlauteren Handel irgend welcher Art mit gleicher Entschiedenheit widerstrebt hätte! Nur zum völligen Bruche mit Frankreich wollte er es, so lange der irgend zu vermeiden wäre, nicht kommen lassen:

denn wie leicht konnte ein Zwischenfall in Frankreich die ganze Situation ändern und mit Napoleon die Kriegsgefahr für Deutschland überhaupt beseitigen.

Unerschöpflich war Napoleon in immer neuen Projekten, um zu seinem Ziele zu gelangen. Alsbald nach Abschluß des Nikolsburger Waffenstillstandes am 5. August 1866 verlangte er als „Kompensation" für die Vergrößerung Preußens das linke Rheinufer bis Mainz. Bismarck antwortete mit Entschiedenheit auf diese Zumuthung, daß nicht ein Fußbreit deutschen Landes an Frankreich abgetreten werden würde. Zugleich aber wurde der General von Manteuffel nach St. Petersburg geschickt, um für den Kriegsfall an Rußland einen Rückhalt für Preußen zu gewinnen. Und Kaiser Alexander lohnte schon jetzt wie 1870 Preußen für die Haltung, welche es zu Rußland im Krymkriege und bei der polnischen Insurrektion gezeigt hatte.

Durch die energische Sprache Bismarck's zurückgewiesen, richtete Napoleon jetzt seine Augen auf Belgien: geschickt wußte Bismarck ihn hinzuhalten, bis er auf neue Pläne verfiel. 1867 wollte Napoleon Luxemburg dem Könige von Holland abkaufen. Als aber auch hiergegen Bismarck mit Nachdruck sich aussprach, verlangte Napoleon, daß Preußen seine Besatzung aus der Festung Luxemburg zurückziehen solle. Seit dem Aufhören des Deutschen Bundes war das preußische Besatzungsrecht in der Festung zweifelhaft geworden. Daher gab Preußen nach, jedoch erst, nachdem eine Konferenz der Großmächte in London bestimmt hatte, daß Luxemburg entfestigt würde, und das ganze Großherzogthum für einen neutralen Staat erklärt und damit es Frankreich unzugänglich gemacht hatte. Zugleich aber veröffentlichte Bismarck jetzt die Bundesverträge, welche Preußen mit den süddeutschen Staaten für den Kriegsfall geschlossen hatte. So große Befriedigung die bisher geheim gehaltenen Verträge in Deutschland erweckten, so großes Mißbehagen erregten sie in den Tuilerien. Alle Rechnung, welche sich Napoleon auf die Uneinigkeit Deutschlands, wol gar auf eine Erneuerung des Rheinbundes machen mochte, erwies sich Bismarck's Vorsicht gegenüber als haltlos. Selbst in Oesterreich riefen sie Verstimmung hervor, die Napoleon sofort durch eine persönliche Besprechung mit dem Kaiser Franz Joseph in Salzburg im August 1867 für Frankreich, freilich erfolglos, auszunutzen bestrebt war.

Nunmehr kehrte Napoleon zu seinen belgischen Plänen zurück. Es schien ziemlich harmlos, daß er nur eine Verschmelzung der belgischen und luxemburgischen Eisenbahnen mit der französischen Nordbahn anstrebte; aber selbst damit kam er so wenig zum Ziel, daß alles Weitere unterbleiben mußte.

Die liberale Schwenkung Napoleon's. Nur Niederlagen für Frankreich hatte der diplomatische Feldzug ergeben. So suchte denn Napoleon, während er zugleich das französische Heerwesen durch Einführung der Chassepots und Mitrailleusen zu vervollkommnen strebte, auf einem andern Wege das französische Volk mit dem Kaiserthume zu versöhnen. Zeigten doch die Listen der Wahlen zum gesetzgebenden Körper ein stetiges, immer bedrohlicher werdendes Anwachsen der Opposition gegen das kaiserliche Regime; 1852 hatte sie 810,000 Stimmen gehabt, 1857: 840,000, 1863: 1,800,000, 1869: 3,310,000. Wol waren 1869 für die Regierung noch 4,664,000 Stimmen abgegeben worden: aber mußte nicht ihre Majorität ernstlich gefährdet erscheinen, zu deren Gunsten doch alle Beamten vom Minister und Präfekten bis zum Flurschützen jederzeit die angestrengteste Thätigkeit entwickelt hatten?

116 Mitglieder des gesetzgebenden Körpers verlangten in einer gemeinsamen Interpellation Verantwortlichkeit der Minister und freie parlamentarische Bewegung. Napoleon entschloß sich zu einem liberalen Entgegenkommen; er erkannte die Nothwendigkeit von dem bisherigen absolutistisch-persönlichen Regimente zur Beschwichtigung des Volkes zu einem konstitutionellen überzugehen. Rouher, der gewandte Verfechter des kaiserlichen Absolutismus, wurde entlassen, und bei der Wiedereröffnung des gesetzgebenden Körpers am 29. November 1869 kündigte der Kaiser in der Thronrede seine Schwenkung nach der liberalen Seite an. Es schien ihm voller Ernst damit zu sein. Denn am 2. Januar 1870 wurde ein Ministerium zumeist aus Mitgliedern des linken Centrums berufen, und Ollivier, ein Hauptführer der liberalen Opposition, an die Spitze desselben gestellt. Zugleich erhielten, um der öffentlichen

Stimme Genüge zu thun, zahlreiche höhere Beamte, unter ihnen der Seinepräfekt Haußmann, ihre Entlassung. „Meine Ideen sitzen auf der Regierungsbank", triumphirte der alte Thiers, und aus allen Provinzen strömten in Menge Zustimmungs- und Glückwunschadressen herbei.

Durch die Aufgebung des Systems der Regierungskandidaten wurde die Freiheit der Wahlen wieder hergestellt und eine neue Verfassung entworfen, welche eine Fülle liberaler Bestimmungen enthielt. Dem französischen Volke sollte sie zur Genehmigung vorgelegt werden. Der Kaiser verlangte das **Plebiscit** in der Ueberzeugung, darin eine Stütze und einen Damm gegen das Andrängen der republikanisch gesinnten Linken zu erhalten. Seine Gegner dagegen protestirten gegen die Volksabstimmung, weil sie fürchteten, daß die napoleonische Dynastie aus derselben gestärkt, aufs Neue sanktionirt hervorgehen möchte. Denn es war klar, wie auch die dem Volke vorzulegende Frage formulirt werden mochte, Ja wurde immer als Unterstützung des Kaiserreichs, Nein als Bekämpfung desselben gefaßt.

Auf den 8. Mai wurde das Plebiscit angesetzt. Die Beamten wurden durch die Minister angewiesen, eine „verzehrende Thätigkeit" zu Gunsten desselben zu entwickeln. Das Ergebniß war, daß für die liberale Reform 7,210,296, gegen dieselbe 1,530,610 Stimmen abgegeben wurden. Frankreich sanktionirte das Kaiserreich von Neuem. Bedenklich war dabei nur, daß in Paris, Lyon, Marseille, Bordeaux, Toulouse, Nimes, Metz — also in fast allen Großstädten — die Neins erheblich überwogen, und daß selbst von den Stimmen der Armee 51,000 auf Nein lauteten.

Kriegsstimmung. „Plebiscit", war eine weit verbreitete Meinung unter dem Landvolk, wäre der Sohn Napoleon's; darum hatten sie mit Ja gestimmt, weil sie die Fortdauer geordneter Verhältnisse wollten. Allerorten war gepredigt worden, daß mit Ja zu stimmen „Frieden und Freiheit" sichere. Und doch zog gerade die eroberungslustige Kriegspartei aus dem Ergebniß der Volksabstimmung den nächsten Vortheil. Nur Eins sei jetzt noch nöthig, war die Meinung dieser Chauvinisten, um den Thron der bonapartischen Dynastie sicher auch für die Zukunft zu stellen: durch die Eroberung des linken Rheinufers die Unzufriedenen in Volk und Heer mit Eins zu gewinnen. Denn eifriger als bisher noch stellten die Mitglieder der äußersten Linken, ein Gambetta, Ferry, Grevy, sich als die wahren Wächter der nationalen Ehre Frankreichs hin und machten noch heftiger, als es Thiers that, Napoleon den Vorwurf, daß er „Sadowa habe geschehen lassen"; und ihr Wort in Kammer und Presse galt viel bei der großen Menge. Bei Diesen war es das Verlangen, das Kaiserthum in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, was sie so kriegslustig erscheinen ließ; bei den Anderen war es die Hoffnung, durch einen auswärtigen Krieg am leichtesten aus allen Schwierigkeiten herauskommen zu können, die Disziplin in der Armee wieder herzustellen, den Radikalismus einzudämmen, zu dem früheren Absolutismus zurückzukehren. Unbestreitbar war es jedenfalls, daß ein glücklich geführter auswärtiger Krieg mehr als Alles den Thron Napoleon's sichern mußte. Darum gehörte bei der Kränklichkeit des Kaisers Alles, was ein Interesse an dem sicheren Fortbestande der napoleonischen Dynastie hatte, die Kaiserin Eugenie und fast der ganze Hof, zur Kriegspartei.

Preußen aber war es, das allen Vergrößerungsversuchen Frankreichs beharrlich entgegentrat. Die Ueberlegenheit des französischen Heeres über das preußische galt den Kriegslustigen für unzweifelhaft; und gewiß war auch das Chassepot eine bessere Waffe als das Zündnadelgewehr, und die Uebermacht der französischen Flotte über die norddeutsche ganz augenfällig. Freilich warnte der französische Militärattaché, Oberst **Stoffel**, in seinen Berichten auf das Eindringlichste vor einer Geringschätzung der preußischen Armee; aber er fand in den Tuilerien nicht rechten Glauben. Nur das Eine schien die Vorsicht zu gebieten, einen Kriegsvorwand zu suchen, der Preußen allein anginge, damit es genöthigt wäre, ohne Bundesgenossen in den Kampf gegen Frankreich einzutreten.

Kriegsvorwände. Als einen bedeutenden Erfolg, ja als einen Beweis, daß der immer schwankende und bedenkliche Kaiser sich ihnen zuneige, konnten die Kriegslustigen es betrachten, daß in dem zerbröckelnden Ministerium Ollivier der Herzog von **Gramont** am 15. Mai 1870

das Portefeuille des Auswärtigen erhielt. Denn Gramont, ein zum Bonapartismus bekehrter Legitimist, war seit 1861 französischer Gesandter in Wien gewesen und hatte dort zur großen Befriedigung der Hofburg eine preußenfeindliche Gesinnung offen zur Schau getragen. So schien er der rechte Mann für die Situation. Denn zu immer wilderer Kriegsbegier erhitzten sich die Gemüther, und die Zeitungen der Opposition so gut wie der Regierung predigten Haß und Rache an Preußen, das nur darauf ausginge, Frankreich zu demüthigen.

Und doch war dies Preußen mit großer Vorsicht darauf bedacht, einen Konflikt mit Frankreich zu vermeiden. Es beschränkte sich durchaus auf eine besonnene Abwehr der Zumuthungen Napoleon's, vermied aber Alles, was im Geringsten den Charakter einer Provokation hätte annehmen können. Bedurfte doch der Norddeutsche Bund sicher zu seinem innern Ausbau des Friedens. Ja so wenig dachte man in Berlin, als der Sommer kam, an Verwicklungen, daß die meisten Minister auf Urlaub gingen, und König Wilhelm sich zur Badekur nach Ems begab.



Herzog von Gramont.

Aber schon hatte die öffentliche Meinung in Frankreich den Krieg gegen das verhaßte Preußen beschlossen. Am 9. Juni richtete der Abgeordnete Mony im gesetzgebenden Körper an Gramont die Interpellation, welche Stellung Frankreich zu dem Abkommen einnähme, das Preußen mit der Schweiz, Italien und Baden in Betreff der Erbauung der Gotthardeisenbahn getroffen hätte. „Sehr gut! Sehr gut!“ rief man Mony von allen Seiten in der Kammer zu. Frankreich war natürlich von den betheiligten Staaten nicht um seine Erlaubniß gefragt worden: wie hätte es das auch sollen?! Aber doch glaubte es den Empfindlichen, den Beleidigten vor der Welt spielen zu können. Gramont erklärte, er wolle die Frage „studiren“. Indeß bei allem guten Willen wollte sie sich doch nicht zu einem Kriegsvorwande aufbauschen lassen. Alle Staaten würden darin gegen Frankreich gewesen sein.

Um so erwünschter tauchte daher die spanische Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen auf. Zwar bildeten die schwäbischen Fürsten von Hohenzollern schon seit 1226 eine von den fränkischen Burggrafen, dem späteren preußischen Königshause, getrennte Linie, welche katholisch geblieben war und erst seit der Abtretung ihrer Fürstenthümer an Preußen den Rang von nachgeborenen preußischen Prinzen erhalten hatte; aber dennoch wollten die französischen Chauvinisten die Frage als eine dynastische ansehen, welche dem Hause Hohenzollern die Erneuerung der Monarchie Kaiser Karl's V. in Aussicht stelle. In dem Widerstande hiergegen glaubte Frankreich mit allen übrigen Mächten Europa's zusammenzutreffen. Die Sorge war nur, ob das in dieser Frage sicher isolirte Preußen auch den Fehdehandschuh Frankreichs wirklich aufheben würde. Wie aber konnte es dazu genöthigt werden? Man mußte ihm, um den günstigen Kriegsvorwand nicht entschlüpfen zu lassen, nur die Wahl lassen zwischen Krieg oder Demüthigung vor Frankreich.

Der spanische Zwischenfall. Am 3. Juli 1870 war die Nachricht, daß der Prinz von Hohenzollern die spanische Thronkandidatur angenommen habe, nach Paris gelangt und hatte dort eine hochbrandende Erregung der Geister hervorgerufen. Unter den lärmenden Beifallsrufen der Abgeordneten erklärte am 6. der Herzog von Gramont, die Hand in der Hosentasche, in der Kammer, daß es Frankreich nicht dulden könne, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den spanischen Thron setze, dadurch zu ihrem Vortheil das gegenwärtige Gleichgewicht der Mächte Europa's störe und so die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährde.

Das war eine kaum verhüllte Kriegserklärung. Mit wildem Triumphgeschrei stimmten die Zeitungen ein. „Man muß die Preußen mit Kolbenstößen in den Rücken zwingen, über den Rhein zu gehen und das linke Rheinufer zu räumen", schrieb der alte Girardin in der „Liberté". „Das kaudinische Joch ist bereit für die Preußen", drohte Cassagnac im „Pays". Nur wenige Blätter wahrten eine würdige Haltung. Ungehört verhallte die Warnung des „Siècle": „Frankreich, nimm dich in Acht! Keine Unbesonnenheit! Keine Ueberstürzung!"



König Wilhelm verabschiedet den Grafen Benedetti.
Zeichnung von H. Lüders.

Graf Benedetti, der französische Gesandte beim Norddeutschen Bunde, erhielt von Gramont die Weisung, sich nach Ems zu begeben und von dem Könige von Preußen zu verlangen, daß er den Prinzen von Hohenzollern zum Verzicht auf die spanische Krone nöthige. „Es wäre für uns sehr unangenehm", äußerte eine sehr hochgestellte Persönlichkeit in den Tuilerien, „wenn der König von Preußen nachgäbe; denn dann müßte man wieder von vorn anfangen." Zugleich jedoch, um den Schein der Friedensliebe zu wahren, theilte Gramont dem englischen Gesandten in Paris, Lord Lyons, mit, daß „ein freiwilliger Rücktritt des Prinzen eine höchst glückliche Lösung sein würde".

Der König erwiederte am 9. auf dieses Ansinnen Benedetti's, daß ihm die Frage gänzlich fremd sei und er sich darauf beschränkt habe, dem Prinzen zu erklären, daß er seinem Vorhaben kein Hinderniß entgegensetze. Gramont jedoch genügte das nicht; er wies Benedetti an, den König zu einer entscheidenden Antwort zu drängen. Allein der König beharrte auch in der zweiten Audienz, die er am 11. dem französischen Botschafter gewährte, dabei, daß der Verzicht von dem Prinzen ausgehen müsse. Und dieser Verzicht erfolgte am 12. durch den Fürsten Anton im Namen seines auf einer Alpenreise abwesenden Sohnes, des Erbprinzen Leopold.

Die Provokationen Frankreichs. Der Ministerpräsident Ollivier erklärte darauf in Gegenwart zahlreicher Kammermitglieder sich für befriedigt: „Wir wollten die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern nicht", sagte er, „sie besteht nicht mehr; also ist der Zwischenfall erledigt." Indessen die große Partei der Kriegslustigen war dieser Auffassung nicht. Vielmehr schlug Gramont, um den Zwischenfall doch nach seinen Absichten auszubeuten, dem preußischen

Gesandten in Paris, Herrn von Werther, vor, daß der König von Preußen an den Kaiser einen Brief richten möchte mit der Erklärung, daß der König mit seiner Erlaubniß der Thronkandidatur nicht des Willens gewesen sei, den Interessen und der Würde des französischen Volkes zu nahe zu treten. Der Verzicht des Prinzen sei nur Nebensache. Zugleich legte er den Entwurf zu einem solchen Abbittebriefe, den der König abschreiben und einschicken möchte, Werther vor. Und dieser, anstatt energisch das ganze Ansinnen zurückzuweisen, sandte ihn nach Ems; worauf Graf Bismarck unverzüglich den Gesandten von seinem Posten bis auf Weiteres beurlaubte.

Zugleich machte auch in der Kammer die Kriegspartei Lärm. Der Abgeordnete Duvernois richtete an die Regierung die Interpellation, „welche Bürgschaften sie stipulirt habe, um die Wiederkehr fortwährender Verwicklungen mit Preußen zu vermeiden". Demgemäß wies Gramont Benedetti an, zu verlangen, daß „der König sich verpflichte, auch in Zukunft niemals eine Kandidatur des Prinzen für den spanischen Thron zuzulassen". Infolge dessen erbat sich Benedetti am Morgen des 13. eine dritte Audienz. Der König, im Begriff seine Morgenpromenade zu machen, gewährte sie ihm „nach der Promenade". Da er indessen den Grafen auf der Promenade selbst antraf, so sprach er sogleich mit ihm. Das Ansinnen Gramont's lehnte er, obgleich Benedetti wiederholt in ihn drang, mit Entschiedenheit ab.

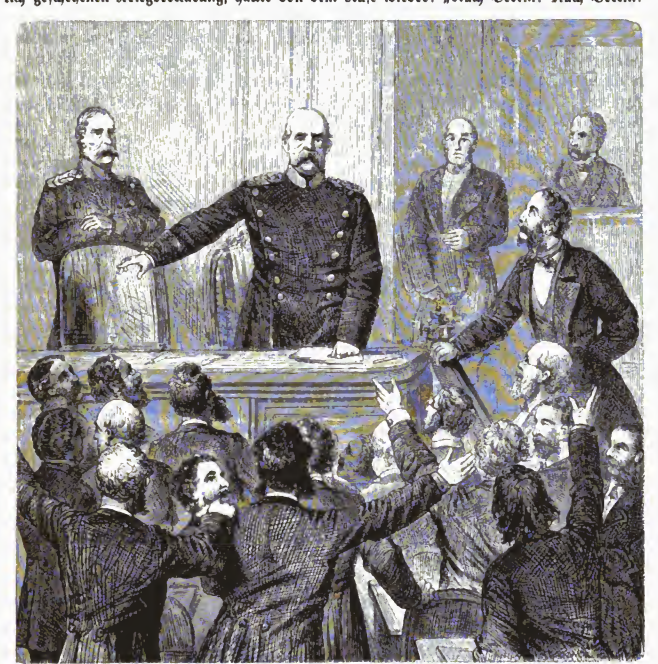
Inzwischen gelangte auch Gramont's Zumuthung eines Abbittebriefes durch Werther's Bericht in die Hand des Königs. Als daher Benedetti, um die „Bürgschaften" zu erlangen, nochmals eine Audienz nachsuchte, begnügte sich der König damit, ihm durch seinen Flügeladjutanten, den Prinzen Anton Radziwill, sagen zu lassen, „er könne sich nicht entschließen, noch einmal in diese Diskussion einzutreten; er wiederhole, daß er dem Verzicht des Prinzen seine volle und rückhaltslose Zustimmung gebe — mehr könne er nicht thun." Jedoch Benedetti's Bitte, sich von dem Könige, der nach Koblenz zur Königin zu reisen im Begriff stand, verabschieden zu dürfen, gewährte er mit gewohnter Freundlichkeit. Er richtete auf dem Bahnhofe einige freundliche Worte an Benedetti, denen er hinzufügte, daß er mit Beziehung auf die Hohenzollern'sche Angelegenheit „ihm nichts mehr mitzutheilen habe; weitere Verhandlungen müßten zwischen den beiden Regierungen stattfinden".

Es war unmöglich, in der Versöhnlichkeit und Selbstverleugnung weiter zu gehen, als es König Wilhelm that; bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit war der greise Monarch in seiner lauteren Friedensliebe zurückgewichen. Aber Frankreich wollte den Krieg. „Wenn jetzt", sagte Lord Lyons zu Gramont, „ein Krieg ausbricht, wird ganz Europa sagen, Frankreich trägt die Schuld." Und selbst dem Grafen Beust, Oesterreichs auswärtigem Minister, erschien das Vorgehen Frankreichs wie „ein vorbedachter Plan, den Krieg um jeden Preis herbeizuführen."

Die Kriegserklärung. Auf die Abweisung hin, welche Benedetti in Ems erfahren hatte, versammelte Napoleon am 14. Juli den Ministerrath in dem Schlosse von St. Cloud um sich. Es galt die Entscheidung: Krieg oder Frieden. Die Mehrzahl der Minister sprach sich für die Bewahrung des Friedens aus. Der Kaiser selbst war unentschlossen. Endlich aber drang der Kriegsminister Leboeuf, der die französische Armee für „archiprête" (erzbereit) zum Kriege erklärte, mit seinem Antrage, von Gramont eifrig unterstützt, durch, die Reserven einzuberufen. Indeß nachdem der Beschluß gefaßt war, stiegen dem Kaiser doch wieder Bedenken gegen die Maßregel auf; er ließ daher um 10 Uhr Abends den Ministerrath nochmals zusammentreten. In den Straßen von Paris zeigte sich die größte Aufregung; in der preußischen Botschaft wurden von einem tobenden Volkshaufen die Fenster eingeworfen. Ollivier sprach die Empfindung aus: „Wenn wir morgen nicht den Krieg erklären, sind wir gestürzt und ein reaktionäres Ministerium kommt ans Ruder." Das gab den Ausschlag: es blieb bei dem am Morgen gefaßten Beschlusse; der Krieg war entschieden.

Am nächsten Tage erschienen die Minister im Palais Bourbon, um der Volksvertretung Mittheilung von dem Beschlossenen zu machen; sie motivirten es unter Anderem damit, daß Preußen bereits gerüstet habe, was nicht richtig war, und daß Preußen die diplomatischen

Beziehungen zu Frankreich durch die „Abberufung" seines Botschafters, des in Urlaub geschickten Herrn von Werther, abgebrochen habe, was wiederum nicht richtig war. Die Majorität gab ihre laute Zustimmung zu dem gefaßten Beschlusse zu erkennen; die Opposition dagegen verlangte mißtrauisch die Vorlegung der betreffenden Depeschen. Eine Kommission wurde zur Prüfung der Sachlage ernannt, welche sich indeß so völlig durch die Mittheilung der von den Ministern ihr gemachten Eröffnungen von der Nothwendigkeit des Krieges überzeugt erklärte, daß nunmehr die Kammer mit 246 gegen 10 Stimmen, der Senat einstimmig die für die Kriegführung erforderlichen Gelder bewilligte. Ganz Paris, lärmend und jubelnd ob der endlich geschehenen Kriegserklärung, hallte von dem Rufe wieder: „Nach Berlin! Nach Berlin!"



Verlesung der französischen Kriegserklärung im Reichstage des Norddeutschen Bundes. Zeichnung von H. Lüders.

Es galt für ausgemacht, daß es sich nur um eine militärische Promenade nach der feindlichen Hauptstadt handeln könne.

Entscheidungen in Berlin. An demselben 15. Juli verließ König Wilhelm Ems, um nach Berlin zurückzukehren. Zu einem Triumphzuge gestaltete sich seine Reise; massenhaft strömte das Volk weither auf den Bahnhöfen zusammen und begrüßte den greisen Monarchen mit unbeschreiblicher Begeisterung: in ihm erschien das ganze deutsche Vaterland beleidigt. Ein Gefühl bewegte die Massen, daß in ihm die Einheit Deutschlands sich verkörpere. Bis Brandenburg fuhr der Kronprinz mit Bismarck, Moltke und Roon dem Könige entgegen, um unterwegs schon mit ihm Rathes zu pflegen; denn selbst die Stunden waren kostbar.

Kurz vor 9 Uhr Abends langte der König in Berlin an. Mit brausendem begeistertem Zuruf begleitete ihn die zahllose Menge, wie er die Linden hinab mit dem Kronprinzen in sein Palais fuhr. Schneckenburger's „Wacht am Rhein" erwachte nach 30 Jahren wieder: Tausende erfüllten den weiten Platz vor dem Palais, um durch Gesang und Hochrufe auf den allgeliebten König dem übervollen Herzen Luft zu machen, bis er durch einen Adjutanten für die Berathungen, die noch nothwendig waren, um etwas Ruhe bitten ließ. Noch in der Nacht ergingen die Befehle zur Mobilmachung der Armee des Norddeutschen Bundes.

Mit Stimmeneinheit beschloß der Bundesrath, die Herausforderung Frankreichs anzunehmen. Am 19. Juli wurde der zusammenberufene Reichstag von dem Könige in Person eröffnet. Graf Bismarck las die soeben eingetroffene Kriegserklärung Frankreichs vor: der Reichstag beantwortete sie in einer debattelos einstimmig angenommenen Adresse an den König, in welcher er die Opferfreudigkeit der Nation, das Vertrauen zu der bewährten Kriegsleitung, den Glauben an die gerechte Sache Deutschlands in warmen Worten aussprach. „Möge der Segen des allmächtigen Gottes", schloß der Präsident Simson die bewegte Sitzung, „auf unserem Volke ruhen auch in diesem heiligen Kriege!"

Zwei Tage danach bewilligte der Reichstag einstimmig die 120 Millionen Thaler (360 Millionen Mark), welche Bismarck für den Krieg forderte. König Wilhelm aber knüpfte die begeisterungsvolle Gegenwart an die begeisterte Vergangenheit, indem er am 19. Juli, dem Todestage der unvergessenen Königin Luise, seiner Mutter, den Orden des eisernen Kreuzes für jegliches Verdienst in diesem Kriege erneuerte.

Süddeutschland. Bismarck war es, der nunmehr unverzüglich den Feldzug gegen Frankreich eröffnete. Er veröffentlichte die Dokumente der Vergrößerungsprojekte Napoleon's, durch welche dieser schon vor 1866 und seitdem unablässig Preußen hatte ködern wollen, Gebietserweiterungen Frankreichs zu unterstützen. Er enthüllte damit vor der ganzen Welt die ihre Nachbarn unaufhörlich bedrohende Vergrößerungspolitik der kaiserlichen Regierung.

Das war eine Warnung, welche zunächst den Süddeutschen galt. Denn das Zollparlament hatte nicht zu der gehofften Verständigung zwischen dem deutschen Norden und Süden geführt; in Bayern widerstrebten die Ultramontanen auf daß Aeußerste der preußischen Führung; in Württemberg hatten groß-deutsche Demokraten in der Kammer das große Wort. Aber siehe da: der Zug nationaler Begeisterung ergriff auch Süddeutschland und machte die Warnung überflüssig. Jetzt empfing Preußen den Lohn für die überaus milden Friedensbestimmungen des Jahres 1866; der Groll gegen Preußen war längst aus dem Herzen der Süddeutschen verflogen; auch sie hatten die Empfindung, von den Anmaßungen Frankreichs in ihrem Bruder Preußen mitbeleidigt zu sein, und die Ahnung durchzog die Herzen, daß „jetzt oder nie" das deutsche Vaterland zu seiner Einigung gelangen müsse. Das war eine hochsinnige Bewegung, welche auch Laue und Widerstrebende mit sich fortriß. In Bayern bewilligte, nachdem König Ludwig II. schon am 16. Juli den Befehl zur Mobilmachung gegeben und seine Armee vertragsmäßig unter den preußischen Oberbefehl gestellt hatte, trotz des Widerstrebens der Ultramontanen die Abgeordnetenkammer mit großer Mehrheit den von der Regierung geforderten Kriegskredit. Am 17. Juli erließ König Karl von Württemberg den Mobilisirungbefehl, und in dem Abgeordnetenhause zogen die „preußenfresserischen" Demokraten es vor, auf ihre Opposition gegen die Volksströmung zu verzichten, so daß mit allen gegen eine Stimme die Forderung des Kriegskredits angenommen wurde. In Hessen-Darmstadt geschah die Bewilligung sogar ganz einstimmig. Der Großherzog Friedrich von Baden, ein wahrhaft deutsch gesinnter Fürst, ging noch einen Schritt weiter: er sandte dem französischen Gesandten sofort seine Pässe zu und ließ einen Pfeiler der Rheinbrücke zwischen Kehl und Straßburg sprengen, um damit allem Verkehr mit Frankreich ein Ende zu machen.

In dieser nationalen Erhebung Süddeutschlands lag für Napoleon eine empfindliche Niederlage; denn mit Sicherheit hatte er geglaubt, auf die Neutralität des Südens, vielleicht sogar auf eine Erneuerung des Rheinbundes rechnen zu können.



Illustrirte Weltgeschichte. VIII. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz des deutschen Reichs und von Preussen.

Die fremden Mächte. Aber auch sonst täuschten ihn seine politischen Berechnungen. Nirgends wollte sich für Frankreich ein Bundesgenosse finden. Die Regierung Italiens, durch die Mazzinisten im Einverständniß mit Bismarck lahm gelegt, erklärte zuerst — am 24. Juli — ihre Neutralität. Auf Rußland vollends durfte er gar nicht zählen; denn Kaiser Alexander hielt es unverhüllt mit Preußen. In den ersten Tagen des Juni hatte er mit seinem Oheim, dem König Wilhelm, eine persönliche Zusammenkunft gehabt, welche zu voller Verständigung geführt hatte. Jetzt erntete Preußen den vollen Lohn für sein Verhalten während des polnischen Aufstandes Rußland gegenüber: Alexander erklärte, daß Rußland neutral bleiben würde, so lange die anderen Mächte neutral blieben; sollte indessen eine derselben auf die Seite Frankreichs treten, so würde Rußland unverzüglich für Preußen das Schwert ziehen. Infolge dessen konnte Preußen die Truppen, welche es in seinen östlichen Provinzen stehen hatte, frei gegen Frankreich verwenden.

Die entschiedene Sprache Rußlands hatte noch eine weitere Wirkung. Seit dem Kaisertage in Salzburg war unablässig über ein Bündniß Frankreichs mit Oesterreich verhandelt worden. Der Allianzvertrag lag in St. Cloud fertig, nur der Unterschrift des Kaisers Franz Joseph noch harrend. Die Kaiserin Eugenie, Papst Pius, die Jesuiten drängten zum Abschlusse. Wenn Oestereich sofort mit seinen Rüstungen begann, so konnten seine Truppen im September zum Einmarsche in Preußen bereit sein. Aber die Drohung Rußlands, in diesem Falle sofort in Oesterreich einzurücken und für Oesterreichs Haltung im Krymkriege Vergeltung zu üben, stimmte den Kaiser doch bedenklich. Er ließ zwar mit den Truppenrüstungen beginnen; allein bevor diese soweit gediehen, um in den Krieg eingreifen zu können, war Kaiser Napoleon in Wilhelmshöhe nicht mehr in der Lage, Verträge mit fremden Mächten abschließen zu können.

Auch in Dänemark war die Neigung groß, ein Bündniß mit Frankreich abzuschließen, unter der Bedingung, daß ein französisches Landungscorps von 40,000 Mann die Operationen der dänischen Armee unterstütze. Und überdies suchten die vorsichtigen Dänen den Abschluß so lange hinzuziehen, bis die Ueberlegenheit der Franzosen über die Deutschen sich herausstellen würde. Als aber das Gegentheil sich ergab, überließen sie in Revanche für 1864 Frankreich sich selber.

England dagegen und die Vereinigten Staaten von Amerika erklärten sich von vornherein für neutral, freilich so, daß sie die günstige Gelegenheit sich nicht entgehen ließen, den Franzosen Kohlen und in der zweiten Hälfte des Krieges auch Waffen und Kriegsbedarf zu liefern. Denn der Besiegte ist stets willig, höhere Preise zu bezahlen als der Sieger: daran glitten alle Reklamationen Preußens erfolglos ab.

So traten die Gegner Deutschland und Frankreich jeder ohne Bundesgenossen in den Kampf: nur durch die feste Haltung Rußlands blieb Europa vor der Gefahr bewahrt, in einen Weltkrieg gestürzt zu werden.

„Lieb Vaterland magst ruhig sein.“ In elf Tagen war dank der Trefflichkeit der preußischen Heereseinrichtungen, welche seit 1866 in ganz Deutschland eingeführt waren, die Mobilmachung der deutschen Armeen beendigt: acht Tage später standen sie schon auf dem linken Rheinufer.

Die Stärke der deutschen Heere war folgende. Der Norddeutsche Bund bot eine Feldarmee auf von 385,600 Mann Infanterie und 48,000 Mann Kavallerie mit 1284 Geschützen, das hessische Kontingent einbegriffen, Bayern von 50,000 Mann Infanterie und 5500 Mann Kavallerie mit 192 Geschützen, Württemberg von 15,000 Mann Infanterie und 1500 Mann Kavallerie mit 54 Geschützen, Baden von 11,700 Mann Infanterie und 1800 Mann Kavallerie mit 54 Geschützen. Zu dieser Feldarmee von 462,300 Mann Infanterie und 56,800 Mann Kavallerie mit 1584 Geschützen kamen an Ersatztruppen und Besatzungsmannschaften 297,500 Mann Infanterie, 25,890 Mann Kavallerie und 40,500 Mann Festungsartillerie mit 462 bespannten Geschützen, so daß die Gesammtstärke, dem Mobilisirungsplane entsprechend, 882,990 Mann mit 2046 Geschützen betrug. Aber sämmtliche Staaten leisteten erheblich mehr, als ihnen vertragsmäßig oblag. Im August betrug die Armee des Norddeutschen Bundes 982,064 Mann und 209,403 Pferde, Bayerns

128,964 Mann und 24,056 Pferde, Württembergs 37,180 Mann und 8876 Pferde, Badens 35,181 Mann und 8038 Pferde. Mit einer Gesammtrüstung von 1,183,389 Mann und 250,373 Pferden stand Deutschland auf dem Plane.

Der Kriegsplan. Am 2. August schon hatte die deutsche Feldarmee ihre Aufstellung jenseit des Rheines genommen. Moltke's Plan war, daß sie, ähnlich wie 1866, dreifach getheilt in gemeinsamer Operation gegen den Feind vorrücken und ihn besiegen solle. Wie ein Riese sich erhebt, ohne viel Geräusch, aber Kraft und Siegessicherheit in jeder Bewegung: so hatte sich die Mobilmachung vollzogen; fest und unwiderstehlich, hinter einem dichten Schleier von Kavallerie zur Verzweiflung des Feindes alle Bewegung bergend, rückten jetzt die Deutschen vor, um mit Riesenkraft den Gegner zu Boden zu schmettern.

Die erste Armee bildete den rechten Flügel des gewaltigen Aufmarsches. Sie bestand, 61,000 Mann stark, aus dem 7. (Westfalen unter Zastrow) und 8. (Rheinländer unter Göben) Armeecorps. Der „Löwe von Nachod", der greise Steinmetz führte sie gegen die Saar und Mosel hin. — Die zweite Armee unter dem Helden von Düppel, dem Prinzen Friedrich Karl, rückte von der Pfalz aus vor. Sie umfaßte das Gardecorps (unter dem Prinzen August von Württemberg), das 3. (Brandenburger unter Alvensleben II), das 4. (Provinz Sachsen unter Alvensleben I), das 9. (Schleswig-Holsteiner und Hessen-Darmstädter unter Manstein), das 10. (Hannoveraner, Oldenburger, Braunschweiger unter Voigts-Rheetz) und das 12. (Sachsen unter ihrem Kronprinzen Albert) Armeecorps. Ihre Stärke betrug 206,000 Mann mit 534 Geschützen. — Südwärts von ihr bildete die dritte Armee, 180,000 Mann mit 480 Geschützen stark, den linken Flügel des deutschen Heeres. Sie war zusammengesetzt aus dem 5. (Posener unter Kirchbach) und 11. (Hessen-Nassauer und Thüringer unter Bose) Armeecorps, aus den beiden bayerischen Corps (unter von der Tann und Hartmann), sowie aus der württembergischen (unter Obernitz) und der badischen (unter Beyer) Division.



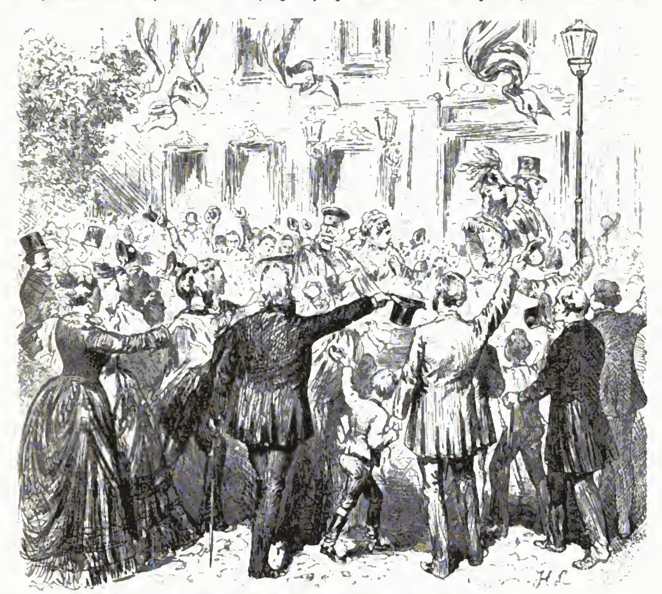
Karl Friedrich von Steinmetz.

Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen war zum Führer der dritten Armee bestellt: man hätte keine geeignetere Persönlichkeit für die schwierige Aufgabe finden können, als es der gefeierte Sieger von Königgrätz war. Geboren am 18. Oktober 1831 im Neuen Palais bei Potsdam, war er ebenso sehr unter den Augen seines Vaters nach preußischer Ueberlieferung zum Soldaten erzogen worden, wie durch den Unterricht bedeutender Lehrer und den längeren Besuch der Universität Bonn seine sehr hervorragenden Geistesgaben allseitig entwickelt waren. Mehrere Jahre hindurch war Moltke sein Adjutant. 1858 mit Victoria, der Prinzeß Royal von England vermählt, hatte er den Feldzug gegen Dänemark mitgemacht, ohne ein Kommando zu bekleiden; 1866 führte er mit glänzendem Erfolge die Zweite Armee gegen Oesterreich.

Die innere Harmonie seines Wesens, die er in sich ausgebildet, das innige Familienleben, das er führte, gaben der Erscheinung des Kronprinzen etwas Sonnenhaftes. Die stattliche

ritterliche Gestalt, die Züge voll Geist und Energie, an den Großen Kurfürsten mahnend, imponirten; er theilte in Wahrheit mit dem gefeierten Ahnen den genialen Zug. Ergreifend und schlagfertig wie Wenige wußte er zu sprechen. Aber der Kronprinz liebte es mehr, in einer heiteren Leutseligkeit sich zu geben; jedoch absichtslos blitzte die Tiefe seiner Kenntnisse hindurch, die Wärme seines Gemüths, das sicher eindringende Urtheil. So flogen ihm die Herzen entgegen; und wer ihm näher trat, fühlte erst recht sich gefesselt.

Es giebt keine Stellung, die schwieriger wäre, als die eines Kronprinzen. Mit der zartesten Rücksicht wußte er ihr gerecht zu werden, immer zurückhaltend und diskret.



König Wilhelm's Abreise zum Heere. Zeichnung von H. Lüders.

Warme Freundschaft und Gesinnungsgemeinschaft verband ihn mit seinem Schwager, dem Großherzog Friedrich von Baden; aber die innigste Vertraute seines hohen Gedankenflugs war die Kronprinzessin, eine geistig hoch bedeutende Frau, die Erwählte seines Herzens. Die ungekünstelte Art, in der er mit einem Jeden verkehrte, trug ihm ein feines Gefühl für den Pulsschlag des Volkes ein. Und wiederum welche schneidige Energie wußte er im rechten Moment zu entwickeln! Das gab Vertrauen und bildete die feste Grundlage für die ganz unglaubliche Popularität, in welcher „unser Fritz“ bei dem ganzen Preußenvolk, die Soldaten voran, stand.

So war der Kronprinz gerade für das Kommando der Dritten Armee der rechte Mann. Denn zunächst galt es, die Süddeutschen, welche ungetrennt dieser Armee zugetheilt waren, bei aller Begeisterung, welche sie für die deutsche Sache zeigten, doch mit dem preußischen Oberbefehle auszusöhnen. Der Kronprinz bedurfte dazu nur weniger Tage, und die Süddeutschen trugen „unserem Fritz“ dasselbe Vertrauen trotz ihrer Reserve gegen die Preußen entgegen wie die Preußen selber. „Wenn Sie uns Anno 66 kommandirt hätten“, rief ihm beim

Einmarsche in Frankreich ein biederer bayerischer Soldat, der die Kriegsdenkmünze von 1866 trug, zu, „so hätten wir die Lausepreußen schon verhauen wollen!"

Die zweite Schwierigkeit für die Führung der Dritten Armee lag darin, daß ihr oblag, zugleich die linke Flanke der II. Armee und Süddeutschland gegen Unternehmungen des Feindes aus dem Elsaß zu decken. Sie war daher von vornherein auf ein angriffsweises Vorgehen in einer von den Bewegungen der beiden anderen Armeen Anfangs abweichenden Richtung angewiesen. Aber wie sehr er auch dieser Aufgabe gewachsen sei, bewies der Kronprinz, sobald er nur die feindliche Grenze überschritten hatte.

Der Beginn des Kampfes; Saarbrücken. Unterdessen begannen dank der festen Haltung Rußlands die Armeecorps der östlichen Provinzen, das 1. (Ost- und Westpreußen unter Manteuffel), das 2. (Pommern unter Fransecky) und das 6. (Schlesier unter Tümpling), nach dem Kriegsschauplatze abzurücken. Der Schutz der Ost- und Nordküste, zu deren Gouverneur Vogel von Falckenstein ernannt war, wurde der 17. Division und Landwehrtruppen unter dem Befehle des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg anvertraut; indeß auch sie konnte im September nach Frankreich gezogen werden.



Marschall Mac Mahon, Herzog von Magenta.

Den Oberbefehl über die gesammte deutsche Armee übernahm König Wilhelm von Preußen. Am 31. Juli verließ er Berlin und langte am nächsten Morgen in Düsseldorf an. „Ist Moltke wieder eingestiegen?" fragte er. „Nun dann können wir weiter fahren." Auch Bismarck und Roon befanden sich in der Begleitung des Königs. Am 2. August traf das Große Hauptquartier in Mainz ein.

Auch der Kaiser Napoleon hatte den Oberbefehl über seine Armee selbst übernommen. Am 28. Juli traf er mit seinem 14jährigen Sohne Louis in Metz ein. Die Regentschaft war inzwischen der Kaiserin Eugenie übertragen. Allein „erzbereit", wie Leboeuf versichert hatte, war die Armee mit nichten. Obgleich es Frankreich in seiner Hand gehabt hatte, wenn es denn einmal schlagen wollte, den Beginn des Kampfes zu bestimmen, waren doch die Armeecorps ohne vollständige Feldausrüstung tumultuarisch an die Ostgrenze befördert worden. Proviant, Monturen, Munition lag auf den Bahnhöfen angehäuft, aber die Eisenbahnen waren außer Stande, die Kriegsvorräthe den Truppen zuzuführen.

Die Stärke der französischen Feldarmee betrug etwa 300,000 Mann. Davon hatte das 2. (Frossard), das 3. (Bazaine) und das 4. (Ladmirault) Corps an der Mosel Stellung genommen, das 1. (Mac Mahon) und 7. (Felix Douay) Corps im Elsaß; die Verbindung beider Gruppen bewirkte das 5. Corps (Failly) bei Bitsch. Weiter zurück stand das 6. Corps (Canrobert) im Lager von Chalons und die Garde unter Bourbaki bei Nancy.

Plänkeleien mit dem Feinde hatten schon mit der Kriegserklärung begonnen. Saarbrücken vertheidigte mit einigen Compagnien Infanterie und drei Schwadronen Ulanen der Oberstleutnant von Pestel. Als aber am 2. August das ganze Corps Frossard gegen ihn anrückte, behauptete er drei Stunden lang sich gegen die dreißigfache Uebermacht, bevor er die

Stadt aufgab und sich hinter die Saar zurückzog. Indeß am Abend kehrten die Franzosen wieder auf die Höhen von Spichern vor der Stadt zurück. Von einer nahen Anhöhe aus hatte der Kaiser mit seinem Sohne dem Gefechte beigewohnt, das als ein großer Sieg der französischen Waffen den Franzosen angekündigt und in Metz und Paris mit Illumination und lautem Jubel gefeiert wurde.

Weißenburg und Wörth; Spichern. Der Gedanke Napoleon's war gewesen, den Rhein bei Maxau nördlich von Rastatt zu überschreiten und sich mit 250,000 Mann wie ein eiserner Schlagbaum zwischen Nord- und Süddeutschland zu legen; er ordnete daher an, daß die „Rheinarmee" vor Metz sich weiter südwärts nach dem Elsaß zu ziehen solle. Aber da brach auch schon der Kronprinz vor und zertrümmerte mit mächtigen Schlägen den ganzen Plan.



Erstürmung der Spicherer Höhen.

Am 4. August überschritt die Dritte Armee von Landau und Germersheim her die feindliche Grenze. Sie stieß dabei auf die Avantgarde des 1. Corps, die Division des Generals Abel Douay. Um die Stadt Weißenburg und den dahinter liegenden steilen Gaisberg entspann sich ein erbitterter Kampf. Preußen und Bayern im Verein, mit der gleichen ungestümen Tapferkeit andringend, erobern die Stadt; preußische Bataillone erstürmen den Gaisberg; der feindliche Führer fällt und die Trümmer der geschlagenen Division flüchten sich eilends nach Wörth.

Auf den Höhen zwischen Wörth und Reichshoffen hinter dem Sauerbache vereinigte jetzt Mac Mahon seine Streitkräfte in verschanzter Stellung, bemüht von allen Seiten Verstärkungen an sich heranzuziehen. Aber die Preußen ließen ihm keine Zeit dazu. Schon am 6. August warf sich Kirchbach nur mit dem 5. Armeecorps auf den weit überlegenen Gegner und hielt ihn in stundenlangem heißem Ringen allein fest. Nun langen die Bayern an und fassen den Feind in der linken Flanke. Das tief eingeschnittene Thal der Sauer wird überschritten; die dahinter gelegenen Weinberge werden mit gleicher Tapferkeit angegriffen wie vertheidigt. Als aber Bose mit dem 11. Corps und Werder mit den Württembergern und

Badenern in der rechten Flanke des Feindes erscheint, entgehen die Franzosen nur durch regellose Flucht der vollständigen Vernichtung. In Eilmärschen, ein Theil nach Straßburg, die Meisten über die Pässe des Wasgau, flutet Alles zurück. Auch Failly, der bei Niederbronn Mac Mahon vergebens hatte Beistand leisten wollen, wird in die Flucht mitgerissen, die erst an der Marne wieder zum Stehen kommt.

An demselben 6. August ging auch die Avantgarde der I. Armee (14. Division unter Kamecke) über die Saar und gegen die Höhen von Spichern vor, die sie nur noch von dem Nachtrabe Frossard's besetzt wähnte. Sie fand aber auf den steilen Höhen dessen ganzes Corps in so fest verschanzter Stellung vor, daß Frossard die Unterstützung, welche ihm Bazaine gegen die Preußen anbot, unbesorgt glaubte ablehnen zu können. Indessen andere Truppen kamen Kamecke, nachdem er 4 Stunden lang der dreifachen Uebermacht getrotzt hatte, zu Hülfe. Die eben mit der Eisenbahn anlangenden Pommern stürmten aus den Waggons sofort in den Kampf. Es gelang nach wiederholten Versuchen endlich Reiterei und Geschütz auf die unzugänglichen Höhen hinaufzuschaffen: der linke Flügel des Feindes wurde zurück gedrängt, so daß Frossard den Rückzug antreten mußte, dem der Angriff der Preußen auf Forbach ein wesentlich beschleunigtes Tempo verlieh.



Marschall Bazaine.

Die Augustsiege um Metz (Colombey und Vionville). Infolge der doppelten Niederlage des 6. August nahm Napoleon seine Streitmacht bis hinter die Nied zurück, während zugleich Canrobert von Chalons bis Metz vorrückte. Den Oberbefehl über die somit auf 5 Corps verstärkte „Rheinarmee“ übertrug der Kaiser jetzt Bazaine.

Es war der Plan des neuen Oberbefehlshabers der Franzosen, die gesammten Streitkräfte bis nach Paris zurückzuführen und erst unter den Mauern der Hauptstadt in eine Entscheidungsschlacht sich einzulassen. Für die Deutschen aber war es von der höchsten Wichtigkeit, vor der Vereinigung aller Streitkräfte die Entscheidung herbeizuführen, also den Abzug der Franzosen auf jeden Fall zu verhindern. Sie setzten sich daher unverzüglich in Vormarsch gegen die Mosel, der Kronprinz, die Wasgaupässe überschreitend, auf Nancy zu, die II. Armee, vom Könige selbst geführt, gegen Pont à Mousson, um südlich von Metz die Mosel zu überschreiten. Die I. Armee dagegen richtete sich gegen die Ostseite der Moselfestung. Sie hatte den kürzesten Weg und stieß daher schon am 14. August bei Colombey auf die Nachhut Bazaine's, die eben, um abzurücken, ihre Zelte abbrach. Sofort ging Steinmetz zum Angriffe vor und nöthigte dadurch Bazaine, um seinem angegriffenen 3. Corps Hülfe zu leisten, auch das schon abmarschirende 4. Corps wieder Kehrt machen zu lassen. Bis unter die Mauern von Metz drangen die Preußen vor.

Bazaine hatte kostbare Zeit verloren; der 15. August verging über der Wiederordnung der Truppen. Am 16. August hatte er an der Westseite von Metz seine Truppen aufgestellt, nur noch das 3. und 4. Corps erwartend, um dann gemeinschaftlich mit diesen den Marsch nach der Maas westwärts anzutreten. Aber die Preußen sind schneller. Alvensleben II mit dem 3. Armeecorps, den Brandenburgern, wirft sich auf den fast dreifach überlegenen Feind, erstürmt die Dörfer Mars la Tour und Vionville und behauptet sie mit unerschütterlicher Tapferkeit gegen die feindliche Uebermacht. Einige Bataillone kommen ihm zu Hülfe, aber zugleich zieht auch Bazaine das 3. und 4. Corps heran: 150,000 Franzosen stehen

jetzt gegen 38,000 Preußen. Aber durch heftige Vorstöße halten diese den Gegner fest, bis vom 4. und 10. Armeecorps Hülfe kommt und die Zahl der Preußen auf 69,000 steigt.



Sturm der Garden auf Marie aux Chênes. Zeichnung von R. Slirecky.

Ein Ulanen= und ein Kürassierregiment werden gleichzeitig auf den Feind geworfen, dann die beiden Garde=Dragonerregimenter: sie reiten in den Tod, aber der Feind ist festgehalten, bis die Nacht die blutigste Schlacht des ganzen Feldzuges beendigt.

Die Schlacht bei Gravelotte am 18. August. Gänzlich erschöpft gingen die Franzosen am Morgen des 17. August näher an Metz zurück. Vor den Forts St. Quentin und Plappeville nahmen sie auf dem steil ansteigenden Plateau von Amanvillers, Front gen Westen, eine starke Defensivstellung ein; etagenförmig waren am Abhange Schützengräben angelegt, auf der Höhe die Batterien aufgefahren. Den linken Flügel schützte überdies die enge Schlucht von Mance. Gleichzeitig aber waren alle Armeecorps der I. und II. Armee der Deutschen auf das linke Moselufer übergegangen; nur das 1. blieb zurück, um Metz im Osten zu beobachten. Am 18. August um Mittag begannen sie den Angriff auf die französische Stellung, zuerst im Centrum das 9. (Manstein) und 8. (Göben) Armeecorps. Sie erobern die vor der Front liegenden Ortschaften, besetzen Gravelotte, von wo die einzige fahrbare Straße durch das Mancethal nach dem Meierhofe St. Hubert führte, vermögen aber nicht bis in die Hauptstellung des Feindes einzudringen; ebenso will es weiter südwärts dem 7. Corps (Zastrow) nicht gelingen, jenseit der Schlucht von Mance dauernd festen Fuß zu fassen. Unterdessen ist aber das Gardecorps in die Flanke des rechten französischen Flügels gelangt: um 4 Uhr erobert es das Dorf Marie aux Chenes und rückt um 5 Uhr zum Sturm gegen das Dorf Saint Privat, den Schlüssel der feindlichen Aufstellung vor. Das 12. Corps (Kronprinz von Sachsen) unterstützt den Angriff: ein fürchterlicher Kampf entspinnt sich; mit Einbruch der Dunkelheit erstürmen die Preußen und Sachsen das Dorf und werfen den rechten Flügel Bazaine's in wilde Flucht zurück. Da langen auch nach 16stündigem Marsche Fransecky's Pommern vor der Schlucht von Mance an, dringen hindurch und setzen sich jenseits fest. Auch die übrigen Corps rücken vor; der viel umstrittene Meierhof St. Hubert wird genommen: allenthalben sind die Deutschen im Siege. Die geschlagene französische Armee zieht sich unter die Kanonen von Metz zurück.



Albert, Kronprinz von Sachsen.

Mit 160,000 Mann wurde Prinz Friedrich Karl zurückgelassen, um die Festung Metz und die immer noch fast 200,000 Mann starke Armee Bazaine's einzuschließen und von der weiteren Theilnahme an dem Kampfe fern zu halten. Aus den übrigen verfügbaren Truppen, der Garde, dem 4. und 12. Armeecorps und der 5. und 6. Kavalleriedivision wurde die IV. oder die Maasarmee unter dem Befehle des Kronprinzen Albert von Sachsen gebildet, welche alsbald in breiter Front westwärts in Marsch sich setzte.

Das Vorrücken Mac Mahon's. Denn während die „Rheinarmee" bei Metz den wuchtigen Schlägen der Deutschen erlag, hatte Mac Mahon im Lager von Chalons, in das auch der Kaiser Napoleon am 14. August sich von Metz begeben hatte, eine Armee von 130,000 Mann zusammengebracht. Gegen diese im Verein mit der Armee des Kronprinzen zu operiren, war die Maasarmee bestimmt.

Schon reichten beide Armeen zum Angriffe auf Chalons sich die Hand, als die überraschende Meldung einging, daß das Lager von Chalons leer sei. Das bonapartistische

Ministerium unter dem Grafen Palikao, durch welches Napoleon am 10. August das Kabinet Ollivier ersetzt hatte, verzichtete auf den Schutz der Hauptstadt, indem es Mac Mahon den Befehl gab, längs der belgischen Grenze gegen Metz vorzugehen, um den dort eingeschlossenen Bazaine zu entsetzen. Ein gewagter Plan: aber nicht weniger kühn war der Entschluß der beiden Kronprinzen, Mac Mahon zwischen sich zu bringen, bevor er Metz erreichen könne. Die III. Armee schwenkte daher rechts nordwärts ein, die Maasarmee dagegen rückte in gerader Richtung westwärts vor. Sie hatte den kürzeren Weg und traf daher schon am 29. August bei Nouart auf den Feind; am folgenden Tage warf sie die beiden ihr gegenüberstehenden Corps bei Baumont zurück und nöthigte dadurch Mac Mahon mit seiner ganzen Armee hinter der Maas Deckung zu suchen. Aber unmittelbar hinter den Franzosen überschritt auch die Maasarmee den Strom.



Zusammentreffen Bismarck's mit Napoleon III. (Zu S. 512).

Die Entscheidung bei Sedan. Da zog auch schon von Süden her mit der III. Armee der Kronprinz heran. Er faßte den Feind von Süden und Westen und schnitt ihm dadurch den Rückweg nach Paris völlig ab. So von beiden Seiten zugleich bedroht, zog Mac Mahon seine schon stark gelichteten und erschütterten Truppen um die kleine Festung Sedan zusammen; in seinem Rücken lag die belgische Grenze.

Ein dichter weißer Nebel lag in der Frühe des 1. September auf dem Gefilde ringsum. Hier und da blitzte im Süden ein aufflammender Feuerschein hindurch: es waren die Geschütze der Bayern von der Armee des Kronprinzen, welche den Angriff auf das Dorf Bazeilles eröffneten. Es wurde genommen, verloren und wieder genommen: und nun behaupteten die Bayern den Trümmerhaufen. Den Bayern schloß sich im westlichen Bogen das 11. und das 5. Armeecorps an, überschritt die Maas bei Donchery, rückte von Nordwesten und Norden her gegen die Franzosen vor und reichte dem rechten Flügel der Maasarmee, den Sachsen, die Hand. Diesen reihte sich südwärts die preußische Garde an, zwischen der und den Bayern das 4. Armeecorps den furchtbaren eisernen Ring schloß. Die Franzosen wehrten sich mit dem Muthe der Verzweiflung gegen die Umklammerung. Mac Mahon wurde durch eine Granate gefährlich verwundet; General Wimpffen, vor 2 Tagen erst aus Algier angelangt,

übernahm an seiner Stelle den Oberbefehl. Er stellte sich an die Spitze, aber Niemand folgte ihm. Verzweifelnd, die Einen stumpf, die Anderen in meuterischer Aufregung waren die Franzosen in dem Walde von Garenne und unter den Mauern von Sedan zusammengepreßt und drängten hinein in die schützenden Wälle. Da fielen um 4 Uhr auch in die Stadt die feindlichen Granaten; einzelne Häuser geriethen in Flammen. Das brach den Muth der Verzweifelnden: auf der Mauer erschien die weiße Flagge der Ergebung.

Der Kaiser, mit eingeschlossen in der Festung, sandte durch den General Reille ein Schreiben an König Wilhelm: „Mein Herr Bruder! Da ich es nicht habe erreichen können, in der Mitte meiner Truppen zu sterben, so bleibt mir nur übrig, meinen Degen in die Hände Ew. Majestät zu legen. Ich bin Ew. Majestät guter Bruder Napoleon.“ Der König nahm die Ergebung des Kaisers unter der Bedingung an, daß die französische Armee die Waffen strecke.

Vergebens versuchte Napoleon am Morgen des 2. September durch eine Unterredung mit Bismarck mildere Bedingungen zu erlangen: am Vormittage unterzeichneten Moltke und Wimpffen die Kapitulation. Während der Schlacht schon hatten die Deutschen 21,000 Mann gefangen genommen; jetzt gab sich ihnen durch die Kapitulation eine Armee von 84,450 Mann, darunter 1 Marschall und 39 Generale, mit sämmtlichen Adlern, Geschützen und Pferden kriegsgefangen: ein Triumph für die Deutschen, ganz ohne Gleichen in der Weltgeschichte! Was wollte hiergegen die Kapitulation der 24,000 Oesterreicher bei Ulm, die bisher für die größte gegolten, bedeuten!

Der kaiserliche Gefangene bat seinen Ueberwinder um eine Unterredung. Sie fand in der Villa Bellevue unweit Donchery statt. Das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel wurde Napoleon zum Aufenthalte angewiesen, auch seine Bitte ihm gewährt, durch Belgien, nicht durch Frankreich die Reise dorthin machen zu dürfen. Die Thränen standen ihm in den Augen, als er den König mit dem Kronprinzen, die Truppen in ihren Bivuaks auf dem Schlachtfelde zu begrüßen, von dannen reiten sah. War es Reue, war es Sorge, was sein Herz durchzog? Für die Franzosen, das wußte er, war er mit der Kapitulation ein todter Mann.

Der Fall von Straßburg und Metz. Durch die Schreckenskunde von Sedan erfüllte sich in Paris das Schicksal der Bonapartes. Im gesetzgebenden Körper verkündigte die Linke auf Jules Favre's Antrag am 4. September die Republik; lärmend stimmte die Volksmenge der Hauptstadt zu und riß das Land mit sich fort. Die Kaiserin-Regentin flüchtete sich mit ihrem Sohne nach England, und eine „Regierung der nationalen Vertheidigung“, deren bedeutendste Mitglieder die Advokaten Gambetta und Jules Favre, der Schriftsteller Graf Rochefort, der General Trochu und der greise Cremieux waren, bemächtigte sich der Leitung des Staates.

In Deutschland dagegen weckte die Siegeskunde von Sedan Jubel und Dankbarkeit in allen Herzen. Eisenbahnzüge voll freiwilliger Gaben gingen nach Frankreich, um den Heldenkriegern Freude und Erleichterung zu gewähren, und die Tausende von Verwundeten, die zur Genesung in die Heimat zurückgesandt wurden, fanden freudig sich darbietende Pflege und Hülfe bei Hoch und Gering. Und über Alles, die Hoffnung erhob sich, daß die gewaltige Niederschmetterung des französischen Kaiserreichs den Frieden bringen würde. Ruhte doch die Widerstandskraft Frankreichs jetzt nur noch in seinen Festungen.

Gegen Straßburg hatte der Kronprinz nach dem Wörther Siege die badische Division unter Beyer zurückgelassen, nach dessen Erkrankung der energische Werder die Oberleitung der Belagerung übernahm. Aber obgleich das Belagerungscorps durch die Gardelandwehr und eine Reservedivision verstärkt wurde und das Bombardement schon am 24. August begonnen hatte, widerstand doch der tapfere Kommandant Uhrich mit äußerster Zähigkeit. Erst als die Belagerer so nahe an die Stadt herangerückt, daß der allgemeine Sturm unmittelbar bevorstand, kapitulirte er am 28. September. 189 Jahre seit dem treulosen Ueberfalle Ludwig's XIV. Deutschland entfremdet, war Straßburg jetzt wieder eine deutsche Stadt.

In gleicher Weise gegen Metz eine regelmäßige Belagerung anzuwenden, verbot die Anwesenheit der dem Einschließungsheere an Stärke etwa gleichkommenden französischen Rheinarmee

in der Festung. Friedrich Karl mußte sich daher damit begnügen, die Rheinarmee aus der Festung nicht entkommen zu lassen: denn es war vorauszusehen, daß schließlich der Mangel an Lebensmitteln die Entscheidung herbeiführen würde. Freilich eine schwierige Aufgabe, da der Gegner es in seiner Hand hatte, an jedem Punkte, den er für das Durchbrechen wählte, der dünn ausgezogenen Linie der Deutschen mit überwältigender Uebermacht entgegenzutreten.

An Durchbruchsversuchen ließ es auch Bazaine nicht fehlen. Von dem Nahen Mac Mahon's unterrichtet, versuchte er schon am 31. August und 1. September bei Noisseville sich zu ihm durchzuschlagen. Der Versuch mißlang, wie alle späteren. Trotz Regengüssen und verheerenden Seuchen hielten die Deutschen Stand, bis endlich am 27. Oktober auch Metz fiel: 170,000 Mann, darunter 3 Marschälle, mußten sich den Deutschen kriegsgefangen geben.

Die kleinen Festungen Bitsch, Pfalzburg, Toul, Verdun, Diedenhofen machten jetzt nur noch geringe Sorge. Um ihrem nachtheiligen Einflusse auf die rückwärtigen Verbindungen der Deutschen zu begegnen, wurden sie theils nur beobachtet, theils eingeschlossen und ihre Eroberung dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin übertragen, dessen Küstendivision, da die Franzosen auf alle Unternehmungen zur See Verzicht geleistet hatten, für Operationen in Feindesland verfügbar geworden war.



August von Werder.

Belagerung von Paris. Noch immer aber blieb eine Aufgabe den Deutschen zu bewältigen, von deren Lösung in Wahrheit erst die definitive Entscheidung abhing: die Einnahme der feindlichen Hauptstadt.

So setzten sich denn von dem Siegesfelde von Sedan die Armeen der beiden Kronprinzen alsbald weiter westwärts in Marsch. Am 19. September sahen sie das Häusermeer von Paris mit seinen zahllosen Thürmen, seinen hochragenden Triumphbögen in der Ferne vor sich. Ein dichter Festungsgürtel umzog die Riesenstadt; seit 1840 (S. 177) immer weiter ausgebaut, drängte sich Fort an Fort, und als Eckpfeiler erhob sich im Westen der gewaltige Mont Valerien.

Damit war den nahenden Siegern Halt geboten; außerhalb des drohenden Gürtels der Forts, rings um die Stadt her, nahmen die Corps ihre Lager: im Westen bei Versailles das 5., neben ihm gegen Nordwesten das 4., nordöstlich die Garde; an diese schloß sich das 12. Corps an; dann folgte die württembergische Division; zwischen Seine und Marne stand das 6. Corps, von welchen das 2. bayerische den Kreis schloß. Der König nahm sein Quartier in der Präfektur in Versailles, der Kronprinz in der Villa Lesombrages. Es waren 150,000 Mann, welche in einer 11 Meilen langen Linie die Riesenstadt umschlossen, um ihre Ergebung zu erzwingen. Ein ungeheueres, fast aussichtsloses Unternehmen; denn Paris zählte $1\,^3/_4$ Millionen Einwohner, von denen 400,000 zur Vertheidigung die Waffen trugen, theils altgediente Land- oder Seesoldaten, theils Volksaufgebot der Mobilgarde.

Die ganze Bevölkerung aber war zum äußersten Widerstande entschlossen. Die Deutschen fanden bei ihrem Anrücken die ganze nähere Umgebung von Paris schon völlig verwüstet und ausgeplündert vor. Die Bewohner waren entflohen, die Häuser großentheils zerstört;

Eisenbahnen und Straßen waren unterbrochen; die Beamten versagten auf Befehl ihrer Regierung ihre Mitwirkung zu einer geregelten Verpflegung. Aus der Heimat mußte daher fast der ganze Unterhalt der deutschen Truppen herbeigeschafft werden, und doch stand dazu nur eine einzige Bahnlinie zur Verfügung. Der ganze Osten des Landes erfüllte sich mit Franktireurbanden, die, rasch auftauchend und verschwindend, viel Schaden im Kleinen thaten und das Land in Unruhe erhielten.

Die Organisation des Volkskrieges gegen die Deutschen. Cremieux hatte Paris vor dem Nahen der Deutschen verlassen; zu ihm nach Tours entwich mit Hülfe eines Luftballons Gambetta, um, dort sich zum Kriegsminister der Republik aufwerfend, den Volkskrieg gegen die Deutschen zu organisiren. Seiner rücksichtslosen Diktatur gelang es, in den von den Deutschen noch nicht besetzten Gebieten Frankreichs Armeen aufzubieten, deren Zweck der Entsatz der Hauptstadt war. Die alte Fabel, welche Niemand mehr als Thiers in Schwang gebracht, daß einst „das Aufgebot in Masse" der ersten Republik die feindliche Koalition besiegt hätte, sollte jetzt zu verwirklichen versucht werden, während doch ihr Urheber an den Höfen von Wien, Petersburg, London und Florenz herumreiste, um die Hülfe der Großmächte für Frankreich, freilich erfolglos, anzurufen. Nur der alte Garibaldi glaubte seinen fadenscheinig gewordenen Ruhm auffrischen zu können, indem er mit einer Freischar der „Republik" Frankreich zu Hülfe zog.


Ludwig von der Tann-Rathsamhausen.

Schon Anfangs Oktober war es der republikanischen Regierung gelungen, an der Loire ein Heer von 60,000 Mann, dessen Kern die Reste gedienter Soldaten, Gensdarmen, Förster, Feuerwehrmänner bildeten, zu sammeln. Von der Tann rückte ihm entgegen, schlug die an Zahl weit Ueberlegenen am 10. Oktober bei Artenay, warf sie über die Loire zurück und besetzte Orleans.

Zugleich erhielt die Belagerungsarmee eine bedeutende Verstärkung. Denn nicht nur konnten die Corps, denen die Ueberführung der Sedan-Gefangenen nach Deutschland obgelegen hatte, jetzt herangezogen werden, sondern die Kapitulation von Metz erlaubte auch, die I. Armee (1. und 8. Corps, jetzt unter Manteuffel) zum Schutze der Nordfront der Belagerer, einen großen Theil der II. Armee (9., 10. und 3. Corps) zur Deckung der Südfront zu verwenden und das 2. Armeecorps in die Cernirungslinie einzufügen, so daß die Stärke des Belagerungsheeres jetzt auf 200,000 Mann stieg

Vereitelte Entsetzungsversuche der Loire-Armee. Aber würden auch in dieser Verstärkung die deutschen Streitkräfte für die ungeheuere Aufgabe, zugleich die Ausfälle der ihnen doppelt überlegenen Besatzung von Paris abzuwehren und die zum Entsatze der Hauptstadt aufgebotenen Armeen zurückzuschlagen, ausreichend sein?

Gegen die Bayern von der Tann's in Orleans richtete sich der erste Vorstoß der neugebildeten französischen Loire-Armee, welche der kriegserfahrene Aurelles de Paladine anführte. Tann räumte vor der Uebermacht die Stadt und wurde durch das Gefecht von Coulmiers am 9. November — den ersten Erfolg der Franzosen seit der Kriegserklärung — von Orleans abgedrängt. Allein zu seiner Unterstützung wurde eine besondere Armee-Abtheilung unter dem Großherzoge Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin gebildet, welcher am 17. und 18. November bei Dreux und Chateauneuf die Franzosen auseinandersprengte und gegen die Sarthe vordrang. Einen Versuch Aurelles', mit seinem rechten Flügel über

Fontainebleau gegen Paris vorzugehen, wies das 10. Armeecorps am 28. November durch das siegreiche Gefecht bei Beaune la Rolande nachdrücklich zurück. Ebenso warf der Großherzog am 2. Dezember den linken Flügel Aurelles' bei Loigny zurück; und ein gleichzeitig von Ducrot aus Paris unternommener Ausfall scheiterte bei Villiers an der Tapferkeit der Württemberger.

Nunmehr rückte Friedrich Karl mit der II. Armee, auch die Abtheilungen des Großherzogs und von der Tann's unter seinen Oberbefehl befassend, in konzentrischem Angriffe gegen die Loire-Armee vor. In zweitägiger Schlacht, am 3. und 4. Dezember, wurde das französische Heer aus allen Stellungen vertrieben, mit Verlust von 20,000 Mann in zwei Hälften zersprengt und Orleans von Neuem besetzt. Indeß der rastlosen Thätigkeit des Diktators gelang es, binnen Kurzem aus jeder der beiden Heereshälften eine selbständige Armee herzustellen. Während Bourbaki, der frühere Kommandeur der Kaisergarde, mit der einen bei Bourges sich einstweilen noch ruhig verhielt, rückte Chanzy, Aurelles' Nachfolger, auf den Wald von Marchenoir sich stützend, mit der andern gegen den Großherzog vor. Vier Tage lang, vom 8. bis 11. Dezember, hielt dieser der großen Uebermacht bei Beaugency Stand. Als nun aber auch die II. Armee gegen Chanzy vorging, wurden die Franzosen über den Loir nach Le Mans zurückgedrängt. Die Regierungsdelegation flüchtete sich schleunigst von Tours nach Bordeaux, und die Deutschen besetzten Tours. Unter den größten Schwierigkeiten, die Jahreszeit und Bodenbeschaffenheit hervorriefen, folgte Friedrich Karl Chanzy, um dessen Vereinigung mit Bourbaki zu verhindern. In den dreitägigen Kämpfen um Le Mans, vom 10. bis 12. Januar 1871, wurde die Armee Chanzy's völlig vernichtet: 60,000 Mann wurden verwundet oder gefangen, der Rest flüchtete sich in voller Auflösung tief in das Innere Frankreichs hinter die Mayenne.



Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.

Vereitelte Entsetzungsversuche der Nord-Armee. Nicht besseren Erfolg hatte die Armee, welche zuerst unter Bourbaki's, dann unter Faidherbe's Befehle von Norden her zum Entsatze der Hauptstadt vorrücken sollte. Sofort wandte sich Manteuffel mit der I. Armee ihr entgegen, schlug am 27. November das Corps des Generals Farre, welches sich bei Amiens verschanzt hatte, rückte am 5. Dezember in Rouen ein, drängte das Corps des Generals Briand bis an das Meer zurück und besetzte Dieppe.

Faidherbe zog sich nach diesen Niederlagen unter den Schutz der Festungen Lille und Arras zurück, rückte aber dann, mit bedeutenden Verstärkungen versehen, wieder vor, um den Deutschen in den Rücken zu fallen.

Auf die Kunde hiervon wandte sich Manteuffel unverzüglich wieder gegen den Feind. Er traf ihn in einer Reihe verschanzter Dörfer an der Hallue, einem Nebenflusse der Somme. Göben ging mit den Rheinländern vor, erstürmte am 23. Dezember die Dörfer und trieb die Franzosen auf den jenseitigen steilen Thalrand zurück. In der Weihnachtsnacht zogen sie sich wieder nach Arras zurück.

Ein Ausfall der Pariser Armee hatte die Bewegungen Faidherbe's unterstützen sollen. Er richtete sich gleichzeitig am 21. Dezember gegen die vorgeschobene Stellung der Deutschen in dem Dorfe Le Bourget, welches die Garde besetzt hatte, wie gegen die Sachsen an der Marne. Obgleich die Franzosen Erdwerke vorgeschoben und mit schwerem Geschütz armirt hatten, wie denn der Mont Avron einen in die Stellung der Deutschen hineingetriebenen Keil darstellte, so scheiterten doch beide Ausfälle völlig. Vielmehr gingen die Deutschen, inzwischen mit hinlänglichem Geschütz versehen, zum Bombardement über. Am 27. Dezember begann die Beschießung des Mont Avron mit so vernichtendem Erfolge, daß die Franzosen ihn aufgaben und die dahinter liegenden Truppen in wilder Flucht sich nach Paris zu retten suchten. Am 5. Januar 1871 wurde dann das Bombardement gegen Paris unter Kamecke's Leitung eröffnet, zunächst von der Südseite her. Das Feuer der Forts von Issy, Vanves und Montrouge wurde niedergekämpft, in die Stadt selbst aber täglich nur 200—300 Granaten geworfen; denn es kam nicht darauf an zu zerstören, als vielmehr zu schrecken und den Entschluß der unabwendbaren Kapitulation zu beschleunigen. Denn hatte auch Faidherbe mit dem Beginne des neuen Jahres noch einen Vorstoß gewagt, so war doch auch dieser am 3. Januar durch Göben bei Bapaume erfolgreich abgewiesen und am 10. Januar die Festung Peronne genommen worden, so daß dem Feinde die beiden direkten Straßen nach Paris über Amiens und über Peronne damit verlegt waren.


August von Göben.

Die Kämpfe in Ostfrankreich. Auf dem östlichen Kriegsschauplatze hatte sich Werder, nachdem Straßburg gefallen war, gegen das Saonethal gewendet, die ihm entgegentretenden Scharen des Generals Cambriels auf Besançon zurückgeworfen und Dijon besetzt, während durch abgezweigte Abtheilungen seiner Armee im Elsaß Schlettstadt und Neu-Breisach zur Uebergabe gezwungen, das feste Belfort aber, der Schlüssel des südlichsten Wasgaupasses, durch Treskow eingeschlossen wurde.

Gegen diese weit vorgeschobene Stellung Werder's in Dijon rückte nun Garibaldi, von Gambetta zum Oberbefehlshaber der Franktireurs des Wasgau ernannt, mit einer abenteuerlichen Schar von 20,000 Mann heran, „den Franktireurs des Todes“, „dem Corps der Rächer“, „den verlorenen Kindern der Rhone“, und wie der Alte sonst schon durch die Namen seiner Freibataillone den Deutschen sich furchtbar machen wollte. Allein Werder ging hinter Dijon zurück und schlug die Garibaldianer am 26. November bei Pasquez aufs Haupt, so daß sie schleunigst wieder gen Süden zurückwichen und Werder sich von Neuem in Dijon festsetzte.

Noch übler erging es der Rhone-Armee unter Cremer, dem Schützling Gambetta's, die jetzt von Lyon gegen Dijon heranrückte. Werder sprengte sie am 19. Dezember bei Nuits völlig auseinander.

Nun aber versetzte Bourbaki seine Armee mit der Eisenbahn von Bourges an den Doubs. Gambetta hatte den phantastischen Plan entworfen, mit dieser mehr als 100,000 Mann starken „Wasgau-Armee“ die Verbindungslinien der Paris belagernden Armeen mit Deutschland abzuschneiden und den Entsatz der Hauptstadt durch eine Invasion in Süddeutschland zu bewirken.

Dieser neuen, sehr ernsthaften Gefahr zu begegnen, war Werder zu schwach. Es wurde daher unter Manteuffel's Oberbefehl, den bei der I. Armee Göben ersetzte, aus dem 7. und 2. Armeecorps eine besondere „Südarmee“ gebildet, welche in Gewaltmärschen Werder zu Hülfe zog.

Werder indessen hatte vor der drohenden gewaltigen Uebermacht, auf die Deckung Belforts bedacht, Dijon aufgegeben und seine Truppen um Vesoul konzentrirt. Durch fortwährende Vorstöße, wie bei Villersexel am 9. Januar, beunruhigte er den anrückenden Feind und setzte sich dann hinter der Lisaine fest, welche südwärts in den Doubs sich ergießt. Hier zwischen Mömpelgard (Montbeliard) und Belfort nahm er auf dem östlichen steilen Thalrande des Flüßchens eine wohlbefestigte Stellung ein und widerstand mit unerschütterlicher Tapferkeit drei Tage lang, vom 15.—17. Januar 1871, den heftigen Angriffen des dreifach überlegenen Gegners, dem der eintretende starke Frost den Bach überbrückte, bis Bourbaki die Hoffnung, ihn zu überwältigen, aufgab und sich gegen Besançon zurückzog. Denn schon nahte über die schneebedeckten Höhen des Jura in Eilmärschen Manteuffel.



Kampf an der Lisaine bei Montbeliard.

Garibaldi aber war bei Dijon stehen geblieben, ohne weder Bourbaki zu helfen, noch Manteuffel den Weg zu verlegen: die bei Pasquez empfangene Lehre hatte ihn scheu gemacht.

Auf die Kunde von Werder's glorreichem Widerstande gab Manteuffel indessen den Plan, sich mit ihm zu vereinigen, auf und wandte sich mit seinen beiden Corps nach Südwesten, die Rückzugslinie nach Lyon dem Feinde kühn durchschneidend und die Pässe des Jura ihm sperrend. Das Schicksal der Armee Bourbaki's war damit entschieden: auch diese Hoffnung, von Osten her Entsatz zu erhalten, war für Paris zertrümmert. Wer konnte an dem endlichen Ausgange der Belagerung und damit der endgiltigen Entscheidung des Riesenkampfes noch zweifeln?

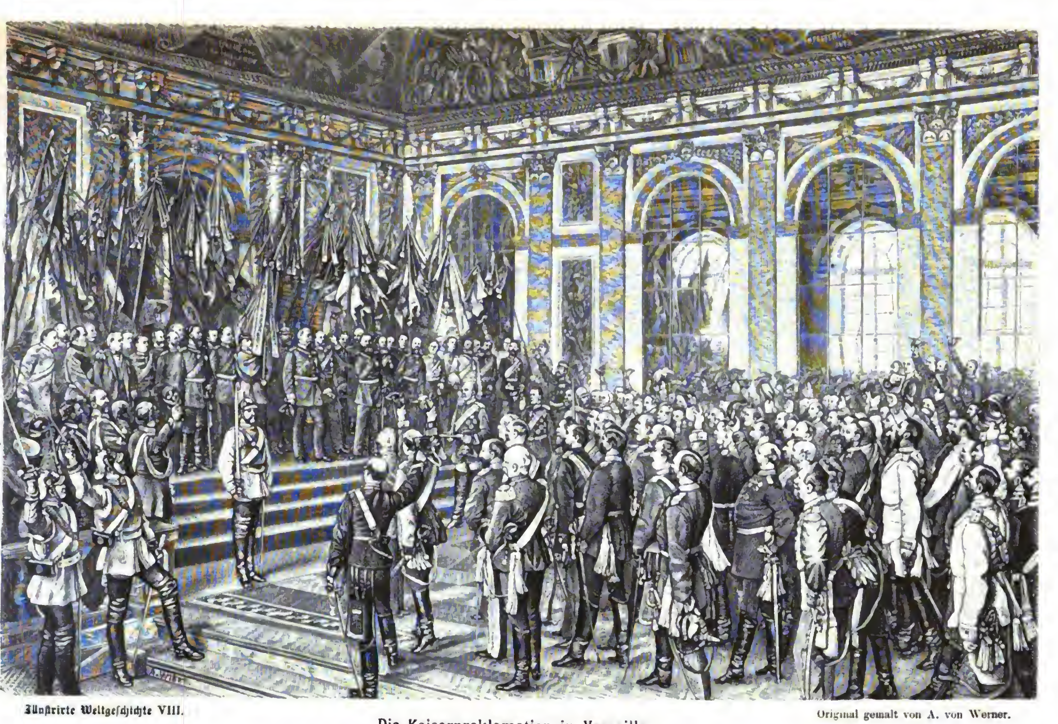
Die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums. So konnten denn getrost die Deutschen die schönste Frucht, die sie von dem gewaltigen Kriege erwarteten, schon jetzt sich pflücken. Begeisterungsvoll waren sie hinausgezogen, die Einheit sich, die lang ersehnte, zu erkämpfen: mitten im Feindesland wurde sie ihnen zu Theil; im Heerlager vor Paris wurde die Jubelmär ausgerufen, daß Deutschland wieder ein einiges Reich, daß dem Deutschen das Vaterland wiedergegeben sei. Und der Kronprinz war es, der nicht eher ruhte, als bis das befreiende, gewaltige Wort gesprochen war.

Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte schon bei den Verhandlungen in Nikolsburg 1866 die Ansicht vertreten, daß die Aufrichtung des Kaiserthums sofort Süddeutschland mit dem Norden vereinigen würde. Allein er drang nicht durch, so richtig er auch den Pulsschlag des Volkswillens herausfühlte. Preußen begnügte sich mit Militärkonventionen, die auch schon viel Geschrei in den Kreisen der Regierenden erregten. Die Italiener indessen erfaßten die Situation richtig, wenn sie schon 1868 bei einem Besuche des Königs Wilhelm in Italien ihn mit dem Zurufe „Imperatore Barba bianca“ (Kaiser Weißbart) begrüßten. Dennoch wollte der Minister Minghetti der getrosten Zusicherung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm: „Wo ihr jetzt seid, dahin kommen wir Deutschen auch!“ nicht Glauben schenken; es wäre eine „Theorie“, meinte er. Als jedoch bei der Einweihung des Suez-Kanals zuerst die schwarzweißrothe Flagge erschien, da merkten die fremden Nationen, daß es nun Ernst mit dem Deutschen Reiche würde.

Der Angriff Frankreichs kam und bewegte das deutsche Volk bis in die Tiefe: es war nicht der Haß gegen Frankreich, es war die Begeisterung für die Ehre des einen, großen Vaterlandes, was die Gemüther erregte und erhob. Der Kronprinz mahnte den Grafen Bismarck daran, daß man nach so viel Begeisterung, nach solchen Opfern des Volkes den Deutschen schuldig wäre, aus diesem Kriege die Kaiserkrone heimzubringen. Er reiste selbst, als er den Oberbefehl über die süddeutschen Truppen übernahm, an die Höfe von München, Stuttgart und Karlsruhe; aber der Erfolg war ein sehr getheilter. Hielt doch selbst der frühere badische Minister Freiherr von Roggenbach, ein Mann von nationaler Gesinnung und entschiedener Freisinnigkeit, welcher den Kronprinzen während des Feldzuges begleitete, die Wiederaufrichtung des Kaiserthums für verfrüht, für eine „Idee“. Die Schwierigkeit lag in dem Widerstreben der Fürsten, zumal der deutschen Könige, die von ihrer Souveränetät nichts aufgeben wollten. Wirkliches Verständniß für die nationale Bedeutung des Kaiserthums zeigte nur der Großherzog Friedrich von Baden und wohl auch der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg.

Der glorreiche Gang des Feldzuges kam dem hohen Gedankenfluge des Kronprinzen zu Hülfe. Es war undenkbar, daß die treuen Kampf- und Siegesgenossen von Wörth und Sedan mit dem Friedensschlusse wieder zu kühlen Nachbarn aus einander treten könnten. Als die deutschen Heere vor Paris lagen, ritt der Kronprinz in das Große Hauptquartier hinüber und stellte dem Könige vor, daß jetzt das Kaiserreich proklamirt werden müßte: ein so günstiger Moment käme niemals wieder. „Davon verstehst du nichts“, antwortete ihm der König. Auch Bismarck wollte nichts davon wissen; er hielt den Widerstand der Fürsten für unüberwindlich. Allein der Kronprinz ließ sich nicht wankend machen: er setzte es durch, daß Verhandlungen mit Bayern, als dem zweitgrößten Staate Deutschlands, über die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums eingeleitet wurden. Und sofort ergab sich, wie richtig der Kronprinz die Zeitlage erfaßt hatte. Konnte König Ludwig es darauf ankommen lassen, daß das nationale Verlangen auch ohne ihn sich erfülle? Gegen die Zusicherung gewisser „Reservatrechte“ in Bezug auf Militär, Verkehrswesen und Heimatsgesetzgebung gab er nach, den einleitenden Schritt zu thun. Durch Sonderschreiben lud er die sämmtlichen Regierungen Deutschlands ein, den König von Preußen um die Wiederherstellung des Deutschen Reiches und die Uebernahme der deutschen Kaiserwürde zu bitten. Sie Alle schlossen sich an: denn es war der rechte Moment. Und begeisterungsvoll stimmten die Bewohner der deutschen Länder zu; mit allen Stimmen gegen die sechs der sozialdemokratischen Abgeordneten nahm der Norddeutsche Reichstag die Adresse an, in welcher er seinerseits das Gleiche von König Wilhelm erbat, und sandte sie durch eine Deputation in das Große Hauptquartier nach Versailles.

Die Proklamirung des deutschen Kaiserreichs. Jetzt waren die Bedenken König Wilhelm's überwunden: er wolle sich, antwortete er, dem einmüthigen Verlangen der deutschen Fürsten und der deutschen Nation nicht entziehen. Und in der Neujahrsbegrüßung erinnerte der Großherzog von Baden an das Wort Friedrich Wilhelm's IV., daß eine Kaiserkrone nur auf dem Schlachtfelde errungen werde: jetzt sei der rechte Moment. So wurde denn der Gedenktag der Erhebung Preußens zum Königreiche für die Proklamirung der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs festgesetzt.



Original gemalt von A. von Werner.

Die Kaiserproklamation in Versailles.

(Nach einer Photographie aus dem Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Am 18. Januar 1871 gleich nach Mittag waren in der Spiegelgalerie des Schlosses von Versailles Deputationen aller Regimenter mit ihren Fahnen und gegen 600 Offiziere versammelt. Am Mittelpfeiler der Südseite des langgestreckten Saales war ein Altar errichtet. König Wilhelm tritt ein; ein Sängerchor der Mannschaften begrüßt ihn mit dem Choral „Jauchzet dem Herrn, alle Welt". Im Halbkreise nehmen die zahlreich anwesenden deutschen Fürsten und Prinzen um den König Aufstellung; hinter den Fürsten die Minister, an ihrer Spitze der Bundeskanzler Graf Bismarck, und die Generale. Der Gottesdienst beginnt. Nachdem die Predigt beendigt und der Segen über die Anwesenden gesprochen ist, tritt der König auf die Erhöhung der rechten Seite und verkündet mit lauter Stimme, die darüber ausgestellte Urkunde vorlesend, die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs.

Der Bundeskanzler empfängt den Befehl, die Proklamation zu lesen, welche der neue Kaiser „an das deutsche Volk" richtet.

„Wir, Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen — nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmüthigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und freien Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußens fortan den kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen, und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserlich Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu vertheidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermüthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung".



Friedrich, Großherzog von Baden.

Eine freudige Erhebung bewegt die Versammelten. Der Großherzog von Baden tritt vor. „Seine Majestät der Deutsche Kaiser Wilhelm lebe hoch!" ruft er. Dreimal mit laut hallendem Rufe stimmt die Versammlung ein. Und unter den Klängen von „Heil Dir im Siegerkranz" verläßt der Kaiser den für die Deutschen auf alle Zeiten geweihten Raum.

Das Große war geschehen. Jetzt stimmte auch die bayerische Abgeordnetenkammer, deren Votum allein noch ausstand, in unerquicklichen Debatten von Ultramontanen und Demokraten aufgehalten, dem Beitritte Bayerns zum Deutschen Reiche zu. Das Träumen und Sehnen des deutschen Volkes war erfüllt: Deutschland hatte sich selbst wiedergewonnen. Ein Kaiserthum im Hause der Hohenzollern war in Deutschland aufgerichtet, glänzender als das der Hohenstaufen, kraftvoller als je eins in deutschen Landen gewesen war.

Der Schlußakt des Kampfes. Rasch eilte jetzt, wie vorausgesehen war, der gewaltige Krieg seinem Ende zu: der deutsche Kaiseraar hielt fest in seinen starken Fängen, was er gefaßt hatte.

Vier Monate hindurch hatte Paris mit der größten Standhaftigkeit Noth und alle Leiden einer Belagerung ertragen; alle Hoffnung auf Entsatz war geschwunden. Es war gleichsam eine That der Verzweiflung, zu der sich am Tage nach der Kaiserproklamation Trochu, der Kommandant von Paris, durch die aufgeregte Menge der Hauptstadt drängen ließ.



Die I. Armee unter Göben bei St. Quentin.

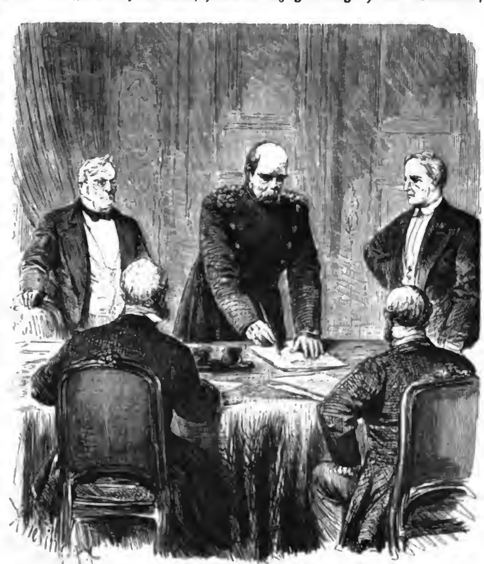
Mit 100,000 Mann machte er von der Südostseite des Mont Valerien gegen Buzenval und Garches einen Ausfall, um den eisernen Belagerungsring zu durchbrechen. Die Franzosen trafen hier auf die befestigten Stellungen des 5. Armeecorps, an denen ihre Kraft zerschellte; das einzige Corps von 20,000 Mann genügte, um, durch ein heftiges Geschützfeuer unterstützt, die ganze Ausfallsarmee zurückzuwerfen. Trochu legte den Oberbefehl nieder; General Leflô trat an seine Stelle. Die Antwort auf den Ausfall gaben die Deutschen damit, daß sie am 21. Januar auch von der Nordseite das Bombardement gegen Paris eröffneten.

Wiederum hatte diesem Ausfall ein Vormarsch der französischen Nordarmee entsprochen. Allein Göben schlug an demselben 19. Januar bei St. Quentin Faidherbe aufs Haupt, erstürmte St. Quentin und zwang die Trümmer der geschlagenen Armee, sich in die Festungen Arras und Lille zu flüchten.

Unter dem Eindrucke dieses doppelten Mißerfolges entschloß sich jetzt die republikanische Regierung, um Waffenstillstand zu bitten. Jules Favre erschien am 23. Januar im Großen

Hauptquartier in Versailles und erlangte, daß am 28. Januar ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand gewährt wurde, während dessen die Nationalversammlung einberufen werden sollte, um über Krieg und Frieden zu entscheiden. Die Bedingungen des Waffenstillstandes waren, daß die Pariser Forts ausgeliefert würden, die Besatzung von Paris (Linientruppen und Mobilgarden, zusammen 249,000 Mann) sich kriegsgefangen gäbe und ihre Waffen ablieferte, sowie daß in den Waffenstillstand sämmtliche Departements mit Ausnahme derjenigen des Doubs, des Jura und Cote d'Or eingeschlossen würden.

In diesen Departements vollzog sich nämlich in eben diesen Tagen das Schicksal der Wasgau-Armee Bourbaki's, welcher Manteuffel's kühner Marsch den Rückzug verlegt hatte. Bourbaki, voller Verzweiflung, versuchte sich zu erschießen; für den schwer Verwundeten übernahm Clinchant den Oberbefehl. Von allen Seiten in die Engen des schneebedeckten Jura hineingedrängt, sah er keine andere Rettung, als daß er seine noch 80,000 Mann starke Armee, halb verhungerte und zerlumpte Jammergestalten, auf den neutralen Boden der Schweiz hinüberführte, wo sie sofort entwaffnet und bis zum Frieden internirt wurden (1. Februar). Nunmehr hielt sich auch Belfort nicht länger. Aufs Aeußerste bedrängt, öffnete jetzt auf das Geheiß seiner Regierung der wackere Vertheidiger Oberst Denfert unter der Bedingung freien Abzugs am 16. Februar die Thore.



Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zu Versailles am 26. Februar 1871.

Der Einzug der Deutschen in Paris und der Frieden von Frankfurt. Nach längeren Verhandlungen zwischen Bismarck, Jules Favre und Thiers, der am 16. Februar von der in Bordeaux tagenden Nationalversammlung zum Haupte der Staatsleitung ernannt worden war, wurden nun am 26. Februar in Versailles die Friedenspräliminarien festgestellt und der Nationalversammlung zur Bestätigung vorgelegt. Es übte einen zweckmäßigen Druck auf die Beschleunigung der Entschließung derselben, zugleich eine wohlverdiente Genugthuung für die deutschen Sieger und eine heilsame Demüthigung für die Franzosen, daß am 1. März das 6. und 11. preußische und das 2. bayerische Armeecorps mit einigen Schwadronen Reiterei und 16 Geschützen in Paris einzogen. Auf dem Felde von Longchamps hielt der Kaiser über sie Parade ab; dann rückten sie durch den Triumphbogen die elysäischen Felder hinab bis zur Place de la Concorde. Auch der Kronprinz mit dem Großherzoge von Baden machte eine Fahrt durch die Straßen. Schon am 2. März stimmte die Nationalversammlung den Präliminarien zu, und am 3. März rückten die deutschen Truppen wieder aus Paris ab. In Brüssel begannen nun die Verhandlungen über den definitiven Frieden; in Frankfurt

am Main dann fortgesetzt, führten sie am 10. Mai 1871 zum Abschlusse. Frankreich trat an das Deutsche Reich das Elsaß mit Ausnahme Belforts und Deutschlothringen ab, 257 Quadratmeilen mit $1^1/_2$ Mill. Einwohner; es zahlte 5 Milliarden Francs Kriegskosten, bis zu deren Erlegung die nördlichen und östlichen Forts um die Hauptstadt, ebenso wie die nordöstlichen Departements allmählich von den deutschen Truppen geräumt werden sollten, während sie die westlich und südlich von Paris gelegenen Landstriche sogleich verließen.

569,000 Mann hatte das Deutsche Reich, als es Frieden schloß, in Frankreich stehen; 204,000 standen zum Ersatze in der Heimat bereit: so gewährte es in voller Kriegsrüstung den Franzosen den Frieden. Allein hatte es den Krieg geführt; allein schloß es, alle dienstfertige Einmischung zumal Englands fest ablehnend, den Frieden. So konnten die Diplomaten nicht verderben, was die siegreichen Heere gewonnen hatten.

Im neuen Deutschen Reich. Am 7. März hatte Kaiser Wilhelm Versailles verlassen; mit endlosem, begeistertem Jubel begrüßte ihn die Heimat; am 17. März langte er wieder in Berlin an.

Am 21. März eröffnete er den ersten, aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgegangenen deutschen Reichstag. Mit dem Danke gegen Gott, der Alles zu so wunderbar herrlichem Ende geführt, beginnend, schloß er mit dem Wunsche, daß die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein möge, „sich in dem Weltkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen." Die Neugestaltung Deutschlands durch Gesetze zu ordnen, das „Reichsland" Elsaß-Lothringen dem deutschen Reichsorganismus zweckmäßig einzufügen, dem deutschen Heere und seinen Führern den Dank des Vaterlandes zu bethätigen, waren die Aufgaben, denen der Reichstag sich zunächst widmete. Für die Invaliden wurde ein ansehnlicher Fonds sicher gestellt, 4 Mill. Thaler (12 Mill. Mark) zur Unterstützung von Reservisten und Landwehrmännern angewiesen, die gleiche Summe zu Dotationen für die Heerführer und Staatsmänner bestimmt. Der Kaiser fügte andere Ehren hinzu: der Reichskanzler Graf Bismarck erhielt den Fürstenhut.

Am 16. Juni hielten die Truppen ihren festlichen Einzug in die Reichshauptstadt Berlin durch eine „Siegesallee" von 7441 eroberten Geschützen. 107 französische Adler und Fahnen brachten sie mit und der Trophäen schönste, das wiedergewonnene Elsaß-Lothringen; sie brachten den Ruhm mit, in 17 großen Schlachten und 156 Gefechten gesiegt zu haben, und über Alles den Beweis, daß das deutsche Vaterland, Jahrhunderte lang in seiner Zerrissenheit ein Spott der Völker, jetzt in seiner Einigkeit ein Riese sei, Achtung gebietend, des Hauses wahrend, gegürtet mit schneidigem Schwerte. —



Begrüßung des Kaisers durch das Volk beim Einzug der Truppen in Berlin.
Zeichnung von H. Lüders.



Literatur und Kunst der neuesten Zeit

in gedrängtem Ueberblick.



erwirrend wie das bewegte Meer erscheint dem betrachtenden Blicke die große, stetig anwachsende Fülle von Erzeugnissen, welche die beiden Generationen seit der Französischen Revolution auf den Gebieten der Kunst und der schönen Literatur hervorgebracht haben. Aber allmählich ordnen sich dem Auge die Bewegungen des stürmenden Meeres zu einem wechselnden Spiel auf- und absteigender Wogen: allmählich auch erkennt der Betrachtende den wechselnden Wogendrang, in welchen die Einzelerscheinungen der poetischen und künstlerischen Produktion sich einordnen: die Verwirrung klärt sich, das Auge findet sich zurecht; es sieht die Bewegung ansteigen, sich gipfeln und zusammensinken, indem eine neue die schwindende ablöst.

Auf dem Gebiete der bildenden Kunst steigerte sich nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts das Interesse für die Antike; sie suchte sich nach klassischen Vorbildern zu regeln und wählte ihre Gegenstände mit Vorliebe aus dem klassischen Alterthum. Für die Reinheit der Linien und die Kraft des Ausdruckes gab der Künstler lieber etwas von der Naturwahrheit preis. Reichthum und Tiefe der Gedanken galt für das Ziel dieser klassisch-poetischen Richtung. Dagegen erhob sich um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eine Bewegung, welche auf den Effekt der Farbe das Hauptgewicht legte. Bei Bauten wurde eine farbige Wirkung versucht. Nicht mehr waren Zeichnung und Gruppirung der Gestalten bestimmend für die Malerei; die Individualisirung der einzelnen Gestalten, die Natürlichkeit der geschilderten Scenen wurde die Hauptsache. Die Grenze zwischen Plastik und Malerei verwischte sich, während mit Hülfe der Farbe Wirkungen zugleich erzielt wurden, die an den Effekt der Tonfolgen in der Musik, an schwebende Harmonien erinnerten.

So zeigt sich auch in der Literatur eine deutlich erkennbare allgemeine Bewegung, welche anhebt mit der Reaktion gegen das im achtzehnten Jahrhundert vorherrschende Gefühlsleben. In der von Rousseau inspirirten französischen Emigrantenliteratur freilich zeigte sie sich noch mit revolutionären Elementen untermischt; aber schon in der romantischen Schule Deutschlands stieg die Reaktion höher hinauf, von den Freiheits- und Fortschrittsbewegungen des Zeitalters sich grundsätzlich freihaltend, um ihren Höhepunkt in der Literatur der französischen Restauration zu erreichen durch Schriftsteller, wie de Maistre und Lamennais, sowie Lamartine und Victor Hugo in ihrer Jugend es waren. Allein mit der englischen „Seeschule“, hauptsächlich mit Lord Byron, erhob sich die Gegenbewegung: ein Umschlag bahnte sich an. Seinen Sieg

bezeichnete die romantische Schule Frankreichs, welche von den Romantikern Deutschlands in ihren Bestrebungen sehr verschieden war. Unter dem mitwirkenden Einflusse der Julirevolution führte sie hinüber zu dem „jungen Deutschland“, den gährenden Dichtern der Freiheitsbewegung.

Indeß dies allgemeine Ineinanderwirken unterbrachen die Stürme des Jahres 1848. Mit dem Auftreten der Nationalitätsbestrebungen wurde auch die Literatur nationaler als zuvor. Was schon vorher zu bemerken war, gestaltete sich weiter aus: neben den allgemeinen Impulsen empfingen die Literaturen aus dem nationalen Leben ihre besonderen. Wer wollte es verkennen, daß in Arndt's und Körner's Liedern der Drang der Befreiungskriege durchbrach? Daß die Freiheit und eigenen Willen erdrückende Reaktionszeit in der „Schicksalstragödie“ der Deutschen sich wiederspiegelt? Daß die Sangeslust des Jahres 1870 in der nationalen Begeisterung der Zeit ihre Quelle hat? Dazu kommt, daß, während die Kunst eine allgemein verständliche Sprache redet, die Literatur schon durch die Schranke der Sprachen auf ein begrenztes Gebiet der Wirkung angewiesen ist; es verlieren während der letzten Jahrzehnte gerade die Weltliteraturen ihren kosmopolitischen Zug und gestalten sich mehr und mehr zu Nationalliteraturen. Dagegen die Literaturen kleiner oder politisch weniger entwickelter Völker zeigen in merklicherem Grade eine kosmopolitische Richtung in einem Eingehen auf allgemein menschliche Probleme. So kommt es, daß in den breiten Fluten der Literatur, der allgemeinen Bewegung ungeachtet, doch viel deutlicher als in der Kunst national gefärbte Sonderströme sich kenntlich machen und die Betrachtung auf sich ziehen.

Literatur.

Zwei Dichtungsgattungen sind es besonders, welche die neueste Zeit gepflegt hat: Lyrik und Roman. Die freie Beweglichkeit der Form ist ihnen gemeinsam und macht sie geeignet, die Lyrik mit ihrer Subjektivität, welche das Individuum zum Mittelpunkte der Dinge macht, den Roman mit seiner unbegrenzten Weite und Breite, die Ausdrucksformen für eine Zeit großen Gedankenreichthums, heftiger Gefühlsschwankungen, weit ausgreifender Strebungen zu werden. Indeß allmählich erst erkämpfen sie sich den Boden; denn am Ausgange des vorigen Jahrhunderts steht ihnen die klassische Richtung mit ihrer strengen Forderung der Kunstform noch mit anerkannter Geltung entgegen.

Die klassische Richtung in der deutschen Dichtung. Goethe und Schiller. In Italien hatte Goethe in dem Studium der antiken Plastik und der italienischen Malerei den Werth der Form auch für die Poesie recht würdigen gelernt und jene vollendete Harmonie des Inhalts und der Form erfaßt, die seinen Werken unvergänglichen Werth verleiht. Er kehrte zurück zu einer Zeit, als die kritische Philosophie Kant's anfing zur Geltung zu gelangen und die Bewegung der Französischen Revolution sich anschürte. Beiden Impulsen hielt er sich fern, wenn er auch nicht ganz ihren Einwirkungen sich entziehen konnte. Schiller dagegen, seit 1794 mit Goethe in innigstem Freundschaftsbunde vereint, ließ beide voll auf sich wirken. Eine Fülle herrlichster Werke schufen die Freunde. Goethe verband griechische Formenschönheit mit deutscher Innigkeit und Kraft zu vollendetem Einklang. Auf die metrische Bearbeitung der Iphigenie, auf die Vollendung des Egmont und Tasso, auf die römischen Elegien folgten zahlreiche lyrische Dichtungen, zumal seine schönsten Balladen, der Roman Wilhelm Meister's Lehrjahre und das Epos Hermann und Dorothea, in welchem in wunderbar vollendeter Weise Volks- und Kunstpoesie sich eint. In edlem Wetteifer mit Goethe dichtete Schiller seine Balladen und unter dem Einflusse des älteren Freundes seine reifsten Dramen Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell. Und Beide vereint schwangen die Geißel der „Xenien“ gegen alle Unlauterkeit und prunkende Mittelmäßigkeit.

Nach Schiller's frühem Tode wandte sich Goethe, tief getroffen, mehr und mehr von dichterischem Schaffen ab. Noch erschienen sein Faust, jenes wunderbare Gedicht, welches, das Bild eines Menschendaseins zum Weltbilde erweiternd, Mitwelt und Nachwelt bis in die Tiefe

des Gemüths erfaßte, und im Jahre darauf die Wahlverwandtschaften; dann folgten in langen Zwischenräumen Dichtung und Wahrheit, der weströstliche Divan, Wilhelm Meister's Wanderjahre und kurz vor seinem Tode der zweite Theil des Faust, die Lösung des Faustproblems in der Selbstbeschränkung verkündigend.

Ein Schweif von Nachahmern hängte sich an die Dichterfürsten. Zwar Goethe's Genialität, sein Freisein von jeder Manier widerstrebte der Nachahmung; aber Schiller's lyrischen Gedichten eiferten schwächlich und sentimental Matthisson und Salis-Seewis, seinen Dramen mit größerem Erfolge Theodor Körner und Iffland nach. Kunstromane schrieb Heinse; Lustspiele in Unzahl Kotzebue, nicht ohne Talent, aber ohne sittlichen Halt.

Jean Paul; die Romantiker. In völligem Gegensatze zu der klassischen Richtung stehen die Romane Jean Paul's (Friedrich Richter's). Sie zeigen eine große Fülle von Gedanken und Bildern, eine humane Gesinnung und reichen Witz, aber dabei andererseits eine unruhige Beweglichkeit der Phantasie, Gesuchtheit der Gedanken und vielfach äußerste Gezwungenheit des Humors. Dabei sind sie in geschraubtem, geschmacklosem Stil geschrieben, mit einer rohen Vernachlässigung der Kunstform, von einer Komposition, welche den Stoff niemals bemeistert, und von einer verletzenden Ungerechtigkeit gegen die stille sittliche Tüchtigkeit gegenüber dem genialischen Scheine. Einst das Entzücken einer an Gefühlsschwelgerei krankenden Zeit, sind sie heute vergessen, da trotz mancher Schönheiten im Einzelnen doch ihre Manirirtheit und Formlosigkeit sie unerträglich zu lesen macht.



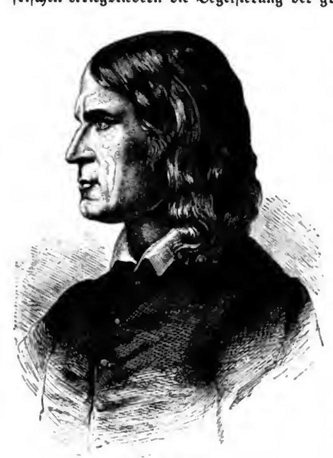
Johann Wolfgang von Goethe.

Zu offener Feindschaft indessen steigert sich der Gegensatz gegen die klassische Richtung bei den Romantikern. Für Aberglauben gilt ihnen die klassische Form, die sie durch die Naturwüchsigkeit Shakespeare's zu sprengen suchen. Sie erstreben eine volksthümliche Verjüngung der Literatur aus dem nationalen Geiste; das Mittelalter mit seiner Gläubigkeit, seinem Ritterthume, seinen Sagen und Märchen muß ihnen die Stoffe liefern, wie sie denn der Literatur einen katholisirenden Geist einzuimpfen suchen. Für die Schönheit der Form haben sie kein Verständniß; zu harmonischer Gestaltung unfähig, äußert sich ihre Kraft nur in barocker Ironie. Die Chorführer waren die Brüder Schlegel; sie wirkten durch die Keckheit ihrer Anregungen und durch verdienstvolle Uebersetzungen, nicht durch eigenes freies Schaffen. Neben ihnen steht Tieck, als Kritiker eindringend, als Novellendichter die Auswüchse des modernen Lebens mit seiner Satire geißelnd. Novalis (F. von Hardenberg) ist nicht ohne Kraft der Lyrik; Clemens Brentano ist bedeutend in der volksthümlichen Erzählung; Amadeus Hoffmann pflegt das Gespenstige; Achim von Arnim ist bizarr und verschnörkelt. An inniger Empfindung und launiger Beobachtung überragen Eichendorff und Chamisso, an dramatischer Gestaltungskraft, wiewol mitunter krankhaft und kleinlich, Heinrich von Kleist die übrigen Dichter der romantischen Schule.

Der Romantik schließt sich die Schicksalstragödie an, aus einer unklaren Auffassung der Mystik Calderon's hervorgegangen. Als eine tückische Macht erscheint in ihr das Schicksal, Schuldige und Unschuldige gleichmäßig vernichtend; denn der Zaubermacht des Fluches kann Niemand entrinnen. Von der Art sind die Stücke von Zach. Werner, Müllner, Houwald.

Grillparzer's Ahnfrau reiht sich ihnen an; in seinen späteren Dramen indeß, dem goldenen Vließe, Sappho, wandte er sich mit Erfolg der klassischen Richtung zu.

Die Dichter der Befreiungskriege; Rückert. Wie in den unklaren Bestrebungen der Romantik, zumal in der Schicksalstragödie, die Zeiten der Reaktion sich wiederspiegeln, so bildet kriegerische Begeisterung den Grundton der Lieder der Dichter der Befreiungskriege. Von Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes singt Ernst Moritz Arndt in seinen Kriegs- und Wehrliedern, zum Kampfe für die heiligsten Güter begeistert Theodor Körner's Leier und Schwert. Von Vaterlandes Schmach und Ehre erklingen Friedrich Rückert's geharnischte Sonette. In diesen Kreis gehören auch die schwungvollen Oden Stägemann's und die Lieder Max von Schenkendorf's, in denen mit der Begeisterung für das deutsche Volk und echt christlicher Gesinnung ein Ton mittelalterlicher Kaiserromantik sich mischt. Selbst den Romantiker de la Motte Fouqué, den Dichter der Märchennovelle Undine, ergriff in seinen frischen Kriegsliedern die Begeisterung der großen Zeit.



Friedrich Rückert.

Dauernd indessen war der Einfluß nicht, welchen der Aufschwung der Befreiungskriege auf die Dichtung ausübte. Die Schwüle der Reaktion ließ das Schwächliche und Triviale gedeihen. Tiedge's Urania und Ernst Schulze's bezauberte Rose wurden viel gepriesen; Clauren's (Karl Heun's) versteckt lüsterne Romane fanden zahllose Leser; Raupach beherrschte die Bühne.

Friedrich Rückert versenkte sich in die Poesie des Orients, trefflich in sprachgewandter Nachbildung. Schon in seinem Liebesfrühling klingen orientalische Töne an; aber auf dem Gebiete des Dramas blieben Erfolge ihm versagt.

Der Gegensatz gegen die Romantik. Schon hatten sich die Stimmführer der Romantiker zurückgezogen, als der Kampf gegen die Romantik begann, gleichzeitig auf verschiedenen Gebieten geführt. Harry (Heinrich) Heine warf in den dämmerigen Dunst der Romantik seine frischen farbenreichen Lieder hinein, Lieder von berückender Schönheit, von packender Leidenschaftlichkeit, aber auch von ätzender Frivolität, die Jugend begeisternd und zu zahllosen Nachahmungen des neuen Tons anregend. Graf August Platen zog in seinem romantischen Oedipus gegen die Willkürlichkeiten der Romantik zu Felde, machte in seiner verhängnißvollen Gabel mit scharf stechender Satire die Schicksalstragöden lächerlich und schuf nach der Formlosigkeit der Romantik wieder mustergiltige Formen für die Lyrik, Rhythmus und Reim herstellend. Karl Immermann endlich, der selbst in seinen Jugendarbeiten der romantischen Richtung angehangen, bildete in seinem Roman Münchhausen wieder eine klare, gedankenreiche Prosa aus, seine Gestalten mit einer gesunden Realität umkleidend.

Die schwäbischen und österreichischen Dichter. An die patriotischen Dichter der Befreiungskriege dagegen schließt sich Ludwig Uhland an, der bedeutendste Dichter des schwäbischen Kreises, in Lied und Ballade klar und kräftig, voll innigen Gefühls; seinen Schauspielen indessen gebricht es bei aller Schönheit der Sprache doch an dramatischer Energie. Nüchtern erscheint neben ihm Gustav Schwab, in merkwürdiger Doppelgestalt Justinus Kerner, bald derb-humoristisch und voll den echten Volkston treffend, bald wehmüthig oder schauervoll der Geisterwelt zugewandt. Ihnen reihen sich Gustav Pfizer an, voll Schwung

und nationalen Sinnes wie sein Bruder Paul, und der fein empfindende Eduard Mörike. — Uhlandischen Ton zeigt auch der Dessauer Wilhelm Müller, der begeisterte Sänger der Griechenlieder.

Das Gefühlvolle des schwäbischen Dichterkreises ging mit einiger Hinneigung zu Heine'scher Ironie auf die namhaftesten der österreichischen Lyriker über. So ist das vergebliche Bemühen der Menschen nach bleibendem Ruhm, das verzehrende Feuer der Begeisterung das Thema von Joseph von Zedlitz' Todtenkränzen. Glänzend, bilderreich, oft dithyrambisch, oft naiv, von leiser Ironie durchzogen, sind die Dichtungen von Anastasius Grün (Graf Auersperg), mag er den Blick auf sein engeres Vaterland richten, mag er in allgemeinen Anschauungen sich bewegen. Ihm folgt Nikolaus Lenau (Niembsch von Strehlenau), ein Dichter tiefen Gefühls, lebendigen Sinnes für die Natur, von fesselndem Reize schwermüthiger Weltbetrachtung.

Romantischen Zug zeigen dagegen noch die Dramen Friedrich Halm's (Freiherr von Münch-Bellinghausen), in einer Sprache voll dichterischen Glanzes geschrieben, durchwärmt, wie im Fechter von Ravenna, von patriotischer Begeisterung. — Einen starken Gegensatz zu ihrer sentimentalen Weiche bilden die Dramen des Holsteiners Friedrich Hebbel, von denen namentlich die Nibelungen-Trilogie bedeutende Gestaltungskraft und kernige Charakteristik, freilich neben manchem Absonderlichen, ja Ungeheuerlichen zeigt.



Anton Alexander Graf von Auersperg (Anastasius Grün).

Die Dichter des „jungen Deutschland". Die Hegel'sche Philosophie des Begriffes, der Emanzipationsdrang einer Bettina von Arnim und Rahel von Ense, die Angriffe des Pariser Liberalismus auf das Königthum der Bourbons, die ätzenden Lieder Heine's riefen unter der deutschen Jugend eine Bewegung hervor, aus welcher unter den Eindrücken der Julirevolution das „junge Deutschland" hervorging. Sein Vorläufer war Ludwig Börne mit seiner scharfen Kritik deutscher Mißstände und seiner schonungslos grellen Beleuchtung der literarischen Zustände Deutschlands.

Die Hauptvertreter dieser literarischen Bewegung (s. S. 127) waren Gutzkow, Laube, Mundt, Wienbarg und Kühne, alle fünf ohne hervorragende dichterische Begabung. Die Aufregung der Zeit verstattete kunstvoll abgerundete Produktionen nicht; Reisebilder nach dem Muster der glänzenden des Fürsten Pückler-Muskau und Novellen wurden die gepflegten Modegattungen. Und so interessant kamen die jungen Schriftsteller sich alle selbst vor, so hohen Werth legten sie auf die kleinen Martyrien, die sie zu erdulden hatten, daß die Helden ihrer Erzählungen fast durchweg blasse, schnurrbärtige, junge Männer mit viel Weltschmerz und einer außerordentlichen Fähigkeit zu lieben sind, in der Regel Schriftsteller oder Künstler.

Die meisten Vertreter des jungen Deutschland verstummten bald wieder, nur Karl Gutzkow behauptete durch einige Schauspiele und ein paar langathmig-ermüdende Romane einen Platz in der Literatur, und Heinrich Laube, frischeren Talentes und mehr Meister der Form, errang durch seine Dramen dauernde Erfolge.

Bedeutender indeß sind die Nachzügler des jungen Deutschlands: Robert Prutz, ein schwungvoller Lyriker und voll behaglichen Humors in Satire und Roman, und Gustav

Freytag, dessen Roman Soll und Haben ein Kunstwerk hervorragendster Bedeutung ist, während der Roman-Cyklus die Ahnen in großartiger Anlage das Leben des deutschen Volkes vorführt.

Lyrische und episch-lyrische Dichtung. Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen trat die politische Lyrik in den Vordergrund. Georg Herwegh erregte große Hoffnungen, ohne sie zu erfüllen. Ihn übertrafen bei weitem Hoffmann von Fallersleben, ein echter Volksdichter voll Frische, Zartheit und Innigkeit, und Franz Dingelstedt, geistvoll und formgewandt. Dagegen erhöhte die politische Lyrik Ferdinand Freiligrath's den Ruhm nicht, welchen der Dichter durch die glühende Farbenpracht und Sprachkühnheit seiner exotischen Gedichte gewonnen hatte.

In dem Kreise, welcher sich in München um den König Maximilian sammelte, ragte durch Liederfülle und Abrundung der Form Emanuel Geibel hervor. Neben ihm darf Paul Heyse genannt werden, der feinsinnige Novellist, und nicht minder Friedrich Bodenstedt, der schalkhafte Dichter orientalischer Lieder und Weisheitssprüche. Nur in loser Beziehung zu dem Münchener Kreise stand Hermann Lingg, der die Völkerwanderung besungen hat, ohne den gewaltigen Stoff zu bemeistern.



Paul Heyse.

Eine mehr isolirte Stellung nahmen dagegen Robert Hamerling und Victor Scheffel ein, jener ein Dichter von glühender, oft überreizter Phantasie, dieser voll köstlich kecken Humors und erquickender Frische bei edlem Maß der Form.

An der Grenze zwischen Lyrik und Epos stehen Gottfried Kinkel's romantisch angehauchte, sinnige Erzählung Otto der Schütz, Otto Roquette's liebliches Rhein-, Wein- und Wandermärchen Waldmeisters Brautfahrt und die einst hoch gefeierte Amaranth von Oskar von Redwitz, ein Gedicht von romantisch-katholisirender Färbung. Ihnen mögen sich die Epen Friedrich Scherenberg's anreihen, welche von hoher Originalität durch dramatische Anschaulichkeit und durch Kraft und Pathos der Sprache fesseln.

Dialektdichtung. In dem gemüthlichen oberrheinischen Volksdialekte dichtete Johann Peter Hebel, der Verfasser des köstlichen Schatzkästleins des rheinischen Hausfreundes, seine allemannischen Gedichte, zu der Einfachheit des Volksliedes und der Volksidylle zurückführend, in dem holsteinischen Dialekte Klaus Groth Quickborn, Gedichte voller Empfindung und anmuthiger Naivetät.

Weitaus aber überragt Beide Fritz Reuter, der in dem Plattdeutsch seiner mecklenburgischen Heimat dichtete. Er vereinigt eine meisterhafte Kunst der Gestaltung mit einem warmen und tiefen Gemüthe, des Rührenden ebenso sehr Meister wie eines befreienden Humors. Mit wunderbarer Treue giebt er das Leben und Fühlen des treuherzigen mecklenburgischen Volkes wieder, mit plastischer Anschaulichkeit stellt er seine Personen hin, in der größten Einfachheit die Kunst bergend und durch die Perspektive auf einen bedeutenden Hintergrund

vertiefend. Sein Roman Ut mine Stromtid, vor dem Hintergrunde des Sturmjahres 1848 sich abspielend, gehört zu den bedeutendsten Dichtungen der Neuzeit.

Dramatiker. Auf dem dramatischen Gebiete ist das Lustspiel die bevorzugte Gattung. Benedix und von Bauernfeld halten sich, obgleich witziger, in den Spuren Kotzebue's. Eleganten Dialog und geschickte Anordnung zeigen die Stücke Paul Lindau's; den feineren Salonton repräsentirt Gustav zu Putlitz. Doch keiner erreicht Freitag's Journalisten. Von ernsterer Haltung ist Emil Brachvogel's Narziß, mehr effektvoll als gehaltreich. Rührselig, aber bühnenwirksam beherrschte eine Zeit lang die mit erstaunlicher Fruchtbarkeit produzirende Charlotte Birch-Pfeiffer wenigstens die Provinzialbühnen.

Der Roman in seinen Spielarten. Vielseitiger noch als das Drama spiegelt der Roman die Tendenzen der Zeit wieder. Seine Spielarten sind zahlreich. Der Tendenzroman macht es sich ausdrücklich zur Aufgabe, bestimmte allgemeine Probleme in poetischer Lösung darzustellen. Seine Vertreter sind besonders der feinsinnige Friedrich Spielhagen und der geistreiche Gerhard von Amyntor (von Gerhardt). Als an einen literarischen Tendenzroman darf dabei an Wilhelm Hauff's Mann im Monde erinnert werden, in welchem er durch kecke Uebertreibung die Claurensche Schriftstellerei trefflich persiflirte. Den See- und Reiseroman, in welchem nicht selten die Handlung zu einer Gelegenheit für die Schilderung der Fremde herabgedrückt wird, kultiviren Charles Sealsfield (Postel), Balduin Möllhausen und Friedrich Gerstäcker, während Philipp Galen (Lange) nach beiden Seiten ausgreift, die Handlung mit Beiwerk überladet und dadurch nicht selten ermüdet. Den Salonroman pflegte mit Virtuosität Alexander von Sternberg und kapriciös nach Inhalt und Form die Gräfin Ida Hahn-Hahn. Ihnen stellt sich in naturgemäßer Reaktion gegen die Ueberschwänglichkeiten des Salons der Dorfroman entgegen, wie ihn kernig und schlicht der treffliche Jeremias Gotthelf (Bitzius) vertritt, während Berthold Auerbach in seinen Dorfgeschichten nur die ländliche Färbung bewahrt, durch welche die Empfindung des Feingebildeten mit pikantem Reize hindurchschimmert. Den humoristischen Roman vertritt Friedr. Wilh. Hackländer, freilich ohne rechte Gefühlswärme, und den Tendenzroman streifend Paul Heyse. Hinter ihnen steht Corvinus (Wilh. Raabe) zurück; er ist zu manirirt und entbehrt kräftiger Gestaltung.



Fritz Reuter.

Der historische Roman endlich sucht nach Zeit und Ort seine Fabel zu lokalisiren und an historisch gegebene Persönlichkeiten anzuknüpfen: eine Aufgabe, wie sie in seinen brandenburgischen Romanen Wilibald Alexis (Häring) und in dem Cyklus der Ahnen Freitag mit großem Erfolge gelöst haben. Ihnen reiht sich ebenbürtig Felix Dahn's Kampf um Rom an, großartig in der Komposition, solide im Studium und von einem hinreißenden Pathos, erschütternd zugleich und erhebend. In Georg Ebers' ägyptischen Romanen dagegen ist, so geistvoll und fesselnd sie sind, das fremde Wesen doch nur Maske sehr moderner Empfindung.

Bei Luise Mühlbach aber hört die Kunst ganz auf: unfähig den Stoff zu bemeistern, giebt die Schreibselige nur ein wüstes Gemisch von Geschichtlichem und willkürlich, ohne genügende Zeitkenntniß Erfundenem.

Die englische Romantik und die Seeschule. Mit der Begeisterung für die Natur war in England zugleich der Hang zur Romantik und zu den mittelalterlichen Studien erwacht. Nahrung erhielt derselbe vornehmlich durch Thomas Percy's Sammlung altenglischer Balladen und Volkslieder. Diese war es, welche zugleich mit den volksthümlichen Liedern von Robert Burns Walter Scott zu seinen episch-romantischen Dichtungen, deren berühmteste die Jungfrau vom See ist, anregte.

Indeß zu jener ausartenden Entwicklung, welche die Romantik in Deutschland erfuhr, gelangte sie in England nicht. Scott selbst wandte sich weiterhin dem historischen Romane zu, der mit ihm in eine neue Epoche tritt. Mit Recht gefeiert sind besonders diejenigen seiner Romane, in welchen er sich auf dem heimischen Boden Schottlands voll anschaulicher Frische bewegt.



Walter Scott.

Auch Thomas Moore ging auf die alten Volksweisen seiner Heimat, der „grünen Insel", zurück. Allein während der Schotte auf eine stolze Vergangenheit blicken konnte, bieten sich dem irischen Dichter nur düstere Bilder; das giebt den irischen Melodien Moore's einen melancholischen Charakter; aber hindurch klingt Ingrimm gegen die englischen Bedrücker und freiheitsbegeisterter Bardengesang. Den höchsten Ruhm jedoch gewann Moore durch sein romantisches Epos Lalla Rookh, einen farbenprächtig schillernden Romanzencyklus, umrahmt von einer kurzen Liebesgeschichte.

Eine eigenthümliche Stellung neben der Romantik nehmen dagegen die Dichter der „Seeschule" ein. Inniges Sichversenken in die Natur und ihre Schönheiten, das bis zur Belebung und Beseelung einzelner Erscheinungen derselben sich steigert, ist ihnen eigen. Daß sie ihre malerische Poesie hauptsächlich an der Schilderung der Seen von Cumberland und Westmoreland üben, hat ihnen den Namen gegeben. Für das Haupt der Schule gilt William Wordsworth, ein sinniges Dichtergemüth, einfach in Gedanken und Ausdruck, voll Interesse für das leidensvolle Dasein armer Dorfbewohner, deren Leben er mit Vorliebe seine Stoffe entnimmt. Samuel Coleridge dagegen, ein tieferer Kenner des Menschenherzens, gefällt sich nur allzu oft in der Schilderung des Furchtbaren. Robert Southey wieder, dem Epos mehr zuneigend, liebt das Uebernatürliche und Ungewöhnliche, während der Schotte John Wilson durch Kraft und Gedankenfülle, Thomas Campbell durch melodischen Fluß der Verse anziehend sind.

Durch seine prachtvollen Schilderungen und Stimmungsbilder berührt sich mit der Seeschule Alfred Tennyson. Ueberaus zart und anmuthig sind seine Gedichte, in ihrem Grundton elegisch, manchmal fast weltschmerzlich; aber seine melodischen Verse sind frei von allem Anstößigen und Excentrischen.

Lord Byron und Shelley. Dies aber gerade ist es, was Lord Georg Gordon Byron zu einer so dämonischen Erscheinung in den Augen seiner englischen Zeitgenossen machte. In ihm erreicht die Romantik ihre Höhe, aber auch ihren Umschlag. Das ganze Ringen seiner Zeit nach neuen Gestaltungen stellt sich in Byron's Dichtungen dar. Staunenswerth ist die Vielseitigkeit seines Genius, der alle englischen Dichter seiner Zeit an fruchtbarer Schöpfungskraft, an Schwung der Phantasie, an Großartigkeit der Konzeption übertrifft. Aber neben den großen Vorzügen liegen tiefe Schatten. Begier nach Sinnengenuß, zerstörende Zweifelsucht, Verzweiflung an dem Ewigen, ja die ganze Zerrissenheit der Zeit spiegelt sich in Byron wieder. Ihm fehlt der sittliche Wille, welcher in der Selbstzucht und Entsagung die Ueberwindung der begehrlichen Natur findet. Daher gelangt sein Leben nicht zur inneren Ruhe und seinem Dichten bleibt die harmonische Lösung versagt. Durch Childe Harald's Pilgerfahrt begründet Byron seinen Ruhm: allenthalben sieht er nur Ruinen. Und voller Verzweiflung an der Welt zertrümmert er im Don Juan, einem Gedichte voller hinreißender Schönheiten im Einzelnen, mit schneidendem Hohne mit den Verkehrtheiten auch die Ideale der Menschheit.



Lord Georg Gordon Byron.

Einen deutlichen Gegensatz zu Byron bildet sein Freund Percy Bysshe Shelley. Ein seelenvoller Lyriker belebt er mit poetischer Auffassung pantheistischen Sinnes die Natur. Vergangenheit und Gegenwart erscheinen ihm trostlos, aber von der Zukunft, wo „die Erde des Himmels Wirklichkeit sein wird“, erwartet er das Glück der Menschheit. Denn den Menschen hält er für gut, nur die gesellschaftlichen Verhältnisse für schlecht. Allein indem er seine Abstraktionen auf seine Dichtungen überträgt, gelangt er zu keiner festen Gestaltung der Handlung und der Charaktere: wie Schatten schwanken seine Gestalten durch seine Dichtungen dahin, von einem leise wogenden Nebel umhüllt.

Die angloamerikanische Lyrik. Nach seiner Denkweise schließt sich an Byron und Shelley der Amerikaner Edgar Allan Poe an, ein Dichter von großer und blendender Phantasie und seltenen, aber zügellos vergeudeten Geistesanlagen. Seine Gedichte, von pantheistischen Ideen durchzogen, tragen einen düsteren, ergreifenden Charakter; seine kurzen Erzählungen, kraftvoll vorgetragen, ziehen durch seine Erfindung an.

Der Seeschule steht dagegen William Cullen Bryant näher; seine Dichtungen sind voll zarter und tiefer Empfindung, voll gedankenreicher, klar gezeichneter Naturbilder, von einem sanften elegischen Hauche durchweht.

Auf deutschen Anregungen beruht wesentlich die Dichtung Henry Wadworth Longfellow's. Eine mildernste Ruhe prägt sich in seinen Gedichten aus, der Wiederschein einer nach sittlicher und künstlerischer Klarheit strebenden Natur. Evangeline, in Ton und Form an Goethe's Hermann und Dorothea erinnernd, erzählt die Schicksale der französischen Pflanzer in Acadien; der Sang von Hiawatha ist dem Untergange der Indianervölker geweiht. An Zartheit steht hinter Longfellow der Quäker John Whittier nicht zurück, übertrifft ihn aber an markiger Kraft des Ausdrucks in seinen Liedern.

Der englische Roman. Mehr als der schottische Roman Scott's zeigt der englische eine realistische Haltung; seine Blütezeit hob an, als nach der Durchführung der Parlamentsreform die politische Erregung des Landes sich mehr und mehr zu legen begann. Edward Lytton Bulwer war der Erste, welcher das neue Modegebiet mit glänzendem Erfolge anbaute. Durch Studien und Reisen vielseitig gebildet, voll klaren und gesunden Geistes, bewährte sich Bulwer als einen trefflichen Erzähler und Darsteller psychologischer Gemälde. Er ist mehr ein philosophisch reflektirender, als poetisch schaffender Geist, mehr Künstler als Dichter; er weiß seinen Stoff zu durchdringen und kunstgerecht zu gestalten, aber an Macht und Fülle der Phantasie gebricht es ihm.

Bei weitem übertrifft ihn hierin Boz (Charles Dickens), ein Dichter von unerschöpflicher Phantasie und einer hohen Gabe für Detailmalerei. Aber noch mehr, kann man sagen, dichtete Boz mit dem Herzen. Die Schilderungen der Verkehrtheiten und Mißstände des Lebens werden gemildert durch den Hauch der Herzenswärme, welcher alle Schriften von Boz durchzieht. Heitere Laune, hinreißende Komik verbinden sich bei Boz mit ergreifendem Pathos, um ihm die größte Wirkung zu sichern; nirgend stellt er moralisirende Betrachtungen an und weiß doch stets das Herz zu bewegen. Ja es ist sein Bestreben, durch die Schilderung der Mißstände zu ihrer Abhülfe anzutreiben; und der Erfolg auch hierin hat ihm nicht gefehlt. Die unbewußte Harmlosigkeit eines Pickwick, die Herzensinnigkeit eines David Copperfield sichern Dickens, wenn seinen Romanen auch der festgefügte, kunstvolle Bau fehlt, für alle Zeiten einen Platz unter den ersten humoristischen Dichtern.



Charles Dickens.

Eine ganz andere Natur als Boz ist William Thackeray: er ist ätzender Satiriker. Mit unerbittlicher Schärfe deckt er die Schäden der Gesellschaft auf, zeigt ihre Selbstsucht und Scheinheiligkeit, ohne je mit Boz' humanem Sinne zu mildern oder neben den Nacht- auch auf die Lichtseiten hinzuweisen. Seine Darstellung ist kunstvoll, nur durch Breite nicht selten ermüdend. — Wie Thackeray enthüllt auch die Gräfin Mary Blessington in ihren Salonromanen die innere Hohlheit der höheren Gesellschaftsklassen, während Benjamin Disraeli mit großer Kunst, voll lebendiger Einbildungskraft sie zu beschönigen und zu verhüllen strebt. Den Gegensatz zu dieser Salondichtung bilden die derb realistischen Seeromane von Frederick Marryat. Den Familienroman vertreten Samuel Warren, Anthony Trollope und mit besonderem Geschick George Eliot (Mary Anne Evans, die Gattin des Goethebiographen Lewis). Ihnen reiht sich Charlotte Currer-Bell (Bronte) mit ihrem Gouvernantenroman Jane Eyre an. Charles Kingsley ist der bedeutendste Repräsentant des historischen und des Tendenzromans.

Etwa seit dem Jahre 1840 hat sich unter großem Beifall der Sensationsroman ausgebildet, meist geheimnißvolle Verbrechergeschichten. Ihn bahnen schon die schauervollen Romane von James Ainsworth an, während William Wilkie Collins und Mary Braddon das realistische Genre mit Virtuosität weiter entwickeln.

Roman und Novelle der Amerikaner. Jenseit des Ozeans folgte den Spuren Scott's mit vielem Glück James F. Cooper. Die wilde Romantik des nordamerikanischen Waldlebens, das Meer mit seinen Stürmen und Gefahren sind die Grundlage seiner zahlreichen Romane wie des Novellencyklus der Lederstrumpferzählungen. Die Tendenzromane von Harriet Beecher-Stowe (S. 460) und Elisabeth Wetherell (Susan Warner) tragen einen ausgeprägt christlichen Charakter.

An Kunstwerth höher stehen die Skizzen von Washington Irving, geistvolle Schilderungen des amerikanischen und des englischen Lebens. Mit ihm wetteifert der feinsinnige J. Marvel (Donald Michell), dessen Träumereien eines Junggesellen die glänzendste Aufnahme fanden.

Ein eigenartiger Dichter von ganz hervorragender Bedeutung ist Francis Bret Harte. Mit einem packenden Realismus in drastischen Typen schildert er die Anfänge des kalifornischen Ansiedlerlebens. Es sind wahre Perlen echter Poesie, diese kurzen Erzählungen, keck entworfen, knapp gezeichnet, in denen der Dichter mit warmer Empfindung zeigt, daß auch in der Brust der wilden, verfehmten Gesellen ein braves, opfermuthiges Herz schlägt. Das ist wahrhaft befreiender Humor.



Washington Irving.

Den humoristischen Romanen Bret Harte's dagegen gebricht es an Konsequenz und Straffheit der Komposition: sie machen den Eindruck, als sei der Dichter mitten in der Arbeit ihrer überdrüssig geworden. Von anderen Schriftstellern jedoch ist das Gebiet des humoristischen Romans mit Erfolg angebaut worden: Mark Twain (Clemens) hat auch in Europa Ansehen gewonnen. Für einen gebildeten Geschmack indessen ist die in Amerika beliebte komische Plauderei ziemlich ungenießbar, welche mit allen Mitteln, eulenspiegelschen Witzen, ungeheuerlichen Ungereimtheiten, münchhausenschen Aufschneidereien, Hinterwäldnerjargon und groben Verwechslungen Lachen zu erregen strebt. Ihr bekanntester Vertreter ist Artemus Ward (Charles Browne).

Die niederländische und vlämische Literatur. In den Niederlanden entwickelte sich erst seit der Wiederherstellung ihrer Selbständigkeit eine bedeutendere Literatur. Durch Klopstock begeistert, dichtete Rhijnvis Feith religiöse Lieder und Oden, während der begabte William Bilderdijk mit Eigensinn an den Regeln der französischen Klassiker festhielt. Beide fanden zahlreiche Jünger, unter denen Hendrick Tollens hervorragt.

Jakob van Lennep begann den Kampf gegen den französischen Klassizismus. Durch Scott und Byron angeregt, führte er die Romantik ein; in volksmäßiger Sprache behandelte er die vaterländischen Traditionen. Seitdem tritt Novelle und Roman in den Vordergrund. Nikolaus Beets lieferte Skizzen und Erzählungen aus dem holländischen Leben, welche von Witz und Laune sprudeln.

Jacobus Jan Cremer schilderte mit anmuthigen Zügen in seinen Dorfgeschichten das Landleben; Multatuli (Douwes Dekker) zeichnete in drastischer Weise das Leben in den holländischen Kolonien; Simburg-Brouwer, auch als Humorist angesehen, griff in das

altgriechische Leben zurück. Neben ihm vertreten die heitere Dichtung Vader Smits (Linto) und van Rees.

Nach der Trennung Belgiens von Holland wandte sich dort im Gegensatze zu der französischen Literatur das Interesse dem Vlämischen zu; eine vlämische Dichtung entwickelte sich, bedeutend in Lyrik und Novelle, deren hervorragendster Vertreter Hendrik Conscience ist. Seine Dorf- und Stadtgeschichten sind dem Leben abgelauscht, voll Innigkeit, Frische und Einfachheit; an Kunstwerth überragen sie seine vielgefeierten patriotischen Romane.

Die skandinavische Literatur. Das Eindringen der Romantik bezeichnet einen Wendepunkt für die Literatur Schwedens. Aber die Gegner der bisher herrschenden französisch-klassischen Richtung theilten sich in verschiedener Richtung. Der Mittelpunkt der Einen war die Zeitschrift Atterbom's der „Phosphoros", die der Anderen die Zeitschrift „Iduna". Diese, die „Gothen" genannt, strebten die Literatur nach Form und Inhalt national zu gestalten; altnordische Kampfesthaten waren ihre Lieblingsstoffe. Die Phosphoristen dagegen waren kosmopolitisch; sie nahmen ihre Stoffe überall her und eigneten sich jede Form fremder Literaturen an. Ihre Häupter waren Peter Atterbom, gedankenreich, aber überschwenglich und unklar in der Darstellung, und der Satiriker Karl J. Dalgren. Allein weit wurden sie von den Gothen überflügelt, denen Esaias Tegner angehörte, der phantasievolle, formgewandte Dichter der Frithjofsaga.



H. C. Andersen.

Indeß blieb auch neben den beiden romantischen Richtungen noch Raum für gar manche Dichter, wie für den vielseitigen und originellen Karl J. L. Almquist, den witzigen Christian Fahlcrantz und die gekrönten Lyriker, die Könige Karl XV. und Oskar II. Der Roman fand eifrige Pflege. Almquist, von kommunistischen Ideen angekränkelt, vertritt den Tendenzroman, Kullberg den historischen, Gustav Mellin die Novelle. Die weiteste Verbreitung aber hat der Familienroman gefunden, kultivirt durch die naive, fein beobachtende Fredrika Bremer, die flüchtig schreibselige Emilie Flygare-Carlen und die gewandt darstellende Marie Sophie Schwartz.

Das Beispiel der Gothen wirkte auch auf Finnland hinüber: Suomi, das Jahrbuch der finnischen Literaturgesellschaft in Helsingfors, widmete sich mit Vorliebe der alten Volkspoesie, und Elias Lönnrot sammelte die Kalewala, die alten Volksgesänge der Finnen.

In Dänemark folgte die Literatur dem bestimmenden Vorgange von Adam Oehlenschläger, der ihr die Richtung auf das Vaterländische mit romantischem Anfluge gab. Ein sehr vielseitiges Talent, bewegte er sich auf fast jedem Gebiete der Dichtung. Das Gleiche gilt von Bernhard Ingemann, welcher auch den vaterländischen historischen Roman in der Weise Scott's pflegte, und von Frederik Paludan-Müller, dessen Dichtungen bei großem Gedankenreichthum und hohem Fluge der Phantasie nicht selten einen bitter-satirischen Zug zeigen. Als Dramatiker gewannen Bedeutung die beiden Heiberg, Vater und Sohn, und der sehr fruchtbare Henrik Hertz, der Dichter von König René's Tochter.

Der Ruhm Dänemarks aber ist Hans Christian Andersen, der Dichter der Märchen, Historien und des Bilderbuchs ohne Bilder. Er verbindet darin deutsche Gemüthstiefe mit lebendiger Phantasie, kindliche Naivetät mit kecker, frischer Laune. Ein glänzendes Talent für Schilderung zeigen auch seine Romane; in anmuthigen Schilderungen aus dem dänischen Volksleben wetteifern glücklich mit ihm Steen Steensen Blüher und Carit Etlar (Brosböll).

In Norwegen endlich war es besonders der Einfluß des romantischen Philosophen Henrik Steffen's, welcher den Tendenzen der Romantik Eingang verschaffte. Als indessen Henrik Wergeland eine sehr geräuschvolle Thätigkeit zu ihrer Förderung entwickelte, erhob sich unter Johann Welhaven's Führung eine so heftige Opposition dagegen, daß sich Norwegen förmlich in zwei Heerlager theilte. Die Zeit indessen söhnte die Gemüther mit einander aus; vereinten Eifers wandten sich die Parteien der Pflege einer vaterländischen Literatur zu, als deren bedeutendste Erzeugnisse die Dramen und Bauernnovellen des reichbegabten Björnstjerne Björnson sowie die historisch-romantischen Dramen Henrik Ibsen's gelten können.

Die Literatur Ungarns. Auch in der Literatur Ungarns ist es unverkennbar, daß sie tief gehende Impulse von der Dichtung und Zeitrichtung der großen germanischen Nationen empfangen hat. Allein die Ideen der Romantik, soweit sie auf Volksthümlichkeit hinausgingen, fanden in Ungarn einen Boden, den die magyarischen Nationalitätsbestrebungen (s. S. 151) schon tief aufgelockert hatten. So kommt es, daß die ungarische Literatur zunächst durchaus eine politische Färbung zeigt. Karoly Kisfaludy schuf eine ungarische Lyrik. In seinem Sinne wirkte die „Kisfaludy-Gesellschaft“ weiter; auf ihre Anregung wurden die älteren ungarischen Volksdichtungen gesammelt und herausgegeben. Einen rüstigen Mitarbeiter gewannen diese Bestrebungen in dem ungarischen Journalismus, als dessen Begründer Ludwig Kossuth zu betrachten ist.



Alexander Petöfi.

Indessen erst Alexander Petöfi befreite die ungarische Literatur vollständig von den ausländischen Vorbildern, an welche sie sich bisher angelehnt hatte, und führte sie zur Natur und echten Nationalität, ein Dichter von genialer Erfindungsgabe und meisterhafter Handhabung der Sprache. Auch das Drama wurde nationalisirt. Szigligeti (Joseph Szathmary) entnahm mit großem Erfolge seine Stoffe dem ungarischen Volksleben; eine Zeit lang beherrschte er die ungarische Nationalbühne ausschließlich.

Mit dieser Entwicklung von Lyrik und Drama hielt der Roman nicht gleichen Schritt. Zwar gilt Nikolaus Jósika für den Begründer des ungarischen Nationalromans, aber die Nachahmung Scott's ist unverkennbar; die Sittenromane von Joseph Eötvös und Sigmund Kemeny dagegen lehnen sich mehr an deutsche Vorbilder an. Sie übertrifft, zumal in seinen humoristischen Romanen, an Originalität und Fluß der Darstellung Maurus Jókai.

Die Romantik in Frankreich. Während die Franzosen Staat und Sitten revolutionirten, hatten die Deutschen die Literatur reformirt: kräftig hatte sich bei ihnen von Kant bis Hegel die Philosophie entfaltet, fruchtbar die Poesie zu der schönsten Blüte entwickelt. Französische Emigranten waren es, welche in Deutschland sie kennen lernten und Frankreich sie kennen lehrten. Gemeinsam ist den Emigranten die Opposition, sei es gegen die Schreckensherrschaft,

herrschaft, sei es gegen den napoleonischen Despotismus. So dringt durch sie frisches Leben und zugleich eine reiche Befruchtung in die französische Literatur.

An der Spitze dieser Emigrantenliteratur steht Anna Luise von Staël, Necker's Tochter, elastischen Geistes, voll Anerkennung für die Deutschen, mit einem Anfluge von Sentimentalität. Unter ihrem Einflusse stand der bewegliche Benjamin Constant, durch deutsche Studien vertieft. Den rechten Flügel dieser literarischen Bewegung bildet der Vicomte François de Chateaubriand, welcher in glänzendem Stile mit religiöser Wärme eine poetische Rechtfertigung der christlichen Ueberlieferungen und Mysterien lieferte.

Durch Chateaubriand werden die romantischen Tendenzen in die französische Literatur eingeführt; mit der Restauration der Bourbons erlangen seine religiösen und politischen Ansichten den Sieg. Geistesverwandt ist ihm der Savoyer Graf Joseph de Maistre, der sich zum Kämpen des Rückschritts aufwirft, wie auch Charles Nodier, ein bewunderungsvoller Verehrer der deutschen Literatur, jedoch nicht frei von phantastischen Extravaganzen. Auch Hugues de Lamennais hatte die deutsche Romantik, zumal Görres, tief auf sich einwirken lassen: mit eindringlicher, volksthümlicher Beredsamkeit streitet er gegen die Zweifelsucht der Zeit für die Autorität der Kirche.



François Vicomte de Chateaubriand.

In der Lyrik Alfons de Lamartine's setzt sich die christliche Poesie Chateaubriand's fort; sein lyrisch-episches Idyll Jocelyn zeigt kirchliche Frömmigkeit und sinnige Auffassung der Natur; mit Wärme führt es den Kampf zwischen Neigung und Pflicht vor. Aber allmählich gestaltet sich der romantische Legitimist in einen demokratischen Kosmopoliten um.

Ihren Höhepunkt erreicht die Romantik in Victor Hugo. Die Regellosigkeit der Romantiker steigert sich bei ihm zu überschwenglicher Phantastik, welche nach effektvollen Verzerrungen hascht und das Erhabene und Schöne grell mit dem Fratzenhaften und Gräßlichen mischt: eine Verirrung, um so bedenklicher, als sein Talent groß und sein Vorgang tonangebend war.

Als Chateaubriand mit der Regierung brach, gaben auch die Romantiker den Kampf für Thron und Altar auf und traten auf die Seite der Liberalen oder der radikalen Opposition, eine Wandlung, welche wie Lamartine so auch Victor Hugo durchgemacht hat. Die Brüder Deschamps, literarische Dilettanten von vielseitigen Interessen, stifteten den „Cenacle romantique", eine Gesellschaft, welche die Förderung der romantischen Literatur in Frankreich und ihre Verbreitung in weitere Kreise sich zum Ziele setzte. Der „Globe" wurde das romantische Journal. Allein bald löste sich die Verbindung wieder, und Jeder ging seinen eigenen Weg. In geistreichen Gedichten feierte Delphine Gay, die Gattin Emil de Girardin's, Alles, was unter diesen Neuromantikern von Bedeutung war.

Die Schattirungen unter denselben sind zahlreich. Alfred de Vigny kehrte zu künstlerischer Besonnenheit zurück; Prosper Merimée pflegt das Fremdartige, aber auch das Naturwüchsige; Alfred de Musset schlägt einen mehr volksthümlichen Ton an; Edgar Quinet neigt zu Mystik und Symbolik; Frédéric Soulié malt in seinen Romanen Scenen des Entsetzens mit raffinirter Phantastik aus, während Charles Sainte-Beuve für die Reize der Natur sinnige Empfänglichkeit zeigt.

Oppositionelle Dichtung. Die Nichtachtung aller Regeln hatte besonders im Drama arge Mißgestalten hervorgebracht und Unberufene in Menge in die Literatur hineingeführt. Im Publikum machte sich Mißmuth darüber geltend: es verlangte nach festerer Kunstform zurück, zumal gerade damals die geniale Schauspielerin Elisa Rachel Felix die Gestalten Corneille's und Racine's, der klassischen Tragiker, mit wunderbarem Leben erfüllte.

Das blieb nicht ohne Einfluß auf die Dichtung. Louis Lemercier kehrte in seinen historischen Tragödien zu den klassischen Gesetzen zurück; Casimir Delavigne wußte geschickt die romantischen Ideen mit der klassischen Form zu verbinden, ein Ziel, das bei seinen ersten Stücken auch Alexander Dumas vorschwebte; Franz Ponsard schlug mit Entschiedenheit in seinen Dramen die klassische Kunstrichtung ein.

In einen Gegensatz zu den romantischen Tendenzen stellten sich auch die Neuhellenisten. Wie die Romantiker strebten sie die einförmige Klassizität durch Erweiterung des Inhalts und Vervielfältigung der Formen zu überwinden, aber sie wollten es durch die Rückkehr zu griechischer Einfachheit und Natürlichkeit; der Freiheitssinn der alten Griechen, ihr Kriegsmuth begeisterten sie. Es ist besonders Jean Jacques Barthelemy und Paul Courier, welche diese Bestrebungen vertreten; in das Volk indessen drangen sie wenig.


Pierre de Beranger.

Der eigentliche Liederdichter des Volkes ist vielmehr der sangesreiche Pierre de Beranger. Er trifft den einfachen Ton in seinen Liedern, der zu Herzen geht, weil er von Herzen kommt. Anfänglich derb, gewinnt er mehr und mehr an klassischer Eleganz der Sprache. In seinen politischen Gedichten mit bitterer Satire gegen die Reaktion ankämpfend, in seinen Oden schwungvoll, ist er in seinen volksmäßigen kleinen Liedern lebensfroh und leichten Sinnes, manchmal etwas frivol, wie das Volk, für das er sie gedichtet, aber stets voller Geist.

Mit mehr Kraft und schneidender Schärfe als der immer gutherzige Beranger schildert der Satiriker August Barbier die sittlichen Gebrechen seiner Zeit. Die sittliche Auflösung des zweiten Kaiserreichs lieferte Eduard Pailleron unerschöpflichen Stoff für seine Satiren.

Der soziale Roman der Franzosen. Während aber im Grunde die Romantiker wie ihre Gegner ihre Dichtung in den Dienst einer bestimmten Partei stellen, versucht es der französische Sozialroman, das vielgestaltige Familienleben und die gesellschaftlichen Zustände überhaupt darzustellen und auf die innersten Lebensfragen und Grundbedingungen der Menschheit einzugehen. Das giebt ihm eine weite Perspektive; aber gerade die gelesensten Romanschriftsteller nehmen ihren Flug niedriger: sie begnügen sich, der Unterhaltung zu dienen, sie huldigen dem wechselnden Modegeschmacke des lesenden Publikums; sie erniedrigen die poetische

Kunst zu einer gewinnbringenden Industrie, wie der Unterhaltungsdramatiker Eugen Scribe, der französische Kotzebue, das Beispiel gab.

Mit Honoré de Balzac hebt der soziale Sitten- und Tendenzroman an. Er ist ein realistischer Maler der Charaktere und Sitten, aber nachlässig in der Form. In seinen Werken spiegelt sich das napoleonische Kaiserthum, die Restauration und das Julikönigthum mit scharfer Beobachtung wieder; aber ihm fehlt der Adel des Geistes, er ist ein falscher und gefährlicher Moralist. Wohlthuend hebt sich von der pessimistischen Anschauung Balzac's der Idealismus der George Sand (Baronin Aurora Dudevant) ab. Sie hält der trüben Gegenwart das Bild einer Welt, wie sie sein sollte, entgegen; sie ist durchdrungen von der Nothwendigkeit einer allgemeinen Gesellschaftsreform, um den Konflikt zwischen Pflicht und Naturtrieb auszugleichen. Keine ihrer Geschichten ist ohne tiefe Gedanken; mit bewunderungswürdiger Kraft zeichnet sie die Seelenkämpfe, aber nicht selten verirrt sie sich mit laxer Moral in eine Rechtfertigung der Unsittlichkeit. Tief unter Balzac und George Sand stehen ihre Nachtreter. Eugen Sue, ein gewandter Erzähler, versündigt sich an der Sittlichkeit und poetischen Gerechtigkeit; bei ihm drapirt sich das Laster mit Frechheit. Alexander Dumas sucht spannende Situationen und starke Effekte; sein literarisches Schaffen war zuletzt ganz fabrikmäßig. Paul de Kock, witzig, aber leichtfertig, spekulirt auf sinnlichen Kitzel. Wilhelm Augier preist das Gold; Gustav Flaubert schildert den krassesten Egoismus. Höher stehen Edmund About, Victorien Sardou, Victor Cherbulliez und die beiden Elsässer Emil Erckman und Alexander Chatrian, welche in ihren elsässer Geschichten zu einem gesunden Realismus zurückkehren. Aber bei den jüngsten Vertretern der geistesarmen naturalistischen Richtung, bei Alfons Daudet und Emil Zola, besteht die Kunst darin, überhaupt nichts mehr zu verhüllen.



George Sand.

Frivole Dramatik. Aus den Romanen dringt die Frivolität auf die Bühne; das Leben der Demimonde liefert die Stoffe, Ehebruch ist das Modemotiv. Alexander Dumas der Sohn ist der Meister der Mache, gegen den Mario Uchard voll sittlicher Entrüstung in einer Fiammina sich wendet. Von reinerem Empfinden ist Victorien Sardou, aber doch auch er ohne Klarheit des sittlichen Urtheils. Gegen diese ganze Richtung richtet Octave Feuillet seine Stücke, doch ohne durchgreifenden Erfolg: die Gunst der großen Menge in Frankreich bleibt der Frivolität zugewandt, und auch das Ausland läßt durch raffinirte Effekte und prickelnden Witz über den Modergeruch sich hinwegtäuschen.

Der Ausgang des Klassizismus in Italien. Casti und Alfieri sind die letzten Vertreter des französischen Klassizismus in Italien sowol in der Handhabung der Form und der Behandlung der Stoffe als nach dem Geiste der philosophischen Aufklärung, welcher sie erfüllt. Aber dennoch wie verschieden sind sie von einander! Giambattista Casti, voll Witz und Spottsucht, diente der Geschmacksrichtung, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die vornehme Gesellschaft beherrschte. Sein Ruhm beruht auf einem satirischen Thierepos voller Anzüglichkeiten und auf „galanten“ Novellen, in tadellosen Ottaven mit dem Muthwillen Boccaccio's geschrieben.

Graf Vittorio Alfieri dagegen dichtet seine Tragödien, um sein Volk zum Freiheitsgefühle, zur Sittlichkeit, zur Vaterlandsliebe zu erwecken. Ernst und gehaltvoll sind seine Dramen, aber sie entbehren des warmen Lebens; seine Charaktere sind magere Ausführungen abstrakter Ideen. Empörung gegen Tyrannei, Begeisterung für Freiheit, Unwille über die Erschlaffung des Volkes sind die Gefühle, welche Alfieri erfüllen und ihm mehr eine patriotische, als eine poetische Bedeutung geben. So weist er, obgleich er die Formen des französischen Klassizismus mit Eigensinn festhielt, doch schon zu der italienischen Romantik hinüber.

Die patriotisch-romantische Dichtung Italiens. Denn eben das ist das Eigenartige der italienischen Romantik, daß sie nicht wie in Deutschland der Reaktion, sondern den nationalen Freiheitsbestrebungen diente. Die Hoffnung auf die nationale Auferstehung verließ auch in den trübsten Zeiten politischer Verfolgung die Dichter nicht, ja der patriotische Weckruf durchzieht fast die gesammte Literatur. Das gab der Romantik ihre Grundlage: indem sie hinwies auf die Größe und Herrlichkeit Italiens in der Vergangenheit, gestaltete sie sich von selbst zu einer patriotischen Mahnung.



Alessandro Manzoni.

Cesarotti's Uebersetzung des Ossian eröffnete eine ganz neue Welt: das war der Anfang der Romantik in Italien. Einen viel mächtigeren Anstoß indessen gab Vincenzo Monti, talentvoll als Tragiker, aber gesinnungslos als Mensch, durch die Wiederbelebung der Poesie Dante's, der nicht blos ein Hauptvertreter der Romantik, sondern auch des italienischen Patriotismus war. Und von der anderen Seite trug Joseph Parini, indem er in seiner Satire als die Ursache des sittlichen Verfalles die Genußsucht und Erschlaffung zumal der höheren Stände aufdeckte, nicht wenig dazu bei, die Sehnsucht nach einer nationalen Wiedergeburt wachzurufen. Feuriger noch ertönte die Stimme Ugo Foscolo's in seinen Tragödien, in seinen Briefen des Jacopo Ortis wie in seiner didaktischen Elegie: die leidenschaftlichen Klagen wie die strafenden Wahrheiten verhallten nicht wirkungslos.

Ihren vollen Ausdruck gewinnt die patriotische Romantik in den Elegien des Grafen Giacomo Leopardi. Ergreifend schildert er die Leiden der Gegenwart und rüttelt mit hohem Fluge patriotischer Begeisterung voll edlen Zornes die Geister auf, durch den Hinweis auf die ruhmreiche Vergangenheit Muth und Selbstvertrauen in ihnen erweckend. In begeisterungsvollen Tragödien zeigt Giovanni Nicolini seinem Volke diese Vergangenheit, an Ernst der Gesinnung Alfieri vergleichbar, an Talent ihm überlegen. Auch Silvio Pellico begann mit patriotischen Tragödien; aber eine größere Wirkung erzielte er durch die Schilderung seiner zehnjährigen „Gefangenschaft“ in den unterirdischen Kerkern des Spielbergs, indem er, selbst christlich milden Gemüthes, den Haß gegen die Fremdentyrannei in den Herzen seiner Landsleute schürte. Kraftvoll und männlichen Sinnes, voll glühender Leidenschaft, ruft Giovanni Berchet aus der Verbannung in seinen politischen Gedichten den Ingrimm und untilgbaren Haß seiner Landsleute zur Erhebung gegen die fremden Unterdrücker auf, während

Giuseppe Giusti's Gedichte, handschriftlich durch ganz Italien in der Stille verbreitet, die Verrottung der italienischen Kleinstaaterei mit ätzender Ironie dem allgemeinen Gelächter preisgeben.

Manzoni und seine Nachahmer. Trostreich dagegen mahnt in seinen Tragödien Alessandro Manzoni zum Dulden und Hoffen, in seinen hochpoetischen Hymnen frommen Gemüthes zu christlicher Ergebung. Aber wenn er auch so von der poetischen Agitation sich fernhält, so gehört doch auch er mit seinem Hauptwerke, den Verlobten, der Romantik an. Nie ist das italienische Volksleben in seinen zahllosen originellen Vertretern wie in seinen bunt belebten Massen mit einer so plastischen Anschaulichkeit und wunderbaren Beweglichkeit geschildert worden, wie in diesem Romane, welcher allen rhetorischen Prunk durch die Tiefe und Wahrheit der Empfindung ersetzt.

Zahlreiche Nachahmungen rief der große Erfolg Manzoni's hervor, theils, wie es Manzoni gethan, in der Weise Scott's, theils mehr nach dem Muster der französischen Romantik. Manzoni's Freund Tommaso Grossi griff in das Ritter- und Klosterleben hinein, Sestini schöpfte aus Dante, Berchet behandelte den Verrath der Engländer an der griechischen Stadt Parga, Francesco Guerazzi (S. 310) wandte sich der Vergangenheit Italiens zu. Neben der historischen fanden indessen auch die anderen Spielarten des Romans Pflege: der Sittenroman durch Ranieri, der Familienroman durch Giulio Carcano.

Die Literatur Spaniens. Die erbitterten Kämpfe, welche Spanien in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts zerrütteten, gaben der spanischen Literatur eine durchaus politische Färbung. Erst als gegen Ende der Regierung Ferdinand's VII. ruhige Zeiten eintraten, entwickelte sich ein allgemeines Interesse für die Literatur. Die romantischen Bestrebungen ergriffen auch Spanien. Im Café del Principe fanden sich ihre Anhänger zusammen, und mit Auszischen der Stücke im Theater begann der Kampf gegen den das Drama beherrschenden Klassizismus: man verlangte Calderon und Lope.

Aber in der Literatur nahmen die romantischen Bestrebungen zunächst die Gestalt der Byron'schen Zerrissenheit und des Weltschmerzes an. Mit starren Zügen schaut die Verzweiflung an Gott und der Welt aus den Dichtungen des Don Jose de Espronceda hervor. In den Satiren des Don Mariano de Larra zerbröckelt allmählich der Glaube an Vaterland, Menschheit, an Gott und das eigene Selbst. Da trug am Grabe Larra's ein junger Mensch ein Gedicht auf den Todten vor: mit einem Schlage war Don Jose Zorrilla y Moral ein gefeierter Dichter. Ausgestattet mit reicher Einbildungskraft, Meister der Sprache, gab er sich ganz der Romantik hin. Seine patriotischen Gedichte und Dramen fanden großen Beifall; seine Troubadourlieder, nicht selten an die alten Volksromanzen oder an Calderon's Mystik anklingend, riefen die Zeit der alten Maurenkriege wieder wach.

Auch dem historischen Romane wandte die Romantik mit Eifer sich zu, mit besonderem Erfolge jedoch dem Sittenromane: die Romane von Fernan Caballero, einer geborenen Deutschen Cäcilie Böhl von Faber, voll trefflicher Schilderungen des andalusischen Volkslebens, sind eine beredte Vertheidigung des königlichen Absolutismus und der Machtansprüche der katholischen Kirche.

Die Anfänge der russischen Literatur. In der gelehrten Gesellschaft, welche gegen das Ende der Regierung der Kaiserin Katharina II. Nowikow und Schwartz in Moskau gegründet hatten, liegen die Keime zu einer Nationalliteratur Rußlands. Leute von Talent und Bildung aus ganz Rußland schlossen sich ihr an; das literarische Interesse wurde mächtig angeregt; in wenig Jahren stieg die Zahl der Buchhandlungen in Moskau von 2 auf 20, und der Bücherabsatz verzwanzigfachte sich. Als aber die greuelvollen Ausschreitungen der Französischen Revolution die Welt mit Abscheu und Schrecken erfüllten, hob die Regierung die Nowikow'sche Gesellschaft auf, setzte Nowikow in den Kerker und verbot die Einfuhr aller ausländischen Bücher, indem sie zugleich die literarischen Erzeugnisse des Inlandes unter eine strenge Censur stellte. Diese Repressivmaßregeln hielt auch Kaiser Paul I. mit aller Schärfe aufrecht: erst mit der Thronbesteigung Kaiser Alexander's I. konnten in Rußland „die Musen den Trauerflor ablegen".

Mitglied der Nowikow'schen Gesellschaft war auch Nikolai Karamsin gewesen. Er hatte während der Reaktionsjahre eine Reise durch Europa gemacht: jetzt kündigte er seine Rückkehr durch die „Briefe eines russischen Reisenden" an. Ein neuer Geist wehte in diesen Briefen; lebensvoll schilderten sie Natur und Gesellschaft des Westens. Zugleich gründete Karamsin die Monatsschrift „Der europäische Bote", um seine Landsleute mit der europäischen Literatur bekannt zu machen, und eröffnete den Kampf gegen den bisher herrschenden französischen Klassizismus mit der sentimentalen Novelle „Die arme Lisa". Die Gegner scharten sich um den Präsidenten der Akademie Schischkow: Rußland theilte sich in zwei literarische Heerlager; aber die Jugend hielt es mit Karamsin und seinem wackeren Mitstreiter Wasili Schukowsky, welcher die romantische Dichtung Europa's in freien Nachdichtungen in Rußland einführte.

Die siegreichen Kämpfe gegen Napoleon förderten das russische Nationalbewußtsein außerordentlich. Durch eigene Beobachtung lernten die russischen Offiziere das geistige Leben Deutschlands und Frankreichs kennen: erfüllt mit den Ideen der Humanität, Bildung und Freiheit, kehrten sie nach Rußland zurück. Vereine entstanden, um die Ideen des Fortschritts ins Leben einzuführen. Zu den begeistertsten Sängern gehörten Graf Puschkin und Rylejew. Indeß die Zeit der Geisterfreiheit war kurz bemessen. Zermalmend kehrte die Reaktion zurück. Die oppositionellen Dichter wurden in die Bergwerke Sibiriens oder als gemeine Soldaten in den Kaukasus geschickt; Rylejew starb durch den Strang; Puschkin wurde aus den großen Städten verwiesen.



Iwan Turgenew.

Slawophilen und Sapadniki. Bisher war im Grunde die russische Literatur ein exotisches Gewächs gewesen; erst durch das Zurückgehen auf die alte Volksdichtung erhielt sie einen nationalen Charakter.

Die erste Sammlung der Bylinen, der alten epischen Volkslieder, wie sie noch im Munde des Volkes lebten, erschien 1818. Sie erregte das größte Aufsehen, begeisterte Zustimmung wie energischen Widerspruch. Die Einen verlangten durch Zurückgehen auf die Bylinen der Literatur einen volksmäßigen Charakter zu geben, die Anderen beharrten in der Anlehnung an die westeuropäischen Literaturen. Ueber die Literatur hinaus bis in die Auffassung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse drang dieser Gegensatz der Slawophilen und der Sapadniki oder Europäer. Indeß die slawophilische nationale Richtung erhielt allmählich mehr und mehr das Uebergewicht.

Ihr Vorläufer ist Iwan Krylow durch seine Fabeln, welche durch ihren nationalen Geist, ihre frohe Laune und Natürlichkeit ein sehr beliebtes Volksbuch geworden sind. Allein zum Haupte der Slawophilen machte sich Graf Alexander Puschkin durch sein Drama Boris Godunow, noch mehr durch seine poetischen Erzählungen und seinen großen nationalen Roman Eugen Onegin. Um Puschkin bildete sich ein ganzer Kreis von Dichtern, unter welchen hervorragen Michail Lermontow, der geniale Dichter des Liedes vom grausamen Zaren Iwan und trefflicher poetischer Erzählungen, der originelle Lyriker Poleshajew, der

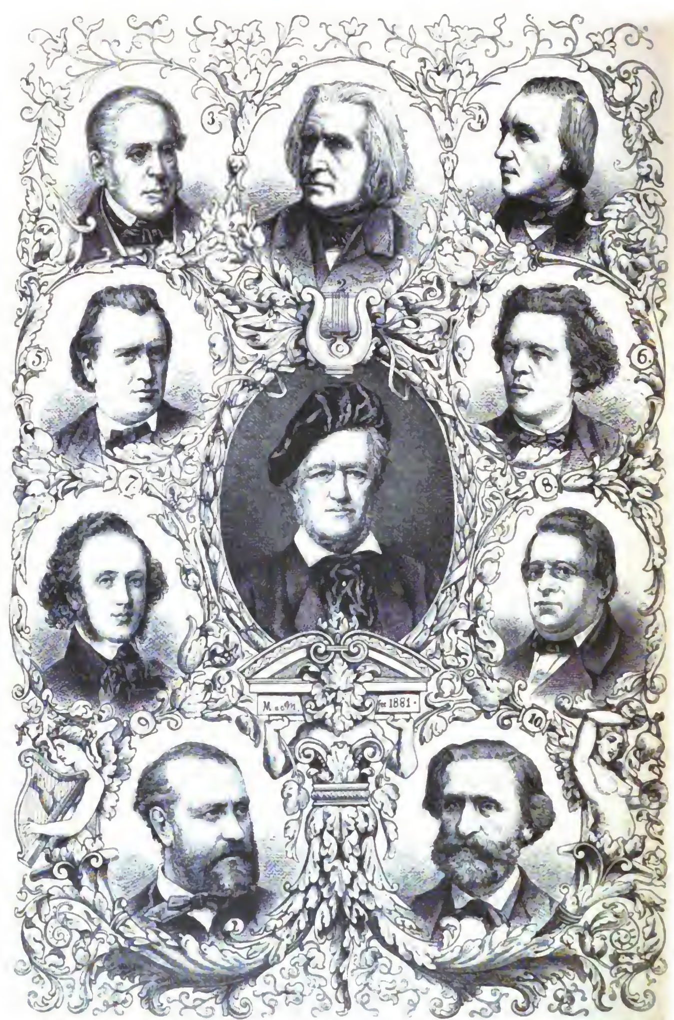
gemüthvolle Alexei Kolzow, dessen Lieder in wunderbarer Weise den Volkston treffen, und der Epiker Sergei Aksakow.

Die Seele der Sapadniki war dagegen der Kritiker Wissarion Belinsky, welcher durch seine tief eindringenden Kritiken einen Einfluß auf Literatur und Gesellschaft errang, wie ihn nur in ähnlicher Weise James Leigh Hunt in England übte. Nach Belinsky's frühem Tode (1848) wurde der bedeutendste Vertreter der europäischen Richtung Iskander (Alexander Herzen) durch seine Romane wie durch seine seit 1851 in London erscheinende Zeitschrift „Die Glocke", welche indeß mehr politisch-sozialen, als literarischen Tendenzen dient.

Der realistische Roman. Eine neue Bahn, wenn auch anknüpfend an die Bestrebungen der Slawophilen, schlug Nikolai Gogol ein. Seine Schreibart ist ganz realistisch, auch der kleinste Zug ist aus dem Leben gegriffen. In seinen Komödien führt er alle Schichten der russischen Gesellschaft vor und trifft sie, voll Schmerz über ihren jämmerlichen Zustand, mit der Geißel seines Spottes, indem er doch immer in versöhnlicher Weise an seinen Gestalten das allgemein Menschliche herauszufinden weiß. Sein Roman „Die todten Seelen" wurde Muster für zahllose Nachahmungen, die mit Stschedrin's (Saltykow's) Bildern aus dem provinzialen Leben beginnen. Sie alle geben sehr getreue Darstellungen des russischen Lebens. Dostojewski schildert aus eigener Erfahrung das Leben der Verbannten in Sibirien, Graf Leo Tolstoi mit großem Talent in seinen historischen Romanen den Hof und die höheren Stände.

Seit dem Krymkriege brach in Rußland eine neue Zeit an. Die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Justizreform kam; auch die Literatur athmete auf: es war ihr erlaubt, auf die großen politischen und sozialen Fragen einzugehen, die alle Gemüther fieberhaft erregten. Der Tendenzroman auf realistischer Grundlage gelangte zu schneller Blüte, um an seinem Theil die Entwicklung der russischen Gesellschaft zu fördern. Sehr deutlich erscheint dies Bestreben in den Romanen von Iwan Turgenew. Das Alte wird über den Haufen geworfen, die alten Ideale für Vorurtheil erklärt. In seinem Romane „Väter und Söhne" nennt sich der Held Basarow einen „Nihilisten": die Jugend griff das Wort auf, der Parteiname für die sich überschießenden Bestrebungen war gefunden. Neben Turgenew steht als talentvoller Rival Iwan Gontscharow, während Nikolai Tschernyschewsky in seinem sozialistischen Tendenzroman: „Was beginnen?" schon den Versuch macht, das Bild des nihilistischen Staates der Zukunft zu entwerfen.



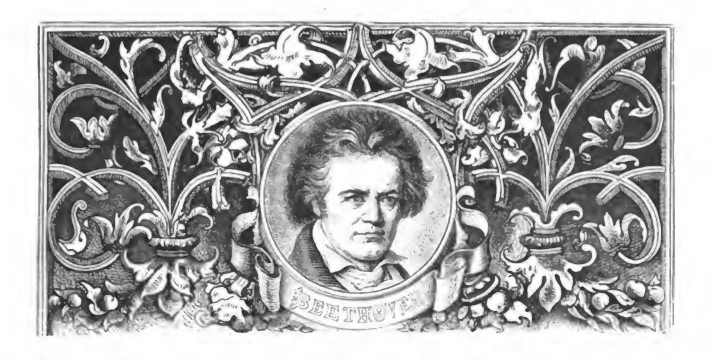


Jllustrirte Weltgeschichte VIII.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Tonkünstler im XIX. Jahrhundert.

1. Richard Wagner. 2. Franz Liszt. 3. Daniel François Esprit Auber. 4. Robert Franz. 5. Johannes Brahms. 6. Anton Rubinstein. 7. Felix Mendelssohn-Bartholdy. 8. Heinrich Marschner. 9. Charles Gounod. 10. Giuseppe Verdi.



Musik.

Die gewaltigen Bewegungen, welche das politische wie das soziale Leben des neunzehnten Jahrhunderts zuerst erschüttern und dann umbilden, finden ihren Spiegel und Nachhall in der Gestaltung der modernen Musik. Bisher eine aristokratische, nur von Kennern geübte Kunst, wird die Musik mehr und mehr eine Volkskunst, welche lebendigen Antheil an dem Leben des Volkes hat. Die Künstler streben danach, die weitesten Kreise des Volkes zu einem künstlerischen Verständniß heranzuziehen. Infolge dessen tritt die Kammermusik zurück, das Interesse für die reine Musik überhaupt mindert sich: in den Vordergrund treten diejenigen Gattungen, in welchen die Musik das Wort sucht, Oper und Lied; denn in ihnen gewinnt der Künstler am leichtesten Fühlung mit der Menge der Hörenden.

Ludwig van Beethoven. Der großen Zeit der Befreiungskriege entspricht der große Meister Ludwig van Beethoven. In seinen großartigen Tongestalten offenbart sich der auf das höchste Ideal gerichtete Geist, dem das künstlerische Schaffen zu einer ethischen Selbstbefreiung wird, so daß das musikalische Dichten von selbst sich ihm unter dem Bilde des Kampfes und Sieges darstellt, wie er denn sein ganzes Leben als einen Kampf mit dem Schicksal auffaßt.

Dieser Kampf mit dem finsteren Elemente, dies Ringen nach Licht und Sieg ist der Grundgedanke, dem Beethoven in ergreifender Weise in dem großen Epos der neun Symphonien Ausdruck giebt, die seinen Zeitgenossen wie das Wiederspiel des gewaltigen Völkerkampfes gegen die napoleonische Macht erschienen.

So will der Meister auch in seinen Sonaten wie in den lyrischen Liedern sich aussprechen: daher die seelenvolle Innigkeit, daher auch die vollen Melodien, die mächtigen Gegensätze, die satten Farben. Darum selbst in seinen Messen die oft stürmische Bewegung der Musik; denn es ist der aus den Kämpfen mit Zweifel und Unmuth nach Frieden und Glauben ringende Mensch, der sich giebt. Er will auch den Hörer in das Mark seines Wesens treffen und über das kleinliche Elend der Erde emporheben.

Einer solchen Natur geht die anmuthige Beweglichkeit eines Mozart ab. Darum wirkt Beethoven's Oper Fidelio nicht durch dramatische Effekte; vorwiegend lyrischen Charakters, ergreift sie durch ihre innere Wahrheit und wunderbare Idealität.

Die Romantik in der reinen Musik. Die romantischen Bestrebungen in der Literatur finden ihr Wiederspiel in der Musik, in der angewandten wie in der reinen: eine Vorliebe für das Dämmernde, Mystische, Schwebende in Harmonien und Modulationen macht sich bemerkbar; man verlangt, daß die Musik Geist habe und unmittelbar auf den Geist wirke: eine Idee, ein Unaussprechliches soll durch Töne symbolisch erfaßbar gemacht werden. Originell

zu sein wird das Ziel, womit sich zwar nicht bei den Chorführern, aber bei den kleineren Geistern Gleichgiltigkeit und Nachlässigkeit in der Form verbindet.

Franz Schubert ist es, der zuerst die neue Richtung einschlägt. Sein sicheres Formgefühl reiht ihn unmittelbar den Klassikern an; aber das Vorwalten der dichtenden Phantasie, der Farbenglanz der Töne zeigt den Romantiker. Ludwig Spohr dagegen versucht die ernste klassische Form in den Dienst des romantischen Geistes zu stellen; aber seine von der Romantik genährte Phantasie leidet unter der Herrschaft des künstlerischen Verstandes: die Ideenschwere hemmt ihm die Freiheit der Bewegung. Sein Gegensatz ist Karl Maria von Weber. Keck und kühn giebt sich Weber den romantischen Ideen hin, deren inneres Wesen ihn wie die Anderen von der reinen Musik mehr und mehr zu der angewandten führen mußte.

Der Neuklassizismus. In dieser Inkongruenz des romantischen Geistes mit den klassischen Formen der reinen Musik liegt die Erklärung, daß sich gerade auf diesem Gebiete zuerst und mit großem Erfolge eine Reaktion gegen die Romantik erhob. Felix Mendelssohn-Bartholdy führt diese Rückwendung zur Klassizität an, indem er die Versöhnung des Klassischen mit dem Modernen anstrebte, und sein weiches, hingebendes Gemüth befähigte ihn dazu in besonderem Maße. Seine Symphonien sind Landschaftsbilder in gedämpften Farben, seine Lieder ohne Worte Stimmungsbilder; durch seine Kompositionen zu den Chören der Antigone und des koloneischen Oedipus will er die Tragödie des Sophokles durch die moderne Musik wiederbeleben. Auch sein farbenreiches Oratorium Paulus, welches an Händel und Bach sich anlehnt, durchweht ein Geist der Milde und Pietät.



Franz Schubert.

Wie im Grunde seiner Seele auch Mendelssohn ein Romantiker ist, so ist es auch Robert Schumann; aber während jener vermittelt, stellt Schumann sich der Romantik kritisch gegenüber. Mendelssohn forderte Vertiefung der Kunst durch gründliches Studium der Klassiker, Schumann verlangte noch darüber hinaus Geistigkeit und Idealität; mit Strenge hält er dabei die organische Gliederung der Musikformen fest. Wie jener ein Maler, so ist er ein Dichter in Tönen von wundersamem Tiefsinn, von sprühender Kraft und ergreifender Unmittelbarkeit der Empfindung.

Der Richtung des genialen Schumann folgen Johannes Brahms und Max Bruch. Auch Anton Rubinstein und Frederic Chopin dürfen ihr zugerechnet werden.

Die Neuromantiker der reinen Musik. In einen durchgreifenden Gegensatz zur Klassizität stellen sich dagegen die Neuromantiker. Die organischen Musikformen werden zerschlagen, um freie Mittel zum Ausdrucke einer greifbaren Idee zu gewinnen. An die Stelle des thematischen Grundgedankens tritt die „poetische Idee", deren charakteristische Tonfigur zur Vermittelung des Verständnisses in wechselnder Beleuchtung immer wiederkehrt. Scharf zugespitzte Tonphrase, pikanter Rhythmus kennzeichnen die Kompositionen.

Die hervorragendsten Vertreter dieser Neuromantik sind Berlioz und Liszt; Beide leisten in geistreichen Wendungen, in reicher Farbenpracht, in scharfer Beleuchtung Außerordentliches. Hektor Berlioz ist geistreich, pointirt, ein Meister im Instrumentiren, aber seine Musik gleicht einer Kette von neuen unbeseelten Klängen, denen das Band lebendiger Einheit fehlt. Franz Liszt dagegen entwickelt in seinen symphonischen Dichtungen (zu Dante, zu Goethe's Faust) in schroff aus einander tretenden Gegensätzen den leitenden poetischen Gedanken in einem fortlaufenden Tongewinde; so gelangt er zur Darstellung geschlossener musikalischer Charaktere. Ein genialer Komponist, strebt er Bedeutendes an, ohne doch immer vor Maß- und Formlosigkeit sich wahren zu können.

Die Oper der (italienischen) Nachklassiker. Seitdem Gluck 1779 mit seiner Iphigenie in Aulis seinen Rivalen Piccini glänzend geschlagen hatte, hielt in Paris die Tradition an Gluck als dem Vorbilde für die Opernkomposition fest. Gluck's Richtung folgt daher Etienne Mehul, Wärme der Empfindung mit Schlichtheit des Ausdrucks und melodischer Schönheit verbindend.

Bedeutender indeß, mit Selbständigkeit in den Spuren Gluck's fortwandelnd, ist Gasparo Spontini. Er ist der Komponist des napoleonischen Kaiserreichs: daher das pomphaft-heroische Element in seiner Musik, der Wiederschein der Zeitstimmung. Energisches Pathos und gewaltig hinschreitende Handlung tritt bei ihm an die Stelle von Gluck's weihevoller Ruhe.

Nach Mozart dagegen bildete sich Luigi Cherubini, ohne jedoch den Reichthum und die Tiefe des Meisters zu erreichen. Es fehlt ihm an Feuer und warmer Empfindung. Eine echte Künstlernatur folgte er den Eingebungen seines Genius, unbekümmert um den Beifall der Menge.



Gioachimo Rossini.

Dieser aber ist das Ziel, welches Gioachimo Rossini leitet. Daher beherrscht ihn das Prinzip der reinen, sinnlichen Klangschönheit, des musikalischen Genusses. Eigenes und Fremdes geschickt vereinend, übersprudelnd, nicht ohne Genialität, verschwendet er förmlich die Melodien; ohne Bedenken opfert er die Wahrheit des dramatischen Ausdrucks dem Wohlklange und drückt durch Triller und Passagen die menschliche Stimme zu einem Konzertinstrumente herab. Klug erfaßte Rossini seine Zeit: er ist der Komponist der müden Reaktionszeit, die ihn mit Beifall überschüttete. Sobald aber seit der Julirevolution ein männlicherer Geist in die Welt kam, verstummte er; denn er fühlte, daß die Zeit seiner Triumphe vorüber war.

Seine Erfolge lockten Viele auf seine Spur. Aber die sprühende, leichtsinnige Frische Rossini's wird bei Vincenzo Bellini zur Sentimentalität, bei Gaetano Donizetti zur klugen Berechnung. Der seelenlose Ohrenkitzel macht sich breit. Bis herab zu dem raffinirten, frivolen Jean Jacques Offenbach läuft die Richtung, welche Rossini angeschlagen hatte.

Nicht entfernt reichten an diese Erfolge diejenigen der deutschen Epigonen Mozart's heran, Vincenz Lachner's und Albert Lortzing's; aber für die Beschränkung, in der sie sich bewegen, entschädigen sie durch schlichte Treuherzigkeit und gemüthlichen Humor.

Die romantische Oper. Mehr als in der reinen Musik durfte die romantische Richtung in der Oper auf Erfolge rechnen, denn hier konnte sie die Mitwirkung des Wortes und der Ausstattung in Anspruch nehmen und selbst mit größerer Freiheit sich bewegen. Es war der Zeitgeist, der die Romantik emportrug und neben ihrer Hinwendung zu dem Volksmäßigen auch ihre phantastischen Absonderlichkeiten hinnahm.

Ludwig Spohr, voll edler Empfindung, war einerseits zu elegisch und sentimental, andererseits zu phantastisch, als daß er die Masse recht hätte ergreifen können.

Karl Maria von Weber dagegen ist der Meister der Romantik. Er versteht es, die Handlung wie die Personen mit einer greifbaren Schärfe musikalisch zu zeichnen; er verfolgt die Charaktere in ihren eigensten Zuständen durch alle Momente. Er verwendet dazu eine reiche Mischung der Gegensätze, ein stark aufgetragenes Kolorit. Auch seine Ouvertüren sind voll Feuer und einem lebendigen Flusse der Phantasie. Er greift hinein in das Leben des Volkes und läßt uns in frischen Volksweisen den deutschen Waldeszauber, das deutsche kräftige Volksleben entgegentönen: das macht seinen Freischütz zu einem lyrischen Volksstück ohnegleichen. Schwungvoll und geistreich ist er auch in der ritterlich-romantischen Euryanthe; aber dann wieder weiß er auch das Reich der Elfenwelt im Oberon mit einem so zarten Dufte zu umkleiden, daß Niemand dem Zauber widerstehen kann.



Karl Maria von Weber.

Einem derberen Realismus neigt sich Heinrich Marschner zu; er liebt das Schauerliche und zeigt einen bittern Humor. Zwar nicht an dramatischer Kraft, wol aber an Melodienreichthum und gesunder Frische übertrifft ihn Konradin Kreutzer. Auch der Romantiker Frankreichs, Adrien Boieldieu, ist ein liebenswürdiger Komponist von leichter Melodienbildung, feiner Charakteristik und schlichter Volksthümlichkeit, Cherubini's Schüler.

Die Situationsoper der Neuromantiker. Die tiefere Bedeutung der Romantik lag darin, daß sie in dem Schwärmen in einer groß gedachten Vergangenheit über die klägliche Gegenwart tröstete. Ihr großes Verdienst ist dabei, daß sie, in den frischen Born des Volkslebens hinabtauchend, die Kunst aus den exklusiven Höhen der Kenner dem allgemeinen Verständnisse und Interesse des Volkes näher brachte. Als aber gegen die Julirevolution hin die Erregung der Gemüther wieder sich steigerte, erkaltete die Theilnahme für die romantischen Tendenzen: man verlangte eine mehr realistische Behandlung der Stoffe, aber doch so, daß der volksmäßige Ton der Romantik gewahrt bliebe. Diesem Zuge der Zeit entsprach die realistische Situationsoper, welche Einheit und Maß opfert, um einer Wirkung auf die Masse gewiß zu sein.

Daniel Auber that den kühnen Wurf, in der Stummen von Portici das Volk selbst zum Helden zu machen. Der versteckt oppositionelle Zug der Oper erhöhte die Wirkung (s. S. 14): Rossini war abgethan. Er machte noch einen Versuch, durch ein ähnliches Werk, den Tell, sich zu behaupten: dann überließ er Auber und der neuen Richtung das Feld. Ein kräftigeres

Leben durchdringt die Oper. Die Musik erhält einen aufregenden Charakter, die Gegensätze werden ins Grelle gesteigert, die Rhythmen verschärft: es gilt, das große Publikum zu spannen, zu schrecken, jedenfalls zu fesseln. Mit frischem, ergiebigem Talent hat das Auber verstanden; mit geringerem Erfolg versucht es der Deutschfranzose Ludwig Herold.

Beide überbietet Giacomo Meyerbeer. Geschickt berechnet er den Effekt, fesselt durch seine Rhythmik, blendet durch grelle Uebertreibungen, durch raffinirte Instrumentation, durch massenhafte Ueberladung. Wahrheit und Schönheit geht darüber oft verloren; für Idealität bleibt kein Platz. Seinen Spuren folgt in Frankreich Jacques Halevy, in Italien mit noch gröberer Realistik Giuseppe Verdi. Auch Friedrich von Flotow, dessen leichte, anmuthige Opern viel Frische und Volksthümlichkeit zeigen, zielt nur allzu sehr auf den Effekt.

Erst mit Felicien Gounod beginnt die Rückwendung zu einer idealeren Auffassung. Neben einem kräftigen Realismus in Kolorit und Zeichnung zeigt er warme, oft glühende Empfindung. Mit ihm wetteifert Ambroise Thomas.

Richard Wagner. Im ausgesprochensten Gegensatze vornehmlich zu Meyerbeer unternimmt es Richard Wagner, der Reformator der Oper, der Schöpfer des nationalen Musikdramas zu werden. Als Ziel schwebt ihm die Bedeutung vor, welche die griechische Tragödie für das nationale Leben der alten Hellenen besaß. So knüpft er gern an sie an; wie sie es thut, nimmt er seine Stoffe mit Vorliebe aus der alten Volkssage und dichtet sich selbst in möglichster Anlehnung an diese seine Texte. Um die Handlung zur höchsten dramatischen Wahrheit und eindringlichsten Kraft zu steigern, nimmt er die Vereinigung aller Künste in Anspruch. Die Musik dient ihm dazu, die Sänger zur Heldengröße der Sagenwelt zu erheben und andererseits das Gefühlsverständniß dem Hörer unmittelbar zu vermitteln. Darum hat sie bei ihm sich auf das Engste an das Wort anzuschmiegen und den genauesten Zusammenhang mit der Handlung und den Charakteren zu wahren; sie accentuirt die Rede, sie schärft die Leidenschaft.



Giacomo Meyerbeer.

Die Wirkung auf das Volk, die Wagner beabsichtigt, setzt voraus, daß die Musik einfach und verständlich sei. Er wendet daher leicht faßliche, typische „Motive“ an, um auch dem nicht gebildeten Ohre verständlich zu charakterisiren. Ueber einen wunderbaren Reichthum von Modulationen und Klangkombinationen gebietet er dabei; aber die Melodie wird verworfen. Alles, was dem Fortschritt der Handlung hinderlich ist, Arien, Duette, Finale, wird verschmäht; nur das Recitativ verwendet er abwechselnd mit dem Arioso. Die Chöre werden mit der Oper verwebt.

Seine Werke sind demnach nicht Opern im gewöhnlichen Sinne; denn die Musik ist ihm darin nur Mittel, nicht Selbstzweck; sie dürfen daher auch nicht mit dem gewöhnlichen musikalischen Maßstabe gemessen werden. Obenan stehen in ihrer Reihe der ergreifende Tannhäuser, der von leisem Märchenduft umzogene Lohengrin, der großartige Ring der Nibelungen.

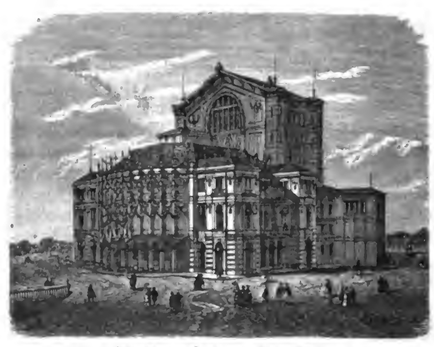
Eine Höhe der Idealität spricht sich in ihnen aus, welche nicht ohne weittragende Wirkung bleiben kann.

Das Lied und seine Meister. In der Oper übt die Musik absolute Herrschaft über das Wort; im Liede aber kommt es darauf an, sowol den Gehalt der Dichtung möglichst genau in der Komposition auszuprägen, als das Prinzip der musikalischen Einheit und Geschlossenheit festzuhalten. Es bedarf demnach freierer Formen; und daraus erklärt es sich, daß erst durch die Romantiker das Lied zu der hohen Entfaltung gebracht ist, welche es in unseren Tagen zeigt. Die Romantik griff zurück auf das alte Volkslied und machte sich dadurch fähig, den rechten Ton des Liedes für das Volk zu finden. Schubert ist der erste große Meister des Liedes.

Damit soll Johann Reichardt und Karl Friedrich Zelter kein Unrecht geschehen. Aber jener behält bei aller Sanglichkeit doch etwas Trockenes, und dieser, der Freund Goethe's, begnügt sich damit, die Grundstimmung nur leicht zu accentuiren. Bei dem gewaltigen Beethoven aber gestaltet sich das Lied meist gleich zu einer Gesangsscene.

Mit feinster Empfindung verbindet Franz Schubert eine hinreißende Melodik, und weiß, wie in seinen herrlichen Müllerliedern, zugleich den landschaftlichen und scenischen Hintergrund mit realistischer Treue wiederzugeben. Robert Schumann ist sein Rival. Er giebt förmliche Nachdichtungen des Textes, großartige Tongedichte, die von den Worten nicht abgelöst werden können: so sehr geht er auf die feinsten Detailzüge ein. An Schwung und Glut steht Felix Mendelssohn in seinen Liedern Schumann weit nach; aber frisch und faßlich gewinnen sie durch die Einfachheit der harmonischen und melodischen Struktur etwas Volksmäßiges. Ihm schließen sich der fein charakterisirende Ferdinand Hiller und der liebenswürdige Wilhelm Taubert an, während der pointenreiche Robert Franz, schwermüthigen Tones, mehr zu Schumann neigt.

Durch diese Meister und viele Andere, wie Abt, Reisiger, Kücken, Gumbert, ist das Lied in das Volksleben eingeführt worden. Gesangvereine zu seiner Pflege haben sich gebildet, so daß die Musik begonnen hat den wunderbaren Reichthum der Meister ins Volksbewußtsein zu führen und dadurch, läuternd und innerlich erhebend, eine ideale Volksmacht zu werden.



Das Wagner-Theater in Bayreuth.



Bildende Kunst.

Auch die bildende Kunst ist nicht gelöst von dem Leben der Völker. Die Summe der geistigen Strebungen der Zeit gestaltet sie. Daher findet der Gegensatz zwischen Klassizismus und Romantik, welcher Jahrzehnte hindurch die Gemüther bewegt, auch in ihr seinen vielgestaltigen Ausdruck, und die tiefgreifenden Stürme der Mitte des Jahrhunderts konstituiren auch in der bildenden Kunst eine neue Epoche. Aber nicht in der gleichen Weise erscheinen die einzelnen Künste für neue Zeitideen durchdringbar: die Baukunst verhält sich am sprödesten; am leichtesten entzündlich ist die bewegliche Malerei; die Plastik steht in der Mitte der Schwestern.

Die Anfänge der klassischen Richtung. Die Durchforschung Griechenlands, die gewissenhafte Darstellung seiner Monumente, ihre freisinnige Erläuterung durch Winckelmann bezeichnen einen Wendepunkt in der Entwicklung der Kunst: die klassische Anschauung bricht sich Bahn. Rafael Mengs wird von ihr nur gestreift. Erst in den einfachen edlen Gemälden und Zeichnungen von Asmus Carstens gewinnt sie einen bedeutsamen Ausdruck; und die Umrisse John Flaxmann's zu den griechischen Dichtern athmen, in schlichten Linien eine bewunderungswürdige Kraft und Fülle des Innenlebens bergend, echt antike Einfachheit.

In der Plastik zeigt Antonio Canova zuerst den Einfluß der Antike. Aber der Geschmack für weichliche Anmuth lag zu tief in seinem Wesen, als daß er die schlichte Kraft des Alterthums hätte erfassen können; durch Uebertreibungen in der Muskulatur sucht er das Weiche in der Anlage zu verdecken. Dagegen bringt die Architektur bedeutende Schöpfungen aus dem Geiste der Antike hervor, wie es das Brandenburger Thor in Berlin von J. G. Langhans, in Paris die Madelaine-Kirche von B. Vignon und der Triumphbogen am Ende der Elysäischen Felder von Chalgrin sind.

Der Klassizismus in der französischen Malerei. Ueberhaupt vollzieht sich zuerst in Frankreich durch die Einwirkung der Antike eine Umwandlung der künstlerischen Anschauungen. Während aber bei den germanischen Nationen die wieder entdeckte griechische Kunst den tiefgreifendsten Einfluß übt, ist es in Frankreich die Kunst des römischen Alterthums, welche den Künstlern als das große Muster gilt.

Daher das deklamatorische Pathos, welches die Gemälde von Jacques Louis David zeigen, dem Maler der Republik und des Kaiserreichs. Er hat Bestimmtheit in der Zeichnung,

Rundung in den Figuren und läßt durch scharfe Schattirung die Gestalten plastisch aus dem Hintergrunde hervortreten; aber er ist nicht reich an Gedanken und ohne rechte Wärme.

In dem energischen Hervorkehren des klassischen Elements wird David für seine Zeit maßgebend. Doch übertrifft François Gerard den Meister durch Kraft der Farbe und ergreifende Wahrheit des Ausdrucks. Jean Antoine Gros verherrlicht die Siege Napoleon's, aber die Wirkung der lebendigen Schilderung wird oft durch das Theatralische der Haltung und die Schwere des Tons beeinträchtigt. Anne Louis Girodet endlich, beweglicherer Natur als David, ist nicht ohne empfindsame Schwärmerei: bei ihm klingt schon mitunter ein romantischer Ton an.

Die klassische Richtung in der Plastik. Sowenig auch noch Canova von dem klassischen Geiste sich durchdrungen zeigt, so wirksam ist doch sein Vorgang bei seinen Zeitgenossen. Am deutlichsten erscheint dies in Johann Heinrich Dannecker, dessen Ariadne klassische Einfachheit mit gewinnender Anmuth verbindet, in der weichen Behandlung der Formen aber noch an die ältere Zeit gemahnt.



Friedrich Preller.

Dagegen löst sich Gottfried Schadow ganz von der Weise Canova's. Er geht von der Natur aus; die Antike ist ihm das Mittel, die Wirklichkeit stilvoll zu erfassen. So zeigt seine Victoria auf dem Brandenburger Thore in Berlin feuriges Leben mit edlem Maße verbunden, während er die Helden des Siebenjährigen Krieges in realistischer Gestaltung, aber ideal durchgeistigt darstellt.

Ihre Höhe erreicht die klassische Richtung in dem genialen Barthel Thorwaldsen. Seine Heimat ist die antike Welt. Erfüllt von der Schönheit griechischer Kunst, schuf er mit unerschöpflicher Phantasie in edelster Form seine Werke, welche in einfacher Wahrheit der Auffassung, frei von aller Uebertreibung und allem Prunke, eine vornehme Ruhe trotz des innern Lebens athmen. Sein Sinn voll Naivetät in heiterer Schaffensfreude geht auf das Ruhig-Anmuthige; er meidet das Pathos wie den lockenden Reiz. Im Relief ist er geradezu Reformator geworden: die malerischen Elemente, die perspektivische Vertiefung daraus verbannend, stellt er die einfache Weise des griechischen, durch Schönheit und Geschlossenheit der Linien wirksamen Stiles wieder her. Unter seinen Schülern ragen hervor Pietro Tenerani und Emil Wolff. Auch Friedrich Tieck folgt den Spuren des großen Meisters.

In der französischen Plastik dagegen wurde der Klassizismus verflacht und theatralisch aufgebauscht, wie trotz aller Anmuth die Werke von Antoine Chaudet zeigen.

Der strenge Klassizismus in der deutschen Malerei. Ein Schüler Carstens' ist Joseph Anton Koch. Durch ihn werden die Grundsätze des Klassizismus in die deutsche Malerei eingeführt. In seinen Landschaften schränkt sich Koch bei der Wiedergabe der Natur auf das Wesentliche ein, alle Zufälligkeiten läßt er möglichst weg: er stilisirt die Landschaft. Der klare, feste Bau der landschaftlichen Gründe, die ausdrucksvolle Kraft der Formen zeichnet ihn aus;

seine Landschaften erscheinen mehr in Linien als in Farben gedacht. Auch in den Figuren der Staffage läßt er die Stimmung der Landschaft sich wiederspiegeln.

Die reichsten Anregungen verdanken Koch Genelli und Preller. Auch Bonaventura Genelli hat eine Scheu vor allen naturalistischen Zügen; die poetische Erfindung mit einer Neigung zum Allegorischen tritt bei ihm in den Vordergrund. Die drängende Fülle seiner Gedanken fühlt sich durch die Maltechnik beschränkt und führt ihn immer mehr zur Zeichnung. Seine cyklischen Kompositionen athmen antike Sinnenfreudigkeit. Ebenso zeigt Friedrich Preller den Einfluß Koch's. Seine herrlichen Kompositionen zur Odyssee erheben ihn zu einem der größten Landschaftsmaler der neueren Zeit. Denn seine idealistische Richtung hindert ihn nicht, die Natur scharf zu beobachten und mit außerordentlicher Wahrheit wiederzugeben.

Das Emporkommen der Romantik. Die Nazarener. Mehr als der Klassizismus hatten ohne Zweifel die romantischen Tendenzen etwas die Jugend Ansprechendes. Sie wiesen auf die Bedeutung des nationalen Lebens hin, sie eröffneten den Blick in eine reich und groß erscheinende Vergangenheit.



Peter von Cornelius.

Erfüllt mit solchen jugendlich begeisternden Anschauungen fanden sich in Rom vier junge deutsche Maler zusammen. Denn noch immer bot Rom, wenn auch durch Napoleon ausgeraubt, mit seinen Resten der antiken Kunst, mit seinen herrlichen Schöpfungen der Renaissance eine Fülle von Anregungen und Mustern, die der deutschen Heimat fehlten. Wackenroder's Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders hatten die Jünglinge hingerissen. Es waren Peter Cornelius, Friedrich Overbeck, Philipp Veit und Wilhelm Schadow. Durch gleiche Gesinnung verbunden, studirten sie die Fresken aus der Glanzzeit der italienischen Kunst. Overbeck's Atelier in einer Zelle des leer stehenden Klosters San Isidoro auf dem Monte Pincio wurde ihr Mittelpunkt. In gemeinsamer Arbeit führten sie im Auftrage des preußischen Generalkonsuls Bartholdy in der Casa Zuccaro auf dem Monte Pincio die Geschichte Joseph's in Frescogemälden aus. Die Wirkung war groß: die Berechtigung der Romantik war erwiesen.

Friedrich Overbeck hielt mit Strenge die Richtung der christlichen Romantik fest; er blieb das Haupt der „Nazarener". Weniger Strenge bewahrte Philipp Veit, in dessen religiösen Gemälden die Farbentechnik schon größeren Reiz entfaltet. Auch der kraftvolle Joseph Führich und der sehr vielseitige Eduard Steinle folgen dem Vorgange Overbeck's.

Cornelius und die Münchener Schule. Der größte Genius des Kreises von San Isidoro war Peter von Cornelius, der sich in großartiger Freiheit als einer der gewaltigsten und tiefsinnigsten Meister der deutschen Kunst entwickelt hat. 1820 aus Rom als Direktor der Akademie nach Düsseldorf berufen, wurde er 1825 durch König Ludwig I. von Bayern an die Spitze der Münchener Akademie gestellt und schuf hier Gestalten, in denen alle Schönheit und Erhabenheit, aber auch alle Leidenschaft einen überwältigenden Ausdruck findet. Seine Zeichnungen für den Campo Santo in Berlin sind von unvergleichlicher Frische, aber

erschütternd durch die Gewalt des Ausdrucks, während er in den Loggienbildern die Geschichte der christlichen Kunst in lebendiger Anmuth und Naivetät schildert.

Cornelius' gewaltige Persönlichkeit wurde maßgebend für die ganze Münchener Kunstrichtung in der Malerei: einen strengen Idealstil entwickelte sie an den monumentalen Aufgaben, welche ihr der hohe, wenn auch eigenwillige Kunstsinn des Königs Ludwig stellte. Am nächsten steht Cornelius sein Schüler Wilhelm Kaulbach, reich an poetischem Gehalt und lebensvoller Schönheit, von glänzender Begabung für das Satirische. Sehr bedeutend sind Karl Rottmann's Landschaften durch den Ernst der Auffassung und die sichere Betonung des Charakteristischen. Julius Schnorr dagegen, ernst und gediegen, leistetete erst später in Dresden in seiner Bilderbibel sein Bedeutendstes.

Geflissentlich entzog sich dem Einflusse des großen Meisters Heinrich Heß, der durch weichliche Färbung und Charakteristik den Beifall zu gewinnen strebte. Ihm folgte auf diesem Wege Johann Schraudolf.

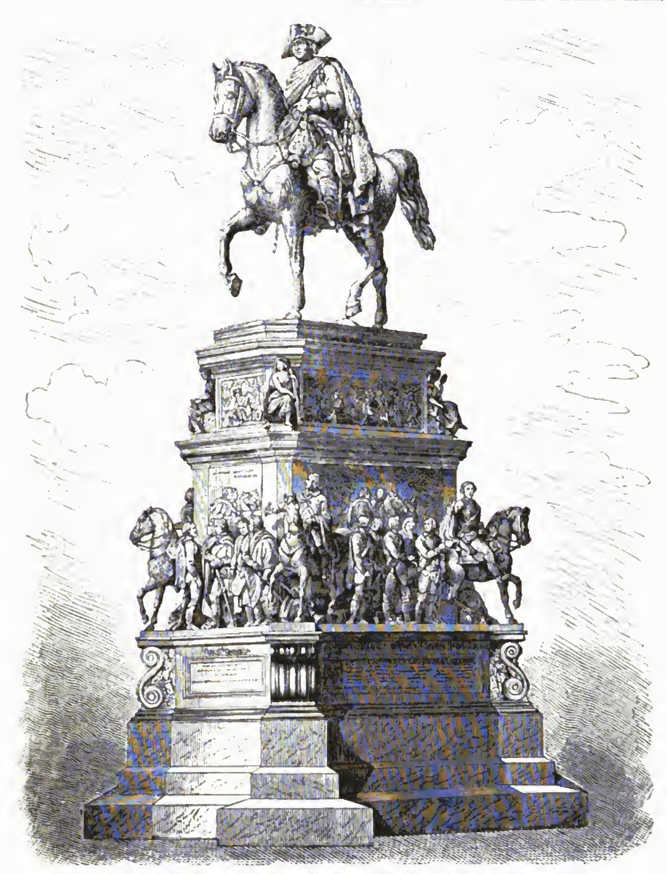


Karl Friedrich Schinkel.

Die Düsseldorfer Malerschule gewann erst unter dem Nachfolger von Cornelius, unter Wilhelm Schadow, ihr eigenartiges Leben. In Düsseldorf bildeten die Maler eine kleine Welt für sich: das gab auch ihrer Kunst einen gewissen Familiencharakter. Monumentale Aufgaben fehlten; fast ausschließlich wurde daher das Oelbild gepflegt. Von dem wirklichen großen Leben wenig berührt, mieden die Künstler auch in ihren Gemälden das Wilde und Bewegte, Kraft und Tiefe. Sie ergehen sich in sanften Kontrasten, sie erstreben das Gefällige und Zarte; sie zeigen eine edle Innigkeit, liebevolle Hingabe an die Natur, Schönheit des Kolorits und leise romantische Anklänge.

Der kräftigste und vielseitigste Maler der Schule ist Karl Friedrich Lessing, dessen historische Bilder, mit äußerster Sorgfalt entworfen, ein ungekünsteltes Pathos und warmen patriotischen Sinn zeigen; in seinen Landschaften bevorzugt er die ernste Scenerie. Zu den bedeutendsten Künstlern der Schule gehören außer ihm der elegische Eduard Bendemann, der Maler der Frauen Karl Sohn, der mittelalterlich-romantische Hermann Stilke, der Märchenmaler Eduard Steinbrück, der Bauernmaler Jakob Becker und Adolf Tidemand, der fröhliche Adolf Schrödter, der humorvolle, aber etwas trockene Johann Peter Hasenclever. Die Landschaft vertreten mit Glück Johann Wilhelm Schirmer, Oswald und Andreas Achenbach und Hans Gude, die der Düsseldorfer Richtung sehr zusagende Genremalerei Ludwig Knaus und Benjamin Vautier.

Aehnlich wie in Düsseldorf entwickelte sich in Berlin und Dresden die Malerei, obgleich es hier an dem festen Zusammenhalt der Schule fehlte. In Berlin vertreten Historienmalerei Karl Schorn und der treffliche Kolorist Julius Schrader, das Genre der gemüthliche Eduard Meyerheim, das Porträt Eduard Magnus und der auch als Pferdemaler bedeutende Friedrich Krüger. In Dresden ragt durch seine gemüthvollen Bilder Ludwig Richter hervor und der höchst charakteristische Alfred Rethel.



Denkmal Friedrich's des Großen von Rauch. (Zu S. 554.)

Die Architektur. Bisher hatte die Baukunst zwischen verschiedenen Stilen hin- und hergeschwankt; erst Karl Friedrich Schinkel gab ihr einen organischen Charakter: er lehrte sie wieder dichten und denken. Er sah in der griechischen Architektur den reinsten und zweckmäßigsten Ausdruck architektonischer Gedanken. Daß er es verstanden hat, eine ähnliche Reinheit und Gesetzmäßigkeit seinen Werken einzuprägen, darin liegt die Bedeutung Schinkel's, nicht etwa blos in der Wiederbelebung der antiken Architektur. Auf Zweck und Material nimmt er genaue Rücksicht; die harmonische Einfügung des Einzelbaues in die architektonische und landschaftliche Umgebung versteht er wie Keiner.

An Schinkel schlossen sich zahlreiche jüngere Künstler an, welche namentlich in dem Villenbau in seiner Gliederung und sinniger Einordnung in die Umgebung Bedeutendes geleistet haben; denn der Villenbau gestattete ihnen freiere Bewegung als die öffentlichen Bauwerke.

Weit hinter Schinkel steht Leo von Klenze in München zurück. Für ihn blieb die griechische Architektur nur eine glänzende Dekoration; wirklich durchdrungen hat er sie nicht. Ihm gegenüber vertrat in München Friedrich Gärtner die Romantik; doch hält er sich ebenso wenig an den frühmittelalterlichen, den romanischen Stil, wie Klenze an den antiken.

Die Höhe der Plastik. Auch in der Plastik waren München keine Triumphe beschieden. Hier schuf Ludwig Schwanthaler Bildwerke in großer Zahl, ein Künstler von fruchtbarer Erfindung und glücklichem dekorativem Talent, aber nirgends den Charakter der Darstellung tief und zugleich lebendig erfassend. Mit einer Neigung für das Romantische schmiegte er doch leicht jedem Stile sich an. Sein Schüler ist Anton Fernkorn in Wien.



Christian Rauch.

Für die Plastik war wie für die Architektur Berlin der klassische Ort, die Wirkungsstätte Christian Rauch's. In meisterhafter Weise bringt Rauch die harmonische Verbindung der Stilgesetze der antiken Kunst mit einem maßvollen Realismus, die schon Schadow angebahnt hatte, zum Ausdruck. Seine Victorien, Idealbilder von klassischer Schönheit, bezeugen den Reichthum seiner Phantasie; sein Grabmonument der Königin Luise offenbart eine reine Anmuth und rührende Schönheit der Erscheinung mit schlichter Natürlichkeit in tief ergreifender Wirkung. In seiner Charakteristik und lebensvoller Auffassung stellt er die Helden der Befreiungskriege hin und schließt mit dem großartigen Denkmale Friedrich's des Großen, das kühn über das Herkömmliche sich hinwegsetzend, den großen König inmitten seiner Zeit zeigt.

Zu Rauch's begabtesten Schülern gehören Friedrich Drake, Gustav Bläser, Bernhard Afinger, Friedrich Anton Schievelbein und der Thierbildner Gustav Kiß. Das glänzendste Denkmal der Schule sind die Marmorgruppen der Berliner Schloßbrücke. Auch Ernst Rietschel in Dresden ist aus Rauch's Werkstätte hervorgegangen.

Bis in die folgende Generation hinein wirkt die Anregung des genialen Meisters, bis auf den idealistischen Erdmann Encke, den romantisch angehauchten Johannes Schilling und den frisch realistischen, anmuthigen Fritz Schaper, denen gegenüber Reinhold Begas, von der Spätrenaissance beeinflußt, eine derbe Natürlichkeit zeigt.

In Frankreich dagegen war der Klassizismus, an Canova sich anschließend, in Weichlichkeit und seelenlose Glätte ausgeartet, wie sie James Pradier zeigt. Die Frische und Naturwahrheit Pierre Jean David's aus Angers machte dem ein Ende: durch ihn wurde die französische Plastik zu einer realistischen Auffassung zurückgeführt, die jedoch einzelne der klassischen Tradition entlehnte Züge beibehielt. Englands bedeutendster Bildhauer John Gibson, dem römischen Künstlerkreise sich anschließend, hielt sich innerhalb der klassischen Tendenzen.

Wandlungen der französischen Malerei. Mehr und mehr verfiel in Frankreich der Klassizismus der David'schen Schule in Manierirtheit; Wahrheit und Schwung gingen verloren. Berechtigt also erschien der Widerspruch, welchen die Romantiker dagegen mit der Forderung nach packender Wahrheit und ungeschminkter Natürlichkeit erhoben.

Mit getheiltem Erfolge eröffnete Theodor Gericault den Kampf. Bald trat ihm Eugen Delacroix zur Seite, der dem Wohlklange der Farbe die Zeichnung unterordnete. Seinem Vorgange folgte Ary Scheffer. Jedoch erst mit Paul Delaroche gelangte die romantische Richtung zu völligem Siege. Mit Vorliebe wählte er schaurige Momente der Geschichte für seine Darstellung, aber er zeigte viel Diskretion in der Schilderung des Schreckens; freilich gebricht es darum der Auffassung mitunter an Lebendigkeit.

Das Julikönigthum übte nicht geringen Einfluß auf die Entwicklung der Malerei. In seinen Bauten hielt es durchaus den antikisirenden Stil fest; zur malerischen Ausschmückung derselben berufen, sahen sich die Romantiker genöthigt, ihre Bilder mit der architektonischen Umgebung in Einklang zu bringen: sie mußten jetzt auch der symmetrischen Anordnung, der geschlossenen Gruppirung, der Schönheit der Linien ihr Recht gewähren. Dazu kam ein anderes Moment. Die Eroberung von Algier lenkte die Blicke auf die farbenprächtige Welt des Orients. Dort fanden die romantischen Koloristen ein dankbares Stoffgebiet, das Delacroix und Alexander Decamps große Triumphe gewährte. Für die Waffenthaten der Franzosen in Algier aber wurde Horace Vernet der Herold; durch seine Bilder machte er sie populär. Seine frische Lebendigkeit verbunden mit kecker Natürlichkeit sprach allgemein an; eindringendes Nachdenken verlangten seine Bilder nicht. Er wurde tonangebend für die Maler der Ruhmeshalle, zu welcher Louis Philipp das Versailler Schloß umschuf.



Horace Vernet.

Einen eigenen Weg indessen ging Ary Scheffer, indem er sich mit steigendem Eifer und Erfolge dem religiösen Gedankenkreise zuwandte, wozu in späteren Jahren auch Delaroche neigte.

Von einem Schüler David's ging die Versöhnung zwischen der klassischen und romantischen Richtung aus. Jean-Auguste Ingres betonte die lineare Schönheit, aber er würdigte auch die feinere Farbenwirkung. Vertreter des Idealismus ging er doch von einem gründlichen Naturstudium aus. Von großer Empfänglichkeit für verschiedenartige Gedankenwelten hat er der französischen Malerei für den Kultus des Nackten wie für das archäologische Sittenbild den Ton angegeben, besonders jedoch für die spätere religiöse Malerei. Ingres' Schüler ist der liebenswürdige Jean Flandrin; unter seiner Anregung steht auch der Maler des italienischen Volkslebens Leopold Robert.

Die innere Erneuerung der deutschen Malerei. Ein Mißbehagen ging durch die deutsche Kunst. Ein vollerer Pulsschlag ging seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV.

durch das öffentliche Leben. Auch von der Kunst erwartete man Schilderungen voll dramatischen Effektes, farbenkräftig und von packender Wahrheit. Die gemüthliche Düsseldorfer Schule sprach nicht mehr an. Aber auch die Münchener war seit Cornelius' Berufung nach Berlin führerlos. Da machten zwei niederländische Bilder 1843 eine Rundfahrt durch Deutschland; sie wurden allerorten mit dem ungemessensten Beifall begrüßt: sie boten, was man von der deutschen Kunst verlangte. Es waren Louis Gallait's Abdankung Karl's V. und Eduard de Biefve's Kompromiß der Edlen von Breda, mit frischer Lebendigkeit in einer Farbenpracht gemalt, für welche Rubens das Vorbild abgegeben hatte.

Aber schon hatte Wilhelm Kaulbach den gleichen Weg eines kräftigeren Realismus eingeschlagen. Er verband damit Gedankentiefe und Reichthum der Komposition. Damit war der Klassizismus durchbrochen. Aber so bedeutend Kaulbach ist, seine Kraft reichte doch nicht aus, eine neue einheitliche Kunstweise zu begründen.


Wilhelm von Kaulbach.

Dagegen erlebte die romantische Richtung noch einen großen Erfolg, bevor sie zu Ende ging. Moritz von Schwind bewies, daß die Romantik über einen köstlichen Schatz volksthümlicher Poesie und bezaubernder Anmuth gebiete: mit seinen Märchenbildern drang er dem Volke ans Herz. Und neben ihm schilderte Ludwig Richter in Dresden das traute deutsche Familienleben mit einer Innigkeit, welche in die Tiefe drang. Heiter und anspruchslos, trifft er wie Schwind den vollen Herzenston. Otto Speckter, Oskar Pletsch, Paul Thumann folgen ihm, ohne ihn zu erreichen.

Mit Adolf Menzel in Berlin bringt die realistische Richtung in Deutschland durch. Mit lebensvoller Wahrheit und frappanter Treue schildert er die Zeit Friedrich's des Großen: das Volksthum in Stimmungen und Charaktertypen darzustellen ist sein Ziel. Aber ebenso weiß sein ungeschminkter Realismus in geistreich zugespitzter Zeichnung das moderne Leben wiederzugeben. Er signalisirt die Spur, auf der die Kunst weiter wandelt.

Die Malerei des zweiten französischen Kaiserreichs. Mit allen Mitteln suchte der Despotismus des zweiten Kaiserreichs die Geister von den großen Interessen des Staates und des Volkes abzulenken. Damit verliert auch die Kunst den Sinn für das Große und Heldenmäßige. Die Schilderung des Privatlebens tritt in den Vordergrund, jener Freuden und Genüsse, denen ein inhaltsleeres Leben sich ergiebt. Sinnenreiz wird vielfach das Ziel; der Kultus des Nackten gewinnt an Ausdehnung, nicht selten hat das Leben der Demimonde, wie in der Literatur, die Stoffe zu liefern. Die Technik ist raffinirt, die Behandlung ganz naturalistisch.

Virtuosen in der Darstellung selbstgefälliger Frauenschönheit sind Alexander Cabanel und Paul Baudry; Jean Leon Gerome enthüllt das orientalische Leben; Narcisse Diaz sucht die düsteren Gründe seiner Landschaften durch Nymphen und grelle Staffage zu beleben.

Hochbedeutend dagegen ist Louis Meissonier. Seine kleinen Bilder sind mit einer Sorgfalt gemalt, welche an die alten holländischen Feinmaler erinnert. Sie zeigen eine

unvergleichliche naive Lebendigkeit und eine zugespitzte Charakteristik von pikantem Reize. Denn seine scharfe Beobachtungsgabe durchdringt auch das Kleinste. Sein Gegensatz ist der begabte, aber rasch und flüchtig arbeitende Gustav Doré, dem indessen der Effekt der landschaftlichen Stimmungen nicht selten trefflich gelingt.

Malerische Stimmung ist überhaupt das Ziel der französischen Landschafter. Einfach und wahr sind die Landschaften Theodor Rousseau's, der die intimsten Seiten der landschaftlichen Natur zu belauschen versteht. Realistischer ist Charles Daubigny. Constant Troyon versetzt seine Thierscenen hinein in sehr wirkungsvolle Landschaften. Er leitet hinüber zu der Thiermalerei, in der zumal durch ihre Pferde Rosa Bonheur hervorragt. Ganz abweichende Richtung hält dagegen der Schweizer Alexander Calame inne: er wählt stets großartige Prospekte.

Auch das Genrebild nimmt eine realistische Gestaltung an. Mit einer gewissen schwermüthigen Herbheit malt Jean Millet seine Scenen aus dem Bauernleben, während Jules Breton in freundlicheren Bildern seine Feldarbeiter mit einem leisen idealen Hauche überzieht. Der Vertreter des groben Naturalismus ist Gustav Courbet, dem seine Vorliebe für das Häßliche, Gedrückte, Flegelhafte den Namen des Malers der Sozialdemokratie eingetragen hat.



Andreas Achenbach. (Zu S. 558.)

Die niederländische und englische Malerei. Durch die Rückkehr zu den alten holländischen Meistern hatte die niederländische Malerei, von dem französischen Einflusse sich lossagend, einen neuen Aufschwung genommen. Den Ruhm Gallait's und Biefve's übertraf bald Hendrik Leys, welcher die Malweise und Darstellung der Maler des sechzehnten Jahrhunderts in alterthümelnder Weise nachahmte. Mit größerer Freiheit, die Fehler der Alten vermeidend, bildete sich sein Schüler Lourens Alma-Tadema. Mit archäologischer Genauigkeit zeichnete er in Geräthen, Gewändern und Architektur Hintergrund und Umgebung, aber seine Personen, mögen es Römer oder Franken sein, sind in ihren Formen und Bewegungen modern. Sehr fein charakterisirt er den Gesichtsausdruck; seine Farbe ist kräftig und harmonisch; aber doch läßt er kalt: es fehlt ihm das Pathos seines Lehrers.

Ganz nach Rubens hatte sich Antoine Wiertz gebildet, dessen Genialität Bilder von Anmuth und Großartigkeit schuf, bis sie in Wahnsinn unterging. —

Während der napoleonischen Kriege von dem Verkehre mit dem Kontinent ausgeschlossen, hatte sich die Malerei in England eigenartig, fast ohne Muster entwickelt. Landschaft und Genre waren die bevorzugten Gattungen. In der Landschaft pflegten John Crome und John Constable einen schlichten, ungeschminkten Naturalismus mit liebevoller Wärme. William Turner dagegen ging von der Nachahmung Claude Lorrain's aus; seine Bilder zeigen mächtige Formen mit einer tiefen und reichen, obwol mitunter wunderlichen Färbung. Sir Charles Eastlake hatte sich nach den Venetianern gebildet.

Umgekehrt legt David Wilkie auf die Farbe wenig Gewicht. Ihm ist in seinen freundlichen Genrebildern aus dem englischen Volksleben die Lebendigkeit der Schilderung und die Naivetät des Ausdrucks die Hauptsache. Als Thiermaler gewann Edwin Landseer weiten Ruhm.

Die moderne Malerei in Deutschland. Nirgends schärfer als in Deutschland unterscheidet sich von der vormärzlichen Zeit die moderne. Fast ausschließlich wird durch die lebensvolle Gegenwart das Interesse in Anspruch genommen. Die Malerei überflügelt weit ihre Schwesterkünste. Der Zusammenhang der Schulen hat sich gelöst: der Künstler ist auf sich selbst gestellt. Die Weltausstellungen lockern die nationale Abgeschlossenheit, aber sie steigern auch das Verständniß für fremde Kunstformen. Entscheidend ist nicht mehr das Urtheil einzelner Kunstliebhaber, sondern das durch die regelmäßigen Ausstellungen gebildete allgemeine Urtheil. Dies zügelt den Subjektivismus; es zu gewinnen wird das Streben der Künstler, denn auf den Ausstellungen entscheidet sich in der Regel ihr Schicksal. Daher kommt es, daß die moderne Kunst weit überwiegend ihre Stoffe dem Leben der Gegenwart entnimmt, und daß sie eine unmittelbar nicht den Kenner, sondern die Menge fesselnde Darstellung anstrebt. Im Einzelnen aber gehen die Wege weit auseinander.



Adolf Menzel.

In der Landschaft bleibt Andreas Achenbach der Meister. Ihn zieht besonders die wildgroße Natur an, welche im stürmischen Kampfe ihr Leben zeigt. Eduard Schleich dagegen betrachtet die Natur mit der Empfindung des Dichters; die Stimmung in seinen unscheinbaren Landschaften ist ihm die Hauptsache. Trefflich schildert die Landschaft Italiens Oswald Achenbach, während Benjamin Hermann Eschke, stets anziehend und gediegen, die tausend Wandlungen des Meeres malt. Eduard Hildebrandt umspannt die ganze Erde. Unter den Thiermalern ragen hervor die trefflichen Rindviehmaler Friedrich Voltz und Rudolf Koller, der virtuose Maler der Schafe Albert Heinrich Brendel und als Pferdemaler Franz Krüger und Karl Steffeck.

Im Porträt suchen die Maler, durch keine Rücksicht auf Eleganz und feine Anmuth zurückgehalten, die individuelle Charakteristik so weit wie irgend möglich zu treiben. Weit übertreffen den flachen und geistlosen Franz Winterhalter durch reiche Lebensfülle Gustav Richter, durch feine Farbenstimmung Franz Lenbach. Ihnen schließen sich an Karl Biermann, Gustav Gräf, Karl Gussow und Heinrich von Angeli.

Im Genre vertritt Benjamin Vautier voll warmer Empfindung die Düsseldorfer. Schärfere Zuspitzung der Situation und glänzendere Farbenwirkung zeigen die Berliner, zumeist der stets geistvolle und bedeutende Adolf Menzel und der humoristische Paul Meyerheim. Auch Karl Becker, Fritz Werner und Wilhelm Amberg sind zu nennen. Aber weit gehen gerade im Genre die Richtungen auseinander: der Eine betont mehr die dramatische Wirkung, wie Bokelmann, der Andere mehr die Farbenwirkung wie Becker; Eduard Grützner schildert humoristisch das Klosterleben, Franz Defregger führt uns nach Tirol. Frische Bergluft weht aus seinen Bildern; mit unvergleichlicher Wahrheit schildert er die Urwüchsigkeit

seiner Landsleute, ergreifend ihren tapferen Patriotismus. Aber die Palme gebührt doch Ludwig Knaus. Unerschöpflich in Erfindung, kunstvoll in der Komposition, voll glücklichen Humors und naiven Vortrags ist er stets des Erfolges sicher.

Die Schlachtenmalerei entwickelte die kriegerfüllte Zeit. Franz Krüger war der Maler der Paraden; aber die glänzenden Kriegsthaten des Heeres haben in Peter Heß und Karl Steffeck, vornehmlich jedoch in Georg Bleibtreu, Emil Hünten und Wilhelm Camphausen ihre meisterhaften Schilderer gefunden, während die großen Staatsaktionen Anton von Werner einen dankbaren Stoff boten.

Gegensatz des Idealismus und Realismus. Immer aber gab es daneben auch Meister, welche sich dem allgemeinen Zuge der modernen Malerei nicht einordnen wollten; idealistischen Zielen nachstrebend, verschmähten sie das Urtheil der Menge. So steht Karl Rahl, von poetischen Ideen erfüllt, durchdrungen vom Geist der Antike, fast einsam da. Auch Anselm Feuerbach war ein Künstler von reicher Begabung und großer Kraft, in dessen Gestalten sich bald Tiefe der Empfindung, bald eine außerordentliche Mannichfaltigkeit der Stimmung wiederspiegelt; aber nur kleine Kreise gewannen für ihn Verständniß.



Karl Piloty.

Vollends für die Menge unverständlich wird der Idealismus, wenn er zum Subjektivismus entartet, welcher durch die Mittel der Malerei die Phantasien, die in Worte nicht mehr faßbaren Gedanken des schaffenden Künstlers versinnlichen will. So wollen die Gemälde von Gabriel Max die Enthüllungen seiner intimsten Empfindungen sein, seines Ekels an der Schalheit des Sinnengenusses und seines Verlangens nach Erlösung. Arnold Böcklin wählt die phantastisch-dämonischen Fabelwesen der alten Welt mit Vorliebe zur Verkörperung seiner subjektiven Gedanken, oder er erfindet sich dazu eigene Wesen, die er wunderbar in die landschaftliche Umgebung hineinzustimmen weiß. Dennoch bleibt diese Richtung eine Entartung der Kunst.

Den Gegensatz zu diesen Bestrebungen bildet der Realismus, welcher die tadellos treue Wiedergabe der Wirklichkeit auch in den geringfügigsten Einzelheiten anstrebt. Natürlich wird dabei der Hauptnachdruck auf die kräftige Farbenwirkung gelegt; Komposition und Geschlossenheit der Darstellung kommen erst in zweiter Linie, so daß nicht selten das Bild in eine lose Reihe anspruchsvoller Einzelheiten sich auflöst oder die Farbe den Gedanken erstickt.

Begonnen wurde die realistische Richtung in München durch Karl Schorn, welcher den Einfluß von Ingres und den niederländischen Malern auf sich einwirken ließ. Ihre Höhe erreicht sie in Karl Piloty, welcher der historischen Genremalerei wieder frischeres Leben einflößt. Meister der Technik, übt er die sorgfältigste Detailmalerei; seine Persönlichkeit schiebt er in den Hintergrund, doch in seiner Thusnelda zeigt er eine begeisterte Hingebung, welche des tiefen Eindrucks nicht verfehlt.

Schon vor Piloty hatte Julius Schrader den Realismus in Berlin eingebürgert. Karl Gussow vertrat ihn eine Zeit lang durch eine Reihe ziemlich nüchterner Bilder, deren Stoffe

den trivialsten Volkskreisen entnommen waren, während Eduard von Gebhard das religiöse Gebiet durch Einflechtung realistischer Züge zu beleben suchte.

In Wien vertritt die Richtung Hans Makart, ein Schüler Piloty's. Virtuos im Farbeneffekt, opfert er ihm nicht nur die Wahrheit, sondern auch die Deutlichkeit seiner Gestalten. Luftperspektive und Vertiefung des Raumes ist nicht seine Sache; er bringt daher die Gruppirung möglichst auf eine Linie. Seine Phantasie ist auf die Verherrlichung eines glänzend sinnlichen Lebens gerichtet; aber es fehlt seiner Sinnlichkeit an Frische und Naivetät, so daß sie stets in das Lüsterne schwankt.

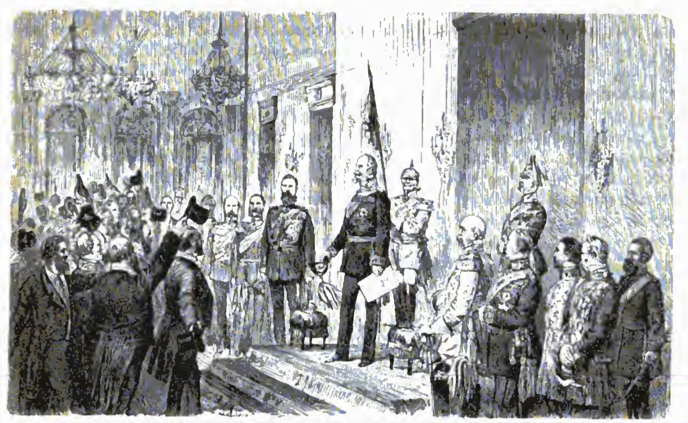
Aus Piloty's Schule sind auch der Ungar Michael Munkaczy und der Russe Heinrich Siemiradsky hervorgegangen; doch haben sie sich in ihren effektvollen Reiz erstrebenden Bildern mehr der französischen Malweise angeschlossen.

Die Kunst im Leben. Eine Stellung im Leben hat die Kunst erst in unseren Tagen gewonnen. Sie ist nicht mehr nur den Kreisen Bevorzugter zugänglich, sondern sie hat angefangen, ein Gemeingut des Volkes zu werden. Dazu haben die in allen Hauptstädten entstandenen, für Jedermann offen stehenden Museen, die stehenden oder regelmäßig wiederkehrenden Ausstellungen sehr wesentlich beigetragen, mehr indessen noch die hohe Vervollkommnung der Vervielfältigungsarten. Der Kupferstich hat es durch Meister wie Müller und Mandel gelernt, geradezu Farbenstimmung zu erzeugen; der Holzschnitt, den Stahlstich überflügelnd, ist unter Anlehnung an die alten Meister wieder zur Kunsthöhe emporgebracht. Dadurch sind Kunstwerke wie Schnorr's Bilderbibel allgemein zugänglich geworden, und in würdigen Nachbildungen sind die Erzeugnisse der Kunst bis in die schlichtesten Familien gedrungen. Seit 1840 gewinnt auch die Kunst der Illustration an Ansehen und Ausbreitung. So bildete sich Sinn und Empfänglichkeit für das Schöne.

Allmählich kam das Volk nunmehr auch zu der Erkenntniß, wie wenig die Erzeugnisse des Kunsthandwerks, die feineren Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, künstlerischen Anforderungen entsprächen. Grell trat dies auf der Londoner Weltausstellung 1851 ins Bewußtsein. Eine Bewegung begann, durch Hinweisung auf gute Muster die Kunstindustrie zu heben. Es war die deutsche Kronprinzessin Viktoria, welche mit dem hingebendsten Eifer für die Förderung des Kunstgewerbes thätig war. Sie rief als einen Mittelpunkt solcher Bestrebungen das Kunstgewerbemuseum in Berlin ins Leben; und nicht zum Geringsten ihr Verdienst ist es, daß künstlerisch stilvoll gestalteter Hausrath anfängt auch in den Wohnzimmern der Familien eine Stätte zu finden, auf daß im täglichen Umgange das Schöne sittigend und veredelnd das ganze Leben des Volkes durchdringe.



Das Kunstgewerbemuseum in Berlin.



Eröffnung des deutschen Reichstages durch Kaiser Wilhelm. Zeichnung von H. Lüders.

Schluß.

Das letzte Jahrzehnt.



Drei Tage habe ich mit dem Sieger gestritten, um der Nationalgarde von Paris die Waffen zu belassen", berichtete Julius Favre am 23. März 1871 in der französischen Nationalversammlung in Versailles. „Und", setzte er beschämt hinzu, „ich habe Unrecht gehabt." Denn die Nationalgarde benutzte die ihr belassenen Gewehre und Kanonen dazu, um der republikanischen Regierung in Versailles Widerstand zu leisten. Paris hatte am 18. März die Herrschaft der „Kommune", der rothen Republik proklamirt.

Tausende verlorener Existenzen forderten, sobald die Deutschen abmarschirt waren, die Kommune, um durch den Schrecken sich im Besitze der Macht zu behaupten, die Kleinbürger verlangten sie als das Recht, ihre Angelegenheiten selbst zu verwalten, der Arbeiter sah in der Kommune den Sozialstaat der Zukunft. Die Pariser Nationalgarde war ihre Armee. Freilich barg sie mehr als 20,000 bestrafte Subjekte. Zu ihrer Unterstützung wurde ein Corps aus Marktweibern und öffentlichen Dirnen organisirt und Denunziationsbureaux errichtet, unter deren Terrorismus Paris klar gemacht wurde, was die Volksmasse unter Freiheit verstände. Mit Linientruppen und entlassenen Kriegsgefangenen zog Mac Mahon gegen die Kommunards, welche durch Erschießung von Geiseln, durch Vernichtung der öffentlichen Denkmäler, durch Einäscherung der Tuilerien, des Stadthauses und eines Theiles des Louvre der Freiheit ein „würdiges Leichenbegängniß" bereiten wollten. Vom 21. bis 28. Mai wurde Paris erobert und durch Massenerschießungen und Massendeportationen der Revolution der Proletarier ein Ende gemacht. Mit Schrecken und Abscheu war man inne geworden, wohin die sozial-demokratische Bewegung strebte.

In Deutschland wurden Vielen über die Ziele der Sozialdemokratie erst die Augen geöffnet, als Bebel, einer der Führer der deutschen Sozialdemokraten, die Pariser Kommune

im deutschen Reichstage zu verherrlichen sich erdreistete. Begonnen hatte hier die Bewegung mit Ferdinand Lasalle, welcher „Produktivassoziationen mit Staatshülfe" anstrebte, d. h. Vereinigungen der Arbeiter eines Gewerbes zur selbständigen, jedoch vom Staate unterstützten Ausführung gewerblicher Unternehmungen. Allein bis zu seinem Tode (1864) hatte er trotz rührigster Agitation noch nicht mehr als 4610 Anhänger zusammengebracht. Viel weiter, die Lassallianer bald überholend, ging indeß die Londoner „internationale" Arbeiterassoziation, an deren Spitze Karl Marx stand. Sie wollte, durchaus kommunistisch, eine völlige Umgestaltung der Grundlagen des Staates, der Kirche, der Familie und des Wirthschaftslebens. Aber während die Internationale in den romanischen und slavischen Ländern den Stempel der Anarchie trug und dadurch abschreckend wirken mußte, hielt sie in Deutschland den Staatsbegriff fest, nur von allem jetzt Drückenden befreit, so daß das Gute, was jetzt der Staat bot, auch in dem sozialistischen Zukunftsstaate bewahrt zu sein schien. Das förderte die Agitation außerordentlich, zumal im Mai 1875 in Gotha auch die lange erstrebte Vereinigung beider Parteien in der Weise stattfand, indem die Lassallianer dem kommunistischen Programm der Umwandlung der Privatarbeit in Gesellschaftsarbeit beitraten. Infolge dessen waren schon 1877 die Sozialdemokraten im Stande, fast eine halbe Million Stimmen aufzubringen und zwölf Abgeordnete in den Reichstag zu entsenden.

Gegen dies bedrohliche Anwachsen der staatsgefährlichen Partei verlangte die deutsche Reichsregierung von dem Reichstage die Bewilligung von zügelnden Ausnahmegesetzen. Indeß erst als die Internationale durch Mordanschläge gegen die Fürsten die Regierungen zu schrecken suchte und Kaiser Wilhelm selbst durch einen Meuchelmörder so bedenklich verwundet war, daß er vom 4. Juni bis zum 5. Dezember 1878 seinem Sohne die Regierung übertrug, ward die Nothwendigkeit von Repressivmaßregeln erkannt. Ausnahmegesetze, welche die Agitation ziemlich wirksam hemmten, wurden bis zum 31. März 1881 gegeben und dann wiederum auf drei Jahre verlängert.

Es war überhaupt ein großes Glück für das junge Deutsche Reich, daß dieselben Männer, welche es geschaffen hatten, am Steuerruder ihm auch fernerhin erhalten blieben; denn an Klippen im Fahrwasser fehlte es nicht. Feind waren ihm die Anhänger des Alten, feind die Partikularisten, feind aber vor Allem dem protestantischen Weltreich die Ultramontanen. Auf den Ruf des von den Jesuiten gelenkten alten Papstes durchdrang ein unheimliches Leben die ultramontanen Bestrebungen. Massenwallfahrten kamen in Schwang, und in Marpingen und Lourdes erschien die Jungfrau Maria Auserwählten und Wunder geschahen verblüffendster Art. Die Massen wurden fanatisirt und durch die Kapläne zur Wahlurne geführt. Die „Centrumspartei" im Reichstage entstand, bald verstärkt durch Polen nnd Partikularisten. Der uralte, stets glimmende Gegensatz zwischen Kirche und Staat schlug in hellen Flammen auf; ein Geist des Widerstandes gegen Maßnahmen des Staates machte sich bemerkbar.

Der Kampf war unvermeidlich. Ihn zu führen wurde Adalbert Falk zum Kultusminister in Preußen ernannt. Die „Maigesetze" wurden 1873 erlassen, welche die Aufsicht über die Schulen dem Staate übertrugen und die Jesuiten und verwandte Kongregationen aus dem Staate verbannten; widerspenstige Priester wurden in Strafe genommen, Bischöfe verhaftet und abgesetzt. Die katholischen Blätter aber reizten zum Widerstand, bischöfliche Hirtenbriefe schürten die Widersetzlichkeit. In der Encyklika vom 5. Februar 1875 erklärte der Papst alle neuen Kirchengesetze für ungiltig und verbot, ihnen zu gehorchen. Infolge dessen stellte Preußen alle bisherigen Staatszahlungen an die katholische Kirche im Betrage von 1¾ Mill. Mark ein und hob sämmtliche geistliche Orden mit alleiniger Ausnahme derjenigen, welche sich ausschließlich mit Krankenpflege beschäftigen, für den Umfang des Staates auf. Die Altkatholiken wurden als berechtigte Religionspartei staatlich anerkannt.

Darüber starb Papst Pius IX. Sein Nachfolger, Leo XIII., trat mit mehr Vorsicht und Besonnenheit auf; denn nirgends gelangte der Ultramontanismus zum Siege. Aber auch der Staat bekundete durch die Beseitigung einiger der schärfsten Bestimmungen der Maigesetze sein Verlangen nach Beendigung des „Kulturkampfes"; waren doch die Mißstände unverkennbar,

welche er auch für den Staat zur Folge hatte. Mit Eifer baute unterdeß die evangelische Kirche die ihr gewordene Synodalverfassung aus.

Nicht minder aber waren auch die übrigen Staaten auf Abwehr des Ultramontanismus bedacht. Die Schweiz, Oesterreich, Italien, Frankreich erließen Gesetze, welche dem Mönchswesen und den hierarchischen Bestrebungen starke Schranken zogen.

Eine Zeit lang freilich, zumal im Jahre 1873, hatte der Ultramontanismus in Frankreich günstige Aussichten gehabt. Thiers war gestürzt und am 24. Mai 1873 Mac Mahon Präsident der Republik geworden. Die Monarchisten gewannen die Oberhand; die Zeit schien gekommen, daß die Republik zur Monarchie zurückkehre. Drei Bewerber um den Thron waren da: der Graf Heinrich von Chambord, der Vertreter der Bourbons, der Graf Philipp von Paris, der Vertreter der Orleans, und der Prinz Louis Napoleon, seit dem Tode seines Vaters, des Kaisers Napoleon (am 9. Januar 1873), der Vertreter der Bonapartes. Die Bourbons und Orleans einigten sich, und die Kammer war bereit, unter Zustimmung der großen klerikalen Partei Heinrich V. die Krone zu übertragen. Allein er verzichtete im letzten Augenblicke darauf. Die Republik befestigte sich: auf Mac Mahon folgte als Präsident am 31. Januar 1879 Julius Grevy; der Prinz Napoleon fand seinen Tod 1879 in Afrika; Chambord starb 1883, und — was von besonderer Wichtigkeit war — die Radikalen unter Leon Gambetta erwiesen ihre Unfähigkeit zur Regierung. Nur mit einem Prätendenten noch, mit Philipp von Orleans, hat die Republik zu rechnen. Die Orleans sind aber niemals klerikal gewesen. Wie aber, wenn die Klerikalen, durch die Republik zu sehr eingeengt, den persönlich sehr beliebten Prinzen Victor Napoleon, der nach dem Tode seines Vaters das Haupt der Bonapartes sein würde, auf ihren Schild erhöben?!

Auch in Spanien verblühte den Ultramontanen rasch die Hoffnung. Nachdem König Amadeus, der ewigen Partei-Intriguen müde, am 11. Februar 1873 seine Krone niedergelegt hatte und Spanien zu einer Föderativrepublik erklärt worden war, erhob sich im Norden der Prätendent Don Carlos VII., den Serrano erst 1872 durch den Sieg bei Oroquieta über die französische Grenze gejagt hatte, von Neuem und machte, von der Priesterschaft eifrig gefördert, rasch bedeutende Fortschritte. Ihm kam dabei zu Statten, daß die Kräfte der Regierung durch die Niederwerfung sehr bedrohlicher sozialdemokratischer Aufstände im Süden in Anspruch genommen waren. Don Carlos eroberte Portugalete, schloß Bilbao fest ein und schlug die Regierungstruppen im Februar 1874 bei Sommorrostro und im Juni bei Estella. Indeß Bismarck, um die Karlisten für die Ermordung des deutschen Kriegskorrespondenten Schmidt zu züchtigen, bewirkte die Anerkennung der republikanischen Regierung durch die europäischen Mächte. Das gab ihr Halt: am 29. Dezember 1874 wurde als König Alfons XII. Isabellen's Sohn (S. 487) proklamirt, und jetzt Schritt für Schritt die Karlisten zurück gedrängt, bis sich der Prätendent genöthigt sah, durch den Paß von Roncevalles mit dem kleinen Reste seiner Scharen am 28. Februar 1876 wieder in Frankreich Zuflucht zu suchen: womit denn nun unter dem jungen höchst befähigten Herrscher für Spanien gedeihlichere Zeiten kamen.

Am längsten behauptete sich der Ultramontanismus in Belgien: das Ministerium stand ganz unter seinem Einflusse. Indeß die Enthüllungen, welche über das Treiben in den geistlichen Schulen gegeben wurden — sah sich doch Papst Leo genöthigt, den Bischof Dumont wegen Unsittlichkeit abzusetzen — wurden dem sehr einsichtsvollen König Leopold II. die Veranlassung, am 11. Januar 1878 das klerikale durch ein liberales Ministerium zu ersetzen, so daß mit ungetheilter Freude das Jubelfest der Unabhängigkeit Belgiens im Lande gefeiert wurde.

Ueberhaupt gab der Kampf gegen den Ultramontanismus dem Liberalismus eine politische Bedeutung in den Staaten, wie er sie vorher nie besessen hatte. Denn er war in diesem Kampfe der natürliche Verbündete der Staatsgewalt. Daher verminderte das allmähliche Absterben des Kampfes auch das politische Gewicht der Liberalen. Es trug indessen hierzu sehr merklich auch der Umstand bei, daß die radikalen Parteien nachgerade wieder ein rührigeres Leben zu entfalten begannen. Sie machten dem Liberalismus Konkurrenz in der öffentlichen Meinung. Spaltungen traten ein. In Deutschland neigte sich der linke Flügel

der Liberalen unter dem Namen der Sezessionisten mit Entschiedenheit der radikalen Fortschrittspartei zu, während andererseits nicht wenig gemäßigt Liberale, jetzt mit Mißtrauen erfüllt mehr den konservativen Bestrebungen sich anschlossen. Vornehmlich machte es stutzig, daß sich Anzeichen eines inneren Zusammenhangs zwischen den Radikalen und Sozialdemokraten ergaben.

Durch eine solche allgemeine Parteienverschiebung gewannen die Radikalen in Skandinavien und der Schweiz sehr an Boden; in Italien übernahmen sie mit dem Kabinet Depretis am 24. März 1876 nach Minghetti's Rücktritt die Regierung. In England schwankte die Wage zwischen den Konservativen unter Disraeli und den Radikalen unter Gladstone auf und ab, bis schließlich Gladstone die Oberhand behielt.

Immer entschiedener stellte sich unterdessen heraus, daß dem Deutschen Reich die Führung der europäischen Politik zugefallen sei. Seine friedfertige, uneigennützige, würdevoll selbstbewußte Haltung imponirte zugleich und gewann. Der Sturz des Grafen Beust, dem als Leiter der auswärtigen Politik Oesterreichs Graf Andrassy folgte, führte schon im Herbste 1871 ein freundliches Einvernehmen mit Oesterreich herbei. Am 6. September 1872 trafen in Berlin als Gäste Kaiser Wilhelm's die Kaiser von Oesterreich und Rußland zusammen: mit Recht sahen die Völker in dem herzlichen Verkehre der Herrscher eine Garantie des Friedens. Schon im nächsten Jahre weilte Victor Emanuel in Berlin und in Wien, die Freundschaft mit Preußen, die Aussöhnung mit Oesterreich bestätigend. Kaiser Franz Joseph erwiederte den Besuch in Venedig, Kaiser Wilhelm, von dem Volke Italiens mit ausschweifender Begeisterung begrüßt, in Mailand. Auch König Oskar II. von Schweden knüpfte durch einen Besuch in Berlin und St. Petersburg freundschaftliche Beziehungen zu den Nachbarkaiserreichen an. Und König Leopold von Belgien hatte schon längst in seinem Herzen sich zu Deutschland gestellt. Selbst mit Frankreich gestaltete sich das Verhältniß, solange Waddington die auswärtigen Angelegenheiten in Paris leitete und der Graf St. Vallier französischer Botschafter in Berlin war, durchaus freundlich.

Die politische Führerschaft des Deutschen Reiches fand ihren sprechendsten Ausdruck in dem Berliner Kongreß. Rußland hatte sich 1871 von den einengenden Bestimmungen des Pariser Friedens (S. 372) losgesagt, und die Londoner Konferenz dies bestätigt; es hatte Bochara gedemüthigt und das Chanat Chiwa 1875 sich einverleibt, ohne daß von irgend einer Seite ernstliche Einsprache erhoben war. So schritt es denn voll hohen Selbstbewußtseins zur Lösung der orientalischen Frage. Es überschritt den Balkan, allein Suleiman Pascha trieb die russischen Truppen in den Schipkapaß zurück; es bestürmte Plewna, allein Osman Pascha wehrte ihre Angriffe erfolgreich ab. Endlich am 10. Dezember 1877 wurde Plewna erobert, das Gebirge zum zweiten Male überstiegen, Adrianopel besetzt und die Türkei im März 1878 zu dem Frieden von San Stefano gezwungen. Jetzt aber erhob England Protest, und darauf bauend weigerte sich die Türkei den Frieden auszuführen. Da trat Deutschland ein; unter Fürst Bismarck's Vorsitz tagte vom 13. Juni bis zum 13. Juli der Berliner Kongreß und ermäßigte unter der widerwilligen Zustimmung Rußlands die Friedensbedingungen. Immerhin aber war die Zersetzung der Türkei um einen Schritt weiter geführt: Rußland erhielt Gebietserweiterungen am Pruth und in Asien, Thessalien wurde an Griechenland gegeben, Bosnien und die Herzegowina unter die Verwaltung Oesterreichs gestellt, Rumänien und Serbien erhielten die Unabhängigkeit, so daß sie nach kurzem Warten sich zu Königreichen proklamiren konnten, Bulgarien wurde als suzeräner Staat von der Türkei abgetrennt.

Auch England hatte seine guten Dienste nicht umsonst geleistet. Es ließ sich, wenngleich in milder Form, von der Türkei die Insel Cypern abtreten. Zugleich war es darauf bedacht, seinen Einfluß in fremden Zonen aufrecht zu erhalten: es kämpfte gegen die Assanti, die Kaffern, die Afghanen. Das Wichtigste aber war, daß es in Aegypten festen Fuß faßte. Schon 1875 hatte es dem Khedive seine sämmtlichen Suezkanal-Aktien für 4 Millionen Pf.-St. abgekauft; 1882 und 1883 waren es allein die englischen Truppen, welche die nationale Erhebung der Aegypter unter Arabi unterdrückten und den schwankenden Thron des Khedive Tewfik sicher stellten. In gleicher Weise behauptete auch Holland sein Ansehn in Südostasien

durch die Besiegung des Sultans von Atchin, während es den Franzosen in Tongking nicht recht gelingen wollte; doch wahrten sie ihre Geltung in Tunis.

In Rußland dagegen gestalteten sich die Verhältnisse immer trüber. Die tiefe Korruption der Staatsverwaltung, die Abgestumpftheit der höheren Stände, die hohle Blasirtheit der Halbbildung, die freche Zuchtlosigkeit der Jugend hatten den Nihilismus erzeugt, dessen sittliche Verwilderung durch nichtswürdige Wühlerei und heimlich gesponnene Frevelthaten den Staat in seinen Grundfesten erschütterte. Der edle Kaiser Alexander selbst fiel ihm zum Opfer. Dazu die Hetzereien chauvinistischer Heißsporne, und man erkennt die hochgradige Fieberhitze, welche das große Reich durchschüttelt.

Sichtlich dagegen erstarkt auch im Innern das Deutsche Reich. Ein bedeutungsvoller Schritt dazu ist die Wirthschaftsreform, zu welcher Fürst Bismarck 1879 den Anstoß gegeben. Denn während bisher Deutschland als Ackerbau treibendes Land mit geringer Industrie naturgemäß auf Freihandel angewiesen war, hat sich mit dem raschen Aufschwunge der deutschen Industrie — in Berlin z. B. leben über 81 Prozent der Bewohner von Industrie — dies geändert. Die Industrie ist ein bedeutungsvoller Faktor des deutschen Wirthschaftslebens geworden. Die deutsche Steuergesetzgebung ist daher zum Schutzzollsystem übergegangen, womit eine stärkere Entwicklung der indirekten Besteuerung innerlich zusammenhängt. Die wohlthätigen Folgen machen sich schon geltend. Aber auch die politischen sind nicht gering anzuschlagen. Durch die Wirthschaftsreform wird das Deutsche Reich auf eigene Einnahmen gestellt, selbständig gemacht. Bisher das Nehmende, Matrikularbeiträge Fordernde, ist jetzt das Reich den Einzelstaaten gegenüber, wenn auch noch nicht der Form, so doch dem Wesen nach das Gebende geworden. Und wer möchte bei aller Begeisterung für Deutschlands Einigkeit und Herrlichkeit die Bedeutung eines solchen, die Interessen fest verknüpfenden Bandes unterschätzen?

Die Einschränkungen, welche der Berliner Kongreß der russischen Begehrlichkeit, um der Welt den Frieden zu erhalten, auferlegte, hatten Rußland verstimmt; es begann sich Frankreich zu nähern. Fürst Bismarck gab eine sehr bündige Antwort darauf: am 15. Oktober 1879 schloß das Deutsche Reich mit Oesterreich ein formelles Schutzbündniß zunächst auf fünf Jahre ab. Das wirkte; Rußland kehrte in die Geleise deutschfreundlicher Politik zurück, die es stets unter Alexander II. inne gehalten. Und auch der junge Kaiser Alexander III. war beflissen, so viel an ihm läge, auf der Kaiserentrevue bei Danzig 1882 das alte gute Verhältniß zu Deutschland, zu Kaiser Wilhelm, seinem ehrwürdigen Großoheim, zu bekräftigen.

Die verbündeten Kaiserreiche bildeten fortan den Kern einer ideellen Friedenskoalition, in deren Zusammenhalt die größte Gewähr des Friedens liegt. Italien hält treu dazu, und die kleineren Staaten suchen naturgemäß Anlehnung. Auch die Türkei, zwischen Rußland und England eingeengt, pflegt mit Sorgfalt ihre Beziehungen zum Deutschen Reiche. Einen bedeutenden Zuwachs aber hat die Friedensgruppe durch die Anknüpfung eines näheren Verhältnisses mit Spanien gewonnen. Den Grund dazu legte der Besuch des Königs Alfons bei Kaiser Wilhelm in Homburg; durch den Gegenbesuch des deutschen Kronprinzen in Madrid im November und Dezember 1883 gewann die Annäherung unter der Freundschaft der Herrscher und der bewunderungsvollen Begeisterung des Volkes den Charakter herzlicher Zuneigung. Dagegen will es nicht viel verschlagen, daß von Zeit zu Zeit die französische Presse von Revancherufen wiederdröhnt. Das ist ein Phrasenheldenthum, welches für patriotisch gilt und populär machen soll. Denn im Grunde liebt der Franzose den Frieden, und der Besonnene weiß sehr wohl, daß es ohne mächtige Bundesgenossen sicher ein verlorenes Spiel sei, mit dem in gewaltiger Rüstung dastehenden Deutschen Reiche anzubinden. Darum versagt auch ein Warnungsbrief Bismarck's dagegen niemals die Wirkung; wie ein nasser Strahl kühlt er stets auf ziemliche Zeit die frivol aufgereizten Gemüther.

So hat sich denn das Deutsche Kaiserreich bewährt, als was es Kaiser Wilhelm in der Thronrede am 21. März 1871 ankündigte, als „ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens“. Die Nationalitäten haben sich zu schärfer ausgeprägter Eigenart entwickelt; das Nationalbewußtsein ist gewachsen. Der Kosmopolitismus des achtzehnten Jahrhunderts ist

abgethan. An seiner Stelle bahnt sich das Gefühl an, daß alle Völker vollberechtigte Glieder einer großen Familie seien, welche einem Jeden die Freiheit giebt, sich nach seinen Gaben zu entwickeln. Die Verkehrsschranken fallen: die Durchsprengung des St. Gotthart bezeichnet einen großen Fortschritt. Unterseeische Kabel verbinden Europa mit den übrigen Erdtheilen. Der Weltpostverein umspannt wirkungsvoll die civilisirten Staaten, der Geldmarkt auf der Erde ist ein einheitlicher geworden.

Immer mehr bemeistert sich die Civilisation der Erde. Der Einfluß Europa's ist ausschlaggebend über den ganzen Planeten hin. Die größten geographischen Entdeckungen, die noch übrig waren, sind in unserem Jahrzehnt gemacht. Nordenskjöld hat die nordöstliche Durchfahrt gefunden, Stanley den Lauf des Congo aufgedeckt. Und im Anschlusse daran hat sich die internationale afrikanische Gesellschaft auf Anregung und unter Leitung des Königs Leopold II. von Belgien gebildet, um mit der Erforschung die Civilisirung Afrika's zu verbinden. Immer mehr aber auch bemeistert sich die Civilisation der Naturkräfte. Die Herrschaft des Dampfes ist überwunden; das Zeitalter der Elektrizität hat begonnen. Die humanen Bestrebungen gehen daneben her. Wohnung und Ernährung der untersten Volksklassen hat sich außerordentlich verbessert. Es ist ein bedeutungsvolles Zeichen, daß in unserem Jahrzehnt die mittlere Dauer des menschlichen Lebens auf 38½ Jahr gestiegen ist.

Es ist gewiß ein erfreuliches Bild, das sich bietet. Natürlich werden Rückfälle kommen. Kriege sind nach der menschlichen Natur unvermeidlich. Denn immer wird es Fragen geben, welche nur durch Gewalt zu entscheiden sind. Aber es wird das Bestreben sein, sie so menschlich wie möglich zu führen, wozu die Brüsseler Konferenz 1874 schon in ihren Grundzügen eines allgemeingiltigen Kriegsvölkerrechts die Grundlagen gegeben hat; und es wird die Aufgabe der Zukunft sein, durch die höchste Ausbildung der Kriegskunst und durch die vollkommenste Friedensrüstung die Entscheidung zu beschleunigen und die Kriegsdauer abzukürzen. Sind auch Revolutionen unvermeidlich? Nein, sie sind es nicht. Freilich die Agitation der Sozialdemokratie steigert die Neigung dazu in den arbeitenden Klassen. Aber dadurch, daß den Völkern eine entscheidende Mitwirkung bei der Gestaltung der Staats- und Lebensformen gewährt ist, sind die Regierungen in viel genauere Beziehung als früher zu dem Denken und Wünschen der Völker gesetzt und befähigt, durch rechtzeitige Reformen explosiven Ausbrüchen vorzubeugen. Wirksamer aber ist, daß ein Jeder im Staate sich der Verpflichtung allezeit bewußt sei, die er als Mitglied eines großen Ganzen gegen dies Ganze hat, und daß der ideale Sinn im Volke wach erhalten bleibe. Denn durch die opferfreudige Hingabe an große religiöse und patriotische Ideale haben unsere Väter die Herrlichkeit unseres Vaterlandes aufgebaut; nur durch die gleiche Hingabe können wir sie behaupten, daß sich dereinst unsere Söhne ihrer Väter nicht zu schämen haben. Das walte Gott!



Zur gefälligen Beachtung.

Infolge dringlichen Wunsches, der verschiedenartigen Anschauung über den sachgemäßen Abschluß des bezüglichen Zeitabschnittes entsprungen, ist vom 6. Bande der Weltgeschichte ein anderweitiger Abdruck veranstaltet worden, welcher mit Seite 616 abschließt, weshalb die weiterfolgenden Seiten 617 bis 722 dem 7. Bande vorgeheftet und mit den römischen Seitenziffern I bis CVI versehen werden mußten. Da es der Verlagshandlung nicht möglich ist, genau in Erfahrung zu bringen, welche von den geehrten Abonnenten in den Besitz dieses, übrigens nur in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren existirenden ersten Abdrucks gelangt sind, so konnte es sich nicht empfehlen, ein besonderes Register für denselben herzustellen. Die Verlagshandlung bittet vielmehr die Besitzer des ersten Abdrucks, bei Benutzung des Registers gütigst beachten zu wollen, daß darin

Bd. VI. S.	gleich ist S.	in Bd. VII	Bd. VI. S.	gleich ist S.	in Bd. VII
617	I	„	670	LIV	„
618	II	„	671	LV	„
619	III	„	672	LVI	„
620	IV	„	673	LVII	„
621	V	„	674	LVIII	„
622	VI	„	675	LIX	„
623	VII	„	676	LX	„
624	VIII	„	677	LXI	„
625	IX	„	678	LXII	„
626	X	„	679	LXIII	„
627	XI	„	680	LXIV	„
628	XII	„	681	LXV	„
629	XIII	„	682	LXVI	„
630	XIV	„	683	LXVII	„
631	XV	„	684	LXVIII	„
632	XVI	„	685	LXIX	„
633	XVII	„	686	LXX	„
634	XVIII	„	687	LXXI	„
635	XIX	„	688	LXXII	„
636	XX	„	689	LXXIII	„
637	XXI	„	690	LXXIV	„
638	XXII	„	691	LXXV	„
639	XXIII	„	692	LXXVI	„
640	XXIV	„	693	LXXVII	„
641	XXV	„	694	LXXVIII	„
642	XXVI	„	695	LXXIX	„
643	XXVII	„	696	LXXX	„
644	XXVIII	„	697	LXXXI	„
645	XXIX	„	698	LXXXII	„
646	XXX	„	699	LXXXIII	„
647	XXXI	„	700	LXXXIV	„
648	XXXII	„	701	LXXXV	„
649	XXXIII	„	702	LXXXVI	„
650	XXXIV	„	703	LXXXVII	„
651	XXXV	„	704	LXXXVIII	„
652	XXXVI	„	705	LXXXIX	„
653	XXXVII	„	706	XC	„
654	XXXVIII	„	707	XCI	„
655	XXXIX	„	708	XCII	„
656	XL	„	709	XCIII	„
657	XLI	„	710	XCIV	„
658	XLII	„	711	XCV	„
659	XLIII	„	712	XCVI	„
660	XLIV	„	713	XCVII	„
661	XLV	„	714	XCVIII	„
662	XLVI	„	715	XCIX	„
663	XLVII	„	716	C	„
664	XLVIII	„	717	CI	„
665	XLIX	„	718	CII	„
666	L	„	719	CIII	„
667	LI	„	720	CIV	„
668	LII	„	721	CV	„
669	LIII	„	722	CVI	„

Namen- und Sachregister

zur

Geschichte des Mittelalters und der Neueren Zeit.

Von der Völkerwanderung bis zum Zeitalter Friedrich's des Großen.

(Illustrirte Weltgeschichte III. bis VI. Band.)

Ä und Ae sind unter A — Ö und Oe unter O — Ü und Ue unter U zu suchen. Diejenigen Wörter, die man unter C nicht findet, mögen unter K aufgesucht werden. Die fette arabische Ziffer (**3**) zeigt den Band, die gewöhnliche arabische (346) die Seite an. A. bedeutet Abbildung. Tb. = Titelbild. T. = Tonbild. K. = Karte.

Namen- und Sachregister

zur

Geschichte der Neuesten Zeit.

Von der französischen Revolution von 1789 bis zur Wiederherstellung des Deutschen Reiches.

(Illustrirte Weltgeschichte VII. und VIII. Band.)

Ä und Ae sind unter A — Ö und Oe unter O — Ü und Ue unter U zu suchen. Diejenigen Wörter, die man unter C nicht findet, mögen unter K aufgesucht werden. Die fette arabische Ziffer (7) zeigt den Band, die gewöhnliche arabische (629) die Seite an. A. bedeutet Abbildung. Tb. = Titelbild. T. = Tonbild. K. = Karte.

n.Chr.	Deutschland.	Grossbritannien.	Nord- und osteuropäische Staaten.
1789	Friedrich Wilhelm II., König von Preussen s. 1786. — Hertzberg, Minister. Oesterreich im Kriege mit der Türkei. Clemens v. Sachsen, Kurfürst von Trier s. 1768. Hontheim, Minister, Vertheidiger der Kirchenfreiheit. Koblenz Residenz.	Georg IV., König s. 1760. Georg Prinz v. Wales, Regent. William Pitt d. J., Minister. Burke. Fox. Sheridan. Bewegungen für eine Parlamentsreform und das allgemeine Stimmrecht.	Katharina II., Kaiserin v. Russland s. 1762. Stanislaus August, König v. Polen s. 1764. Christian VII., König v. Dänemark s. 1766. Gustav III., König v. Schweden s. 1771. Der Reichstag zu Stockholm setzt das neue Reichsstatut „die Sicherheitsakte" fest, gegen die Adelsprivilegien. Bündniss Polens mit der Türkei und mit Preussen.
1790	Joseph II. stirbt; sein Bruder **Leopold II., Kaiser.** Bündniss Preussens mit Polen und der Türkei. Kongress zu Reichenbach.	Burke schreibt gegen die franz. Revolution die „Erwägungen ü. d. Revolution i. Frankreich".	Austrag des russ.-schwedischen Krieges durch den Frieden zu Werelä (1790). Verfassungsstreit in Polen. Reform der polnischen Verfassung. Ignaz Potocki und Hugo Kollontai.
1791	Ansbach u. Baireuth fallen an Preussen. Die Zusammenkunft zu Pillnitz von Leopold II. und Friedrich Wilhelm II.	Steigende Agitation für die franz. Revolution. Die Gesellschaften f. republik. Zwecke.	Aufhebung des Liberum veto und der Konföderationen. Polen soll ein Erbreich werden und die Krone nach dem Tode des Königs an Kursachsen fallen. Annahme dieser Verfassung am 3. Mai.
1792	**Franz II. Kaiser.** Thugut, leitender Minister. Der Berliner Vertrag 7. Febr. zwischen Oesterreich und Preussen. Frankreich erklärt Oesterreich d. Krieg 20. April, Preussen an Frankreich 27. Juni. Die „Rheincampagne". Eroberung von Verdun. Die Kanonade von Valmy 20. Sept. Rückzug der Preussen. Der franz. General Custine in Mainz.	Der „Bund des vereinigten Irland". Einberufung der Milizen durch Pitt. Abrufung des engl. Gesandten a. Paris. Handelsvertrag mit Russland.	Russisch-türkischer Friede zu Jassy. Gustav III. v. Schweden ermordet 16. März. **Gustav IV., König von Schweden.** Die Konföderation von Targowicz zur Wiederherstellung der alten poln. Verfassung und Einmarsch der Russen in Polen. Vergeblicher Widerstand der Polen. Niederlage b. Dubienka. Beitritt des Königs zur Targowiczer Konföderation. Aufhebung der Verfassung und Herrschaft der „Generalität" v. Brzesc.
1793	**Erste Koalition gegen Frankreich.** Die Klubisten in Mainz. Adam Lux u. Georg Forster. Mainz von den Preussen genommen. Siege derselben bei Pirmasenz u. Kaiserslautern. Die Kämpfe a. d. Weissenburger Linien. Einmarsch d. Preussen i. Polen. Wegnahme Danzigs. **Zweite Theilung Polens zwischen Preussen und Russland.**	Ausweisung d. franz. Gesandten Chauvelin aus London. Kriegserklärung des Nationalkonvents a. England 1. Febr. **Pitt stiftet d. grosse europ. Koalition geg. Frankreich.** Ein englisches Heer i. Holland unt. dem Herzog von York. Die englische Flotte beherrscht das Mittelmeer.	Russland's Vertrag mit Preussen über die zweite Theilung Polens 23. Jan. 1793. Die Preussen besetzen Westpolen. Der Reichstag zu Grodno bewilligt 23. Sept. **die zweite Theilung Polens.** Russland nimmt Lithauen, Wolhynien, Podolien, die Ukraine, 4000 □M.. Preussen erhält Danzig, Thorn und Grosspolen, Posen, Gnesen und Kalisch, über 1000 □M. Nationale Erhebung Polens 1794.
1794	Preussischer Subsidienvertrag m. England im Haag. Erneuter Kampf in der Pfalz und im Elsass. Schlacht bei Kaiserslautern. Einführung des allgemeinen Landrechts in Preussen. Dritte Schlacht b. Kaiserslautern.	Räumung v. Toulon. Seesieg b. Ouessant. Unterstützung der Vendéer. Wegnahme Korsika's d. Admiral Hood. Krieg mit der batavischen Republik.	**Kosciuszko Diktator.** Siegreiches Treffen b. Raclawize. Die Sensenmänner. Aufstand in Warschau. Niederlage d. Polen bei Rawka. Vergebliche Belagerung von Warschau durch die Preussen. Suworow's Sieg bei Brzesc 19. Sept. u. am 10. Okt. bei Maciejowice. Kosciuszko gefangen. Erstürmung v. Praga durch Suworow 3. Nov. Kapitulation von Warschau 4. November.
1795	**Der Friede zu Basel** zwischen Preussen und Frankreich am 5. April.	Wegnahme Ceylon's u. des Caplandes.	Russland, Preussen und Oesterreich vereinigen sich am 24. Oktober über die **dritte und letzte Theilung Polens.**

n.Chr.	Deutschland.	Grossbritannien.	Nord- und osteuropäische Staaten.
1789	Friedrich Wilhelm II., König von Preussen s. 1786. — Hertzberg, Minister. Oesterreich im Kriege mit der Türkei. Clemens v. Sachsen, Kurfürst von Trier s. 1768. Hontheim, Minister, Vertheidiger der Kirchenfreiheit. Koblenz Residenz.	Georg IV., König s. 1760. Georg Prinz v. Wales, Regent. William Pitt d. J., Minister. Burke. Fox. Sheridan. Bewegungen für eine Parlamentsreform und das allgemeine Stimmrecht.	Katharina II., Kaiserin v. Russland s. 1762. Stanislaus August, König v. Polen s. 1764. Christian VII., König v. Dänemark s. 1766. Gustav III., König v. Schweden s. 1771. Der Reichstag zu Stockholm setzt das neue Reichsstatut „die Sicherheitsakte" fest, gegen die Adelsprivilegien. Bündniss Polens mit der Türkei und mit Preussen.
1790	Joseph II. stirbt; sein Bruder **Leopold II., Kaiser.** Bündniss Preussens mit Polen und der Türkei. Kongress zu Reichenbach.	Burke schreibt gegen die franz. Revolution die „Erwägungen ü. d. Revolution i. Frankreich".	Austrag des russ.-schwedischen Krieges durch den Frieden zu Werelä (1790). Verfassungsstreit in Polen. Reform der polnischen Verfassung. Ignaz Potocki und Hugo Kollontai.
1791	Ansbach u. Baireuth fallen an Preussen. Die Zusammenkunft zu Pillnitz von Leopold II. und Friedrich Wilhelm II.	Steigende Agitation für die franz. Revolution. Die Gesellschaften f. republik. Zwecke.	Aufhebung des Liberum veto und der Konföderationen. Polen soll ein Erbreich werden und die Krone nach dem Tode des Königs an Kursachsen fallen. Annahme dieser Verfassung am 3. Mai.
1792	**Franz II. Kaiser.** Thugut, leitender Minister. Der Berliner Vertrag 7. Febr. zwischen Oesterreich und Preussen. Frankreich erklärt Oesterreich d. Krieg 20. April, Preussen an Frankreich 27. Juni. Die „Rheincampagne". Eroberung von Verdun. Die Kanonade von Valmy 20. Sept. Rückzug der Preussen. Der franz. General Custine in Mainz.	Der „Bund des vereinigten Irland". Einberufung der Milizen durch Pitt. Abrufung des engl. Gesandten a. Paris. Handelsvertrag mit Russland.	Russisch-türkischer Friede zu Jassy. Gustav III. v. Schweden ermordet 16. März. **Gustav IV., König von Schweden.** Die Konföderation von Targowicz zur Wiederherstellung der alten poln. Verfassung und Einmarsch der Russen in Polen. Vergeblicher Widerstand der Polen. Niederlage b. Dubienka. Beitritt des Königs zur Targowiczer Konföderation. Aufhebung der Verfassung und Herrschaft der „Generalität" v. Brzesc.
1793	**Erste Koalition gegen Frankreich.** Die Klubisten in Mainz. Adam Lux u. Georg Forster. Mainz von den Preussen genommen. Siege derselben bei Pirmasenz u. Kaiserslautern. Die Kämpfe a. d. Weissenburger Linien. Einmarsch d. Preussen i. Polen. Wegnahme Danzigs. **Zweite Theilung Polens zwischen Preussen und Russland.**	Ausweisung d. franz. Gesandten Chauvelin aus London. Kriegserklärung des Nationalkonvents a. England 1. Febr. **Pitt stiftet d. grosse europ. Koalition geg. Frankreich.** Ein englisches Heer i. Holland unt. dem Herzog von York. Die englische Flotte beherrscht das Mittelmeer.	Russland's Vertrag mit Preussen über die zweite Theilung Polens 23. Jan. 1793. Die Preussen besetzen Westpolen. Der Reichstag zu Grodno bewilligt 23. Sept. **die zweite Theilung Polens.** Russland nimmt Lithauen, Wolhynien, Podolien, die Ukraine, 4000 □ M.. Preussen erhält Danzig, Thorn und Grosspolen, Posen, Gnesen und Kalisch, über 1000 □ M.
1794	Preussischer Subsidienvertrag m. England im Haag. Erneuter Kampf in der Pfalz und im Elsass. Schlacht bei Kaiserslautern. Einführung des allgemeinen Landrechts in Preussen. Dritte Schlacht b. Kaiserslautern.	Räumung v. Toulon. Seesieg b. Ouessant. Unterstützung der Vendéer. Wegnahme Korsika's d. Admiral Hood. Krieg mit der batavischen Republik.	Nationale Erhebung Polens 1794. Kosciuszko Diktator. Siegreiches Treffen b. Raclawize. Die Sensenmänner. Aufstand in Warschau. Niederlage d. Polen bei Rawka. Vergebliche Belagerung von Warschau durch die Preussen. Suworow's Sieg bei Brzesc 19. Sept. u. am 10. Okt. bei Maciejowice. Kosciuszko gefangen. Erstürmung v. Praga durch Suworow 3. Nov. Kapitulation von Warschau 4. November.
1795	**Der Friede zu Basel** zwischen Preussen und Frankreich am 5. April.	Wegnahme Ceylon's u. des Caplandes.	Russland, Preussen und Oesterreich vereinigen sich am 24. Oktober über die **dritte und letzte Theilung Polens.**

	Spanien und Portugal.	Grossbritannien.	Nord- und osteuropäische Staaten.
id in der Vendée. stenverschwörung. [lub von Clichy. Sinne. (18. Fructidor V.). aftung der reaktio- iums. Carnot ent- ne deportirt. he Departements. **lzug 1798.** Malta genommen. Sieg ht) ü. d. Mamluken Juli. Vernichtung Aug. unter Brueys. rankreich. en. m Tabor. 'Acre. Rückmarsch iederlage d. Türken s Heimkehr 12. Okt. **rumaire** (9. Nov.) nsul" und Regent. Lebrun. Sieyes entworfen, h Abstimmung von nen — begründet **narchie.** e (15. Juli 1801). likanischen Kirche. mit d. Türkei 9. Okt. 1802). Bonaparte fünfte Verfassung. gestiftet 19. Mai. **und Spanien** (1802). öffentlicht. eich und England.). lal. Pichegru. 1804. Enghien 21. März. **der Franzosen** ng durch den Papst nischen Kalenders. ulogne. iter Villeneuve bei gen (1805). runn aus die Ent- Neapel 27. Dez. tut 31. März 1806. poleon erlässt von et gegen England Holland 5. Juni. n Berg (1806). Persien zu Elbing ntainebleau 31. Okt. **einer Machthöhe.**	**Manuel Godoy,** Herzog v. Alcudia, wird zum „Friedensfürsten" ernannt, regiert Spanien unumschränkt. Schutz- u. Trutzbündniss Spaniens mit Frankreich zu San Ildefonso 5. Okt. 1796. Kriegserklärung a. England. — Portugal ganz unter engl. Einflusse. Die spanische Flotte bei Cap St. Vincent geschlagen, flüchtet nach Cadiz 19. Febr. 1797. Cadiz blockirt. Minorca u. Trinidad von den Engländern genommen. Spanien tritt Louisiana a. Frankreich ab (1800). Ernennung d. Friedensfürst. Godoy z. Generalissimus d. spanischen Armee und „Oberberather" des Königs. Infolge des Vertrages v. Ildefonso erklärt Spanien an Portugal den Krieg, beendigt durch d. Frieden v. Bajadoz 6. Juni 1801. Friede zwisch. Portugal u. Frankreich 29. Sept. Portug. tritt Guayana ab. Im Frieden zu Amiens tritt Spanien die Insel Trinidad an Engl. ab. Spanien gänzlich abhängig v. Frankreich, zahlt Subsidien. Krieg Spaniens mit England. Niederlage der spanischen Flotte unt. Gravina bei Trafalgar 1805. Portugal verweigert den Anschluss an die Handelssperre g. England. Vertrag zwisch. Spanien u. Frankreich wegen Theilung Portugals zu Fontainebleau 27. Okt. Besetzung Portugals durch die Franzosen unter Junot (1807). Flucht der königlichen Familie nach Brasilien. Abdankung Karls IV. von Spanien (1808). **Joseph Napoleon,** König von Spanien.	Aufstand in Irland. Eine französische Landung unter Hoche misslingt. Sieg d. Admirals Jervis über die spanische Flotte unter Cordova 14. Febr. 1797. Nelson's vergebl. Angriff auf d. Insel Teneriffa 24. Juli. Admiral Duncan vernichtet die Flotte d. batav. Republik unter Winter bei Camperduin 11. Okt. Aufstand Irlands v. Frankreich unterstützt, unterdrückt durch Cornwallis. **Nelson's Seesieg b. Abukir** 1. Aug. 1798. Nelson in Neapel (1799). Kapitulation von Alkmaar. Kriegi. Indien g. Tippo Saib. Eroberung v. Mysore durch Wellesley (Wellington). Zerwürfniss mit Dänemark wegen d. Durchsuchungsrechtes neutraler Schiffe. Malta erobert (1800). **Vereinigung des irischen Parlamentes mit dem britischen** (1800). Vergeblicher Kampf für die Emancipation der Katholiken. Castlereagh. Pitt tritt a. d. Ministerium, Addington an seine Stelle. Nelson vor Kopenhagen. Vernichtung d. dänischen Flotte 2. April 1801. Durch d. Frieden v. Amiens erhält England Ceylon u. Trinidad, soll Malta abtreten. Wiederausbruch d. Krieges m. Frankreich. Besetzung Hannovers durch d. Franzosen unter Mortier 1803. Die Elbkonvention bestimmt die Auflösung der hannöverschen Armee. Bildung d. königl. deutschen (hannöverschen) Legion unter Wallmoden. Pitt tritt wieder ins Ministerium ein und bildet **die dritte Koalition** gegen Frankreich. **Nelson siegt bei Trafalgar** und fällt 21. Okt. 1805. Pitt stirbt d. 23. Jan. und Fox d. 23. Sept. 1806. Canning leitender Minister. Beschiessung Kopenhagens. Wegführung d. dänischen Flotte. Helgoland besetzt. **England allein unbesiegt.**	Katharina II., Kaiserin von Russland, † 17. Nov. **Paul I.,** Kaiser v. Russland Russisch-persischer Krieg. Paul I. zum Grossmeister d. Malteserordens erwählt. Beitritt Russlands zur Koalition gegen Frankreich Vertrag mit der Türkei. Die russ.-türkische Flotte vereinigt im Mittelmeere. Wegnahme der Jon. Inseln. Unglückliche russ. u. engl. Expedition geg. d. batav. Republik. Feldzug in Italien u. d. Schweiz unter Suworow und Korsakow. Paul I. tritt v. der Koalition zurück. Suworow in Ungnade, † 18. Mai 1800. Der nordische Neutralitätsbund zwischen Russland, Schweden, Dänemark und Preussen gegen Englands Gewaltthaten zur See. Ermordung Paul's I. v. Russland 23. März 1801. **Alexander I., Kaiser.** Friede mit England 17. Juni und mit Frankreich 8. Okt., mit Spanien 5. Okt. 1801. Auflösung des Neutralitätsbundes (1802). Bündniss Schwedens mit England 25. Juli 1803. Russische Siege in Persien. Georgien russisch. Erste russische Erdumsegelung unter Krusenstern 1803—1806. Russland tritt mit Schweden der dritten Koalition bei. Der Potsdamer Vertrag zwischen Alexander I. u. Friedrich Wilhelm III. Die Schlacht bei Austerlitz. Trennung der russ. v. der österr. Armee u. Rückzug. Erhebung Polens. Napoleon in Warschau (1806). Schlacht b. Pultusk 26. Dez. Russisch-türkischer Krieg. Niederlage des russ.-preuss. Heeres bei Preuss.-Eylau und bei Friedland. Zusammenkunft Napoleon's, Alexander's u. Friedrich Wilhelm's III., a. d. Niemen u. Friede zu Tilsit 7. Juli. Kriegserklärung Russlands an England u. Schweden. Einmarsch der Russen in Finland.

	Preussen.	Grossbritannien.	Russland. Schweden. Dänemark.
1808	**Preussens Erstarkung.**	**glische Hülfsheere**	**Reformen in Russland.**
	Die Reorganisation des pre	nter Wellesley u. Moore	Michael Speranski, Minister d. Innern.
	Hardenberg.	n Portugal. Junot wird	**Friedrich VI.,** König von Dänemark.
	Die Immediatkommission	ur Kapitulation von Cin-	Eroberung Finnlands durch d. Russen.
	Freiherr vom Stein.	ra und zur Räumung	
	Die Städteordnung 19. N	on Portugal gezwungen	Besetzung v. Torneå u. d. Ålandsinseln.
	Fichte's Reden an die deut	30. Aug. 1808.	**Thronumwälzung in Schweden.**
	Militär-Reorganisationsk		Gustav IV. wird zur Abdankung
	Scharnhorst und Gneisena	ore geg. Soult b. Coruña,	genöthigt 13. März 1809.
	Allgemeine Wehrpflicht	ällt 1. Jan. 1809.	Sein Oheim als **Karl XIII.** König.
1809	Der Tugendbund in Kön	llesley siegt b. Talavera	Russ.-schwed. Friede zu Frederiks-
	Gründung d. Universität Be	über Victor 28. Juli 1809,	hamm 17. Sept. 1809.
	Aufstandsversuche i. Nordd	erhält d. Titel Wellington	Finnland russisch.
	Katte, Dörnberg. Ferd. v. Sc	. Talavera, vertreibt die	Russ.-türk. Krieg. Eroberung v. Ismail.
	sund, † 25. Mai. Herzog	Franzosen aus Portugal.	Russland m. Frankreich g. Oesterreich.
	Braunschweig u. die „	ede Englands mit der	Der Friede v. Paris zwisch. Schweden
		Türkei 5. Juni 1809.	und Frankreich 6. Jan. — Beitritt
1810	Tod der Königin Luise	ockade aller unter Napo-	Schwedens zur Kontinentalsperre.
	Hardenberg leitender Mi	eons Herrschaft stehen-	Der franz. Marschall **Bernadotte** (Prinz
	Seine Reformgesetze.	len Häfen.	v. Pontecorvo) zum Kronprinzen v.
	Verordnung über die Ver	unglückte Expedition n.	Schweden erwählt 20. Aug. 1810.
	obersten Staatsbehörde	Walcheren unt. Chatham.	Schweden erklärt England Krieg.
	Edikt über die Finanzen	yenne, Martinique, Sene-	Die russische Zollordnung v. 31. Dez.
	24. Nov. — Aufhebung	gal, St. Domingo erobert	gegen die Kontinentalsperre.
	u. Einziehung der geistl	1809.	Russischer Protest geg. d. Annektirung
	Gewerbefreiheit.	nnings Rücktritt.	Oldenburgs durch Napoleon (März).
	Gleichmässige Besteueru	**stlereagh, Minister des**	
1811	Das Gesetz v. 10. Sept. erk	**Auswärtigen.**	Entzweiung Russlands mit Frankreich.
	lösbarkeit aller bäuerlic		
1812	Errichtung d. Generalkon	gnahme v. Guadeloupe,	Friede zu Bukarest zwischen Russland
	„Organ der Nation" 16	sle Bourbon, Isle de	und der Türkei 28. Mai 1812.
	Das Gensdarmerie-Edikt	France (1810).	Waffenbund zu Petersburg zwischen
	Bündniss mit Frankreich	tavia auf Java besetzt	Schweden und Russland 5. April.
	land am 24. Februar.	(1811).	Friede Russlands und Schwedens zu
	General York's Neutral		Örebro mit England 1812.
	mit den Russen b. Taurog	r Prinzregent übernimmt	Russ. Ultimatum a. Frankreich 27. Apr.
1813	**Erhebung der Provinz**	die Regierung (1812).	**Einmarsch d. Franzosen i. Russland.**
	Die Ständeversammlung	ieg mit den Vereinigten	Uebergang der Grossen Armee über
	berg, 5.—9. Febr., bes	Staaten von Amerika.	den Niemen. Besetzung von Wilna.
	allgemeine Volksbewaff	ede mit Schweden und	Die Schlacht bei Smolensk 17. Aug.
	Waffenbund mit Russland	Russland z. Örebro 18. Juni	Kutusow erhält den Oberbefehl
	1. März. Der König	1812.	Schlacht bei Borodinó 7. Sept.
	Stiftung d. Eisern. Kreuz	bsidienverträge mit	Besetzung v. Moskau d. d. Franzosen
	Erhebung des preussisc	Schweden, Preussen und	14. Sept. Der Brand von Moskau
	Aufruf des Königs „An	Russland zu Reichenbach	(Rostopschin) 15.—20. Sept.
	Die Schlachten bei Gross	14. Juni 1813.	**Rückzug der Franzosen** 18. Okt.
	21. Mai. Waffenstillst	tritt zur grossen Allianz.	Der Uebergang über die Bereszina bei
			Studianka 25. Nov.
	Beitritt Oesterreichs zu		Konvention von Tauroggen 30. Dez.
	Der Vertrag von Trache	**tgesetzter Krieg mit den**	Bündniss v. Kalisch zwischen Russland
	Die Schlachten bei Gros	**Vereinigten Staaten.**	und Preussen 1. März 1813.
	26. Aug. (Blücher).		Einmarsch d. Russen in Norddeutsch-
	Siegreiches Treffen der		land, 11. März in Berlin.
	Schlachten bei Kulm		Vertrag zwischen Schweden und Eng-
	York's Uebergang übe		land 3. März.
	Vertrag von Ried: Baye		Schweden sendet ein Hülfsheer unter
	Die Völkerschlacht bei	nahme von Washington	Bernadotte.
	Rückzug Napoleon's. S	24. Aug. 1814.	Subsidienvertrag Russlands mit Eng-
1814	**Der Uebergang der Ve**	ede zu Gent mit den	land zu Reichenbach 15. Juni.
	Schwarzenberg bei Hüni	Vereinigten Staaten	Bernadotte zwingt Dänemark zum
1815	Rückkehr Napoleon's vo	24. Dez. 1814.	Frieden von Kiel 14. Jan. 1814.
	Aechtung Napoleon's 13		Dänemark tritt Norwegen a. Schweden,
	Der Sieg bei Belle-Alli		Helgoland a. England, Vorpommern
	Verbannung Napoleon'		an Preussen ab, erhält Lauenburg.

[G]rossbritannien.	Russland, Schweden, Dänemark.	Türkisches Reich.	Amerika.
[B]ewegungen für eine [Parl]amentsreform und [geg]en die „Korngesetze“. [O'Conn]ell, der grosse „Anf[ü]hler“, an der Spitze [des] kathol. Vereins in [Irla]nd. [B]eitritt zur Heiligen [Alli]anz verweigert. [Exped]ition gegen die Bar[bare]skenstaaten unter [Lor]d Exmouth (1816). [Unter]werfung d. Mahratten [in O]stindien (1817). [Unruh]en wegen der Korn[geset]ze. [Bauer]aufstände. [Aufhe]bung der Habeas[corp]usakte (1817). **[N]ordpolfahrten.** Franklin, Parry (von [181]8—1823).	**Alexander I., Kaiser v. Russland**, stiftet zu Paris die Heilige Allianz mit Franz I. von Oesterreich und Friedrich Wilhelm III. von Preussen. Otto v. Kotzebne's Entdeckungsfahrten in d. Südsee (1815—1818). **Polen**, russisches konstitutionelles Erbkönigreich. Deutsche Kolonisten in Russland und Geheime politische Vereine in Russland und Polen. **Karl XIV.** (Bernadotte), König von Schweden.	**Mahmud II.**, Sultan seit 1808. **Mehemed Ali Pascha** von Aegypten seit 1805. Krieg gegen die Wahhabiten (1819). Seeräubereien u. Sklavenhandel d. Barbareskenstaaten Tunis, Tripolis und Algier. Eine englisch-niederländische Flotte erzwingt die Abschaffung des Sklavenhandels. — Beschiessung von Algier, 28. Aug. 1816. Der geheime Bruderbund **„die Hetairie“** zur Befreiung Griechenlands. **Alexander Ypsilanti.** Empörung u. Fall des Ali Pascha von Janina 1820. **Erhebung der Griechen** in der Moldau u. Walachei unter Ypsilanti, 7. März, in Morea unter **Kolokotroni** und **Maurokordatos**, 6. Mai 1821.	**Madison, Präsident der Verein. Staaten von Amerika**, seit 1809. Die spanischen Kolonien, s. 1810 im Kampfe für ihre Unabhängigkeit. **Simon Bolivar**, „der Befreier“, Präsident von Venezuela. Die **La Platastaaten** konstituiren sich als Argentinische Republik 1816. **Monroe** Präsident d. Vereinigten Staaten von Amerika 1817. **Die Monroe-Doktrin.** Die Jesuiten-Republik Paraguay. Dr. Francis Diktator 1817. Befreiung Chile's durch die Schlacht bei Maypu 5. April 1818. Venezuela u. Neugranada vereinigen sich zur Republik Columbia (1819). Bolivar Diktator.
[Gr]osse Massenversamm[lung] in Manchester. Zer[spre]ngung und blutige [Züc]htigung der Insurgen[ten] 18. Aug. 1819. [Tod d]es Königs Georg III. [Georg] IV., König (1820). [Der E]hescheidungsprozess [gege]n die Königin Karo[line]. Ihr Triumph und [Tod], 7. Aug 1821. [Selbst]mord Castlereagh's, [12.] Aug. 1822. [Georg]e Canning Minister [des] Aeusseren, Gegner [der] Politik der Heiligen [Alli]anz. [Gesetz] gegen den Sklaven[han]del (1824). [Anerk]ennung der südameri[kani]schen Republiken. [Herab]setzung der Getreide[zölle] (1826). [Trupp]ensendung nach Por[tuga]l gegen Dom Miguel. [Vertra]g zu London mit [Fran]kreich und Russland [zu G]unsten der Griechen, [6. J]uli 1827. [Tod d]es Premierministers [Live]rpool. Canning an d. [Spit]ze des Ministeriums [(Apr]il), † 8. Aug. 1827.	Aufhebung d. Leibeigenschaft in Kurland, Livland u. Esthland durch Kaiser Alexander. Gründnng der Universität zu St. Petersburg (1822). Aufhebung der Freimanrerlogen u. Missionsanstalten in Russland (1822). Zweite russische Erdumsegelung unter Kotzebne (1823—1826). Tod Alexanders I. (1825). **Nikolaus I.**, Kaiser von Russland. Russ.-persischer Krieg. Das Petersburger Protokoll, 4. April 1826. Der Vertrag von Akjerman zwischen Russland und der Türkei, 25. Sept. 1826. Eriwan von den Russen erobert, 13. Okt. 1827. Paskewitsch. Russ.-persischer Friede zu Turkmanschai 22. Febr. 1828.	Griechenland für unabhängig erklärt zu Piada 1. Jan. 1822. Einsetzung einer Nationalregierung. Seesiege d. Griechen unter **Miaulis** und **Kanaris**. **Die Philhellenen.** Lord Byron und der Genfer Eynard. Niederwerfung d. Aufstandes durch die Aegypter. Ibrahim Pascha in Morea 25. Febr. 1825. Mesolongion fällt nach heldenmüthiger Vertheidigung 23. Apr. 1826. Vernichtung der Janitscharen in Konstantinopel 14. Mai 1826. Intervention Englands, Frankreichs und Russland für die Griechen. Seeschlacht bei Navarino. Vernichtung d. türkisch-ägyptischen Flotte durch die Verbündeten 20. Okt. 1827.	Befreiungskampf in Peru seit 1820. **Mexico Kaiserreich**, und **Iturbide als Augustin I. Kaiser** (1822). **Brasilien Kaiserreich.** **Dom Pedro, Kaiser 12. Oktober 1822.** **Mexico republikanischer Bundesstaat 1823.** **Iturbide erschossen.** **Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua u. Costa Rica verbünden sich zur Repnblik der Vereinigten Staaten von Mittelamerika (1823).** **Völlige Befreiung v. Peru mit Hülfe Bolivar's (1824).** **Oberperu konstituirt sich als selbständige Repnblik Bolivia (1825).** **John Quincy Adams**, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika (1825). Bürgerkrieg in Columbia. Die Centralisten gegen die Föderalisten.
[Si]eg bei Navarino, [20.] Okt. 1827. [M]inisterium Welling[ton] (1828). **[K]atholikenemancipa[tion]**, 10. Juni 1829.	Russ.-türkischer Krieg. Diebitsch „Sabalkanski“. Der Friede zu Adrianopel zwischen Russland und der Türkei 14. Sept. 1829.	Ein französisches Heer zwingt Ibrahim Pascha zur Räumung Moreas 29. Aug. 1828. Griechenland selbständig. Capodistrias, Regent.	Zerfall der columbischen Union. **Venezuela trennt sich von Columbia (1829).** **Bolivar dankt ab, † 1830.**

	Deutschland.	[...]nnien.	Russland.	Türkisches Reich.
1830	**Revolutionäre Bewegung** besonders in Braunschw[...] Hannover, Hessen-Kass[...] Sachsen u. Einführung [...] Verfassungen.	[...]önig. [...]m Grey. [...]**wegung** in [...]**nnell.** [...]**entsreform**	**Grossfürst Konstantin,** Vizekönig von Polen. **Ausbruch der polnischen Revolution.** Militäraufstand in Warschau 17.(29.)Nov. 1830.	**Mahmud II.,** Sultan s. 1808. Griechenland als Königreich anerkannt, 24. April. **Otto v. Bayern,** König 1832. Erhebung der Albanesen, Bosnier, Montenegriner.
1831	Anschluss Kurhessens an preuss. Zollverein 25. M[...] Gneisenau † 24. August. **Aufkommen d. Radikalism[...]** Joh. Wirth, Siebenpfeif[...]	7. Juni 1832. [...] die irische [...]eginnt 1833. [...]ill.	Einsetzung einer provis. Regierung, 4. Dez. **Ohlopicki,** Diktator. Der Reichstag zu Warschau erklärt d. Haus Romanow des polnischen Thrones für verlustig, 20. Jan. 1831.	**Die Empörung Mehemed Ali's** von Aegypten. Einmarsch ein. ägyptischen Heeres unter **Ibrahim** in Palästina, 29. Okt. 1831.
1832	Das Hambacher Fest. **Der Gustav-Adolf-Verei[...]**	Melbourne. [...] Sklaverei in [...]		
1833	**Gründung des deutschen Z[...] vereins,** 22. März. Frankfurter Attentat 3. A[...]	[...], Juli 1833. [...]beitergesetz, [...] das Armen- [...]834.		Wegnahme v. Gaza, Jaffa und Jerusalem. Erstürmung von Akre, 25. Mai 1832. Besetzung von Damaskus und Haleb.
1834	Ministerkonferenzen zu W[...] Beschränkung der Pressfrei[...] des Vereinsrechtes und ständischen Befugnisse.	[...]ill, 9. Sept. [...] Universität	Einsetzung eines Direktoriums. Fürst Radziwill, polnischer Oberfeldherr.	Ibrahim schlägt Reschid Pascha bei Konieh, 21. Dez. 1832.
1835	Franz I. von Oesterreich [...] **Ferdinand I.,** Kaiser. „Die Staatskonferenz".	[...]**gen** aufge-	Siege d. Polen bei Stoczek, 14. Febr., und bei Dobre, 17. Febr. 1831.	Der türkisch-ägypt. Friede von Kutajah, 4. Mai 1833.
1836	Baden, Nassau und Frank[...] a. M. treten in den deuts[...] Zollverein.	[...]gs Wilhelm, [...]7. [...]in.	Sieg der Russen unter **Diebitsch** b. Grochow, 25. Febr. 1831.	Abtretung Syriens u. Kiliciens an Mehemed Ali. **Der Vertrag von Unkiar-Skelessi,** 8. Juli 1833.
1837	Auflösung der Personalu[...] zw. England und Hann[...] Der Herzog von Cumberl[...] **Ernst August,** König. Der Staatsstreich in Hann[...] Aufhebung d. Verfass. 1. [...] Entlassung der protestiren[...] sieben Göttinger Professo[...] Konflikt wegen der gemi[...]ten Ehen. Verhaftung [...] Erzbischofs v. Köln, Dr[...] Vischering, u. d. Erzbis[...] von Posen, Dunin.	[...]mmen des [...] [...]**ior.** [...]Volkscharte. [...]**rthum.** [...] die Korn- [...] Freihandel. [...] irischen [...]1838. [...]er Königin	**Skrzynecki,** polnischer Oberbefehlshaber. Die Schlacht bei Ostrolenka, 26. Mai 1831. Diebitsch stirbt an der Cholera, 10. Juni 1831. **Paskewitsch,** russ. Oberfeldherr, erstürmt Warschau, 6. Sept. Uebertritt d. polnischen Armee nach Preussen, 5. Okt. 1831.	Unbedingte Abhängigkeit der Türkei von Russland. Das Schwarze Meer ein „russischer See". Mehemed Ali vertreibt die türkischen Besatzungen von Mekka und Medina. Wiederausbruch d. türkisch-ägyptischen Krieges 1839. Einmarsch der Türken unter Hafiz Pascha in Syrien, 21. April 1839.
1838	**Emporkommen des Ul[...] montanismus.** Friedrich Wilhelm III. [...] Preussen † (7. Juni).	[...] Albert von [...]urg 10. Febr. [...]g mit China.	**Das organische Statut,** 14. (26.) Febr. 1832, hebt die polnische Verfassung auf. Polen russische Provinz.	Die Schlacht von Nisib, 24. Juni 1839. Mahmud II. † 1. Juli 1839. **Abdul Medschid,** Sultan. Chosrew Pascha, Grossvezier.
1840	**Friedrich Wilhelm IV., König** [...] Eichhorn, Kultusminister.	[...]hauen unter [...]med, 1840.	Die polnische Emigration beginnt.	
1841	**Die Lichtfreunde.** Uhlic[...] Wislicenus.	[...]u. R. Peel, [...]1.	**Krieg im Kaukasus.** Die Murschiden.	Der Verrath des Kapudan Pascha Achmed Fewzi: Auslieferung d. türkischen Flotte an Mehemed Ali.
1842	Kölner Dombaufest, 3. Se[...] Vereinigte ständische [...] schüsse in Berlin, 18. O[...]	[...]um Erlass [...]arte, 2. Mai	**Schamyl,** Prophet und Führer der Völker Kaukasiens im „Heiligen Kriege" gegen die Russen 1836.	**Der Hattischerif v. Gülhane,** 3. Nov. 1839.
1844	300jähr. Jubelfeier der [...] versität Königsberg, 29. [...] Jubelfeier des „heiligen Roc[...] zu Trier 18. Aug.	[...]na, 26. Aug. [...]Sikhs 1843. [...]Sind's durch	Expedition nach Chiwa unter Perowski 1840.	Die Londoner Quadrupelallianz zwischen England, Russland, Oesterreich u. Preussen zum Schutze d. Türkei, 15. Juli 1840.
1845	**Der Deutsch-Katholizism[...]** Ronge, Czerski. Bildung freier Gemeind[...]	[...]lung der [...] der Ebene [...]Verhaftung [...]8. Okt. 1843.	Kirchl. Unionsmassregeln. Unterdrückung der nicht orthodoxen Staatsangehörigen.	Eine englisch-österr. Flotte zwingt Mehemed Ali zur Unterwerfung und Abtretung v. Syrien, Kreta und Arabien. Aegypten wird erbliches Vizekönigthum, Nov. 1840.
1846	Offener Brief Christian's V[...] v. Dänemark (8. Juli) u. D[...] sirungsversuche i. Schles[...] Holstein.	[...]ation gegen [...] und für den	Fortgang des kaukasischen Krieges mit wechselndem Erfolg.	
1847	Das Verfassungspatent [...] Preussen, 3. Februar. **Der vereinigte Landtag** [...] Berlin 11. April.	[...]er Kornzölle, [...]16. [...]**ndelssystem** [...]**zialreform.**	Aufstandsversuch der Polen 1846. Die Republik Krakau wird österreichisch.	Das türkische Reich geht immer mehr seinem Verfalle entgegen.

erfolg und ihre Bewältigung (1848—1858).

Italien.	Grossbritannien.	Russland.
liens 12. Jan. Provisorische RuggieroSettimo. Aufstand . Jan.) erzwingt eine liberale Venedig 17. März. Pro- .egierung: **Manin.** ailand 18. März. rreicherunt. **Radetzky** in das ›reck". Parma, Modena frei. ›n Sardinien, das „Schwert öffnet den Befreiungskampf, and 24. März, siegt b. Goïto ederlage b. St. Lucia 6. Mai. erklärt durch die Allokution ril seine Neutralität. ı Neapel: Aufhebung d.Ver- mbardement d. Stadt 15.Mai. 's bei Custozza 25. Juli. ailand 9. Aug. u. Waffenstill- ·uhen in Rom. Minister Graf ·det 15. Nov. Flucht des h Gaëta 24. Nov. 1848. · röm. Republik 9. Febr. 1849. ibaldi. :ana. Flucht d. Grossherzogs. Mazzinisten in Mittelitalien. ne des Krieges m. Oesterreich .adetzky siegt bei Mortara u. lärz. Karl Albert dankt ab. ıl II., König. erfung Siziliens: Erstürmung 6. April 1849. 24. April) u. Eroberung von . Franzosen u. Oudinot 3. Juli. iland zwischen Oesterreich en 6. Aug. edigs 24. Aug. 1849. lung der österreich. Macht bardei, in Modena, Parma , und der päpstlichen Herr- irchenstaate. pstes in Rom 12. April 1850. ı und hierarchische Reaktion Staaten; nur Sardinien bleibt nal-liberalen Politik getreu. :avour 4. Nov. 1852. der Kultusfreiheit, Be- r feudalen Vorrechte. Auf- Klöster. iniens mit Frankreich und Jan. 1855. ängt den grossen Kirchen- ılle bei der Aufhebung der heiligten 26. Juli. sardinischen Corps unter in die Krym 1855. ·diniens mit Oesterreich. liplomatischen Beziehungen. es sardinischen Gesandten	Repealbewegung in Irland: Der Aufstand O'Brien's 29. Juli. Erneuter Aufstand der Sikhs. Erhebung der Jonischen Inseln. Aufhebung der Navigationsakte (1849). Unterwerfung der Sikhs durch Sir Gough's Sieg bei Guzerate 21. Febr. Koalitionsministerium Stanley (Derby). Der Kaffernkrieg 1850 bis 1853. Ausbreitung des Katholicismus. Kardinal Wiseman. **Erste Weltausstellung** zu London 1. Mai 1851. Ministerium Aberdeen. R. Peel † 2. Jul. u. Wellington † 14. Sept. 1852. Krieg mit Birma. Pegu wird engl. Provinz. Der Londoner Vertrag z. Regelung d. dänischen Frage 8. Mai 1853. Bündniss m. Frankreich u. der Türkei 12. März 1854. **Krieg mit Russland.** Kriegserklärung am 28. März. Bombardement v. Odessa 22. April. Erfolglose Expedition Napier's gegen Kronstadt. Eroberung von Bomarsund 16. Aug. Blockade der russisch. Häfen in der Ostsee. Whigministerium unter **Palmerston.** Einverleibung von Audh 7. Febr. 1856. Pariser Friede mit Russland 30. März 1856. Englisch - französische Expedition geg. China 1857. **Der indische Aufstand** 10. Mai. Nena Sahib. Vertrag v. Tientsin mit China 27. Juni 1858. Bewältigung des indischen Aufstandes. Das Privilegium der Ostindischen Kompagnie wird aufgehoben und Indien in Kronbesitz verwandelt 1. Nov.	Erhebung der Moldau und Walachei gegen die russische Schutzherrschaft und die türkische Oberherrlichkeit (1848). Russisch-türkische Intervention und Niederwerfung des Aufstandes (1849). Russisch-türkischer Vertrag von Baltaliman, 28. April 1849, wegen gemeinschaftlicher Besetzung der Fürstenthümer. Ein Hülfscorps unter Paskewitsch gegen die Ungarn; die Waffenstreckung Görgei's bei Vilagos, 13. Aug. Beitritt zum Londoner Vertrag über die Integrität Dänemarks, 2. Aug. 1850. Eröffnung der Petersburg-Moskauer Eisenbahn, 16. Aug. 1851. Expedition unter Perowski gegen Khokand. Wiederaufnahme d. Eroberungspläne gegen die Türkei. Montenegro wird durch Russlands Schutz unabhängig (1852) und die Forderung des Protektorates über alle griechischen Christen in der Türkei führt zum **Kriege mit der Türkei.** Besetzung der Donaufürstenthümer, 3. Juli 1853. Vernichtung der türkischen Flotte im Hafen von Sinope, 30. Nov. 1853. Unterwerfung China's und Bochara's (1854). **Krieg mit Frankreich und England** 27. März 1854. Vergebliche Belagerung von Silistria (Juni). Räumung der Donaufürstenthümer. **„Der Krymkrieg".** Landung der Verbündeten in der Krym unter Marschall St. Arnaud und Lord Raglan. Die Schlacht an der Alma 20. September. **Der Belagerungskrieg von Sebastopol.** **Totleben, Canrobert, Pelissier.** Die Schlachten bei Balaklava, 25. Okt., und bei Inkerman, 5. Nov. 1854. Tod des Kaisers **Nikolaus I.** von Russland, 2. März 1855. **Alexander II.,** Kaiser. Die Erstürmung des Malakoff und der **Fall Sebastopols,** 8. Sept. 1855. Eroberung von Kars durch die Russen, 28. November. **Der (dritte) Pariser Friede,** 30. März 1856, in welchem die Unverletzbarkeit der Türkei, Gleichberechtigung aller Christen (der Hat-Humayum), das gemeinschaftl. Protektorat der Grossmächte über die Donaufürstenthümer, die Neutralisirung des Schwarzen Meeres, Abtretung der Donaumündungen und eines Theiles von Bessarabien an die Moldau bestimmt wird. Erwerbung des Amurlandes durch den Vertrag mit China zu Aigun, 25. Mai 1858. Gefangennahme Schamyl's 6. Sept. 1859. Unterwerfung des Kaukasus.

	Preussen	Amerika. Vereinigte Staaten von Amerika.	 Mittel- u. Süd-Amerika.
1858	**Die neue Aera** unter gung Hohenzollern.— Das Re[...] des Prinz-Regenten von	Der wirthschaftliche Gegensatz zwisch. d. Nordstaaten (Schutzzoll) u. Südstaaten (Freihandel): Republikaner und Demokraten. Die Sklavenfrage und die Abolitionisten.	Parteikämpfe in Mexiko. Klerikale und Radicale. **Die Puros.**
1859	Preussens Stellung zu dem [...] reichischen Konflikt: M[...] **4. Juni.** chen Das Wiedererwachen des [...] Einigung des deutsch unter **Nationalverein,** begrü[...] Frankfurt a. M. ens: Widerstand des Herren rma, Reformbestrebungen de und neuen Aera.	**Abraham Lincoln,** Präsident der Union seit 1860.	Präsident **Juarez** 1857 bis 1858. Diktator **Miramon** 1859.
		Abfall der Südstaaten v. der Union u. Bildung einer Konföderation (Secessionisten) unter dem Präsidenten **Jefferson Davis** (18. Januar 1861).	
1861	Tod des Königs **Friedrich V**[...] und Feierliche **Krönung K**[...] und Königsberg, 18. Oktob über Die **Armeereorganisation** stel- zwischen Staatsregieru[...] vertretung.	**Bürgerkrieg in Nordamerika:** Gefecht v. Bull-Run 20. Juli 1861, Reorganisation der Streitkräfte des Nordens; Führung der Landheere durch	Sieg des Präsidenten Juarez (1861).
1862	Auflösung des Abgeordne[...] tritt des Ministeriums von im März. **Otto von Bismarck-Schön** alien Minister. Preussens **deutsche Polit**[...] tung des Zollvereins (186[...] in der hessischen Verfa[...] zu Gunsten der Elbhe[...] der Einverleibung Schl[...] mark (30. März 1863).	**Mac Clellan** (1861—1862): fruchtlose Kämpfe bei Richmond 25. Juni bis 1. Juli 1862. General **Halleck** (1862—1863). Niederlage am Bull-Run 28. bis 30. Aug. 1862. General **Burnside** 1862: vergeblicher Angriff gegen Fredeiksburg 13. Dezember 1862.	
1863	**Bundesexekution** (beschl[...] Friedrich's VII. (14. N[...] Bündniss zwischen Preuss[...]	**Aufhebung der Sklaverei:** Präsident Lincoln's Proklamation vom 1. Januar 1863. General **Hooker.** Vergebliches Vorgehen bei Chancellorsville 2. Mai 1863. Einnahme von Vicksburg durch General Grant. General **Meade:** Schlacht bei Gettysburg.	Europäische Intervention: durch die Franzosen in Mexiko 1863 (s. Frankreich).
1864	**Der schleswig-hols**[...] Erstürmung der **Düppeler** ank- die Preussen unter Pri[...] ipst- 18. April. **Waffenstillstand** u. **Fried** nig- **Uebergang nach Alsen,** Okt. **Friede zu Wien,** 30. Ok[...] Holstein und Lauenbur nber meinschaftliche Regieru[...]	Operationen zur See: Kämpfe zwischen Merrimac und Monitor (1862). Einnahme von New-Orleans durch **Farragut** 28. April 1862. Krieg gegen die Kaper.	Erzherzog **Maximilian,** Kaiser von Mexiko 12. Juni 1864. Intervention der Vereinigten Staaten.
1865	Die **schleswig-holsteinis**[...] Preussen und Oesterrei[...]	**Ulysses Grant,** Oberbefehlshaber.	
1866	Die Abstimmung am deut[...] aus dem Deutschen Bun[...] tion vom 15. Juli an S ons- Der **deutsche Krieg,** 16. 6. **Entscheidungsschlacht** Waffenstillstand von N[...] **Der Feldzug am Main:** T[...] salza, 29. Juni, und b[...] 14. Juli. Separatfriede[...] deutschen Staaten, sow[...] abgeschlossen August b[...] **Vereinigung** von Schlesw[...] nover, Kurhessen, Nass[...] Frankfurt a. M. mit **P**[...] Schutz- u. Trutzbündnisse [...] und den deutschen Süd[...] Begründung des Norddeu[...]	Entscheidende Operationen gegen die Doppelfestung Richmond-Petersburg. General Sherman's Zug durch Georgien über Savannah nach Richmond zu, im Winter 1864. **Fall** von Richmond 3.—4. April 1865. Kapitulation der Generale Lee und Johnson. **Wiederherstellung der Union.** Ermordung des Präsidenten Lincoln 14. April 1865.	Rückzug der Franzosen aus Mexiko März 1867. Tod des Kaisers Maximilian 19. Juni 1867. Benito Juarez, Präsident.

ebungen (Schluss).

Italien.	Spanien.	Russland und der Osten Europa's.
g Garibaldi's nach Rom; seine Niederlage durch die päpstlichen Truppen bei Mentana, 3. Nov. 1867.	Entlassung des Ministerium O'Donnell (1866).	**Aufhebung d. Leibeigenschaft,** 19. Febr. 1861.
	Allgemeine Reaktion. Tiefe Gährung im Volke gegen das herrschende Regime.	Der internationale Revolutionsverein in Polen 1860 ff.
m erhält von Neuem eine französische Besatzung.		Die **polnische National-Regierung** und die Diktatoren Mieroslawski und Langiewicz.
rufung eines **allgemeinen Konzils** nach Rom, 8. Dez. 1869.	Ausbruch der **Revolution** in Cadiz (1868). Vertreibung d. Königin Isabella.	Niedergang d. Insurrektion i. Polen (1863).
nahme des Dogmas von der päpstlichen **Unfehlbarkeit,** 18. Juli 1870.	Provisorische Regierung. — **Serrano,** Regent.	**Die Russifizirung Polens** (1864).
		Ideen des **Panslavismus.** — Politische Bedeutung der griechischen Kirche.
utralitäts-Erklärung des Königs Victor Emanuel gegenüber dem deutsch-französischen Kriege.	Nachdem Erbprinz Leopold von Hohenzollern von der Thronkandidatur zurückgetreten, wird der Herzog v. Aosta (zweiter Sohn v. Victor Emanuel) als **Amadeus** auf den Thron berufen.	Befreiung Russlands von den lästigen Bedingungen des Pariser Friedens von 1856.
		Vorgehen in Asien; Eroberung von Chiwa.
zug der französischen Besatzung aus Rom.		Neue Versuche zur Lösung der orientalischen Frage und Vorgehen gegen die Türkei.
lienische Truppen unter General Cadorna rücken in den Kirchenstaat und nehmen Rom, September 1870.		
		Der russisch-türkische Krieg von 1877. Sieg bei Plewna, 10. Dez. 1877.
lksabstimmung im Kirchenstaat für den Anschluss an das Königreich Italien.		Friede von San Stefano, März 1878.
rlegung der königlichen Residenz nach Rom, 30. Juni 1871.		Entwicklung des **Nihilismus** und Fortschritte der Nihilisten im Innern des Reiches.
fhebung sämmtlicher Klöster.		Tod Kaisers Alexanders II. — Thronbesteigung **Alexanders III.** und feierliche Krönung zu Moskau.
		Aufstand in der **Herzogewina** gegen die **türkische Regierung.**
		Palast-Revolution in Konstantinopel (1876); Absetzung von Abdul-Aziz; Murad V.; später (im August 1876) **Abdul-Hamid,** Sultan.
		Auflehnung der türkischen Vasallenstaaten. — Moldau u. Walachei vereinigen sich als Fürstenthum (später Königreich) **Rumänien** unter Alexander Cusa, nach dessen Vertreibung später Fürst **Karl von Hohenzollern-Sigmaringen** auf den rumänischen Thron berufen wird. — **In Serbien** gelangt von Neuem **Milosch** zur Herrschaft, welchem 1860 sein Sohn **Michael III.** folgt, der am 10. Juni ermordet wird. Ihm folgt **Milan Obrenowitsch IV.,** König von Serbien seit 2. Juli 1882.
	Neue Wirren. Rücktritt des Königs Amadeus, 11. Februar 1873.	
	Bewegung der Karlisten (unter Carlos VII).	
pstliche **Encyclika** vom 5. Februar 1875 erklärt alle neuen Kirchengesetze für ungültig.	Prinz Alfons von Asturien, Sohn der Königin Isabella, tritt als König **Alfons XII.** die Regierung an, 29. Dez. 1874.	
icktritt des Ministeriums Minghetti; neues Kabinet Depretis, 24. März 1876.		
		Allgemeine **Verfassung** f. d. **Türkische Reich** vom 24. Dez. 1876.
od d. Königs Victor Emanuel. ronbesteigung seines Sohnes **Humbert,** 9. Jan. 1878.		
		In Griechenland Revolution 1862: Vertreibung des Königs Otto; später Berufung des Prinzen **Georg** von Dänemark auf den Thron, im März 1863. Griechenland erhält von England die Ionischen Inseln abgetreten.
	Vertreibung von Carlos aus Spanien, 21. Febr. 1876.	

GESCHLECHTSTAFELN

DER

HERVORRAGENDSTEN EUROPÄISCHEN HERRSCHERHÄUSER.

Infant Don Carlos † im Kerker 1568.

Philipp III. (1598—1621).

Philipp IV. (1621—1665).

Beherrschten auch Portugal (1581—1640).

Rudolf II. (1576—1612).

Matthias (1612—1619).

Albrecht als Eidam Philipp's II. Herr der span. Niederl. († 1621).

von Bayern; von ihr stammt Karl VII., Kaiser (1742–1745).

Karl von Burgau († 1618).

Ferdinand II. (1619—1637).

Ferdinand III. (1637—1657).

Ferdinand IV. (1653 röm. König, † 1654).

Leopold I. (1657—1705).

Maria Theresia († 1683), verm. mit Ludwig XIV. von Frankreich.

Margaretha Theresia († 1673), vermählt mit Leopold I. von Oesterreich.

Karl II. (1665–1700, kinderlos). Sein Tod führte den Spanischen Erbfolgekrieg herbei (1701—1714).

Joseph I. (1705—1711).

Karl VI. (1711—1740).

Haus Habsburg-Lothringen.

Maria Theresia (1740—1780), verm. mit (ihre Mutter war Elisabeth v. Brnschw.-Wolfenb.).

Franz I., Stephan (1745—1765). Herzog v. Lothr., Grossherz. v. Toscana.

Joseph II. (1763—1790).

Marie Amalie, verm. m. Ferdinand v. Parma.

Leopold II. (1790—1792) als Grossherz. v. Toscana der I. (1765–1790).

Ferdinand Karl († 1806).

Marie Antoinette, verm. mit Ludwig XVI. von Frankreich, guillotinirt (1793).

Max, letzter Kurfürst v. Köln († 1801).

Franz II. (I.), Kaiser v. Oesterreich (1792—1806—1835).

Ferdinand III. von Toscana († 1824).

Karl († 1847).

Joseph, Palatin v. Ungarn († 1847).

Johann, deutsch. Reichsverweser (1848—1849). († 1859.)

Rainer († 1853).

Franz IV. von Modena († 1846).

Marie Luise, verm. m. Napoleon I., Herzogin von Parma (1815—1847).

Ferdinand I. (abdic. 1848, † 1875).

Franz Karl († 1878).

Leopold II. von Toscana (abdic. 1859, † 1870).

Albrecht, geb. 1817.

Joseph, geb. 1833.

Graf v. Meran

Leopold, Ernst, Sigismund, Rainer, Heinrich.

Franz V. von Modena 1859 vertrieben. († 1875.)

Franz Joseph I.

Max, Kaiser v. Mexiko († 1867).

Karl Ludw.

Ludw. Victor.

Ferdinand IV. v. Toscana. Letzter Grossherzog (enthront 1860).

Kronprinz Rudolf, geb. 1858.

Die Königshäuser Capet und Valois in Frankreich, Anjou in Neapel und Ungarn, mit ihren Verzweigungen.

Ludwig IX., der Heilige (1226—1270), direkter Sprosse des 987 zum Könige ausgerufenen Hugo Capet, Grafen von Francien.

Philipp II., der Kühne (1270—1285).

Philipp V., der Schöne (1285—1314).

Ludwig X., der Zänker (1314—1316). — Philipp V., der Lange (1316—1322). — Karl IV. (1322—1328) der letzte Capetinger. — Karl Graf v. Valois († 1325).

Johanna, Königin von Navarra (1316—1349), vermählt mit Graf Philipp v. Evreux.

Haus Valois.

Philipp VI. (1328—1350).

Johann II., der Gute (1350—1356), † 1364 als Kriegsgefangener zu London.

Karl V., der Weise (1364—1380) König von Frankreich. — Ludwig I. v. Anjou, König v. Neapel (1382—1384). — Philipp d. Kühne v. Burgund (1363—1404).

Karl VI. (1380—1422). — Ludwig v. Orléans, erm. 1407 durch Joh. v. Burgund. — Ludwig II. (1384—1417.) — Karl v. Maine, — Joh. d. Unerschrockene (1404—1419), ermordet.

Karl VII. (1422—1461). — Karl v. Orléans († 1465). — Johann († 1496). — Ludw. III. (1417—1434). — René I. (1435—1442), † 1480. — Karl IV. König v. Neapel (1480—1484) setzte Ludwig XI. zum Erben seiner Rechte ein. — Philipp d. Gute (1419—1467) Stifter d. Ordens vom Gold. Vliess.

Ludwig XI. (1461—1483). — Ludwig XII. (1498—1515). — Karl v. Angoulême († 1496). — Jolanthe, verm. m. Friedr. v. Vaudemont. — Karl d. Kühne (1467—1477), fiel in d. Schlacht bei Nancy gegen René II. von Lothringen.

Karl VIII. (1483—1498), verm. mit — Franz I. König von Frankreich — René (Renatus) II. Herzog v. Lothringen (1473—1508). — Maria, Erbin von Burgund († 1482),

Jüngeres Haus Anjou.

Herzöge von Burgund.

Aelteres Haus Anjou.

Karl I. von Anjou, König von Neapel (1266—1284), Bruder Ludwig's IX., des Heiligen.

Karl II. (1288—1309), vermählt mit Maria, Tochter Stephan's V. von Ungarn.

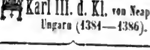
Karl Martell von Ungarn (1290—1295). — Robert, König v. Neapel (1309—1343). — Joh. v. Durazzo.

Karl Robert von Ungarn (1308—1342). — Enkelin Johanna I. v. Neapel, Gemahlin Andreas' von Ungarn, ermordet 1382. — Ludwig, Graf v. Gravina.

Ludwig I. d. Grosse v. Ungarn u. Polen (1342—1382). — Andreas 1345 ermordet mit Wissen seiner Gemahlin Johanna I. —







Karl III. d. Kl. von Neapel und Ungarn (1384—1386).

Maria (1382—1385, † 1395) vermählt mit König Sigismund. — Hedwig vermählt mit Jagello von Lithauen. — Ladislaus (1386—1414). — Johanna II. (1414—1435).

Johanna II. testirte ihre Rechte erst Alfons V. von Aragon, später René I., Herzog von Bar u. Lothringen, dessen Familie (jüngeres Haus Anjou) schon seit 1382 Ansprüche auf Neapel erhob.

Haus Plantagenet (Anjou) in England.



Haus Stuart.

Jakob I., König von „Grossbritannien“ (1603—1625).

Elisabeth († 1662), verm. mit Friedrich v. d. Pfalz, Kön. v. Böhmen († 1632). — Karl I. (1625, enthauptet 1649), verm. m. Henriette v. Frankr.

Sophie, Erbin v. Britannien, verm. mit Ernst August v. Hannover. — Karl II. (1660—1685). — Jakob II. (vertrieben 1688, † 1701).

Welfisches Haus Hannover.

Georg I. (1714–1727). — Sophie Charlotte, verm. mit Friedr. I. v. Preussen. — Mary, verm. mit Wilh. III. v. Oranien (1688–1702). — Anna (1702–1714). — Jakob III., Prätendent († 1766).

Georg II. (1727–1760). — Sophie Dorothea, verm. m. Friedr. Wilhelm I. v. Preussen. — Karl Eduard, Prätendent, geschlagen b. Culloden 1746 († 1788). — Henry Kardinal v. York († 1807 in Rom).

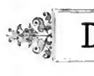
Friedrich Ludwig Prinz von Wales († 1751).

Auguste, verm. mit Karl von Braunschweig. — Georg III. (1760—1820). — Karoline Mathilde († 1775), unglücklich verm. mit Christian VII. von Dänemark (1766—1808).

Georg IV. (1820—1830), zugleich König von Hannover. — Friedrich Herzog v. York († 1827). — Wilhelm IV. (1830—1837), zugleich König von Hannover. — Eduard Herzog v. Kent († 1820). — Ernst August, König v. Hannover (1837–1851). — Adolf Herz. v. Cambridge, († 1850)

Victoria, Königin seit 1837, Kaiserin von Indien seit 1876. — Georg V., König v. Hannover (entthront 1866, † 1878). — Georg Herzog v. Cambridge.

Albert Prinz von Wales. — Ernst Herzog von Cumberland.



Das Haus Wittelsbach in der Pfalz und Bayern.



Otto von Wittelsbach-Scheyern, Pfalzgraf von Bayern († 1183).

Otto I., Herzog von Bayern 1180 († 1183). — **Konrad**, Erzbischof von Mainz († 1200). — **Otto d. J.**, Pfalzgraf von Bayern († 1189).

Ludwig I., der Kelheimer, erblicher Herzog, **erwirbt die Pfalz a. Rh. 1214**, ermordet 1231. — **Otto**, Pfalzgraf, Mörder des Königs Philipp von Schwaben (1208), geächtet und getödtet 1209.

Otto II., der Erlauchte, Pfalzgraf a. Rh. 1228, Herzog von Bayern 1231 († 1253).

Ludwig II., der Strenge, Herzog von Bayern 1253, Pfalzgraf a. Rh. und Herzog von **Oberbayern** 1255 († 1294); vermählt in 3. Ehe mit Mechtildis, Tochter Kaiser Rudolf's I., theilt Bayern mit seinem Bruder. — **Heinrich I.**, Herzog von Bayern 1253, von **Niederbayern** 1255 († 1290), vermählt mit Elisabeth, Tochter Bela's IV. von Ungarn.

Otto III., König von Ungarn 1305—1308 († 1312). **Die Linie erlischt 1340.**

Haus Pfalz.

Rudolf I., der Stammler, Herzog v. Oberbayern, entsagt 1317 infolge einer abermaligen Theilung, behält aber die **Pfalz** († 1319); verm. m. Mechtildis, Tochter des Königs Adolf von Nassau.

Adolf, Pfalzgraf a. Rh. († 1327). — **Rudolf II.** († 1353). — **Ruprecht I.**, (1353—1390). Stifter der Universität Heidelberg (1346).

Ruprecht II. (1390—1398). — **Anna**, vermählt mit Kaiser Karl IV. (1349—1352).

Ruprecht III., deutscher König (1400—1410), vermählt mit

Haus Bayern.

Ludwig (IV.) d. Bayer, Herzog v. Oberbayern, Kaiser (1314—1346), † 1347; verm. in 2. Ehe mit Margarethe, Erbtochter d. Grafen Wilhelm III. von Holland; erbt Niederbayern 1340.

[1] **Ludwig V.**, Kurf. v. Brandenburg (1322—1351), † 1366; verm. m. Margarethe Maultasch, Erbin v. Tirol. — [1] **Stephan I.** († 1375). **Landshut.** — [2] **Ludwig, d. Römer**, Kurfürst v. Brandenburg (1351—1366). — [2] **Wilhelm I.**, Graf v. Holland bis 1356 (†1377). — [2] **Albrecht**, Graf von Holland († 1404). — [2] **Otto IV.**, Kurfürst v. Brandenburg (1366—1377), † 1379; vermählt mit Katharina, Tochter Kaiser Karl's IV.

Meinhard, Herzog von Oberbayern, Graf v. Tirol; verm. m. Margarethe von Österreich († 1363). — **Stephan II.** († 1413). **Ingolstadt.** — **Friedrich** († 1393). **Landshut.** — **Johann** († 1397). **München.** — **Wilhelm II.**, Graf v. Holland: verm. mit Margarethe, Tochter Philipp's d. Kühnen v. Burgund.

Ludwig VII., d. Bärtige — **Isabelle**, († 1435); verm. m. — **Heinrich d. Reiche** — **Ernst** — **Jacobaea**, Erbin v. Holland († 1436); ihre Lande fallen

… Friedrich … der … Markgraf v. Meissen, Landgraf v. Thüringen, **Kurfürst von Sachsen** (14..—14..).

Friedrich II., der Sanftmüthige, † 1464. — Wilhelm III., der Tapfere, Landgraf v. Thüringen. † 1482.

Ernestinische Linie

Ernst, (1464—1486), stiftet die **Ernestinische Linie**.

Friedrich III., der Weise, (1486—1525). — Johann der Beständige, (1525—1532).

Johann Friedrich I., der Grossmüthige, verliert die Kurwürde und die Kurlande 1547, † 1554.

Johann Friedrich II., d. Mittlere, Herzog v. Gotha, gefangen 1567, † 1595. — Johann Wilhelm, Herzog v. Weimar, † 1573.

Friedrich Wilhelm, Herzog von Altenburg, † 1602. — Johann, Herzog von Weimar, † 1605.

Wilhelm, Herzog v. Weimar, † 1662. — Ernst der Fromme v. Gotha, † 1675. — Bernhard v. Weimar, † 1639.

Johann Ernst I. † 1683.
Johann Ernst II. † 1707.
Ernst August I., † 1748.
Ernst August II., † 1758.
Karl Aug., Grossherzg. 1815, † 1828.
Karl Friedrich, † 1853.
Karl Alexander, Grhrzg., geb. 1818.
Karl August, geb. 1844.

Friedrich I. v. Gotha, † 1691, seine Linie erlosch 1825 m. Friedr. IV.

Bernh. v. Meiningen, † 1706. — Ernst v. Hildburghausen, † 1715, sp. **Altenburg**. — Johann Ernst v. Koburg-Saalf. † 1729, sp. **K.-Gotha**.

Anton Ulrich, † 1763. — Ernst Friedrich I. † 1724. — Franz Josias, † 1764.

Georg † 1803.

Bernh. Erich Freund, entsagte 1866. — Ernst Friedrich II. † 1745. — Ernst Friedrich, † 1800.

Georg II., Herzog. — Ernst Friedrich III. † 1780. — Franz, † 1806.

Bernhard — Friedr. Herzog v. Altenburg (1826), † 1834. — Ernst I., † 1844. — Ferdinand, † 1851. — Leopold, König der Belgier, † 1865.

Joseph entsagte 1848, † 1868. — Georg † 1853.

Ernst, Herzog, geb. 1826. — Moritz, geb. 1829.

Ernst, geb. 1871.

Ernst II., geb. 1818. — Albert, Prinz-Gemahl von England, † 1861. — Ferdinand, Titularkönig v. Portugal, geb. 1816.

Alfred, Herzog v. Edinburgh, geb. 1844, präsumtiver Thronfolger in Koburg-Gotha.

Albertinische Linie

Albrecht der Beherzte, Herzog zu Sachsen, Markgraf zu Meissen, † 1500, stiftet die **Albertinische Linie**.

Georg der Reiche od. Bärtige, † 1539. — Heinrich der Fromme, † 1541.

Moritz, Herzog zu Sachsen, wird 1547 Kurfürst; erhielt in der siegreichen Schlacht bei Sievershausen die Todeswunde 1553. — August I., verm. mit Anna v. Dänemark. (1553—1586).

Christian I. (1586—1591).

Christian II. (1591—1611). — Johann Georg I. (1611—1656)

Johann Georg II. (1656—1680). — August, Herzog v. S.-Weissenfels Linie erlischt 1746. — Christian, Herzog v. S.-Merseburg. Erlischt 1738. — Moritz, Herzog v. S.-Zeitz. Erlischt 1718.

Johann Georg III. (1680—1691).

Johann Georg IV., (1691—1694). — August II., der Starke wird katholisch und 1697 König von Polen, † 1733.

August III., König von Polen (1733—1763).

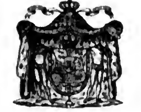
Friedrich Christian, † 1763. — Karl, † 1796 1758—1763 Herzog von Kurland. — Albert, Herzog v. Teschen. † 1822. — Clemens, letzter Kurfürst v. Trier. † 1812.

Friedrich August I., der Gerechte, seit 1806 König von Sachsen u. Herzog von Warschau. † 1827. — Anton (1827—1836). — Max. † 1838.

Friedrich August II. (1827—1854). — Johann (1854—1873)

Albert, König 1873, geb. 1828. — Georg, geb. 1832.

Friedrich August, geb. 1865. — Johann Georg, geb. 1869. — Max, geb. 1870. — Albert, geb. 1875.





Haus Oldenburg in Dänemark, Schweden, Russland und Oldenburg.



Dietrich der Glückliche, Graf von Oldenburg († 1440).

- **Christian I.**, König von Dänemark, Schweden und Norwegen, durch die Wahl des Reichsrathes (1448—1481); erster erwählter Herzog von Schleswig und Holstein s. 1460; „ewig ungedeelt“ 1474.
- **Gerhard der Streitbare**, Graf von Oldenburg († 1500). Die Linie erlischt 1681.
- **Moritz**, Graf von Delmenhorst († 1464). Die Linie erlischt 1483.

- **Johann**, König von Dänemark u. Norwegen, Herzog v. Schleswig-Holstein († 1513).
- **Friedrich I.**, Herzog von Schleswig-Holstein s. 1481, König von Dänemark und Norwegen (1523—1528), † 1533.

Königliche Linie: Holstein-Glückstadt. — *Herzogliche Linie: Holstein-Gottorp.*

- **Christian II.**, König v. Dänemark, Norwegen u. Schweden, abgesetzt 1523, stirbt in Haft zu Sonderburg 1559.
- **Christian III.**, König v. Dänemark u. Norwegen († 1559); führt die Reformation ein 1536.
- **Adolf**, Herzog v. Schleswig-Holstein in Gottorp († 1586).

Aeltere königliche (dänische) Linie. — *Jüngere königliche Linie (Sonderburg).*

Aeltere königliche (dänische) Linie:
Friedrich II. († 1588). — Christian IV. (1648). — Friedrich III. († 1670). — Christian V. (1699). — Friedrich IV. († 1730). — Christian VI. († 1746). — Friedrich V. († 1766). — Christian VII. († 1808); Friedrich († 1805). — Friedrich VI. († 1839); Christian VIII. († 1848).

Jüngere königliche Linie (Sonderburg):
Johann der Jüngere († 1622). — Alexander, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg († 1627).

Augustenburger Linie.
Ernst Günther († 1689). — Friedrich Wilhelm († 1714). — Christian August († 1754). — Friedrich Christian I. († 1794). — Friedrich Christian II. († 1814); Christian, Kronprinz v. Schweden († 1810). — Christian († 1869); Friedrich († 1865).

Beck-Glücksburger Linie.
August Philipp († 1675). — Ludwig Friedrich († 1728). — Peter August († 1775). — Karl Anton August († 1759). — Friedrich Karl Ludwig († 1816). — Wilhelm († 1831), verm. mit der Enkelin König Friedrich's V.

Herzogliche Linie: Holstein-Gottorp:
Adolf († 1586). — Johann Adolf, Fürstbischof von Lübeck († 1616). — Friedrich III. († 1659). — Christian Albrecht († 1694).

Russische Linie.
Friedrich IV. († 1702). — Karl Friedrich († 1739). — Peter III., Kaiser v. Russland († 1762). — Paul I., Kaiser v. Russland († 1801). — Alexander I. († 1825); Nikolaus I. († 1855).

Bischöfliche Linie.
Christian August († 1726), Fürstbischof von Lübeck.

Schwedische Linie.
Adolf Friedrich, König von Schweden (1751—1771). — Gustav III. († 1792); Karl XIII. († 1818). — Gustav IV. († 1837).

Johanna († 1760), verm. m. Christian von Anhalt-Zerbst. — Katharina II., Kais. v. Russland.

Oldenburger Linie.
Georg Ludwig († 1763). — Peter I. († 1829). — August, Grossherzog († 1853); Georg († 1812).

Nikolaus, Herzog von Leuchtenberg, Fürst von Romanowski.


MITTELEUROPA
nach dem Frankfurter Frieden
vom Jahre 1871
bearbeitet von Carl Wolf
Nordsee
Canal la Manche
Mittelländisches
du Lion



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



